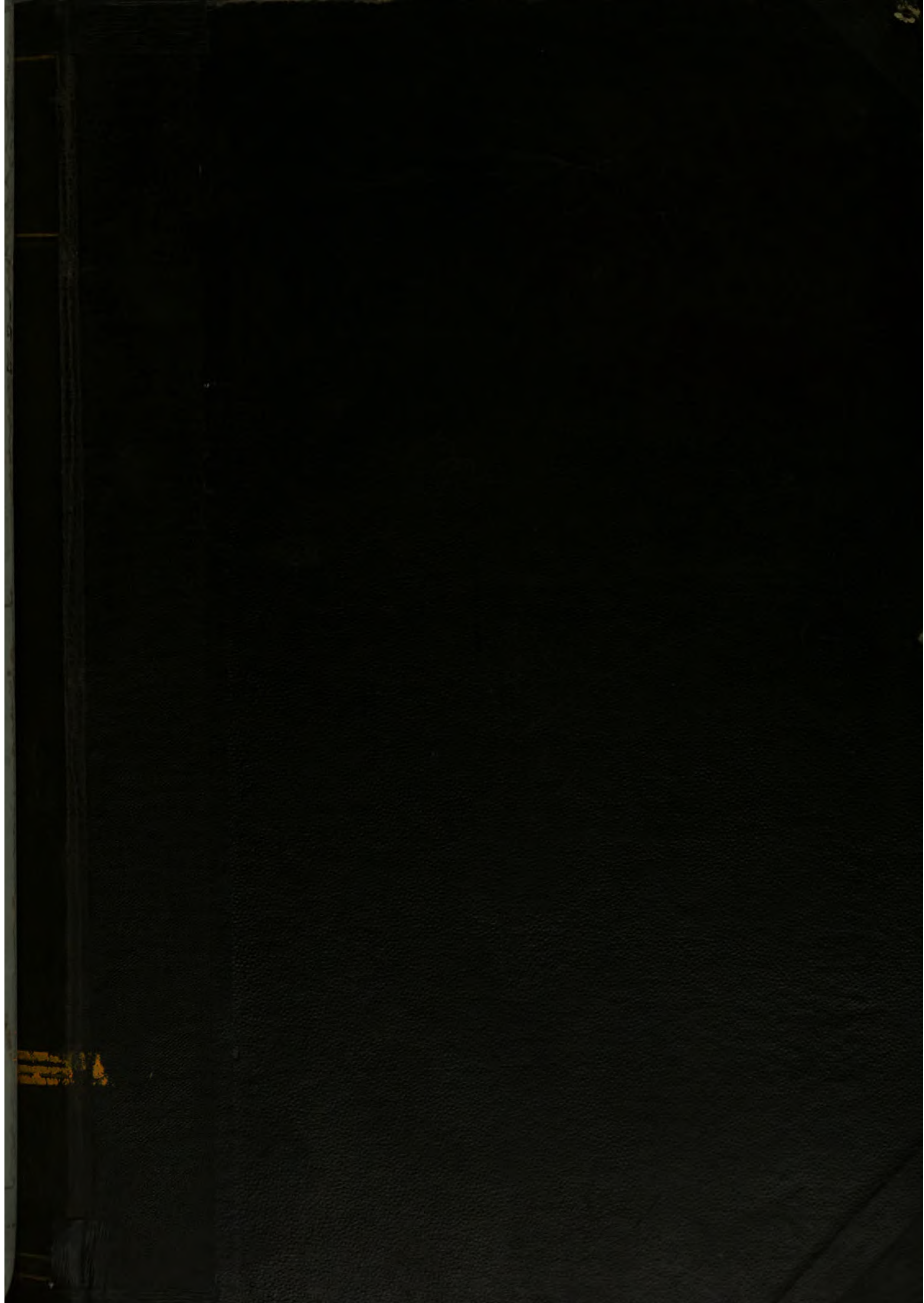
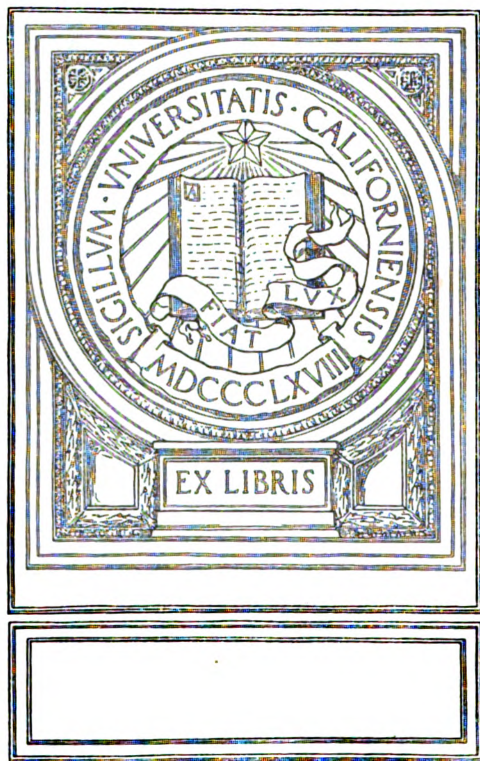



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

6d
X

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierundachtzigster Band.

April 1898 bis September 1898.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1898.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundvierzigster Jahrgang. Vierundachtzigster Band.



AP30
W4
v84

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

vierundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt
des vierundachtzigsten Bandes.

910823

Namen- und Sachregister
zum vierundachtzigsten Bande.



Gegensätze.

Roman

von

Hermann Heiberg.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Unmittelbar neben dem norddeutschen Flecken Bünderode, ihn stolz überragend, lag auf der Höhe das Schloß der adeligen Familie Zecher. Seit Menschengedenken ragten dessen mächtige Türme zum Himmel empor, dehnten sich unter grünen Parkgehölzen weiße Mauern, drangen allstündlich aus der Schloßkirche die Schläge der Turmuhr und ergossen die Glocken ihre feierlich ernsten Klänge in die zu den Füßen des Berges reizvoll hingestreckte Ebene.

Und die Einwohner Bünderodes standen zu denen oben, als ob jene ein den Landstrich beherrschendes Fürstengeschlecht, sie aber deren Unterthanen seien.

Allerdings genossen die Zechers ein Ansehen, das mehr auf Respekt vor ihrer Zurückhaltung, ihrem vornehmen Stande und ihrem Reichtum beruhte als auf der Schätzung ihrer persönlichen Eigenschaften. Nur ein Mitglied machte eine Ausnahme: die unverheiratete Comtesse Regine von Zecher. Sie wußte die Bünderoder durch ihren menschenfreundlichen, auf Bethätigung gerichteten Sinn immer wieder mit der Eigenart der übrigen Zecherschen Familienmitglieder auszusöhnen.

Gegenwärtig beschäftigte die Bewohner des Fleckens die Nachricht, daß Graf Egmont von Zecher, der älteste Sohn des Grafen Claudius von Zecher, nach vieljährigen, abenteuerlichen Wanderungen durch die Welt und glücklicher Wiederaussöhnung mit seinem Vater und seiner strengen Mutter, einer geborenen Fürstin von Wede, nach Bünderode zurückkehre.

Und eben seine Vergangenheit, die Gründe, die ihn zurückführten, seine künftige Stellung, Vermögenslage und seine Zukunftspläne boten Stoff zu zahlreichen Erörterungen.

Egmont von Zecher war bereits als sechzehnjähriger Jüngling in die Welt gegangen und hatte sich, wenn er nun wieder den Boden seiner Heimat betrat, ebensolange, wie er damals alt war, in fremden Erdteilen aufgehalten.

Er stand somit gegenwärtig noch in einem Alter, in dem andere Männer eben die Reife erlangt haben, um etwas Selbständiges zu

beginnen, einen eigenen Herd und Erwerb zu gründen und sich nach einer Frau umzusehen.

In ganz besonderer Weise nahm an dieser Rückkehr der Pastor des Fleckens, der Prediger Döbler, mit seiner Familie teil. Er hatte Egmont getauft und konfirmiert, er war in alle Verhältnisse der Zechers eingeweiht, er hatte mit der herablassenden Art des Grafen zu rechnen gelernt, und er wußte sich mit der von Standesvorurteilen beherrschten Gräfin abzufinden.

Seit anderthalb Jahren befand sich die Tochter Döblers, Lia Döbler — ein einziger Sohn hielt sich in der Fremde auf — im Schlosse. Sie hatte die Erziehung eines Knaben zu leiten, des einzigen, von Zechers angenommenen Sohnes von Maria von Zecher, die mit einem polnischen Grafen unglücklich verheiratet, dann geschieden und bald nach der Scheidung gestorben war.

Lia hatte das Lehrerinnenexamen bestanden, war in Deutschland, Frankreich und England als Erzieherin thätig gewesen und bei einem Rückkehrbesuche in Bünderode von der gräflichen Familie in gleicher Eigenschaft verpflichtet worden.

Die ausschlaggebenden Gründe für den schweren Entschluß, sich den Zechers dienstbar zu machen, waren in dem Umstande zu suchen, daß Lia infolge eines ihr von der Natur verliehenen körperlichen Fehlers draußen die niederdrückendsten Erfahrungen gemacht hatte. Ihre Wange war seit der Geburt durch ein Muttermal entstellt. Diese Entstellung ihres sonst reizenden Angesichts hatte ihr schon als Kind die traurigsten Eindrücke verschafft. Ihre Mitschülerinnen mieden sie, und sie selbst empfand es aufs schmerzlichste, daß allezeit Fremde von ihrem Anblick sichtlich unangenehm berührt wurden, daß man ihr mehr Mitleid als jemals Zuneigung entgegentrug, daß man sie nie suchte, niemals auch um sie wie um andere, die vollkommener ausgestattet waren, warb.

Mit der Zunahme der Jahre und der damit verbundenen Entwickelung ihres Körpers und ihrer Schönheit, dem sanften Ausdruck ihrer Züge und dem tiefen Dunkel ihrer Augen, hatte allerdings ein Ausgleich stattgefunden. Sah man nur das Profil von der rechten Seite, war man sogar bezaubert. Aber draußen in der Welt, der sie bei den Bewerbungen um eine Stellung hatte verschweigen müssen, welche böse Laune die Natur an ihr ausgelassen hatte, war sie doch stets auf Widerstand gestoßen.

„Wir müssen uns wieder trennen, mein Fräulein! Sie sind ein vortreffliches Mädchen, wir schätzen Sie und würden Sie unter anderen Umständen gern behalten. Aber es geht nicht. Die Kinder und wir selbst können uns nicht an Ihren Anblick gewöhnen!"

Unter solcher und ähnlicher Begründung hatte man sie wieder entlassen, und immer von neuem hatte sie sich um anderes Brot bewerben müssen.

Nur im Belgischen, auf dem Schlosse eines Barons d'Harcourt, hatte sie länger ausgehalten. Es war möglich geworden, weil Lia auf einen Verkehr mit der Familie verzichtet hatte. Sie erteilte zwei Knaben des Grafen Unterricht im Deutschen, Englischen und in der Musik und hielt sich die übrige Zeit in ihrem Zimmer auf, wohin man ihr auch die Mahlzeiten brachte. Aber durch Vereinsamung und zunehmende Gemütsbeschwerung zuletzt doch vollständig geknickt, hatte sie selbst ihre Stellung gekündigt und war, reich an ernsten Lebenserfahrungen, nach Bünderode zurückgekehrt.

* * *

Schon die Lage und die innere Einrichtung des Schlosses mit seiner herrlichen Umgebung, aber auch die Bewohner und deren Lebensweise konnten einem Romanschreiber den anziehendsten Stoff bieten.

Man gewann auf sanft geebneten Wegen ein breites Plateau, auf dem der eigentümlich zusammengesetzte, aber imposante Schloßbau emporstrebte.

Eine uralte, steinstarke, von wilden Rosen und Epheu umzingelte Mauer umschloß nach drei Seiten einen geräumigen Hof, der mit seinen zahlreichen Kübelgewächsen und Blumenecken einem Wintergarten ähnelte, und der durch seine stille Abgeschlossenheit und einsame Ruhe schon beim Betreten die Sinne in eigentümlicher Weise gefangen nahm. Geradevor schoß ein spitzgegiebeltes vierstöckiges Gebäude empor. Altertümliche

Bänke und Sitze luden links vom Eingang, zu dem eine Glasthür in geschweiften Formen führte, zum Ruhen ein. Sie überwölbte ein von Steinfiguren getragenes, kupfernes Schutzdach. Ungleich in den Mauerwänden verteilte, bald bogenförmige, bald viereckige, vielscheibige Fenster und mandelförmige, in malerischer Willkür hervorspringende Erker, auf deren Gesimsen Regine Blumen pflegte oder ihre Käfigvögel spazieren ließ, entzückten das Auge.

Auch diesen Vorderbau umklammerten von unten emporschießender Epheu und buntblühende Schlinggewächse, und zu beiden Seiten strebten, stark zurückweichend, mit Türmen versehene Flügelgebäude empor.

Durch offene Portale schaute man vom Schloßhof rechts auf einen weitläufigen Platz mit Wirtschaftsgebäuden und Stallungen und zur Linken — ein reizvoller Anblick — in das Grün der Gärten, die das Schloß umrahmten, und deren Bäume ihre Zweige über die Mauern neigten.

Eben deckten — es war Frühstückszeit — zwei Diener, der ältere Jäger und ein jüngerer Lakai, einen Tisch vor dem Vorbau zur Linken, und an dieser mit weißblitzendem Leinen und kostbarem Silbergeschirr geschmückten Tafel nahmen der Graf und die beiden Damen, langsam aus dem Inneren tretend, Platz.

Vogelgezwitscher drang aus dem Grün hinter der Gartenmauer zu ihnen herüber, ein sanfter Duft von Blumen und kräftigem Erddampf erfüllte den stillen Ort.

Die Sonne wob mit goldenen Lichtern im Park, umglühte die Dachtürme und die Mauern, während den Hof sanfte Schatten umfingen, die sich bis unter die Veranden fortsetzten, wo die Herrschaften Platz genommen hatten. —

Es giebt Familien, die man fast allezeit schwarz gekleidet sieht. Zu ihnen gehörten die Zechers. Den Kopf der Gräfin, einer schlanken, vornehm gewachsenen Dame mit äußerst ausgeglichenen Bewegungen, umschloß ein venetianisches Spitzentuch, auch trug sie ein dunkles Tuchkleid. Ebenso gekleidet war Regine, nur war ihr blonder Kopf unbedeckt; einen dunklen, sogenannten Marktfrauenhut, der dem Gesicht einen besseren Schutz gegen Sonne und Unwetter gewährte, hatte sie neben sich gelegt. Den Grafen sah man nie anders als in einem doppelgeknöpften schwarzen Rock, in dessen Knopfloch ein rotes Bändchen schimmerte, und in dunklen Beinkleidern umhergehen. Sein Kopf war schneeweiß und kurzgeschoren, das Gesicht glatt und stark markiert, mit sehr verschlossenen Zügen, wie man sie bei älteren Diplomaten häufiger findet.

„Wo ist denn das Fräulein mit Eberhard?" warf die Gräfin hin, während Regine eben ihrer Mutter den Thee hinüberreichte und der Graf sich aus einer Karaffe dunklen Wein in ein feingeschliffenes Glas goß, auch einer dampfenden Schüssel zusprach, die der Kammerjäger der Frau des Hauses bereits vorher serviert hatte.

Als eben Regine antworten wollte, erschien die Gefragte in der Thür in einem hellen Morgengewande, neben sich den dreijährigen, schlanken, etwas stark aufgeschossenen Knaben.

„Komm, mein Herzenskind, komm," rief die Großmutter, in deren Zügen bei dem Anblick des Enkels ein sonst selten hervortretender Ausdruck von Wärme erschien.

Sie streckte ihm die Arme entgegen, und auch der Graf unterbrach seine Beschäftigung, bog leicht den schneeweißen Kopf und bot Eberhard mit steif gütiger Miene die Hand. Der Knabe legte die feinen, weißen Finger in die trockene Rechte des alten Herrn, scheu, fast ein wenig gezwungen, und warf auf die Großmutter, die ihn an sich zog und die schmalen Lippen zum Kusse spitzte, einen Blick, in dem mehr Pflichtgehorsam als Zärtlichkeit zum Vorschein kam.

Erst als Regine ihm, sanft sein blondes Haar streichend, einen Platz neben sich anwies, liebevoll um ihn bemüht war und nach seinen Wünschen fragte, auch Lia ihm eine Serviette um den Hals knöpfte, eine sanfte Mahnung aussprach, gerade zu sitzen, und andere Anweisungen gab, folgte er willig, gewann die Unbefangenheit seines eigentlichen Wesens zurück und begann zu sprechen und klug zu fragen.

Und immerfort beschäftigte sich die alte Dame mit dem Kinde. Bald warf sie ihm einen ermunternden Blick zu, ihr freundlich zuzulächeln, bald redete sie den Knaben an.

Fast immer waren ihre Augen auf ihn gerichtet, und fast immer blieb die Antwort aus.

Da befahl sie plötzlich, daß er zu ihr komme, daß sein Stuhl neben den ihrigen gesetzt werde. Und als der Knabe diesem Gebot unwillfährig, mit scheu abgewendetem Haupt und niedergeschlagenen Augen Folge leistete, hob sie ihn mit zornig erregter Gebärde empor, drückte ihn auf den Sessel und sagte, ihm den auf die silberne Gabel gesteckten Bissen mit herrischer Miene hinhaltend: „So, nun laß den Eigensinn und iß! Hörst du?“

Aber er wandte das Haupt von ihr ab, ließ einen verschlossenen Ausdruck in den Zügen erscheinen und verharrte so, ohne sich zu rühren.

„Willst du gehorchen, Eberhard, augenblicklich gehorchen!“ rief die Dame mit erregter, zitternd zorniger Stimme.

Aber vergeblich! Der Knabe verharrte in Schweigen und Widerstand.

Da erhob die Gräfin die Rechte, züchtigte den Knaben heftig und rief: „So, nun wirst du wohl folgen!“ und suchte ihn, indem sie ihm den Bissen hinhielt, zum Essen zu zwingen.

Nun strömten flutende Thränen aus des Kindes Augen, und schluchzende Laute entrangen sich der kleinen Brust. Allein er glitt auch rasch, ehe sie es zu hindern vermochte, von seinem Stuhl herab, flog auf Lia zu und verbarg sein weinendes Antlitz an ihrem Schoß. Und sie redete ihm zartgütig zu und suchte ihn, bevor die Großmutter ihren Befehl wiederholen konnte, zu ihr zurückzuführen.

Aber auch jetzt war mit dem Knaben nichts zu beginnen. Er blieb stehen und weigerte sich, Lia zu folgen. Erst nach wiederholten Versuchen, denen auch Regine sich anschloß, gelang es.

„Sag, ich will's nicht wieder thun, ich will artig sein,“ redete die Gräfin, mühsam ihren Ingrimm dämpfend, ihm zu.

„Nun, Eberhard —!? Nun!?“ Die Stimme wuchs.

Aber es kam kein Laut über des Kindes Lippen. Ein solcher Ausdruck finsterer Unbeugsamkeit trat vielmehr in seine Züge, daß man kein Kind vor sich zu haben glaubte.

„So sollst du ins dunkle Kabinett gesperrt werden!“ entschied die Dame.

„Gehen Sie! Nehmen Sie ihn mit! Er soll eine Stunde darin bleiben und erst wieder herausgelassen werden, wenn er artig zu sein und um Verzeihung zu bitten verspricht!“

Nun mischte sich der Graf in die Angelegenheit, nachdem er bisher nur mit einem geteilten Ausdruck von Unmut über des Knaben Verhalten und einer starken Parteinahme gegen die Gräfin den Vorgängen gefolgt war.

„Nein! das soll nicht geschehen!“ erklärte er in einem sehr bestimmten Ton.

„Führen Sie ihn fort, Fräulein, und versuchen Sie, ihn in Güte zu veranlassen, der Gräfin Befehl zu folgen. Wir warten Ihrer hier!“

Und als seine Gemahlin einen erregten Einspruch erheben wollte, griff er mit heftig ungeduldiger Gebärde in die mit feinen Fransen verzierte Serviette und suchte durch einen herrisch gebietenden Blick seinem Willen mehr Nachdruck zu verleihen.

Die Gräfin aber achtete seiner nicht, faßte den Knaben vielmehr an den Arm, kniff ihn so stark, daß er wimmernd aufschrie, und zog ihn mit sich fort.

„Bitte, liebe Mama!“ hob Regine an und suchte sie zurückzuhalten. Aber die Gräfin, ganz von ihrer Leidenschaft fortgerissen, wehrte ihrer Tochter mit blind zorniger Entschiedenheit und setzte sich mit dem nun angstvoll wimmernden Kinde in Bewegung.

Noch einmal hielt sie, dadurch bezwungen, inne. „Willst du artig sein und um Verzeihung bitten?“ rief sie.

„Thu's doch, sei folgsam, Eberhard —“ drängte Lia, die beiden gefolgt war. Sie beugte sich zu dem Knaben herab, faßte seine Hand und suchte sie in die dargebotene Rechte der Gräfin zu legen. Inzwischen hatte sich aber auch der Graf erhoben und war der Gruppe nähergetreten.

Als das Kind auch jetzt nicht that, wozu Lia und die Großmutter es aufforderten, sie es aber mit einem Ausdruck erschreckenden Ingrimms packte, da löste er das Kind gewaltsam aus ihrem Zwange, übergab es Lia und hieß beide rasch von dannen gehen.

Und nun fügte sich die Gräfin, obschon es

in ihrem Inneren brodelte. Sie trat, die Hand auf die Brust pressend, mit finster verschlossener Miene an ihren Platz zurück.

Hier angelangt, sagte sie mit heiserer Stimme: „Soviel ist mir heute klar geworden: der Junge ist nicht in den rechten Händen. Das Fräulein muß fort. Es muß eine andere Person angestellt werden."

Zunächst brachten der Graf und Regine ihre abweichende Ansicht nur durch stumme Gebärden zum Ausdruck; dann sagte der Graf kurz und bestimmt: „Es liegt nicht an Fräulein Döbler. Es liegt an dem Charakter des Knaben. Er ist nur durch Güte zu lenken. Man muß die Erziehung der Veranlagung anpassen. Du bist zu streng, viel zu heftig. Du mußt ihn gehen lassen. Du willst etwas erzwingen, was er nicht zu geben vermag —"

„Und was ist das? Was vermag er nicht zu geben?" fragte die Gräfin, in deren Angesicht eine unheimliche Blässe getreten war.

„Liebe!" entgegnete der Mann. „Du wirst sein Herz nur gewinnen, wenn du nicht erziehst, sondern dich in seine kindliche Eigenart hineinversetzest, wenn du, gleichsam auch ein Kind, mit ihm redest, auf seine Gedanken eingehst, mit ihm spielst, mit ihm —"

„Ich denke, Kinder zu erziehen habe ich nicht erst zu lernen. Deine Vorschriften passen für die Gouvernante des Hauses, nicht für mich," gab die Frau mit stolzer Würde zurück.

„Wer lernt je aus, Frida? Wer hat je die Geheimnisse der Kinderseele ergründet?" entgegnete der Graf mit sanfter Gemessenheit. „Und Thatsachen beweisen doch. Wir alle können uns mit dem Kleinen verständigen; du bist die einzige, der es nicht gelingt."

Die Gräfin preßte die Lippen aufeinander. Diesmal erwiderte sie nichts; statt ihrer nahm Regine, die sich während dieses letzten Vorganges still auf ihren Platz zurückbegeben und eine Arbeit ergriffen hatte, das Wort: „Ich glaube, daß Papa recht hat, liebe Mama," wagte sie zu sagen. „Eberhard ist sehr eigenwillig und nicht leicht zu lenken. Lia ist durchaus nicht schuld, sie ist unvergleichlich geduldig und verständig mit ihm."

„Sei so alt wie ich! Dann wirst du finden, daß man keine Lehren und Anweisungen von seinen Kindern zu hören wünscht. Also spare deine Worte! Das Fräulein hat es nicht verstanden, dem Knaben Gehorsam gegen seine Mutter — seine Großmutter beizubringen. Das ist mir — ganz abgesehen von allem anderen — Beweis genug, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist. Ich habe auch sonst manches, das mir auf die Länge nicht paßt."

Nach diesen Worten reckte sie ihre Gestalt, ordnete an ihrer Toilette und wandte sich, gemessen das Haupt neigend, dem zum Garten führenden offenen Portal zu.

Nach wenigen Augenblicken war sie den Blicken ihrer Angehörigen entschwunden.

* *
*

Am folgenden Vormittage war im Schloß alles in starker Bewegung. Schon längere Zeit hielt die vierspännige in Silber und Lack blitzende Kalesche vor dem Portal, um die Familie Zecher nach dem mehrere Stunden entfernten Bahnhof zu fahren. Am vorhergehenden Tage war gleich nach dem Frühstück eine Depesche von Egmont Zecher eingegangen, in der er gemeldet hatte, daß er mittags zwölf Uhr in Eckernmünde eintreffen werde.

Er hoffe, auch seine Brüder anzutreffen, um mit allen Familienmitgliedern zugleich das Wiedersehen zu feiern. Infolgedessen hatte der Graf an den Rittmeister Grafen Erwin von Zecher nach Wandsbeck und an den Hauptmann Grafen Konstantin von Zecher nach Lübeck depeschiert, und sie beide ersucht, Urlaub zu erbitten, um so bald wie möglich auf Schloß Bünderode einzutreffen. Diese Wiederkehr des Sohnes wurde trotz allem Vorhergegangenen als ein bedeutungsvolles Ereignis gefeiert.

Empfindungen des Grolles oder gar frühere Gedanken einer Lossagung von diesem Sohne waren ausgelöscht.

Egmont war beider Fleisch und Blut, die natürlichen menschlichen, nur in äußersten Ausnahmefällen in den Herzen der Menschen ersterbenden Elterngefühle gelangten zu ihrem Recht.

Am Morgen hatte der Graf, als er in seinen sonnenbeschienenen, mit Büchern, Kunstschätzen und Seltenheiten angefüllten

Gemächern saß und wie immer allein dort sein Frühstück einnahm, den einzigen Brief, den sein Sohn ihm von London vor Wochen gesandt hatte, noch einmal durchgelesen.

Das Schreiben, das den Mann in seinem ganzen Sein und Wesen zeichnete, lautete:

„Derjenige, welcher euch diese Zeilen sendet, ist euer Sohn Egmont, derselbe, der vor sechzehn Jahren hinausging, weil ihm schon damals die Heimat zu eng war, weil sich sein Temperament und sein freigeborener Sinn gegen die steifen Ordnungen, den Zwang und die Bevormundungen der europäischen Welt auflehnte, weil er fühlte, daß er, so wie ihn der Schöpfer geschaffen, nicht in die Verhältnisse passe.

Ihr habt ihm damals schwer gegrollt, wohl weit mehr noch als das, denn auf seine zwei Briefe erhielt er keine Antwort. So mußte er sich auf sich selbst verlassen, äußerlich und innerlich, mußte denken, daß er keine Familie und keine Heimat mehr besitze.

Allmählich hat sich aber die Sehnsucht wieder mächtig geregt. Zu dem Drange nach Annäherung, zu dem Verlangen, die Heimat und das elterliche Haus wiederzusehen, gesellen sich die Gedanken des reifen Mannes, der sich sagt, daß solche Entfremdungen allezeit durch die Zeit erlöschen, daß sie sicher ausgemerzt werden, wenn beide Teile ihre Lebenserfahrungen und die natürlichen Regungen ihres Inneren zur Hilfe nehmen.

Mein Unrecht bestand damals in der Eigenwilligkeit, mich so früh und gegen euren Willen auf eigene Füße zu stellen, mich dem Zufall zu überlassen.

Ich räume das ein. Aber ich habe mich keines Vergehens oder gar eines Verbrechens schuldig gemacht, auch war mein Leben zwar bunt und wechselfällig wie wohl selten eines anderen Menschen Dasein während einer solchen Spanne Zeit, aber ich vergaß nie, daß ich zu der Familie der Grafen Zecher gehöre, in deren Wappen eingegraben steht: Tout pour l'honneur.

Ich bleibe hier noch einige Wochen, vielleicht länger. Ich erbitte eure Nachrichten, ob ich euch willkommen bin. Ich sage gleich, daß ich nicht weiß, ob ich dort, ob ich in Deutschland, ob ich in Europa bleibe. Mein Wunsch ist, etwas im Norden, womöglich in der Nähe von Bünderode zu finden, ein Gut oder eine Fabrik, ein Geschäft oder ein Amt mit starker Thätigkeit zu übernehmen. Ich verstehe das alles, ich habe viel gelernt. Wollt ihr mir helfen, so nehme ich eure Hilfe dankbar an. Aber ich kann auch ferner meine Wege allein gehen.

Und zum Schluß noch eine Bemerkung. Ich bin anders als ihr. Stoßt euch, ich bitte, nicht daran. Ihr seid meiner Rücksicht in gleichem Maße sicher.

Und nun drücke ich euch und meinen Geschwistern die Hand. Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Egmont."

Das war ganz der Alte! Vieles an ihm gefiel dem Grafen. Inhalt und Kürze, die allem Überflüssigen abgewendete, nur auf das Wesentliche gerichtete Ausdrucksweise entsprachen seinem Geschmack. Er war selbst ein Mann, der sein Augenmerk darauf richtete. Auch würde er wohl in der Welt eine bedeutende Rolle haben spielen können, wenn ihn die Verhältnisse zum Erwerb gezwungen hätten. Aber auf Grund seiner Erziehung, seines Reichtums und seines Standes hatten sich seine Gedanken vorzugsweise auf vornehme Äußerlichkeiten gerichtet. Sein Denken und Wünschen ging auf die Erreichung noch stärkeren Ansehens und noch größerer Beachtung in seinen Kreisen und namentlich bei Hofe.

Er war in allem, bis auf diesen Punkt, starrsinnig, verflüchtigte durch seine Standesvorurteile sein besseres Ich. Und deshalb berührten auch gerade die letzten Zeilen in Egmonts Schreiben den Grafen wenig angenehm.

Egmont sprach von der Übernahme einer Fabrik, gar eines Geschäftes! Das waren die amerikanischen Ideen, Ideen, die für die Mitglieder der Zecherschen Familie durchaus nicht paßten, die Egmont für einen Verkehr, wie sie und seine Brüder ihn pflegten, durchaus ungeeignet machten, die die Zechers arg bloßstellen würden. —

Als die Herrschaften den Wagen besteigen wollten, wurde von Regine die Frage aufgeworfen, ob nicht Eberhard mitfahren solle. Es war des Knaben größtes Verlangen.

Die Großmama aber entschied kurz und bündig gegen seinen Wunsch. Er müsse noch Strafe leiden, weil er am vorhergehenden Tage seinen Trotz in so unerhörter Weise herausgekehrt habe.

Infolgedessen nahm Lia das bitterlich schluchzende Kind an die Hand und schritt, während das Gefährt den Weg hinabflog, in den Hof zurück.

Ihre über den Innenhof schreitenden Gestalten und das, was sie umgab, boten ein malerisches Bild für einen Künstler. Zuseiten die alten, von Grün umzingelten Mauern, hinter ihnen die hochstämmigen Parkbäume, geradevor das mächtige Schloß mit dem herrlichen Zwischenbau, den Giebeln, den reizvollen Erkern, Vorsprüngen, Verzierungen und Balkonen, alles in dem gedämpften schwärzlichen Grau des Alters, alles in der soliden Festigkeit und in der klösterlich kräftigen Kunst der vergangenen Jahrhunderte.

Und wiederum zur Rechten der in Ordnung und Sauberkeit blitzende Hof; man sah ihn durch die zwei weitgeöffneten Portale. Eben schritten zwei rotlivrierte Lakaien aus den Wirtschaftsgebäuden; ein junger Kutscher in grauen Escarpins füllte Wasser in einen Eimer am runden, mit Figuren besetzten, kalt plätschernden Steinbrunnen, und ein Stallknecht fegte das glatte Pflaster.

Nachdem Lia mit dem Knaben ihr Zimmer betreten hatte, war sie zunächst darauf bedacht, ihn durch allerlei Zerstreuungen von seinem Kummer abzulenken. Sie griff nach einem Liederalbum, setzte sich ans Klavier und spielte ihm vor, und bald horchte auch der Kleine wie immer voll lebhafter Spannung auf.

Nach dem Spiel setzte sich Lia mit ihm an eines von den nach dem Park gerichteten Fenstern. Sie holte Bilderbücher herbei, nannte die Gegenstände oder fragte, wo der Löwe, der Hahn, der Baum, der Esel, die Stube, das Haus oder ein anderer Gegenstand zu finden sei. Und voll Eifer war er dabei.

„Hast du mich denn auch recht lieb, Eberhard?“ warf sie wohl einmal hin, wenn er an ihr herumkletterte, auf ihrem Schoß sich aufrichtete, von ihr gehalten, den Oberkörper zurückbog, oder von ihren Armen emporgehoben, Schwebeübungen in der Luft machte. Dann schlangen sich seine feinen Kinderarme um ihren Hals, und er küßte ihren Mund und ihre rechte Wange mit stürmischer Zärtlichkeit. Die linke Backe aber mied er mit seinem natürlichen Schönheitssinn allezeit vorsichtig.

„Du da immer noch Rotes hast?“ betonte er, kleine Falten auf der Kinderstirn ziehend und die Lippen zusammenpressend. Und „Wegwischen“, meinte er dann, glitt rasch von ihr herab, lief ins Nebengemach, ein großes, geräumiges Schlafzimmer, holte einen Schwamm, tauchte ihn, sich hochreckend, in sein Waschgeschirr und wollte damit den roten Fleck beseitigen. Sie aber wehrte ihm sanft, entzog ihm den Schwamm, erinnerte ihn, daß es Frühstückszeit geworden sei, daß sie sich ins Speisezimmer begeben müßten und daß er dann ein paar Stündchen zu ruhen habe.

Sie betraten den mit alten schlanken Spiegeln und grünseidenen Tapeten geschmückten Speisesaal, riefen dem Diener, der ihnen das Frühstück servierte, und begaben sich nach beendigtem Mahl wieder in Lias Zimmer.

Und als der Knabe, das Haupt mit dem weichen blonden Haar in die Kissen vergraben, eingeschlummert war, wies sie eines der dienenden Mädchen an, auf ihn zu achten, griff nach Hut und Mantel, durchschritt den Schloßhof und begab sich in den Flecken hinunter.

Sie wollte die Abwesenheit der Herrschaften benutzen, um nach wochenlangem Fernbleiben einmal die Ihrigen wieder zu besuchen, mit ihnen zu plaudern und ihnen ihr Herz auszuschütten.

* *
*

Das Pastorhaus lag, von grünem Gartengebüsch und nadelreichen Tannen umgeben, überaus reizvoll mitten im Flecken, aber nicht wie die übrigen Gebäude der geraden Straßenflucht angepaßt, sondern zurückgebaut, mit einem von Ulmen umschlossenen geräumigen Platz, über den eine alte Linde weit ihre Äste breitete. Ihren hundertjährigen Stamm umschlossen Sitze, auf denen Lia als Kind an lauen Sommerabenden mit ihren Eltern oft gesessen, oder vor denen sie mit

ihrem Bruder Theo, der jetzt als Eisenbahn-Ingenieur in Südamerika beschäftigt war, ihre lustigen, sorglosen Spiele gespielt hatte.

Zu Lias Enttäuschung erklärte ihr beim Eintritt die Magd, eine über das Heiratsalter fortgeschrittene Person, daß Frau Pastorin vor einer Weile in den Flecken gegangen sei und daß der Pastor Besuch habe. Ein Fremder sei bei ihm.

Während beide noch sprachen und Lia ihre dadurch verschobenen Pläne überdachte, öffnete der Pastor, ein kleiner, feingebauter Mann mit vergeistigten Zügen und einer schwarzen Kappe auf dem Silberhaar, die Thür seines Studierzimmers und spähte hinaus, was draußen vor sich gehe.

„Ah du, meine Lia!" rief er, angenehm überrascht, in einem überaus zärtlichen Tone. „Bitte, tritt zu mir herein! Mutter ist ausgegangen. Nein, nein — du störst durchaus nicht! Der Herr ist ein Bekannter. Du kennst ihn sehr gut!"

Zu gleicher Zeit erschien ein kräftig gebauter Mann mit einem starken Vollbart und milden, ernsten Augen in der Thür und verneigte sich.

„Sie erkennen mich wohl kaum wieder, Fräulein Lia," hob er an. „Ich bin Doktor Ernst Gussow."

Lias Mienen hellten sich auf. Munter trat sie, dem Gaste mit warmherzigem Ausdruck die Hand entgegenstreckend, in das von Tabaksrauch verqualmte und mit vielen Bücherregalen und alten Möbeln besetzte Studierzimmer.

Bald saßen sie einander gegenüber, und fleißig erzählte der Doktor, der als Schiffsarzt auf überseeischen Dampfern weite Reisen gemacht hatte und seit sieben Jahren nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt war, von seinen Erlebnissen.

Er war der Sohn des einzigen Arztes im Dorf, eines vielbeschäftigten, sehr beliebten Mannes.

Und da geschah es denn, daß auch später auf „die oben im Schloß" die Rede kam, und daß Ernst Gussow berichten konnte, wie er mit dem Grafen Egmont zufällig in London zusammengetroffen und auch bis Hamburg gereist sei.

Diese Mitteilung weckte Lias Teilnahme ganz außerordentlich. Sie drang in den Doktor, der sie mit sichtlich starkem Interesse immer wieder betrachtete, von dem vielbesprochenen Grafen Egmont doch mehr zu erzählen.

„Wie ist er? Wie sieht er aus? Ist er liebenswürdig? Will er hier nun ferner bleiben?"

„Ja, ich glaub's, Fräulein Lia!" bestätigte der Doktor stark phlegmatisch im Ton, obschon, oder gerade weil ihn die Eifersucht ergriff, daß nicht er, sondern der absonderliche Graf für sie der Mittelpunkt aller Gedanken zu sein schien.

„Nun? Erzählen Sie. Ich bitte!" fuhr Lia, der die Wandlung seiner Stimmung nicht entgangen war, mit gleicher Lebhaftigkeit fort.

„Er soll ein ausnehmend interessanter Mann sein," nahm nun der Pastor das Wort, zugleich holte er, mühsam paffend, den Rauch aus der stockenden Pfeife hervor, und legte einen Ausdruck in das Antlitz, durch den er bekräftigte, daß Doktor Gussow ihm bereits einen Bericht über Graf Egmont erstattet habe.

„Ja! So ist's!" bestätigte der Doktor, nun wieder sachlich gestimmt. „Ein ungewöhnlich lebhafter, gleichsam sprühender Mensch mit zehn Augen und doppeltem Gehirn im Kopf, einem Körper wie aus Stahl gemacht, einem Magen und einem Appetit, der Elefanten und Strauße, und einer Ausdauer, die Kamele beschämen könnte. Aber —" schloß er, da er Lias lebhaft gehobenem Blick begegnete, „leben kann man kaum mit ihm. Ein paar Tage hält man es aus, aber dann ist man vollständig fertig. Er hält einen derartig in Atem, daß man förmlich Luft schnappt, wenn man wieder von ihm erlöst ist. Man möchte ihn fliehen, obschon kein Mensch fesselnder, anregender sein kann. Er läßt zudem schwer eine andere Meinung aufkommen; er ist, obschon Amerikaner, ein Grandseigneur; er ist, obschon durch die Welt gezogen, durch unglaubliche Schicksale hin- und hergeschleppt, durch Not auf Bücken und Dienen angewiesen, obschon vertraut geworden mit dem harten Leben wie keiner, doch ein vollkommener Junker geblieben und kehrt den Aristokraten heraus, sobald man sich ihm gleichzustellen wagt."

„So — so — hm — hm! Ja, ich be-

greife, daß da vieles an ihm abstößt!“ entgegnete Lia nachdenklich. „Aber andererseits,“ fuhr sie wieder belebt fort, „wenn man, wie ich, längere Zeit im Lebensgewühl gestanden und die Beobachtung gemacht hat, wie schwächlich, kümmerlich, veränderlich, wie unmännlich gerade die meisten Männer sind, dann freut man sich doch einer solchen Erscheinung, einer solchen starken Persönlichkeit.“

„Gewiß, gewiß!“ bestätigte der Doktor in ehrlicher Zustimmung. „Aber ich wiederhole und ich meine: im engeren Umgang kommt's auf ein harmonisches Zusammenleben, auf Übereinstimmung, auf Frieden, nicht auf Ausübung der Fähigkeiten, der Kräfte, nicht auf große Thaten an. Man muß unterscheiden zwischen den Menschen der Öffentlichkeit mit ihren großen Zielen und ihrem rücksichtslosen Vorwärtsdrängen und denen, mit welchen wir unser tägliches Dasein teilen sollen. Wohl niemals waren Frauen bedeutender Männer glücklich. Eiserne, aufs Öffentliche gerichtete Thatkraft schließt Familiensinn, Liebenswürdigkeit, Drang nach häuslicher Beschränkung, nach seelischer Verinnerlichung aus.“

„Meinen Sie —?“ warf Lia gedehnt und sichtlich nicht überzeugt hin, als der Doktor innehielt. „Glauben Sie nicht, daß ein großangelegtes Weib, das neben einem ungewöhnlich bedeutenden Manne steht, gern auf die Reize des Stilllebens, auf Empfindsamkeiten und Verzärtelung verzichtet, wenn sie mit denken, arbeiten und mit fördern kann, was ein solcher Geist zum Besten der Allgemeinheit in seinem Gehirn verarbeitet, in Thaten umzusetzen bemüht ist?“

Der Doktor lächelte überlegen.

„In der Theorie,“ entgegnete er, „ist das, was Sie sagen, sehr schön. Gewiß! Auch ehrt Sie solche Auffassung. Aber vorerst giebt's wohl kaum solche Frauen. Das Leben ist zu kalt und nüchtern, um an solchen Idealen festhalten zu können, und überdies — es klingt sehr pessimistisch, sehr materiell — glaube ich, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht an das Vorhandensein solcher hohen Ziele. Eitelkeit, Vorteils- und Herrschsucht, also gemeine Triebe, bestimmen die meisten, nicht die Gefühle für das Erhabene im tieferen Sinne. Reinere, gerechtere Herzen besitzen die Stillen, Friedfertigen, ja, sie allein! Um was handelt es sich denn im Menschenleben, wie man es auch umdreht und ansieht, bis ans letzte Ende? Man will glücklich sein! Glück bietet nur weise Beschränkung. Ehrgeiz, übertriebener Forschungstrieb, selbst die edleren Regungen: Drang nach Welt- und Menschenbeglückung, schaffen ein verzehrendes Feuer in der Brust. Welchen Lohn empfangen sie alle bei Lebzeiten? Keinen! Und was haben sie davon, wenn man sie in die Erde gelegt, ihnen ein Denkmal in Erz oder Stein errichtet oder ihren Namen in die für die Nachwelt bestimmten Bücher eingetragen hat?“

„So meinen Sie also, das Schicksal eines Kanarienvogelzüchters, der ein gutes Weib und wohlgeratene Kinder besitzt, und der allezeit gesund und lebensfroh ist, sei höher anzuschlagen als das, ein Alexander, ein Napoleon, ein Friedrich der Große gewesen zu sein?“

„Ja, unbedingt, Fräulein Lia! Das meine ich, und ich weiß, daß Sie mich nicht mißverstehen, daß Sie von meiner Bewunderung alles Großen, wirklich Bedeutenden und Wertvollen nichtsdestoweniger überzeugt sind. Betrachten Sie Ihren ehrwürdigen Papa! Wie leuchtet sein Auge so hell, wie sanft sind seine Mienen, wie gesund seine Wangen; welch ein Odem des Friedens und des Glückes weht in diesen Räumen! Wie schön und still und sauber ist das Haus, wie herrlich die Gegend ringsum, wie selig abgeschlossen liegt unsere schöne Heimat, wie voll genießen sie alle bei uns das, was, ihren bescheidenen Ansprüchen angemessen, das Schicksal ihnen gewährte. Schauderhaft ist — Sie wissen's doch auch aus Erfahrungen — die große Welt mit ihrem Jagen, Treiben, mit ihrer Unruhe, ihrer Unehrlichkeit, ihrer Gemeinheit und ihren Verbrechen. Gleich würde ich meine Thätigkeit vertauschen gegen eine Wirksamkeit in Bünderode. Ich weiß es, mit einem unheilbaren Wehkrampf im Herzen werde ich diesmal wieder von dannen gehen. Ich sah die Heimat wieder — ich ließ mich von meiner Sehnsucht verleiten — und bin nun verloren.“

Der Mann schwieg und richtete sein gutes, ehrliches und lebendiges Auge auf die, die er zu überzeugen trachtete. Wie er war,

das war eben zum Vorschein gekommen, und Lia fühlte etwas in ihrem Inneren emporsteigen, das sich ihm wenigstens gegenwärtig mit unruhigem Begehren zuwendete.

* * *

Nun war er da! Nun donnerte der Wagen über das Pflaster, nun sausten die vier feurigen Schwarzen in den Schloßhof herein, nahmen unter lautem Peitschenknall schnaubend, schlank und gewandt dahinfliegend, die Biegung um das Blumenrondel, und nun stoppten sie, von dem Kutscher mit kräftiger Hand gehemmt, vor der dreistufigen Sandsteintreppe, schnoben aus den Nüstern, nickten mit den Köpfen und spritzten den weißen Schaum, der über die Silbergebisse tropfte, ringsum auf die steinige Erde.

Und vorn im Parterre, hinter der Gardine versteckt, stand Lia mit unruhig pochendem Herzen und umfing mit ihren Blicken den Mann, von dem sie seit ihren Kinderjahren bis auf den heutigen Tag mehr gehört hatte als von irgend einem anderen Sterblichen.

Leicht wie ein Jüngling sprang er, nachdem die Lakaien den Herrschaften behilflich gewesen waren, aus dem Wagen. Er war ein knochig kräftiger Mann mit langem Schnurr- und Kinnbart, ungemein intelligenten Zügen, entschlossenem Wesen und scharfblickenden Augen unter den starken Brauen.

Alles zusammengenommen, eine Persönlichkeit, auf die man den Blick richten mußte, deren Erscheinung um so mehr fesselte, als eigentümliche Gegensätze in ihr zum Vorschein traten.

Egmont trug ein Sommerkostüm aus schneeweißem Leinen, hatte ein schwarzseidenes Tuch lose und tief um den braungefärbten Hals geschlungen, und auf seinem Kopfe saß — nicht etwa eine Reisemütze oder eine sonstige weiche Hauptbedeckung — sondern ein hoher schwarzer englischer Cylinderhut.

Die Füße steckten in breiten braunroten Schuhen, und seidene, mit schwarzen Linien durchzogene Strümpfe guckten unter den weißen Beinkleidern hervor. Und als nun eben auch der offene Nebenwagen herangerasselt kam, wurde auf diesem eine Gepäcksammlung von Koffern in braunem und rotem Juchtenleder sichtbar, die eher einer reisenden Fürstenfamilie als einer einzelnen, wenn auch noch so vornehmen Person anzugehören schien.

Und gleich darauf drang auch des Grafen Stimme vom Flur her an Lias Ohr. In seiner ungestümen Art gab er seinen Gedanken über die neuen Eindrücke sogleich kennzeichnenden Ausdruck.

„Goddam!" betonte er, „den Parlour habt ihr aber sehr vorteilhaft verändert. Ganz famos — in der That!"

Was er sprach, geschah überlaut, klang geräuschvoll, störend an einem Orte, wo jeder stillschweigend angewiesen war, ein feines Maß zu halten, sich zu erinnern, daß die gräflichen Herrschaften eine ehrerbietige Zurückhaltung, ein sanftes Verhalten bei allen Mitbewohnern voraussetzten.

Lia glaubte auch durch die Wände zu sehen, wie wenig sich die Gräfin durch dieses „Goddam" und durch das ungestüme Wesen ihres Sohnes angemutet fühlte, wie sie den steifen Oberkörper zurückbog, und wie auch der Graf unwillkürlich die Mienen veränderte.

Solche Ausdrücke paßten durchaus nicht ins Schloß Bünderode.

Zum erstenmal trat Lia dem Grafen kurz vor Beginn der Mahlzeit gegenüber. Er stand — früher als die übrigen durch die Tischglocke herbeigelockt — im Gartenspeisezimmer und schaute durch die offenen Flügelthüren in den Park hinaus.

Sichtlich waren seine Sinne von dem Anblick gefangen. Er bewegte langsam nickend das Haupt, und ein Ausdruck höchster Befriedigung entglitt seinem Munde.

„Beautiful, very beautiful, indeed!" stieß er stark betonend, halblaut heraus, und erst als das Geräusch ihrer Schritte sein Ohr berührte, wandte er sich um.

Doch trat zuerst ein Ausdruck starken Befremdens in sein Angesicht, als er statt seiner Angehörigen eine Unbekannte vor sich sah. Dann besann er sich.

„Sapperment! Bist du ein Prachtkerl!" brach es aus seinem Munde hervor, während er sich dem kleinen Neffen näherte.

Dann nahm er ihn, sich vorher kurz und artig vor Lia verneigend, auf den Arm,

hielt ihn hoch, betrachtete ihn mit warmblickenden Augen und zog ihn zärtlich zu sich herab.

Er that's, obschon sich das Kind — ungewohnt solcher lebhaften Annäherungen von völlig fremder Seite — unwillkürlich wehrte, obschon es den Kopf zurückbog und nach seiner Gewohnheit die dunklen Augen fest zusammenkniff.

Und aus Egmonts Armen strebte er zu Lia und ließ nicht ab, bis der Graf ihn wieder auf die Erde gesetzt hatte.

„Damned boy! Ich bin ja dein Onkel — und ich bin dir ja gut!" stieß Egmont mit gutmütigem Tadel hervor, warf dann auf Lia einen fragenden Blick und wollte sie nun auch eben anreden, als der Graf und die Gräfin mit Regine ins Zimmer traten. Ihnen folgten bereits die zum Aufwarten bereiten Lakaien.

„Ah — schon da?" betonte der Graf in einem bequemen Tone, und die Gräfin schloß sich ihm nachlässig an.

„Jawohl, jawohl! Ich bin schon eine Weile oben in Ordnung —" entgegnete Egmont, zog Regine an sich, hielt ihren schlanken Leib umschlungen und sprach in geläufiger, ununterbrochener Rede auf alle ein.

Er erzählte, daß er schon Eberhard kennen gelernt, der Knabe sich aber außerordentlich scheu und ablehnend verhalten habe.

„Ja, leider, leider!" bestätigte die Gräfin seufzend, indem sie den Kleinen und Lia, die sich wartend ans Fenster gestellt hatten, durch eine kurze, befehlende Geste herbeirief.

Regine nahm Lia den Knaben mit gütiger Miene ab und richtete die Frage an sie, ob ihr Graf Egmont schon vorgestellt sei.

Lia verneinte stumm bescheiden, warf einen dankenden Blick auf die Comtesse und verbeugte sich tief vor dem Grafen.

„Freut mich ganz außerordentlich!" betonte Egmont Zecher, reichte Lia, statt auf ihr Ceremoniell einzugehen, mit freimütiger Liebenswürdigkeit die Hand und drückte sie.

Dabei sah er ihr voll und gütig in die Augen und sagte:

„Gerade wollte ich selbst mich Ihnen noch vorstellen. Natürlich! — Der Eintritt der Meinigen unterbrach meine Absicht. I beg your pardon, Miss Döbler!"

Dazu nickte er nochmals leutselig und wandte sich, während Lia zurücktrat, wieder zu den Seinigen.

An der Tafel führte Egmont fast ausschließlich das Wort. Zunächst ließ er sich lachend über den ihm zur Bedienung überwiesenen Lakai aus.

„Ein gottvoller Kerl!" erklärte er. „Er hält den Hals schief wie ein Delinquent und schnüffelt und schnaubt wie ein Stier auf der Weide. Wo habt ihr das Exemplar her? So — so — von drüben — von Eckstedt? Der Sohn von Marlow? Na ja! Er macht ja seine Sache sehr ordentlich, aber den Hals müssen wir ihm gerade biegen, und das Schnauben muß er aufstecken. Ich habe ihm schon einen Namen gegeben. Ich fragte, wie er heiße, und berichtigte ihn gleich und sagte: Mich dünkt, Schnauber wäre richtiger, junger Grasabkömmling! — Kerl! prusten Sie nicht wie eine Dampfmaschine. Das schickt sich nicht bei Herrschaften!"

„Es ist Verlegenheit, Furcht vor deiner Persönlichkeit, Egmont," schob Regine vermittelnd ein. „Er thut's sonst nicht, es ist ein williger, vortrefflicher Mensch."

Und Egmont verzog den Mund und sah seine Schwester mit liebenswürdig zustimmendem Ausdruck an.

Später rief er den Jäger Konrad herbei und befahl, ihm ein größeres Glas für den Rotwein zu bringen.

„Ich trinke gern mit kurzen, kräftigen Zügen. Die kleinen Gläser kommen mir wie Vogelbauernäpfe vor. Pardon! Ihr habt nichts dagegen!" schloß er, als er in die etwas steifen Mienen seiner Mutter sah.

Die Gräfin hatte sich schon oft darüber ausgelassen, daß starkes Trinken ihr widerwärtig sei. Ein halbes Glas zu jedem Gang höchstens wäre gestattet, alles mehr sei unfein, verriete einen Mangel an guter Erziehung.

Und nun forderte Egmont gar Wassergläser und trank ihren Inhalt aus, als sei er ein erschöpfter Wanderer.

„No, no! Diese gepfefferten Pikanterien liebe ich nicht!" wehrte er kurz ab, als der Lakai als Zwischengang eine Schüssel mit spanischen Pasteten darbot.

Dagegen ließ er sich Brot bringen, nahm

einen vollen Haufen und verzehrte ihn, während die übrigen der dargebotenen Speise ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schenkten.

„Wie geht's zu, meine Herzensschwester, daß du noch nicht verheiratet bist?“ wandte er sich dann plötzlich an Regine, ohne der Anwesenheit der Dienerschaft zu achten. „So schön, so liebreizend! Na! Auf dein Wohl und deinen Künftigen!“ fügte er hinzu, erhob das Glas und schaute ihr zärtlich in die Augen.

Und später ließ er sich über amerikanische und europäische Staats-, Gemeinde- und Gesellschaftsverhältnisse aus, hob die Achseln, als sein Vater und seine Mutter die alten Zustände zwischen Herren und Untergebenen als die beglückenden, immer noch festzuhaltenden hervorhoben, den modernen Fortschritt als eine Teufelserfindung bezeichneten und überhaupt bekundeten, wie sehr sie nicht nur von seinen Ansichten abwichen, sondern wie verderblich es nach ihrer Meinung sei, wenn Leute seines Standes dem Schnelllauf der Entwickelung das Wort redeten.

„Ihr gebärdet euch allezeit,“ sagte der Vater, „als ob Gefahr und Unglück drohe, wenn nicht mit Hast und Ungestüm das Vollendungswerk betrieben wird. Will's unser Herrgott — und er will's sicher — so haben wir noch viel tausend und abertausend Jahre zur bedächtigen Entwickelung, zur Mitwirkung an der Vollendung der Dinge. Auch die Natur verfährt allezeit mit weisem Maß. Sieh dir an, wie sich langsam und allmählich alles entfaltet —“

„Nein, das Beispiel paßt nicht, wenigstens nicht für südliche Naturverhältnisse, Vater!“ schob Egmont überlegen ein. „Wenn du einen amerikanischen Urwald kenntest, würdest du wissen, daß dort ein so schnelles Wachstum zu Tage tritt, daß vor wenigen Tagen abgehauene Zweige nach dieser Zeit schon wieder in solcher üppig wuchernden Weise die Wege versperren können, daß man sich fast nicht durchwinden kann. Die Natur gerade ist launenhaft — sehr launenhaft und sprunghaft —“

„Ausnahmen verändern nicht die Regel!“ beharrte der Graf. „Wie kann man die allgemeine Richtigkeit meiner Worte anfechten? Es giebt unantastbare Wahrheiten. Aber ihr Art Leute seid alle gleich, und ihr gerade grabt an den Wurzeln des Bestehenden, ihr helft zu eurem eigenen und der Gesamtheit Schaden, das Erreichte vernichten!“

„Stillstand, Vater, ist Rückschritt, Verdorrung —“

„Ja, aber es giebt eine goldene Mitte. Macht euch denn diese hastige Kulturentwickelung glücklich? Unzufriedenheit, Unzufriedenheit, wohin man blickt.“

„War's wirklich anders in euren jungen Jahren, Vater? Ist nicht der Kreatur der Drang mitgegeben, immer nach höherer Vollendung zu streben, ihren Zustand zu verbessern? Du irrst, wenn du meinst, ich rede dem Umsturz das Wort. Ich bin nur für Aufhellung der Geister. Bildung, Aufklärung machen glücklich, in höherem Sinne glücklich.“

„Was heißt Glück?“ schaltete die Gräfin ein. „Sich beschränken, sich mit dem abfinden, was der Herr zuerteilt hat, nicht immer etwas Besonderes wollen, vielmehr Pflichten üben, mäßig sein, arbeiten und beten —“

„Beten!“ klang es in des Mannes Ohren wieder.

Beten hieß bei seiner Mutter: Vernunft und Herz gefangennehmen, das Menschliche über das wirklich Göttliche stellen.

Aber er bezwang die Rede, die sich ihm auf die Lippen drängen wollte; er that's, weil er Regines bittendem Blick begegnete.

Immer saß sie da mit dem gleichen, milden Ausdruck in den feinen, ruhigen Zügen, immer erschien sie äußerlich und innerlich in völliger Ausgeglichenheit. Wenn sie mit ihrer etwas überhohen, aber vornehmen Gestalt umherschritt, war's, als ob ein Lichtwesen sich nähere. Es strahlten Friede, Güte und Sanftmut von ihr aus.

Indessen fuhr Egmont fort: „Ich würde bei lebendigem Leibe sterben, wenn ich nicht immer etwas Großes, Bedeutendes vorhaben könnte, wenn ich nicht mehr Adlerflügel an meinen Schultern fühlte. Millionen Quallen giebt's, die wässern, ohne Gräten, Kraft, Knochen und Muskeln die Oceane füllen. Eine Koralle durchschneidet schon ihren Körper und zerteilt sie. So sind die meisten Menschen! Der rechte Mann muß ein Er-

oberer, ein Ansiedler, ein Reformator, ein Eiferer, ein Prediger, ein Herrscher sein, schon deshalb, weil es so viele zu kommandieren giebt. Ich glaube, wenn ich bloß acht Tage, statt anzuregen, zu verbessern, etwas zu schaffen und zu fördern, hier oben in eurem Neste thatlos hocken sollte — ich bekäme das brasilianische Sumpffieber."

Seiner Eltern Mienen verzogen sich bei dieser Rede; Lias Augen aber leuchteten auf.

* * *

An demselben Tage, beim Abendessen, als auf die Bünderoder und somit auch auf Doktor Gussow die Rede kam, bestätigte Egmont, daß er mit ihm in London zusammengetroffen und bis Hamburg gereist sei.

Er habe sich, äußerte Egmonts Vater, allezeit als ein ausnehmend verständiger und besonnener, allen Abweichungen abgeneigter Mann gezeigt.

Egmont nickte, zog, da er wohl verstand, daß sein Vater ihm durch diese Bemerkung eine Mißbilligung erteilen und eine Kränkung zufügen wollte, die Lippen und sagte in einem ruhigen Tone: „Ja, er ist ein anständiger Mensch, aber, obschon er sich draußen den Wind um die Nase wehen ließ, zugleich das getreue Abbild eines Philisters. Heiße Raschheit, Impulsivität, stürmischer Begeisterungsdrang, starkes Abweichen von Gewohnheitsauffassungen finden ausnahmslos ihre Mißbilligung, niemals eine Entschuldigung bei solcher Sorte von Menschen. Kühl bedächtige Superweisheit, wenn sich auch gar Unfähigkeit hinter ihr versteckt, imponiert ihnen immer. Für das Genie und seine Thaten haben sie niemals Würdigung, wenn sich das von hervorragenden Geistern Geschaffene, und sei's das Höchste, nicht mit einem bedächtigen Lebenswandel deckt. Sie vermögen die Leistung von der Persönlichkeit nicht zu trennen. Hat einer kein Geld, wird er still abgethan, Herzensregungen treten nur vorübergehend, meist gezwungen zu Tage, sie halten nicht stand — am wenigsten bleibt eine offene Hand, bleiben Thaten! — Andere werden schon geben! Aber wer sind, wo wohnen die anderen!? Diese Frage werfen sie in bequemer Weise gar nicht auf. Die Fähigkeit, sich in die Charaktere ihrer Mitmenschen, deren Neigungen und Interessen, in die Umstände, die auf sie eingewirkt und ihre abweichenden Handlungen bestimmt haben, hineinzuversetzen, gehen ihnen ab. Von alledem hat Doktor Gussow einen Teil, und deshalb wird er auch immer einer der Unzähligen bleiben, die zwar zu den Besseren gehören, aber nie etwas Großes erreichen."

„Allgemein," meinte Regine dazu, „ist deine Schilderung gewiß zutreffend. Doch will sie mir, auf Gussow angewandt, in dem Sinne angewandt, daß du ihn als eine unbedeutende oder gar minderwertige Persönlichkeit hinstellst, keineswegs einleuchten. Wenn andere, wie du zum Beispiel, eine starke Initiative, ein stetes Reiben mit der Außenwelt und ein auf fortwährende Abwechselungen gerichtetes Dasein als den höchsten Inbegriff des Lebens erachten, so vertritt er — er müßte sich sonst inzwischen sehr verändert haben! — jene andere Gattung von Menschen, die in strenger Ausübung ihrer Pflichten, in besonnener Beschränkung und in streitlosem Frieden ihre Aufgaben und ihr Glück erkennen, in solcher Bethätigung auch wirklich ebenso wertvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind wie die Stürmer."

Lia begleitete die Rede Regines mit einer still beipflichtenden Miene. Egmont aber, der es bemerkte, verzog den Mund und fiel ein: „Jedenfalls ist er nicht mein besonderer Geschmack. Man kann Menschen respektieren — ich respektiere ihn durchaus — aber man will keinen engeren Verkehr. Art muß sich zu Art halten."

„Dann wirst du aber hier in der Heimat wenig Partner finden," schaltete die Gräfin ein. „Unser Volksstamm ist einmal phlegmatisch, erkennt im Maßhalten und im allmählichen Reifen der Dinge die Gesetze der Vernunft und Weisheit."

Diesmal — zum erstenmal — trat ein unmutiger Ausdruck in Egmonts Züge. Es verletzte ihn nicht, was seine Mutter sagte, wohl aber, daß sie ihre Worte, wie sein Vater vorhin, auf ihn münzte. Sein Blick glitt über die Anwesenden, und als er dann wenigstens in einer Miene das fand, was die anderen ihm versagten, als er Lias Augen mit stillem, schmiegsamem Ausdruck

auf sich gerichtet fand, verständigte er sich mit ihr durch ein Lächeln. Ich sehe, wir verstehen uns. Wir gehören zu einander! sprach es aus seinen Mienen.

Doch blieb es bei dieser einmaligen Beachtung ihrer Person. Egmont suchte in der Folge niemals eine Gelegenheit, mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen oder sonst eine Annäherung herbeizuführen. Er zeigte ihr — Lia wenigstens urteilte so — daß er sie nicht zu den gleichberechtigten Mitgliedern des Kreises rechnete. Es mochte denn sein, daß er zu groß veranlagt war, um in für ihn unbestreitbaren Dingen Anhänger zu werben, oder zu zartfühlend, um sich durch ein offenes Bündnis mit ihr in einen noch stärkeren Gegensatz zu seinen Eltern zu bringen.

Dafür trieb er sich desto fleißiger in Flur und Wald, in den alten Flügeln des Schlosses und oben in den Türmen umher, durchstöberte die Bibliothek und besuchte die Einwohner des Fleckens. Dabei ließ er sich von ihnen erzählen und unterrichtete sich über die Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse, gab Ratschläge und suchte Verbesserungen einzuführen, drang in seinen Vater, mit unpraktischen Gutseinrichtungen aufzuräumen und moderne Reformen einzuführen. Er stellte Vergleichs- und Wahrscheinlichkeitsrechnungen an und wies ihm nach, wieviel höher er seine Einnahmen bringen könne, wenn er seinen Vorschlägen Folge leisten würde.

Aber er unternahm auch Ausflüge zu Wagen und zu Pferde in die Umgegend, machte auf den umliegenden Gütern sowie auch auf Pachthöfen und bei einfacheren Leuten Besuche und empfing reichliche Gegenbesuche. Nicht selten litt er bei solchen Gelegenheiten unter der stummen oder lauten Abwehr seiner Mutter, und es gab harte Auseinandersetzungen. Stets aber verteidigte er dann den Standpunkt der Gleichberechtigung der Personen, griff die Haltlosigkeit und Unfruchtbarkeit der scharfen Standesunterschiede an, schied religiöse und sociale Fragen, praktische Vernunft und Gerechtigkeit von den einseitigen oder leeren Überlieferungen und dem längst überwundenen, das Wesen der Dinge störenden Beiwerk.

Nur einmal wußte ihm Lia, die dem allen zuhörte, nicht ganz zu folgen.

Es war zu Anfang der sechsten Woche. Der Graf hatte seinen Sohn kurz vorher mit scharfer Accentuierung ersucht, sich nicht ferner in alles zu mischen, vielmehr dem fernzubleiben, was nicht seines Amtes sei, aber auch hervorgehoben, daß doch nicht alles aufs Verdienen, auf Gelderwerb sich zuspitzen dürfe — da stieß Egmont, ohne im geringsten einzulenken, mit plumper Geradheit heraus:

„Ja, ja! das ist eben euer unpraktisches Deutschtum, daß ihr noch immer die Zeit verkennt, die ihr doch nicht nach eurem Behagen gestalten oder konservieren könnt, sondern die, stärker als der Sterblichen Wunsch und Wille, andere Richtungen eingeschlagen hat. Die empfindsamen Perioden — es mag ja zu bedauern sein, ich bedaure es nicht — sind für immer dahin. Thatsächlich muß jeder Verständige zugeben, daß er den Erwerb, das Bestreben, sich nicht von den Verhältnissen erdrücken zu lassen, sondern sie vielmehr zu meistern, zur Hauptsache zu erheben genötigt ist. Trotzdem aber macht sich die alte lügnerische Sentimentalität von dem alleinigen Wert geistiger Güter noch immer in Worten, Reden und Vorstellungen breit, deshalb breit, weil's dem Bequemlichkeitssinn und der empfindsamen Verschrobenheit besser liegt. Es gehört zum guten Ton, so zu räsonnieren, obschon jeder jeden Tag über die Unwahrheit stolpert. Zunächst muß ein für allemal die auf Erwerb von Glücksgütern berechnete Arbeit kommen, dann erst darf die Beschäftigung mit den ‚idealen Dingen' beginnen, und niemals darf sie die Menschen zu Träumern, Theoretikern und Grüblern, zu Einsiedlern, zu wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Fanatikern machen. Durch Ausübung praktischer Bestrebungen dient der Mensch nicht nur sich selber im höchsten moralischen Sinne, sondern auch seinen Nebenmenschen. Hat er viel, so vermag er denen zu geben, die des Geldes bedürfen, die die Natur mit geringeren Werkzeugen und Fähigkeiten ausstattete und mit weniger Glück bedachte. So wirkt er mit an der Milderung oder Beseitigung des socialen Elends, an der Verbesserung menschlicher Zustände. Wer sich den neuen Ideen und Bestrebungen

verschließt, versündigt sich an Gott und seinen Nebenmenschen!"

„Na ja, na ja —" fuhr der Graf auf — es war nachmittags beim Kaffee im Schloßhof auf der Veranda — „du bist eben der neue Prophet der Welt, und wir sind ideale Schwach- und Dummköpfe. Es wäre mir aber schon lieber, du predigtest deine Weisheit anderen, die sie hören wollen. Ich wünsche keine weitere Belehrungen und Einmischungen. Und sollte dir das nicht behagen, so steht es dir ja frei, wieder deine —"

„Vater — Vater!" fiel Egmont im Tone tiefsten Schmerzes ein, hob die Schultern, hob die Brust, in der es unruhig auf- und abging, und versank für einen Augenblick in ein dumpfes Vorsichhinstarren.

Dann erhob er sich plötzlich und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Hof. —

Am nächsten Tage sollten seine beiden Brüder eintreffen. Den einen, Erwin, hatte im letzten Augenblick der Abreise Krankheit ferngehalten; der andere, Konstantin, war gerade zu anderweitiger Dienstleistung von Lübeck abkommandiert gewesen und hatte erst jetzt Urlaub erhalten.

„Was sind meine Brüder für Leute?" hörte Lia später am Tage zufällig Egmont seine Schwester Regine fragen, die ihn eben gebeten hatte, seinem Vater noch heute gute Worte zu geben, in keinem Fall aber die ihr gegenüber geäußerte Absicht zur Ausführung zu bringen, so bald wie möglich Schloß Bünderode wieder zu verlassen.

„Erwin ist nicht ohne gute Eigenschaften, aber ein starker Lebemann. Er thut wohl seine Pflicht, doch geht ihm Genießen über alles. Ich lebe in steter Sorge, daß er daran am Ende noch einmal scheitern könnte. Zum Privatisieren ist er doch zu jung und nicht reich genug —"

„Und Konstantin?"

„Konstantin hat, obwohl Egoist, eine vornehme Natur. Seine Eigenliebe macht ihn zwar häufig etwas passiv, aber sobald man ihn ermuntert, zeigt er sich doch als ein guter Kamerad und eine liebenswürdige Persönlichkeit. Gegen mich sind sie übrigens beide voll Zuvorkommenheit."

„Na ja! Das Bild, das du von ihnen entwirfst, hat allerdings keine besonders leuchtenden Farben!" warf Egmont hin. „Der eine ist demnach ein kleiner genußsüchtiger Verschwender und der andere ein etwas starker Selbstling —"

„O nein, o nein! Das ist zu viel, Egmont. Sie sind eben die Söhne reicher Eltern. Sie haben ihre Vorzüge und ihre Fehler. Diese würden wahrscheinlich überwiegen, wenn sie auf ein Ringen um ihr Dasein angewiesen gewesen wären, so aber —"

„Ja, ja — so ist's! — natürlich —" bestätigte Egmont, und ein eigentümliches Lächeln spielte um seine Mundwinkel.

* * *

Im Schloßhof stampften drei Reitpferde, von Lakaien an der Trense gehalten, ungeduldig das Pflaster. Egmont, Erwin und Konstantin von Zecher waren im Begriff, einen Ausflug zu unternehmen. Sie wollten die gräfliche Familie Dormien auf Schloß Trankerweide besuchen, sie persönlich zu einem Feste einladen, das Zechers am Schluß der Woche zu Ehren der drei Brüder zu geben beabsichtigten.

Gräfin Iduna von Dormien war die einzige Tochter und Erbin des Grafen Dormien, sie gehörte zu denjenigen jungen Damen der Provinz und, im engeren Sinne, dieses Gutskreises, deren Namen fortwährend in aller Munde waren, die am meisten geliebt und bewundert, aber auch am meiden beneidet und angefeindet wurden.

Während die Brüder dahinritten und auf sie die Rede kam, sagte Erwin zu Egmont: „Wie? du hast sie noch nicht kennen gelernt? Nun, da steht dir ja noch eine Überraschung bevor. Sie ist schön wie eine Undine, gescheit und geistvoll wie eine Madame Sevigné, wählerisch wie ein satter Jagdhund und ungewöhnlich gutherzig wie die alte Pastorin Döbler in Bünderode."

„Namentlich," gab Egmont ein wenig überlegen im Tone zurück, „schätze ich in deiner Schilderung die Erwähnung ihres ‚wählerischen Geschmacks'. Die übrigen Eigenschaften will ich erst selbst prüfen. Daß ich enttäuscht sein werde, vermute ich. Immer fällt die Wirklichkeit gegen die Schilderung ab. Und Geist beim weiblichen Geschlecht? Selten bin ich einer wirklich geistvollen Frau in meinem Leben begegnet."

„Na, die Amerikanerinnen! Wo steckt denn auch bei denen dergleichen? Sie haben ja nicht einmal Herz und Seele. Sie haben nur ein Organ, eine Saugleber auf Dollars," fiel Erwin höhnend ein.

„Oho! oho, mein Herr Rittmeister von den Husaren," berichtigte Egmont stark von oben herab, „wer hat Ihnen denn den Unsinn aufgeschwatzt? Wie kann man eine Nation in solcher Weise abthun? Überall bleiben Menschen Menschen mit menschlichen Eigenschaften. Wenn man behauptet, daß die Polinnen lebhafter seien als die Nordländerinnen, deutsche Frauen musikalischer veranlagt als die englischen, daß Schönheit der Spanierinnen eine Fabel, und daß die gebildete Dänin viel von dem Charme der Französinnen besitzt, so läßt sich dergleichen beweisen —"

„Na ja, na ja, ähnlich war's doch auch nur gemeint," entgegnete einlenkend Erwin. „Daß die drüben äußerst materiell sind, ist doch nicht zu leugnen!"

Erwin von Zecher, ein gedrungener Mann mit merkwürdig starren Augen und etwas sinnlichen Zügen, gerötetem Kopf, schneeweißen Zähnen und tiefschwarzem Haar, sprach den Schlußsatz einigermaßen gereizt. Egmonts entschiedener, leicht etwas lehrhafter Ton hatte ihm schon bei der ersten Begegnung sehr wenig gefallen.

Konstantin mischte sich, ganz Regines Schilderung entsprechend, nicht in das Gespräch. Sowie die Meinungen auseinandergingen, schwieg er oder zog sich lieber ganz zurück. Im übrigen war er eine sehr anziehende Erscheinung. Seine Züge zwar etwas verschlossen, aber edel geschnitten. Seine Figur fiel durch vollendete Vornehmheit höchst vorteilhaft auf, und in seiner Haltung verriet sich sofort der feinerzogene Kavalier.

Als die Brüder die Gutsflur der Herrschaft Trankerweide erreicht hatten und nach weiterem halbstündigem Ritt auf den Hof einbogen, sahen sie ein junges Mädchen in einem weißen Kleide und einem schwarzen Sommerhute mit einem Fremden neben einer Scheune stehen und Papierrollen — es waren Baupläne — studieren.

Es handelte sich offenbar um einen Neubau. Das Herrenhaus war vor einigen Monaten abgebrannt. Dormiens wohnten deshalb vorläufig in einem reizend gelegenen Forsthaus, das sich hinter dem früheren, jetzt im Wiederaufbau begriffenen Schlosse in einem parkartigen Thalgrunde befand und das wegen seiner idyllischen Lage in der Provinz allgemein berühmt war.

„Das ist die Comtesse Iduna!" bedeutete Erwin seinem Bruder Egmont.

In diesem Augenblicke wurden die Erwähnte und der Architekt durch das Geräusch der sich nähernden Reiter aufmerksam gemacht; sobald sie die Zechers erkannt hatte, zog sie ein weißes Spitzentüchlein hervor und wehte ihnen einen lebhaften Willkommgruß entgegen. Zugleich rief sie dem gerade vorüberschreitenden Hofvogt zu, sofort einen Stallknecht herbeizuholen und den Herren die Pferde abzunehmen.

„Mein Bruder Egmont! Der Amerikaner!" betonte Erwin beim vertraulichen Vorstellen lustig, als sich die Brüder aus dem Sattel geschwungen hatten.

Iduna Dormien nickte, sah Egmont frei und durchdringend in die Augen und sagte dann, stark betonend, mit etwas tief klingender Stimme und ihm die Rechte entgegenstreckend: „Ich habe natürlich schon sehr viel von Ihnen gehört, Herr Graf. Nehmen Sie meinen Dank, daß Sie sich unser erinnerten!"

Dann stellte sie auch den Architekten, einen Herrn Ihle, vor und nahm, während dieser sich an den Bau zurückbegab, mit den Herren den Weg aufs Forsthaus zu.

Egmont fiel es gleich auf, wie verschieden sie seine Brüder behandelte. Zwar begegnete sie beiden mit gleich gastlicher Artigkeit, aber der wortkarge Konstantin schien ihr sehr viel besser zu gefallen als Erwin. Diesem zeigte sie durch Wort und Miene, daß sie ihn nicht ganz ernsthaft nahm, daß sie ihn als das schätzte, was er wirklich war, nämlich als einen zwar ganz ritterlichen und begabten, aber nur recht oberflächlich veranlagten Mann.

Sie hatte die Gewohnheit, in ihr stark durchgeistigtes Antlitz ein feines Lächeln zu legen und, wenn sie durch das Gespräch besonders angeregt wurde, mit einer gewissen Plötzlichkeit das Haupt zurückzuwerfen und die Menschen anzublicken. Dann strahlten Verstand, Geist und Güte, aber auch liebenswürdige Überlegenheit aus ihren Zügen.

„Sie sind ja eigentlich ein sogenannter verlorener Sohn, Graf Zecher!" scherzte sie, gleich den „Herrn" weglassend, zu Egmont. „Hoffentlich haben wir uns nicht wirklich vor Eurer Pestilenz fliehend zu bekreuzigen!? Ich wage das zu sagen," fügte sie in demselben leichten Tone hinzu, „weil ich inzwischen schon hörte, daß Sie ein ganz anderer sind, als die argwöhnische Welt vermutet hat. Das ist ihr einmal eigen! Jemand, der viel erlebte, der die Höhen und Tiefen des Daseins durchmaß, muß in den Augen der Menge eigentlich immer ein Halbverlorener sein. Echte Naturen werden sich sicher in allen Verhältnissen bewähren!"

„Na, ein Heiliger war ich auch nicht, Comtesse," fiel Egmont ein.

Inzwischen waren sie beim Hause angelangt.

Da wandte sich Iduna mit der ihr eigenen temperamentvollen Hast um, wies mit der Hand ins Thal und sagte feurig: „So, meine Herren, nun schauen Sie, ich bitte, erst einmal in dieses Wunder!"

Und in der That, es war ein berückendes Bild!

Grüne Parkwiesen in mächtiger Ausdehnung, in einem Smaragd, wie das Auge sie kaum je geschaut hatte. Überall mächtige Bäume, alle auserlesenster Art in Wachstum, Kraft und Fülle. Riesenhafte Pappeln mit silberfunkelndem, Buchen mit blutrotem Laub, schneeige Weißdorngruppen, hochemporstrebende Kastanien mit breitstrebenden Ästen, Jahrhunderte alt, mit roten und weißen Blütenlichtern, alles umrahmt von grünem Gehölz, alles überwölbt von einem wolkenlosen, tiefblauen Himmel, alles durchstrahlt von dem flimmernden Gold der Sonne.

Aber noch mehr! Kaskaden schäumten von Felsen herab, ein silberner Bach schlängelte sich durch die smaragdenen Wiesenflächen, und mächtige Springbrunnen warfen ihre ungestümen Wasser in die Luft.

Und dabei eine gärtnerische Sauberkeit und Ordnung, eine Frische und Anmut, ein Friede und eine Farbenschönheitsfülle, daß Egmont unwillkürlich in Worte der Bewunderung ausbrach.

„Nur in einem Patricierhause Philadelphias habe ich gleiches gesehen!" rief er aus. „Doch wirkten dort noch die Farben imponierender, weil der Park mit weißen Marmorstandbildern aus der Antike geschmückt war."

„Ja! ja!" rief Iduna begeistert; „das ist ein Gedanke! Das könnte auch uns frommen! Wenn die drei Herren erlauben, werde ich zum Andenken an diesen Besuch olympische Göttergestalten nach Ihnen anfertigen lassen. Wollen Sie Modell stehen?"

„Natürlich!" bestätigten Egmont und Erwin lustig und mit verstelltem Ernst in den Mienen, während Konstantin Zecher nur einen höflich zuvorkommenden Ausdruck in den Zügen seines Angesichts erscheinen ließ.

„Wie wollen Sie die Rollen verteilen, Comtesse?" fragte Egmont.

„Das ist rasch entschieden!" entgegnete Iduna, indem sie sich noch einmal prüfend umschaute. „Graf Konstantin müßte Apoll sein; Sie, Graf Erwin, würde ich bitten, sich zu einem Modell für Bacchus herzugeben, und Sie — Sie, Herr Graf — ja, das weiß ich nun nicht recht ... Ich möchte sagen, wir wollten aus Ihnen eine Art Janusfigur mit einem Doppelkopf machen, halb Zeus aus der hellenischen und halb Loke aus der nordischen Götterwelt —"

„Wenn ich meine Gymnasialwissenschaft recht behalten habe, war Loke ein Bösewicht, ein Umsturzheld, ein Mephistopheles —"

„Ja, so ist es! Davon haben Sie ja auch etwas," lachte Iduna.

Erst wollte Egmont sachlich entgegnen. Aber er besann sich und sagte mit Wärme: „Wenn Sie wirklich recht hätten, so würde ich jedenfalls diese Eigenschaften in Ihrer Nähe ablegen. Wie kann man einen Willen haben neben —"

Iduna warf nach ihrer Art das Haupt zurück und spreizte spöttisch die Lippen. In ihrem Angesicht stand die Enttäuschung geschrieben: Bist du auch einer von denen, die durch Komplimente zu gefallen, amüsant zu sein glauben? Schade —!

Dann aber traten sie hinter das Haus, und Erwin und Konstantin folgten, nicht eben in sehr behaglicher Stimmung, da sie schon jetzt fühlten, welche unbedeutende Nebenrolle sie heute auf Trankerweide spielen würden.

Jetzt erschien auch der Herr des Hauses auf dem Plan. Der alte Graf Dormien

sah durchaus nicht wie ein Edelmann aus, eher wie ein derbplumper Pachter. Innerlich war er freilich ein echter Kavalier, mit einem hellen Verstand und einem sehr entschiedenen Willen, sobald es sich um Grundsätze handelte. Im Verkehr dagegen gab er sich gern in einfach gewinnender Liebenswürdigkeit, und ein Mann wie Egmont von Becher war gerade ganz nach seinem Geschmack. Er huldigte dem gesunden Fortschritt wie dieser, er nahm kräftig teil an allem, was sich regte, war praktisch, regsam, und hatte immer Zeit für ernste Gespräche und gediegene Dinge.

Und so kam es denn, daß er Egmont gleich bei diesem ersten Besuch ganz in Anspruch nahm, und daß der Amerikaner, Iduna völlig vergessend, sich ihm fast ausschließlich zuwendete.

Sie besichtigten, während die Brüder mit der Gräfin und Iduna plauderten, die Wirtschaftsgebäude und Ställe, machten Spaziergänge und unternahmen Besichtigungen der Felder. Erst als das Frühstück schon wartete und wieder an Rückkehr gedacht werden mußte, kehrten sie zurück.

Zwar sprach die Gräfin, eine lebhafte, noch sehr schöne und ungewöhnlich kenntnisreiche Dame, wiederholt auf die Herren ein, ihnen ferner einige Stunden, gar den Tag zu schenken; aber Egmont, der noch eine Abrede im heimatlichen Flecken getroffen hatte, lehnte unter höflichem Bedauern ab, ebenso Erwin, der sich zurückgesetzt fühlte, eifersüchtig geworden und bereits in eine schlechte Stimmung geraten war.

„So bleiben Sie heute hier, Graf Konstantin,“ bat Iduna. „Sie können ja morgen zurückreiten. Wir unternehmen noch einen Ausflug, und nach dem Diner singen Sie uns etwas vor und bezaubern uns durch Ihr Spiel! Unvergeßlich ist mir das letzte Konzert auf Bünderode, wo Sie uns durch die Chopinschen und Griegschen Kompositionen erfreuten.“

Eine Weile zauderte Konstantin, dann aber gab er bereitwillig nach und sprach Iduna durch einen warmen Blick seinen Dank aus.

Bevor die beiden Brüder die Rappen bestiegen, trat Iduna noch einmal mit Egmont in den zu dem Forsthause gehörenden Garten. Sie wünschte ihm eine dort blühende seltene Blume zu zeigen.

„Wann kommen Sie denn einmal auf längere Zeit, Graf Egmont?“ fragte sie, wie sie so die Wege mit ihm durchschritt. „Ein Besuch wie der heutige kommt mir wie eine Eisenbahnreise in getrennten Coupés vor. Man weiß nur, daß man in demselben Zuge sitzt.“

„Ich erscheine, wann Sie mich rufen, Comtesse! Aber wollen Sie mich auch wirklich?“

„Hätte ich Sie dann aufgefordert, Graf Egmont? Also wann?“

„Zunächst haben wir die Freude, Sie und die Ihrigen auf Schloß Bünderode zu sehen.“

„Ach, was ist das! Große Gesellschaften erscheinen mir wie ein Militärappell! Jeder erhält seinen Platz, wird gemustert, thut, was vorgeschrieben, und geht wieder heim! Zur Verinnerlichung und rechten Befriedigung gehört Zeit, zum Plaudern gehören je zwei, ist Bewegungsfreiheit, Unabhängigkeit von anderen erforderlich!“

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie Sonntag bei uns zu Tisch führen.“

„Das wäre schon etwas!“

„Freilich, mein Bruder Konstantin —“

„Sie meinen?“

„Wenn er mir nur nicht deswegen einen Speer in den Nacken stößt wie einst der böse Rächer in den Nibelungen. Er wird sehr eifersüchtig werden! Mein Bruder Erwin ist es schon.“

„Wie Sie reden! Interesse kann doch nur entstehen, wenn einem gleiches entgegengetragen wird! Kohlen ohne Zugluft müssen ersticken.“

„Sie zeichnen aber doch Konstantin aus, und ich freue mich dessen, Comtesse. Er gefällt mir weit mehr, als ich vorausgesetzt habe. Er hat geistige Reife, er besitzt Takt und feine Form, wenn er auch vielleicht ein wenig selbstsüchtig ist.“

„Sie haben recht. Seine Reife, seine vornehme Ruhe, sein gesetztes Wesen gefallen auch mir. Wenn man mit ihm allein plaudert, merkt man, wieviel eigentlich in ihm steckt. Apropos! Noch eins! Was haben Sie in Zukunft vor? Bleiben Sie im Lande und nähren sich redlich?“ Iduna begleitete ihre Worte mit einem lustigen Lächeln.

„Ich weiß es noch nicht, Comtesse. Jedenfalls gehe ich nicht früher wieder weg, als bis ich allerlei Begonnenes zu Ende geführt habe. Ich plane eine Pferdebahn von Bünderode nach Eckernmünde. Auf unserem Gute will ich — überwinde ich meines Vaters Widerstand — Branntweinbrennereien, Spargelzucht und Fischteiche in großem Stil anlegen. Bünderode muß endlich ein ordentliches Pflaster, arrondierte Plätze haben; auch brauchen wir dort eine neue Kirche."

„Das alles können Sie doch nicht durchsetzen? Und was haben Sie davon?"

„Was ich davon habe? — Ja, allerdings, keinen materiellen Gewinn, aber die Freude, daß etwas geschaffen, verbessert, verschönert wird."

„Hm — ja, das läßt sich hören. Und dann wollen Sie wieder in das Land der Indianer?"

„Schwerlich! Im übrigen: es giebt kaum noch welche. — Ja, was ich will? Ich möchte einen riesengroßen Betrieb haben, ich möchte am hiesigen öffentlichen Leben teilnehmen, in die Kammer gewählt werden. Ich möchte mir eine gemütliche Junggesellenhäuslichkeit schaffen, deren Reize genießen. Aber freilich! Das alles wird nichts werden. Man sieht mich lieber wieder gehen! Ich passe nicht in diese alte Welt, und ich passe den Menschen nicht. Auch gehört zum Erwerb von Besitz Geld und wieder Geld. Ich bin aber kein Kapitalist, und von meinem Vater nehme ich nichts, keinen Cent."

„Ich sollte denken, Sie lenkten alles nach Ihrem Willen, Herr Graf; Sie stellten immer die Klugheit über den Stolz. Denn nicht wahr, der Stolz spricht aus Ihnen?"

„Es ist nicht klug, sich von denen abhängig zu machen, die alles, was man thut, mit tadelnden Augen ansehen. Das meine Antwort, Comtesse. Schließlich will man doch Freude an den Dingen haben, in Frieden leben, wenn man auch im unfriedlichen Leben steht. Ich fühle mich nur denen verwandt, die mir Zuneigung geben und solche empfangen wollen! Ich fand," schloß Egmont düster, „unter uns gesprochen, alles andere als rechte Liebe in meiner Heimat."

Da Iduna dieser Vertraulichkeitston zwar erfreute, aber befangen machte, sagte sie nichts.

Sie schritten wortlos nebeneinander her, und erst nachdem sie ins Haus zurückgetreten waren, gewann sie die Sprache wieder.

* * *

Am Vorabend desselben Tages, als Egmont mit den Seinigen nach dem Diner beim Kaffee in dem allgemeinen Familienzimmer saß und plauderte, erschien Lia mit dem kleinen „Königssohn" Eberhard, um gute Nacht zu sagen.

Wie immer, war er zärtlich und unbefangen gegen Regine, legte aber ein scheues und gegen die Gräfin abwehrendes Wesen an den Tag.

Auch als Erwin ihn zu sich rief, folgte er nur zögernd seiner Aufforderung; dagegen lachte er mit kindlich jauchzenden Tönen, als ihn Egmont, der sich inzwischen viel mit ihm beschäftigt hatte, auf seinen Schoß nahm und „Hop, hop, Reitersmann" mit ihm spielte.

„Mehr — mehr!" drängte in glücklicher Lust der Junge, und sein Gesicht glühte.

Und so geschah auf sein Bitten dasselbe noch einmal. Dann aber glitt der Knabe auf Lias heimlichen Wink von des Onkels Schoß herab, erwiderte seine Abschiedsumarmung zwar flüchtig, aber zuthulich, und gesellte sich endlich, artig, gehorsam, zu Lia, um mit ihr das Zimmer zu verlassen.

Die eifersüchtige Großmama konnte es jedoch nicht über sich gewinnen, ihn so ziehen zu lassen. Sie gewahrte, daß sie auch diesmal wieder diejenige gewesen war, der der Knabe die geringste Zuneigung erwiesen hatte. So winkte sie denn nun Lia mit kurzer, herrischer Miene nochmals mit dem Knaben zu sich heran, flüsterte ihr einen Auftrag ins Ohr und suchte die Gelegenheit zu benutzen, noch einen Kuß von den Lippen des vergötterten Kindes zu erhaschen. Aber was sie wollte, gelang ihr nicht. Eberhard wendete den Kopf und das Mündchen ab und versuchte, sich ihrer Umarmung zu entziehen. Und als er auf ihr abermaliges Zureden und Befehlen nicht that, wie sie es wünschte, vielmehr den Oberkörper zurückbog, als ob ein zudringliches Tier ihm nahe kommen wolle, schlug sie das Kind erbarmungslos auf die Hände und den Ober-

körper und rief in leidenschaftlichem Zorne: „Ich will dich lehren, immer nur deinen Trotzkopf aufzustecken! Willst du die Hand geben oder nicht?“

Nun erst streckte der verschüchterte Knabe ängstlich schluchzend sein Händchen hin und spitzte auf Lias dringendes Zureden auch das feine Mündchen.

„So — gut! Nun geh!“ entschied die Gräfin, die ihren Willen unter dem sichtlichen Mißfallen aller Anwesenden durchgesetzt hatte, machte eine Miene der Befriedigung und ließ einen kurz kalten Ausdruck in ihren Zügen erscheinen, womit Lia gleichsam verabschiedet wurde.

„Immer die alte Geschichte,“ begann sie, noch erregt Atem holend, nachdem das Fräulein kaum mit dem Knaben das Zimmer verlassen hatte. „Und es muß doch an Lia liegen, daß der Knabe so trotzig und störrisch ist.“

„Nein! Es liegt — I beg you pardon — an uns, Mama,“ erklärte Egmont. „Wer schaut in eine Kinderseele hinein? Was wir mit Trotz bezeichnen, ist oft nur Furcht, Befangenheit, und bei harten Worten ein geistiges Unvermögen, sich zu fügen. Nur unausgesetzte Liebe und Geduld beseitigen das! Wie können wir von solchen kleinen noch in der Entwickelung befindlichen Geschöpfen Tugenden verlangen, die wir selbst, sobald uns die Leidenschaft erfaßt, am wenigsten üben!“

Diese schroffe Logik mit ihren unverhüllten Anspielungen brachte die Gräfin aus allen Fugen.

„Man hört den ganzen Tag von dir eigentlich nichts anderes als bevormundende Weisheit. Bald erteilst du sie deinem Vater, dem du bereits alle Gemütlichkeit geraubt hast, bald mir und deinen Geschwistern,“ stieß sie aufgebracht hervor. „Es ist auf die Länge unerträglich.“

Egmont Bechers Hände gerieten in eine unruhige Bewegung. Doch bezwang er sich und sagte nur: „Gut, Mama! Es soll werden, wie du wünschest. Aber eine Bemerkung muß und will ich noch hinzufügen: Es ist eine Ungerechtigkeit, die alles in mir in Wallung bringt, wenn für die Eigenart des Kindes das Fräulein verantwortlich gemacht wird, wenn ihr nicht täglich dankbar seid, euren Enkel in den Händen eines so pflichttreuen, sanften, verständigen Wesens zu wissen. Wahrhaftig, wenn der Himmel sie nicht so unglücklich entstellt hätte — es ist ein Jammer — so könnte man sich außer Regine ein vollendeteres Mädchen äußerlich und innerlich kaum denken!“

Schon während Egmont den vorletzten Satz gesprochen hatte, war Lia, eine Arbeit in der Hand, wieder ins Zimmer getreten. Sie wurde so gegen ihren Willen Zeuge des Gespräches.

Und sie erbleichte, als sie hörte, wie Egmont über ihre Mißgestaltung dachte, konnte aber, als sie seine letzten Worte hörte, eine sanfte, in ihre Wangen steigende Blutröte nicht zurückhalten.

„Schneiden Sie unten im Garten einige Rosen ab, Fräulein!“ entschied die Gräfin, sich rasch fassend, und Lia, die sich schon ohne Aufforderung taktvoll wieder entfernen wollte, verließ das Haupt neigend willfährig das Gemach.

Jetzt nahm auch der Graf das Wort:

„Kein Tag fast ist ohne Verdrießlichkeit und Unbehagen gewesen, seitdem du in Bünderode einzogst! Ich muß deiner Mutter Rede durchaus bestätigen und habe meine Meinung schon neulich nicht verhehlt, daß es nur zwei Wege giebt, nämlich den, dich in uns, als die älteren, zu fügen, oder dein Leben für dich einzurichten! Wenn du unbefangen abschätzen willst — du betonst ja stets deine Objektivität — so mußt du zugeben, daß wir zuerst das Recht auf Berücksichtigung unserer Eigenart besitzen, gleichviel ob deine amerikanischen Ansichten und deine Art, deine Meinungen geltend zu machen, eine größere Berechtigung haben! Jede Zeit hat in ihrer Richtung etwas, das zu respektieren ist. Die Individualitäten waren verschieden, solange die Welt besteht, auch die neuen Ideen und Bestrebungen bergen einen gewissen Kern von Berechtigung. Ich will das keineswegs in Abrede stellen. Aber im Zusammenleben der Menschen galt und gilt als unumstößliches Notwendigkeitsgesetz, daß jeder dem anderen Rechnung trage, daß es dabei allein auf einen verständigen Ausgleich ankommt. Man will,“ schloß der Graf, „des Daseins friedlich froh werden, will nicht fortwährend Meinungskämpfe auskämpfen!“

Unruhig, den forschenden Blick auf ihren Bruder gerichtet, hatte Regine zugehört. Ihr Herz schlug angstvoll: was würde nun kommen? Sie sah und hörte im Geiste die Fortsetzung eines in den Folgen gar nicht zu bemessenden Wortgefechts. Aber was sie fürchtete, traf nicht zu.

Egmont sagte, sich zur Ruhe und Sachlichkeit zwingend: „Ich will mein Wort halten, das ich Mama gegeben habe. Es ist mir Pflicht und Ehrensache. Je früher ich damit beginne, desto eher werdet ihr die Überzeugung gewinnen, wie tief die Pietät ist, die mir für meine Eltern innewohnt, wie wenig ich jemals die Absicht gehabt habe, ihnen wehe zu thun, sie zu kränken! Ich entgegne deshalb nicht nur nichts, sondern ich bitte“ — hier näherte er sich dem Grafen und der Gräfin und streckte ihnen die Rechte entgegen — „um Nachsicht, wenn ich euch irgendwie zu nahe getreten bin! Was nun aber mein Bleiben auf Bünderode anlangt, so verbietet es mir mein Stolz, irgendwo, und sei's im Vaterhause, nur geduldet zu werden. Deshalb: ich werde mit eurer Erlaubnis noch kurze Zeit auf Bünderode ausharren, dann aber die Höhe verlassen und mich unten im Thale ansiedeln. — Und weiter habe ich nichts zu sagen!“

Nach diesen Worten schritt er, nach seinem Hute greifend, in den Garten hinaus.

Er that's, ohne daran zu denken, daß vielleicht noch Lia da sei. Er hatte nur das Bestreben, sein tobendes Blut zu beschwichtigen, des Schmerzes Herr zu werden, daß nun doch alles gekommen war, wie er es gefürchtet hatte.

Und als er dann die Wege durchwandelte, fand er Lia, Rosen im Schoße, die sie gepflückt hatte, in einer Laube sitzen, das Haupt gesenkt, den stillen Blick nach innen gewandt.

Als sie ihn erblickte, schnellte sie empor, als ob sich ihr ein Geist genähert habe.

„Ich habe Sie erschreckt,“ hob Egmont Zecher an, legte einen weichen Ton in seine Stimme und heftete einen gütigen Blick aus seinen scharfen Augen auf das junge, in äußerster Befangenheit vor ihm stehende Mädchen.

„Ich bitte, bleiben Sie noch einige Augenblicke!“ fuhr er fort, bat sie durch eine liebenswürdig auffordernde Miene, sich noch einmal niederzusetzen und nahm neben ihr Platz.

„Ja, ich erschrak, weil ich Sie nicht hatte kommen hören, Herr Graf!“ gestand Lia, sich zwingend, das Auge zu erheben. „Aber ich schämte mich auch, daß Sie mich so unthätig sahen. Indessen leitete mich Rücksicht. Ich wollte nicht wieder stören.“

Egmont Zecher legte nach dieser Erwiderung durch seine Mienen an den Tag, daß er die bescheidene Artigkeit dieser Antwort schätzte, daß ihn aber weit Wichtigeres beschäftigte. Und dem gab er auch Ausdruck: „Ich freue mich, daß ich Sie hier treffe, mein Fräulein. Ich finde Gelegenheit, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mit Ihnen fühle, wie sehr ich bedauere, daß Sie hier in diesem Zwange leben müssen. Ich verstehe, ohne daß Sie sich mir eröffnet haben, daß Sie sich hier nicht glücklich fühlen können. Ganz natürlich! Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wäre er in Ketten geboren! sagt der Dichter. Und hier? Meine Mutter hat gar kein Verständnis dafür, welche schwere Aufgabe Ihnen obliegt, welch eine Geduld, welche Pflichttreue Sie üben. Aber ich und Regine wissen es. Und unser Dank bleibt Ihnen. Wir haben einen Blick für den Wert des Menschen, und da ich annehme, daß Ihnen diese Schätzung Ihrer Leistungen die schwere Aufgabe erleichtern wird, so spreche ich. — Ah! wie ist's möglich, daß man immer nur die Dinge in dem einen Spiegel, in der wiederstrahlenden Fläche eigener selbstsüchtiger Einseitigkeit betrachten kann, daß man nicht ein einziges Mal wenigstens den Versuch macht, sich in die Gefühle und Verhältnisse der anderen hineinzuversetzen, daß man immer fordert und so selten daran denkt, zurückzugeben!“

Die letzten Worte sprach Egmont leiser, wie für sich, nicht an seine Gefährtin gerichtet, und sein Blick verlor sich in der Ferne.

Er bemerkte infolgedessen auch nicht, welche Empfindungen er dadurch in Lia geweckt hatte. Sie neigte sich, kaum daß er geendet, auf seine Hand und berührte sie mit ihren Lippen.

„Was thun Sie? Was thun Sie?“ stieß

Egmont betroffen hervor und entzog ihr seine Rechte mit zarter, aber rascher Bewegung.

Da reckte sie sich empor, sah ihn frei an und sagte: „Wenn sich jemand in einer Wüste befindet und nach einem Trunk lechzt, so preist er, wenn er eine Quelle findet, voll leidenschaftlichen Dankes den Geber. Er küßt den Erdboden, der das Wasser heraufsendet. So, so war mir zu Mute, als Sie eben sprachen, und da that ich, wozu mich mein Gefühl fortriß. Ich danke Ihnen, danke Ihnen von Herzen, Herr Graf, für diese und auch für die Worte, die Sie vordem im Salon sprachen. — Und noch eins sei mir erlaubt! Ich wäre schon gegangen, da ich immer wieder fühle, wie wenig ich der Frau Gräfin genüge. Glauben Sie auch nicht, daß mich Mangel an Selbstgefühl bleiben läßt. Mich hält die Liebe zu Eberhard und — das furchtbare Muß. — Wohin soll ich? Gewiß, die Welt ist groß und weit, aber ich habe es erprobt, daß kein Platz für mich da ist, weil mich der Schöpfer so unglücklich gezeichnet hat. Meine Wange stößt alle ab, immer wieder ist mir meine Stellung aufgesagt worden. — Gewiß, ich habe ein Vaterhaus. Aber der Mensch soll sich doch nützlich machen, arbeiten, etwas zu erwerben suchen. So überwinde ich mit aller Kraft die Empfindungen der Bedrückung, oft des Grolles — ja, ich sage es frei heraus — der Auflehnung gegen die Lieblosigkeit, die Geringschätzung und das ungerechte Urteil der Frau Gräfin."

„Ja, ja, mein armes, liebes Mädchen," stieß Egmont Zecher heraus, hob das Haupt höher, sah sie an und strich dem jungen Wesen, das nun langsam neben ihm die Wege zum Schlosse zurückwandelte, sanft über die Schultern.

Und bevor sie sich wieder trennten, sagte er: „Wir müssen überlegen, wie wir Ihr Dasein anders, glücklicher gestalten können. Morgen besuche ich Ihre Eltern. — Sie wissen, ich sehe sie fast täglich. — Ich werde mit ihnen reden. Hier, hier sollen Sie nicht, können Sie nicht bleiben!"

Und dann winkte er ihr gütig zu und verschwand unter den Bäumen des Parkes.

* * *

Als Egmont Zecher am nächsten Morgen erwachte, lag sein Schlafgemach in einem wahrhaft flutenden Sonnenglanze. Dieser erhellte und verschönte alle Gegenstände und ließ den Mann rasch dem Bette entfliehen. Er bekleidete sich und trat zunächst nebenan in den dreifenstrigen Raum, der ihm als Wohngemach diente.

Graf Egmont öffnete das Fenster, schaute hinaus und sog die frische Luft ein. Der Park ruhte in der Morgensonne wie in einem Goldbade. Die Vögel zwitscherten. An den Zweigen der Bäume hingen Tropfen der Nacht, und in ihren durchsichtigen Körpern spiegelte sich das Angesicht der Sonne. Sie flimmerten wie Juwelen, und ein frischer Atem drang noch aus Gebüsch und Erdreich trotz der Kraft von oben.

Der Anblick war bezaubernd, und der für Naturschönheit überaus empfängliche Mann nahm das alles in sich auf, als ob es Köstlicheres auf Erden nicht geben könne.

„Ah, wie doch meine nordische Heimat wunderherrlich ist, wie sie mein Gemüt aufrichtet, meine Sinne hebt," flüsterte er und trat, nur mit Mühe sich losreißend, zur Beendigung seiner Toilette ins Schlafgemach zurück.

Während er noch beim Ankleiden beschäftigt war, wurde geklopft; auf sein Herein erschien Erwin.

„Ah, vortrefflich! daß du schon aus dem Bett bist! Hier ist eben ein Brief vom Baron Reichholz aus Eckernmünde eingetroffen. Er bittet uns, an einem Diner in seinem Hause teilzunehmen und später mit ihm den Jahrmarkt zu besuchen. Er würde uns beizeiten eingeladen haben, erfuhr aber erst jetzt, daß Konstantin und ich auf Bünderode anwesend seien. Dich ersucht er dringend, obschon du noch keinen Besuch gemacht hast, mitzukommen. Was meinst du? Hast du Lust? Der Bote wartet auf Antwort."

„Wie ist's mit Konstantin? Kommt er heute zurück?"

„Schwerlich, den hält Iduna und wird ihn auch wohl überhaupt nicht wieder loslassen."

Egmont ging auf diese Rede seines Bruders nicht ein. Er sagte kurz: „Na ja, also wir beide! Einverstanden! Wann soll's denn vor sich gehen?"

„Um drei Uhr müßten wir abfahren. Um vier Uhr ist das Diner angesagt. Es sind immer lange und anstrengende Sitzungen bei Reichholz. Vor neun Uhr steht man nicht wieder auf.“

Egmont nickte bloß mit einem bestätigenden „Well“ und machte sich im Zimmer zu schaffen. Er steckte seine Uhr in die Weste und vergrub eine Anzahl Schlüssel und Geld, das er lose bei sich trug, in einer Tasche seiner weiten Beinkleider.

Zu einem ferneren Gespräch schien er nicht aufgelegt zu sein. Und Erwin, der sich über seine wortkarge Art ärgerte, sagte stark herausfordernd: „Es will mir scheinen, daß dir die Sache doch nicht ganz recht ist. So will ich lieber für dich absagen —“

„Es scheint mir nicht recht zu sein? Was heißt denn das?“ rief Egmont aus. „Woraus schließt du das plötzlich? Ich war ja durchaus dabei!“

„Na, ich fand dich eben sehr wenig zuvorkommend. Du schienst mir andeuten zu wollen, daß du —“

„Aber, bester Erwin! Was setzest du dir für Ameisen in den Kopf! Wie seid ihr überhaupt empfindlich! Wahre Mimosen! Ich versichere dich, daß ich nichts, gar nichts beabsichtigte. Ich gab mich, wie man sich unter guten Freunden zu geben pflegt, von denen man annimmt, daß sie sich an Äußerlichkeiten nicht stoßen. Also nochmals: ich bin mit Freuden bei der Partie, bitte den Baron Streichholz — pardon — Reichholz zu grüßen, und komme in zehn Minuten zum Frühstück hinunter.“

„Na, danke. Dann ist ja alles gut,“ bestätigte Erwin erleichtert, mit freundlichem Blick.

Als Egmont eine Weile später mit den Seinigen und Lia unten im Schloß beim Frühstück saß und zufällig während des Gespräches vom Heiraten die Rede war, sagte er: „Wenn die Menschen aus Erfahrung wüßten, welchen Inhalt das Wort ‚Heiraten‘ umfaßt, sich klar machten, was es heißt, für Lebzeiten durch solches gemeinsames Zusammenketten seine Freiheit aufzugeben, so würden überhaupt wohl kaum zehn Prozent von allen Ehen geschlossen werden.“

„Warst du denn schon einmal verheiratet?“ warf Erwin in einem stark abfälligen Tone hin. Er mußte im Grunde seinem Bruder beipflichten, aber wollte es nicht, gerade weil er dessen überlegene Lebenserfahrung anerkennen mußte.

„Ja — allerdings!“ entgegnete Egmont kurz.

Die Gräfin warf den Kopf zurück und in ihrem Antlitz erschien jener Ausdruck, den alle fürchteten. Sie vermochte auch mit ihrem Ärger über Egmonts selbstherrliche Art, Urteile abzugeben, nicht zurückzuhalten und sagte: „Man sieht aus dieser Bejahung, wie wenig du dich drüben mit uns im Zusammenhange fühltest! Wo kommt es vor, daß ein Sohn eine Ehe schließt, ohne die Eltern davon in Kenntnis zu setzen!?“

„Gewiß, du hast recht, Mutter! Aber wenn ich dir sage, daß ich gerade eine Mitteilung machen wollte, als ich meinen schweren Irrtum erkannte, so wirst du mir vielleicht glauben, daß mich lediglich Rücksicht gegen euch leitete. Weshalb seinen Nebenmenschen mit Klagen, mit unerfreulichen Dingen kommen! Sie wollen alle lieber ein fröhliches Auge, eine heitere Miene, ein belebendes Wort, sie wollen einen gemütlich sorglosen Verkehr, sie wollen helles Sonnenlicht, keine Finsternis. Und sie sind nicht zu tadeln. Also Rücksicht, Rücksicht leitete mich.“

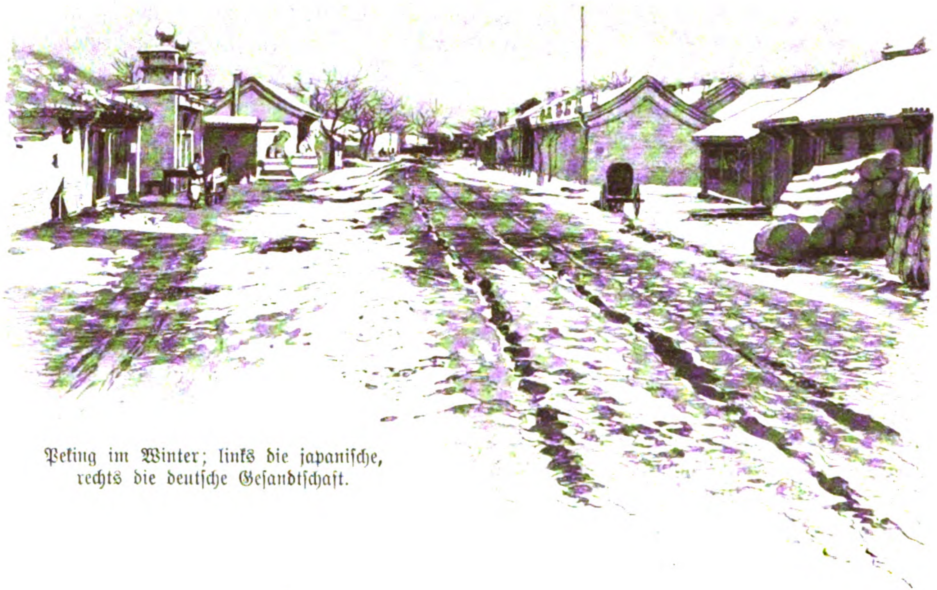
„Wenn du auf diesem Standpunkt stehst,“ fiel die Gräfin unbeugsam ein, „dann begreife ich nicht, daß du allezeit beflissen bist, deine Meinungen als die richtigen hinzustellen, sie sogar anderen aufzudrängen.“

„Verzeih, Mutter,“ entgegnete Egmont rasch und resigniert im Ausdruck, „daß ich ohne Wissen und Absicht in einen alten Fehler verfiel. Hoffentlich werde ich mich in Zukunft besser erinnern, was ich mir vornahm und was ich euch zusagte!“

Damit faltete er die Serviette zusammen, erhob sich und ging wie jüngst mit einer leichten, ruhigen, nicht die geringste Erregung verratenden Miene aus dem Gemach.

Lia aber schaute ihm nach und dachte: Ja, das ist einmal eine andere Art von Mensch, und ich — ich bin ihm gut.

(Fortsetzung folgt.)



Peking im Winter; links die japanische, rechts die deutsche Gesandtschaft.

Von Hongkong nach Peking.

Von
M. von Brandt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Seit einer Stunde sind die Inseln in Sicht, die vor Hongkong liegen, und auf dem Dampfer, der nach fünfundzwanzigtägiger Fahrt sich der größten Handelsstadt Ostasiens nähert, herrschen die Unruhe und das rege Treiben, die sich vor jeder Ankunft des Schiffes in einem Hafen zu entwickeln pflegen. Und hier sind sie besonders lebhaft; ist doch für viele Passagiere Hongkong der Endpunkt der Reise, wo Freunde oder Familie sie erwarten und das altgewohnte Leben mit seinen Arbeiten und Vergnügungen wieder beginnt. Andere verlassen dort die chinesische Linie, um sich auf den die Reise nach Japan fortsetzenden viel kleineren Dampfer zu begeben, und wenn es sich bei dem Umzuge auch nicht um Möbel- und Haushaltungsgegenstände handelt, so hat er doch immerhin viel Unruhe, Arbeit und Lärm in seinem Gefolge. Weiß doch jeder, was er verläßt, und niemand, was er findet, und die dreitausend Tonnen, um die der neue Dampfer kleiner ist als der alte, sowie die Launen des japanischen Meeres eröffnen eine sehr unangenehme Aussicht auf enge Kabinen und viel Seekrankheit.

Aber auch für denjenigen, den keine alten Erinnerungen und Beziehungen in Hongkong erwarten und der mit dem liebgewordenen Dampfer die Fahrt nach Shanghai weiter fortzusetzen beabsichtigt, bietet die Ankunft in Hongkong eigentümlichen Reiz und viel Anregung. Ist es doch die erste Berührung mit dem immer noch geheimnisvollen Reiche der Mitte, dem Lande des Zopfes, des Thees und der Seide, dessen Bewohner sich von Hunden, Katzen und Ratten nähren und Blutegel, vielleicht gar — Schröpfköpfe als Delikatessen verzehren.

In Colombo und in Singapore, und noch mehr auf dem Vorderteil des Schiffes hat man freilich schon Chinesen in Hülle



Jll. D. Monatshefte. April 1898. Druck von G. Westermann in Braunschweig.

Mandschurin.

Faksimiledruck nach einem auf Seide gemalten chinesischen Originale.

UNIV. OF
CALIFORNIA

und Fülle gesehen, aber es ist doch immer etwas anderes, sie in einer gewissermaßen fremden Umgebung als auf ihrem eigenen Grund und Boden zu beobachten. Und dazu bietet sich in Hongkong Gelegenheit genug, trotz der fremden palastähnlichen Gebäude an der Praya, der stattlichen Villen, die die Abhänge des Berges und seine höchste Spitze bedecken, und der langen mageren rotbeturbanten Sikhs, die hier wie überall in den fremden Niederlassungen in China die Polizei bilden. Nur darf man sich nicht fürchten, die breiten Straßen zu verlassen, in denen das chinesische Leben sich neben dem europäischen bewegt, und sich in die engen Gassen und Gäßchen der Viertel zu begeben, in denen Auge, Nase und Ohr gleichmäßig und nicht auf die angenehmste Weise in Anspruch genommen werden, in denen Tausende von Eingeborenen sich drängen, schieben und stoßen, und in denen die Pest vor wenigen Jahren ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, von dem aus sie ihre Bacillen nach Indien versandte.

Der Chinese ist ein Herdentier, das sich bei der Anspruchs- und Bedürfnislosigkeit des einzelnen in Menge in Räumlichkeiten zusammenpferchen läßt, die für den Europäer die Möglichkeit des Atmens überhaupt in Frage stellen würden. Im eigentlichen China — Canton ausgenommen — machen sich die Nachteile dieser Gewohnheit viel weniger bemerkbar; dort haben die meisten Häuser nur ein Geschoß, zur ebenen Erde, und die Häuser der Reichen wie die der Armen, meistens nur mit je drei Räumen, stehen voneinander getrennt um innere offene Höfe. Im Auslande dagegen oder in den fremden Niederlassungen in China, wo das Land teuer ist und die Häuser nicht in die Breite und Tiefe, sondern in die Höhe gehen, wo in vielleicht ursprüng-



Vegetation an einer Straße in Hongkong.

lich großen Räumen die Chinesen ihre Wohn- und Schlafstellen wie Wespenzellen hineinbauen, entwickeln sich Zustände, die selbst dem Augenzeugen unglaublich scheinen. Der Verwaltung von Hongkong kann der Vorwurf nicht erspart werden, derartige Zustände in der Kolonie geduldet und die Möglichkeit eines Ausbruchs der Pest in den übervölkerten, schmutzigen Chinesenquartieren nicht in Erwägung gezogen zu haben. Denn daß die Pest seit einer Reihe von Jahren in jedem Sommer in einer Anzahl von Plätzen der südchinesischen Küste auftrat, war eine allbekannte Thatsache, die wohl zur Vorsicht hätte mahnen sollen. Aber Handelsinteressen gegenüber schweigen in England alle sonstigen Bedenken, wie denn auch ganz ähnlichen kaufmännischen Rücksichten die Einschleppung der Pest nach Indien zuzuschreiben ist. Im übrigen war der moralische Eindruck, den der Ausbruch der Pest in Hongkong, namentlich die sanitätspolizeilichen Maßregeln und der Auszug der Chinesen hervorriefen, größer als der thatsächliche Verlust an Menschenleben; nicht ganz dreitausend Tote auf eine Bevölkerung von über 150000 Seelen ist ein Procentsatz, der leider bei mancher Choleraepidemie in der Heimat weit überschritten worden ist. Das subtropische Klima Hongkongs, eine treibhausartige, feuchte Wärme, die sich im Sommer auf der Spitze des Berges zu oft tagelang andauernden Nebeln verdichtet, so daß die Bettwäsche dort täglich in besonderen Trockenzimmern getrocknet werden muß, wird auch das Ihrige zu der Entwickelung der Krankheit beigetragen haben; gerade so wie der verwitterte Granit, aus dem die oberen Lagen des Bodens bestehen, wenn er der Sonnenhitze ausgesetzt wird, noch immer Malaria erzeugt, die allerdings hauptsächlich infolge der von der Regierung mit großer Thatkraft in die Hand genommene Beforstung der Insel viel von ihrer Gefährlichkeit verloren hat. Ähnliche Erscheinungen sind überall in China, so an den jetzt als Sanatorien bekannten Plätzen Chusan und Tschifu beobachtet worden, wie auch zum Beispiel in Peking nicht die Regenzeit, in der ein großer Teil der Ebene mit Wasser bedeckt ist, sondern der sonst wunderbar schöne Herbst, in dem die Sonne nun auf den vom Wasser entblößten Boden scheint, die ungesunde, fieberreiche Jahreszeit ist. Einem ähnlichen Auftreten von Malaria wird bei neuen Anlagen, die größere Erdarbeiten erfordern, in allen Teilen Chinas entgegenzusehen sein.

Die feuchte Wärme übt auch ihren Einfluß auf die Vegetation der Insel. Im öffentlichen Garten, der aber wegen der scharfen Rassenunterschiede fast nur von Chinesen und Kindern besucht wird, und in einzelnen der nach den höher gelegenen Stadtteilen führenden, tiefer eingeschnittenen Wege, deren Ränder mit Zwergpalmen, Baumfarren, blühenden Gesträuchen und Bäumen bepflanzt sind, könnte man sich in eine tropische Gegend versetzt glauben; auch giebt es wohl kaum einen Platz — italienische und südfranzösische Städte ausgenommen — in denen Blumen so vielfach und so billig auf der Straße angeboten werden.

Ganz besonders interessant ist für den neuen Ankömmling der Verkehr auf dem Wasser, der schon in Hongkong durch Hunderte von Booten und kleineren Fahrzeugen einen beinahe überwältigenden Eindruck macht. In Hongkong wie in Canton und weiter an der Küste hinauf bis nach Shanghai werden die Sampans — Boote für den Personenverkehr — fast ausschließlich von Frauen, häufig mit einem Kinde auf dem Rücken, gerudert. In Canton gehört die Bootbevölkerung ausschließlich der Tanka-Eiervolk-Kaste an, den Nachkommen einer Rasse von Eingeborenen, die von den Chinesen bis hierher zurückgedrängt worden sind. Sie führen eine Paria-Existenz und durften sich bis 1730 überhaupt nicht auf dem Lande niederlassen, wie sie auch heute noch von den öffentlichen Prüfungen ausgeschlossen sind und sich nur untereinander verheiraten. Die Tracht der Frauen dieser Kaste, weite Hosen und eine lose, weite, bis zur Mitte der Oberschenkel reichende Jacke von dunkelbraunem oder schwarzem Glanzkattun mit einem bunten, unter dem Kinn geknüpftem Kopftuche, ist auch das Kostüm der zahlreichen Demimondaines von Hongkong, die dazu noch weiße Strümpfe und Lackschuhe zu tragen pflegen.

Der Weg der Dampfer von Hongkong nach Shanghai führt durch eine ganz enge Straße, die in früherer Zeit wiederholt der

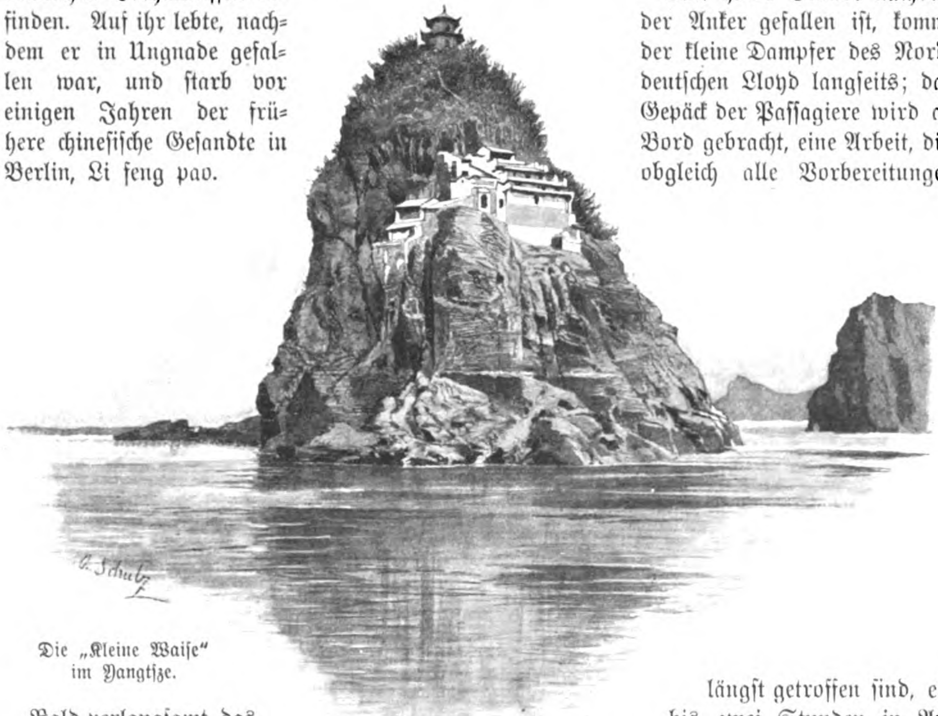


Das fremde Freiwilligencorps in einer der chinesischen Straßen der Fremdenniederlassung zu Shanghai.

Schauplatz von Angriffen chinesischer Seeräuber auf Dschunken und auch fremde Schiffe gewesen ist; vierundzwanzig Stunden bringen den Dampfer an den Eingang der Straße von Formosa, die sich zur Zeit des Taifuns eines besonders schlechten Rufes erfreut und zu der des Südwest-Monsuns diesen in noch viel höherem Maße verdient, da die nach Norden gehenden Dampfer gegen starken Wind und schwere See so hart anzukämpfen haben, daß selbst auf den großen Schiffen des Norddeutschen Lloyd Heulen und Zähneklappern, d. h. die Seekrankheit herrscht und die letzten Tage der sonst so genußreichen Reise nach Ostasien oft zu den ungemütlichsten zählen. Auch für die Kapitäne der Schiffe ist die Fahrt nicht angenehm, indessen fürchten diese mehr als alles andere den in der Straße und an der ganzen chinesischen Küste zu gewissen Jahreszeiten sehr häufigen und dichten Nebel, der besonders unangenehm und gefährlich wird, wenn, wie das bei schönem Wetter häufig der Fall ist, Tausende von Fischerbooten und kleineren Dschunken dem Fischfang obliegen und das Schiff zur größten Vorsicht, manchmal sogar zum Halten zwingen. In einer schönen dunklen Sommernacht ist das Schauspiel, das die Hunderte von Lichtern auf dem Meere, die auftauchenden und schnell wieder verschwindenden Schiffssilhouetten, das Schreien und Tamtamschlagen auf den chinesischen Booten bieten, ein wahrhaft sinnverwirrendes, und die Stunden, die der Kapitän dann auf der Kommandobrücke zubringt, gehören sicher nicht zu den leichtesten seines Berufs.

Allmählich beginnt das grünliche Wasser des Meeres sich gelblich zu färben, bis es endlich eine ganz ausgesprochene Ähnlichkeit mit einer dünnen Erbsensuppe bekommt. Ängstlich fängt alles an, nach der Uhr zu sehen und Berechnungen zwischen der Geschwindigkeit des Schiffes und der Flutzeit anzustellen; denn die Frage, ob der Dampfer zur

rechten Zeit vor Wusung ankommen wird, um das Passieren der Barre ohne Aufenthalt zu ermöglichen, wird allmählich brennend. Die Sattelinseln kommen in Sicht, der Telegraph meldet das Passieren des Schiffes in Shanghai — noch eine halbe Stunde, dann schüttelt der Lotse den Kopf: „Unmöglich“, und alles eilt in die Kabinen, um das Handgepäck für die Ankunft des kleinen Dampfers vorzubereiten, der die Passagiere in solchen Fällen von Bord abzuholen und nach Shanghai zu bringen pflegt. Aus dem gelben Wasser, das eine immer tiefere Färbung annimmt, steigt die Insel Tsungming, die sich aus den Niederschlägen des Yangtsze gebildet hat und im achten Jahrhundert über der Oberfläche des Wassers erschienen ist. Heute zählt sie auf 729 Quadrat-Kilometern über eine Million Einwohner, die sich zum größten Teil in sehr ärmlichen Verhältnissen befinden. Auf ihr lebte, nachdem er in Ungnade gefallen war, und starb vor einigen Jahren der frühere chinesische Gesandte in Berlin, Li feng pao.



Die „Kleine Waise“ im Yangtsze.

Bald verlangsamt das Schiff seinen Lauf, es hält, der Anker fällt, und vor sich hat der Reisende die Mündung des häufig irrtümlich Wusungfluß genannten Wang pu, dessen linkes Ufer sich als eine flache, mit Feldern und niedrigen Fruchtbäumen bedeckte Spitze zeigt. Im Frühjahr erinnert sie mit den Rosastreifen der blühenden Bäume an ein japanisches Farbendruckbild, während auf dem rechten Ufer, angelehnt an eine scheinbar unendlich lange chinesische Küstenbatterie, das Städtchen Wusung liegt. Hinter der Befestigungslinie befinden sich die Lager der dem Generalgouverneur von Nanking unterstellten, von deutschen Instruktoren ausgebildeten, sogenannten discilinierten chinesischen Truppen, während hinter Wusung der Bahnhof der Eisenbahn liegt, die von dort über Shanghai nach Suchau und womöglich weiter nach Nanking gehen soll, wo sie vielleicht im Laufe der Zeiten andere, von Hankau oder Peking kommende Linien treffen wird. Die Arbeiten an dieser Bahn stehen unter der Leitung des deutschen Regierungsbaumeisters Hildebrand, der sich bei Chinesen wie Fremden eines wohlverdienten Ansehens erfreut.

Eine halbe Stunde nachdem der Anker gefallen ist, kommt der kleine Dampfer des Norddeutschen Lloyd langseits; das Gepäck der Passagiere wird an Bord gebracht, eine Arbeit, die, obgleich alle Vorbereitungen längst getroffen sind, ein bis zwei Stunden in Anspruch nimmt. Inzwischen fängt es an zu regnen. In dem Salon des kleinen Dampfers ist nicht für alle Passagiere Platz; einige müssen sich, so gut es geht, auf Deck einrichten und sich gegen Kälte und Regen mit Schirmen und Decken zu schützen suchen. Auf dem Flusse ist wenig oder



Die erste Station auf dem Wege zu dem Wallfahrtsort Miao fen shan.

nichts zu sehen, es sei denn ein vorbeifahrender Dampfer oder ein von einem Schlepper bugsiertes Segelschiff, sonst beiderseits flache Ufer mit Weiden und Obstbäumen und einzelnen chinesischen Häusern. Erst in der Nähe von Shanghai wird das Bild ein anderes: Schornsteine ragen in die Luft, und man glaubt, sich einer Fabrikstadt zu nähern; es sind außer ein paar Baumwollenreinigungsanstalten, einer Papier- und einer Glasfabrik eine Anzahl Baumwollenspinnereien, die mit fremdem und chinesischem Kapital und unter fremder Leitung errichtet worden sind, um fremde Kapitalisten von den billigen, in China herrschenden Arbeitslöhnen profitieren zu lassen. So kämpft englisches Kapital in China gegen englisches Kapital auf heimischem Boden, und die Arbeiter in Lancashire müssen den Schaden tragen.

Als angehende Fabrikstadt, als großer Handelsplatz verdient Shanghai unstreitig unsere Aufmerksamkeit und unsere Achtung, aber noch bedeutend interessanter ist es als ein Denkmal und als ein Beweis dessen, was Energie und Arbeitskraft fremder Kaufleute leisten können. Am 17. November 1843 wurde Shanghai für den fremden Handel geöffnet. Der Grund, auf dem heute der früher als englische Niederlassung bekannte Teil des Fremdenquartiers steht, war damals ein Sumpf mit einzelnen etwas höher gelegenen Stellen. Die findigen Chinesen verkauften den Mau (etwa 750 Quadratmeter), welcher damals vielleicht 15000 bis 35000 Cash (15 bis 35 Dollar) wert war, zu 50000 bis 60000 Cash an die englischen Kaufleute; in den Händen der noch findigeren Fremden hat der Mau desselben Landes an den besten, d. h. am Flusse gelegenen Stellen jetzt einen Wert von 8000 bis 12000 Taels, d. h. 11000 bis 17000 Dollars erlangt. Im Jahre 1845 waren die ersten Häuser auf der Niederlassung im Bau, und im Jahre 1849, wo alle Ansiedler auf der Niederlassung wohnten, war die fremde Gemeinde etwas über hundert Köpfe stark, darunter 70 Frauen, und bestanden 25 kaufmännische Geschäfte in Shanghai. Im Jahre 1895 gab es dort 569 fremde Firmen (34 japanische nicht gerechnet), und auf der fremden Niederlassung lebten 9422 Fremde, 669 Ja-

paner und über 400000 Chinesen. Der Zudrang der Chinesen zu der fremden Niederlassung begann zur Zeit des Taipingaufstandes, während dessen sie dort Schutz suchten und fanden. Heute wohnen alle Chinesen, die von dem fremden Handel in irgend einer Weise leben oder Vorteil ziehen, auf der Niederlassung, auf der die chinesischen Behörden nur mit Genehmigung des Konsularcorps und des Municipalrats Gerichtsbarkeit ausüben dürfen. Im Jahre 1896 sind 6108 Dampfschiffe fremder Bauart, die unter chinesischer Flagge einbegriffen, mit über 7½ Millionen Tonnengehalt und 7002 Segelschiffe unter fremder und chinesischer Flagge (dabei sind von diesen nur die Lorchas, die bei dem fremden Seezollamt ein- und ausklarieren, gerechnet) mit beinahe 300000 Tonnengehalt ein- und ausgelaufen, und die Einnahmen dieses Zollamtes betrugen beinahe fünfundzwanzig Millionen Mark.

Der erste Versuch einer Stadtverwaltung der fremden, damals englischen Niederlassung wurde im Jahre 1844 durch die Einsetzung eines Komitees für Wege und Ladebrücken gemacht. Der erste Stadtrat, dessen vierundvierzigster Nachfolger heute sitzt, begann seine Thätigkeit im Jahre 1854, und eine seiner ersten Maßregeln war die Einsetzung einer aus einem Superintendenten und dreißig Konstablern bestehenden Polizeimacht. Heute unterstehen dem Stadtrat ungefähr fünfhundert europäische, indische und chinesische Polizisten. Ungefähr dreihundert uniformierte und bewaffnete Freiwillige, Artillerie mit vier Geschützen, Kavallerie und Infanterie, unter dieser auch eine deutsche Compagnie, deren Exerzieren der von dem Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Hongkong zur Inspizierung abgesandte Stabsoffizier als vorzüglich bezeichnete, sind bereit, für die Sicherheit der Niederlassung einzutreten. Das jährliche Budget beziffert sich auf nahezu fünf Millionen Mark, mehr als manches deutsche Fürstentum einnimmt und auszugeben im stande ist. Die Straßen sind vorzüglich unterhalten und mit Elektricität und Gas beleuchtet; die Schlächtereien und Milchwirtschaften, die Viehstände und Märkte werden sorgfältig überwacht; es bestehen öffentliche Schulen und Krankenhäuser, und das alles ohne die Unterstützung von irgend einer Regierung und mit einem Minimum von Überwachung seitens der Konsuln, deren Genehmigung eigentlich nur für die Aufnahme von Anleihen erforderlich ist.

Wie Hongkong der Mittelpunkt des Handels mit Südchina ist und dort zum großen Teil eine Umladung der zwischen Europa und Japan gehenden Waren stattfindet, so ist Shanghai der Mittelpunkt des Geschäftes für Mittel- und Nordchina, wie für den Verkehr zwischen diesen Teilen des Reiches und Japan. Eine ganz besondere Rolle in diesen Geschäften spielt der Yangtszefluß, der einzige tief in das Innere des Landes reichende Verkehrsweg, der sieben Provinzen der Berührung mit der Außenwelt und damit fremdem Handel, Einfluß und Kultur erschließt. Obgleich erst seit 1861 dem fremden Handel thatsächlich eröffnet, übt der Verkehr auf dem Flusse bereits einen sehr bedeutenden Einfluß auf die nationalökonomischen Zustände Chinas, der mit der Zeit und der weiteren Entwickelung der an dem mächtigen Strome liegenden Gebiete ein noch wichtigerer werden wird.

Die Verbindung mit dem 600 Seemeilen höher am Yangtsze gelegenen Hankau wird von Shanghai aus durch fast täglich gehende englische und chinesische Dampfer unterhalten, die die Straße stromaufwärts unter gewöhnlichen Verhältnissen bei zwei- bis dreimaligem mehrstündigen Anlegen in drei Tagen und einigen Stunden, stromabwärts in zwei Tagen zurückzulegen pflegen. Von Hankau geht, wenn der Wasserstand dies erlaubt, ein chinesischer Dampfer alle vierzehn Tage 600 Seemeilen weiter nach Ichang; von da bis Chungking findet der Verkehr nur mit chinesischen Booten statt, die mit großer Mühe durch die zahlreichen Stromschnellen gezogen werden. Schon bei Ichang treten die hohen Ufer dicht an den Fluß heran und engen ihn ein, weiterhin überragen sie ihn so weit, daß ein Erdsturz von einem der Uferfelsen im Laufe des letzten Jahres den Verkehr auf dem Flusse selbst vollständig unterbrechen konnte. Die Bestimmung in dem japanisch-chinesischen Vertrage, daß der Dampferverkehr auf dem Yangtsze zwischen Ichang und Chungking freigegeben werden solle, hat daher gar keine praktische Bedeutung. Die



Ill. D. Monatshefte. April 1898. Druck von G. Westermann in Braunschweig.

Chinesisches Mädchen.

Faksimiledruck nach einem auf Seide gemalten chinesischen Originale.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Wasserverhältnisse auf dem Yangtsze sind äußerst schwieriger Natur: während des Winters hat der Fluß sehr wenig Wasser, so daß die Schiffahrt von Hankau dadurch sehr behindert wird; im Sommer steigt er so, daß die an ihm liegenden Städte oft vollständig überschwemmt sind und z. B. in Hankau, dessen Quai 46½ Fuß über dem Flußbette liegt, der Verkehr oft nur durch Boote vermittelt werden kann. In Chungking war im Jahre 1895 der niedrigste Wasserstand 1 Zoll, der höchste 81 Fuß 6 Zoll, im Jahre 1896 der niedrigste 10 Zoll, der höchste 67 Fuß 6 Zoll. In Hankau waren die Unterschiede zwischen dem niedrigsten und höchsten Wasserstande im Jahre 1893 42 Fuß und im Jahre 1894 41 Fuß 5 Zoll.

Die Fahrt auf dem Yangtsze selbst auch nur bis nach Hankau ist der lohnendste Ausflug, der von Shanghai aus unternommen werden kann; die Dampfer sind schnell und gut, die Kabinen groß und bequem, die Beköstigung und Bedienung vortrefflich. Man sitzt in bequemen Stühlen und läßt die Landschaft rechts und links an sich vorüberziehen, während das Schiff die gelben Fluten des Riesenstromes durchschneidet, der trotz seines lehmfarbigen Wassers den Namen des „blauen" verdient. Selbst auf den klarsten und ruhigsten Gewässern habe ich nicht eine ähnliche Spiegelung gesehen wie auf dem Yangtsze: von den vorüberfahrenden Dschunken spiegelte sich jedes Stück Holz, jedes Tau, jede Bewegung der Mannschaft im Flusse wieder, wie man dies nur im reinsten Spiegel für möglich gehalten hätte. In seinem untersten Laufe sind die Ufer des Yangtsze ganz flach; erst bei Chinkiang, wo der Kaiserkanal in den Fluß mündet, treten höhere Hügel auf der rechten Seite dicht an das Ufer heran. Die mit Tempeln, Marmorterrassen und Pagoden bedeckte Silber- und Goldinsel, die sich weit über die Hügel hinziehenden Stadtmauern von Chinkiang und die Tausende von Masten an den beiden Mündungen des Kanals gewähren ein entzückendes Bild, das, wer es einmal gesehen, nicht so leicht vergessen wird. Von den Veränderungen im Flußbett giebt den besten Begriff, daß der Platz unterhalb der Goldinsel, an dem die englische Flotte im Jahre 1842 vor Anker lag, jetzt festes Land ist und die Goldinsel aufgehört hat, eine Insel zu sein. Nanking imponiert dem Besucher durch seine ungeheure Ausdehnung und die Länge seiner Mauern, sowie durch die gründliche Verwüstung, die die Taipings in seinen Mauern angerichtet haben, der auch der berühmte Porzellanturm zum Opfer fiel, und von der sich die Stadt, trotzdem sie bereits im Jahre 1864 von den Kaiserlichen wiedererobert wurde, noch nicht erholt hat. Von dem kaiserlichen Palast sind nur fünf schmale marmorne Brücken, die einst zu ebensovielen Thoren führten, erhalten, und es ist vielleicht abergläubischer Scheu zuzuschreiben, daß die Tierallee, die zu dem übrigens zerstörten Grabe des ersten Herrschers der Ming-Dynastie führt, der Wut der Taipings entgangen ist. Erst hinter Chichau fangen die Berge an, näher an den Fluß heranzutreten, und Fluß und Umgebung werden belebter; bis hierher sind die Ufer vielfach mit ausgedehnten Schilffeldern bedeckt, und man sieht manchmal wohl stundenlang nur ein einzelnes Boot langsam am Ufer hinaufkriechen.

Der Verkehr scheint sich vom Strome ganz auf die Nebenflüsse zurückgezogen zu haben; denn an den Mündungen erblickt man die Masten von ganzen Flotten von Dschunken. Kiukiang, der nächste dem fremden Handel geöffnete Platz, verdankt seine Berühmtheit dem in seiner Nähe gelegenen Kin te chin, dem Meißen von China, in dem seit über tausend Jahren die Fabrikation von Porzellan im großen betrieben wird. Was man in den Läden der Stadt sieht, entspricht allerdings wenig den Erwartungen, mit denen man diese wohl aufgesucht hat.

Zwischen diesem Hafen und Hankau, „Mündung des Han", liegt der kleine Platz Shi wui yao, von dem eine von deutschen Ingenieuren gebaute Eisenbahn nach den zwanzig Kilometer entfernten Eisen- und Kohlengruben führt. Was die umwohnende Bevölkerung, die sich schnell an das Dampfroß und die neue Beförderungsweise gewöhnte, am meisten wunderte, war, daß die Eisenbahn auch bei Regenwetter fuhr, bei dem doch jeder verständige Chinese zu Hause zu bleiben pflegt.

Hankau ist der Hauptplatz für den Thee-



Chinesischer Schauspieler.

handel der am Yangtsze gelegenen Provinzen; im Mai und Juni strömen dort die Theekoster und Theehändler zusammen, um den neuen Thee zu probieren und ihre Einkäufe zu machen. Zum Theekosten gehört eine noch feinere Zunge als zum Weinkosten, und die Leute, die aus fünfzig vor ihnen stehenden Täßchen den Thee herausschmecken können, der ihren Kunden am besten munden wird, sind viel Geld wert und bekommen es auch. Früher war Hankau einer der Hauptplätze des englischen Theehandels; seit der Einführung des Assam- und Ceylonthees auf dem Londoner Markt ist aber Rußland der stärkste Käufer; russische Händler besitzen in Hankau auch Fabriken, in denen Ziegelthee, Tafelthee und Blockthee zur Ausfuhr nach Sibirien und Rußland angefertigt wird. Von 904170 Picul zu je 60 Kilogramm, die 1896 von dort importiert wurden, gingen 169000 nach Odessa, 86000 nach Wladiwostock und 500800 nach Tientsin zur weiteren Beförderung über Land, während nur etwa 30000 direkt nach London verschifft wurden, das noch vor fünfzehn Jahren der bedeutendste Abnehmer war. Der Wert des Theehandels allein beziffert sich in Hankau auf über 46 Millionen Mark.

Hankau liegt, wie sein Name besagt, am Ufer des Han, auf dessen anderem Ufer die Stadt Hanyang erbaut ist. Gegenüber von Hankau am Yangtsze liegt eine dritte Stadt Wuchang; die drei Städte sollen zusammen eine Bevölkerung von über zwei Millionen haben, zu denen noch die schwimmende Bevölkerung von über 150000 Seelen kommt. Wer einmal das Gewimmel von Booten und Dschunken an der Mündung des Han gesehen hat, wird diese Zahlen nicht für übertrieben halten.

Die Fahrt von Shanghai nach Tientsin bietet wenig Interessantes und ist oft — „meistens“ wäre vielleicht noch richtiger — reich an Unannehmlichkeiten. Die Dampfer auf der Linie, englische und chinesische — die großen englischen Gesellschaften und die chinesische China Merchants Company haben die kleinen deutschen Reedereien fast ganz herausgedrückt — sind gut, aber, den durch die Barre vor Taku an der Mündung des Peiho geschaffenen Bedingungen entsprechend, verhältnismäßig klein und flach gebaut, um das Hindernis, für dessen Wegräumung die chinesische Regierung nichts thut, passieren zu können. Auf den kurzen Wellen des Gelben Meeres tanzen die Dampfer, besonders wenn sie nicht volle Ladung haben, wie das vielfach der Fall ist, häufig gewaltig, und dichte Nebel im Frühjahr und Sommer und schwere Nordstürme im Herbst schaffen oft sorgenvolle Stunden für die Kapitäne,

die wegen der Fürsorge für ihre Passagiere mit Recht berühmt sind. Kapitän Patterson ist der „ladies' captain", dessen Schiff — er steht jetzt in Diensten der chinesischen Gesellschaft — Frauen und Kinder, über die er mit rührender Sorgfalt wacht, am liebsten anvertraut werden. Er ist ein langer dürrer Amerikaner und ein alter Seebär, der seit über dreißig Jahren zwischen Shanghai und Tientsin fährt und seit 1875, wo er mich zum erstenmal nach Tientsin brachte, von seiner Familie, die in demselben Jahre nach Amerika ging, getrennt ist, was ihn bei den weichenden Silberkursen natürlich zu einem wütenden Silbermanne macht.

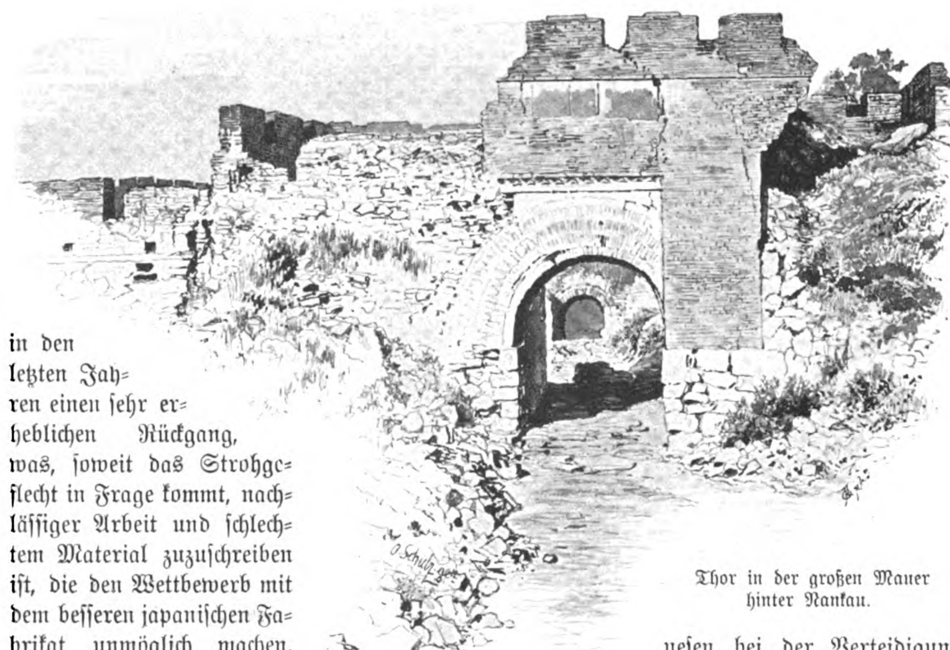
Auf der Fahrt nach Tientsin muß die sich vor dem Golf von Pechili erstreckende Shantung-Halbinsel umfahren werden, an deren Südseite die in den letzten Monaten so viel genannte Kiautschau-Bucht liegt, vielleicht der beste und sicherste sowie zugänglichste Hafen in Nordchina, der nur der leicht durch eine Eisenbahn oder die Verbesserung der vorhandenen Wasserwege herzustellenden Verbindung mit dem Hinterlande bedarf, um wieder der bedeutende Handelsplatz zu werden, der er in früheren Zeiten war. Die Küste sieht freilich wie die des ganzen Shantung sehr unwirtlich aus, da sie infolge der herrschenden Seewinde ohne jeden Baumwuchs ist, aber hinter der ersten Bergkette verändert sich das Aussehen des Landes sehr zu seinem Vorteil. Die Bevölkerung wird allgemein als eine sehr tüchtige und zuverlässige gelobt: in der Seeschlacht am Yalu haben sich die Shantungleute vortrefflich gehalten, und den Kulis, die im Sommer nach der russischen Littoralprovinz gehen und dort zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden, wird das beste Zeugnis ausgestellt. Es ist allerdings auch eine eigensinnige und nicht leicht zu behandelnde Bevölkerung, deren Eigentümlichkeiten sorgfältig beobachtet und berücksichtigt sein wollen.

Den östlichen Punkt der Halbinsel bildet



Chinesischer Schauspieler im Kostüm eines Mandarins aus der Ming-Zeit.

das Kap Shantung, eine steil ins Meer abfallende Felsspitze, auf der ein Leuchtturm steht. Bei gutem Wetter pflegten in früheren Jahren die nach Tschifu oder Tientsin bestimmten Dampfer so nahe am Kap vorbeizugehen, daß man die sich auf den Felsen sonnenden Seehunde mit bloßem Auge erkennen konnte. An diesem Felsen ist im Jahre 1896 das deutsche Kanonenboot „Iltis“ gestrandet und verloren gegangen. An der nördlichen Küste von Shantung liegen der 1895 von den Japanern genommene und jetzt noch von ihnen besetzte Kriegshafen Wei hai wei und zwei Stunden davon der Vertragshafen Tschifu (Chefoo), der 1896 für etwa 39 Millionen Mark Einfuhr und für etwa 23 Millionen Mark Ausfuhr hatte, während die Zahl der ein- und ausgegangenen Dampfer 2499 betrug. Die Hauptausfuhrartikel sind Strohgeflecht und Seide, diese vom Eichenspinner, im Handel als Pongee bekannt; beide zeigen indessen in den letzten Jahren einen sehr erheblichen Rückgang, was, soweit das Strohgeflecht in Frage kommt, nachlässiger Arbeit und schlechtem Material zuzuschreiben ist, die den Wettbewerb mit dem besseren japanischen Fabrikat unmöglich machen. Die Reede von Tschifu ist im Winter, da sie den Stürmen ausgesetzt ist, fast unbenutzbar. Kiautschau, wenn es einst als Handelsplatz geöffnet werden sollte, wird Tschifu daher leicht eine erdrückende Konkurrenz machen können. Am Eingang der Bai von Pechili liegen die Miautau-Inseln, jetzt ebenfalls mit einem Leuchtturm versehen, die bei einer etwaigen Blockade der Bai wohl als Hauptstützpunkt für das blockierende Geschwader dienen würden. Die Reede von Taku ist ein trostloser Platz, das Meer sieht wie dicke Erbsensuppe aus, und vom Lande erblickt man nichts weiter als ein paar dunklere Striche mit einigen erhöhten Punkten, den berühmten Takuforts, an denen der von der Seeseite her 1859 unternommene Angriff der Engländer scheiterte und die 1860 von der Landseite durch die englischen und französischen Truppen gestürmt wurden, d. h. die auf dem linken Ufer des Peiho, denn die auf dem rechten gelegenen Befestigungen wurden nach dem ersten Erfolge der verbündeten Armee von den Chinesen geräumt. Seitdem sind die Forts umgebaut und verbessert und mit schweren Geschützen europäischer Fabrikation und neuester Konstruktion ausgerüstet worden; trotzdem ist es bei der erbärmlichen Haltung, die die Chinesen bei der Verteidigung von Port Arthur und Wei hai wei gezeigt haben, fraglich, ob auch diese Befestigungen einem Angriff von der Landseite zu widerstehen im stande sein würden.



Thor in der großen Mauer hinter Nankau.

Wenn die Ankunft des Dampfers mit dem Eintreten der höchsten Flut zusammen-



Ein Stück der großen Mauer bei Nankau.

fällt und er keine zu volle Ladung hat, so wird der Versuch, die Barre zu passieren, sofort gemacht; Kiel und Schraube wühlen den dicken Schlamm auf, der das Wasser braungelb färbt, man fühlt, wie das Schiff festzusitzen scheint, noch eine Drehung der Schraube, ein Ruck, und es ist hinüber und geht in der Erbsensuppe weiter, bis es zwischen den gewaltigen Kavalieren zweier großer Forts, die bei besonderen Verhältnissen mit dreieckigen weißgeränderten blauen und roten Bannern dicht besetzt sind, in den Peiho einläuft, um endlich gegenüber von dem Dorfe Taku an der Station der nach Tientsin führenden Bahn zu landen, wenn nicht ein in der letzten Zeit sehr seltenes günstiges Schicksal, d. h. viel Wasser und keine neuangeschwemmten Bänke im Flusse, dem Schiffe gestatten, seine Fahrt fortzusetzen. Aber auch dann liegt immer noch die Möglichkeit vor, daß das Schiff in einer der vielen, häufig sehr kurzen Biegungen des Flusses stecken bleibt oder wegen Wassermangels irgendwo anlegen muß, in welchem Falle die Passagiere zu dem Versuch gezwungen werden, zu Esel oder zu Fuß Tientsin zu erreichen, wenn es ihnen nicht gelingt, von einem vorbeifahrenden Schleppdampfer aufgenommen zu werden. Wer eine solche Fahrt auf dem Peiho mitgemacht hat, wird Gelegenheit gehabt haben, sich zu überzeugen, ein wie wunderbar lenksames Instrument ein Schiff in der Hand eines erfahrenen Kapitäns ist, und wie es zwischen vor Anker liegenden oder fahrenden Dschunken und Booten seinen Weg sucht und findet oder einem entgegenkommenden Dampfer ausweicht, wo für das Auge einer Landratte kaum Platz für ein Boot vorhanden zu sein scheint.

Tientsin, das seit dem Jahre 1860 dem Handel geöffnet ist, besteht aus der ummauerten eigentlichen Stadt, aus den sich auf beiden Seiten des Peiho und des in Tientsin in denselben mündenden Kaiserkanals hinziehenden Vorstädten und den fremden Niederlassungen, die unterhalb der Vorstädte auf dem rechten Ufer des Peiho gelegen sind. Der Grund und Boden, auf dem beide Niederlassungen, die französische und die englische, erbaut sind, war ursprünglich eine sumpfige Niederung, auf der sich die Niederlagen der chinesischen Salzverwaltung, ein staatliches Monopol, befanden, die jetzt auf dem anderen Ufer des Peiho untergebracht sind. Der fremde Besucher sieht dort nur große mit Matten bedeckte Erdhaufen, die wie der sie umgebende Boden mit feingepulvertem Schnee bedeckt scheinen.

Es ist dies die Art und Weise, wie das aus den in großer Menge an der Küste der Bai von Pechili befindlichen Salzgärten ge-



Chinesisches Liebhaber-Konzert.

wonnene Seesalz aufgespeichert wird, das aus den mittleren und südlichen Provinzen kommende Dschunken, die Tributreis nach Tientsin bringen, als Rückfracht zu nehmen pflegen.

In den Frühjahrsmonaten ist der recht breite Fluß oft mit Dschunken und größeren Booten so ausgefüllt, daß stundenlange, immer von dem furchtbarsten Geschrei begleitete Arbeit dazu gehört, um nur ein paar hundert Meter vorwärts zu kommen. Der Reis wird in Tientsin in große Boote umgeladen, die in Flottillen von zehn bis fünfzehn unter Begleitung eines Beamten in einem besonderen Boote den Fluß hinaufgezogen werden oder bei günstigem Winde hinaufsegeln; abends legen sie am Ufer an, wo die Mannschaft am Lande ihre Mahlzeit kocht und teilweise übernachtet. Am nächsten Morgen wird die Fahrt fortgesetzt und nach fünf bis zehn Tagen Tungchau, der Flußhafen von Peking, erreicht. Dort wird der Reis ausgeladen und in Magazine gebracht, aus denen er wieder in kleinere Boote verladen wird, die auf dem nach Peking führenden Kanal bereitliegen. Da dieser Kanal keine Schleusen, wohl aber fünf Wehre besitzt, so muß an jedem eine Umladung in andere oberhalb des Wehres bereitliegende Boote stattfinden. In Peking endlich kommt der Reis erst in ein provisorisches vor der Stadt gelegenes Magazin, dann in die in der Tatarenstadt liegenden Hauptvorratshäuser. Man kann sich denken, welche Unzahl von Booten, Lastträgern und Beamten für diese vielfachen Umladungen notwendig sind, und wieviel dabei verloren geht und gestohlen wird. Um der Bevölkerung nicht die Arbeit, von der sie während eines großen Teils des Jahres lebt, und den Beamten nicht die Gelegenheit zum Stehlen zu nehmen, wird wohl auch die Vollendung der Eisenbahn nach Peking an diesem verwickelten Verfahren nicht viel ändern.

Tientsin, der Seehafen Pekings, vermittelt den Verkehr der Hauptstadt, der Provinzen Chili und Shansi, der Mongolei und eines Teils der Mandschurei mit dem übrigen China und der Außenwelt; von seiner Bedeutung geben die Thatsachen einen Begriff, daß 1336 Dampfschiffe, darunter die Hälfte chinesische, mit 1209740 Tonnengehalt, 1896 dort ein- und ausklarierten und der Gesamtwert des Handels über 190 Millionen Mark, davon über 156 Millionen für die Einfuhr, betrug. Für 40 Millionen Mark Silber und Kupfercash, die ein- oder ausgeführt wurden, sind in diesen Zahlen nicht mit einbegriffen. Tientsin ist auch der Hauptplatz für den russischen Theehandel über Kiachta und Chang chia kau nach Sibirien und Ruß-

land; im Jahre 1896 betrug der Wert dieses Handels über 25 Millionen Mark. Der Thee kommt von Hankau zu Dampfer nach Tientsin, geht von dort zu Boot nach Tungchau und von da auf Kamelen über Hankau durch die Mongolei nach der russischen Grenze. Mit der Vollendung der transsibirischen Eisenbahn wird Tientsin diesen Handel, werden die Mongolen den ihnen aus dem Transport des Thees erwachsenden Gewinn verlieren.

Von den angeführten 697 Dampfschiffen waren 8 unter deutscher Flagge gegen 52 im Jahre 1891, 29 im Jahre 1892 und 26 im Jahre 1893. Die Jahre 1894 und 1895 zählen nicht, weil während dieser Zeit die Dampfer der chinesischen China Merchants Co. zeitweilig unter deutscher Flagge fuhren. Daß diese höchst bedauerliche Verminderung der Beteiligung der deutschen Flagge nicht aus einer Verminderung des Bedürfnisses entspringt, geht daraus hervor, daß die Zahl der schwedisch-norwegischen Ein- und Ausklarierungen (es sind fast alles norwegische Dampfer aus Christiania) von 11 im Jahre 1891 auf 46 im Jahre 1896 gestiegen ist, während der Tonnengehalt dieser Dampfer in dem letzten Jahre mit 37000 Tonnen den der Deutschen im Jahre 1891 um etwa 6000 Tonnen übersteigt. Es sind das Zahlen, die den deutschen Reedern nicht oft genug zu Gemüte geführt werden können.

Die Bahn von Tientsin nach Peking ist vollendet und für den Personenverkehr bereits eröffnet, nach der anderen Seite hin ist sie bis ungefähr 60 Kilometer über die große Mauer hinaus, die bei Shan hai kwan an das Meer kommt, bis Chung hau so vollendet. Sie hat an ihrer ganzen Länge den chinesischen Verkehr für Personen und Erzeugnisse, besonders Kohlen, Kalk und Schweine, sehr gehoben und wird dies in Zukunft unzweifelhaft noch mehr thun. Von den Schwierigkeiten des Baues an einzelnen Stellen kann man sich einen Begriff machen, wenn man sieht, daß die Steindämme, auf denen die Brücke über den Luanchaufluß ruht, bei trockenem Wetter vierzig Fuß über das Bett des Flusses emporragen, während in der Regenzeit die Fluten ihren oberen Rand bespülen.

Neben vielem Nützlichen hat die Bahn nach der Mandschurei auch etwas sehr Angenehmes für die Bewohner von Tientsin und Peking im Gefolge gehabt, nämlich die Entdeckung eines zu einem Seebade geeigneten Punktes bei Pei tai ho, ungefähr zehn Kilometer südlich von Shan hai kwan, wo jetzt bereits ein Hotel und mehrere Villen im Bau sind.



Audienz eines fremden Gesandten beim Kaiser von China.

Mit der Möglichkeit der Benutzung der Eisenbahn bis Peking hat die Fahrt nach der Hauptstadt des chinesischen Reiches viel von ihren Unbequemlichkeiten, aber noch mehr von dem eigentümlichen Reiz verloren, der immer im Unbekannten und Ungewohnten liegt. Mit untergelegten Relais konnte man die Strecke in acht bis zehn Stunden zu Pferde zurücklegen; mit einem Pferde in sechsunddreißig Stunden; in einer chinesischen Karre, dem Marterwerkzeuge par excellence, in ebensoviel Zeit, früher manchmal in vierzehn Stunden, wie ich dies selbst gethan habe, ohne die Tiere, ein Pferd und ein Maultier, zu wechseln; im Boote in sechzig bis vierundachtzig Stunden, je nach Wind und Wetter, denn bei Regen zogen die Leute nicht in der Dunkelheit, wegen der Glätte des lehmigen Bodens. Dazu kamen in letzterem Falle, d. h. bei der Benutzung des Wasserweges, bei trockenem Wetter auf den Landstraßen vier Stunden im Tragsessel oder in der Regenzeit sechs auf der sogenannten Steinstraße, der mit großen länglichen Quadern gepflasterten Hauptstraße, die man, obgleich von den einzelnen Steinen einer oft einen Fuß tiefer als der andere lag, doch benutzen mußte, da die ganze Gegend unter Wasser stand und absolut unpassierbar war. Peking selbst, d. h. die Mauer der Stadt, erblickt man nur ganz kurze Zeit, ehe man sie erreicht, verfolgt sie während einiger tausend Schritte und gelangt dann durch das Thor der östlichen Bequemlichkeit in die südlich von der Tatarenstadt gelegene chinesische Stadt. Hier führt der Weg zwischen der hohen Mauer der ersteren und einem flachen, im Frühjahr und Sommer von Tausenden von Enten belebten Graben entlang, bis er rechts durch das Hatamen in die Tatarenstadt abbiegt, das befestigte Lager der jetzigen Dynastie, das auch die verbotene rote Stadt und in ihr den kaiserlichen Palast oder richtiger das Konglomerat von Gebäuden, Seen, Gärten umfaßt, in deren Mitte der Kaiser seinen Wohnsitz hat. Noch wenige Minuten, und der Reisende hält vor dem Hotel Tallieu, das mäßigen Ansprüchen genügt, oder vor der Gesandtschaft, in der ihm Gastfreundschaft angeboten worden ist, und die ihm wie eine freundliche, grüne, schattige und reine Oase in dem Staub, dem Schmutz und den Gerüchen der chinesischen Hauptstadt erscheint.

Peking selbst bietet des Interessanten viel, freilich mehr für den, der Zeit, Lust und Gelegenheit hat, das Leben und Treiben auf Straßen, Plätzen und Märkten zu studieren, als für den „globe-trotter“, der die vorgeschriebene, engbeschränkte Zahl von öffentlichen Gebäuden und Tempeln und natürlich die große Mauer in drei bis vier Tagen, der gewöhnlich dafür angesetzten Zeit, abmachen will und muß. Freilich ist die große Mauer, die er im Nankaupaß und an dessen Ausgange besucht, nicht einmal ein Überrest des von Shih Hwang Ti, dem „ersten göttlichen Kaiser“, gegen Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. errichteten Riesenwerkes, das eine Grenze von über 2000 Kilometer Länge gegen die Einfälle der mongolischen Horden zu schützen bestimmt war. Die Bauten am Nankaupaß dienten freilich demselben Zwecke, aber sie bildeten nur eine zweite, innere Verteidigungslinie und wurden erst von Kaisern der Ming-Dynastie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dort errichtet.

Die über die höchsten Spitzen der Berge gehende, aus großen Quadersteinen gebaute, mit vielen Türmen versehene Mauer bietet einen höchst malerischen Anblick und ist wohl geeignet, das Staunen der Besucher zu erregen. Die Mauer selbst reichte vollständig aus, die Einfälle kleiner berittener Horden zu verhindern, an den stark bastionierten Thoren waren oft in drei- und vierfacher Reihe befestigte Lager angebracht, die durch lange Reihen von Wachttürmen und Öfen für Rauchsignale mit der Hauptstadt in Verbindung standen. Außerdem war in den benachbarten Bergen jede Paßhöhe, jeder Bergpfad durch eine Steinmauer zur Verteidigung eingerichtet, und überall in den Thälern und an den Flußbetten, die wie in Spanien noch heute in der trockenen Jahreszeit als Landstraßen dienen, findet der Reisende die Ruinen befestigter Städte, die einst starke Garnisonen besessen haben müssen, während heute meistens nur noch ein alter Trommel- oder Glockenturm, um den ein paar elende Häuser liegen, von vergangener Größe zeugt. Heute und seit länger als zwei Jahrhun-

derten dient die große Mauer keinem praktischen Zwecke mehr, denn die jetzige Dynastie hat die Mongolen vollständig unterworfen, gegen die der größte Kaiser der Ming-Dynastie, Yung-lo, den Sitz seiner Regierung von Nanking nach Peking verlegt hatte, um der den Angriffen am meisten ausgesetzten Grenze näher zu sein.

Das Straßenleben in Peking ist besonders lebhaft während der Wintermonate, wenn die Mongolen mit ihren Karawanen in die Hauptstadt kommen. Man sieht dann die rotbackigen drallen Weiber und die braunen Burschen, diese häufig in starkangeheitertem Zustande, meistens von ein paar chinesischen Schleppern begleitet, durch die Straßen und von einem Samshuladen zum anderen ziehen. Alle tragen dieselbe Tracht: Stiefel aus rotem oder braunem Leder, lange braune, braunrote oder gelbe Röcke und Pelzkappen mit herunterhängenden Ohrenklappen. Die Weiber, die frischen deutschen Bauerdirnen nicht unähnlich sehen, nur daß sie von Gestalt etwas kleiner sind, tragen häufig reichen, einige Pfund schweren Silberschmuck um den Hals, an den Ohren und in den Haaren. Bei den Vornehmeren ist der Schmuck mit Korallen und Türkisen, bei den Reichsten mit Perlen dicht besetzt. Das hauptsächlichste Leben und Treiben entwickelt sich in dieser Jahreszeit auf dem sogenannten Mongolenmarkt neben der englischen Gesandtschaft, wo die von den Mongolen mitgebrachten Waren: Filzdecken, Butter, Wild und Hammel, zum Kaufe ausgeboten werden. Die Fasanen, Rebhühner, Antilopen u. s. w. sind hartgefroren, ebenso die Hammel, die abgezogen sind und manchmal, zu Dutzenden nebeneinandergestellt, einen recht sonderbaren Anblick gewähren, aber an Güte und Geschmack den besten Southdowns nichts nachgeben. Lange Reihen von Kamelen durchziehen gravitätisch die Straßen, nur manchmal sieht man ein paar Mongolen oder Mongolinnen auf schlankeren Reitkamelen, oder einige vergnügte Burschen amüsieren sich damit, auf den breiteren Straßen an dem aus der Kaiserstadt kommenden Kanal aus dem Stegreif ein Wettrennen zu veranstalten. Überall herrscht Frohsinn und Heiterkeit, und man sieht dem Völkchen an, wie es die Freuden der Hauptstadt genießt. Der Katzenjammer wird freilich auch in diesem Falle nicht ausbleiben, denn der Mongole wird sein Geld und wahrscheinlich auch noch einige Schuldverschreibungen in den Händen der schlaueren Chinesen zurücklassen, die ihre Opfer in solchen Fällen nicht ungerupft entrinnen zu lassen pflegen.



Mongolische adelige Frau.

Vielen der Volksvergnügungen, so den Wettrennen am Himmelstempel und einzelnen Theatervorstellungen und Märkten in den abgelegeneren Stadtvierteln kann der Fremde nicht beiwohnen, wenn er sich nicht den Gefahren aussetzen will, von dem bei solchen Gelegenheiten stets stark vertretenen Gesindel wörtlich und thätlich beschimpft zu werden. Einem Chinesen würde es unter ähnlicher Gesellschaft auch bei uns nicht besser gehen. Dagegen bieten sich dem Fremden andere ungefährliche Gelegenheiten, das Leben und Treiben der Menge aus der Nähe zu beobachten. In dem großen buddhistischen Tempel Lung fu ße im Norden der Tatarenstadt werden dreimal im Monat und im Liu li chang in der Chinesenstadt während der Neujahrsfeiertage Märkte abgehalten, die von der guten chinesischen Gesellschaft besucht werden und bei denen der Fremde die vornehmsten Persönlichkeiten und viele Frauen und Mädchen der besten Stände sehen kann. Man kann dort die besten Studien über die verschiedene Haar- und Kleidertracht der Chinesinnen und Mandschurinnen machen, von denen jene auf ihren verkrüppelten Füßchen herumhumpeln, während diese mit auch noch sehr kleinen Füßen auf hohen Stelzenschuhen, wie die Damen im Mittelalter, herumsteigen. Chinesen und Mandschuren haben beide von Natur sehr kleine Füße, und es ist mir mehr als einmal vorgekommen, daß, wenn es sich darum handelte, für europäische Damen chinesische Schuhe zu besorgen, selbst unter den Männerschuhen nichts Passendes zu finden war und unter vielem Schütteln des Kopfes bei dem chinesischen Schuhkünstler ein neues Paar bestellt werden mußte. Freilich legt der chinesische Stutzer auch großen Wert auf die Kleinheit seiner Füße, drückt die Zehen künstlich in die Höhe, um sie in den Schuhen



Im Hofe des Tempels Kwan shan ße bei Peking.

kleiner erscheinen zu lassen, und schläft des Nachts mit den Füßen höher als mit dem Kopfe, damit der Blutandrang sie nicht ungebührlich vergrößere.

Von Peking zu sprechen und nicht vom Kaiser von China, ist beinahe unmöglich; obgleich dieser selbst für die meisten seiner



Im Tempel Tachiaosze bei Peking.

Unterthanen ein Mythus ist. Denn wenn er seinen Palast verläßt, müssen in den Straßen, die er berührt, alle Fenster und Thüren geschlossen sein, und wehe dem Neugierigen, der es wagt, dieses Verbot zu übertreten! Auch von Fremden haben ihn nur die Mitglieder des diplomatischen Corps bei den von ihm erteilten Audienzen gesehen, bei denen er sie auf einer Art breiten Thronsessels, mit gekreuzten Beinen hinter einem mit Theegeschirr besetzten Tische sitzend und von seinen unbewaffneten Leibwächtern umgeben, empfängt. Auf der niedrigen Estrade, auf der der Kaiser sitzt, stehen rechts und links je zwei Kammerherren, meistens mandschurische und mongolische Prinzen. Das Ceremoniell ist dasselbe wie bei dem Empfang durch einen europäischen Herrscher.

Die Audienzfrage hat vielen Staub aufgewirbelt, besonders wegen der Halle, in der der Empfang stattfinden sollte. Die Chinesen hatten dafür ursprünglich eine in den kaiserlichen Gärten belegene Halle bestimmt, unzweifelhaft aus dem einfachen Grunde, weil es die schönste und bestunterhaltene war; hier fanden die von dem Vorgänger des jetzigen Kaisers bis 1874 erteilten Audienzen statt. Als der jetzige Kaiser nach seiner Vermählung den Wunsch äußerte, das diplomatische Corps zu empfangen, gab die Frage des Empfangsortes zu neuen Erörterungen Veranlassung; es wurde ein anderer bestimmt, der dem eigentlichen Palast näher lag, aber sonst in jeder Beziehung hinter dem ersten zurückstand. Damit nicht zufrieden, wurden von russischer und französischer Seite neue Bedenken vorgebracht, die nach Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges dazu führten, daß der Kaiser sich bei Gelegenheit der Entgegennahme der für den sechzigjährigen Geburtstag der Kaiserin-Witwe, Exregentin, eingegangenen Glückwunschschreiben der verschiedenen Herrscher und Regierungen bereit erklärte, aus besonderer Gnade das diplomatische Corps in einer dritten, innerhalb des innersten Umkreises der Palastgründe belegenen, aber sonst viel schlechteren Halle zu empfangen. Damit ist, entgegen dem früher stets gewahrten Grundsatze des Rechts

der Gesandten auf eine Audienz, ein Gnadenakt des Kaisers von China getreten, während die Frage des Ortes, wo der Empfang stattzufinden habe, dadurch der Lösung nicht näher gebracht worden ist; denn wenn man diese überhaupt erheben wollte, konnte es sich nur um die große Thronhalle handeln, in der die Gesandten ebensowenig im Jahre 1873 wie 1889 oder 1894 empfangen worden sind.

Von den hervorragenden Gestalten in der chinesischen Geschichte der letzten Jahrzehnte sind heute viele nicht mehr, andere sind vom Schauplatze der Politik abgetreten. Prinz Chun, ein Bruder des Kaisers Hien fung und der Vater des jetzt regierenden Kaisers Tso tsung tang, der Besieger Yakub Khans und Wiedereroberer der chinesischen Kashgarei, und der Marquis Tseng sind gestorben, und nur noch Prinz Kung, ebenfalls ein Bruder Hien fungs, und Li hung chang sind übriggeblieben, um dem Niedergang des chinesischen Reiches, den sie zum Teil mit verschuldet haben, als Zeugen beizuwohnen. Auch ihr Scheiden von der Bühne chinesischer Politik ist bald zu erwarten, und es ist mehr als zweifelhaft, ob an ihrer Stelle andere thatkräftigere Männer erstehen werden, die die Geschicke des Reiches in neue Bahnen zu lenken den Willen, die Fähigkeit und das Glück haben.

Aber auch die Erinnerungen an vergangene Größe und Macht sind des Interesses und der Bewunderung wert. In der Umgegend Pekings, in der großen Ebene, in der die Reichshauptstadt im Schutze ihrer Riesenmauern liegt, giebt es dergleichen gar vieles. Neben zahlreichen Tempeln, von denen manche ihre Gründung bis in das siebente und achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückführen können, neben den Ruinen der 1860 von der englischen Armee zerstörten Sommerpaläste Yuen ming yuen (Runder und glänzender Garten) und Wan shau shan (Hügel der zehntausend Alter), sind es besonders die dreizehn Gräber der Kaiser der Ming-Dynastie, die in einem weiten Thale, zu dem die berühmte Allee von vierundzwanzig Tier- und zwölf Menschensteinbildern führt, ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, welche die Aufmerksamkeit der Fremden erregen. Aber die She san ling, wie die ganze Umgebung Pekings, sind eines besonderen Besuches wert, dessen Beschreibung einer späteren Zeit vorbehalten sein mag.





Deutung und Bedeutung der Volksmärchen.

Von
Franz Reuleaux.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Märchen, das in den Familienkreisen unseres Vaterlandes seit undenklichen Zeiten gehütet und geschätzt wird, ja, ohne das wir uns die erste Kindererziehung gar nicht vorstellen können, hat in seinen uns liebsten Formen einen eigenartigen, seltsamen Reiz. Es ist verwandt mit der Sage, unterscheidet sich aber doch beträchtlich von ihr. Die Sage knüpft an bestimmte Örtlichkeiten an und behandelt darin Ereignisse, die ganz ungewöhnlich, oft wunderbar scheinen, aber als mehr oder weniger wahrscheinlich doch dargestellt werden. Das Märchen dagegen, vor allem das eigentliche Volksmärchen, bindet sich nur selten und dann ganz allgemein an Örtlichkeiten, z. B. bloß an Länder, ist aber in der Aneinanderfügung der Ereignisse von einer Freiheit, die keine Schranken kennt. Es erwartet, und man willfahrt ihm darin ohne weiteres, daß ihm jedes Wunder geglaubt wird, daß Unmögliches als durchaus möglich behandelt wird wie etwas Alltägliches, und wir hören zu, ohne das geringste gegen die Wunder einzuwenden. Trefflich ist das Märchenwunder ausgedrückt in der S. 45 abgebildeten Zeichnung, die ich einem neueren englischen Märchenbuch* entnehme; sie stellt das „Schloß auf zwölf goldenen Pfeilern“ dar, zu dem der Held Hans von einem Adler getragen wird. Der Zeichner, Jos. Batten, macht vollständig die unbedingte Zweifellosigkeit des Geschehenden mit: Hans steht auf des Adlers Rücken, als ob es kein Fallen gäbe, und der Vogel streicht dahin, als ob seine Last keine Feder wöge. So schließt uns das Märchenwunder unbemerkt in einen Zauberkreis, der das Kindergemüt völlig gefangen nimmt, dem Erwachsenen — vereinzelte Ausnahmen abgerechnet — mindestens Wohlgefallen abgewinnt, ach, und in Erinnerung an die eigene Kinderzeit ihn nicht selten innig rührt.

Man könnte glauben, und viele denken so, daß gerade darin die merkwürdige Teilnahme, die uns gefangen nimmt, beruhe. Indessen auch wo diese Vermittelung gänzlich fehlt, bleibt bei manchen Märchen immer noch ein nicht aufgehender Rest von unerklärlicher Anziehungskraft übrig. Hat sich doch das eigentliche Volksmärchen auf ganz andere Weise

* J. Jacobs, English Fairy tales, London 1892.

erhalten, als das übrige Schrifttum, nämlich ungeschrieben, nur mündlich weiter getragen, und trotzdem in erstaunlicher Genauigkeit. Dies bemerkend, unternahmen es die Brüder Grimm bekanntlich im Anfange dieses Jahrhunderts, dem deutschen Volke seine Volksmärchen, ich möchte sagen: zu retten. Denn der Verlust drohte. Die erste Ausgabe ihrer Kinder- und Hausmärchen erschien 1812 und wurde freudig aufgenommen. Sie hatten das Märchen aus seiner eigentlichen Heimat, vom Lande, vom Dorfe, aus der kleinen Stadt geholt. Denn nicht in der unruhevollen großen Stadt, sondern im Dorfe und in derjenigen städtischen Kinderstube, deren Wächterinnen aus dem Dorfe kommen und immer wieder kommen, ist die Märchenüberlieferung noch zu Hause.

Die Grimm, diese treuen Pfleger deutschen Wesens, wiesen ihre Schüler und ihre gelehrten Leser auf den wissenschaftlichen Wert der Märchenforschung hin, und bald begann darin eine rege Thätigkeit, die rasch zur Erweiterung der ersten und zu zahlreichen neuen Sammlungen führte. „Wie einsam,“ sagt Wilhelm Grimm 1856 bei einem Rückblick, „stand unsere Sammlung, als sie zuerst hervortrat, und welche reiche Saat ist seitdem aufgegangen. Man lächelte damals nachsichtig über die Behauptung, daß hier Gedanken und Anschauungen enthalten seien, deren Anfänge in die Dunkelheit des Altertums zurückgingen; jetzt findet sie kaum noch Widerspruch. Man sucht nach diesen Märchen mit Anerkennung ihres wissenschaftlichen Wertes und mit Scheu, an ihrem Inhalt zu ändern, während man sie früher für nichts als gehaltlose Spiele der Phantasie hielt, die sich jede Behandlung müßten gefallen lassen.“

Aber diese Forschung zog dann bald ihre Kreise über Deutschlands Grenzen hinaus und gelangte dabei zu den merkwürdigsten Entdeckungen, dazu nämlich, daß der größere Teil unserer eigentlichen Volks- und Hausmärchen auch in anderen Ländern als echter Volksbesitz vorhanden war, ebenso an mündliche Überlieferung geknüpft wie bei uns, ebenso eng in die Familienstube gebannt, ebenso scheu vor der Öffentlichkeit; das trifft, wie heute feststeht, für ganz Europa zu. Wer hätte z. B. gedacht, daß, als Konsul Hahn in Griechenland sammelte,* er dort Schneewittchen, Aschenputtel, den treuen Johannes und so vieles andere finden würde. Man begreift, daß dieses Ergebnis lebhaft dazu anregen mußte, nach einem den Völkern Europas gemeinsamen uralten Märchenborn zu suchen. Viele Fäden liefen nach Indien in die Nähe der Urquelle der arischen Sprachen: es entstand die wissenschaftliche Ansicht von der Übertragung der Märchenerzählungen aus Indien vor oder mit der großen Völkerbewegung.

Unser trefflicher, unermüdlicher Landsmann Max Müller in Oxford entschloß sich auf Grund dieser Ansicht zu der Riesenarbeit eines vollständigen Versuches. Er wählte dazu Lafontaines weltbekannte Fabel von der Perrette, oder, wie wir sie nennen, Hanne mit dem Milchtopf: wie Hanne mit diesem auf dem Kopfe die immer größer werdenden Gewinne daraus berechnet und vor Freuden hopp! macht, und wie dabei der Topf zu Boden fällt und zerbricht. Die Grunderzählung dazu ist uralt indisch. Sie gilt dort von einem armen Brahmanen, der von den Gaben an Honig und Butter, die ihm zu teil werden, spart und endlich einen Topf davon voll bekommen hat; den Topf hat er über seinem Bette aufgehängt. Er malt sich nun einmal, auf seinem Lager liegend, die Zukunft aus, wie sie ihm aus dem Vorrat im Topf erblühen werde, und gelangt dabei auch zum endlichen Heiraten, zu einem trefflichen, begabten Sohn. Gut erziehen will er den; wenn der aber nicht gehorcht, dann wird er ihn hauen! Dabei erhebt er einen Stock, den er in der Hand hält — so hauen! sagt er, und trifft schmetternd den Topf, und Honig und Butter rinnen über sein Gesicht.

Um genau zu sein bei einer solchen Quellenfrage, will ich sogleich hinzufügen, daß in den zwei Sanskritformen des Geschichtchens, die uns bewahrt sind, nicht Honig mit Butter, sondern Reis den Inhalt des Topfes bildet, daß auch beidemal darin die Frau,

* J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864. Vor einigen Jahren beklagte ein Herr Nicolaides in der National-Zeitung, daß Griechenland seine Brüder Grimm noch nicht gefunden habe; seine Klage war grundlos, die Hahnsche Sammlung war längst vorhanden und ist umfangreich und vortrefflich.

nicht aber der Sohn die Züchtigung bekommen soll. Man hat aber scharfsinnig aus einer weit späteren arabischen und einer älteren syrischen Lesart die eigentlich richtige Form hergestellt; die üble Behandlung der Frau anstatt des Jungen war nur ein Zugeständnis an den Volksgeschmack zur Zeit der verhältnismäßig späten indischen Abfassungen.



Das Schloß mit den zwölf Goldpfeilern.
Nach dem englischen Original von J. Batten.

Diese unsterblich drollige Luftschlössergeschichte hat nun Max Müller verfolgt, und zwar durch ganze zwei Jahrtausende hindurch bis zu Lafontaine (gegen 1670). Auf ihrer ostwestlichen Wanderung und Wandlung durch Länder und Sprachen — wie fein legt unsere Sprache wandern und wandeln, d. i. verwandeln, zusammen — trat im dreizehnten Jahrhundert zum erstenmal an die Stelle des Honigs die Milch, und erst drei ganze Jahrhunderte später gab Lafontaine der Fabel ihre lustige, bis heute unverändert erhaltene Form. Max Müller hätte zu den zahlreichen Umgestaltungen auch die vom „faulen Heinz" aus Grimms Märchen (Nummer 164) noch anführen können. Der Heinz war sehr faul, hatte aber die Trine geheiratet, weil sie noch fauler war als er selbst, und sie tauschten nun nach und nach all ihr Vieh gegen solches aus, das leichter zu hüten war. Zuletzt werden's Bienen, und der Honigtopf über dem Bette ist es, den die faule Trine entzweischlägt, als sie dem Heinz zeigen will, wie sie ihrer beider künftigen Sohn erziehen wolle. Hier schimmert die urindische Quelle noch ganz deutlich durch mit Sohn und Honig; der Umweg, auf dem zu dem Sohn gelangt wird, ist an sich drollig genug. Das Märchen Nr. 168 bei Grimm, von der hageren Liese, ist verwandt, aber erscheint deutlich als nachgebildet.

Auf demselben Wege wie Perrette, sagt nun Max Müller,* sind Hunderte von Fabeln aus Indien zu uns gewandert. Nun, Fabeln sind aber keine „Märchen"; auch die Perrette ist ja keines. Zwischen den beiden machen wir in Deutschland doch einen beträchtlichen Unterschied. Bemerkenswert ist doch auch, daß die berühmteste der indischen Sammlungen, das Pantschatantra, überwiegend Tierfabeln enthält. Indessen führt Max Müller auch für einzelne wirkliche Märchen den Wanderungsnachweis, unter anderem auch für Rotkäppchen, unser liebes, trautes, so echt deutsch erscheinendes Rotkäppchen, das indessen auch der Engländer und

* S. The Migration of Fables (1870) in den Selected Essays on Language, Mythology and Religion, London 1881.

der Franzose beide als Eigentum ansehen. Ich werde darauf zurückkommen.

Der ganze Wandlungsnachweis ist sehr lehrreich und wertvoll; abgeschlossen ist er noch keineswegs, aber er reicht auch nicht aus. Denn er erklärt uns nicht die im Märchen vor sich gehenden Wunder, und vor allem nicht, wie sie denn an ihrem Ausgangspunkt selbst entstanden sind. Auf diesen Hauptpunkt kommt es doch noch mehr an, als auf die Fortbewegung; auch trifft die ostwestliche Bewegungstheorie für verschiedene Märchen, die zweifellos an anderen Orten als in den indischen Wäldern entstanden sind, überhaupt nicht zu.

So mußte denn die Forschung ihre Arbeit wieder aufnehmen und ist jetzt mit der etwas trockenen, aber unerläßlichen Vorarbeit der Zählung der Märchenlesarten beschäftigt. Erst wenn diese Statistik fertig ist, kann die Bewegungsfrage wieder mit Erfolg aufgenommen werden.

Die andere Entstehungsforschung hat aber inzwischen nicht geruht. Sie hatte schon früher ermittelt, daß in zahlreichen Märchen sich alte Formen der Götterlehre abspiegeln; nur sind die Gottheiten herabgestimmt auf Könige, Prinzen, Prinzessinnen, Feldherren, tapfere Krieger, auch einfache Soldaten, kluge Leute. So erklärte sich z. B. vor einiger Zeit der „Teufel mit den drei goldenen Haaren“ aus einem böhmischen wohlerhaltenen Märchen* als Sonnengott; die drei Haare sind Sonnenstrahlen, die Sonne sieht alles, weiß deshalb auch alles. Hier wie in vielen anderen Fällen hat die Erzählung an die Stelle einer unklar gewordenen alten Gottheit den Teufel gesetzt.** Ungemein häufig ist die Mondgöttin in einer Prinzessin oder auch schicksalsreichen Braut aus geringerem Stande versteckt. Professor Siecke vom Berliner Lessing-Gymnasium hat mit ausgezeichnetem Scharfsinn eine ganze Reihe von Märchen bis hoch in die Edda hinauf als Darstellungen der Mondphasen erwiesen; Sonne und Mond kommen in vielen als Brautleute oder als Ehepaar vor, und unerschöpflich sind die vermenschlichenden Darstellungen ihrer Lichtgestalten.*

Diese Hineinziehung der Götterwelt, weniger der antiken, als vorzugsweise unserer germanischen und der morgenländischen, in die Märchenbildung rief, einmal erkannt, wieder die neue Frage hervor, wie man denn bei den verschiedenen Völkern zu den Göttervorstellungen gelangt sei. Das aber führte endlich zurück in die ferne, in Dämmerung und Dunkel zurückliegende Zeit dessen, was wir die Mythenbildung nennen, eine Zeit, in die einzig die Leuchte der Sprachforschung noch erhellend einzudringen vermag. Auf dieser Entwickelungsstufe seines Geistes schrieb der Mensch die auf ihn eindringenden Naturbegebnisse den Willensäußerungen von Mächten zu, die er „nach seinem Bilde“ vermenschlichte, zu Personen, mythischen Personen gestaltete. Diese brachten das Licht, brachten das Dunkel; sie waren teils gut, teils böse; die einen vertrieben die Kälte, weckten Felder und Fluren aus dem Winterschlaf, die anderen suchten zu vernichten, brachten Leiden und Tod. Von diesen Mythengestalten, aus dieser Mannigfaltigkeit sind sehr häufig die Märchenhelden und -heldinnen die Reste. Langsam haben sich seit der Mythenzeit diese Gedankengebilde umgestaltet, sind den menschlichen Verhältnissen genähert worden, aber bloß ihnen genähert, nicht wirklich aufgelöst; denn das Wunder, „des Glaubens liebstes Kind“, wie Goethe es nennt, ist in ihnen erhalten geblieben. Nur in vereinzelten Fällen fand eine entschiedenere Abschmelzung des ehemaligen himmlischen Glanzes statt, nämlich in der Sage. In dieser wird, wie schon erwähnt, Örtlichkeit gewählt und das einstige wirkliche Wunder, die Aufhebung der Naturgesetze, auf das bloß Wunderbare, aber allenfalls noch Mögliche herabgestimmt. Im reinen Märchen dagegen spiegelt sich jene Zeit der Kindheit des Menschengeschlechts nach wie vor deutlich wieder, und das ist es, was ihm jenen tiefen, unverwüstlichen Reiz verleiht, von dem ich vorhin sprach. Denn die menschliche Kindheit ist sich immer gleich geblieben; wir alle haben in unserer Kinder-

* „Die drei goldenen Haare des Großvaters Allwissend“ in Wratislaws Sammlung.

** Was ich z. B. hinsichtlich des Hermes in diesen Heften, Oktober und November 1897, gezeigt habe.

* Vergl. Siecke, Die Liebesgeschichte des Himmels, Straßburg 1892, auch Heft 253 der Virchow-Wattenbachschen Sammlung gemeinfaßlicher wissenschaftlicher Vorträge, Hamburg 1896.

zeit gerade solche mythische Vorstellungen von der Belebtheit unserer Umgebung durchgemacht, wie das Märchen sie erzählt, und empfinden daher in der Tiefe unseres Bewußtseins mit der Menschheit selbst, wenn uns deren früheste Vorstellungen in Bildern entgegengebracht werden. Darum ist auch die Rückwärtsforschung der Märchen ein Forschungszug in die unergründliche Tiefe des menschlichen Wesens selbst.

Wenn ich daher jetzt versuchen will, von einigen wenigen Märchen eine Deutung vorzuführen, so glaube ich nicht, ihnen etwas von ihrem unschuldigen Reiz zu rauben; denn in die Kinderstube gehört ja die Erklärung nicht, darf auch niemals dahin gelangen; für die Wertschätzung des Märchens aber ist im Gegenteil — so scheint mir wenigstens — ein Verständnis seines mythischen Inhaltes nur förderlich, erklärt uns auch gleichzeitig die merkwürdige Verbreitung einer großen Anzahl über weite Länder- und Völkergebiete. So glaube ich auch, unserem Rotkäppchen nichts zu nehmen, wenn ich berichte, daß es sich in seiner frühesten schönen indischen Form als die Abendröte erweist, die von dem Wolf der Nacht verschlungen wird; den aber erschießt am anderen Morgen der himmlische Jäger Indra mit seinen Sonnenpfeilen, so daß der Räuber die Beute wieder fahren lassen muß, die nun als Morgenröte neu zum Vorschein kommt. Man darf nicht etwa glauben, daß dies nur geschickte dichterische Vergleiche wären, die man der schlichten Erzählung aufgeheftet hätte; nein, es sind, wie Max Müller unter anderem gezeigt hat, die sprachwissenschaftlich wohlbegründeten Urformen der Erzählung.

Als vollständigeres Beispiel möchte ich nunmehr zuerst ein böhmisches Märchen wählen, genannt

Lang, Dick und Scharfauge.

Ein König hat einen einzigen, lieben Sohn und fordert, da er die Schwäche des Alters herannahen fühlt, diesen auf, sich eine Gattin zu wählen. Der Sohn erwidert, daß er gern dem väterlichen Wunsche nachkommen würde, aber er kenne keine Mädchen. Darauf übergiebt ihm der Vater einen goldenen Schlüssel mit dem Auftrage, er solle hinaufsteigen in das oberste Turmgemach und dort umschauen, und dann ihm berichten, welche Wahl er getroffen habe. Ungesäumt stieg der Sohn die nie betretenen Stiegen hinan bis zu einer eisernen Klappthür, öffnete sie mit dem empfangenen Schlüssel und trat hinauf. Er fand sich in einem weiten runden Saal mit himmelblauer Wölbung, an der silberne Sterne glänzten; den Boden bedeckte ein grüner Teppich von Seide. Ringsum reihten sich zwölf hohe Fenster in goldenen Rahmen, und in jedem Fenster war auf das Krystallglas gemalt ein herrliches Frauenbild, eins schöner als das andere. Ein einziges der zwölf Fenster nur war verhängt. Der Prinz zog den Vorhang beiseite und fand hier das Bild der Schönsten von allen, die ihn traurig anblickte. Er rief aus: „Diese oder keine!“ worauf plötzlich alle Bilder verschwanden. Der Vater war sehr betrübt über diese Wahl, da gerade diese Prinzessin von einem bösen Zauberer in einem weit entfernten eisernen Schlosse gefangen gehalten werde und noch kein Prinz von dort zurückgekommen sei, so viele auch die Befreiung schon versucht hätten.

Dennoch trat der Prinz auf seinem Roß die Fahrt an. Unterwegs trifft er im tiefen Waldesdickicht, worin er sich verirrt hat, einen langen Mann an, der seine Dienste anbietet und angenommen wird. Der kann sich nämlich strecken, so lang er will, und findet, über die Bäume hinausschauend, auch bald den Weg aus dem Walde. In einem Thale treffen sie alsbald auf einen Zweiten, der seine Dienste anbietet und angenommen wird; der kann sich aufblähen zu ungeheurer Dicke. Nicht lange, so finden sie einen Dritten, der hält seine Augen verbunden, damit er nicht völlig scharf sehe, denn thut er das, so verbrennt oder zerspringt in Stücke, was er anblickt; auch er wird angenommen, und sie ziehen selbviert zusammen weiter. Scharfauge findet auch bald, wo das eiserne Schloß liegt und sieht aus der Ferne die kummervolle gefangene Prinzessin. Er bahnt einen geraden Weg zu dem Schlosse, indem er eine mächtige Felswand entzweiblickt, und am Abend, bei Sonnenuntergang, kommen die vier in dem in dürrer Öde liegenden Eisenschloß an. Dort finden sie auf Höfen,

Gängen und Treppen eine ganze Menge versteinerter Menschen, im Stall versteinerte Pferde; in einem Saale aber ist für vier Gäste gedeckt, und sie werden, indem sie zugreifen, von unsichtbaren Händen bedient. Nicht lange, so fliegt eine Thür auf, und herein tritt der Zauberer, ein gebückter Greis mit herabhangendem weißen Bart; sein langes schwarzes Gewand ist mit drei eisernen Reifen um seine Brust gegürtet. An der Hand führt er die traurige Schöne, die der Prinz sofort erkennt. „Ich weiß, warum du gekommen bist,“ ruft der Alte; „du willst die Prinzessin holen. Sei's drum, wenn du sie durch drei Nächte bewachen kannst. Verschwindet sie dennoch, so werdet ihr alle in Stein verwandelt wie die vielen, die es vor euch versucht haben!“ Die Prinzessin bleibt da, antwortet aber keine Silbe auf alles, was der Prinz auch sagen mag. Aller Wachsamkeit zum Trotz schlafen die vier durch Verzauberung ein; als der Prinz in der ersten Morgendämmerung erwacht, ist die Prinzessin weg. Scharfauge entdeckt sie indessen hundert Meilen von da als Eichel an der Spitze eines alten Eichbaumes. Der Lange nimmt Scharfauge auf die Schulter, und bald kommen sie zurück mit der Eichel; sowie diese den Boden berührt, ist sie wieder die Prinzessin. Mit dem Sonnenaufgang fliegt die Flügelthür auf, und der Zauberer tritt herein, verächtliches Lächeln auf den Lippen; als er aber die Prinzessin erblickt, runzelt er die Stirn, und, bang! zerspringt einer der eisernen Reifen, mit denen er gegürtet ist. Die Prinzessin führt er fort. In der zweiten Probenacht geht's ganz ähnlich; nur ist in der Frühe die Prinzessin zweihundert Meilen weit ab und steckt in einem Felsen als Edelstein. Scharfauge, vom Langen getragen, blickt den Felsen entzwei, und sie treffen noch gerade rechtzeitig ein. Der Zauberer ist wütend, der zweite Reif um seine Brust springt.



Yspathaden.
Nach dem englischen Original von J. Batten.

In der dritten Nacht wird's am schlimmsten. Scharfauge entdeckt die Prinzessin dreihundert Meilen weit auf dem Grunde eines tiefen Sees, als Ring in eine Muschel eingeschlossen. Nun muß der Lange außer Scharfauge auch den Dicken mitnehmen und rennt hin, dreißig Meilen jeden Schritt. Der Dicke säuft den See aus, der Lange holt die Muschel herauf, und drin ist der Ring. Es ist die höchste Not. Der Lange muß unterwegs den Dicken, da er ihm zu schwer wird, abwerfen; das ganze Thal füllt sich mit dem vorhin aufgeschlürften Wasser. Die ersten Sonnenstrahlen wollen eben durch die Baumwipfel brechen, da springt im Saal die Flügelthür auf, und der Zauberer erscheint auf der Schwelle. Das sieht Scharfauge, und nun wirft der Lange von fern her den Ring gegen das Fenster des Saales, die Scheibe zerbricht, der Ring rollt auf den Boden, und die Prinzessin steht da.

Der Zauberer brüllte, als er sich überwunden sah, vor Wut derart, daß das ganze Schloß erbebte; der dritte Eisenring zersprang, aber der Alte war zugleich machtlos geworden und verwandelte sich in einen Raben, der krächzend durch das zerbrochene Fenster hinausflog. Alle sind nun glücklich; die Prinzessin bricht ihr Schweigen, die Versteinerten werden lebendig; rings um das Schloß herum ist mit einem Schlage aus Wüste und Dürre alles Blüte und Leben geworden. Man reitet heim zum Vater des Prinzen, und eine glückselige Hochzeit macht den Schluß.

Die Deutung ist bei diesem Märchen, das ich ganz abgekürzt wiedergegeben habe, leich-

ter als in vielen anderen Fällen, da es noch seine ursprüngliche Reinheit bewahrt hat. Das Ganze erzählt die Befreiung der Erde von den eisigen Fesseln des Winters. Die zwölf Frauenbilder in dem Turme mit dem Himmelsdach sind die zwölf Monate; der eine, den der Zauberer Winter gefangen hält, ist der Frühlingsmonat, der Prinz ist der Sonnenheld, der lange Zeit fahren muß, wie unsere Frühlingssehnsucht beweist, um die Erlösung zu bewirken. Seine Gehilfen, ohne die nicht an die Befreiung zu denken ist, sind: der Regenbogen, das ist der Lange, der Hunderte von Meilen überspannt, die Regenwolke, das ist der Dicke, endlich Scharfauge der Blitz, der, wenn er die Wolkenbinde durchbricht, alles versengt und zersprengt. Der Zauberer ist, wie gesagt, der Winter. Wen erinnert nicht das Springen der Reifen an den eisernen Heinrich im Märchen vom Froschkönig, gleich Nr. 1 bei Grimm?* Das Eisenschloß ist nach meiner Ansicht das Eisschloß. Die Wörter Eisen und Eis berühren einander so nahe, wie auch die Grimm im Wörterbuch hervorgehoben haben, daß eines mit dem anderen leicht verwechselt wird.** Das Lebendigwerden all der „Versteinerten“, das Aufsprießen von Leben rings um das Schloß herum, wovon erzählt wird, die Fischlein im Wasser, die Vögel in der Luft, alles zeigt das Erwachen des Frühlings an: der Sonnenheld hat gesiegt, hat den Frühling befreit. Die drei Diener des Prinzen erinnern den märchenkundigen Leser ohne Zweifel an die bei den Grimm stehenden Märchen „Sechse kommen durch die Welt“ (Nr. 71) und von den „sechs Dienern“ (Nr. 134). Beide haben wohl denselben Grundgedanken wie das böhmische, scheinen aber jünger; der Wind ist noch



Die Ritter von der Tafelrunde befragen den Adler.
Nach dem englischen Original von J. Batten.

hineingezogen, was wohl ginge, der Frierer und der Horcher möchten aber spätere Zuthaten sein, namentlich entstellt der Frierer das Bild. Eine bemerkenswerte ausländische Form, die auch auf die Sechszahl kommt, werde ich aber noch anführen.

Wolle mir nun der Leser zu einem iri-

* Ich bemerke, daß auch dem „Eisernen Heinrich“ die Wintervorstellung verborgen zu Grunde liegt; der Frosch versinnlicht die Bewahrung des Lebens unter der Erde im Winterschlaf, Heinrichs eiserne Reifen sind die Eisgürtel. Diese Anschauung, die sich bei den Grimm im Erläuterungsbande noch nicht findet, ist schon älter; auch Herwegh äußerte sie mir gegenüber; das erst vor acht Jahren bekannt gewordene böhmische Märchen hat sie vollauf bestätigt.

** Das haben die Grimm selbst bei dem Märchen vom Eisenofen (Nr. 127) gethan, wo alles nur dann Sinn bekommt, wenn man Eis für Eisen setzt. Da soll nämlich eine Königstochter den verzauberten (Frühlings-) Prinzen mit einem Küchenmesser aus einem eisernen Ofen herausschrapen. Hier ist unzweifelhaft Eisenofen entstellt aus Eisofen, wobei Ofen das Unterirdische bedeutet, wie öfter zu finden. Meines Erachtens empfiehlt es sich, bei künftigen Auflagen die Erzählung vorsichtig in dieser Richtung umzuarbeiten, wobei den verwandten Märchen wichtige Winke entnommen werden können.

schen, oder genauer gesprochen keltischen Märchen folgen, das, wie mir scheint, in seinen mythischen Beziehungen sehr wertvoll ist. Irland war, als die Grimm auch dort sammelten, als Märchenland noch nicht entdeckt; zwar haben sie einen kleinen Band „irischer Elfenmärchen“, eine Übersetzung einer englischen Sammlung, herausgegeben, aber diese streift, gegenüber dem, was später gefunden worden ist, doch nur die Oberfläche. Die Entdeckung Irlands als Märchenland geschah vorzugsweise von Amerika aus. Hinübergewanderte Iren mit ihrer, ich möchte sagen brennenden Vaterlandsliebe hatten bemerkt, daß in den Sprachwinkeln, wo noch gälisch gesprochen wird, sich alte, sehr merkwürdige Märchen und Heldensagen erhalten hatten. Diese geben unter anderem die Gestalt des gewaltigen Helden Fin, dessen Namen wir als Fingal kennen, aber Fin-Gal aussprechen sollten. Nach ihm nennen sich die Fenier, eigentlich Finier. In den Märchen finden wir ihn in greifbarer Gestalt, während wir ihn aus dem Ossian nur nebelhaft erkennen konnten. Ein Forscher, der sich neuerdings als Sammler hier die höchsten Verdienste erworben hat, ist Jer. Curtin* aus dem Staate Washington im fernen Westen. Ihm voran gingen schon andere tüchtige Forscher, wie Campbell, Kennedy, Hyde. Ich muß es mir versagen, auf die Gesamtheit dieser Leistungen einzugehen, will vielmehr zunächst eines der bei Curtin stehenden Märchen in Kürze anführen; es heißt:

Der dreizehnte Sohn des Königs von Erin.

Ein König in Erin hatte dreizehn Söhne, die er, wie sie aufwuchsen, ihrem Range entsprechend trefflich erziehen ließ. Eines Tages bemerkte der König auf der Jagd einen Schwan auf einem See mit dreizehn Jungen, und zwar sah er die Alte das dreizehnte stets wegtreiben. Das wunderte den König sehr, und er befragte, heimgekommen, seinen alten blinden Seher nach der Deutung. Der aber antwortete, daß alle Geschöpfe auf der Erde, seien sie Tiere, seien sie Menschen, wenn sie dreizehn Kinder hätten, das dreizehnte wegtreiben und seinen Weg allein suchen lassen sollten. Der König, der alle seine Söhne gleich liebte, erschrak, aber der Alte gab ihm den Rat, am Abend, wenn die Söhne heimkehrten, den zuletztkommenden auszuschließen. Das geschieht, und das Los trifft den Ältesten. Der wird ausgestattet mit Roß und hinausgereichtem Gewand und jagt hinweg ohne Rast viele Tage lang, zur Nacht in Wäldern schlafend.

An einem Morgen zieht er seine schlechtesten Kleider an, läßt das Pferd laufen, wohin es will, und setzt sich an den Wegrand. Da trifft ihn der König des Landes und nimmt ihn als Kuhjungen an, erzählt ihm auch, daß seine Tochter in nächster Zeit einem Seeungeheuer, Urfist mit Namen, übergeben werden müsse. Der rote Hans, wie der Königssohn heißt, sucht den König zu trösten, vielleicht käme ja ein Helfer und Retter. Den nächsten Morgen treibt der rote Hans des Königs Kühe auf die Weide. Es wohnten aber da drei gewaltige Riesen. Hans drückt die Mauer des Geheges des ersten ein und treibt seine Kühe hinein, wo nun diese das fetteste Gras finden. Nicht lange, so kommt ein Riese gelaufen, und es entsteht ein Kampf, bei dem der rote Hans den Riesen zuerst bis an die Knie, dann bis an den Leib und darauf bis an die Schultern in die Erde hineindrückt, eine in irischen Märchen und Sagen häufig vorkommende Besiegungsform.* Der Riese bietet Hans sein Lichtschwert und sein schwarzes Roß, wenn er ihn loslassen wolle; doch der tötet ihn und geht hinauf aufs Schloß, wo ihn die Haushälterin als Erlöser begrüßt. Er ruht sich aus in des Riesen Bett bis zum Abend und treibt dann die Kühe des Königs heim; die geben mehr Milch als je zuvor. Am zwei-

* S. J. Curtin, Myths and Folklore of Ireland, Boston 1890, und derselbe, Hero tales of Ireland, London 1894. Die Irländer sprechen Fin Gal getrennt. Dieser Fin wird Hunderte von Jahren alt wie der Rustem der Perser; wir lernen ihn erst aus den nun gesammelten Märchen verstehen.

* Es ist, wie mir scheint, in hohem Grade auffallend, daß von dieser Art der Überwindung eines Gegners auch im alten Ägypten Vorstellungen im Schwange waren; in Flinders Petries ägyptischen Erzählungen kommt sie vor, und zwar im zweiten Bande in der Geschichte von Setna und dem Zauberbuch, S. 109 (Egyptian tales, London 1895).

ten Tage geht's beim zweiten Riesen ähnlich wie beim ersten, Hans erhält ein Lichtschwert und ein braunes Roß; am dritten Tage erschlägt er den dritten Riesen und erhält abermals Schwert und Roß neben allen übrigen Reichtümern der Riesen. Die Kühe haben jedesmal mehr Milch gegeben als zuvor, so daß der König voller Staunen ist. Die Ankunft des Urfistes wird auf den folgenden Tag erwartet.

An diesem vierten Tage treibt Hans seine Kühe in des ersten Riesen Gehege hinein, geht dann aber sofort aufs Schloß und wappnet sich mit der nachtschwarzen Rüstung des ersten Riesen und dessen Lichtschwert und besteigt das schwarze Roß, reitet dann hinüber im Fluge, „zwischen Himmel und Erde", bis er vor dem Königsschloß anlangt. Da fragt er unerkannt den König, was denn die vielen Menschen am Strande wollten, und erfährt, daß das Urfist heute komme und die Menschen lauter Prinzen seien, die das Ungeheuer bekämpfen wollten. Er sprengte nun hin zur Prinzessin, die auf einem Felsen am Ufer traurig saß. „Habt Ihr jemand, der Euch retten will?" fragte er. „Nein, niemand." — „So laßt mich mein Haupt in Euren Schoß legen, bis das Urfist kommt. Dann wecket mich." Die Königstochter ließ es zu und nahm drei Haare von seinem Haupte, die verbarg sie. Kaum war es geschehen, so sah sie das Ungeheuer kommen, „groß wie eine Insel und Wasser bis an den Himmel schleudernd bei seinem Lauf." Sie weckte nun Hans, der aufsprang und dem Urfist entgegenging. Dieses kam auf den Strand und auf die Prinzessin zu. Hans aber zieht sein Lichtschwert und schlägt ihm mit einem Hieb den Kopf ab. Der jedoch schießt zurück an seinen Platz und wächst wieder fest. Das Untier kehrt um zur See hin, ruft aber: „Morgen werde ich kommen und die ganze Welt verschlingen!" Der Kuhjunge schwang sich auf sein Roß und war davon, ehe die Prinzessin ihn halten konnte. Im Riesenschloß schlief er bis zum Abend und trieb dann in seinem alten Gewande die Kühe wieder heim, wo er sich verwundert stellte über das, was geschehen war.

Am nächsten Morgen trieb er die Kühe in das Gehege des zweiten Riesen und wappnete sich mit dessen Rüstung, die war herrlich blau, nahm das Lichtschwert und jagte auf dem braunen Roß hinüber an den Strand. Dieselben Fragen wie am vorigen Tage, die Prinzessin aber erkannte an dem Haar den Ritter von gestern. Das Urfist kommt an, viel gewaltiger als das erste Mal, aber Hans spaltet es mit seinem Lichtschwert der Länge nach in zwei Hälften. Diese wachsen wieder zusammen, und das Ungeheuer, zur See zurückkehrend, sagt: „Alle Ritter der Welt werden sie morgen nicht vor mir retten."

Hans sprengte wieder davon zum Schmerz der Prinzessin und kehrte nachher mit seinen Kühen heim, als sei nichts geschehen. Am dritten Morgen treibt er die Kühe ins dritte Gehege und läßt sich des dritten Riesen Schwert, Rüstung und Roß bringen. Das Roß war rot, die Rüstung hatte „alle Farben, die am Himmel sind", die Stiefel waren aus blauem Glas. Die Haushälterin aber sagt zu Hans: „Diesmal ist das Untier so wütend, daß keine Waffe ihm etwas anthut; es wird aus der See aufsteigen mit drei gewaltigen Schwertern, die aus seinem Rachen hervorragen und denen nichts widerstehen kann. Ein einziges Mittel giebt es. Nehmt diesen braunen Apfel, und wenn das Untier mit offenem Rachen herankommt, werft ihn ihm hinein in den Schlund, und das Ungeheuer wird hinwegschmelzen und zerfließen auf dem Strande." Das geschieht denn auch alles. Die Prinzessin sucht diesmal Hans mit aller Kraft festzuhalten, er aber entreißt sich ihr, nur bleibt einer seiner blaugläsernen Stiefel in ihrer Hand.

Am anderen Tage erfolgt Probe mit dem Stiefel wie im Aschenbrödel, und der Held wird endlich erkannt und mit der Prinzessin vermählt. Seinen Wohnsitz nimmt er auf den vereinigten Riesengebieten.

Daß wir hier eine besondere Form der Perseus- und Andromedasage vor uns haben, ist klar; hieran erkennen wir, wie nahe Sage und Märchen einander berühren können. Das Untier ist der Winter. Es wird bekämpft und zweimal halb besiegt mit dem Lichtschwert, d. i. mit den Strahlen der Sonne; das dritte Mal, wo furchtbare Eiszapfen aus seinem Rachen starren, ist seine

Zeit gekommen, denn die aufbewahrten Äpfel sind braun und dürr geworden, der Frühling ist also da, das Eis muß schmelzen. Äußerst fein beobachtet ist, daß die Eiszapfen erst beim letzten Kampf erscheinen; sie bilden sich ja überhaupt erst bei der Schneeschmelze. Der Ritter Hans hat beim ersten Versuch eine nachtschwarze Rüstung und ein nachtschwarzes Roß, weil die Nächte noch dunkel sind beim ersten Frühlingsnahen; das zweite Mal zeigt das Roß schon die Farbe der braunen Erde, die der Schnee stellenweise freiließ, die Rüstung die Bläue des Himmels, die schon durchbricht. Beim drittenmal ist das Roß morgenrot, die Rüstung zeigt den Regenbogen in seiner Farbenpracht, die Stiefel die schon bis auf den Meeresspiegel herabreichende Glasbläue des Frühlingshimmels. Die Prinzessin stellt die blumige Erde vor, die vom Winter zu erlösen war. Mir scheint, daß diese neue Andromedaform freudig zu begrüßen ist. Welches von beiden Märchen das ältere ist, das griechische oder das klarere irische, bleibe hier unerörtert. Schon lange hat man angenommen, daß die Perseuserzählung die Befreiung der Erde von dem Kraken Winter bedeute, wenn auch manche dazu den Kopf schütteln wollten; hier fallen alle Zweifel weg, der Mythus vom Sieg des Frühlings über den Winter liegt ganz klar vor Augen. Eins aber muß ich noch erwähnen. Das ist die Frage wegen der Verstoßung des Dreizehnten. Ein gelehrter Freund, dem ich das Märchen erzählte, meinte, hier seien zwei einander wildfremde Erzählungen zusammengezogen, und zwar zu ihrem Schaden. Ich bin gänzlich anderer Meinung: der sonderbare Anfang gehört meiner Ansicht nach bestimmt zur Sache.

Der Dreizehneraberglaube ist ja ungemein verbreitet: es wollen keine dreizehn am Tische sitzen. Die meisten leiten die seltsame Scheu davor vom heiligen Abendmahl her; aber da ist der Grund nicht zu suchen, die Sache ist älter. Der blinde Seher des Königs in Erin ist durchaus vorchristlich; er stellt die Abneigung — verstehen wir das wohl! — nicht als menschliche Satzung, sondern als ein Naturgesetz hin, und um etwas Derartiges handelt es sich in der That: sie stammt aus der Monatsteilung. Das Jahr ist länger als zwölf Mondumläufe; etwas über ein Drittel eines Monats fehlt, wenn die zwölf durchlaufen sind. Darum wurde schon tief im Altertum der angefangene dreizehnte Monat nicht gezählt, auch das nächste Mal noch nicht; frühestens jedes dritte Jahr erst wurde ein dreizehnter Monat gezählt, wodurch dann die Rechnung wieder so ziemlich in Ordnung kam.

Daß nun der dreizehnte Monat in der Mehrzahl der Fälle auszustoßen war, beruht auf Naturgesetz, und daher ist die Umsetzung in einen Aberglauben ganz begreiflich. Aber noch mehr! Der Schaltmonat wurde, soweit sich übersehen läßt, stets im Frühjahr, also zur Zeit unseres Märzes, eingeschoben. Es liegt deshalb eine gewisse Wahrscheinlichkeit vor, daß der nach dem Planeten Mars genannte Monat unserem Frühlingsprinzen zu irgend einer Zeit den Namen „roter Hans“ (auf gälisch Sian ruadh) eingetragen hat, da der Mars bekanntlich deutlich rot aussieht. Somit würde sich noch bestimmter der Prinz als Frühlingsmonat herausstellen. Die Einleitung des wunderreichen irischen Märchens rechtfertigt sich also vollständig.* Von der Frische und Lebendigkeit aller seiner Einzelheiten kann mein vorstehender kurzer Auszug keine Vorstellung geben.

Einschieben möchte ich nun aus einer jüngeren englischen Sammlung** in kurzem Auszug ein merkwürdiges keltisches Märchen, das auch einen Naturmythus zur Grund-

---

* Auffallend ist die Ähnlichkeit eines schwäbischen Märchens, das übrigens gut volkstümlich erzählt, also alt ist, mit unserem irischen. Es ist Nummer 1 in Meiers Sammlung von 1852. Da ist der Held auch ein Hirt, nur ein wirklicher; da sind die drei Riesen, die er nacheinander besiegt; da sind die drei Schlösser und Riesenschwerter und -rüstungen; auch die drei Pferde, aber den Farben nach ohne Sinn geordnet: Schimmel, Fuchs, Rappe; da ist auch die Andromeda, diesmal Tochter eines Edelmannes — das obenerwähnte, so oft zu beobachtende Herabsteigen im Rang — und statt des naturgewaltigen Ungeheuers ist der Teufel zu bekämpfen und wird trotz der Steigerungen der Furchtbarkeit seiner Gestalt besiegt. Das Ganze ist aber matt und abgeblaßt gegenüber seinem Vorbild, woher dieses auch gekommen sein mag; auch sind ganz entbehrliche Züge aus der Robertsage hineingenommen, die Verchristlichung ist überall deutlich; die merkwürdige Frische des irischen Stückes ist auch nicht entfernt erreicht. Die Nr. 29 bei Meier von „Hans und der Königstochter“ ist eine noch weitere Abschwächung von Nr. 1.

** J. Jacobs, Celtic fairy tales, illustrated by John D. Batten. London 1892.

lage hat, dessen Deutung indessen noch nicht völlig klar ist. Benennen würden wir das Ganze

Kilhuchs Brautwerbung.

Einem Prinzen, dessen Mutter kurz nach seiner Geburt gestorben ist, legt die Stiefmutter als das ihm bestimmte Geschick auf, ein Mädchen, mit Namen Olwen, zu heiraten, dieses oder keines. Der Prinz, Kilhuch mit Namen, macht sich auf, um seinen Vetter, den König Artus, aufzusuchen und von ihm die Hand des Mädchens zu erbitten. Seine Ausrüstung ist von großartiger Pracht. Er reitet eine graue Stute, deren Sattel und Zaumzeug von Gold sind; in der Hand führt er zwei silberne Speere mit scharfen Stahlspitzen, an der Hüfte in goldener Scheide ein goldenes (!) Schwert, eingelegt mit einem blitzfarbigen Kreuz. Ebenso kostbar und auserwählt ist alles übrige seiner Ausstattung. Bei Artus angekommen und in allen edlen Formen empfangen, trägt er seine Bitte vor. Artus und seine Tafelrunde kennen aber die Schöne und deren Vater Yspathaden nicht. Boten werden ausgesandt, die suchen ein ganzes Jahr nach beiden, aber vergebens. In seinem Stolz verletzt, weil ihm nicht geworden, was zugesagt war, will Kilhuch den Hof verlassen, läßt sich aber beschwichtigen, und nun giebt ihm Artus sechs Begleiter mit, die zu den auserwähltesten Helden gehören und ihm die Braut suchen helfen sollen. Die merkwürdigen Fähigkeiten der Sechs werden genau beschrieben; sie lassen den Naturmythus überall durchschimmern. Nach langen Fahrten finden die Sieben das Schloß der Gesuchten, „das schönste der Welt", auf einer weiten Ebene; vor dem Schlosse aber stoßen sie auf die Schafherde des Schloßbesitzers, unüberschaubar groß. Der Hirt, dem sie den Zweck ihres Besuches mitteilen, warnt dringend vor der Ausführung, denn noch sei keiner lebend zurückgekommen, der die Werbung um Olwen versucht habe. Die Hirtin, mit einem Goldring beschenkt, will jubelnd die Fremdlinge umarmen, aber Kay, der Erste unter den Begleitern, reißt ein Holzscheit aus dem Stapel und hält es ihr hin; sie zerwringt es mit ihren Händen wie einen Strick, und man sieht, wessen man sich zu versehen hat. Man kehrt dennoch im Hause des Hirten ein und erlangt, daß am anderen Morgen nach Olwen gesandt wird. Diese kommt denn auch, gekleidet in ein Gewand von flammenfarbiger Seide mit einem Kragen wie rötliches Gold, in den Smaragden und Rubinen eingestickt waren. Goldener war ihr Haar als die Blüte des Ginsters, ihre Haut war weißer als der Schaum der Welle, und zarter gefärbt waren ihre Hände als die Blüten des Hainwindröschens an der Quelle auf der Grasflur. Leuchtender waren ihre Blicke als die des Falken, ihr Busen war schneeiger als die Brust des Schwans, ihre Wangen schöner gerötet als die roteste Rose. Wer sie sah, ward von Liebe zu ihr erfüllt.

Kilhuch gestand ihr seine Liebe, und sie sagte, er werde sie gewinnen, wenn er zugestände, was ihr Vater verlangen würde.

Die Sieben gehen dann aufs Schloß und legen ihr Ansuchen Yspathaden vor. Der sagte: „Hebet die Gabeln, die meine Augenbrauen stützen, damit ich sehe, wie mein Schwiegersohn aussieht." (Batten hat diesen Augenblick in der Weise, wie unsere zweite Abbildung S. 48 zeigt, wiedergegeben.) Man that so, und er versprach, am Tage darauf zu antworten. Doch als sie gingen, ergriff er einen von den drei vergifteten Wurfpfeilen, die er neben sich liegen hatte, und schleuderte ihnen den nach. Indessen Bedwyr fing ihn auf und schnellte ihn zurück, Yspathaden ins Knie treffend. „Ein verwünscht unhöflicher Schwiegersohn," sagte er. „Das Gifteisen schmerzt mich wie ein Wespenstich; verwünscht sei der Schmied, der es schmiedete."

Am zweiten Tage schützt Yspathaden vor, er müsse zuerst Olwens vier Urgroßmütter fragen. Wieder schleudert er einen Giftpfeil den Abgehenden nach, aber Menu fängt ihn auf und wirft ihn zurück, mitten durch des Alten Brust, daß die Spitze am Rücken herausdringt. Wieder jammert der über den unhöflichen Bewerber. Am dritten Tage fängt bei demselben tückischen Thun Kilhuch selbst den Pfeil auf; der dringt, zurückgeschleudert, dem Alten mitten in den Augapfel und durch den Schädel. Erneutes Gejammere, wie ihm nun sein Auge wässern werde, wenn er gegen den Wind zu gehen habe. Nun aber läßt er sich auf die Verhandlungen ein.

Nach verschiedenen Vorbehalten von ehrlicher Behandlung (!), die er wünscht, stellt er seine Forderungen. Kamm und Schere, sein (Yspathadens) struppiges Haar zu strählen; die giebt es nur einmal auf der Welt, und zwar zwischen den Ohren eines bisher noch nie erjagten Ebers, Turtsch Truith mit Namen.

„Zu jagen ist der nur mit dem Hund Drudwyn; den aber kann nur ein Mann leiten, der ist Mabon, von dem man nicht weiß, ob er noch lebt oder schon tot ist. Mabon aber, wenn er noch lebt, ist nur zu finden, wenn du Eidol, seinen Blutsverwandten, Aërs Sohn, gefunden hast. Hast du das alles gethan, dann sollst du meine Tochter haben."

Die Helden, zu Artus zurückgekehrt, suchen nun nach Eidol und Mabon, was mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft ist; Artus unterstützt die Suche in jeder Weise. Mabons Aufenthalt zu finden, ist am schwersten. Da müssen sie mehrere alte Tiere fragen, von denen eines immer auf ein anderes älteres verweist. Zuletzt fragen Gurhyr und der aufgefundene Eidol den uralten Adler — die Scene ist trefflich von Batten in unserer dritten Abbildung (S. 49) dargestellt —; der giebt eine Spur an, und man findet endlich, nach schweren Kämpfen und Mühen, Mabon. Nun geht die Jagd hinter dem Eber Truith los, zuerst durch Irland, dann über den Meeresarm nach Wales — wo das Märchen nämlich zu Hause ist —, und dort endlich gelingt es, nachdem des Ebers Frischlinge nach und nach getötet worden sind, dem Tiere Kamm, die Schere und auch das Schermesser (das vorher nicht genannt worden war) zu entreißen. Mit diesen Wunderdingen machen sich alle auf zu dem bösartigen Alten.

Kaw aus Nordbritannien schor ihm Bart, Haut und Fleisch ab bis auf die Knochen, von einem Ohr zum anderen.

„Bist du jetzt geschoren, Mann?" fragte Kilhuch.

„Ich bin geschoren," antwortete er.

„Ist deine Tochter jetzt mein?"

„Ja, sie ist dein; aber dafür brauchst du mir nicht zu danken, sondern Artus, der es für dich ausgerichtet hat. Mit meinem Willen hättest du sie nie bekommen, denn mit ihr verliere ich mein Leben."

Darauf faßte Geru, der Sohn Kustennins, des Hirten der zahllosen (Wolken-)Schafe, ihn bei den Haaren und schleppte ihn an den Schloßturm, schlug ihm das Haupt ab und steckte es auf einen Pfahl an der Zinne.

So kam es, daß Kilhuch Olwen, die Tochter Yspathadens Penkaur, zum Weibe gewann.

Diese in ihrem Urtext sehr schön ausgeführte Erzählung sieht so sehr aus wie ein Mythus von der Eroberung des Frühlings durch den Sonnenhelden, daß Zweifel scheinbar kaum aufkommen können. Der Prinz ist so klar als Sonnenjüngling, als junges Jahr beschrieben, mit „goldenem", nicht stählernem Schwert ausgerüstet, auf goldgesäumtem Wolkenroß reitend, silberne Strahlenlanzen in der Hand, daß er unverkennbar scheint. Merkwürdig ist dabei, daß er gerade sechs Begleiter, wie in unserem „Sechse kommen durch die ganze Welt", vom Himmelsbeherrscher Artus zugewiesen bekommt; welche Naturvorgänge sie vorstellen, wäre erst noch genauer auf Grund der gälischen Quellen festzustellen. Die Frühlingsbeschreibung Olwens ist köstlich, und gar erst die Winterbeschreibung in dem Alten, der die Schneeüberhänge, die von den Strohdächern herab fast bis auf die Erde gehen, erst emporheben läßt, um geradeaus sehen zu können! Dazu seine tückischen Hinterhalte, die nur durch die Hilfe der Sonnenbegleiter abgewehrt werden können. Alles das spricht für den Frühlingsmythus. Die englischen Märchenforscher sind noch anderer Meinung. Sie sehen, entsprechend den Namenbedeutungen, in dem Alten den Hagedorn, in seinen Giftpfeilen die Dornen; die Untersuchung ist noch im Gange. Hervorzuheben ist, wie vorzüglich der Zeichner J. Batten in allen drei Bildern den Geist des Darzustellenden getroffen hat. Das einzige, was wir ihm nicht zu glauben brauchen, ist, daß Yspathaden ein Kahlkopf gewesen sei, da es sich doch um das Strählen des verwilderten Haares handelt, oder des Geästes, wenn er denn der Dornbusch sein sollte.

Die geehrten Leser und Leserinnen werden es inzwischen hoffentlich verziehen haben, daß ich zu den Beispielen drei nichtdeutsche Märchen gewählt habe, weil nämlich die Deutung in den drei Fällen so klar sein

konnte. Ich möchte aber nunmehr noch ein deutsches Märchen wählen. Es führt den Namen

Der weiße Hirsch.

Noch steht es in keiner Sammlung, ist noch ungedruckt, stammt aber auch aus dem Hessenlande, jener Fundgrube, aus der die Grimm so erfolgreich geschöpft haben, und ist von ungewöhnlicher Schönheit. Ich habe es her aus einer Familie, in der die Mutter oder Großmutter neben anderen auch dieses Märchen so köstlich und immer so genau mit demselben Wortlaut erzählt hatte, daß es sich wie gute alte Überlieferung tief und fest bei der Kinderschar eingeprägt hat; man ist dort so freundlich gewesen, das Märchen für mich aufzuschreiben, Wort für Wort getreu der Erzählerin. Hier muß ich es freilich ganz beträchtlich kürzen.

Ein reicher Kaufmann geht auf Reisen und fragt seine drei Töchter (wie in dem bekannten Musäusschen Märchen von den drei Schwestern), was er ihnen mitbringen solle. Die beiden ältesten wünschen sich schöne Kleider und Schmuck, die jüngste nur das erste grüne Reis, woran der Vater mit dem Hut stoßen würde. Er kauft Kleider und Schmuck und hat beinahe den Wunsch der jüngsten Tochter vergessen, als er auf der Rückkehr im Walde nicht weit von seinem Wohnsitz mit dem Hut an ein grünes Reis stößt und dadurch an sein Versprechen erinnert wird. Er bricht das Reis und steckt es an seinen Hut. Aber da thun sich die Büsche auseinander, und es steht vor dem erschrockenen Kaufmann ein mächtig großer, weißer Hirsch, der hebt zu sprechen an und sagt: „Du hast ein Reis von meinem singenden und klingenden Wald abgebrochen, nun mußt du sterben!“ Auf seine flehentliche Bitte wird ihm das Leben geschenkt unter dem Beding, daß er das dem Hirsch geben wolle, was ihm zu Hause zuerst entgegenkomme. Wie Jephtha versprach er das. Daheim aber kommt zu seinem Schreck ihm zuerst entgegen nicht das erwartete Hündlein, sondern seine jüngste Tochter. Nach einiger Zeit, als der Kaufmann schon glaubt, der Hirsch werde das Versprechen vergessen haben, kommt ein feingesatteltes Eselchen die Treppe heraufgetrappt und ins Zimmer und schüttelt aus seinem Ohr ein Briefchen, worin der Vater an sein Wort gemahnt wird. Da wird nun in der Angst die Kuhhirtentochter in feine Kleider gesteckt und auf das Eselchen gesetzt. Angekommen im Walde vor dem Hirsch, sieht sie auf der einen Seite einen Wagen voll Ziegenböcke, auf der anderen einen Wagen voll Katzenköpfe, grüßt aber nicht und setzt sich plump — ganz wörtlich: „britschebreit“ — vor den Hirsch hin, der auf einem grünen Sammetkissen ruht. Auf seine Frage: „Wie hat dir denn mein singender und klingender Wald gefallen, und was würde dein Vater machen, wenn er so einen hätte?“ verrät sie ihre geringe Herkunft durch grobe Antwort und wird sofort heimbefördert. Das zweite Mal schickt der Kaufmann die Sauhirtentochter; die findet den Hirsch auf einem Kissen von rosenfarbigem Sammet mit Spitzen und goldenen Streifen. Auch sie verrät sich, und nun muß der Kaufmann seine jüngste Tochter schicken, die von dem Eselchen zum Hirsch gebracht wird. Der ruht diesmal auf einem Kissen von himmelblauem Sammet mit Silber gestickt. Sie grüßte die Böcke: „Guten Tag, ihr Böcke!“ und die Katzenköpfe: „Guten Tag, ihr Katzenköpfe!“ setzte sich sittsam nieder und gab dem Hirsch auf seine Frage die Antwort, ihr Vater würde sich sehr an dem Wald erfreuen, die Hifthörner erschallen lassen und große Jagden veranstalten. Daran wird sie als die Gesuchte erkannt. Der Hirsch bittet sie nun, eine alte Hexe, die drüben an der Waldecke sitze und in einem Kessel rühre, zu bestimmen, ihr das Rühren zu überlassen, wenn dies aber geschehe, den Kessel umzustürzen; die Hexe habe ihm viel Leids gethan, und das würde dann ein Ende nehmen. Das Mädchen geht hin und beredet wirklich die mürrische Hexe, ihr den Rührlöffel zu überlassen, worauf es schleunigst den Kessel gegen einen alten Eichbaum schleudert, daß er zu Stücken geht und der Inhalt entfließt. Da aber begiebt sich ein großes Wunder. Die Alte ist verschwunden und der Wald in ein herrliches Königsschloß verwandelt; aus dem tritt hervor ein wunderschöner Prinz mit großem Gefolge von Hofherren und Hofdamen. Ihn hatte die Hexe in den weißen Hirsch, und sein Ge-

folge in die Böcke und Katzenköpfe verwandelt. Nun aber ist der Zauber gebrochen. Es folgen Hochzeit und glückliches Leben bis ans Ende.

Der Mythus dieses reizvollen Märchens, das neben ganz ungewöhnlichen auch mehrere bekannte Züge enthält, weist auf altgermanischen Ursprung hin. Die Böcke sind das Gespann des Wettergottes Thor, die Katzen dasjenige der Freia, beides, Böcke und Katzen, sind mythische Formen für Wolkengebilde. Der weiße Hirsch ist der Mond, die Alte niemand anderes als die Wetterhexe, die wir so oft in Redensarten anführen, wenn wir vom Brauen des Wetters im Hexenkessel sprechen. Das Ganze bedeutet die glückliche Befreiung von den sonnen- und mondlosen Zeiten, die wir in den ersten Jahresmonaten so oft durchzumachen haben, wo Tag um Tag, Woche um Woche die graue Wolkendecke nicht weichen will. Daß die Handlung im Frühjahrsanfang spielt, ist durch das „erste grüne Reis", das die Tochter begehrt hat, angedeutet. Der entzauberte Hofstaat, das sind die Sterne, der Königspalast ist das Himmelsgewölbe. Deutlich zeigen die nacheinander folgenden Farben der Kissen, auf denen der Hirsch ruht, grün, rosenfarbig und endlich himmelblau, wie in immer höher steigenden Wolkenöffnungen sich schon die Befreiung vom bösen Wetterzauber ankündigt. Daß die beiden Schwestern der Heldin verschwinden, ist nebensächlich und zeigt nur, daß die Einleitung schon der treu erzählenden Großmutter verdunkelt überliefert worden war. Bemerkenswert aber ist, daß die Schweinehut über die Kuhhütung gestellt wird. Ähnlich ist bei Grimm im „Eisenofen" (Nr. 127) die Sauhirtentochter über die Müllerstochter gestellt.

In ähnlicher Weise, wie ich es hier versucht habe, lassen sich noch eine ganze Reihe von Volksmärchen, europäische wie indische, auf ihren mythischen Ursprung zurückdeuten. Ich sage: eine Reihe, nicht alle, aber es sind gerade die schönsten. Die Naturbegebenheiten werden in ihnen nicht etwa geschildert — das wäre ein großer Fehler, in den Neuere bei ihren Versuchen oft verfallen sind —, sondern in menschliche Lebensformen und Lebensereignisse verwandelt dargestellt und dadurch, um es in ein Wort zusammenzufassen, „erzählbar" gemacht. Wie Homer bei Beschreibung des an Figuren überreichen Achillesschildes das Nebeneinander in ein Nacheinander dadurch verwandelt, daß er erzählt, wie Hephästos das eine nach dem anderen hergestellt habe, so wird auch hier das ewig Mächtige der Naturerscheinung nicht auf einmal, sondern Schritt für Schritt, stets umgewandelt in Menschengeschicke, vorgeführt. Eben wegen ihrer Erzählbarkeit wirken die Einzelheiten auf das Gemüt und bleiben zugleich wegen ihres verborgenen Naturinhaltes immer und immer neu.

Vielleicht wundert es die Leser, daß ich bisher nicht von „Tausend und einer Nacht" gesprochen habe. Wenn sie aber einen Vergleich anstellen, werden sie finden, daß wir es in dieser berühmten Sammlung kaum einmal mit dem Volksmärchen, sondern fast immer mit Kunstdichtung zu thun haben. Geschrieben ist sie von Haus aus, geschrieben ist sie auch auf uns gekommen. Darum ist auch ihre Weise nachahmbar, wiederholbar, wie wir an Wilhelm Hauffs glücklichen Versuchen erkennen können. Volksmärchen dagegen können nicht nachgeschaffen werden, weil die mythische Zeit, die allein sie hervorzubringen geeignet war, weit, weit hinter uns liegt.

Ich möchte zum Schluß noch eines merkwürdigen deutschen Volksmärchens gedenken, an dem sich der Übergang in eine Sage vollzogen hat, der, wie ich glaube, allgemeines Interesse erregen könnte. Es ist das Märchen

Vom Herrn Hendrich und der Krotto.

Ich verdanke seine ganz vollständige Niederschrift nach großmütterlicher Erzählung derselben geschätzten hessischen Familie, die ich früher erwähnte. Es ist eine besondere Lesart eines zweimal bei den Grimm vorkommenden Märchens; ich gebe es nur ganz verkürzt wieder.

Ein alter König hatte drei Söhne, von denen der jüngste, Hendrich mit Namen, von seinen älteren Brüdern für einen Dummling gehalten wurde. Der Vater bestimmt, er werde dem von den dreien das Reich über-

geben, der ihm den schönsten Lappen heimbringen werde. — Ich schalte ein, daß der Anfang bei Grimm schöner und altertümlicher ist. — Die beiden ältesten Söhne verprassen das Geld, mit dem der Vater sie reichlich versehen hat, der jüngste aber sinnt vergeblich, woher er das verlangte Stück nehmen soll. Bei einsamer Wanderung im Walde kommt er an ein altes Gemäuer, an dem er einmal einer Kröte geholfen hatte, indem er eine Ratte vertrieb, in ihre Behausung im Keller zu gelangen. Die Kröte hatte ihm voll Dank damals gesagt, wenn er einmal in Not komme, solle er nur an dieselbe Stelle kommen und ihren Namen, der sei Krotto, rufen. Das that er nun dieses Mal, und es wurde ihm die Thür zu einem Keller aufgethan, in den er hinabstieg. Drunten waren Kröten in großer Menge versammelt, die dickste war seine Freundin, sie saß auf einem großen Stein. Sie empfing ihn sehr freundlich: „Ei, guten Tag, Herr Hendrich! Wie geht es Ihnen, Herr Hendrich? Setzen Sie sich doch, Herr Hendrich! Warum so betrübt, Herr Hendrich?“ Er klagte seine Not; die Krotto aber sagte, da sei leicht zu helfen, und rief:

Kathrein, rühr die Schrein',
Bring mir den schönsten Lappen herein.

Da dauerte es nicht lange, da kamen zwei Kröten angewackelt, sie hatten einen wunderschönen Lappen, der war prächtig. Wer war froher als Herr Hendrich. Wie er nach Hause kam, waren die Brüder schon da, hatten aber ganz schlechte Lappen aufgekauft, die neben Hendrichs Lappen gar nicht anzusehen waren. Sie bestürmen den König, eine neue Probe anzustellen. Das wird endlich gewährt, und nun soll der das Reich erhalten, der den schönsten Ring bringe. Die beiden ältesten stürmten wieder hinaus in die Welt, Hendrich, der vergeblich sann, woher er einen schönen Ring nehmen solle, ging endlich wieder zur Krotto. Aber man empfing ihn abermals freundlich und tröstlich, und auf den Ruf:

Kathrein, rühr die Schrein',
Bring mal den schönsten Ring herein,

ward ein wundervoller Ring gebracht. In seiner Mitte war ein wunderschöner Diamant und herum waren Smaragde und Rubine. Mit dem Ring gewinnt Hendrich abermals seinen Brüdern gegenüber; die aber bestimmen den König mit Bitten und Drängen zum Ansetzen einer dritten Probe. Der soll nun unwiderruflich das Reich erhalten, der die schönste Jungfrau bringe. Auch das gelingt dem Herrn Hendrich. Die Krotto befahl diesmal der Kathrein, den schönsten Wagen hereinzubringen. Das gab nun ein großes Leben in der Krötengesellschaft. Sie brachten vier große Kochlöffel, die wurden zum Wagen zusammengestellt, sechs kleine Kröten wurden davorgespannt. Zwei Kröten setzten sich auf den Bock, Hendrich wurde in den Wagen geschoben, und neben ihn setzte sich breit die Krotto; so ging's zum Kellerloch hinaus. Aber draußen verwandelte sich alles in eine Prachtkutsche mit sechs feurigen Rappen, und neben Hendrich saß die schönste Prinzessin; die ganze Krötengesellschaft war aus dem Zauberbann gelöst. Hendrichs Brüder haben Bauerndirnen mitgebracht; der Vater aber übergiebt dem jüngsten schon jetzt das Königreich, und alles endigt in Glück und Freude.

Wieder haben wir eine Frühlingserlösung vor uns. Die Kröten stellen, indem sie zur Winterszeit unter der Erde verborgen leben, die der Herrschaft beraubte glückliche Jahreszeit vor; die erlöste Prinzessin ist der Frühling, der Prinz der Sonnenheld.

Was aber nun das Wichtigste ist, das sich hier anschließt, ist, daß der Ring der Krotto — noch vorhanden ist oder sein soll, und zwar im herzoglich anhaltischen Hause seit Jahrhunderten aufbewahrt wird bis zur Stunde. Der Herzog selbst hält den Ring unter besonderem, sorgfältigem Verschluß und schätzt ihn wie ein Hausheiligtum. Der Ring heißt ausdrücklich der „Ring der Frau Kröte“. Auch ist ein Saal im herzoglichen Schloß, der der Saal der Frau Kröte genannt wird. Sagenstoff ist ringsherum gewoben. So wird erzählt, als man einmal den Ring aus dem Schloß gelassen habe, sei eine schwere Feuersbrunst darin entstanden. Auch werden zu Weihnachten alle Feuer im Schlosse gelöscht; ein Beamter geht durch alle Räume, nachzusehen, ob dem Befehl pünktlich Folge geleistet ist. Erst nach diesem Rundgang

werden die Feuer wieder entzündet. Wie das „Glück von Edenhall“ das Palladium dieses Hauses bedeutet, so der Ring der Frau Kröte. Wir wissen, nebenbei bemerkt, seit kurzem, daß der „zerbrechliche Krystall“, dessen Vernichtung uns Uhland in seiner köstlichen Ballade schilderte, noch heute wohlerhalten ist und in Ehren gehalten wird. So auch der Ring, der in der Mitte wirklich einen großen Diamanten, daneben aber nicht Smaragde und Rubine, sondern noch zwei geringere Diamanten trägt. Vergeblich hat man sich bemüht, eine „Frau Grete“ geschichtlich aufzutreiben, deren Name in „Frau Kröte“ umgewandelt worden wäre; die Dame Grete ist unnachweisbar, wie auch Max Müller, der ein Dessauer von Geburt ist, hervorhebt.

Warum auch dieses Suchen? Es handelt sich um Sage und Überlieferung so wie so. Daß hier alter Stoff zu Grunde liegt, blickt auch aus der Verordnung wegen des Feuerlöschens gerade zu Weihnachten durch. Das ist die altgermanische Form, die früher ganz allgemein war; das neue Feuer ward neu entzündet, wenn die Sonne neugeboren, die Wintersonnenwende vollendet war. Daß das mitgeteilte Märchen hier eine Rolle spielt, ist mir sehr wahrscheinlich. Höchst auffallend ist die merkwürdige Höflichkeit der Frau Krotto. Immer wiederholt sie die Anrede „Herr Hendrich“ und ist von einer Beflissenheit, artig zu sein, die fast über den Märchenrahmen hinausgeht, von der aber bei den anderen beiden Lesarten („Die drei Federn“ und der erwähnte „Eisenofen“) der Grimmschen Sammlung nicht die Rede ist. Mir scheint daher ein geschichtlicher Vorgang vermutet werden zu dürfen, der zur Übertragung des alten, im Volksmund ganz lebendigen Märchens auf Persönlichkeiten Anlaß gegeben hat. Ein solcher Vorgang hat aber im dreizehnten Jahrhundert insofern stattgefunden, als die drei Söhne Heinrich, Bernhard und Siegfried des ersten Fürsten von Anhalt, Heinrich, sich 1251 in das Gebiet zu teilen hatten, wobei Heinrich der schönste Teil zufiel. Bei oder nach dieser Gelegenheit könnte das Hinübergleiten, der Übergang des Märchens zur Sage stattgefunden haben; die „Frau Kröte“ mit ihrem Ring blieb als der wunderbarste Teil zurück. Genauerer geschichtlicher Forschung muß es überlassen bleiben, festzustellen, ob dieser Vermutung nachgegangen werden kann.

Wie dem auch sei, möchte auch ferner in der deutschen Familie das Haus- und Volksmärchen geschirmt und bewahrt werden gleich einem solchen Familienerbstück. Es ist ein Schatz, ein Edelstein, ein Krystall, der dem ganzen Volk angehört und, wenn wohl gehütet, dem deutschen Gemüt auf ferne Zeiten hinaus unabläßig Segen bringen wird.





Der Fächer der Gräfin.

Von

Felix von Stenglin.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Sühlke!"

„Gnädige Frau Gräfin befehlen?"

„Bitte den Kaffee."

„Sehr wohl."

Fast lautlos verschwand Lakai Sühlke über den weichen Teppich. Die Gräfin, hinter dem gedeckten Tisch auf dem Ecksofa, lehnte sich hintenüber.

Ihr Gast blies den Dampf einer Cigarette in die Luft. Seine Augen glänzten ein wenig, die Wangen waren gerötet. „Sühlke ist ein guter Mensch!" sagte er so recht überzeugungsvoll.

Sie lachte leise vor sich hin.

Er betrachtete sie. „Warum lachen Sie?"

„Weil Sie so dankbar sind!"

„Das bin ich! Und ich habe auch Ursache. Nach so viel rauhen und einsamen Tagen wird es mir so gut heute. Wie verzaubert komm ich mir vor in diesem Schloß, am Tisch einer so liebenswürdigen Dame, umgeben von so viel kunstvollen schönen Dingen, harmonisch alles, und" — er bog sich nach vorn an den Tisch — „Ihnen gegenüber, der lieben Freundin früherer Jahre! Ist es denn wahr, daß wir einstmals Nachbarskinder waren, daß ich mit Ihnen spielte und Sie beschützte, und daß wir nun nach einem so langen, langen Leben, nach — schmerzlicher Trennung, nach tausend Leiden wieder froh plaudernd beisammen sind?"

Die Gräfin erhob sich. „Wo Sühlke nur bleibt!" sagte sie ein wenig unruhig und ging durchs Zimmer.

Erstaunt sah er ihr nach. „Sie verlangen auch zu viel von ihm, er kann ja noch nicht da sein."

Sie erwiderte nichts.

Er betrachtete sie aufmerksam. Wie schön ihre hohe, schlanke Gestalt! Die feinen Züge — schon verschwammen sie ein wenig in der Dämmerung —, die leichten, anmutigen Bewegungen, wie ihn das alles wieder anzog! Ja, mehr als früher. „Sie haben sich so wenig verändert," bemerkte er leise.

Einen Augenblick blieb sie stehen. „Spotten Sie?" Dann nahm sie ihre Wanderung wieder auf.

„Gewiß nicht!"

„Nun," meinte sie, „eine Frau, die das durchmachte!"

„Es war schwer, das glaub ich. Ihr Mann freilich —"

„O, sprechen wir nicht davon!"

„Nein, wir wollen jetzt nicht davon sprechen. Ich wollte nur sagen: er war so viel älter als Sie, und als er starb, hatte er ein langes Leben hinter sich."

Sie schwieg. Sie schien nach keinem Trost zu verlangen, ja, sich zu wundern, daß er so sprach, denn sie streifte ihn mit einem eigentümlichen Blick.

„Sie hingen doch damals, als wir uns wiedersahen, wie es schien, sehr an ihm" — warum sie nur so gar nichts sagte? — „aber wir wollten ja nicht davon sprechen, auch von Ihrer Kleinen reden wir lieber nicht; ich begreife ja, daß es noch immer sehr schmerzlich für Sie sein muß —"

Er sah zu ihr hinüber. Sie stand an einen Schrank gelehnt und hatte die Hand vor die Augen genommen. Er erhob sich. „Verzeihen Sie! ... Und Sühlke kommt auch immer noch nicht ... Wie bin ich denn nur auf diese Dinge — — ach so, ja! Ich sagte, daß Sie sich so wenig verändert hätten. Und das ist wahr. Älter sind Sie geworden — nun ja! die Wangen sind etwas schmaler, blasser, der Blick ist gereifter, die Haare sind ein wenig grau vor der Zeit — aber was bedeutet das? Das Ganze ist doch dasselbe. Sie wissen vielleicht — oder nein, Sie wissen es natürlich nicht mehr —, ich sagte einmal, daß Sie mir vorkämen wie eine aus dem Walde entführte Elfe — ja, und was werden Sie sagen, wenn ich behaupte, daß Sie mir jetzt noch so vorkommen?"

Nun mußte sie doch wieder ein wenig lachen.

„Hören Sie?" sprach er schnell. „Das Elfenlachen! Was hilft's? Ich finde es nun mal, in der Erscheinung wie im Wesen. Ja, auch im Wesen. Bald still und schwermütig, bald übermütig heiter —"

„Frauenlaunen! Und das gefällt Ihnen? Ihnen, dem so verständigen und immer gleichmäßig lebenslustigen ländlichen Grandseigneur —"

„Sie betonen das ‚ländlich' so. Mit Grund?"

„Ach nein! Was Sie nun wieder denken!"

„O doch! Ich weiß! Mit Grund! Sie sehen in mir den harmlosen Wilden, das gutmütige Schaf —"

Sie lachte laut auf. „Verzeihen Sie, ich mußte lachen! Wie ernst und beinah entrüstet Sie das sagen! Leider kann ich Ihr Gesicht dabei nicht erkennen."

Herr von Wehren zündete ein Streichholz an und hielt es vor sich hin. Dabei machte er eine heiter-possierliche Miene.

„O, so haben Sie dabei nicht ausgesehen!" Sie blies das Streichholz aus.

Er fühlte ihren Atem. Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. „Warum thun Sie das?"

„Weil ich Sie nicht sehen will!"

Er wollte näher kommen, den Scherz fortsetzen — da kam Sühlke mit dem Kaffee.

Die Gräfin war gleich wieder ernst. „Bringen Sie auch die Lampe," sagte sie. Dann setzte sie sich auf ihren Platz an den Tisch und nötigte auch Wehren freundlich, wieder Platz zu nehmen, worauf sie den Kaffee aus dem silbernen Kännchen in die Tassen füllte.

Gleich danach erschien Sühlke mit der Lampe, die er auf einen Schrank stellte. Er zog noch die Vorhänge an den Fenstern zusammen und verließ dann das Zimmer.

„Wie merkwürdig," begann Wehren, „eine ganz andere Stimmung, wenn das Licht brennt."

„Ruhiger," sagte die Gräfin.

Er sah ihr in die Augen; sie verstanden sich.

Als die Gräfin ihr Täßchen Mokka ausgeschlürft hatte und mit ihrem Fächer spielte, fielen ihr die Namen ins Auge, die er auf der einen Seite enthielt. Wohl über fünfzig Namen, kreuz und quer geschrieben, in den verschiedensten Handschriften. Die Namen von Bekannten, näher und ferner stehenden. Sie betrachtete diese Namen auf dem einfachen hellen Holzfächer, dessen andere Seite einen duftig gemalten Rosenstrauß aufwies.

„Ihr Lieblingsfächer, nicht wahr?"

Die Gräfin blickte auf. „Er birgt so viel Erinnerungen für mich," erwiderte sie. „Aber wissen Sie, was ich eben dachte? Daß es ein sehr weiser Fächer ist, der vortreffliche Lehren geben kann, wenn man ihn versteht. Sie können ihn nicht verstehen, weil Sie diese Menschen nicht kennen; zu mir aber spricht er eigentümlich beredt. Soll ich Ihnen etwas davon erzählen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Er ruft mir vielerlei Lebens-, besonders Liebesschicksale zurück. Und ich sehe, daß es dabei immer so ganz anders kommt, als man erwartet hatte. Einmal besser, einmal

schlechter, immer aber anders. Warten Sie nur zehn Jahre, und es wird offenbar. Sich der Liebe anvertrauen, heißt: sich in Enttäuschungen und Wirren begeben, kurz — nichts in der Welt ist so unberechenbar wie die Liebe."

„Das sollte wirklich so sein? Ich glaubte immer, daß sie der einzige feste, dauernde Punkt wäre innerhalb der Flucht der Erscheinungen, das einzige nie verlöschende Licht im Dunkel des Lebens —"

„Allgemeine Redensarten, lieber Freund, nehmen Sie mir das nicht übel. Nur wenige Beispiele. Ich werde jedesmal vom Anfang erzählen und dann von dem Zustand nach ungefähr zehn Jahren. Und wenn Sie dann nicht erschrecken — — doch hören Sie!"

Fichtenbaum und Palme.

„Er träumt von einer Palme ..." Nein! Ich glaube, das that er nicht. Und auch sie trauerte nicht „einsam und schweigend".

Juana war schon in ihrer Heimat viel umworben, und als sie mit dem Vater, der Gesandter in B. wurde, nach Deutschland kam, da setzte sich das fort. Das Exotische zog alle Männer an, sie war schön, temperamentvoll, und man merkte kaum, daß sie nichts gelernt hatte. Mit jedem war sie gut und doch unnahbar.

Als er aber kam, da war's um sie geschehen. Ein frischer blonder Recke, mit Neigung zum Grübeln, Philosoph, Professor.

Etwas Derartiges hatte sie unter den geschniegelten Herren, die sie umschwärmten, noch nicht kennen gelernt. Da war man nicht sonderlich frisch, und gelehrt war man gar nicht.

Auf jede Weise suchte sie mit ihm zusammenzutreffen, wurde plötzlich elegisch wie ein Backfisch und hörte seinen ernsten Gesprächen mit beinahe komischer Andacht zu. Auf deutsch also: sie liebte ihn bis zur Selbstverleugnung.

Die Germanen, besonders die echten, sollen sich ja wohl durch große Ruhe auszeichnen. Dies ist, glaub ich, nur eine äußerliche Eigenschaft. Inwendig geht es dann oft desto unruhiger her. Sie geben es nur nicht so von sich. Eine Kruste scheint ihr Gemüt zu umgeben. Stoßweise bricht es dann wohl durch.

Und nach einem solchen Vorstoß von seiner Seite waren sie verlobt. Verlobt, aber noch nicht verheiratet, denn beide Elternpaare waren dagegen. Ihre, weil er zu gering für sie, seine, weil sie zu vornehm sei.

Aber das machte keinen Eindruck. Er erklärte, daß er sein Manneswort gegeben habe, daß er sie ganz genau kenne und sie trotz ihrer Fehler liebe. Seine Ehre wie seine Neigung forderten, daß er ihr treu bliebe. Sie schluchzte, weinte ein Dutzend Batisttaschentücher naß, rollte die schwarzen Augen und versicherte, daß sie eher sterben würde als ihm entsagen. Und als das alles nichts half, verschwand sie eines Tages und schrieb aus seiner Wohnung eine Rohrpostkarte, worin stand, daß sie soeben ihrem Maximilian persönlich ihr Gelübde der Treue erneuert habe. Nun wußten's der Briefträger, der Portier, der Kammerdiener, die Zofe — was blieb übrig? — die Hochzeit.

In einer kleinen Universitätsstadt, die zwischen Seen, Hügeln, fruchtbaren Feldern und üppigen Laubwäldern verträumt daliegt, begann die Idylle.

Man vermißte sie ungern in der Gesellschaft — es war mal was anderes gewesen. Aber man kam auch ohne sie aus. Und bald hatte man sie vergessen.

Zehn Jahre später.

Wir wurden recht freundlich aufgenommen. Die häuslichen Sorgen einmal zurückdrängen zu können, wenn man Gäste hat, ist so wohlthuend. Man sagt dann wohl: die Leute sind falsch; vor anderen heucheln sie Glück, und allein leben sie wie Katze und Hund. Ich finde es unrecht, so zu sprechen. Vergessen können — ist ja oft der einzige Trost im Leben.

Der Professor war nicht mehr so frisch, das merkte ich zwar gleich. Das Grübelnde in ihm war stärker geworden, der Philosoph trat mehr hervor. Ich habe mich nun mit diesen Philosophen, die, wenn sie ein Stück Holz vor sich sehen, erst glauben beweisen zu müssen, daß es Holz und kein Stein ist, nie befreunden können. Mein weibliches Gehirn ist jedenfalls schuld daran.

Schon bei Tische kam es zu einem philosophischen Gespräch, und angesichts dieser Natur! Durch die offene Thür und die Fenster sahen wir die herrlichste Landschaft.

Das Haus lag hoch, zu unseren Füßen dehnten sich uralte Baumgruppen aus, und dahinter sah man die weite Fläche des Sees mit seinen in der Ferne verschwimmenden bläulichen Ufern. Auf dem See waren Fischer beschäftigt. Man fühlte das Herz aufgehen.

Als ich mich hierüber ausgesprochen hatte, warf der Professor in seinem etwas lehrhaften Ton die Frage auf, ob die Schwärmerei für landschaftliche Schönheiten eigentlich eine tiefere Berechtigung habe. Ich sah ihn etwas erstaunt an, und dann blickte ich auf seine Frau. Ihr Gesicht war eigentümlich. Sie sah vor sich aufs Tischtuch mit gefalteter Stirn und einer geradezu verzweifelten Miene.

Mein Mann entgegnete etwas, und darauf fing der Professor wieder an und wollte nachweisen, daß Naturgenuß eigentlich nur Vergnügen an der Abwechselung wäre. „Je abwechselungsreicher die Natur,“ sagte er, „desto schöner findet man sie. Ein schlichter Fichtenwald in der Ebene macht keinen besonderen Eindruck. Wenn aber zufällig der Erdboden gewellt ist, haben wir eine liebliche Landschaft.“

Mein Mann meinte, daß doch noch andere Dinge mitsprächen, die auf das Gemüt einwirkten, so zum Beispiel der belebende, erfrischende Eindruck des Wassers, das Schroffe der Felsen, das Schauerliche des Waldes — und da hatte er wohl ganz recht.

Juana gähnte verstohlen. Auch sie blickte auf die Landschaft, aber mit dem Ausdruck größter Gleichgültigkeit.

Und dann kamen plötzlich schwer und müde die Worte aus ihrem Munde: „Die Natur ist kalt hier im Norden.“ Das war beinah, als ob sie mir ihre ganze Geschichte erzählt hätte. —

Am nächsten Tage. Sie hatte ein neues Kleid anprobiert, über das sie eine kindliche Freude bezeigte. Sie stellte sich mir darin vor, und ich fand es wirklich sehr hübsch. Sie werden mir glauben, daß ich noch ganz genau weiß, wie es aussah, aber ich langweile Sie nicht mit der Beschreibung.

„Haben Sie's Ihrem Manne schon gezeigt?“ frage ich.

Sie blickt zu Boden und runzelt die Stirn. „Nein,“ sagt sie dann zögernd, geht aber doch hin.

Sie war reizend in ihrer Verlegenheit, wie sie vor ihm stand.

Er saß am Schreibtisch und schenkte ihr nur einen flüchtigen, ziemlich ernsten Blick. „Zu viel dran,“ sagte er nur und sah wieder auf seine Arbeit.

Sie wurde zornig. „Natürlich! Ich gefalle dir nie!“ sagte sie. „Aber ich finde es nun mal hübsch, und trage es so, gerade so!“ Damit ging sie hinaus.

Er zuckte die Achseln und las weiter.

Zum Geburtstag ihres kleinen Mädchens wollte sie eine Kindergesellschaft geben, auf dem See fahren, Proviant mitnehmen und bei Mondschein mit Gesang und Zitherspiel heimkehren.

„Wo denkst du hin!“ sagte er fast entrüstet. „Erstens haben wir doch Besuch —“ und als wir abwehrten, fuhr er fort: „Und dann dieser Trubel, die Störung, die Verantwortung auf dem Wasser, nein, das laß nur. Kinder müssen überhaupt nicht so von ihrer eigenen Wichtigkeit überzeugt werden. Wir feiern den Geburtstag still in der Familie, und abends werd ich laterna magica machen.“

Sie machte eine spitze, fast verächtliche Miene. Alles war still. Dann plötzlich stand sie auf, fing an zu weinen und ging hinaus.

„So ist sie nun,“ meinte der Professor. „Ich will ja nur das Beste, aber das sieht sie nicht ein.“

Am Abend versuchte er, sie durch Scherze umzustimmen.

„Ich habe heute allerlei Studien gemacht über die menschlichen Sinnesorgane,“ so ungefähr sagte er ziemlich ernst. „Wir glauben so mancherlei zu sehen und zu fühlen, ohne daß unsere Beobachtungen allgemein maßgebend sind. Die Welt außer uns spiegelt sich in uns wieder und giebt im menschlichen Inneren ein ganz neues Bild, das sehr oft schon unter den doch immerhin gleichgearteten Menschen ein verschiedenes ist. Und wie nun erst bei anderen Geschöpfen! Um die Wahrheit herauszubekommen, müßte man erst einmal die Wirkungen der Dinge auf alle lebenden Geschöpfe studieren. Die Fliege zum Beispiel hat krystallinische Augen und würde aus diesem Grunde schon alle Dinge ganz anders sehen wie der Mensch. Ich habe bereits eine Fliege gefangen und

werde meine Beobachtungen an ihr beginnen. Ich werde ihr einen Schreck einjagen oder ihr durch den Anblick von Zucker eine Freude bereiten. Ich könnte ihr auch ein socialdemokratisches Blatt hinhalten und bin überzeugt, daß sie ohne Gemütsbewegung drauf herumkrabbeln würde, ein Beweis, daß unsere politischen Verhältnisse noch nicht so zerfahren sind, wie wir annehmen ..."

Lauter solchen Unsinn brachte er mit großer Ausdauer vor und hoffte wohl, seine Frau würde endlich etwas sagen oder wenigstens lächeln. Aber sie verzog keine Miene.

Darauf wandte er sich zu mir und sagte mit etwas Geringschätzung: „Meine Frau ist keine philosophisch angelegte Natur."

„Gott sei Dank!" sagte sie jetzt, aber sehr ernst.

Nun seufzte er und meinte halb zu sich: „Es ist schade, wenn man so gar nicht ermuntert wird in seinem Lebenswerk."

„Sehr wahr!" warf sie hin, womit sie ihm wohl den Vorwurf zurückgeben wollte.

Da zog er die Lippen. „Nun ja! Dein Lebenswerk!" sagte er leise.

Ein Feuerblick aus ihren großen Augen. „Dein Benehmen ist liebenswürdig wie immer!" rief sie ihm zu.

Er war still. Dann wandte er sich zu uns. „Entschuldigen Sie!" sagte er höflich und schlürfte seinen Thee.

Er liebte den Thee, sie die Limonade; er wollte es dämmerig im Zimmer, sie sonnenhell; er ging gern zu Fuß, ihr war's ein Greuel; er wünschte „still in der Familie" zu leben, sie sehnte sich nach Geselligkeit; er liebte die graue Farbe, sie die rote; er wollte die Kinder einfach erziehen, sie verzog und putzte sie gern; er trank lieber weißen Wein, sie roten; er saß gern in der Laube, sie auf dem Balkon; er hatte einen großen Hund und Hühner, die sie nicht leiden konnte, dagegen biß ihr Papagei ihn ins Ohr ... Und so war's in allem. Zu den angeborenen Gegensätzen waren immer neue hinzugekommen, in großen wie in kleinen Dingen.

Ich sprach eines Tages mit ihm allein und fand ihn ganz zugänglich. Er gab zu, daß er im Ärger manches Häßliche gesagt habe, aber daran sei einzig und allein seine Frau schuld. Er werde nie unfreundlich, ohne auf irgend eine Weise von ihr gereizt zu sein.

Dann sie. Sie sah mich fast böse an. „Nehmen Sie nicht seine Partei!" rief sie. „Er war ein ganz anderer Mensch früher. Aber seine schlechte Laune wird mit jedem Tage schlimmer. Er quält mich und macht mir das Leben schwer. Und ich gebe ihm nie Veranlassung, niemals!"

Wer hatte nun recht?

Sie verstanden sich nicht mehr. Im Liebesrausch hatten sie sich verstanden, seitdem nicht.

Der Aufenthalt wurde peinlich für uns, sie nahmen sich jetzt so wenig vor uns in acht. Wir beschlossen, bald abzureisen.

Am nächsten Morgen wollten wir unseren Wirten dies mitteilen, wir waren nur noch um einen Grund verlegen, da wir ursprünglich zugestimmt hatten, vierzehn Tage zu bleiben.

Abends um elf Uhr — wir hatten uns gerade hingelegt — hören wir von drüben, wo der Professor und seine Frau schliefen, einen so heftigen Wortwechsel, wie wir ihn selbst in diesen Mauern bisher noch nicht vernommen hatten. Dazwischen Weinen, Schreien. Mein Mann wollte schon hinüber, ich hielt ihn noch zurück. Endlich hörte der Lärm auf, wir vernahmen noch ein paarmal Thürenwerfen, dann war es still.

Einschlafen konnte ich zwar nicht so bald. Stundenlang lag ich noch munter. Und so war's begreiflich, daß ich ziemlich lange in den Morgen hineinschlief. Als ich mich angekleidet hatte, kam mein Mann. „Merkwürdig," sagte er, „man sieht und hört nichts. Im Eßzimmer, in den Wohnräumen, im Garten — niemand."

Da hören wir einen Schritt auf dem Flur, gehen hinaus und stehen dem Professor gegenüber.

„Bitte —" sagt er etwas verlegen und öffnet die Thür zum Eßzimmer, wo alles zum Kaffee geordnet war wie sonst. Wir setzen uns stillschweigend.

„Sie entschuldigen," fährt er nun mit unsicherer Stimme fort, „meine Frau ist heute in der Frühe abgereist." —

Sie war in ihre Heimat zurückgekehrt und kam nicht wieder. Ohne ihre Kinder lebte sie ein gebrochenes Leben. Und er —

vereinsamt trotz seiner beiden Kinder, auf deren Gesichtern er täglich die Frage las: Wo ist unsere Mutter? ...

* *
*

Wehren zuckte die Achseln. „Die Leute paßten nicht zusammen,“ sagte er.

„Und doch nahmen sie's vorher an.“

„Mag sein. Aber sein Charakter —“

„Die wenigsten Menschen haben Charakter, und wenn schon, so im Laster.“

Ein Blick des Bedauerns aus Wehrens Augen streifte die junge Frau.

„Etwas anderes,“ sagte sie.

Der Feuermensch.

Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen russischen Botschaftssekretär mit seiner Frau. Hier auf dem Fächer, rechts in der Ecke sein Name: von Kawelowsky-Molenarowitsch.

Braun, schwarzlockig, mit dunklen Augen. Er sprühte förmlich Feuer. Ich konnte nie anders mit ihm sprechen, als indem ich mich stritt.

Als wir uns zum erstenmal unterhielten, sprachen wir von der Völkerwanderung. In seinem Kopfe spiegelte sich die Weltgeschichte ganz anders als in denen der Westeuropäer: panslavistisch. Vor der Völkerwanderung hatte es nach seiner Meinung in Ostdeutschland schon blühende slavische Reiche mit zahlreichen Kulturstätten gegeben. Damit ergriff er gewissermaßen Besitz von diesen Ländern für Rußland.

Er war ganz das, was man im gewöhnlichen Leben unter einem Diplomaten versteht, elegant, höflich und verschmitzt. Um Nichtigkeiten konnte er sich ungeheuer viel zu thun machen. Die einfachsten Dinge gründlich zu verwirren, verstand er ausgezeichnet. Vom wahren, gediegenen Ernst des Lebens kannte er wenig, und so waren die Kleinigkeiten ihm das Leben. Mich mit ihm zu unterhalten, war mir trotz alles Streites ein Genuß, denn wenn er auch nicht in die Tiefe der Dinge drang, so berührte er doch fast alles.

Gestört wurde einem nur die Unterhaltung mit ihm dadurch, daß er leicht abgelenkt wurde, und zwar durch seine Frau.

Dies schöne, hellblonde, phlegmatische Wesen sagte zwar nicht viel, handelte auch nicht viel, war eigentlich immer passiv, aber sie war doch nun einmal da. Und auch andere waren da, sie könnte doch etwas sagen, was sie nicht durfte —, und so war der arme Mann genötigt, vom Morgen bis zum Abend aufzupassen — auf deutsch: er war rasend eifersüchtig.

Einmal begegne ich ihm auf der Straße — natürlich trug er seinen hellgelben Paletot und schwarzen Cylinder — er rannte fast an mir vorbei. Da ich Miene machte, stehen zu bleiben, mußte er es auch. Aber er hatte keine Ruhe, schwenkte mit den Armen hin und her. „Meine Frau!“ brachte er endlich heraus. „Meine Frau ist fort!“

„Fort?“ sag ich erstaunt. „Wohin denn?“

„Besorgungen!“ ruft er verzweifelt und rennt davon.

Sie war ohne ihn gegangen, Besorgungen zu machen!

Ein anderes Mal sprechen wir in Gesellschaft zusammen; seine Frau unterhält sich ein paar Schritte davon mit einer nahen Bekannten. Ich merke, wie er nur halb bei der Sache ist und immer hören möchte, was zwischen den beiden Damen verhandelt wird. Mit einem Mal wendet er sich unhöflich von mir ab, er hat die Worte „mir gefällt“ von seiner Frau aufgeschnappt. Mit seiner Katzenfreundlichkeit tritt er an die beiden Damen. „Was gefällt dir, ma chérie?“ fragt er mit gleißender Miene. Und sie antwortet ruhig: „Crêpe d'argent, mein Lieber.“

Nun, das war lächerlich. Aber einmal sah ich auch eine schreckliche Scene mit an.

Ich war gekommen, ihnen einen Besuch zu machen, und bin schon in den Salon eingetreten, als ich nebenan Schreien höre. Unartikulierte, wütende Töne, kaum menschlich. Und dann sehe ich durch die offene Thür, wie der Feuermensch sie an ihren langen Haaren durchs Zimmer zieht, hin und her, und Verwünschungen ausstößt. Sie gab keinen Laut von sich, bis er sie losläßt und hinstößt, da dringt so ein kleiner, bescheidener Angstschrei aus ihrer Kehle wie von einem verschüchterten Vogel. Und nun hockt sie da, umflutet von ihrem aufgelösten, langen Haar, das bis zur Erde reichte.

Er ging wütend auf und ab, und ich benutzte einen Augenblick, wo er meine Bewegung nicht bemerken konnte, um mich zurückzuziehen.

Er hatte aber gehört, daß ich hinausgegangen war, und den Diener gefragt, wer dagewesen wäre. Bei der nächsten Gelegenheit bat er mich um Entschuldigung, „aber — aber —“ sagte er, und seine Augen rollten unheimlich, so daß man beinahe nur das Weiße sah. Eine vielsagende Handbewegung, und er schwieg.

Doch er hatte Vertrauen zu mir gefaßt. Ein paar Wochen darauf verriet er mir, daß er — leider — jetzt ganz gewiß von der Untreue seiner Frau überzeugt wäre. Er hätte einen Brief gefunden, es käme nur noch darauf an, den Schuldigen zu entdecken. Beinahe hätte er mir den Brief gezeigt, aber dann ließ er es wieder. Er deutete mir nur an, daß dieser Brief eines Fremden an seine Frau von einer Zärtlichkeit sei, die er lächerlich finden würde, wenn es ihn nicht so nahe anginge.

Und nun entwickelte er mir einen ganz raffinierten Plan. Er wollte eine Gesellschaft geben und dabei sämtliche bekannte Herren, auf die er Verdacht habe, einladen. Gegen den Schluß des Abends sollten dann alle sich ins Fremdenbuch einschreiben, und da würde er die Handschrift herauskennen.

Und so machte er's denn auch, nur daß er mit dem Fremdenbuch nicht bis zuletzt wartete. Es lag vielmehr schon aufgeschlagen da, als wir kamen

„Damit es nicht vergessen wird,“ sagte er mit breitestem Lächeln und höflichen Verbeugungen. Wenn Damen sich einschrieben, ließ es ihn gleichgültig, sowie aber ein Herr herantrat, stand er mit gespanntester Aufmerksamkeit und finsterem Gesicht daneben. Ich zitterte förmlich. Da ich ihm mein Wort gegeben hatte, nichts von dem ganzen Plan zu verraten, so schwieg ich auch der Frau gegenüber, die wie eine weiße Taube mit ihrem trägen Lächeln durch die Reihen der Gäste schwebte. Wie war sie schön! Gewundert hätte mich's nicht, wenn sie andere Männer bis zur Raserei bezaubert hätte.

Dazwischen mußte ich auch wieder lächeln. Sobald der kleine Russe nämlich gemerkt hatte, daß der betreffende Schreiber nicht der richtige war, drückte er ihm unter feurigstem Danke die Hand für seine große Güte.

Als schließlich aber keiner es war, da wurde er traurig. Der Abend war vergebens. Und doch mußte es ja einer gewesen sein!

„Nun?“ fragte ich leise.

Er zuckte mit tiefernstem Gesicht die Achseln, als ob das Vaterland vor dem Untergang stünde und er's nicht abwenden könnte. „Ich werde weiter suchen!“ sagte er dann mit neuem Mut.

Schließlich zeigte er mir auch verstohlen den Brief. Eine steile, aber zarte Handschrift. Und freilich sehr zärtlich.

Wo er nun weiter suchte, weiß ich nicht. Aber nach einiger Zeit fühlte ich mich veranlaßt, zu seiner Frau zu gehen. Es war nicht nur Neugier, nein, ich wollte wirklich etwas Gutes stiften.

Als ich es ihr sagte, wurde sie sehr traurig, sie weinte. Und dann überlegte sie. Nach einer Weile stand sie auf und holte ein Paket Briefe, die sie mir hingab Es war dieselbe Handschrift, ohne Datum und ohne Unterzeichnung wie der erste.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Vielleicht sah ich sie etwas vorwurfsvoll an. Da fing sie an zu lachen und hörte so bald nicht wieder auf.

„Von wem sind sie denn?“ fragte ich schließlich etwas ärgerlich.

Und sie schrie förmlich vor Lachen: „Von ihm! Von André! Er hat sie mir selbst geschrieben in der ersten Zeit — o, Sie wissen, wir sollten uns nicht heiraten, deshalb verstellte er aus Vorsicht seine Handschrift, und nun weiß er nichts mehr davon!“

„Von Ihrem Mann?“ sage ich erstaunt.

„Freilich! Von André!“ sagt sie nochmals. Und dann lacht sie und springt auf und rast im Zimmer umher. Natürlich lachte ich jetzt auch.

Nach einiger Zeit spreche ich ihn auf einem Balle und bin sehr ernst. „Armer Herr von Kawelowsky!“ sage ich. „Haben Sie gefunden?“

„Pardon!“ sagt er mit vollendeter Höflichkeit und thut, als ob er nichts gehört hätte. „Der Botschafter kommt eben.“ Und dreht mir den Rücken.

Zehn Jahre später.

Es interessierte mich, wieder von ihm zu hören, ihn wiederzusehen. Ich erwartete seinen und ihren Besuch.

Gewiß ist er dick, behäbig und beruhigt geworden, dachte ich. Er muß ganz anders sein in diesem neuen Stadium, und gewiß kann man noch besser mit ihm plaudern als früher, weil er nicht immer auf seine Frau aufzupassen braucht. Da sie noch zusammen sind, hat sie's also durchgehalten.

Da sah ich eines Tages in dem Thorweg einer belebten Straße einen hellgelben Paletot, gekrönt von einem Cylinder. Konnte das jemand anderes sein als Kawelowsky? Kaum! Und ich erkannte ihn denn auch. Durch zehn lange Jahre war er dem gelben Paletot treu geblieben.

Ich hielt mich etwas zurück, weil er auf jemand zu warten schien. So stellte ich mich an ein Schaufenster und sah ab und zu hinüber. Plötzlich merke ich, wie er aus seinem Thorweg herausstößt gleich einem Raubvogel, der seine Beute erhaschen will.

Ich gehe hinterher. Er aber verlangsamt nun seine Schritte. Er beobachtet jemand. Ich suche und finde. Eben geht seine Frau in einen Laden — das hochblonde Haar und der Gang verraten sie mir von rückwärts — und er? Er nimmt in einem anderen Thorweg Posto.

Nun wußte ich's. Seine Frau machte Besorgungen.

* *
*

„Die Eifersucht ist ein Laster," meinte Wehren. „Ich würde nie eifersüchtig sein." Die Gräfin lächelte. Sie sah auf ihren Fächer und fuhr fort:

Vorurteil.

So nennen es die Menschen. Und mit einigem Recht.

Sie war mir mehr als gute Bekannte, beinahe Freundin. Sie wäre dies sicher gewesen, wenn wir uns öfter gesehen hätten. Aber nur wenigemal, wenn ich mit der Prinzessin an den kleinen Hof kam, sind wir uns begegnet. In der Atmosphäre dieses kleinen Hofes hatte sie ihre Kinderjahre verlebt, dann war die Mutter gestorben, und das Mädchen kam für einige Jahre in eine Schweizer Pension. Von da brachte sie sehr gute Sprachkenntnisse und ein gefülltes Poesiealbum mit, aber auch eine weitherzigere Lebensanschauung.

Sie mochte zuerst etwas erstaunt sein, als sie solche Anschauungen daheim nicht vorfand, aber sie gewöhnte sich äußerlich bald wieder an das alt-neue Leben. Besonders ihrem Vater zuliebe, der ganz in dieser Atmosphäre aufging.

Sie führte sozusagen zwei Existenzen; selbst in ihrem Inneren liefen die verschiedenen Fäden kreuz und quer, man kann sich ja seiner Umgebung nicht so ganz erwehren. Die freiere Lebensanschauung, die sie draußen kennen gelernt hatte, war oft mit der heimischen in Widerspruch.

Den Vater ließ sie nicht viel davon merken. Sie trennten sich selten, fast nur, wenn seine Hofgeschäfte ihn forderten.

Stellen Sie sich eine große und vornehme Erscheinung vor, einen liebenswürdigen, herzgewinnenden Menschen, der aber doch etwas Hofschranzenmäßiges an sich hatte. In Gegenwart fürstlicher Personen überkam ihn ein heiliger Schauer, und etwas von diesem Schauer spürte er schon, wenn er von den Herrschaften nur sprach.

Der Herzog Julius und die Herzogin Anna waren ein paar gute alte Leute, nur mußte man sie erst näher kennen, um die wirkliche Natur aus dem Wust von Würde und Hoheit herauszuschälen. Sie that im stillen viel Gutes. Und er hatte, wie man so sagt, ein Herz für sein Ländchen. Auch brachte er seine Unterthanen gern zum Lachen durch Bemerkungen, die nach seiner Meinung sehr witzig waren.

Der Erbprinz, der übrigens mit Frau und Kindern ein sehr schönes Familienleben führte, war mit Leib und Seele Soldat, und wenn er das Bataillon des Herzogtums inspizierte, war seine militärische Haltung tadellos. Die Erbprinzessin, die in ihrer Familie so gemütlich sein konnte, war in der Öffentlichkeit und sobald es zu repräsentieren galt, ganz besonders stolz. Denn sie stammte aus der Seitenlinie eines königlichen Hauses, und so suchte sie's immer zum Ausdruck zu bringen, daß sie eigentlich nur

aus Gnade in diese kleinen Verhältnisse hinabgestiegen sei.

Dann war noch eine alte fürstliche Tante da, die aber sehr zurückgezogen lebte. Mit Vorliebe saß sie bei Beginn und nach Schluß der Schule am Fenster ihres Kabinetts und zählte, wieviel Gymnasiasten mit grünen und wieviel mit roten Mützen vorüberkamen. Prinzeß Elise war eine sehr schüchterne Natur. Am meisten Furcht aber hatte sie vor der alten Hofdame der Herzogin, Fräulein von Wirbening.

So schroff diese nämlich nach unten hin war, so schroff war sie auch nach oben. Sie war die einzige, von der man hin und wieder ein ungeniertes Wort zu hören bekam. Übelgenommen wurde ihr nach stiller Verabredung nichts, aber Nutzen stiftete sie auch weiter nicht mit ihren oft sehr offenen Bemerkungen, denn man hielt diese nur für Ausflüsse ihrer schlechten Laune und glaubte nicht, daß sie auch Wahrheit enthalten könnten.

In diesen Kreis nun kam plötzlich ein junger Künstler hineingeschneit, ein Maler Namens Rucksack. Er hatte auf Empfehlung der Wirbening, die seine Mutter kannte, einen Saal im Schlosse auszumalen.

Nun hätten Sie die Verlegenheiten sehen sollen, die dies fremde Glied im Körper des herzoglichen Hofes bereitete. Schlechte Zeiten für den Oberhofmeister. Wie sollte er ihn unterbringen, wo sollte er speisen, zu welcher Hoffestlichkeit durfte er zugezogen werden? Das alles waren Fragen von ungeheurer Bedeutung, die fürchterliches Kopfzerbrechen bereiteten. „Ja," sagte er einmal, „ihr seht nur die vollendeten Thatsachen, alles scheint euch glatt zu gehen, ausdenken aber muß ich's."

Ein Theeabend ist mir noch in Erinnerung. Rucksack hielt einen Vortrag über die deutschen Künstler in Rom. Er fing mit dem vorigen Jahrhundert an, sprach von Winckelmann und seinen Bestrebungen, die antike Kunst wieder zu Ehren zu bringen, was alle sehr zu langweilen schien. Prinzeß Elise sagte, wenn sie so viel Marmorfiguren auf einmal sähe, würde ihr immer ganz schlecht, es hätte so etwas Gespensterhaftes und teilweise doch auch was sehr Undelikates.

Mehr Spaß machte es ihnen, als Rucksack Anekdoten von dem deutschen Maler Hackert erzählte, der beim König von Neapel in so besonderer Gunst stand. Nun kam er aber auf die Vertreibung der königlichen Familie durch die Franzosen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das war ein gefährliches Thema. Er schien es gar nicht zu merken, plauderte lustig darauf los und beschrieb, wie die Lazzaroni und später die französischen republikanischen Soldaten in dem Eigentum des Königs gehaust hätten. Koswig hätte dem jungen Menschen gern Zeichen gemacht, aber es gelang ihm nicht. Er war verzweifelt. Einmal bekam ich auch einen hilfeflehenden Blick. Gott sei Dank, Rucksack machte eine Pause, und nun sagte der Oberhofmeister so recht aus vollem Herzen: „Es müssen fürchterliche Zeiten gewesen sein, in denen alle heiligen Bande auf so verbrecherische Weise gelockert werden konnten!"

Der Erbprinz meinte in seinem kurzen, militärischen Stil: „Verweichlichtes Zeitalter. Überschätzung der Künste. Vernachlässigung des Militärs."

Der Herzog hatte einen Witz machen wollen, sein Gesicht kündigte es schon an, aber angesichts dieser ernsten Bemerkungen des Sohnes fiel ihm wohl ein, daß es unpassend wäre, jetzt zu scherzen. „Trauriges Land!" sagte er, indem er die Stirn nach oben in Falten legte.

„Am meisten war es zu bedauern," bringt die Wirbening auf einmal laut heraus, „als die Königsfamilie zurückkam."

Unheimliches Schweigen. Der Herzog senkt die Augen, der Erbprinz räuspert sich etwas unwillig, Prinzeß Elise sieht schüchtern auf die Wirbening, Koswig aber sperrt vor Schrecken den Mund auf.

Doch diese Erstarrung der Gesellschaft dauerte nicht lange. Rucksack fuhr fort und erläuterte die Bemerkung der Wirbening, indem er meinte, es seien allerdings von den zurückkehrenden Königlichen viel Grausamkeiten verübt worden, und man hätte beinahe aufgeatmet, als die Franzosen zum zweitenmal gekommen wären.

Jetzt fühlte sich die Erbprinzessin verpflichtet, ein Wort dazwischen zu reden. „Aber daß sie dann diesen Murat als König be-

kamen, dessen Mutter mit Gemüse gehandelt hatte, war doch empörend!“

„Empörend!“ sekundierte der Herzog.

Rucksack machte eine Art Verbeugung, als ob er wegen dieser abscheulichen Thatsache um Entschuldigung bitten wolle, kam auf Goethes Aufenthalt in Rom und Neapel zu sprechen und bemerkte, daß der große Dichter ja bekanntlich vor Frau von Stein nach Italien geflohen wäre.

Der Herzog lachte übers ganze Gesicht, jetzt mußte ein Witz kommen. „Da war ihm ein Stein vom Herzen,“ sagte er. Natürlich allgemeine Heiterkeit.

Nur die Wirbening stimmte nicht ein. „Die Sache war sehr ernst,“ sagte sie nach einer Weile.

Der arme Herzog! Er machte ein ordentlich schuldbewußtes Gesicht.

Schon mehrmals war mir an diesem Abend aufgefallen, mit welcher Seligkeit Agnes Koswig den jungen Maler ansah. Ich ließ den Blick von einem zum anderen schweifen, und, ich weiß nicht, wie es kam, sie schienen mir so etwas Gemeinsames zu haben — als wenn sie zu einander gehörten.

Übrigens war er schon öfter bei Koswigs gewesen und da immer mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelt worden.

Der Gedanke, ein Maler, noch dazu Rucksack geheißen, könnte es wagen, sich um seine Tochter zu bewerben, kam dem Oberhofmeister natürlich nicht.

Mir aber sagte der junge Mensch eines Tages, wie liebenswert er Agnes fände. Er erwartete wohl, daß ich ihn ermutigen sollte. Aber ich mußte erst mit Agnes sprechen. Ich deutete ihr denn auch etwas an. Da wurde sie ganz ernst. Ob sie ihn gern hatte, darüber sagte sie nichts, aber ich merkte es daraus, daß sie auch das Gegenteil nicht sagte.

„Bei unserer gesellschaftlichen Stellung ist ja so etwas unmöglich,“ antwortete sie mit großer Niedergeschlagenheit. Dann glitt ein schwaches Lächeln über ihre Lippen. „Frau Rucksack!“ sagte sie ein wenig spöttisch.

Ich durfte nicht zureden. Ich wußte, wie untröstlich der Vater sein würde. Oder hätte ich es thun sollen? Ich wagte es nicht. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, und ich sagte mir, daß sie selbst sich durchringen müßte. Aber sie konnte es offenbar nicht.

Und wäre sie glücklich geworden, wenn sie es gethan hätte? Die Lebensgewohnheiten der Familien waren zu verschieden. Sein Vater war Subalternbeamter, sein Onkel Handwerker. Sie war in allem Äußerlichen so überempfindlich durch angeborenes Gefühl und durch ihre Erziehung ...

Als er weg war, erfuhr ich, daß er ihre erste und wahre Liebe gewesen sei. Sie hatte gekämpft mit sich bis zum Wahnsinn — und immer, ohne den Vater etwas merken zu lassen. Sie hatten sich zuletzt noch ausgesprochen und sich ihre gegenseitige Neigung bekannt, wohlgesetzt und ohne sich hinreißen zu lassen.

Und dann ging das alte Leben seinen Gang.

Zehn Jahre später.

Ich verheiratete mich und kam nicht mehr an den kleinen Hof. Im vorigen Jahr aber war ich mit meiner Prinzessin wieder da.

Ich fand viel verändert. Der Herzog war tot, der militärische Erbprinz war Herzog, die königliche Seitenprinzessin war regierende Herzogin. Den Kummer ihres Lebens, daß sie trotz ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause nie Königliche Hoheit werden konnte, weil die Seitenlinie den herzoglichen Titel angenommen, hatte sie noch nicht verschmerzt. Sie war noch magerer und hoheitsvoller geworden.

Die Wirbening war auch noch da und genoß das Gnadenbrot, sie konnte indes Prinzeß Elise nicht mehr ärgern, da diese auch schon zu ihren Ahnen versammelt war.

Daß Koswig tot war, wußte ich. Agnes lebte bei ihrer Tante, sie hatte mit ihren Augen zu schaffen, es sollte gefährlich sein.

Sie blieb im Stuhl sitzen, als ich kam, und erst als sie meinen Namen hörte, stand sie auf. Ihre Bewegungen aber waren unsicher. Ich sah es: sie war blind!

Ich ließ mir's nicht merken, wie verändert ich sie fand.

Wir unterhielten uns von alten Zeiten und suchten uns mit Scherzen jede Rührung fernzuhalten. Wir erinnerten uns an manche Späße des alten Herzogs, und sie erzählte mir einige neue Redensarten der Wirbening.

Doch es ging nicht lange so fort. Eine

Pause trat ein. Ich betrachtete sie wehmutsvoll. Sie fühlte wohl diesen Blick, denn sie lächelte so verlegen.

Nun legte ich meine Hand auf ihren Arm und sagte: „Daß Sie dies Unglück haben müssen!"

„Nicht wahr? Es ist beinahe tragisch!" meinte sie, noch immer das Lächeln festhaltend.

Doch nicht lange mehr. Plötzlich zuckte sie zusammen, lehnte sich an mich und fing herzzerbrechend an zu weinen.

Ich streichelte sie wortlos und fragte erst nach einer Weile: „Wie ist es denn gekommen?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „aber ich glaube, vom Weinen."

Warum hatte sie denn so viel geweint?

„Und — er?" fragte ich.

Finster sah sie vor sich hin, die Thränen liefen aus ihren erloschenen Augensternen. „Tot. Unglücklich verheiratet. Sich erschossen ..."

Da fragte ich nicht mehr. Ich streichelte sie nur immer und sagte: „Nicht weinen! Nicht weinen!"

* * *

Der Gräfin selbst liefen ein paar Thränen herab.

Nach einer Weile meinte Wehren zart: „Sie suchen aber auch förmlich nach Dissonanzen."

„Nein, mein Freund, ich finde sie, ohne zu suchen."

„Herrgott, es giebt aber doch auch anderes —"

„Sie meinen glückliche Ausgänge? Gewiß. Aber das beweist nichts gegen meine Behauptung. Ein anderes Bild. Auch eine Enttäuschung, aber anderer Art."

Der weibliche Jockey.

Es sollte die Probe zu einer Quadrille sein, ich kam mit Wülfens, die Sie ja auch kennen, in die Reitbahn. Ich gebe zu, daß ich an und für sich von jeher eine Abneigung gegen Reitbahnen gehabt habe. Dieser geschlossene, dumpfe Raum, in dem jedes Wort klingt, als würde es ganz wo anders gesprochen, und jeder Husten sich anhört, als wenn es donnerte, der Stallgeruch, das lautlose Hingleiten der Pferde auf dem Sande, nur ab und zu das Poltern der Hufe gegen die Bretterwand — mir hat das alles immer einen unheimlichen, unerfreulichen Eindruck gemacht.

Begreiflich also, daß jemand, der sich dort wie zu Hause fühlte, mir nicht sympathisch sein konnte.

Da steht sie nun, als wir eintreten, umringt von drei bis vier Lieutenants, natürlich Gardekavalleristen, und ein paar Stallmeistern in hohen Stiefeln. Sie im kurzen Reitkleid, mit kleinem Hütchen, die Reitpeitsche in der Hand. Sie beachtet uns gar nicht. Desto ungestörter kann ich sie beobachten. Sie erzählt den Herren irgend ein Reiterstück, das sie vollführt hat. Ein neuer Kamerad kommt hinzu, sie schüttelt ihm die Hand, ganz wie ein Mann dem anderen. Nur das Klimpern ihrer dünnen Armbänder erinnert daran, daß sie ein weibliches Wesen ist.

Ein ovales, blasses Gesicht mit ungeniert blickenden großen blauen Augen. Eine etwas zu sehr gebogene, spitze Nase, spitzes, hervortretendes Kinn. Schöne Figur.

Endlich setzte sie sich aufs Pferd. Nun ja, da saß sie wie angegossen. Die Komplimente der anderen nahm sie mit sichtlichem Behagen entgegen.

Später wurden wir denn auch miteinander bekannt gemacht und standen uns eine Weile gegenüber. „Sie werden auch in der Quadrille reiten?" fragte ich.

„Natürlich! Ohne mich ginge es ja nicht, meinen die Herren."

„Sie reiten viel?"

„Nein! Vormittags drei bis vier Stunden, nachmittags zwei bis drei."

Und abends ging sie in den Cirkus.

Sie hatte mich aufgefordert, sie zu besuchen. Als ich kam, hieß es, sie sei gestern mit ihrem Vater zum Rennen nach Hannover gefahren, von da führe sie zu gleichem Zweck nach Pyrmont und käme über Leipzig zurück, wo bekanntlich Pferdeausstellung sei.

„Bekanntlich," sagte der Diener. Ich kam mir klein vor, da ich das nicht gewußt hatte.

Nachdem sie von der Pferdeausstellung zurück war, fand ich sie eines Tages zu Hause. Über ein Hufeisen stolperte man in

ihr Zimmer. Pferdebilder und Statuetten rings umher, nicht zu vergessen die Photographien von schneidigen Reitern und ihr eigenes großes Bild in ganzer Figur, natürlich im Reitkostüm.

Ich fühlte es: diese Frau gehörte all ihren Brüdern im Sattel gemeinsam, sie konnte nie einem einzelnen gehören.

Sie rauchte eine Cigarette und bot mir auch eine an. Es war die erste, die ich rauchte. Denn ich rauchte sie wirklich, ich glaubte sonst feige zu erscheinen vor ihr. Ich mußte aber fortwährend um Feuer bitten, da sie mir immer wieder ausging. Endlich hatte ich sie wirklich bis zur Hälfte aufgeraucht und glaubte sie mit Anstand weglegen zu können.

Als ich nun aber wohl oder übel auf eine ihrer Fragen hin gestehen mußte, daß ich nicht reiten könne, da sah sie mich halb mitleidig, halb geringschätzig an.

„Es ist für mich das schönste, was es giebt,“ sagte sie. „Das Pferd ist das edelste Tier. Man muß es nur kennen lernen, wie klug, aufmerksam, treu und dankbar es ist. Ein schöner Pferdekörper kann mich begeistern. Und dann — wenn es einen dahinträgt auf seinem Rücken, nicht immer willig, aber bezähmt von unserer Kunst und unserer Kraft, gebändigt von unserem Mut, und wenn wir dann hinausjagen ins Freie und der Wind uns um die Ohren saust wie ein gewaltiges Lied und wir fast in eins verwachsen sind mit diesem Tier da unter uns, da weitet sich die Brust, und wir spüren das Leben, das herrliche. Und dann müde und matt nach Hause, todmüde, wonnevoll müde — umziehen und ausstrecken und träumen von draußen, träumen vom nächsten Tage. Sehen Sie, unsereins kann sagen, daß er das Leben genießt!“

Nun aber war ihre Cigarette auch ausgegangen, mit solcher Begeisterung hatte sie geredet. Es lag etwas Hinreißendes in ihren Worten. Aber dennoch dachte ich, als ich nach Hause ging: Arme! Du glaubst, glücklich zu sein? Dein Herz wird leer bleiben dein Leben lang!

Nicht sehr lange danach ereignete sich das Unglaubliche, daß sie sich verlobte. Mit einem jungen Offizier, ein Jahr älter als sie, der erst ein paar Wochen in B. war. Kein Gardekavallerist, überhaupt kein Kavallerist, sondern ein Infanterielieutenant. Der arme Mensch! sagten alle. Man wartete von Tag zu Tag darauf, daß die Sache wieder auseinandergehen sollte, aber nein, sie ließen es wirklich zur Hochzeit kommen.

Zehn Jahre später.

Gegen Abend im Sommer. Eigentlich zu spät, um Besuche zu machen, aber ich war ihr endlich einen Gegenbesuch schuldig.

Sie öffnet selbst, begrüßt mich freundlich, ist aber doch ein wenig verwirrt. „Sie entschuldigen,“ sagt sie, „das Mädchen ist weggeschickt, und für die Kinder habe ich jetzt niemand, da bringe ich sie alle abend selbst zu Bett. Überhaupt, in den wichtigsten Stunden des Tages darf die Mutter nicht fehlen, meinen Sie nicht auch? Nun bin ich gerade in der besten Arbeit, wollen Sie vielleicht mitkommen? Sie kennen sie ja noch nicht, meine vier, mein vierblätteriges Kleeblatt.“ Vor der Schlafstubenthür blieb sie stehen. „Sie erzählen sich was,“ sagte sie, „das ist manchmal so drollig. Wollen wir ein wenig warten? Dort schlafen sie alle vier und nebenan mein Mann und ich.“

Wir horchten.

„Nu hört mal zu, Kinder,“ sagte eine Knabenstimme, „wen habt ihr am liebsten, Papa, Mama, unseren Hektor oder eine so große Tüte mit Pralinés?“

Einen Augenblick Schweigen.

Einer schien die Frage umgehen zu wollen. Er antwortete: „Papa und Mama und Hektor und Pralinés!“

„Nein, das gilt nicht,“ meinte der erste wieder, „man kann nur eins am liebsten haben.“

„Dann hab ich erst mal einen Augenblick eine Tüte mit Pralinés am liebsten und nachher immer und immer Papa und Mama.“

„Wißt ihr was?“ warf nun das kleine Mädchen ein. „Von allen und allen hab ich doch Mama am liebsten.“

„Und ich Papa!“

„Und ich Papa und Mama!“ tönte es nun durcheinander.

„Nein,“ sagte der erste wieder, „das ist alles nicht richtig. Wißt ihr, wen ich noch lieber habe als Papa und Mama? Den lieben Gott! Denn der hat uns doch Papa und Mama erst geschenkt!“

Ich konnte nicht an mich halten, ich nahm den Kopf der Mutter und küßte sie.

Sie lächelte ein wenig verlegen, wischte sich schnell mit dem Taschentuch über die Augen, und wir gingen hinein.

Als dann später der Mann kam, nötigten sie mich beide, den Abend bei ihnen zu verbringen.

Wir sprachen noch manches über die Kinder.

„Es ist so schwer, das Richtige zu treffen," sagte sie. „Neulich unterbricht die Kleine ihr Gebet und fragt, warum man denn eigentlich jeden Abend beten müsse. Nun, ich antworte: ‚Wir müssen dem lieben Gott für alles danken und ihn um das bitten, was wir uns wünschen.' Am nächsten Abend, als sie mit ihrem Gebet fertig ist, setzt sie aus eigener Machtvollkommenheit hinzu: ‚Und, lieber Gott, ich wünsche mir auch eine Gießkanne.' Wir machten uns den Spaß und besorgten ihr noch an demselben Abend eine Gießkanne, die sie am nächsten Morgen in ihrem Bette fand. Da war natürlich die Freude riesengroß, so daß wir uns selbst mitfreuten. Damit hielten wir die Sache für abgethan. Aber sie hatte Geschmack daran gefunden, und am nächsten Abend wünschte sie sich mit allem Ernst einen Reisekorb für ihre Puppe. Was nun thun? Das konnte doch nicht so fortgehen. Es that mir ordentlich weh, als sie am Morgen vergebens suchte. Ich mußte sie beruhigen und ihr die Sache ausreden. Und nun quält es mich, daß das mit der Gießkanne falsch war. Wir hätten uns den Scherz nicht machen sollen."

Der Mann faßte ihre Hand und sagte: „Nimm das doch nicht so schwer, liebes Kind. Es geht wirklich nicht, alles so schwer zu nehmen im Leben. Das verwischt sich wieder."

Sie lächelte und drückte seine Hand. Während er dann aus einer Lebensbeschreibung etwas vorlas, besserte sie Wäsche aus. Sie mache das stets selbst, sagte sie, seitdem man ihr einige Sachen so verdorben habe.

Als wir nachher noch etwas plauderten, fragte ich, wie's denn mit dem Reiten wäre.

„Das mußte ich so allmählich lassen," antwortete sie, „als die Kinder kamen. Da hatte ich andere Pflichten. Jedes Ding zu seiner Zeit."

Ein Hauch von Wärme ging von ihr aus, wenn sie sprach, und das Gesicht, an und für sich nicht schön, verschönte sich durch den Ausdruck.

Und nach einer kleinen Weile fuhr sie fort: „Ich mochte das Leben nicht mit Nichtsthun, Klimpern und Pinseln totschlagen, wollte etwas haben, um meine Kraft zu bethätigen. Und es war ja nichts Unedles, wenn es auch vielleicht nicht von jedem gutgeheißen wurde. Jetzt hab ich halt was Besseres gefunden."

Und nun ein Blick, so ein herzlicher, von einem Gatten zum anderen, bei dem einem dritten ganz warm und licht wird, oder — je nach den Umständen — sehr traurig ... ach ja!

* *
*

„Da sehen Sie," meinte Wehren, „daß man auch zum Angenehmen enttäuscht werden kann."

„Es kommt vor, das geb ich zu, es sagt aber nichts gegen die Unberechenbarkeit der Liebe, im Gegenteil —"

Wehren hörte nicht auf diesen Einwand. „Und daß es vorgekommen ist, beweist schlagend, daß es jeden Tag wieder vorkommen kann —"

„Halt! halt! Nur ein Sonnenstrahl, und Sie geraten aus dem Häuschen und bedenken nicht, daß die Sonnenstrahlen so selten sind."

„Ja, aber die Macht der Sonne ist groß."

„Ich sehe schon, daß ich wieder zu etwas Abschreckendem greifen muß."

„Daran scheint's auf Ihrem Fächer nicht zu mangeln."

Die Gräfin wurde ernst. „Ich plaudere lächelnd, lieber möcht ich weinen."

„Liebe Frau Gräfin, ich bitte Sie."

„Nein, Sie müssen alles auskosten. Sie gehören zu den Menschen, die trotz aller Erfahrungen, die sie doch auch gemacht haben müssen, nicht klug werden. Da muß ich Ihnen deutlich vor Augen führen, welches Wagnis es ist, sich fürs Leben zusammen zu thun. Solche Mahnung kann nur gut für Sie sein. Wenn die Menschen im allgemeinen in der Liebe unberechenbar sind, so die Frauen noch ganz besonders. Das gefährlichste ist, daß die Frauen oft unter einer Taubenhülle das abschreckendste Gemüt verbergen."

„Ist das aber schrecklich! Haben Sie solche kennen gelernt?“

„Sie fragen? Entsinnen Sie sich noch der Frau von Grimmelsberg? Sie kannten ihren Mann. Hatte er's um sie verdient?“

„Freilich nicht. Gewiß nicht. Und daß sie hinging, ohne gesühnt zu haben —“

„Lieber Freund — die Sühne! Wann träte die an der rechten Stelle ein? Zwar — oft merkt man von ihr nichts, sie ist innerlich. Aber Sie wissen doch, daß die brutalen Naturen am unangefochtensten durch die Welt kommen. Was ist denn Sühne? Sie genießen das Leben, wie sie's verstehen, und in all ihrer Rücksichtslosigkeit sind sie glücklich. Und — drüben? so werden Sie fragen. Nun ja —“

„Sie glauben nicht an dies ‚drüben‘?“

„Ich — hoffe darauf, wie auf etwas unendlich Schönes. Aber wenn es so ist, wie man uns lehrte und wie wir's glauben möchten, würde dann wohl die allgütige Liebe solche Menschen ausschließen?“

Er schwieg.

„Was ist also Sühne?“ fuhr sie fort. „Nein, das sind Fragen, die ins Bodenlose führen. Wir wollen also auf Erden bleiben. Und ist es da sehr ermutigend, zu sehen, daß diese Rücksichtslosen die Sieger sind im Leben und im Verkehr mit den Mitmenschen?“

„Ja, sind sie denn die Sieger?“ fragte Wehren mit Bedeutung. „Sind sie es denn wirklich, trotz aller äußeren Anzeichen? Kennen sie denn reines Glück?“

Die Blicke der beiden begegneten sich.

„Wer weiß?“ meinte die Gräfin.

Seine Züge verfinsterten sich. „Es steckt in gewissen Menschen, in anderen niemals.“

„Gewiß. Und manches steckt in manchem, ohne daß man es ahnt. Was ich beweisen wollte.“

„Ich glaube, daß es für einen Menschenkenner nicht gar so schwer wäre, herauszufinden —“

Die Gräfin kicherte leicht vor sich hin. „Ja, ja! Die Menschenkenner! Mein Onkel, der Oberförster, behauptete das auch. Wenn Sie noch eine Geschichte hören mögen —“

Wehren verbeugte sich. „Ich bitte darum,“ sagte er höflich.

Die Gräfin schlug die Augen nieder. Sie fühlte den Wechsel in seiner Stimmung. Und das wirkte ansteckend. Sie erzählte das folgende nicht so heiter. Eine gewisse Schwermut lag über ihr.

Der Menschenkenner.

Als Kind war ich gern beim Onkel Ferdinand, denn es gab auf seinem Forsthof immer viel zu sehen, besonders allerlei Getier, Jagdhunde, junge Gänse, Enten, Truthühner, Perlhühner, Pfauen und auf dem Teich gar ein paar schwarze Schwäne.

Und dann war der Wald so nahe, der düstere Fichtenwald, in dem die Quellen gar geheimnisvoll rieselten und in dem Hirsche und Rehe wohnten.

Oft nahm der Onkel uns mit auf seinem Pirschwagen. Da mußten wir zwar ganz still sein, und das war nicht leicht, aber wir brachten's fertig. Wenn wir nach Hause gekommen waren, hielten wir uns dafür schadlos und erzählten der Tante gleich haarklein alles, was wir erlebt hatten.

Der Onkel mochte das nicht gern, er erzählte lieber selbst. Er war gar nicht wortkarg wie andere Forstleute, denen Schweigen die liebste Tugend ist, er erzählte gern und hörte sich auch gern erzählen.

Er war ein Mensch, der über mancherlei tiefer nachdachte und geistreiche Einfälle hatte. Besonders machte er gern Beobachtungen an anderen Menschen, und wenn wir über irgend jemand urteilten, dann bewies er, daß es vermöge der Charaktereigenschaften des Betreffenden gar nicht anders sein könne, wie es sei. „Ich kenne die Menschen,“ sagte er dann und sah mit einem überlegenen Lächeln vor sich hin.

Die Menschen kannte er also, aber ob er nun die eigene Frau nicht kannte — kurz, er wurde mit ihr nicht fertig. Sie war nicht viel älter als wir, eine Pastorstochter. Er hatte sich — nachdem er lange Junggeselle geblieben war — wohl deshalb eine so junge ausgesucht, um keine Schwierigkeiten mit ihr zu haben. Darin hatte er sich nun getäuscht, aber die Hoffnung hatte er noch nicht aufgegeben, denn er versuchte seine Erziehungsgabe in sehr ausgedehntem Maße an ihr.

Sie war heiter und lebhaft von Natur, ihm wohl zu heiter, zu lebhaft. Er suchte

das zu dämpfen, mit großer Geduld. Vergnügen hatte sie außer seiner Gegenwart und einem Jagddiner alljährlich fast gar nicht. Ab und zu gewann er es über sich, in die nächste Stadt zu fahren und mit der Gattin ein Fest im Kasino zu besuchen.

Das genügte ihr nicht. Sie sprach mit Sehnsucht vom Theater, von großen Bällen, von Konzerten, von Reisen. Zwei- oder dreimal war er mit ihr in einer größeren Stadt, und sie genoß also auch etwas von diesen Dingen. Doch um befriedigt zu sein, war dies viel zu wenig. Es hatte weiter keine Wirkung, als daß es ihren lebhaften Geist dringend nach mehr verlangen ließ.

Anstatt aber ihrem Wunsch entgegenzukommen, schränkte er größere und kleinere Ausflüge immer mehr ein, weil er bequem wurde und lieber zu Hause blieb. Da war sie denn manchmal schlechter Stimmung und ließ es ihn entgelten, so daß er darunter sehr zu leiden hatte.

Damals konnte ich mir nicht zusammenreimen, weshalb sie so schlecht miteinander auskamen, jetzt scheint es mir eher begreiflich. Sie verlangte von ihm, daß er sie das Leben genießen lassen solle, und fand nur verständige Bevormundung. Die hatte sie ja schon zu Hause gehabt. Dagegen bäumte sich's in ihr auf.

Sie war nicht schön, hatte aber ein hübsches, pikantes Gesicht. Sie war ein Krauskopf mit dunklem Teint und dunklen Augen, einer kleinen etwas aufwärts gestülpten Nase und vollen roten Lippen.

Sie konnte sehr böse, sehr heftig werden. Wie ein eigenwilliges Kind stieß sie mit dem Fuß auf und rollte ihre dunklen Augen. Und dann trotzte sie, maulte sie, schloß sich ganze Tage lang in ihr Zimmer ein, sprach nicht mit ihrem Mann. Eine unbezähmte Widerspenstige.

Und das schien mir klar: die würde der Onkel nie bezähmen. Übrigens hatte man sich bald so an die Gegensätze zwischen beiden gewöhnt, daß man sie als etwas Selbstverständliches, Unabänderliches hinnahm.

Zehn Jahre später.

Ich war einige Jahre nicht bei Onkel Ferdinand gewesen und hatte ihn nur hin und wieder flüchtig am dritten Orte gesehen, meist ohne Frau. Sie hatte fünf Kinder daheim, das hielt sie wohl zurück.

Das letzte Mal, als wir uns trafen, lud er mich so freundlich ein, daß ich mich denn wirklich auf einige Tage frei machte und hinfuhr.

Er war auf dem Bahnhof und kutschierte mich selbst nach dem Forsthause. Abgesehen davon, daß er grau geworden war, hatte er sich anscheinend wenig verändert. Er fing gleich an zu fragen und zu erzählen. „Wir wohnen hier ganz idyllisch so weiter," sagte er. „Die Gleichförmigkeit der Existenz ist doch schließlich das beste. Ich habe die Beobachtung im Leben gemacht, daß Menschen in einfachen, sich gleichbleibenden Verhältnissen ein ausgeglicheneres Gemüt und ein klareres Urteil besitzen als andere ..."

Die Tante stand an der Hausthür und begrüßte mich herzlich. Ich war erstaunt über ihr Aussehen. Das Gesicht war schmaler, aber kaum gealtert. Der Onkel hätte noch hinzusetzen sollen, daß die Gleichförmigkeit der Existenz auch schöner macht. Es schien fast wie ein Wunder. Wo war der braune Teint geblieben? Die Wangen waren zart wie Schnee. Größer und tiefer die Augen. ... Da hör ich seine Stimme: „Ist die Änderung gemacht?"

Sie sah zu ihm hin mit einem eigentümlich scheuen Blick. „Nein," sagte sie schüchtern, „ich dachte —"

„Dann laß es sofort machen." Und damit ging er ins Haus.

Sie entschuldigte sich bei mir und bat mich, einstweilen in ihr Zimmer zu gehen; ihr Mann wünsche, daß ein anderes Zimmer für mich in stand gesetzt werde, als sie ursprünglich gewollt habe. Und gleich darauf war sie auch schon eilfertig verschwunden.

Ein paar Stunden später saßen wir beim Thee. Sie bediente ihn und mich und kam kaum dazu, selbst zu essen und zu trinken. Das machte mich ordentlich unruhig, ich fühlte mich nicht wohl dabei. Er saß indessen sehr behaglich und ließ sich's wohl sein.

„Willst du denn nicht essen?" fragte ich sie endlich.

„Gleich."

Doch er fuhr dazwischen: „Der Rum ist vergessen."

Sie war sehr verlegen. „Entschuldige,“ brachte sie hervor, „die Wirtschafterin hat wohl —“

„Die Wirtschafterin ist nicht verantwortlich. Du hättest es ihr sagen müssen.“

Sie schwieg und ging hinaus.

Er, als ob nichts geschehen wäre, aß und erzählte weiter.

Mir wurde etwas unheimlich zu Mute. Dann dachte ich, er sei vielleicht aus irgend einem Grunde heute abend schlecht auf sie zu sprechen. Aber sie? Ich erkannte sie nicht wieder in ihrer Demut. Übrigens sah ich in den nächsten Tagen schon, daß die Art, wie er seine Frau behandelte, sich immer gleichblieb. Ich war ganz betroffen, ich bemitleidete sie. Mir fiel auf, daß immer ein gewisser elegischer Zug über sie kam, wenn sie ihre Kinder liebkoste. Schließlich sprach ich einmal zu ihr von dem veränderten Benehmen des Mannes.

„O, das ist so seine Art,“ sagte sie, „das kenne ich schon nicht anders.“ Und dabei lächelte sie resigniert.

Ich fand mich zunächst damit ab. Er ist also zäh gewesen, dachte ich, und es ist ihm gelungen, sie zu bezwingen. Aber schließlich ließ es mir doch keine Ruhe. Ich fing einmal ihm gegenüber an und sagte, es erfülle mich mit Besorgnis, daß seine Frau so auffallend still und verschüchtert geworden sei; meiner Meinung nach wäre sie eine Natur, die mit sehr viel Milde und Nachsicht behandelt werden müsse — —

Da bekam ich sein überlegenes Lächeln von früher zu sehen. „Glaube doch das nicht!“ antwortete er. „Mit Milde und Nachsicht habe ich es früher versucht; ich bin dann zu der Erkenntnis gekommen, daß dieser Weg verkehrt war. Es giebt Naturen, die nur zu bändigen sind, wenn man ihnen rücksichtslos den Herrn zeigt. Alle Güte, alles Zureden waren umsonst verschwendet. Das Leben war mir zur Qual geworden. Kaum ging ein Tag ohne Zank, ohne Trotz, ohne Maulen hin. Wenn ich diesen Zustand nicht verewigen wollte, mußte ich eine andere Behandlungsart eintreten lassen. Sowie ich davon ablieſse, würde sie, davon bin ich überzeugt, wieder in die alten Fehler zurückfallen.“

„Und — du bist glücklich so?“ fragte ich.

„Ja,“ sagte er, „seitdem bin ich ganz glücklich. Ich habe, was ich will, sie sorgt für die Kinder und den Haushalt und meine Bequemlichkeit. Nun sage selbst, hab ich nicht klug gehandelt?“

„Es scheint ja so —“ antwortete ich zögernd.

Und er setzte hinzu: „Ja, ja, liebes Kind, man muß die Menschen kennen!“

— — — — — — — — — — — —

Aber die Geschichte ist noch nicht aus.

Es war nur wenige Monate später, als ich einen Brief von der Frau meines Onkels bekam. „Ich muß dir Rechenschaft über meinen Schritt geben,“ schrieb sie. Über welchen Schritt? dachte ich bestürzt und suchte einige Zeilen weiter. Da stand es! „Ich habe meinen Mann verlassen, für immer. Daß ich von meinen Kindern gehen mußte, war mir das einzig Schmerzliche daran. Und deshalb hab ich es auch immer wieder hinausgeschoben. Nun hielt es mich nicht länger. Die armen Kleinen! Gott schütze sie, denn sie haben keine Mutter mehr! Aber jetzt endlich werd ich menschenwürdig behandelt, der niedrigste Fremdling ist freundlicher zu mir als der Mann, der mir am nächsten stehen sollte. Ich bin keine Sklavin mehr! Kannst du dies Gefühl verstehen? In allem Schmerz über meine Kinder jubele ich auf: Ich bin keine Sklavin mehr! Geknechtet hat er mich, geknebelt! Er wußte, wie ich an den Kindern hing, und der Gedanke, ich könnte ihn verlassen, kam ihm wohl nie. Ich bin dir ruhig und demütig erschienen — und doch hatte ich wohl nie so schwer gekämpft wie damals und in diesen letzten Monaten. Heimlich, wenn ich allein war, schrie ich auf um Hilfe, bis ich endlich den Mut fand, mich von dem ungeliebten Manne, der mich durch seine sogenannte Liebe vielleicht noch mehr erniedrigte als durch seine Roheiten, für immer loszureißen ...“

So ungefähr stand's in dem Brief. Der Onkel forderte sie auf, zurückzukommen, sie weigerte sich standhaft. Und ein Jahr nachdem sie geschieden waren, las ich in der Zeitung die Anzeige von ihrer zweiten Vermählung.

Das war — der Menschenkenner.

* * *

Wehren war noch immer ernst. „Ja, wie konnte das kommen?“ sprach er vor sich hin.

„Es konnte nur so kommen, wie es kommen mußte. Aber im übrigen fragen Sie nur nach den Motiven in der Welt und besonders in der Liebe!“

„Alles hat seine Ursache.“

„Mein Gott, ja. Der Ziegel fällt vom Dach, weil der Wind ihn bläst. Aber woher kam der Wind?“

„Durch eine Luftströmung.“

„Nun ja — Luftströmung ist alles.“

Wehren dachte: Sie nimmt doch das Leben zu leicht. Wer so viel Gleichgültigkeit dem Unrecht gegenüber zeigt — — Wehren hatte ihr nie etwas zugetraut, was sich unter den Begriff des „Unrechten“ bringen ließ, aber jetzt stiegen ihm doch Zweifel allerlei Art auf. Eifersüchtige Regungen durchfuhren ihn. Sie hatte an der Seite eines älteren und, wie ihm jetzt schien, ungeliebten Mannes gelebt …

Er sah nachdenklich vor sich hin.

Die Gräfin blickte ihn forschend an. Augenscheinlich hatten so viele Beispiele der Unberechenbarkeit in der Liebe doch Eindruck auf ihn gemacht. Und sie suchte auf ihrem Fächer. Was suchte sie? … Noch ein Beispiel? Ein noch schlimmeres womöglich? Nach ihrer mehrfach ausgesprochenen Meinung hätte sie doch danach nicht so lange zu suchen brauchen!

„Die letzte …“ sagte sie leise.

Lotti.

Erst kurze Zeit trug sie lange Kleider. Die beiden dichten braunen Zöpfe hingen immer noch frei herab wie bei einem Schulmädchen.

Im Manöver kam der Rittmeister von Hallenberg aufs Gut. Und wie kam er! Der Gutsherr und die Seinigen standen auf der Veranda und erwarteten die mit Musik anrückende Schwadron. Plötzlich hält sie. Der Rittmeister spricht ein paar Worte, die man nicht versteht. Darauf setzt er sein Pferd in Trab, dann in Galopp. Die Schwadron folgt geschlossen. In elegantem Sprung nimmt er die Mauer, die Schwadron thut desgleichen. Die Musik fängt wieder an zu spielen, und sie rücken im Schritt heran. Der Rittmeister, mit seinem schönen blonden Bart und seinem Monocle, salutiert und nimmt dann vor dem Hause die Parade ab.

Lotti war in gewaltiger Aufregung. Und als Hallenberg die Schwadron entlassen hatte, vom Pferd gestiegen war und klirrend die Freitreppe hinaufschritt, da sah Lotti ihm mit großen Augen, erstaunt und bewundernd, entgegen. Und je länger der Gast da war, desto größer wurden ihre Augen. Alles an ihm setzte sie in Erstaunen. Seine glänzende Uniform, seine fein gepflegten Hände, das braungebrannte Gesicht, die blitzenden Augen, nicht zuletzt die Art, wie er das Monocle im Auge festklemmen und dann wieder mit einem Zwinkern fallen lassen konnte. Kein Zweifel bei ihr — er war ein außergewöhnlicher Mensch.

Bei Tisch wurde von Büchern gesprochen. Für gewöhnlich pflegen die Menschen, die wenig gelesen haben, dies nicht gern einzugestehen. Er aber bemerkte mit großer Offenheit, daß er außer der Kreuzzeitung nichts lese. Dazu hätte er keine Zeit, seine Zeit gehöre dem Könige.

„Was soll aber die spätere Frau dazu sagen?“ fragte Lottis Vater.

„Ich werde nie heiraten,“ antwortete der Rittmeister, „würde auch gar nicht geeignet dazu sein. Ich bin ein Mensch mit fest eingewurzelten Gewohnheiten. Zum Beispiel morgens der Kaffee. Der Bursche hat alles bereitgestellt, und wenn ich aus dem Bett gestiegen bin, stecke ich nur die Spiritusflamme an. Bin ich angezogen, so ist auch der Kaffee in der Maschine fertig. Setze mich gleich hin, bequem in einen Sessel, trinke und esse gemütlich und ohne daß mir jemand die Bissen hineinzählt. Wäre eine Frau da, so würde das natürlich ganz anders sein. Ich würde morgens ins kalte Eßzimmer treten, und da die gnädige Frau noch nicht fertig wäre, so wäre auch der Kaffee nicht fertig. Na, da wart ich nun. Endlich kommt sie, halb frisiert, im Morgenrock. Sie sagt: ‚Verzeih, liebes Männchen!‘ und ich darf ihr einen Kuß geben. Mein Magen wird dadurch natürlich nicht befriedigt. Ich setze mich auf einen steifen, harten Rohrstuhl am Eßtisch hin. Ist dann der Kaffee fertig, so ist er dünn. Sie behauptet, es wäre ungesund, stärkeren zu trinken.

Sie unterhält mich darauf von Dienstboten und neuen Kleidern und macht mich am frühen Morgen schon ärgerlich. Genug, es wäre greulich!"

Lotti lachte. Er war zu lustig. Nach Tisch trat sie zu ihm heran. „Ich füttere meine Tiere. Kommen Sie mit?"

Eigentlich wollte er seine Cigarre in Ruhe rauchen, aber er kam doch mit.

Da huschte sie ihm nun voraus auf das Gitterhaus im Garten zu. „Komm, Hans!" Eine Dohle flog auf ihre Schulter. Lotti reichte ihr ein Stück Apfel. Inzwischen war schon das Eichkätzchen an ihr heraufgeklettert und hatte den Kopf in ihre Rocktasche gesteckt. „Passen Sie auf, gleich verschwindet es in meiner Tasche!" rief sie dem Rittmeister zu. Und richtig, bald sah man nur noch den Schwanz des Tieres. Nach einer Weile kam es wieder hervor und hielt eine Nuß im Maul. Ein Stieglitz flog jetzt auf Lottis Finger. „Matz, was willst du? einen Kuß haben?" Und der Stieglitz flatterte mit den Flügeln, als wenn er sie verstünde. Sie nahm ein Stückchen Weißbrot zwischen die Lippen und hielt den Stieglitz heran. Da pickte er's ihr zwischen den Lippen heraus. Jetzt drehte sie sich, ganz stolz über die kleinen Kunststücke, zum Rittmeister um. Aber als sie seinem Blick begegnete, der so seltsam scharf auf ihr ruhte, da wandte sie den Kopf wieder und machte sich im Häuschen zu schaffen.

Als sie wieder herauskam, sagte er: „Das war reizend."

„Nicht wahr?" meinte sie. „Aber Sie wollen doch nicht schon hineingehen? Nein, jetzt müssen Sie mit mir Kahn fahren."

„Wo denn?"

„Auf unserem Teich."

„Darf man sich Ihnen denn auch ohne Gefahr anvertrauen?"

Sie warf den Kopf zurück. „Ich?! Das werden wir erst mal sehen, Herr Rittmeister!"

Sie machte es ganz gut, obwohl ihr die Ruder etwas schwer waren. Mitten auf dem Teich rief sie den Enten. Dann gab sie dem Rittmeister ein Stück Brot. „Da! wollen Sie mal füttern? Die bunte mit der hellgrauen Brust ist am zahmsten ... nein, die nicht, da drüben die andere. ... Sehen Sie? sie frißt Ihnen aus der Hand."

Als das Brot verfüttert war, ruderte man noch eine Weile auf dem Teich umher. Plötzlich machte der Kahn eine scharfe Wendung, und ein großer Weidenstrauch streifte den Rittmeister so tüchtig, daß seine Mütze ins Wasser fiel. Noch ganz bestürzt, hörte er Lottis Lachen. „O, die Mütze! Das ist Sünde! Die königliche Dienstmütze! Wie können Sie die nur verlieren? Und Ihre Frisur! Schrecklich!"

Na, angenehm war's dem Rittmeister nicht, aber er machte gute Miene zum bösen Spiel.

Auf die Weise waren sie gute Kameraden geworden, und als sie sich abends vor dem Schlafengehen die Hand gaben, sagte Lotti: „Na, träumen Sie nicht zu sehr von dem Teich!"

„Ich werde von einer schönen Wasserrose träumen," antwortete er galant.

Am nächsten Tage kam etwas für Lotti sehr Unangenehmes vor. Sie hatte irgend etwas gethan, was sie nicht sollte, und um den Vorwürfen zu entgehen, hatte sie der Mutter die Unwahrheit gesagt. Das wußte der Rittmeister, und als sie beide nach Tisch wieder die Tiere gefüttert hatten, nahm er sie beiseite, setzte sich mit ihr auf eine Bank und fing an, auf sie einzureden. Erst war sie ganz still, dann kam das Taschentuch zum Vorschein, und sie fing an zu schluchzen. Nun redete er ihr gut zu, nahm ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn. Da sprang sie auf, rannte ins Haus und sagte ihrer Mutter, was sie vorher verschwiegen hatte.

Aber merkwürdig! Mit der kindlichen, schwesterlichen Zutraulichkeit zum Rittmeister war es nun aus. Als er ihr abends die Hand reichte, streckte sie ihm den Arm aus ziemlicher Entfernung steif entgegen, als wenn sie fürchtete, daß es ihm einfallen könnte, ihr wieder so einen „brüderlichen" Kuß wie am Nachmittag zu applizieren.

Zwei Tage Biwak schoben sich dazwischen, dann — am letzten Tage der Einquartierung — kommt sie ganz bestürzt zu ihrer Mutter hereingestürzt.

„Was ist dir, Kind?"

„Ach, Mama, ich glaube — ich glaube, ich habe mich eben verlobt."

„Aber, Kind!" Und nun mußte sie erzählen. „Wenn du ihn aber nicht magst, hättest du doch nicht ja sagen sollen!"

„Ja, ach Gott, Mama, ich weiß ja selbst nicht, und er — er wollte es doch so gern.“

Auf eindringliches Befragen der Eltern erklärte sie sich endgültig bereit, des Rittmeisters Frau zu werden.

Sie weinte allerdings viel an diesem Tage. Der Rittmeister glaubte, aus Trauer über seinen Abschied. Er tröstete sie damit, daß er bald Urlaub nehmen und seine Braut dann besuchen werde. Von seiner grundsätzlichen Abneigung gegen das Heiraten und von seinen festgewurzelten Gewohnheiten wurde nicht mehr gesprochen.

Daß Lotti eine sehr strahlende Braut gewesen wäre, kann man nicht behaupten. Man sah sie oft mit verweinten Augen. „Sie ist noch so kindisch,“ sagte die Mutter zum Vater.

Nach dem Manöver kam der Rittmeister auf Urlaub. Es war nachmittags, als Lottis Vater ihn von der Bahn abholte. Der Bräutigam begrüßte seine Schwiegermutter und sah sich dann nach seiner Braut um. Sie war nirgends zu erblicken. Man suchte, man rief — sie fand sich nicht ein. Endlich sagte ein Knecht, er habe sie in ihrem Ponywagen wegfahren sehen.

„Allein?“ fragte die Mutter Lottis.

„Nein, mit Fritz.“

Der Rittmeister klemmte sein Monocle ein. „Fritz?“ fragte er befremdet. „Wer ist Fritz?“

„Der Stalljunge.“

„Ah — so!“

Der Rittmeister ging wieder mit zurück ins Haus, allerdings etwas mißgestimmt. Als eine halbe Stunde verflossen war, ohne daß seine Braut erschien, sagte er, er wolle ihr entgegengehen.

Lotti war unterdessen ziemlich weit gekommen und dann wieder umgekehrt. Sie hielt den Schimmel, der durchaus in scharfem Trabe nach Hause wollte, mit aller Gewalt zurück, so daß die Arme ihr fast erlahmten. Plötzlich wendete sie rechts auf ein Stoppelfeld, sie hatte in der Richtung nach dem Hofe einen Menschen bemerkt, der ihr entgegenkam. Der Schimmel wollte aber durchaus nach Hause, immer wieder versuchte er, nach links einzubiegen, bis Lotti ihn schließlich mit aller Gewalt so weit wie möglich nach rechts herumriß. Sie hatte aber nicht bedacht, daß da in der Nähe ein Wasserloch war. Patsch! patsch! Das Wasser spritzte hoch auf, und gleich darauf saßen sie im Morast fest. Lotti hieb mit der Peitsche auf das Tier ein, das sich auch alle Mühe gab, den Wagen wieder herauszuziehen, aber es gelang nicht.

„Fritz!“ sagte Lotti mit geisterhaftem Blick. „Was machen wir?“

Fritz zuckte die Achseln, stieg aber dann mit Todesverachtung hinab, faßte den Schimmel am Zügel und zog ihn seitwärts nach der Stelle, wo es am wenigsten morastig war. Und richtig, nach einigen Anstrengungen kam das Gefährt vorwärts und bald auf trockenen Acker. Aber, o weh, just an der Stelle stand der Rittmeister, um seine liebe Braut in Empfang zu nehmen. Auf seinen Gruß konnte sie kaum antworten. Er aber stieg, ohne weiter ein Wort zu sagen, zu ihr in den Wagen, nahm die Zügel in die Hand und kutschierte das Gefährt sicher nach Hause.

Den Abend über kam Lotti nicht mehr zum Vorschein. Sie wäre unwohl. Am nächsten Morgen erschien sie wieder mit verweinten Augen. Der Rittmeister that, als ob er es nicht bemerkte, sprach freundlich mit ihr und erzählte ihr allerhand Schnurren, so daß sich ihr Gesicht auch wirklich ab und zu ein wenig aufheiterte.

Sie vermied ängstlich, mit ihm allein zu sein. Es ließ sich aber nicht immer vermeiden. Sie war dann von einer ängstlichen Zurückhaltung. Wenn sie recht bitter gestimmt war, machte sie auch allerhand Anspielungen, aus denen er wohl merkte, daß ihr gegebenes Wort sie reute. Aber er that, als ob er nicht verstünde, sprach in deutlichen Anspielungen von Pflichtbewußtsein, Überwindung schlechter Laune und Festigung des Charakters, und war im übrigen, obwohl manchmal etwas bestimmt, stets freundlich und zuvorkommend. Ändern konnte sich dadurch zwar nichts.

Der thränenreiche Brautstand ging zu Ende, und der thränenreichste Tag des Brautstandes war der Hochzeitstag.

Zehn Jahre später.

Wir sind auf der Promenade in Landeck, vor dem Kurhause. Die Musik spielt, an kleinen Tischen sitzen die Badegäste, andere

gehen auf und nieder. Ein Mann in einem Rollstuhl wird herangefahren, neben ihm geht eine Dame; zwei Kinder, Knabe und Mädchen, kommen hinterher. Die junge Frau sieht zu Boden, als ob die Menge sie geniere, er aber, der kranke Mann, blickt sich frei und lächelnd um.

Der Diener, der den Rollstuhl schiebt, sucht nach einem freien Platz. Die Augen der Badegäste richten sich auf das Gefährt. Ein Paar erhebt sich und macht den Kommenden Platz. Dankend lächelt der Kranke. Nun sitzen sie denn nebeneinander unter den übrigen.

Nach einiger Zeit wagt die junge Frau, sich umzuschauen, sie gewöhnt sich an die neugierigen Blicke. Dann spricht sie freundlich zu ihrem Mann, der bedeutend älter ist als sie, er nickt ihr zu, und sie ruft den Kellner, um etwas zu bestellen. Darauf sagt sie dem Diener etwas, und dieser giebt dem Rollstuhl eine kleine Wendung, so daß die Sonne den Gatten nicht blenden kann.

Er sieht lächelnd auf seinen Jungen, der neben ihm sitzt. „Nun, Hans,“ sagt er, „bist wohl traurig, daß du nicht herumspringen kannst? Warte nur bis morgen vormittag, da fahr ich mit dir ins Holz. Du nimmst deinen Säbel mit, und ich zeige dir das Präsentieren. Das ist nämlich die Hauptsache. Ein Mensch, der präsentieren kann, lernt alles übrige.“

Den Sinn der Worte versteht der Junge noch nicht. Er sieht seinen Vater sinnend, etwas lächelnd an, als ob er über eine Antwort nachdächte. Dann sagt er: „Weißt du, Papa, es müßte so sein, daß kranke Menschen von gesunden angesteckt werden können und wieder gesund werden.“

„Na ja! Dann wolltest du mich wohl anstecken, mein Junge?“

Und der Junge strahlt ihn an und nickt, und dann sieht man ein paar Thränen in den treuen Kinderaugen schimmern.

Der Vater streicht über den Kopf des Kindes. „Laß gut sein, Hansi, wenn ich auch nicht gesund bin, ich bin doch glücklich, denn ich habe ja euch, die Mama und Lotte und dich.“

Nun schmiegt das kleine Mädchen sich an ihn an, und die junge Frau reicht ihrem Manne unter dem Tische die Hand.

Sie wird immer heiterer und unbefangener, erzählt dem Kranken mancherlei, macht ihn aufmerksam auf verschiedene Dinge.

Dann erhebt sie sich, nachdem sie eine Weile vergeblich nach dem Kellner gesucht, geht durch die Menge hindurch nach dem Kurhause und bringt ein paar Zeitungen.

Als sie zurückkommt, tritt ihr eine ältere Frau entgegen und faßt ihre Hand. „Sie arme, liebe Frau!“ sagt sie. „Ich habe Sie beobachtet, so jung, so schön und so unglücklich!“

Lotti wehrt ab.

„Ihr Mann ist krank?“ fragt die andere und hält noch immer die Hand der jungen Frau fest.

„Leider!“ antwortet sie und lächelt dabei so eigentümlich.

„Was fehlt ihm denn, wenn ich fragen darf?“

Und nun wird Lottis Blick sehr ernst. „Er hat ein Rückenmarksleiden.“

„Schlimm?“

Sie seufzt, die junge Frau. „Unheilbar!“ antwortet sie leise.

„Arme Frau —!“

Lotti schüttelt den Kopf. „Bedauern Sie mich nicht,“ sagt sie mit fester Stimme, „ich bin glücklich.“ Und sie macht sich los, neigt den Kopf zum Gruß und geht mit elastischem Schritt dahin.

Die alte Frau begiebt sich langsam wieder auf ihren Platz. Immer wieder sieht sie nach dem Tisch, wo der kranke Mann im Rollstuhl sitzt, sie schüttelt den Kopf, und immer wieder tönen ihr die Worte im Ohre nach: „Ich bin glücklich!“

* *
*

Wehren blickte auf. Welche Wandlungen! Wenn sein Gegenüber es eigens darauf angelegt hätte, ihn von neuem zu bezaubern, sie hätte es nicht geschickter anfangen können. Er lächelte sie an. „Man atmet auf,“ sagte er dann. „So traurig manches an der Geschichte ist, sie ist von der Traurigkeit, die nicht niederdrückt, sondern erhebt.“

Die Gräfin blickte vor sich nieder. „Es gehört viel dazu,“ meinte sie. „Ich könnte es nicht.“

Sein Blick umspann ihr Antlitz, milde

und freundlich. „Es sind nicht alle Menschen gleich, also kann man auch nicht das Gleiche von allen verlangen. Man möchte diese junge Frau bedauern, aber ich glaube fast, das Mitleid wäre nicht recht am Platze. Es giebt sehr verschiedene Auffassungen davon, was Glück ist. Manche sehen es im Festhalten des Ihrigen, manche im Aufgeben."

„Und Sie?" fragte die Gräfin, mit einer gewissen Spannung aufblickend.

„Ja — darauf kann ich kaum antworten, ich habe zu wenig über mich selbst nachgedacht. Ich fand mich bisher ab mit dem, was mir geworden ist. Und es ist mir ja viel Gutes geworden. Ich habe einen schönen Beruf, leide keine Not, bin gesund. Die Berührung mit Mutter Natur erhält mich frisch. Auch Übles habe ich erlebt; um so dankbarer nehme ich das Gute an als Entschädigung für das Üble. So sehe ich auch die Menschen an. Ein guter Zug kann entscheiden und vieles auswischen."

Nachdenklich sagte die Gräfin: „Man möchte es auch können."

„Und warum können Sie es nicht?"

„Mich hindert das, was hinter mir liegt."

Ein Augenblick Pause. Dann begann Wehren: „Thun Sie mir einen Gefallen. Erzählen Sie mir noch eine Geschichte. Eine Geschichte, die Sie nahe angeht. Oder mögen Sie nicht? Ich wüßte auch einen Titel, nämlich: ‚Im Spiegel'. Wollen Sie es thun?"

„Ich will es thun."

Sie stand auf, holte einige Blätter aus dem Schreibtisch und setzte sich wieder.

Im Spiegel.

Lose Blätter, die aus verschiedenen Zeiten stammen, aber in den Blättern spiegelt sich ein Menschenleben.

Erstes Blatt. Der Sturm fegt draußen über die Natur. Er beugt die Bäume, daß sie aufwimmern unter seiner Gewalt. Er rast über die weite Wasserfläche, setzt ihr weiße Kämme auf und jagt die Wellen ans Ufer, wieder und immer wieder, als wenn sie die Erde fortschwemmen sollten mit ihrer Wucht.

Im Turm ist es still. Immer nur höre ich den heulenden Sturm. Und Gedanken überkommen mich wie Sturmvögel...

Was ist der Mensch? — Wenn ich denke, daß einst dieser Erdball vergehen wird, in Atome zergehen wird vor den Elementen; wenn ich denke, daß der Mensch und des Menschen Werke verschwinden werden von der Welt, als wenn ein Licht verlischt von unseres Mundes Hauch — dann werde ich bescheiden.

Das Schaffen, das Mühen, das Sorgen, das Streiten, das Lieben und Hassen wird ein Ende nehmen. Die Sonne wird uns verbrennen, oder das innere Feuer der Erde wird uns verzehren, oder der Sturm wird uns in Stücke reißen oder ein feindlicher Stern uns zermalmen. Wo bleiben der Menschen Werke dann?

Der Mensch ist unsterblich? Seine Werke zeugen von ihm? Er schafft für die Ewigkeit? Er sinnt nach über das Wohl der künftigen Geschlechter und richtet einen Bau für sie auf, der sie glücklich machen wird? Er sorgt und darbt, quält sich und andere, um seine Enkel zu beglücken?

Und dann kommt er eines Tages, der unerbittliche Sturm und reißt die Erde auseinander und alles, was darauf ist! Die Gelehrten sagen, dieser Tag müsse einst kommen. Wozu dann unser Mühen? Wozu unsere Sorgen für ferne Zukunft? Wozu unser Denken und Dichten, wozu die Denkmale in Stein und die Denkmale des menschlichen Geistes?

Wir sollten bescheiden werden, unser Thun und Lassen nicht überschätzen, unsere Werke nicht in den Himmel bauen, nicht andere mit List oder Gewalt zu unserem Werke bekehren wollen, viel weniger noch das Werk anderer neidisch zerstören. Wir sollten stille werden und bescheiden ...

Zweites Blatt. Ich bin manchmal im Zweifel, ob ich einen Menschen, der kleinlich ist bis zur Lächerlichkeit, zu den guten rechnen soll. Er vergiftet seine Umgebung, und morden ist Sünde, um so größere Sünde, als sie heimtückisch geschieht.

Dem Herrn Minister sieht man äußerlich nichts an. Er ist tadellos gekleidet und bewegt sich mit einer gewissen monumentalen Ruhe. Er thut keinen Schritt zu viel, keinen zu wenig. Seinen Tag wickelt er ab wie eine Figur im Uhrwerk. Spricht er am Ministertisch oder im Parlament, so hat

man das Gefühl, er könnte nicht anders sprechen, es ist alles so glatt, so selbstverständlich. Zwar, wenn man ihm längere Zeit zuhört, wird man von tödlicher Langeweile betroffen, man spürt einen Druck im Kopf, der schläfrig oder melancholisch macht. Man schmachtet nach frischem Wasser, meinetwegen nach Sturm. Aber die Wüste ist endlos.

Er ist würdig und loyal, vornehm und männlich. Der Unerfahrene sieht in ihm keinen Fehler. Und so gewinnt er das junge Weib. Es wäre seine Pflicht gewesen, ihr zu sagen: Ich habe keine Seele. Willst du mich doch?

Drittes Blatt. Die Großen der Erde sollen, wie man sagt, wahrhaft gekannt werden nur von ihrem Kammerdiener. Denn der weiß, daß sein Herr ein Mensch ist wie jeder andere. Der glatte Rock, an dem kein Stäubchen sitzt, ist abgestreift, das Nachtgewand umhüllt seine Glieder nur dürftig wie die jedes anderen. Der Kammerdiener kennt seine kleinen Gebrechen, körperliche und andere; auch andere, denn einmal hat doch selbst der programmmäßigste Mensch das Bedürfnis, sich zu geben, wie er ist.

Weniger kennt ihn die Frau, denn auch ihr gegenüber posiert er. Er hat hier eine Autorität aufrecht zu erhalten. Das braucht er beim Kammerdiener nicht, denn der muß ihm gehorchen, oder es wird ein anderer genommen.

Allmählich aber wird der Blick der Frau schärfer, allmählich vergißt er sich auch ihr gegenüber hin und wieder. Und sie erschrickt, als sie einen Menschen sieht, den sie — wäre er nicht ihr Mann — niemals zu ihrem Umgang wählen würde.

Viertes Blatt. Bei manchen Menschen ist die Phantasie, die man ihnen ganz absprechen muß, in einem Punkte sehr rege. Sie sind so sehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt, oder aber, sie bestreben sich so sehr, den Schein der Vortrefflichkeit immer aufrecht zu halten, daß sie Dinge als geschehen hinstellen, die sie gethan zu haben wünschten. Sie sind zum Beispiel keine Frühaufsteher, sie wissen aber wohl, daß man solche Leute, die früh ihr Tagewerk beginnen, für energisch, thätig und fleißig zu halten pflegt. So erzählen sie so oft von ihrer Angewohnheit, früh aufzustehen, bis sie selbst daran glauben. Wer eingeweiht ist, lächelt zuerst, dann erstaunt er, schließlich meldet sich ein Gefühl des Ekels. „Kleinigkeiten!“ Zugegeben! Aber besteht nicht aus lauter Kleinigkeiten das Leben? ...

Fünftes Blatt. Wer viel vom Leben erwartet, ist zuerst schwer zu enttäuschen. Kommt die Enttäuschung dann doch, so ist sie um so gründlicher. Hämische Menschen hatten mir, als ich noch ein Kind war, immer Furcht eingeflößt. Ich konnte mir kaum eine schrecklichere menschliche Eigenschaft denken als diese. Einem rohen Manne ist beizukommen, wenn er sich beruhigt hat, einem hämischen nie. Und als ich eines Tages die Augen weit öffnete, sah ich einen solchen Hämischen mir gegenüber an meinem Tische sitzen. Hämische Ruhe — o, wie hasse ich sie! Wieviel lieber wäre mir ein Orkan gewesen als diese gleißende Ruhe! Und da schlug nun mein junges Herz und bebte und verlangte nach Befreiung ... Was es wollte, wußte es selbst nicht — Leben, Licht, Leidenschaft! Das Höchste aber, das Stärkste, was er mir entgegensetzt, ist auch wieder etwas Passives. Er liegt sich krank. Das heißt, er stellt sich, als ob er krank wäre, weist alles von sich und geht zu Bett, bis er wirklich krank wird. Ich kann ihm nicht ankommen — denn er ist ja krank!

Sechstes Blatt. Nun sinne ich nach über mein Leben, sehe einen Mann, der in großen Dingen klein ist und in kleinen groß, greife nach etwas, woran ich mich halten kann, und greife in die leere Luft. Und ich komme zum Nachdenken darüber, wie öde mein Leben gewesen ist und wie leer. Blumen sah ich wohl am Wege, aber sie blühten nicht für mich. Ich durfte nicht „extravagieren“. Mein Pol war ein Götzenbild, um das ich mich zu drehen hatte. Und meine Flügel ermatteten bis zum Tode.

Siebentes Blatt. Am 6. Dezember, abends 12 Uhr, in meinem Zimmer.

Es ist finster, nur mein Lämplein brennt. Wie kommt das Licht in meine Stube? O, es ist hell, so blendend hell! Ist es möglich, daß meine Sorgen zerfliegen vor diesem Licht? Ein Wiedersehen nach langer Zeit! Ach ja! Sind es die Erinnerungen, die mich so freudig durchwogen? Es ist

undankbar, wenn ich sage, ich hätte nichts vom Leben gehabt. Ich hatte eine Jugend und hatte einen Spielkameraden. Nie habe ich gewußt, daß ich damals glücklich war. Jetzt weiß ich es, und das ist gut, denn ich hadere nicht mehr mit meinem Geschick. Ach, und mein Kind! O, ich bin auch jetzt noch glücklich! Es braucht nur ein Sonnenstrahl zu kommen, und ich sehe die Erde in ihrer ganzen Schönheit. Vor einigen Tagen mußte ich über mein Marthchen lachen. Die Lehrerin hatte wohl von der Erschaffung des Menschen aus einem Erdenkloß erzählt, und nun sagte sie· „Nicht wahr, Mama, das merkt man gar nicht, daß man von Sand gemacht ist?“

Nein, mein Kind, man merkt es nicht. Man fühlt sich so leicht und frei, als ob man von lauter Duft wäre und aufflöge in die schneeweißen Wolken.

Achtes Blatt. Ich hab es gekonnt! Dank dir, mein Gott, daß ich es gekonnt habe! Oder war es falsch, daß ich gelogen habe? War es falsch, daß ich nicht meinem Herzen gefolgt bin und gesprochen habe: Ich liebe dich! Nimm mich hin! War es falsch, daß ich nicht alles vergessen habe, um es auch von ihm zu hören: Ich liebe dich! Ich weiß, er hätte es gesprochen ... Doch nein! Ich denke an mein Kind und danke Gott, daß ich stark war und es gekonnt habe! Denn wenn ein Mensch Anspruch hat auf die Liebe seines Kindes, so bin ich es, da ich ihm das Opfer meines Lebens brachte! ... Und so will ich Mutter sein, nichts als Mutter! O mein Marthchen! Mein süßes, liebes Kind!

Neuntes Blatt. Heut begruben sie mein Marthchen. Ich kann nicht mehr!

* *
*

Er lag zu ihren Füßen und ergriff ihre Hand. „Ich wußte es nicht!“ rief er aus. „Ich wußte es nicht! O, du Liebe!“

Sie drängte ihn fort, heftig wogte ihre Brust.

Er stand auf. „Verzeihen Sie mir! Ich bedachte nicht — ich kann ja nicht wissen —“ Und innig fuhr er fort: „Sie haben gelitten, Sie sind verbittert worden; Sie hatten keine Menschenseele, die Sie liebte, und nun verzweifelten Sie an der Liebe überhaupt. Gott aber fügt es, daß Sie erkennen sollen und müssen, daß Ihnen hier noch immer ein treues Herz schlägt — trotz vieler Stürme — treu im echten Sinne des Wortes, ein Herz, dem Sie das Ihre endlich wieder öffnen dürfen, das Sie lehren möchte, an das Glück zu glauben!“

Die Gräfin war auch aufgestanden. Ängstlich wehrte sie ihn ab. „Ich habe mich hinreißen lassen, hätte Ihnen das nicht vorlesen sollen!“

„Dank, daß Sie es gethan haben!“

„Ich schäme mich!“

„Nicht doch! Sie haben mir gezeigt, welchen Schatz Ihr Inneres birgt. Dieser trostlose Pessimismus, er ist ja gar nicht Ihr wirkliches Gesicht. Sie sollen wieder froh sein, wieder lachen! Kommen Sie nur heraus aus der Atmosphäre, in der Sie unglücklich wurden und in der Sie nicht gesunden können, weil zu viel Erinnerungen Sie umschweben. Kommen Sie heraus in frische Luft! Aus dem Erdboden draußen steigt neue Kraft für Sie auf. Kommen Sie mit mir!“

Er näherte sich ihr wieder. Sie, an einen Schrank gelehnt, streckte die Hand gegen ihn aus. „Sie sind ein lebensfroher Mensch, was wollen Sie mit mir?“

„Sie lieben!“

„Nochmals hinaus aufs Meer? Ich getraue mir's nicht.“

„Sie haben selbst gesagt: Liebe und Ehe sind unberechenbar.“

„Nun ja. Jetzt scheint alles gut, wie's aber werden kann ...“

„Im Gegenteil. Düster scheint Ihnen alles. Die Sachen liegen schlecht. Es kann nur besser werden.“

„Nein, nein!“

„Ja, ja! Geben Sie mir die Hand, sehen Sie mir ins Auge! Ich liebe Sie!“

Und er umfaßte sie, preßte sie an sich und küßte sie leidenschaftlich. Sie wollte ihn fortdrängen, aber er hielt sie fest und ließ nicht nach in seinen Liebkosungen. Und so gab sie sich überwunden. Sie lag in seinen Armen, ihre Arme schlangen sich um seinen Hals, und in tiefer Seligkeit legte sie ihre Wange an die seine, erwiderte sie seine heißen Küsse.

Dann hebt sie den Kopf und sieht ihn groß an. „Was ist nur mit mir?“ haucht sie.

„Laß! Gieb dir keine Rechenschaft! Grübele nicht! Liebe nur!“

„Es ist seltsam! Alle Erfahrungen — und doch ...!“

„Laß es dich nicht reuen! Du siehst, daß keine Argumente helfen, wenn es den Menschen zum Menschen zieht. Das wirft alle Philosophie über den Haufen, nicht wahr? Lieben wir uns, und nehmen wir uns fest vor, glücklich zu sein. Ich will mich bemühen, dich dein Leid vergessen zu machen. Du wirst die gute, schöne und kluge Fee, wirst der Stolz meines Hauses sein. Wie ich reden kann, nicht wahr? Ich kenne mich selbst nicht. Du kluge Frau wirst schweigsam, und mir kommen Einfälle und Gedanken. Aber wenn Alltag ist, werd ich wieder nüchtern und bescheiden und diene dir und stütze dich, die du höheren Geistes bist als ich —“

Sie lächelte und hielt ihm die Hand auf den Mund.

„Geliebte Frau!“ Und wieder riß er sie stürmisch an seine Brust.

Und williger gab sie sich dem Zauber hin, der sie beide umfangen hielt. Mit Jubel fühlte sie, daß sie noch jung war!

Doch es war unter all den Gesprächen spät geworden, und sie mahnte ihn mit sanfter Gewalt zur Heimkehr.

So blieb sie denn allein. Sinnend ging sie eine Weile auf und nieder, sinnend und träumend. Dann trat sie an das Bild ihres toten Kindes, streichelte und küßte es, als wolle sie es um Vergebung bitten.

Der Fächer lag auf der Erde. Sie hob ihn auf, betrachtete ihn lächelnd und legte ihn beiseite. Dann ging sie zur Ruhe. Ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie sich ausstreckte und reckte wie im Gefühl neu erwachter Kraft und Jugendfrische.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und die Sonne schien morgens gar freundlich herein. Die junge Frau lag noch ein Weilchen und sann. Es war ein unsagbares Gefühl, das sie ganz beherrschte. Sie kannte solch Gefühl des Wohlseins, des Glückes seit langer, langer Zeit nicht mehr. In ihrer ersten Jugend hatte sie es gekannt. Es war die Freude am Dasein. In all diesen Jahren hatte sie geglaubt, daß dies Gefühl nur der unerfahrenen, ungebrochenen Jugend eigen sein könne. Und nun war es in ihr so lebendig wie nur je. O liebe, warme Sonne! O Leben! O Liebe!

Und so empfing sie ihn mit offenem Herzen und offenen Armen.

Einige Bedenken kehrten zurück, und sie sagte — halb scherzend zwar: „Siehst du, daß die Liebe das Unberechenbarste auf der Welt ist! Alle Vorsätze sind vergessen. Und was wirft sie um? Kein Vernunftsgrund, sondern die Leidenschaft. Ich sehe dich an, dein Gesicht ist mir so lieb, ich möchte alles küssen — und werde es auch gleich — ob ich es für vernünftig halte oder nicht — ich muß dich lieben!“

Und sie that, wie sie gesagt hatte. Wehren aber sprach nach einer Weile: „Laß nur alle Bedenken! Wir sind ja doch Menschen wie die anderen, und so müssen wir auch teilhaben an allem, an Freud und Leid des Menschengeschlechts!“

„Gut, mein Lieber. Du trägst die Verantwortung. Wenn wir später einmal darüber nachdenken, wie es geworden ist —“

„Nach zehn Jahren —“

„Dann werden wir hoffentlich nichts zu bereuen haben.“

Wehren nickte. „Den Fächer aber halten wir in Ehren, nicht wahr?“ fragte er.

„Gewiß. Ich werde ihn als Reliquie vererben auf unsere Nachkommen —“ Sie stockte.

Er schloß ihr den verlegen lächelnden Mund mit einem Kuß. „Du Liebe!“

„Zirp!“ machte es am Fenster. Es war ein Schwälbchen, das bauen wollte.





Adolf Brütt in Berlin: Entwurf für das Bismarck=Denkmal in Berlin.
Gesamtansicht mit dem Reichstagsgebäude im Hintergrunde.

Die Entwürfe zum Berliner Bismarck=Denkmal.

Von

Adolf Rosenberg.

(Nachdruck ist untersagt.)

Seit dem großen Wettbewerb um das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin im Jahre 1888 hat keine monumentale Aufgabe die deutsche Künstlerschaft so mächtig bewegt wie das Denkmal, das dem Fürsten Bismarck in Berlin auf dem Platze errichtet werden soll, auf dem sich bereits das Erinnerungszeichen an die drei großen von ihm vorbereiteten und zu glücklichem Ende geleiteten Kriege erhebt. Schon wenige Monate nach dem Scheiden des Kanzlers aus seinen Ämtern traten patriotische Männer, die trotz der äußeren Wandlungen in unerschütterlicher Treue an dem Begründer des Deutschen Reiches und der deutschen Einheit festhielten, in Berlin zusammen, und ihr Aufruf zu Geldbeiträgen für ein Denkmal des Fürsten fand so freudigen Wiederhall, daß ihnen in kurzer Zeit so beträchtliche Summen zuflossen, wie sie sonst nur in den Zeiten höchster vaterländischer Erregung aufgebracht werden. Nach eingeholter Genehmigung des Kaisers und nach Erledigung der notwendigen Vorarbeiten wurde am 15. Juni 1894 die Einladung an alle deutschen Künstler zu einem allgemeinen Wettbewerb erlassen. Als Aufstellungsplatz war der schönste und größte Platz Berlins, der Königsplatz vor dem Brandenburger Thore, ausersehen worden, und zwar sollte das Denkmal unmittelbar vor der westlichen Hauptfront des Reichstagsgebäudes, in Verbindung mit diesem, aufgestellt werden. Zu diesem Zwecke sollte die Zufahrtsrampe erweitert und durch Treppen vom Königsplatze her zugänglich gemacht werden.

Schon damals machten sich erhebliche Bedenken sachlicher und ästhetischer Art gegen die Wahl des Platzes geltend. Fürst Bismarck hat während seiner fast dreißigjährigen Thätigkeit als Ministerpräsident, Bundes= und Reichskanzler sehr selten mit den

parlamentarischen Körperschaften in vollem Frieden gelebt. Es war eigentlich ein ununterbrochener Kampf, zu dem ihn irgend eine widerstrebende oder ihm übelgesinnte Partei reizte, und das unablässige Bestreben, sich durch allerhand Machenschaften eine gefügige Mehrheit für seine höchsten Ziele zum Heile des Deutschen Reiches zu schaffen, war einer der Beweggründe, die sein Scheiden herbeigeführt haben. Auch hat Fürst Bismarck das neue Reichstagsgebäude, vor dem jetzt sein Standbild errichtet werden soll, nach dessen Vollendung niemals betreten. Eine äußere Notwendigkeit für die Wahl dieses Platzes lag also nicht vor, auch wenn man ganz außer acht läßt, daß der Schwerpunkt des Bismarckschen Wirkens für des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit ganz wo anders lag als in seiner Parlamentsthätigkeit. Die ästhetischen Bedenken, die gegen die Wahl des Platzes erhoben werden müssen, sind einerseits in der gewaltigen Ausdehnung begründet, andererseits in der mächtigen monumentalen Coulisse, die den Hintergrund bildet: der Westfront des Reichstagsgebäudes. Diese Schwierigkeiten haben den Künstlern außerordentlich viel zu schaffen gemacht, um so mehr, als ein Reiterdenkmal durch die Konkurrenzbedingungen ausgeschlossen war. Nach altem Herkommen dürfen in Berlin Reiterdenkmäler nur Mitgliedern des Herrscherhauses errichtet werden, und danach sind selbst Kriegshelden wie Zielhen und Blücher, die man sich gar nicht ohne ihre Rosse denken kann, zu Fuß dargestellt worden.

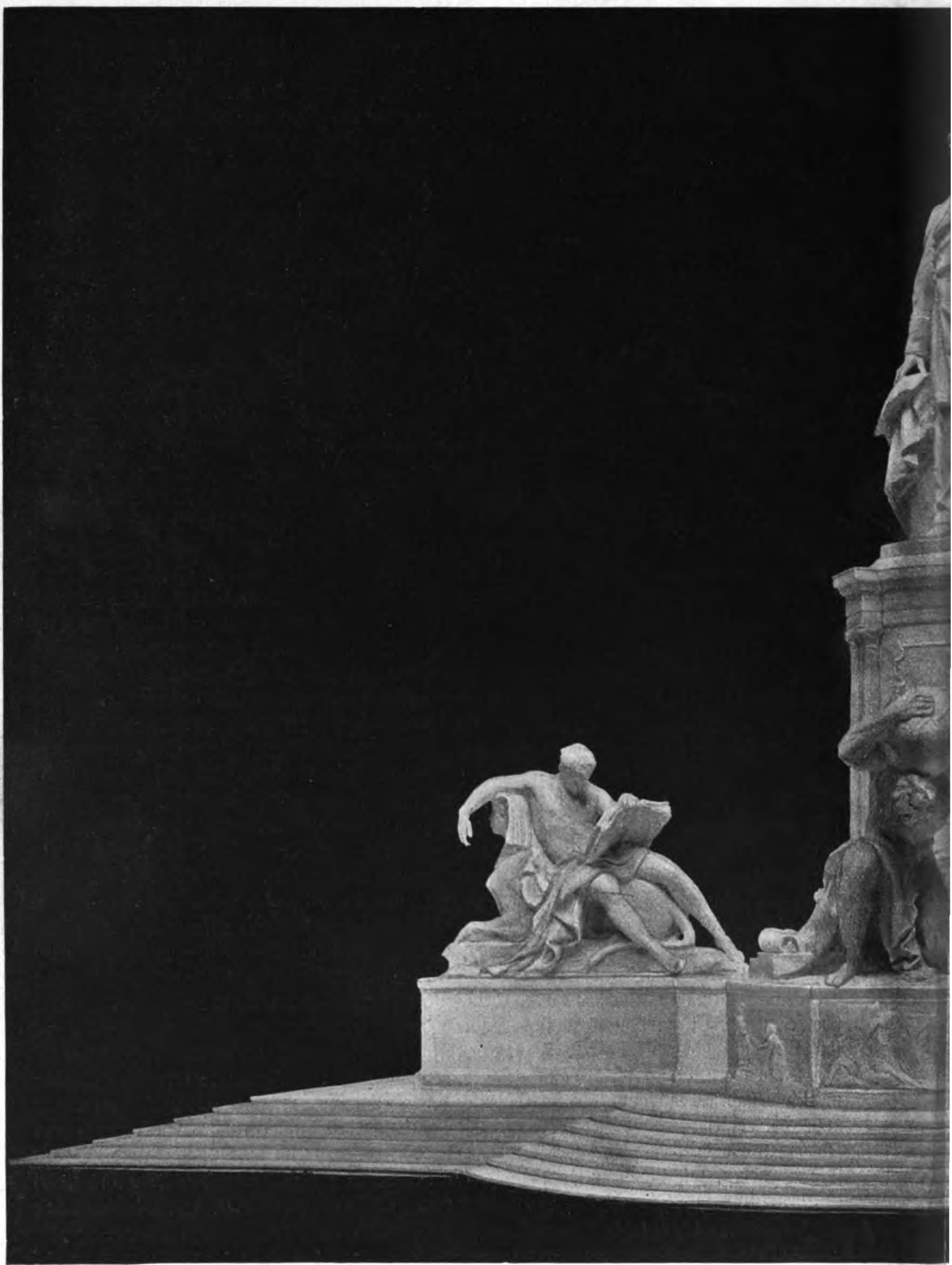
Das Programm schrieb ferner vor, daß der Fürst auf dem Denkmal in der Zeit seiner Thätigkeit als Reichskanzler in Kürassieruniform erscheinen sollte, also in jener vertrauten Gestalt, die noch allen Mitlebenden, die ihn in den Straßen Berlins oder durch den Tiergarten reitend gesehen haben, in teurer Erinnerung ist. An würdigen monumentalen Mustern, die den Fürsten so darstellen, hatte es den konkurrierenden Künstlern nicht gefehlt. Schon seit 1879 besitzt Köln ein Bronzestandbild Bismarcks von Fritz Schaper in Berlin, das bei seiner Enthüllung als eine wahrhaft klassische Verkörperung des großen Kanzlers gepriesen wurde und seitdem eine wohlverdiente weite Verbreitung in kleinen Gips- und Bronzenachbildungen gefunden hat. Ebenso glücklich war der Griff, den Rudolf Siemering mit der Reiterstatue des Fürsten gethan hat, die am Sockel des Leipziger Siegesdenkmals einen Ehrenplatz einnimmt. In Porträtbüsten Bismarcks hatten Reinhold Begas in Berlin und Adolf Donndorf in Stuttgart, jeder in seiner Weise, die höchsten Anforderungen befriedigt. Die reale Erscheinung Bismarcks auf der Höhe seiner körperlichen Kraft, in den Momenten schlichten, rein menschlichen Daseins, die auch Fernstehende beobachten konnten, mit wenigen Worten also die in sich geschlossene, monumentale Festigkeit seines Wesens, die in der Geschichte fortleben wird, hatte bis zu dem Wettbewerb um das Bismarckdenkmal niemand so treffend zusammengefaßt und plastisch gestaltet wie Donndorf in seinen Porträtbüsten für Stuttgart, Göttingen und andere Orte. Begas hatte dagegen seinem eigenen künstlerischen Temperament, das bei Porträtbüsten nur dann seine volle Befriedigung findet, wenn das Modell alle Funken seines Geistes sprühen läßt, bei seinem Bismarck freien Lauf gelassen. Bismarck war, wie er selbst oft erzählt hat, immer nur dann zu seinen kühnsten und klügsten Thaten entschlossen, wenn er auf einer „Raketenkiste“ saß oder sonst irgendwie durch die geheimnisvollen und doch jetzt allgemein bekannten „Friktionen“ elektrisch geladen war. In einer solchen Stimmung hat ihn Begas erfaßt, als er seine Bismarckbüste schuf, die insofern auch eine klassische Bedeutung hat, weil sie uns den grollenden, seine offenen und heimlichen Gegner mit dem Runzeln seiner Augenbrauen niederschmetternden Jupiter vorführt. Es ist die dämonische Größe eines Mannes, der weit über das Mittelmaß der besten Erdenkinder hinausragt, und etwas Dämonisches, das heißt die Menschen Bezwingendes hat Bismarck von der Natur mitbekommen. Dafür liegen zahlreiche Zeugnisse von Angehörigen aller Nationen, von großen und kleinen Menschen der Politik, der Kunst und des öffentlichen Lebens vor. Eine zwiespältige Auffassung der Bismarcknatur ist demnach künstlerisch berechtigt, und zu ihr hat sich in neuester Zeit noch eine dritte gesellt: die gemütlich-idyllische, die

den gewaltigen Mann, der zwanzig Jahre lang die ganze Welt in Schach gehalten hat, als den Einsiedler, als den Gutsherrn von Friedrichsruh darstellt. Auch dafür hat ein aus den Nordmarken stammender, in Berlin thätiger Bildhauer, Harro Magnussen, einen klassischen Typus in Büsten und Statuetten geschaffen.

An Vorstudien und Vorarbeiten, die für die Konkurrenz verwertet werden konnten, war also kein Mangel. Freilich liegt auch keine beglaubigte Äußerung des Fürsten Bismarck vor, nach der er sich zu Gunsten des einen oder anderen plastischen Abbildes seiner Person ausgesprochen oder gar ein bestimmtes als vorbildlich bezeichnet hätte. Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck niemals ein besonders lebhaftes Interesse an den bildenden und musischen Künsten gezeigt hat. An Verständnis dafür hat es ihm wohl nicht gefehlt; aber er hatte, wie er es selbst in einem Gespräch nach 1890 ausdrücklich betont hat, in seinem arbeitsreichen Leben keine Zeit gefunden, das Verständnis auszubilden und zu pflegen. Nur ein einziger Künstler hat sich seines vertrauten Umganges zu erfreuen gehabt und genießt diesen Vorzug noch heute. In ihm allein sieht Bismarck seinen berufenen, ihm kongenialen Bildner, wie einst Alexander der Große nur den einzigen Apelles unter den Malern anerkannte, und als Bismarck bei einem Besuche in München im Juni 1892 auf der dortigen Kunstausstellung eins seiner von Lenbach gemalten Bildnisse sah, erklärte er seiner Umgebung, daß er so, wie ihn der Pinsel Lenbachs verewigt, „der Nachwelt gern erhalten bleiben möchte."

Wäre es den Malern danach also ein vergebliches Bemühen, einen anderen, ebenso überzeugenden Bismarcktypus zu finden, wie ihn Lenbach aufgestellt hat, so ist dagegen den Bildhauern völlig freie Bahn gelassen, und wir haben denn auch, als im Sommer 1895 die eingelaufenen Wettbewerbentwürfe ausgestellt wurden, mit sehr gemischten Gefühlen gesehen, wie die Künstler diese Freiheit benutzt haben. Obwohl nur wenige von den hervorragenden Bildhauern Deutschlands unter den vierundneunzig Bewerbern fehlten, war doch keiner der Entwürfe so überwältigend, daß sich vor ihm dem Beschauer sofort die Überzeugung aufgedrängt hätte: „Dieser muß es sein und kein anderer!" Man sah sogar Entwürfe, deren Schöpfer so wenig sich der Größe und Bedeutung ihrer Aufgabe bewußt gewesen waren, daß sie die kraftvolle Siegfriedgestalt des deutschen Volkshelden zu einem hilflosen, gebrechlichen Greise oder gar, wenn auch wider Willen, zu einer komischen Figur herabgedrückt hatten. Auch noch in einer anderen Beziehung hatten viele Künstler von der ihnen eingeräumten Freiheit keinen weisen Gebrauch gemacht. Es war in dem Programm gesagt worden, daß es dem Bewerber überlassen bliebe, „außer der monumentalen Durchbildung des eigentlichen Postaments für das Standbild weiteres figürliches und ornamentales Beiwerk im Zusammenhang mit der Rampen- und Freitreppenbildung anzuordnen." Wie mächtig hat dieser Zusatz die Phantasie und die Schaffenslust der Künstler angeregt zu allegorischen und anderen Idealgestalten voll poetischen Schwunges, voll von Feuer und Leben, aber auch zu widersinnigen Anhäufungen von symbolischen Tieren, von anderen Sinnbildern und realistischen Figuren aus dem modernen Leben, die sich bei einigen Entwürfen sogar zu ganzen Volksversammlungen vermehrten. Die Preisrichter standen denn auch diesem Wirrsal so ratlos gegenüber, daß sie zwar Preise in einer ganz ungewöhnlichen Anzahl — zehn erste, zehn zweite und zehn dritte im Gesamtbetrage von 80000 Mark — verteilten, sich aber nicht entschließen konnten, irgend einem der mit Preisen gekrönten Bewerber die endgültige Ausführung des Denkmals anzuvertrauen. Ausschlaggebend für dieses negative Ergebnis von so viel Aufwand an Geist, schöpferischer Kraft, Arbeit und Geld mag aber die aus dem Wettbewerb gewonnene Überzeugung gewesen sein, daß der Standort des Denkmals auf der Zufahrtsrampe aufgegeben werden müsse, weil es durch die gewaltige Coulisse des Hintergrundes vollkommen erdrückt wird, wenn man nicht etwa die Höhe des Denkmals aus dem Kolossalen ins Ungeheuerliche und damit ins Geschmacklose steigern wollte.

Es ergab sich also die Notwendigkeit eines zweiten Wettbewerbs, der aber in erheblich engeren Grenzen gehalten wurde als der



Reinhold Begas in Berlin: Entwurf für das Bisma



… Bismarck-Denkmal in Berlin. Zur Ausführung bestimmt.

erste. Durch Rundschreiben vom 23. Oktober 1896 wurden zunächst diejenigen Bildhauer und Architekten, deren Entwürfe mit ersten Preisen gekrönt worden waren, zur Beteiligung aufgefordert, und außerdem wurden fünf Bildhauer eingeladen, die sich zwar an der ersten Konkurrenz nicht beteiligt, die aber in den letzten Jahren durch hervorragende monumentale Arbeiten oder durch sonstige ausgezeichnete Leistungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten: an der Spitze natürlich Reinhold Begas, dann Robert Diez in Dresden, Rudolf Maison in München, Adolf Brütt in Berlin und Ludwig Manzel in Charlottenburg. Während die meisten Bestimmungen des ersten Konkurrenzprogrammes in Kraft blieben, wurde der Hauptpunkt, die Platzfrage, geändert. „Das Monument soll," so heißt es in dem Einladungsschreiben, „nicht in unmittelbarem Anschluß an die Rampe des Reichtagsgebäudes projektiert, sondern im Interesse einer den reichen zur Verfügung stehenden Mitteln entsprechenden Gestaltung mehr abgerückt werden; doch soll das äußerste Maß von einhundert Metern, von dem westlichen Portikus des Gebäudes ab gemessen, keinesfalls überschritten werden." Später wurde den eingeladenen Künstlern, die ihre Beteiligung zugesichert hatten, noch eine Situationsskizze zur Verfügung gestellt, die zwar nicht bindend sein sollte, aber doch die Wünsche des Komitees durchblicken ließ. Danach sollte der Schwerpunkt des künstlerischen Beiwerks nicht in die Anhäufung von Beifiguren am Unterbau des Standbildes gelegt, sondern Gelegenheit geboten werden, durch Schaffung von Nebengruppen und Figuren, Mosaiken, Fontänen und dergleichen einen größeren und reicheren Aufbau des nationalen Denkmals zu gewinnen.

Von den fünfzehn Eingeladenen lieferten zwölf die geforderten Entwürfe ein, die im Oktober 1897 in der Berliner Kunstakademie ausgestellt wurden, nachdem sich das Preisgericht, wie es jetzt üblich ist, um den kritischen Erörterungen in der Presse durch eine vollendete, unabänderliche Thatsache zuvorzukommen, vorher für die Ausführung des Entwurfes von Reinhold Begas entschieden hatte, obwohl der Künstler, entgegen den Bestimmungen des Programms, kein Modell der Gesamtanlage, auch keinen Situationsplan eingesandt hatte. Von den zehn Künstlern, die bei der ersten Konkurrenz die ersten Preise davongetragen hatten, war einer, Robert Bärwald, durch den Tod aus einem Leben voller Hoffnungen, aus einem energischen Schaffen, das zu den höchsten Zielen zu führen schien, abberufen worden. Ein zweiter, Wilhelm von Rümann in München, verzichtete auf den zweiten Wettbewerb, und von den neu Eingeladenen hielt sich Robert Diez zurück.

Nach der Entscheidung des Preisgerichts, der das Komitee zugestimmt hat, könnte man nun glauben, daß damit die Angelegenheit erledigt und das Interesse für die Öffentlichkeit mit der Betrachtung und kritischen Würdigung des Begasschen Entwurfes und seiner etwaigen späteren Wandlungen erschöpft wäre. Dem ist aber nicht so. Abgesehen davon, daß die Entscheidung des Komitees keineswegs allgemeine Billigung gefunden hat, haben die übrigen Bewerber zum größten Teil so Hervorragendes und in vielem Betracht Wertvolles und Geniales geleistet, ganz im Gegensatz zur ersten Konkurrenz, daß es ein schwerer Verlust für die deutsche Kunst sein würde, wenn aus diesem Wettbewerb nichts anderes herauskäme als die mehr oder weniger veränderte Ausführung des Begasschen Entwurfs. Jetzt, wo die Aussichten viel günstiger standen, wo die Aufgabe enger begrenzt und schärfer bestimmt war als bei der ersten Konkurrenz, hatten Meister der monumentalen Kunst, wie Siemering, Schaper und Eberlein, ihre vollen Kräfte eingesetzt, um etwas zu schaffen, das ihrer und des Mannes würdig war, den es zu ehren galt. Große und kleine Gemeinwesen in allen Teilen des Deutschen Reiches wetteifern miteinander, dem großen Kanzler Ehrensäulen zu errichten. Mustergültige, zum Teil wahrhaft klassische Vorbilder, die, soweit es sich um das Standbild allein handelt, auch mit beschränkten Mitteln ausgeführt werden können, hat ihnen die Berliner Konkurrenz geliefert, und daß ihre Ergebnisse wenigstens nach dieser Richtung nicht verloren gehen, dazu wollen wir beitragen, indem wir unseren Lesern die hervorragendsten unter den zwölf Entwürfen in Bild und Wort vorführen.



Rudolf Siemering in Berlin: Bildnisfigur für das Bismarck-Denkmal in Berlin.

Es ist natürlich, daß sich dabei das vornehmste Interesse dem Entwurf von **Reinhold Begas** zuwendet, weil ihn das Komitee zur Ausführung bestimmt hat, freilich mit einigen Änderungen, die sich besonders auf die Gruppen des Unterbaues erstrecken sollen (s. Abbild. S. 86 u. 87). Begas hat bei der Anlage des Denkmals von einer Bestimmung des Programms Gebrauch gemacht, nach der es nicht ausgeschlossen sein sollte, „innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen ein Denkmal zu projektieren, welches den Beziehungen zum Reichstagsgebäude nicht direkt Rechnung trägt.“ Ohne sich auf eine ausgedehnte, architektonisch-plastische Anlage, deren Mitte das Standbild einnehmen würde, einzulassen, hat er einen langgestreckten, an der vorderen und hinteren Seite in der Mitte elliptisch ausgebuchteten Unterbau auf eine Plattform gesetzt, zu der mehrere Stufen hinaufführen. Um von vornherein jeder Konkurrenz mit der Front des Reichstagsgebäudes aus dem Wege zu gehen, hat er sich, wie aus einer Skizze auf photographischer Grundlage zu ersehen war, einen halbkreisförmigen Hintergrund von dichtbelaubtem Gebüsch und Baumgruppen gedacht, der mit der parkartigen Gesamtanlage des Königsplatzes sehr glücklich harmonieren würde. Ob aber der gewaltige Riese Bismarck, der eine Welt ins Wanken gebracht hat, den passenden Mittelpunkt für eine Gartenanlage abgeben würde, ist eine andere Frage. Auch die Gestalt des Helden selbst, wie ihn Begas aufgefaßt hat, und die ihn umgebenden Gruppen und Einzelfiguren stehen mit diesem idyllischen Charakter nur wenig in Einklang. Wie er so dasteht, straff aufgerichtet, den Pallasch, dessen Griff die Linke umfaßt hält, weit von sich gestreckt, die ausgespreizten Finger der Rechten auf ein Dokument gestützt, das auf dem über einen Baumstumpf geworfenen Kürassiermantel liegt — wie er so dasteht, ist er ganz der Mann von Eisen, der nichts auf dieser Welt als Gott fürchtet. Es ist, als ob alle Nerven dieser mächtigen Gestalt in Schwingungen versetzt seien, als wäre er plötzlich aufgesprungen, als hätte er sich mit gewaltigem Ruck in die Höhe gerichtet, um wieder einmal gegen einen unsichtbaren Feind Deutschlands Ehre, oder was er sonst für Deutschlands gutes Recht hält, mit flammen-



Rudolf Siemering: Der Auszug des Kriegers. Gruppe vom Bismarck-Denkmal für Berlin.

den Worten zu verteidigen. Wie ein zürnender Jupiter steht er da, wie man ihn bisweilen im Reichstage in erregten Momenten gesehen hat! Es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß diese dramatische Auffassung eines etwas „nervösen“ Bismarck schnell volkstümlich werden, daß das deutsche Volk in dieser Gestalt eine Verkörperung seines Lieblingshelden erblicken wird, die ganz dem Bilde entspricht, das sich die Mehrzahl unserer Volksgenossen in ihrer Vorstellung von dem Triumphator über alle Tücken und Listen seiner Widersacher gemacht hat. Schwerer dagegen werden sich dem Verständnis des Volkes die Nebenfiguren erschließen, obwohl Begas über sie alle Vorzüge seiner poetisch-malerischen Kunst ergossen und dabei seine schöpferische Freude an der unverhüllten jugendlichen Körperschönheit hat walten lassen. Auf dem runden Vorsprung des Unterbaues, vor der Vorderseite des rechteckigen, an den abgestumpften Ecken mit gekuppelten Säulen verzierten Sockels, über den rückwärts der Reitermantel in breiten, massigen Falten herabfällt, kniet die muskelkräftige Gestalt des Atlas, der sich gerade erheben will, um die Last der auf seinem Nacken ruhenden Weltkugel auf eine der herkulischen Schultern zu wälzen. Ihm entspricht auf der Rückseite ein jugendlicher, nur mit einem Schurzfell bekleideter Geselle, der auf einem Amboß das Schwert schmiedet, mit dem die deutsche Einheit erkämpft werden soll. Welche Schwierigkeiten erst durch die diplomatische Kunst aus dem Wege geräumt werden mußten, ehe es dazu gekommen ist, scheint die Gruppe auf der linken Seite des Postaments zu versinnlichen. Auf einer ägyptischen Sphinx, dem uralten Sinnbild aller geheimnisvollen Weisheit, hat sich ein Jüngling gelagert, dessen Haupt sich sinnend auf einen aufgeschlagenen Folianten beugt, den er mit der Linken auf die Oberschenkel stützt. Wir sind freilich gewohnt, uns einen typischen Vertreter der Staatsweisheit älter und reifer vorzustellen. Aber bei Begas entscheidet niemals die Rücksicht auf verstandesmäßige Begriffe, sondern allein das Streben nach freier künstlerischer Schönheit giebt bei ihm den Ausschlag. Und dieses



Rudolf Siemering: Die Heimkehr des Siegers. Gruppe vom Bismarck-Denkmal für Berlin.



Fritz Schaper in Berlin: Entwurf zum Bismarck-Denkmal für Berlin.

hat ihn auch auf die Gestaltung des jugendlichen Weibes gebracht, das auf der rechten Seite des Unterbaues den linken Fuß auf den Hals eines zu Boden geworfenen Tigers setzt, den es mit der Linken gebieterisch zur Ruhe verweist, während es in der erhobenen Rechten eine Krone emporhält. Die Tageskritik hat sich gegen diese „Tierbändigerin“, wie die Figur alsbald benannt wurde, ablehnend verhalten. Vielleicht wird aber gerade diese Gestalt, wenn sie ausgeführt werden sollte, dem Volke verständlicher werden als manche andere an diesem „Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck“. Hoffentlich wird auch der einfältigste Deutsche verstehen, daß mit diesem in ohnmächtiger Wut seine Zähne fletschenden Tigertier niemand anders gemeint ist als das besiegte Frankreich, und daß die Krone, die die herrliche Maid dem Sonnenlicht entgegenhebt, die Krone des deutschen Kaisers ist, die Bismarck seinem ehrwürdigen Herrn und König in rastloser Arbeit aus Blut und Eisen zusammengeschmiedet hat. Es wäre



Fritz Schaper: Bildnisstatue für das Bismarck-Denkmal in Berlin.

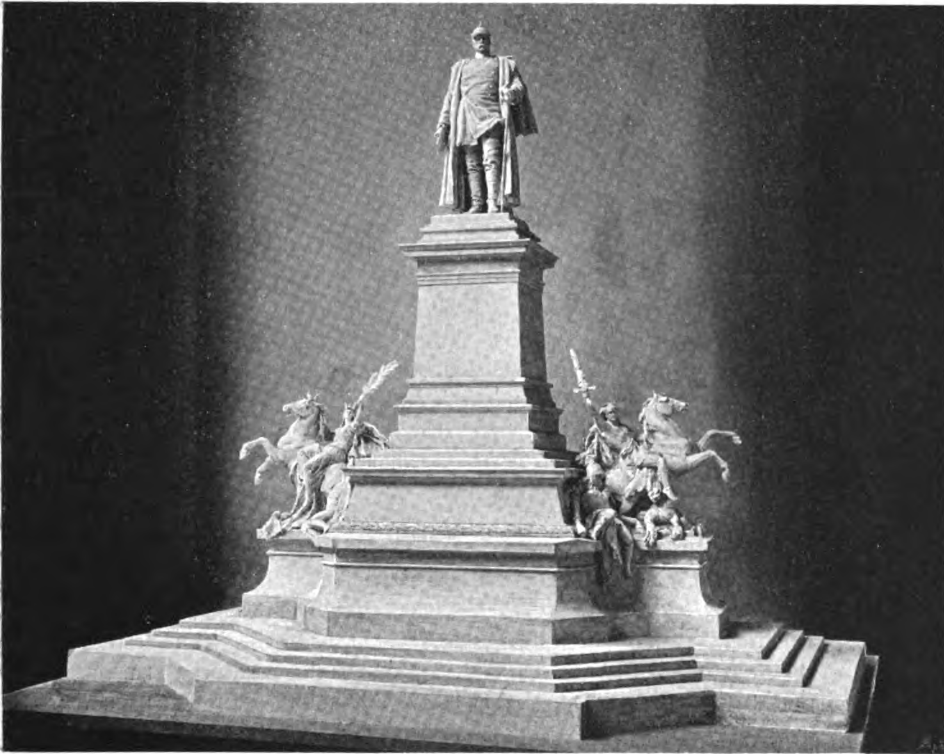
aufs tiefste zu bedauern, wenn gerade diese Gruppe kleinlichen Bedenken zum Opfer fallen würde. Die Rücksichten auf die Gefühle des unversöhnten und unversöhnlichen Nachbarn, selbst die diplomatische Leisetreterei, die bei gewissen internationalen Verwickelungen zur Verhütung eines Weltkrieges ohne Zweifel berechtigt und notwendig ist, sind der Mehrzahl unseres Volkes verhaßt. Darum sollte man wenigstens bei nationalen Denkmälern dem Verlangen, der Sehnsucht der Volksseele nachgeben und bei einem Standbilde Bismarcks nicht den Hinweis auf die Gründe unterdrücken, die ihn zum „bestge-

haßten Mann" seines Jahrhunderts gemacht haben. Der deutsche Michel hat leider immer noch die unheilvolle Neigung, bisweilen tief einzuschlafen, und es kann darum gar nicht schaden, wenn er immer durch monumentale Wahrzeichen munter und erinnerungskräftig erhalten wird. Dazu wollen auch die Reliefs helfen, mit denen Begas die rund herausspringenden Mittelteile des Unterbaues und die Seitenflächen des Sockels geschmückt hat. Mit echt Bismarckschem Humor werden an der Vorderseite des Unterbaues Scenen aus der Kindheit des deutschen Michels dargestellt. Man sieht, wie ein kleiner Knabe am Gängelbande geführt, wie der schon recht lang gewordene Michel aus seinem Traumschlafe aufgerüttelt wird und wie der Schulmeister der deutschen Einheit zwei widerhaarige Knaben, Nord- und Süddeutschland, zusammenzubringen sucht. Auf der Rückseite werden uns die glücklichen Erfolge dieser rauhen Erziehungskünste in drei weiteren Reliefdarstellungen vorgeführt: der Krieg gegen den Erbfeind hat schnell die Einheit hergestellt, Germania sieht ihre beiden Söhne in brüderlicher Vereinigung, und zum würdigen Abschluß dieser Bilderreihe erscheint auf ihrem Triumphwagen die Siegesgöttin, die ihren Lieblingen die wohlverdienten Kränze reicht.

Wieviel von diesem Entwurfe übrig bleiben wird, wissen wir zur Zeit, wo wir diese Zeilen niederschreiben, noch nicht. Schwere Kämpfe dürfte es aber kosten, ehe sich Begas etwas Wesentliches von seinem Entwurfe abringen lassen wird. Das Schicksal hat ihm gerade bei öffentlichen Denkmälern übel genug mitgespielt. Schon bei seinem Schillerdenkmal für Berlin haben allerhand Bedenken und Rücksichten den Flug seines Genius niedergehalten, so daß die Ausführung des Denkmals, die vor dreißig Jahren als etwas unbeschreiblich Verwegenes galt, uns heute bereits im Vergleich zu Begas' späteren Schöpfungen als nüchtern und trocken, jedenfalls nicht als besonders genial und überwältigend erscheint. Auch seine geistvollen Entwürfe für die Denkmäler der Brüder von Humboldt, die wie eine wahre Erlösung wirkten, weil der Künstler es gewagt hatte, mit dem herkömmlichen Schema zu brechen und an dessen Stelle freie Erfindungen einer fruchtbaren Phantasie zu setzen, fanden keine Gnade vor den Augen des Komitees, und so wurden die von gleichem Schönheitsgefühl durchdrungenen Verehrer des Künstlers mit zwei langweiligen Sitzfiguren abgespeist, von denen Begas aus gewissen Rücksichten nur eine ausführen durfte. Bei der großen monumentalen Schöpfung endlich, die sieben Jahre seines Lebens fast allein in Anspruch genommen hat, bei dem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I., mußte er seine Gestaltungskraft auch oft genug zügeln, weil er einem höheren Willen gehorchen mußte. Nun, wo er abermals aus dem Vollen seiner schöpferischen Natur gespendet hat, sieht er zu seinem Schmerze, wie sich wiederum Hindernisse vor ihm auftürmen, und wer will es ihm verargen, wenn er sich in trotzigem Groll gegen jede Schmälerung seiner künstlerischen Rechte aufbäumt und hartnäckig an seinem ersten Entwurfe festhält, der seinen höchsten Absichten entspricht?

Auch Rudolf Siemering hat ganz ähnliche Enttäuschungen erlebt, obwohl ihm die Stimme des Volkes öfter günstiger gewesen ist als seinem glücklicheren Nebenbuhler. Als er sich zu dem zweiten Wettbewerb um das Bismarckdenkmal entschloß, mußte er den schönen Traum fahren lassen, den er zu verwirklichen hoffte, da er seinen ersten Konkurrenzentwurf schuf. Sein Ruhm, man darf wohl sagen seine Volkstümlichkeit, ist aus einer glücklichen Eingebung des Augenblicks entsprossen, aus einem in wenigen Wochen improvisierten Relief, das sich wie ein festliches Schmuckband um einen Sockel schlang, der die Gruppe der Germania und ihrer wiedergewonnenen Kinder Elsaß und Lothringen trug. Sie bildete einen Teil der Dekoration der Triumphstraße, durch die die ruhmgekrönten Truppen mit ihrem kaiserlichen Feldherrn an der Spitze am 16. Juni 1871 in die neue Reichshauptstadt einzogen. Mit einmütiger vaterländischer Begeisterung wurde damals die monumentale Erhaltung dieses Reliefsfrieses, der in wahrhaft klassischer Form den Abschied und die Heimkehr der siegreichen Krieger darstellte, verlangt, und es wurden auch die Vorbereitungen dazu durch öffentliche Aufrufe getroffen. Aber die Wogen der Begeisterung ebbten schnell wieder ab, und so mußte der glück-

liche Schöpfer dieses Meisterwerkes sich damit begnügen, es als Schmuck kunstgewerblicher Arbeiten, wie Vasen, Weinbowlen und dergleichen mehr, und zuletzt auch für einen dekorativen Zweck in Görlitz, in der Umgebung der dort aufgestellten ersten, von den schlesischen Jägern eroberten französischen Kanone, verwertet zu sehen. Noch einmal machte er eine Anstrengung, diesem Werke zu einer würdigen Auferstehung zu verhelfen, indem er in etwas veränderter Anordnung den langgestreckten, in der Grundform oblongen Sockel seines ersten Entwurfes für das Bismarckdenkmal mit diesem Reliefsfries schmückte. Was er auf den Sockel stellte, war freilich ganz dazu angethan, ein Denkmalkomitee, das nicht völlig von den gewöhnlichen Geleisen, in denen solche Dinge zu verlaufen pflegen, abweichen wollte, gründlich abzuschrecken. Anknüpfend an das Wort des Reichskanzlers: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!" hatte er die jugendliche Germania mit dem Reichsbanner in der Rechten hoch zu Roß dargestellt, das ruhig, gemessenen Schrittes über einen erschlagenen Lindwurm hinwegschreitet, vor der linken Flanke des Rosses den Kanzler in Küraß und Helm, der noch die Rechte erhoben hält, mit der er den Zügel eben hat fahren lassen, während die Linke den Griff des Pallasches umklammert. Bei der zweiten, entscheidenden Konkurrenz sah sich Siemering genötigt, dieses schöne poetische Sinnbild aufzugeben und sich mit einem schlicht realistischen Standbild zu begnügen. Auf einfachem, kräftig gegliedertem Sockel steht die mächtige Gestalt in schlichter, aber echt monumentaler Haltung. Der Reitermantel ist weit über der Brust geöffnet und giebt so der Figur in der Breite mehr Wucht und Fülle der Konturen, während er zugleich den Vorteil eines massigen Hintergrundes gewährt. Im ganzen die plastische Verkörperung einer historischen Erscheinung, die sich ihres Wertes, ihrer Würde, ihrer Machtfülle bewußt ist, der auch der Unkundige auf den ersten Blick anmerkt, daß hier etwas



Gustav Eberlein in Berlin: Entwurf für das Bismarck-Denkmal in Berlin.

Großes, Gewaltiges, die gewöhnliche Menschheit an Geist und Kraft Überragendes vor ihm steht (Abbild. S. 89).

Die Figur, um deren Sockel noch einige im Entwurf nur flüchtig angedeutete Figuren gruppiert sind, erhebt sich inmitten einer Plattform. Es ist eine weitläufige Anlage, die auf eine architektonische Gestaltung des Platzes im Zusammenhang mit dem Reichstagsgebäude abzielt. Zu dieser Plattform führt eine Freitreppe hinauf, die an ihrem oberen Ende von zwei Gruppen flankiert wird, die der Künstler mit liebevoller Sorgfalt durchgeführt hat (s. Abbild. S. 90 u. 91). Er wollte damit zu dem strengen Realismus seiner Hauptfigur Gegenbilder schaffen, in denen sich die Phantasie des Künstlers ausleben konnte. Links überreicht Germania mit anfeuernder, mahnender Gebärde das geweihte Schwert dem in den Kampf ziehenden Jüngling, den sein treuer Rüde als tapferer Bundesgenosse begleitet. Seine von Kraft strotzenden Glieder, seine heldenhafte Haltung verheißen den Sieg. Die Gruppe zur Rechten zeigt den Heimgekehrten, der nach Überwindung des zu seinen Füßen liegenden Drachen mit stolzem Selbstbewußtsein und doch mit inniger Hingabe der thronenden Germania, die sich ihm liebevoll zuneigt, den Siegespreis, die Kaiserkrone darbietet.

Auch Fritz Schaper hat bei der Gestaltung seiner Bismarck-Figur nur die geschlossene monumentale Wirkung innerhalb der geschichtlichen Erscheinung im Auge gehabt. Das Pathetische oder gar Theatralische ist seinem Wesen überhaupt fremd. Er geht bei seinen Bildnisfiguren und Porträtbüsten stets auf den inneren Kern des Menschen aus, und nach ihm gestaltet er das Äußere. Für Köln hat er den Bismarck der siebziger Jahre dargestellt, den siegreichen Helden, der nach beispiellosen Erfolgen fest auf das deutsche Schwert gestützt einer ganzen Welt die Stirn bieten konnte. Darum steht Bismarck auch unbedeckten Hauptes da. Der Beschauer soll die hochgewölbte Stirn, den sozusagen monumentalen Kopf sehen, aus dem der Gedanke der Einigung der deutschen Länder entsprungen ist und dessen mühsame Arbeit ihn zur That reifen ließ. Auch der geringe Umfang des Denkmalsplatzes rechtfertigte eine so intime Auffassung, die ungefähr der Haltung entsprach, die Bismarck während seiner Reden im Reichstage einzunehmen pflegte. Bei dem ersten Wettbewerb um das Berliner Bismarckdenkmal hielt Schaper noch an dieser Auffassung fest, wenn er auch im übrigen den Kopf, einem etwa um zehn Jahre höheren Alter entsprechend, umgestaltete. Dementsprechend wurden die Hände nicht mehr um den Griff des Pallasches geschlossen, sondern Bismarck tritt uns hier in milder Hoheit als Friedens- und Segensspender entgegen: die Linke lässig auf den Pallasch gestützt, in der Rechten eine Rolle, die vielleicht eine der Botschaften Kaiser Wilhelms I. aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens enthält. Von Grund aus umgewandelt wurde jedoch auch dieser Entwurf, als Schaper an dem zweiten Wettbewerbe teilzunehmen beschlossen hatte. Nicht mehr an eine einzelne Phase von Bismarcks Wirken, nicht mehr an eine einzelne Seite seiner Thätigkeit knüpfte der Künstler an, sondern er suchte den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung seines Wesens in einem Abbild eherner Ruhe zu erschöpfen. Im Gegensatze zu dem leidenschaftlich erregten, dem „nervösen Bismarck“ von Begas stellte er den rocher de bronze hin, an dem ganze Ströme von offenen und geheimen Feindschaften, von Niedertracht und Bosheit, von Dummheit und Verleumdung abgeprallt sind, den Mann voll felsenfesten Vertrauens auf Gott und die ihm verliehene Thatkraft (s. Abbild. S. 92 u. 93). Durch eine glückliche Bewegung des Armes, der sich auf den Griff des Pallasches stützt, ist in die monumentale Straffheit der Gestalt Leben und Fluß gebracht worden. Der Uniformrock ist in Falten gezogen, die in denen des Ärmels des Überrocks ein rhythmisches Gegenspiel finden, und diese einfache Bewegung hat der Figur die Einförmigkeit genommen, die sonst bei einer militärischen Interimsuniform unvermeidlich ist. Von welcher Seite man auch die Figur betrachten mag — immer giebt sie eine reizvolle und doch energisch umrissene Silhouette. Um die Wucht dieses Eindrucks nicht zu schmälern, hat Schaper von dem Sockel jedes störende Beiwerk von Gruppen oder Einzelfiguren ferngehalten, wobei er sich auf jene schon erwähnte Stelle des Einladungsschreibens stützt, an der der Wunsch



Otto Lessing und H. Jassoy in Berlin: Entwurf für das Bismarck-Denkmal in Berlin.

ausgesprochen wird, „daß der Schwerpunkt des künstlerischen Beiwerkes nicht in die Anhäufung von Beifiguren am Unterbau des Standbildes gesetzt werden möge“. In der That muß ein Bismarck, wenn es der rechte, echte Bismarck sein soll, für sich selbst allein sprechen; er darf nicht durch aufdringliche Nebenfiguren, die nur mühsam in Beziehungen zu ihm gebracht worden sind, in seiner persönlichen Wirkung beeinträchtigt werden. Schaper hat sich darum auf eine sorgfältige architektonische Durchbildung des Sockels und des Unterbaues beschränkt, deren energische Linienführung mit der ehernen Gestalt in vollem Einklang steht. Die Vorderseite des Sockels ist mit dem von der Fürstenkrone überhöhten Bismarckschen Familienwappen geschmückt, und die Seitenfelder rechts und links füllen zwei vertiefte Reliefs, die den jugendlichen Recken Siegfried darstellen, wie er sein Schwert schmiedet und den Drachen tötet.

Es ist ein Denkmal an sich, das auch ohne die monumentale Umgebung wirkt, die Schaper für die Aufstellung auf dem Königsplatz geschaffen hat, ein Denkmal, würdig eines großen Gemeinwesens, das den Gründer des Deutschen Reiches, so wie er unter uns gewandelt ist, den kommenden Geschlechtern in seiner heldenhaften Größe überliefern will. Wenn uns dabei zuerst der Gedanke an Hamburg aufkommt, das noch die Pflicht zu erfüllen hat, seinem Ehrenbürger und Nachbarn ein Standbild zu errichten, so hat uns dabei die Erinnerung an ein anderes Denkmal geleitet, das Hamburg bereits seit sechzehn Jahren von Schapers Hand besitzt, an das Bronzebild Lessings auf dem Gänsemarkt. Man thut den Thatsachen keineswegs Gewalt an, wenn man ein geistiges Band zwischen Lessing und Bismarck herausfindet. Auch Lessings heißester Wunsch war es, das deutsche Volk von der französischen Bevormundung zu befreien, indem er die deutsche Bühne von der Herrschaft der Franzosen unabhängig zu machen und den Deutschen wenigstens durch die Gründung eines Nationaltheaters das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit, der geistigen Einheit zu erwecken suchte. Sein kühner Plan ist gescheitert; aber die dankbare Nachwelt hat erkannt, daß es bei großen Dingen schon genug ist, in kleinen Zeiten Großes gewollt zu haben. Zu diesem jugendlichen Lessing, der dort in Hamburg trotz des Zusammenbruches seiner schönsten Hoffnungen erhobenen Hauptes auf seinem Sitze thront, von dem er Deutschland gelehrt hat, seine nationalen Güter hochzuhalten, zu diesem idealistisch gestimmten Lessing würde Schapers Bismarck, der realistische Vollender des deutschen Einigungswerkes, ein ungemein wirksames Gegengewicht abgeben. Dort das durch und durch litterarische achtzehnte Jahrhundert mit seinen Federkriegen, hier das neunzehnte Jahrhundert, das nicht mehr mit Feder und Tinte, sondern mit Eisen und Blut den Zwist der Völker beendet. Die Hamburger mögen sich das gesagt sein lassen. Sie brauchen nur zuzugreifen und sie haben einen Bismarck, der an Wucht und Größe der monumentalen Erscheinung ihren Lessing noch überragen wird.

Für Berlin hätte der Schapersche Entwurf noch insofern einen besonders großen Wert gehabt, als der Künstler die architektonisch-plastische Umgebung des Standbildes mit liebevollem Fleiße ausgebildet hat. Auf die weite Plattform hat er Gruppen und Reiterfiguren verteilt, die Weisheit und Kraft, Krieg und Frieden versinnbildlichen. Dann hat er den Platz noch durch Obelisken, springende Brunnen und Rasenflächen belebt — aber all dieser Aufwand von Phantasie und plastischer Gestaltungskraft ist vergeblich gewesen, weil es dem Komitee gefallen hat, gerade den Entwurf zur Ausführung auszuwählen, dessen Schöpfer allen Unbequemlichkeiten, die gerade die Gestaltung des Platzes bereitet, aus dem Wege gegangen war. Es scheint demnach, daß sich das Komitee die Regelung dieser Frage vorbehalten will, und es haben denn auch bald nach der Entscheidung Beratungen stattgefunden, die zunächst ein unerwartetes Ergebnis zur Folge gehabt haben. Das in architektonischen Angelegenheiten zuständigste Mitglied des Komitees, der Erbauer des Reichstagsgebäudes, Paul Wallot, hat seinen Austritt erklärt, weil das Komitee dahin entschieden hatte, daß für den Abstand des Denkmals von der Front des Reichstagsgebäudes 60 Meter ausreichend sein würden, während Wallot einen Abstand von minde-



Karl Echtermeier u. Heinrich Pfeifer in Braunschweig: Entwurf für das Bismarck-Denkmal in Berlin.

stens 120 Metern gefordert hatte. Bei einer so starken Meinungsverschiedenheit ist zu befürchten, daß das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin, wenn seine Ausführung nach den Wünschen des Komitees erfolgen sollte, keineswegs zur allgemeinen Befriedigung der Nation, die doch auch ein Anrecht darauf hat, ausfallen wird.

Unter diesen Umständen wollen wir bei der Beurteilung der noch übrigen Entwürfe, die weit über die Grenzen Berlins hinaus des Interesses aller Kunstfreunde und Patrioten würdig sind, die für Berlin bestimmte architektonische Umgebung außer acht lassen, sondern uns nur an die Standbilder im engeren Sinne halten. Spricht sich doch

in ihnen das künstlerische Temperament viel deutlicher aus als in architektonischen Versuchen, die bei der Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Konkurrenzprogrammes doch nur auf einen Schuß ins Blaue hinauslaufen mußten.

Gleich Begas, Siemering und Schaper hat sich auch Gustav Eberlein ganz auf sich selbst verlassen, ohne wie andere Bewerber die Mitwirkung eines Architekten in Anspruch zu nehmen. Der Künstler, der sich bis vor kurzem nur als Bildner jugendlicher Anmut und weiblicher Schönheit in mythologischen Einzelfiguren und Gruppen eines wohlbegründeten Ruhmes erfreut hatte, ist in den letzten Jahren mit großen, ihm zu teil gewordenen Aufgaben auch zu entsprechender monumentaler Kraft gewachsen. Er hat dies namentlich in zwei groß erdachten und groß durchgeführten Reiterdenkmälern Kaiser Wilhelms I. für Mannheim und Elberfeld bewiesen, später aber auch in Standbildern Kaiser Friedrichs und des Fürsten Bismarck mit monumentaler Würde die Vorzüge einer intimen, fast empfindsamen Charakteristik zu verbinden gewußt. Manchem sind seine Bismarckfiguren und -büsten bisweilen sogar etwas zu sentimental, zu weltschmerzlich angehaucht erschienen. Von diesen Beigaben, die dem wahren Charakter Bismarcks allerdings fremd sind, ist seine für Berlin bestimmte Figur ganz und gar frei geblieben.

In selbstbewußter, zu entschlossenem, rücksichtslosem Vorgehen bereiter Haltung steht sie auf hohem Sockel, der von einem an den Seiten weit vorspringenden, reich und rhythmisch gegliederten Unterbau getragen wird (s. Abbild. S. 95). Wie Begas hat auch Eberlein das Gefühl gehabt, daß durch eine möglichst breite Ausladung des Unterbaues nach beiden Seiten hin das wirksamste Gleichgewicht gegen die Masse der architektonischen Coulisse geschaffen werden könne. Mit Siemering und Schaper hat er aber auch die Empfindung geteilt, daß die deutsche Kunst endlich einmal mit der Symbolik der griechisch-römischen Plastik brechen müsse, wenn es gilt, den größten Deutschen des 19. Jahrhunderts zu verherrlichen. Es ist nicht abzuleugnen, daß auch die Götter- und Sagengestalten der deutschen Vorzeit unserem Volke durch lange Entwöhnung unverständlich und fremd geworden sind. Wir haben aber an dem Beispiel Richard Wagners gesehen, daß es nur einer genialen Kraft bedarf, um versunkene und vergessene Schatten wieder leibhaftig und lebendig zu machen. So ist auch Eberlein auf dem rechten Wege gewesen, als er für die Gestaltung der leidenschaftlich bewegten Gruppen, die die Vorsprünge des Unterbaues schmücken, in die Welt der alten Germanen zurückgriff. Auf dem rechten Vorsprung erhebt ein germanischer Kriegsheld, Armin dem Cheruskerfürsten vergleichbar, auf feurigem, sich hochaufbäumendem Rosse jubelnd das siegreiche Schwert, nachdem er den Drachen bezwungen hat. Zu seiner Rechten sitzt ein bärtiger Krieger mit Keule und Schild, zu seiner Linken ein anderer, mit dem Schwert bewaffneter. Dieser Gruppe entspricht auf der linken Seite eine nicht minder bewegte: eine berittene Schlachtenjungfrau reicht die im Kampfe gewonnene Palme des Friedens dem Kanzler, dem Friedenbringer, entgegen. Der sterbende Jüngling zu ihren Füßen, der noch im Tode die Fahne umklammert hält, erinnert an die Opfer, die der errungene Friede gekostet hat. Auf der anderen Seite erfreut sich aber bereits der Landmann mit dem Spaten seiner Segnungen. Zwei glänzende Schöpfungen einer wahrhaft begnadeten, aus dem Vollen schöpfenden Phantasie, die nicht das Los so vieler Konkurrenzentwürfe teilen, sondern irgendwo bei einem anderen nationalen Denkmal oder beim Schmucke eines monumentalen Platzes, einer öffentlichen Parkanlage in Erz verewigt werden sollten. Mit Begeisterung erfunden, mit Feuer und poetischem Schwung durchgeführt, werden sie nicht verfehlen, auch anderen diese Begeisterung mitzuteilen.

Otto Lessing, wohl der am meisten beschäftigte unter den Bildhauern Berlins, der sich nicht nur durch eine fast unübersehbare Reihe von dekorativen Arbeiten für öffentliche und Privatbauten einen geachteten Namen erworben, sondern sich auch in einem Denkmal seines großen Vorfahren Gotthold Ephraim Lessing für Berlin als trefflichen Monumental- und Porträtbildner bewährt hat, hat sich mit H. Jassoy, einem aus Süddeutschland stammenden Architekten von origineller Begabung, verbunden. Noch mehr als bei seinem Lessingdenkmal hat er ver-

UNIV. OF CALIFORNIA



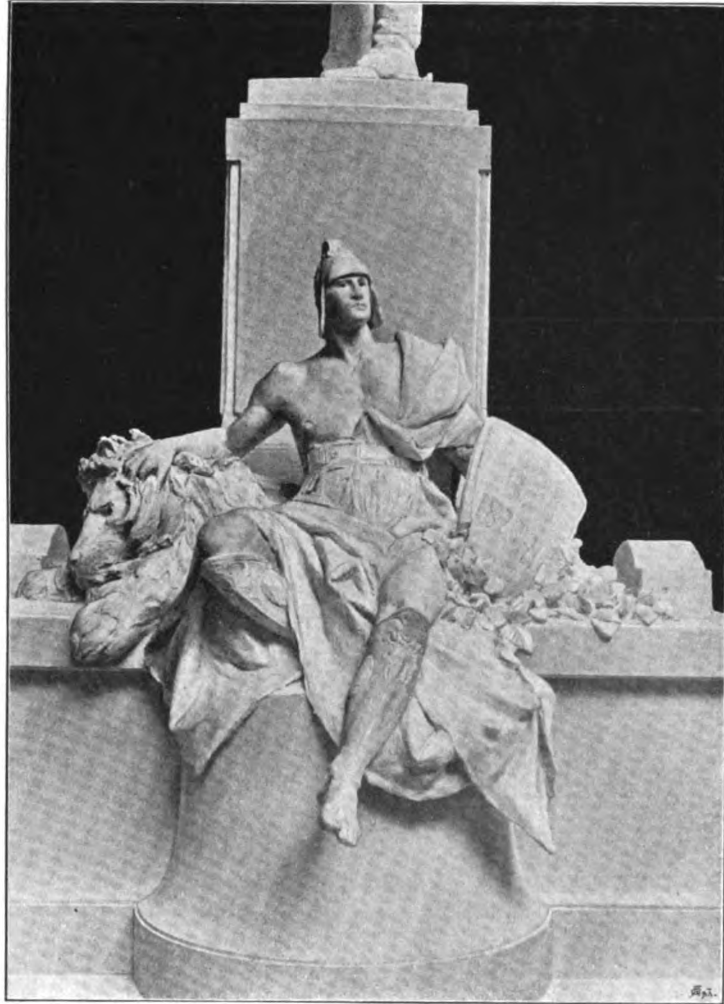
Adolf Brütt: Bildnisfigur für das Bismarck=Denkmal in Berlin.

sucht, mit dem herkömmlichen Denkmalschema zu brechen und durch eine ganz eigenartige Anlage die gefährliche Konkurrenz mit der Front des Reichstagsgebäudes zu umgehen. Das eigentliche Denkmal steht auf einer Plattform, deren gewaltig sich ausdehnender Unterbau auf das reichste architektonisch ausgebildet und nicht minder reich mit Reliefs, Freigruppen und anderem Bildwerk geschmückt ist. Vom Königsplatze aus führt eine breite Freitreppe einige Stufen hoch zu einem Podest, von dem sich rechts und links Treppenarme abzweigen, auf denen man die Plattform erreicht. In ihrer Mitte erhebt sich auf hohem, an allen vier Seiten weit vorspringendem Sockel ein Obelisk, dessen Spitze mit dem eisernen Kreuze gekrönt ist. Auf dem vordersten Sockelvorsprung, vor der Stirnseite des Obelisken, der ihm somit, unbeeinträchtigt durch die Front des Reichstagsgebäudes, einen eigenen, voll wirkenden und abgeschlossenen Hintergrund gewährt, steht der Kanzler in Küraß und Helm, breitbeinig und mit weit ausgestreckten Armen, die ganze Fülle seiner mächtigen Gestalt ausdehnend. Die Linke stützt er auf den Pallasch, in der Rechten hält er ein offenes Schriftblatt, die Kaiserproklamation oder ein anderes weltgeschichtliches Dokument. Es muß wohl die Kaiserproklamation sein, denn auf den seitlichen Sockelvorsprüngen jubeln ihm bewegte Volksgruppen entgegen: Männer und Frauen, Mädchen und Knaben unserer Zeit. Links sind es die Männer und Frauen des deutschen Nordens, rechts die durch ihre malerischen Trachten gekennzeichneten Söhne und Töchter der süddeutschen Berge. Und dieser Jubel verstärkt sich noch in der symbolischen Gruppe, die wir in der halben Höhe des Obelisken erblicken. Über dem preußischen Königsaar, der in seinen Fängen ein Bündel mit herabzuckenden Blitzen trägt, schwebt eine jugendliche Frauengestalt, die, in der Linken die Friedenspalme, in der Rechten die Kaiserkrone emporhebt. In den Ecken, zu beiden Seiten des Sockelvorsprunges, auf dem der Kanzler steht, sieht man die Vertreter altgermanischer Volkskraft: links einen Krieger mit Schwert, der sich an einen gezähmten Bären lehnt, rechts einen anderen mit Streithammer, der sein gefülltes Trinkhorn zum Kanzler emporhebt, und vor ihm einen den Rachen weit aufsperrenden Löwen. Auf dem Sockelvorsprung an der Rückseite des Obelisken wird die Reihe der Bildwerke durch die Gestalt des schlafenden Barbarossa abgeschlossen, den ein Knabe zu wecken scheint.

Wie befremdend auch die Verbindung von realistischen Figuren aus dem modernen Leben mit allegorischen Gestalten und solchen der Mythe auf den ersten Blick wirken mag, so ist doch die Gestaltungskraft des Künstlers so groß und mannigfaltig, daß die Gegensätze bald vor den Augen des Beschauers verschwinden und ihn das volkstümliche Element in der Seitengruppe, das die meisten übrigen Entwürfe leider vermissen lassen, zur Bewunderung zwingt (s. Abbild. S. 97).

Ein eigentümlicher Zufall hat es gefügt, daß **Karl Echtermeier** in Braunschweig, der sich mit dem Architekten Professor Heinrich Pfeifer verbunden hatte, auf einen ähnlichen Gedanken der Aufstellung gekommen ist, wobei er freilich zum Teil von anderen Erwägungen ausgegangen war. Beide Künstler hatten diesen Gedanken übrigens schon früher bei der Konkurrenz um ein Bismarckdenkmal für Düsseldorf zum Ausdruck gebracht, wodurch ihre völlige Unabhängigkeit von fremden Einflüssen erwiesen ist. Wie in dem ihrem Entwurfe beigegebenen Erläuterungsbericht zu lesen war, haben sie dabei an die Rolandsbilder oder Rolandssäulen des deutschen Mittelalters angeknüpft. Damit war für das Standbild des Fürsten Bismarck einerseits ein vollkommen ausreichender architektonischer Hintergrund gewonnen worden, andererseits ist aber auch dieser Gedanke einer „Rolandartigen Aufstellung des Standbildes am deutschen Markstein" ein echt nationaler. Ferner führten auch noch andere gewichtige Gründe zur Wahl dieser Aufstellung. Es ist durchaus zutreffend, was die Künstler in ihrem Erläuterungsbericht sagen, daß nämlich kolossale Porträtfiguren auf Plätzen von den Abmessungen des Berliner Königsplatzes keinen hohen Unterbau vertragen, und man wird die Richtigkeit dieser Beobachtung wahrscheinlich nach der Aufstellung des zur Ausführung bestimmten Entwurfes bestätigt sehen. Mit einer ein-

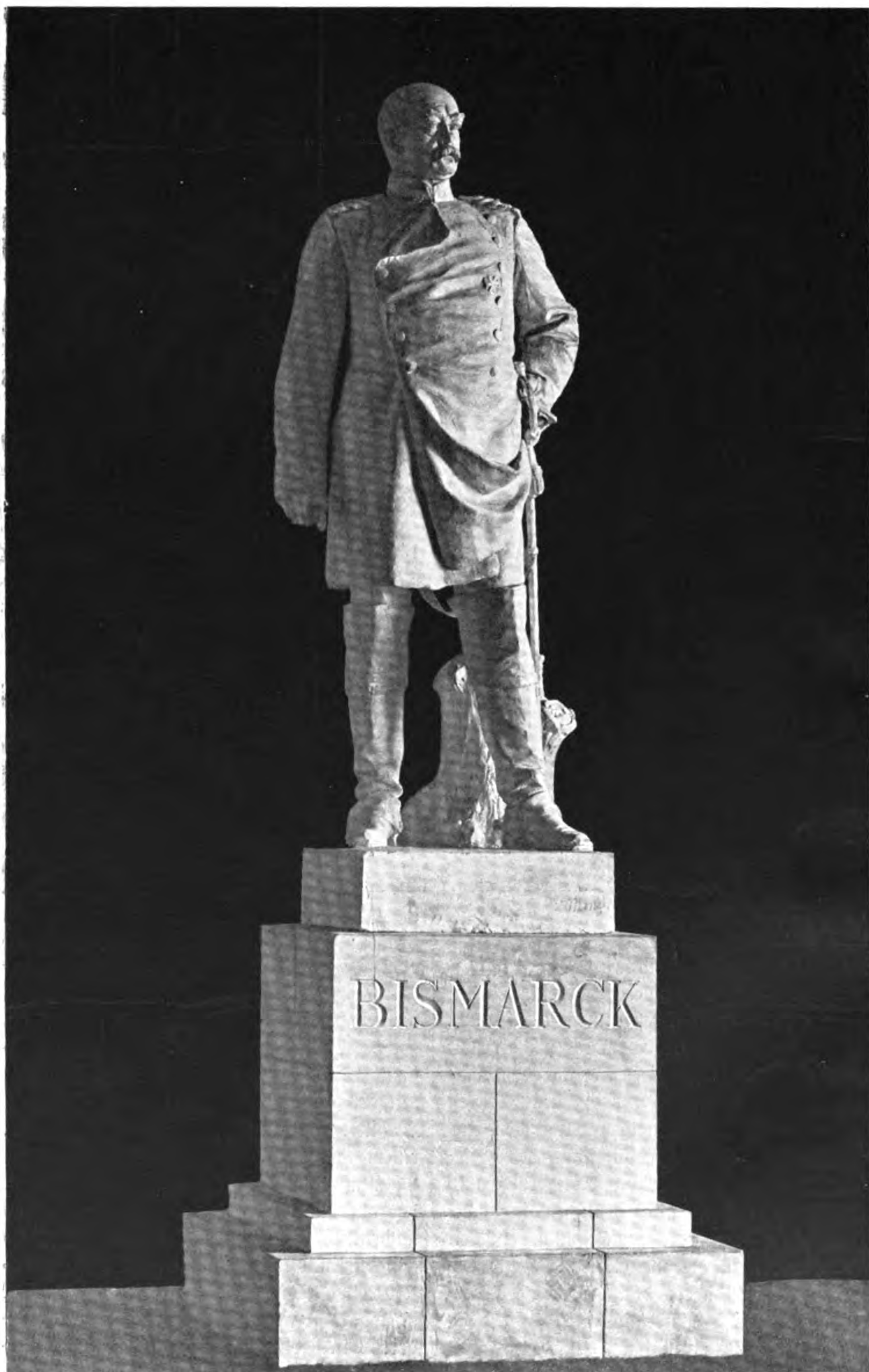
fachen Tiefstellung des Denkmals würde, wiederum mit Rücksicht auf die gewaltige Ausdehnung des Königsplatzes, schwerlich ein Eindruck erzielt werden können, der der Bedeutung eines Nationaldenkmals entspräche. Aus diesen Erwägungen sind die Künstler zu ihrem Entwurfe gekommen, der „die Figur des Fürsten durch einen ruhigen, neutralen Hintergrund um so bedeutender hervorhebt, dabei gleichzeitig eine Aufstellung der Kolossalfigur in geringer Tiefe über dem Terrain und eine mächtige Fernwirkung des ganzen Denkmals ermöglicht." Der monumentalen Ruhe des Hintergrundes entspricht auch die einfache, schlichte Haltung der Figur, die uns den wirklichen Bismarck ohne rhetorisches Pathos in seiner Ehrfurcht gebietenden, weltgeschichtlichen Größe vor Augen führt (s. Abbild. S. 99).



Adolf Brütt: Der Krieg. Seitengruppe des Bismarck-Denkmals für Berlin.

In der feinen, trotz der Skizzenhaftigkeit des Entwurfes schon tief eindringenden Charakteristik des Kopfes und in den Figuren und Gruppen, die den architektonischen Unterbau einfassen, der Bekämpfung der Zwietracht, der Verbrüderung von Nord und Süd und den vier alten deutschen Kardinaltugenden: Gerechtigkeit, Mäßigung, Klugheit und Tapferkeit, erkennen wir die Hand des geistvollen Bildners, der die acht Länderstatuen für die Gemäldegalerie in Kassel, das Abtdenkmal für Braunschweig und das Bismarckdenkmal für Magdeburg geschaffen hat.

Von den zehn Bildhauern, die in dem ersten Wettbewerb die ersten Preise davongetragen und auch an dem zweiten teilgenommen haben, sind noch Karl Hilgers, Fritz Schneider und die Brüder Ludwig und Emil Cauer zu erwähnen. Am meisten hat Hilgers enttäuscht, obwohl er sich mit dem Architekten Bruno Schmitz verbunden hatte, einem Künstler von großem Reichtum der Phantasie und von kühner Erfindungskraft, der aber in diesem Falle völlig versagt und namentlich im Aufbau des aus mühlsteinartigen Rundstücken zusammengetürmten Sockels etwas durchaus Verfehltes geschaffen, ja sogar geradezu die Satire herausgefordert hat. An diesem Mißerfolge konnte auch die tüchtige, ernsthaft durchgearbeitete Gestalt Bismarcks, die freilich, für den



Ludwig Manzel in Charlottenburg: Hauptfigur für das Bismarck-Denkmal in Berlin.

Aufstellungsort ganz unpassend, unbedeckten Hauptes dargestellt war, nichts ändern. Fritz Schneider hatte für seinen Bismarck eine theatralische, eigentlich fast komödiantenhafte Haltung gewählt, und mit ihr stimmten auch die allegorischen Figuren überein, die in malerischer Unordnung den Sockel, ohne Rücksicht auf dessen architektonische Grundlinien, umgaben. Die Brüder Cauer, der bekannten Bildhauerfamilie entstammend, die ihren Wohnsitz früher in Kreuznach und später in Rom hatte, waren mit zwei Bismarckfiguren gekommen, die eigentlich beide von gleichem Werte waren. Die eine zeigte den Kanzler in langem Mantel, die Hände über den Pallaschgriff gekreuzt, während die andere lebhafter bewegt war, mit etwas mehr erhobenem Haupt und straffer aufgerichtet. Hier faßte nur die Linke den Pallaschgriff, und darüber war die Rechte gelegt, die eine Schriftrolle mit festem Griff umklammert hielt.

Außer Begas waren, wie wir schon erwähnt haben, noch vier andere Bildhauer eingeladen worden. Drei von ihnen sind der Einladung gefolgt: Adolf Brütt in Berlin, Ludwig Manzel in Charlottenburg und Rudolf Maison in München.

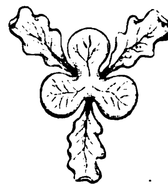
Auf die Schöpfung Maisons war man am meisten gespannt gewesen. Selten ist ein Künstler so schnell wie er durchgedrungen. Er hat — in München wenigstens — eine wahre Revolution in der Plastik hervorgerufen, und als dort vor Jahren die jetzt wieder ausgeglichene Spaltung innerhalb der Künstlergenossenschaft ausbrach, war er einer der ersten, die mit Entschlossenheit für jene Freiheit der künstlerischen Bewegung eintraten, die in der sogenannten „Secession“ ihre Zufluchtsstätte und ihren Hort fand. Er hat inzwischen Vieles und Gutes geleistet. Er hat für die Rückseite des Reichstagsgebäudes zwei mittelalterliche, berittene Herolde geschaffen, an denen sich monumentale Wucht mit feiner Belebung der Einzelheiten verbindet, und nebenbei hat er in vielen phantastischen und realistischen Genrefiguren und -gruppen, die er mit den Farben der Natur ausgestattet hat, der Polychromie in der Plastik neue Wege gewiesen, die ein gutes Ziel verheißen. Man erwartete darum etwas ganz Außergewöhnliches von ihm; aber diese Erwartung ist betrogen worden. Wir wissen nicht, ob ihn nur die Lust trieb, bei seinem Entwurf für das Bismarckdenkmal gegen das unleugbar schematische Wesen unserer Denkmälerplastik Verwahrung einzulegen, oder ob er gar die Absicht gehabt hat, mit seinem Entwurf eine Kritik zu verbinden, deren letztes Ziel vielleicht eine Anspielung auf den Verlauf des Bismarckschen Wirkens sein soll. In einem Lehnstuhl aus den Tagen unserer Urgroßväter sitzt ein müder, gebrochener Greis, der den linken Ellenbogen auf die Seitenlehne stemmt und mit der Hand das Kinn stützt. Er blickt mißvergnügt und sorgenvoll zugleich in das Leere. Hinter ihm erhebt sich auf hohem Sockel das archaistische Standbild einer Pallas Athene in starrer, feierlich geschlossener Haltung. Ein Mann wie Maison mußte im voraus wissen, daß sich ein solches Bildwerk nimmermehr mit seiner Umgebung und seinem architektonischen Hintergrunde verbinden lassen würde. Es wird sich aber auch schwerlich eine andere Stadt finden, die auf der Suche nach einem würdigen Bismarckdenkmal auf diesen Entwurf verfallen könnte, der, so wie er ist, nur Spott und Hohn herausfordern kann.

Mit Ernst und Eifer, mit voller Hingabe an den großen Gegenstand haben dagegen Adolf Brütt und Ludwig Manzel ihre Entwürfe ausgeführt. Beide sind keine Jünglinge mehr. Brütt ist dreiundvierzig und Manzel vierzig Jahre alt. Sie sind aber erst in den letzten Jahren dazu gelangt, an großen Aufgaben ihre eigenartige Begabung zu erproben. Brütt hatte lange Jahre in Genre- und Idealfiguren, besonders in der nackten Figur einer arabischen Schwerttänzerin, eine beachtenswerte Begabung entfaltet, die besonders auf edle und kräftige Formenbildung gerichtet war. Obwohl ein Schüler von Reinhold Begas, hat er sich doch gehütet, allzustark den malerischen Neigungen seines Lehrmeisters nachzugeben, und als er sich endlich vor eine große Aufgabe gestellt sah, nachdem ihm seine Vaterstadt Kiel die Ausführung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals übertragen hatte, hat er das Vertrauen seiner Mitbürger durch eine Schöpfung von wahrhaft monumentalem Stil, getragen durch eine wahre und tiefe Empfin-

dung, vollauf gerechtfertigt. Von demselben Gefühl für große Wirkung bei tief eindringender Charakteristik wurde er auch bei seinem Entwurf für das Berliner Bismarckdenkmal geleitet. Wie er sich's im Zusammenhang mit dem Reichstagsgebäude gedacht hat, zeigt unsere Abbildung S. 83, die zugleich typisch ist für die von der Mehrzahl der Konkurrenten gewählte Aufstellung des Denkmals innerhalb einer architektonischen Umfriedigung. Diese auf schlichtem Sockel stehende Bismarckfigur zeigt den Recken breitbeinig in straffer Haltung, ein Bildnis von realistischer Treue und doch von monumentaler Wucht, das von eingehenden Studien zeugt (s. Abbild. S. 101). Daß diese Studien nicht vergeblich gewesen sind, hat der dem Künstler zwischen der ersten und zweiten Konkurrenz zu Teil gewordene Auftrag zu einem Bismarckdenkmal für Altona bewiesen, das kürzlich enthüllt worden ist. Die Sockelfiguren, die Brütt für den Berliner Entwurf gewählt hat, sind die jedem Gebildeten geläufigen Sinnbilder des Friedens und des Krieges. Dieser sitzt in Gestalt eines mit Helm, Schild, Schwert und Beinschienen bewehrten römischen Kriegers auf dem rechten Vorsprung des Unterbaues. Mit dem rechten Arm auf einen ruhenden Löwen gestützt, späht er, mit kühner, fast finsterer Entschlossenheit im Blick, nach einem etwa sich nahenden Gegner (s. Abbild. S. 103). Es ist eine von den herben, aus Erz gegossenen Gestalten, für die uns der florentinische Bildner Andrea del Verrocchio in dem Reiterbilde des Söldnerführers Colleoni ein klassisches Vorbild geschaffen hat. Desto anmutiger und lieblicher ist die links thronende Jungfrau, die nebst dem sich an sie schmiegenden Knaben mit einem Palmenzweige und den um sie gruppierten Schriftrollen, Gesetzbüchern und Karten den Frieden und seine Errungenschaften veranschaulicht. Beide Sockelfiguren sprechen ebensosehr für die eigenartige Gestaltungskraft ihres Schöpfers wie für die Virtuosität, mit der er die plastische Formensprache in ihrem mannigfaltigen Ausdrucksvermögen zu beherrschen weiß.

Ludwig Manzel, der erst vor wenigen Jahren mit einem monumentalen Brunnen für Stettin, einem Werke von schwung- und phantasievoller Erfindung und großartigem Aufbau, in die erste Reihe unserer Monumentalbildner getreten ist, hat gleich Schaper alles figürliche Beiwerk — es sind Vertreter der Schiffahrt, des Handwerks, des Ackerbaues und Handels — in die mit Brunnenanlagen versehene architektonische Umgebung verwiesen und seinen Bismarck durch schlichte Größe für sich selbst sprechen lassen (s. Abbild. S. 104). Auch ihm ist es gelungen, ein treffendes Abbild jener mit Kühnheit gepaarten Genialität zu schaffen, die alles um sich herum verdunkelte und gerade dann um so heller aufleuchtete, wenn schwere gewitterdrohende Wolken am Horizont auftauchten. —

So darf wohl die Mehrzahl der beteiligten Künstler, auch wenn sie um den eigentlichen Siegespreis gekommen sind, mit berechtigtem Stolz auf diesen Wettkampf edler Kräfte zurückblicken, und es wird eine Ehrenpflicht patriotischer Männer sein, die sich an irgend einem Orte zur Errichtung eines Denkmals für den Gründer des Deutschen Reiches vereinigen, sich dabei der würdigen, zum Teil wahrhaft genialen Schöpfungen deutscher Kunst zu erinnern, die dieser Wettkampf zur Reife gebracht hat.





Henrik Ibsen.

Von
Richard M. Meyer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 20. März 1898 feierte Henrik Ibsen seinen siebzigsten Geburtstag und trat damit, ein Würdiger, in den erlauchten Kreis der grand old men unserer Zeit ein, um in dem Areopag der Unsterblichen Platz zu nehmen.

Man wundert sich fast, zu hören, daß er noch nicht älter ist. Der breite, starke Mann mit seiner untersetzten Figur sah trotz seiner strammen Haltung, trotz seinem aufrechten Gang, trotz dem funkelnden, gern etwas ironischen Blick der scharfen kleinen Augen hinter den Brillengläsern in seinem eisgrauen Bart und Haar längst wie ein rüstiger Siebziger aus. Und noch leichter täuscht bei ihm die biographische Perspektive, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wir wissen alle, daß er bereits eine reiche litterarische Thätigkeit hinter sich hatte, daß er in seiner Heimat schon eine führende Stellung einnahm, ehe bei uns auch nur die Rede von ihm war. In einem recht guten „Lexikon der allgemeinen Litteraturgeschichte" vom Jahre 1882, das ich besitze, findet sich wohl Björnson, aber Ibsen fehlt. Damals — seit den 1881 erschienenen „Gespenstern" — begann in Deutschland erst der Kampf um Ibsens Anerkennung. Der unvergeßliche Julius Hoffory war wohl vor allem die treibende Kraft: ein geborener Däne, der ganz zum begeisterten Bürger des Deutschen Reiches geworden war, ein geistreicher Kenner der dramatischen Weltlitteratur und eine originelle Kämpfernatur. Den häufig gehörten Vorwurf, die Verehrer Ibsens wollten alle alte Kunst zu Ehren ihres „Götzen" in den Winkel werfen, verdiente gleich dieser erste Verfechter nicht im geringsten, der Molière und Goethe leidenschaftlich bewunderte. Er gewann das tapfere kritische Brüderpaar Otto Brahm und Paul Schlenther für seine Sache, jetzt die Direktoren der beiden hervorragendsten Theater deutscher Zunge! Unermüdlich kämpften nun die drei in Aufsätzen, in mündlicher Diskussion, in Bemühungen um die Aufführung von Stücken Ibsens gegen Vorurteil, oberflächliches Absprechen und doktrinäre Bedenken. Welch lange Zeit der kritischen Gefechte ging damit an: es scheint uns ein Lebensalter! Aber als Schlenther im April 1890 den Lesern dieser Zeitschrift ein ausgezeichnetes Bild von Ibsens Leben und Leistungen schenkte, war der Sieg schon halb gewonnen. Heute zweifelt niemand mehr an der Bedeutung des großen norwegischen Dramatikers, mögen auch viele seine Richtung oder seine Technik anfechten, was ihr gutes Recht ist. Heute sind die allgemeinsten Thatsachen seines Lebenslaufes — und kaum scheinen die Eingeweihten mehr als die allgemeinsten Thatsachen zu wissen — in der Kenntnis aller Gebildeten, und von der allgemeinen Struktur seiner Werke besitzt man eine im wesentlichen zutreffende Vorstellung. Zu seinem siebzigsten Geburtstag haben wir kaum mehr zu thun, als die vor acht Jahren von Schlenther gezogenen Linien bis auf die Gegenwart weiterzuführen.

Die Grundzüge von Ibsens Biographie sind bekannt genug; ausführlichere Nachrichten hat besonders das gute Buch von Henrik

Jaeger (in deutscher Übersetzung von Heinrich Zschalig kürzlich in zweiter Auflage bei Heinrich Minden in Dresden erschienen) auch in Deutschland verbreitet. Wie eine ganze Reihe hervorragender Dichter der Neuzeit ist auch Ibsen ein lebender Protest gegen das Dogma, nur aus „reiner Rasse“ könne eine starke Individualität hervorgehen: wie Puschkin, Zola, wie sein Landsmann Drachmann, wie die beiden bedeutendsten Poeten des „viktorianischen“ England, Rossetti und Swinburne, verdankt auch er die charakteristische Mischung verschiedener Elemente in seiner Natur der Kreuzung des Blutes. Der Nachkömmling dänischer Seefahrer hat auch schottisches und von drei Ahnen her deutsches Blut in seinen Adern — aber, wie sein Biograph bemerkt, nicht einen norwegischen Blutstropfen!

Als Kind wohlhabender Eltern, deren Verarmung er aber schon in seinem achten Jahre erleben mußte, wurde er am 20. März 1828 in dem kleinen Städtchen Skien in Norwegen geboren — der erste Norweger seiner Familie sollte der berühmteste typische Vertreter seines Volkes werden! Den Marktplatz, an dem sein Vaterhaus stand, umgaben als schlimme Symptome der bürgerlichen „Gesellschaftsordnung“ neben Kirche und Rathaus und zwei Schulen — das Gefängnis mit der „Irrenzelle“ und der öffentliche Pranger. Man kann sagen, daß Ibsens Dichtung nach weiten Wanderungen schließlich immer auf diesen heimatlichen Marktplatz und zu seinen öffentlichen Gebäuden zurückgekehrt ist.

Trübe waren die ersten Eindrücke des erwachenden Gemütes: der lebenslustige Vater machte bankerott — was in „Brand“ und „Peer Gynt“, in veränderter Form auch noch in der „Wildente“ und in „John Gabriel Borkman“ nachklingt. Aus der „Aristokratie“ der Kleinstadt herausgestoßen, saß der Knabe grübelnd an Büchern, brachte bemalte Pappfiguren in dramatisch bewegte Gruppen und baute mit Leidenschaft. Aber mit diesen viel oder nichts bedeutenden Spielen mußte es bald ein Ende nehmen. Sechzehn Jahre alt wanderte er nach Grimstad, einem kleinen, aber wohlhabenden Ort von etwa achthundert Einwohnern, mit einer „Aristokratie“ von Schiffsreedern und mit dem Meer zu Füßen — der Boden für die „Stützen der Gesellschaft“ und den „Volksfeind“. Hier hauste er als Lehrling in der Apotheke des Städtchens — zur selben Zeit, in der unten in Deutschland ein anderer großer Schriftsteller, Theodor Fontane, noch Pflaster schmierte und Pillen drehte. Der Beruf war nicht so ungünstig: er ließ Zeit zum Grübeln und Sinnen, er brachte mit den gebildetsten Leuten der Stadt in Berührung, die sich beim Apotheker trafen wie im Mittelalter in den „Badestuben“ — und vor allem gab er ausgiebige Gelegenheit zur Menschenbeobachtung. Freilich zu einer einseitigen Beobachtung: es sind ja vorzugsweise Kranke, die in die Apotheke kommen. Ein gewisses Ausspähen nach der wunden Stelle jedes Eintretenden, eine gewisse Neigung zum „Doktern“ ist dem Apothekerlehrling von Grimstad immer eigen geblieben, wenn er sie auch von körperlichen auf seelische und gesellschaftliche Krankheiten wandte.

In Grimstad entstand nun auch sein erstes Drama: „Catilina“ (1849). Erst 1896 ist es durch eine deutsche Übersetzung unserer Lesewelt geschenkt worden; aber das Bild des strammen alten Herrn auf dem Umschlag paßt auch heute nicht so schlecht zu dem Jugendstück. Technisch ist zwar dies von „Größe und Verfall der Römer“ im rechten Jambenstil handelnde Verschwörerdrama so unreif wie möglich: als leibhaftes Fatum schreitet eine Vestalin mit dem verhängnisvollen Namen „Furia“ durch das Stück, lauscht und beschwört, wird eingemauert und aus dem Grab befreit und spielt mit dem Schicksal des Helden ein wildes Spiel, um seine alte Schuld, die ihre Schwester unglücklich machte, zu bestrafen. Auch daß Ibsen aus dem von Cicero und Sallust geschmähten Verschwörer einen verzweifelten Idealisten macht, einen Karl Moor im großen Stil, der Rom einreißen will, weil es seines Namens nicht mehr wert ist — auch das kann ich nicht, wie andere, als „genialen Griff“ ansehen. Wohl kündigt sich hier schon eine Hauptfigur seiner Dramen an: der Tod und Vernichtung um sich verbreitende radikale Mann der „idealen Forderung“, Brand, Gregers in der „Wildente“, ein wenig auch der „Volksfeind“ selbst; aber die Auffassung

selbst ist noch von Phrase und jugendlicher Unreife bedeckt, und die billige Originalität, die aus jedem Verschwörer einen Helden macht, lag im Wesen jener Tage. Ibsen hatte auch die ungarischen und polnischen Revolutionäre mit begreiflicher Sympathie begrüßt, hatte in heftigen Sonetten die Norweger und Schweden aufgerufen, den Dänen gegen die Deutschen zu helfen: der „Catilina" ward so natürlich zum Besitzer seiner Sympathie, wie Götz von Berlichingen es für Goethe und Karl Moor es für Schiller geworden war. In einem ganz anderen Punkt aber zeigt sich hier schon im jungen der alte Ibsen: Cicero fehlt, wie schon Jaeger betont hat, gänzlich. Die Gelegenheit, in donnernden Redestürmen das alte Rom der beati possidentes uns vorzuführen, hat der jugendliche Verfasser ebenso stolz verschmäht wie die seinem Standpunkt naheliegende Möglichkeit, den berühmten Redner als komischen Schwätzer erscheinen zu lassen. Ihn interessiert nur Catilina, der belehrte Sünder, der auch Rom bekehren oder vernichten will. Ihn stellt er zwischen zwei Personifikationen: Aurelia, die edle Gattin, die alle guten Instinkte des Helden verkörpert, und jene furchtbare Geliebte Furia; um sie gruppiert er ein paar Freunde und Mitverschworene. Das genügt ihm. Er braucht die Gegenpartei nicht: an sich und seinen Freunden geht der Held zu Grunde. Und in diesem Punkte haben wir schon ganz den Ibsen der reifen Dramen. Auch schwächere Seiten der späteren Dramen sind schon hier angedeutet: die etwas schematische Gegenüberstellung des guten und des bösen oder doch verhängnisvollen Weibes („Rosmersholm", „Hedda Gabler", „Borkman") und die charakteristische Neigung, die Sünden der Figuren in leibhaftigen Gestalten auf die Bühne zu bringen: Furia, Catilinas Geliebte, ist eine stete lebendige Erinnerung an seine Sünde, wie Oswald (in den „Gespenstern") und klein Eyolf das sind.

Das Drama wurde zum Druck befördert; das war aber auch alles. Die Makulatur brachte ein wenig Frühstücksgeld ein — der Verkauf nichts. Es war kein Unglück für den Autor. Zuweilen sorgt das Schicksal für junge Schriftsteller so liebevoll, wie Flaubert für den jungen Maupassant sorgte: es hält die Manuskripte seiner unreifen Zeit sorgfältig im Schreibtisch verschlossen, bis er etwas hat, was seiner ganz würdig ist.

Im Schreibtisch blieben auch die Gedichte, an denen der Verfasser unermüdlich feilte: romantisch-melancholische Bekenntnisse, voll von der damals immer noch modernen Selbstironie, die z. B. ernste Beichten gern durch groteske Reime in halb komische Beleuchtung setzt. Diese Manier, die Byron aufbrachte und Heine zur Virtuosität ausbildete, haben Ibsens Gedichte fast bis in die letzte Zeit behalten.

Aber den melancholischen Lyriker konnte Grimstad so wenig würdigen wie den revolutionären Dramatiker. Es war nötig für ihn, daß der Charakter nun auch Gelegenheit fand, sich in dem Strom der Welt zu bilden, nachdem das Talent sich in der Stille geübt hatte. 1850 ging Ibsen nach Christiania, um sich für die Universität vorzubereiten.

In der „Presse", die er besuchte, war Björnstjerne Björnson sein Mitschüler. Sie haben einmal gemeinschaftlich an einer politischen Demonstration teilgenommen; Freunde wurden sie nicht. Weder der leidenschaftliche Prediger Björnson noch der skeptische Beobachter Ibsen eigneten sich dazu, in einem Dioskurenbund aufzugehen, wie ihn Schiller und Goethe geschlossen haben. Wohl aber fand Ibsen andere Freunde, die ihn bei seinem Kampf um die sociale Existenz und — um die persönliche Ausbildung hilfsbereit unterstützten. Wenn sich in seinen Dramen das Glück inniger Freundschaft — wie etwa zwischen Carlos und Clavigo bei Goethe — so selten geschildert findet wie das einer rechten Ehe, so liegt das in der Eigentümlichkeit seiner Dichtung, die überall mehr sucht und fordert als wiedergiebt; gegönnt waren ihm beide Formen des Glückes, und er hat sich immer dankbar und dankbereit erwiesen. Er fand Hilfe im richtigen Augenblick. Romantische und parodistische Jugenddramen, Artikel in einer von ihm selbst begründeten und geleiteten Zeitung, politische Thätigkeit hatten ihn nicht gefördert; aber am 6. November 1851 geschah der entscheidende Schritt: er wurde in Bergen als Theaterdichter angestellt, erhielt ein Reisegeld zu Studienzwecken und den Auftrag,

Theaterstücke einzuüben. Aus dieser Stellung ging er als jener Meister der dramatischen Technik hervor, als der er wenig Rivalen in der Weltlitteratur hat — vielleicht nur einen: Molière. Die Studienreise und noch mehr die praktische Übung machte ihn mit der Technik des damals herrschenden französischen Dramas bekannt und lehrte ihn, jedes Stück gleich aufgeführt, lebendig, auf der Bühne vor sich zu sehen. Ich fragte einmal den Baumeister des deutschen Reichsgerichtes, ob er eine deutliche Vorstellung habe, wie hoch eine Säule von zwanzig Fuß Höhe sei. Er erwiderte mir, er besitze sie: er habe so lange Säulen mit dem Augenmaß geprüft und dann gemessen, daß er nun die Maße im Auge habe; aber viele Architekten hätten sie nicht. Damals hat Ibsen die Säulen gemessen. Jetzt weiß er genau, wie lang ein Akt, ein Dialog, ein Satz sein darf; jetzt weiß er auch, wieviel Schritte ein Schauspieler auf der Bühne gehen und wie lange er sitzen oder stehen darf; jetzt weiß er vor allem, wie man die Figuren des Stückes und das Publikum miteinander bekannt macht.

Damals fiel auch ein Buch in seine Hände, das er, nach den Worten seines Biographen, „sehr anziehend und anregend" fand: Hermann Hettners „Modernes Drama" (1852 erschienen). Ich glaube, daß man den Einfluß dieses Werkchens auf den Dichter unterschätzt hat. Ein so gescheites Buch und ein so gescheiter Mann treffen nicht zusammen, ohne daß der Mann viel von dem Buch lernt; zumal wenn sie sich in einem so entscheidenden Moment treffen. Hettner kämpft gegen die aus falscher Nachahmung Shakespeares entstandenen historischen Dramen. Er weist auf die Bedeutung der bürgerlichen Tragödie hin: „Die Stärke dieser Tragik liegt darin, daß sie überall ihre Motive aus der Tiefe des menschlichen Herzens schöpft. Sie veraltet daher nicht wie die Tragödie der Verhältnisse." Er giebt den Rat, den tragischen Konflikt in der Seele des Helden durch die Vorführung gesonderter Kämpfer plastischer zu gestalten, wie Goethe einen Teil von Clavigos eigener Natur zu der Gestalt des Carlos verdichtet habe. Er empfiehlt Objektivität: „Das Drama ist am tiefsten, wenn die sich bekämpfenden Leidenschaften in Wahrheit beide gleich sittlich und darum gleichberechtigt sind." Ich zweifle nicht, daß der geistvolle Litterarhistoriker, dessen Buch eine Zuschrift seines jungen Freundes Gottfried Keller enthält, hiermit auch Ibsens Lehrer geworden ist. Der norwegische Grübler hätte das mit der Zeit vielleicht alles selbständig gefunden; aber nun ward der Weg abgekürzt.

Bereits das nächste Drama, die „Nordische Heerfahrt" (1858), zeigt ein ganz anderes Gesicht als die romantisch-historischen Jugendstücke, der „Hünenhügel" (1850), die „Herrin von Oestrot" (1853) und das erfolgreichere „Fest auf Solhaug" (1857). Sie waren alle in Bergen entstanden; jetzt kehrte Ibsen (1858) nach Christiania zurück, und der angestellte Theaterdichter wandelte sich zum freien Dramatiker um. Und damit wandeln sich seine Figuren.

Ibsen war bisher wie seine französischen und einheimischen Muster als Dichter wesentlich reproduktiv verfahren. Eine allgemeine Vorstellung von der idealen sowohl als der wirklichen Welt schwebte vor, und beide wurden wohl auch schon (1857 in „Olaf Liliencrantz") in Gegensatz gebracht; immer aber war dabei die Absicht, ein poetisch angeschautes Stück der gemeinen oder höheren Wirklichkeit auf die Bühne zu zaubern. Jetzt aber beginnt der Dichter, den man viel zu einseitig meist nur als typischen Vertreter des „Realismus" auffaßt, sich dem Wahlspruch Schillers zuzuwenden: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie." Er sucht von nun an eine ganz eigentlich neu schaffende Dichtung an die Stelle der reproduktiven, der nachschaffenden zu setzen. Er sucht nicht mehr — oder doch nur vorübergehend wieder — interessante Zeiten und Situationen auf, sondern er geht auf die dauernden Verhältnisse los und will die vom Einzelfall möglichst unabhängige Tragik einer typischen Situation zum möglichst reinen Ausdruck bringen. So weit zwar wäre das noch nichts Neues: das streben alle die Dichter an, die zur typischen Charakteristik neigen. Schiller und Goethe begegnen sich hier, wenn sie den Gegensatz des Künstlers zum praktischen Staatsmann (im „Tasso") oder des freiheitsliebenden Volkes zu seinem Zwingherrn (im „Tell") auf die

Höhe ewiger, nie veraltender typischer Darstellung erheben. Auch das „Thesenstück“ der französischen Bühne, dem Ibsen viel abgelernt hat, nähert sich diesem Ziel und will die typische Situation des Sohnes eines ehrlosen Vaters oder einer ehrlosen Mutter, der Liebe einer Gefallenen und dergleichen dramatisch verkörpern. Dennoch ist zwischen ihrer aller Art und der Ibsens ein großer Unterschied. Von der eigenen Übung und ernstem Nachdenken geleitet, von Hettners Buch unterstützt, wird Ibsen Schöpfer des experimentellen Dramas. In der Eigenart, die dies Wort wohl am genauesten ausdrückt, liegen die Vorzüge wie die Schwächen seiner Werke vor allem begründet.

Zola hat bekanntlich den Roman expérimental als die herrschende Kunstform der modernen Litteratur ausgegeben. Der Roman, lehrt er, soll sich so aufbauen, daß aus den gegebenen Voraussetzungen die Ereignisse, aus den Charakteren der Personen und den mitgeteilten Umständen ihre Schicksale sich mit derselben Notwendigkeit ergeben, wie eine bestimmte Mischung chemischer Substanzen eine genau vorher anzugebende Verbindung ergiebt. Nach der gleichen Theorie hatte schon lange vor Zola Goethe selbst seine „Wahlverwandtschaften“ ablaufen lassen. Aber Goethe wie Zola und wie Zolas Nachahmer gehen dabei immer von der im voraus feststehenden Vorstellung eines bestimmten Verlaufs aus. Sie haben die Überzeugung: wenn Ottilie in Eduards Haus kommt, wenn Coupeau (im „Assommoir“) wieder eine Schnapsflasche in die Hand bekommt — so muß das und das geschehen. Aber Ibsen weiß nicht vorher, was dann erfolgen wird. Zola wie Goethe experimentieren, um zu beweisen; Ibsen experimentiert, um zu lernen. Was jenen ein Mittel künstlerischer Reproduktion ist, wird ihm ein Mittel psychologischer Forschung.

Ein Beispiel mag seine Art erklären. Wir nehmen ein besonders charakteristisches Werk: den „Volksfeind“. Wie kommt Ibsen zu diesem Drama? Er hat selbst davon Zeugnis abgelegt, und Brahm hat die wichtigsten Stellen seiner Einleitung zu der Übersetzung von „Kaiser und Galiläer“ vorausgeschickt. „Der Ausgangspunkt für mich ist eine gewisse Stimmung, die nach Gestaltung verlangt; ob diese Stimmung in modernen oder in historischen Stoffen sich ausprägt, ist im Grunde gleichgültig, mir liegen nur gegenwärtig die modernen näher, während in jüngeren Jahren die historischen es mir angethan hatten. Oft nun ist das Resultat ein wesentlich anderes als die Stimmung, von der ich angetrieben wurde; mein Ausgangspunkt und mein Endpunkt sind verschieden — wie Traum und Wirklichkeit. Nehmen Sie an, Sie hätten von einer bestimmten Gegend, einer Stadt vieles gelesen, vieles gehört, und Sie stünden nun endlich selbst vor den Dingen; wie da, in der unmittelbaren Anschauung der Wirklichkeit, die mitgebrachte Vorstellung sich wandelt, wie die Realität den Traum bezwingt, so bezwingt auch die Dichtung, welche für mich Realität ist, die ungemessen wogende Stimmung, die mich zuerst erfüllte. In späteren Tagen aber, wenn ich dem Werke selbst kühler gegenüberstehe, erkenne ich wohl den Zusammenhang zwischen meiner Dichtung und dem eigenen Leben, der mir früher verschlossen war; und mir erscheint das einzelne Drama nur als ein Moment meiner geistigen Entwickelung.“

Bei dem „Volksfeind“ nun ist die „erweckende Stimmung“ eine höchst persönliche: der Verfasser der „Gespenster“ fühlt sich gekränkt und gereizt durch Vorwürfe, die man ihm entgegengeschleudert hat. Er hat, in bester Absicht, zum Nutzen des Volkes und der Zeit, Schäden aufdecken wollen — man klagt ihn als Feind und Verleumder von Volk und Zeit an. Aus dieser Stimmung erwächst die typische Situation: es ist die eines Mannes, dem sein offener, ehrlicher Kampf gerade von denen verdacht wird, für die er ihn unternahm. Ibsen sucht nach einer Handlung, die diese Lage typisch ausdrückt. Etwa die eines Mannes, der eine angebliche Heilquelle als thatsächlich verderbenbringend erkennt und das ausspricht.

Hiermit ist alles Wesentliche gegeben. Ibsen geht nun so vor, als habe er eine wirkliche Unternehmung dieser Art zu vollbringen. Er fragt sich: Wenn ich nun in dieser bezeichneten Lage wäre — was würde ich thun? Ich würde es offen aussprechen, was ich gefunden habe. Gut! Was wäre die Folge? Sehen wir uns in meiner Umgebung um. Da sind Leute, die aus praktischem Interesse

widersprechen würden; da sind andere, die aus Eigensinn widersprechen; und vor allem der und der würde mir erklären, das Interesse von Skien oder Grimstad an der Heilquelle sei wichtiger als mein Wahrheitsbedürfnis. Aber der und der würde bei mir stehen — wenigstens zu Anfang.

In solcher Weise entstehen nun seine Gestalten: angeschaute, beobachtete Typen, die aber durch die Lage, in die er sie hineindenkt, wesentlich modifiziert werden. So ist für den Fanatiker Brand ein Pfarrer Lammers, für den Redacteur Mortensgard (in „Rosmersholm") angeblich der norwegische Kultusminister Sverdrup Modell gewesen, aber eben nur so, daß sie die allgemeinsten Umrisse hergaben. Ibsen ist sich der Modelle meist wohl kaum bewußt, und oft erwächst auch die Gestalt wirklich ganz allein aus der Vorstellung der geplanten Handlung. Nun sucht er diese Figuren genau kennen zu lernen. „Für die Zeiten der Produktion," sagt er, „ist es mir nützlich, allein zu sein; wenn ich mit den acht Personen eines Dramas zu thun habe, habe ich Gesellschaft genug: die geben mir zu schaffen, die will ich kennen lernen. Und dieser Prozeß des Kennenlernens ist ein langsamer und schwieriger: ich mache meist drei Fassungen meiner Dramen, welche erheblich voneinander abweichen — in der Charakteristik, nicht im Gang der Handlung. Wenn ich an die erste Ausarbeitung eines Stoffes gehe, ist es mir, als kennte ich meine Personen aus einer Eisenbahnfahrt: die erste Bekanntschaft ist gemacht, man hat über dies und das miteinander geplaudert. Bei der zweiten Niederschrift sehe ich alles schon viel deutlicher, und ich kenne die Leute, wie man sich etwa aus einem vierwöchigen Badeaufenthalt kennt: die Grundzüge ihres Charakters und ihre kleinen Eigenheiten habe ich erfaßt, aber ein Irrtum in wesentlichen Dingen ist doch nicht ausgeschlossen. Endlich in der letzten Fassung stehe ich an der Grenze meiner Erkenntnis: ich kenne meine Menschen aus nahem und dauerndem Verkehr, sie sind mir vertraute Freunde, die mir keine Enttäuschung mehr bereiten werden; so, wie ich sie jetzt sehe, werde ich sie immer sehen."

Nunmehr hat also der Dichter das Hauptmotiv und die Figuren. Und nun erst beginnt das eigentliche Experiment. Doktor Stockmann befindet sich da und da, um ihn gruppieren sich der Bürgermeister, der Redacteur und die anderen. Nun wird Schritt für Schritt erwogen. Stockmann spricht. Wie muß das auf die anderen wirken? Und deren Worte und Thaten wieder auf ihn? Und so fort. So rollt sich das psychologische Experiment auf der Bühne ab — kein vorher einstudiertes Paradestück, sondern ein rechtes Kriegsspiel, ein Manöver, bei dem jede Figur gewissermaßen selbständig ihr Bestes zu thun hat, während doch die streng festgehaltene „Generalidee" die Bewegungen in engen Grenzen hält. Und so erklärt es sich, wie Ibsen, bei aller unzweifelhaften Lehrhaftigkeit, am Schluß so oft zu den berühmten „Fragezeichen" kommt. Das ist nicht Manier, sondern Ehrlichkeit. Er führt das Stück so weit, wie er es auf Grund seiner Voraussetzungen mit Sicherheit leiten kann, nicht weiter. Wird Nora wiederkehren? Das liegt jenseit seiner experimentellen Untersuchung: die ist zu Ende in dem Augenblick, wo Nora geht.

Für Ibsens Standpunkt zeugt hier eine charakteristische Anekdote. Mein Freund Hofforh fragte einmal den Dichter, ob der Brand, durch den das Hospital (in den „Gespenstern") vernichtet wird, durch den Tischler Engstrand angelegt sei. Ibsen antwortete lächelnd: „Ich weiß es nicht." Wenn ein gutgläubiger, weltfremder Mann wie der Pastor Manders einen leichtsinnigen Trunkenbold wie Engstrand unter Bauspänen und Stroh in dem neugebauten Hause hantieren läßt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß eine Feuersbrunst entsteht; ob sie aber der Tischler aus eigennützigem Interesse angelegt, ob er etwa in der Betrunkenheit eine Lampe umgestoßen hat — wer kann das so genau wissen?

Auf diesem Verfahren beruhen die ungeheuren Vorzüge der Dramen Ibsens, einer vor allem: seine absolute Sicherheit der Personenkenntnis. Er kennt sie in der That, wie man vertraute Freunde aus langjährigem Verkehr kennt; er weiß ganz genau, was Nora oder was Hedda Gabler in einem bestimmten Augenblick sagen oder thun wird. Und weil er die Figuren ruhig, ausdauernd,

nicht nur unter dem Gesichtspunkte ihrer besonderen dramatischen Brauchbarkeit beobachtet, studiert hat, deshalb stehen sie bei ihm so voll und rund da. Neben einer Gestalt wie dem Hjalmar (in der „Wildente") erscheinen die meisten dramatischen Gestalten anderer Dichter fast nur wie Reliefs neben einer voll ausgeführten Statue. Goethe und die meisten Dramatiker gehen von einer bestimmten Situation aus, wie etwa der Scene der Heilung des Orest in der „Iphigenie", dem Zwiegespräch zwischen Egmont und Oranien im „Egmont". Diese Scenen erscheinen daher in vollster, stärkster Lebenswahrheit, in „sicherer Gegenwart", um Goethes Kunstausdruck zu gebrauchen; aber im Verlauf des ganzen Stückes merken wir leicht, daß die beständige Rücksicht auf die große Scene die volle Rundung der Gestalten etwas hintangehalten hat. Nicht so bei Ibsen, bei dem die Scenen erst aus der Kenntnis der Personen erwachsen. Die meisten Bühnenfiguren kann man nur von der Seite sehen, von der sie der Dichter sich zeigen läßt; die Figuren des norwegischen Meisters kann man herumdrehen und von allen Seiten betrachten wie den Hamlet, die abgerundetste, vollständigste — und gerade



Henrik Ibsen.

deshalb rätselvollste Gestalt des größten aller Dramatiker.

Freilich liegen in diesem Verfahren aber auch Schwächen. Jene große, starke Hauptscene, die bei Ibsen in der Regel fehlt — in den „Stützen der Gesellschaft“, in „Nora“, im „Volksfeind“ ist sie vorhanden —, oder die bei ihm wenigstens, weniger wirksam, an den Schluß verlegt wird — wie in der „Frau vom Meere“ und im „Baumeister Solneß“ —, hat doch wohl ihr gutes Recht in der Natur des Dramas, und ihr Ausbleiben schwächt die Wirkung der Stücke. Ferner aber: weil für Ibsen das Dichten ein Forschen ist — „Dichten ist im wesentlichen Sehen“ hat er selbst gesagt, und „die Studenten haben im wesentlichen die Aufgabe des Dichters: sich und anderen Klarheit zu verschaffen über die zeitlichen und ewigen Fragen, die sich in der Zeit und der Gesellschaft, der sie angehören, regen“ —, deshalb vernachlässigt er auch wohl über seinem eigenen Interesse das des Zuhörers. Psychologische und sociale Fragen, aus denen das specielle Problem erwuchs, werden in „Rosmersholm“, in „Klein Eyolf“, in „John Gabriel Borkman“ breiter erörtert, als es das Durchschnittsinteresse des Publikums erträgt. Und dann: in der Mehrzahl der Fälle überwindet sich der Experimentator doch nicht, den Prozeß einfach vor unseren Augen abspielen zu lassen. Er fühlt das Bedürfnis, hinauszutreten, zu erklären. Daher denn die bösen langen psychologischen Vivisektionen in manchem vierten Akt; daher die unpoetische Art, das letzte Wort selbst auszusprechen, die Figuren zu *erklären*. Hakons letzte Worte (in den „Kronprätendenten“) decken das Rätsel der Natur Skules auf; Wangel erklärt der „Frau vom Meere“ ihr Geheimnis: „Du denkst und empfindest in Bildern und in sichtbaren Vorstellungen“; Hedda Gabler setzt ihr eigenes Wesen mit übergroßer Deutlichkeit auseinander.

Es versteht sich, daß das höchst charakteristische Verfahren, das ich hier zu beschreiben versuchte, sich erst allmählich zu voller Reinheit ausgebildet hat. Auch versteht sich, daß kein Versuch, dem Prozeß des Schaffens nachzukommen, die geniale Ursprünglichkeit des wirklichen Vorgangs ganz erfaßt; wir müssen uns mit dem Trost des Eilert Lövborg (in „Hedda Gabler“) begnügen: „Wir wissen nichts davon — aber es läßt sich immerhin das eine oder das andere darüber sagen.“ Auf der Höhe steht die experimentell schaffende Methode in den Dramen von 1879 bis 1884: „Nora“, „Gespenster“, „Volksfeind“, „Wildente“; vorher macht sich ein Losarbeiten aus der ererbten Manier, nachher ein Versinken in die eigene nicht selten störend bemerkbar.

Den Übergang also von der älteren zu dieser ganz neuen Art bezeichnet die „Nordische Heerfahrt“ (1858). Noch hat Ibsen interessante geschichtliche Stoffe benutzt: er hat ein Hauptmotiv der Nibelungensage mit Zügen aus anderen nordischen Sagen verquickt. Aber die Handlung ist trotzdem schon wesentlich in der neuen Art. Die Stimmung, aus der es hervorgeht, ist noch nicht — wie bald darauf — polemisch, aber doch schon skeptisch. Es ist die Stimmung, aus der Goethes Jugenddrama „Die Mitschuldigen“ erwuchs. „Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Inneren sieht es öfter um desto wüster aus, und ein glattes Äußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über nacht zusammenstürzt und um desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht.“ So schildert der Meister in „Dichtung und Wahrheit“ selbst jene Stimmung, in der das Mißtrauen gegen die „gute Gesellschaft“ und ihre „Ordnung“ erwacht. Bei Ibsen richtet es sich sofort auf ein einzelnes Problem, das centrale der bürgerlichen Gesellschaft: die Ehe. Experimente mit Ehe und Liebe sind die „Nordische Heerfahrt“, die „Komödie der Liebe“, weiterhin „Nora“, „Rosmersholm“, die „Frau vom Meere“, „Klein Eyolf“; und gänzlich fehlt dies Motiv kaum in einem einzigen Drama Ibsens. Hier, in der „Nordischen Heerfahrt“, ist dies die Fabel: Ein bedeutender Mann (Sigurd) hat in übertriebener Freundestreue einem geringeren (Gunnar) die gewaltige Frau zur Ehe überlassen, die er liebte und die ihn liebte. Das

war ein Unrecht: durch ihre Liebe wie durch ihre Größe besaß sie Anspruch auf ihn. Es rächt sich. Scheinbar lebt Sigurd glücklich dahin mit einer guten, unbedeutenden Frau; nun aber kommt er wieder in die Feuernähe der gewaltigen Hjördis — und das übertünchte Elend wird offenbar, die falschen Ehebündnisse krachen zusammen und reißen die Unschuldigen mit ins Verderben.

Ibsen ist hier noch ganz didaktisch; die Kraft aber, mit der er die alten Wikinger zu modernisieren gewußt hat, ohne sie, wie Friedrich Hebbel und Richard Wagner, ganz modern zu machen, und die sichere Führung der verwickelten Intriguen zeigt einen ungeheuren Fortschritt über „Catilina“ und seine Nachfolger. Nur der Schluß ist gewaltsam und überladen.

Didaktisch und polemisch zugleich ist die „Komödie der Liebe“ (1862), ein sehr witziges, aber sehr unerfreuliches Werkchen. Der Dichter mißt hier den Abstand zwischen der hoch aufflammenden Begeisterung der ersten Liebe und ihrem ruhigen, leicht nüchternen Fortglimmen nach der Verlobung. Eine ganze Anzahl von Paaren zeigt den Prozeß der zunehmenden Liebesprosa in verschiedenen Stadien; durch ihren Anblick gewarnt, entschließt sich die Heldin, ihre Liebe dadurch unversehrt und rein zu bewahren — daß sie einem ungeliebten, aber wackeren Liebhaber die Hand zu einer Versorgungsehe reicht, während ihr feuriger, von ihr geliebter Verehrer davonzieht, geweiht durch die „Gabe des Leides“. — Nur auf grobem Mißverständnis konnte es beruhen, wenn man dem Dichter philiströse Auffassung der Ehe vorwarf; wohl aber trifft der entgegengesetzte Vorwurf: durch den heftigen Gegensatz zu der herrschenden Meinung ist die „Komödie der Liebe“ zu einer Parole gekommen, die man wohl als ein wenig verstiegen bezeichnen muß. Späterhin, in „Klein Eyolf“, hat Ibsen die allzu pessimistische Auffassung berichtigt, die er hier — darin ein Erbe der Romantiker — von der Ehe aufstellt: nicht eine Vernichtung, nur eine Umwandlung der leidenschaftlich begehrenden Liebe soll das Zusammenleben bewirken. Die „Komödie der Liebe“ aber ist ein radikales Thesenstück, in dem Ibsen von der späteren Kraft der Beobachtung und Objektivität erst bescheidene Ansätze zeigt. Damit hängt es zusammen, daß die Charakteristik der Figuren ganz merkwürdig blaß ausgefallen ist; und nicht einmal das ärmliche Hilfsmittel unserer Schablonen-Lustspiele wird verschmäht, die Personen fortwährend in ihrer Berufssprache reden zu lassen, den Registrator in Metaphern aus dem Bureau, den Kaufmann in Gleichnissen aus dem Comptoir. Aber Sentenzen erhellen das Stück, die den Weg von Ibsens nächster Entwickelung beleuchten: „der ist frei vor allen, der das erfüllt, wozu ihn Gott erschuf“; „die Kunst ist — schauen und empfinden!“

Beide Probleme, das der Freiheit und des Berufs, und das der Kunst tragen das nächste, sehr viel bedeutendere Werk: die „Kronprätendenten“ (1863). Ich glaube vermuten zu dürfen, daß die Stimmung, aus der es hervorwuchs, höchst persönliche Anlässe hatte. Björnstjerne Björnson, Ibsens Schulkamerad, war in raschem Aufstieg zu Ruhm und allgemeiner Beliebtheit gelangt. Ibsens Zeitung war verkümmert — Björnson war Redacteur der angesehensten Zeitung Norwegens, des „Aftonblad“. Ibsen hatte es gerade bis zum „Instruktor“ am Theater gebracht — Björnson war (1857 bis 1859) Direktor des Theaters in Bergen. 1859 stifteten die Verehrer einheimischer Art in Christiania eine „Norwegische Gesellschaft“, die — bezeichnend genug — auch den Kampf gegen den verflachenden Konventionalismus der Düsseldorfer Malerschule in ihr Programm aufnahm; Vorsitzender wurde Björnson, sein Stellvertreter — Ibsen. Sollte sich gar nicht etwas wie Eifersucht, mindestens ein Gefühl des Zurückgesetztseins, der Stiefkindschaft in dem größeren, originelleren Nebenbuhler Björnsons geregt haben? Ich glaube, die „Kronprätendenten“ sind der dramatische Ausdruck dieser Verhältnisse. Ibsen ward von allen Seiten angefeindet. Die „Komödie der Liebe“ rief stürmischen Widerspruch hervor. Das „Norwegische Theater“, das (1860) aus jenem Verein hervorgegangen war, hatte ihn zum Leiter — 1862 machte es Bankerott. Björnson bezog seit 1863 ein „Dichtergehalt“ vom Staate; Ibsen suchte um ein solches nach — er wurde zurückgewiesen. Überall ging es ihm so schlecht, daß er daran dachte, sich als

Zollbeamter zu versorgen. Unter diesen Umständen zweifelt der Trotzigste an sich selbst. Feinsinnig hat Georg Brandes in den Mittelpunkt seiner Besprechung des Dramas die Scene gestellt, in der der König Skule den Skalden fragt: „Glaubst du jederzeit so gewiß, daß du ein Dichter bist?“

Zwei Bewerber um Norwegens Krone stehen sich gegenüber: Hakon und Skule. Hakon ist vielleicht nicht im vollen Besitze des Rechtes — das bleibt unsicher —, aber er ist sich seines Berufes ganz sicher. Er ist der große Mann, der glückliche Mann, weil ihm „das Zeitbedürfnis wie eine Fackel ins Hirn flammt, Gedanken erzeugt, die er selbst nicht faßt, und ihm den Weg weist, dessen Ziel er nicht kennt, den er aber wandelt und wandeln muß, bis er den Jubelschrei des Volkes hört.“ Skule hat vielleicht mehr Anrecht auf den Thron — aber ihm fehlt der innere Beruf. Ihm fehlt die Gewißheit. „Sein Wille strebte immer dorthin, wohin nicht Gottes Finger für ihn wies.“ Deshalb ist er „Gottes Stiefkind auf Erden“. Alles schlägt ihm zum Verderben aus, selbst der blinde Glaube seines eigenen Sohnes; und allen wird er zum Verderben, selbst denen, und denen vor allen, die er liebt. Hakon aber wird alles zum Segen: die Krone glänzt auf seinem Haupt, die Gattin, die er nur aus Politik gefreit, erhellt sein Leben und wird ihm teuer, ein Erbe wird ihm geboren und vor allen Gefahren wunderbar gerettet. Denn der innere Beruf allein entscheidet.

Dem echten König steht kein Dichter zur Seite — seine Thaten singen sich selbst; aber der unglückliche Bewerber hat seinen Skalden. Der ist ein wenig der „Raisonneur“ des französischen Dramas: er spricht etwas zu geistreich und vor allem zu sehr „zum Fenster hinaus“, wie man von Parlamentariern sagt. Aber der Kunstfehler zeugt für die Bedeutung, die die Figur für den Dichter erlangte. Der Skalde Jatgeir ist Ibsens Selbstverteidigung. Er ist ein echter Dichter; denn ihm ward „die Gabe des Leides“; aber er hat „eine schamhafte Seele“ — ihm ist es nicht gegeben, vor allem Volk seine innersten Gefühle auszuströmen, wie Björnson, dem Volkstribun. Deshalb sind die ungesungenen Lieder ihm die schönsten: sie gehören ganz ihm, nur ihm. Es sind die wichtigsten Bekenntnisse, die der Dichter je ausgesprochen hat; nur die äußerste Bedrängnis konnte sie ihm auspressen. Ähnlich haben deutsche Dichter von sich gezeugt: Heinrich von Kleist, Hölderlin, Grillparzer; aber weiter als sie trieb Ibsen jene „Schamhaftigkeit“, als er diese Geständnisse sogar in den Mund einer erdichteten Gestalt legte!

Die Technik ist noch wesentlich die des alten Historiendramas: frei in der Fügung der Scenen, in der Handlung von den Intriguen eines Erzbösewichts fast zu sehr abhängig. Dieser selbst übrigens, der Bischof Nikolaus, ist der einzige männliche Intrigant in Ibsens Dramen; überall sonst von der Furia im „Catilina“ bis zu Hedda Gabler — die feige und unmächtig ist wie der Bischof — ist diese Rolle, wo der Dichter sie überhaupt braucht, weiblichen Händen anvertraut.

Immer höher wuchs die Bedrängnis des Dichters. Zu den Zweifeln an sich selbst kamen die an seinem Volk: er erwartete, daß Norwegen den Dänen gegen die Deutschen beistehen würde, aber es blieb still daheim. Er spottet in der „Komödie der Liebe“ über die Leute, die den Christen in Syrien — mit Phrasen und einem Thaler helfen; er verhöhnt in „Peer Gynt“ noch bitterer die Vertreter aller Völker, die den Türken gegen die Griechen zur Seite stehen. Die Deutschen, die 1863 endlich ihr gutes Recht gegen Dänemark wahrten, sind ihm die „Türken“. Er hält es nicht länger daheim aus. Mit einer Reiseunterstützung, die er gegen den Willen von Stadt und Universität Christiania vom Staat erhielt, verließ er am 2. April 1864 die Heimat. Über Berlin zog er nach Rom, wo er sich schwermütig-sehnsuchtsvoll der Heimat erinnerte. Aber lange noch blieb er in der selbstgewählten Verbannung. Reisen führten ihn in den Orient, zur Eröffnung des Suez-Kanals (1870); zu längerem Aufenthalt aber wählte er jenes Deutschland, das er so heftig angefeindet hatte. Erst in Dresden (1868), dann in München (seit 1886) ließ er sich nieder; aus unserer Mitte ist er zu europäischem Ruhm aufgestiegen. Aber die Zeit seiner Vollendung fällt in den italienischen Aufenthalt. Hier errang er sich

die volle Sicherheit des Dichterberufes. Hier reifte seine Technik zur Vollkommenheit aus, und ihr durchaus dramatisches Wesen ließ ihn auch die geringen Versuche epischer Dichtung, die er früher — in zwei Balladencyklen — gewagt hatte, beiseite schieben. Hier wandelte sich allmählich die lehrhaft-polemische in die objektiv-experimentelle Art. Lehrhaft ist er freilich immer in gewissem Sinne, und polemisch auch. Als politische Jugendfreunde ihn schalten, er sei konservativ geworden, erwiderte er, er sei nur mehr als je revolutionär: er lege den Torpedo, der die ganze feindliche Flotte in die Luft sprengen solle. Aber er that es nicht mehr in direktem Angriff, sondern in langsamer Untersuchung. An sämtliche Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung legen seine Dramen die Sonde: an Ehe, sociale Hierarchie, öffentliche Meinung, Majoritätsherrschaft. Er stellt Fragen, er antwortet nicht. Bis dann in den letzten Dramen, in „Klein Eyolf“ am deutlichsten, doch wieder Antworten erklingen, aber neue Bejahungen, sicher und siegesgewiß.

Mit drei Dramen hat Ibsen sich die Sicherheit seines neuen künstlerischen Standpunktes errungen. Es sind drei sehr eigentümliche Werke, in denen seine eigenen Zweifel und seine eigenen Forderungen sich auf dem Schlachtfeld tummeln, als dramatische Figuren verkleidet: „Brand,“ „Peer Gynt“, „Kaiser und Galiläer“. Scheinbar bedeuten sie einen Rückfall in die älteste Zeit: zwei romantische Versdramen, eine große zweiteilige „Historie“. Und gewiß — von der Höhe der späteren Zeitdramen stehen sie noch weit ab. Sie sind Experimente noch in anderem Sinn als die späteren: Versuche, durch dramatische Belebung der inneren Konflikte Herr zu werden. So spricht es ein charakteristischer Vers des Dichters aus:

Leben — das heißt: im Kriege sein
In Herz und Hirn mit wüsten Gestalten.
Dichten — das heißt: über sich selbst
Ernsten Gerichtstag halten.

„Brand“ (1866) ist die Tragödie der idealistischen Überhebung. Der Dichter, der in der „Komödie der Liebe“ so überspannte Forderungen erhoben hatte, verdichtet allen Radikalismus seiner ungestümen Seele in der Figur eines leidenschaftlichen Wüstenpredigers. Brand kennt nur Gott, nicht die Menschen; und deshalb verkennt er auch Gott, den Gott der Liebe. Er kennt nur die Kraft — „wo keine Kraft, ist kein Beruf“ — und hat für das, was die Menschen Liebe nennen, nur harte verweisende Worte; man könnte meinen, Sudermanns Johannes hätte sie ihm abgelernt, wenn der sie nicht von Nietzsche hätte. So beraubt er mit grausamer Härte seine Mutter des letzten Trostes, seine Frau der letzten Erinnerung an ihr Kind; die aber, die er erlösen wollte, weiß er nur einen Moment zu betäuben — dann fallen sie in den Pfuhl zurück und steinigen den Propheten. Aber Gott reicht ihm, wie die göttliche Macht am Schlusse des „Faust“, aus dem Himmel die Hand, und der so edel geirrt hat, stirbt befreit.

Ist „Brand“ durchaus lyrisch, voll von der Stimmung der norwegischen Bergeinsamkeit, die für Ibsen der typische Ausdruck großartiger Natur ist — in den Balladen wie in „Klein Eyolf“ und „Borkman“ —, so ist dagegen „Peer Gynt“ (1867) durchaus satirisch. Peer Gynt ist das norwegische Volk, wie der Dichter es damals auffaßte — freilich mit dem Zusatz, den Freiligrath an sein Gedicht „Deutschland ist Hamlet“ hängt: „Bin ich doch selbst ein Stück von dir, du ewiger Zauderer und Säumer!“ Wie „Brand“ das allzu energisch Fordernde und Richtende in der Seele des Dichters vor den Gerichtstag zieht, so „Peer Gynt“ die Gegenseite: das Zweifeln und Schwanken. Der Held läuft lebenslang einem Kaisertraum nach und verliert darüber das stille häusliche Glück. Er macht die mannigfachsten Wandlungen durch, wie sein Volk: der verarmte Bauernsohn wird ein reicher Kaufherr, der reiche Kaufherr wird ein verarmter Wanderer und kehrt heim, wie er auszog: ein Träumer, aber kein Held. Niemals war er, was er gerade vor allem sein wollte — er selbst; er lieh sich allen Lebenslagen, ward Gelehrter und Prophet, Sklavenhändler und Irrenarzt — aber seine Lebensbestimmung hat er verträumt. Deshalb ist er nichts Ganzes geworden, nicht einmal ein rechter Sünder — nur ein „Bosheitsdilettant“, wie Gottfried Keller ihn schon zehn Jahre früher in seinem prächtigen „Apotheker von Chamounix“ geschildert hatte.

— Das phantastisch-satirische Drama ist voll funkelnder Spitzen wie die Gletscher bei Mondlicht; aber es ist — im Gegensatz zu dem teilweise sehr wirksamen „Brand“ — gänzlich unaufführbar und oft mehr gereimte oder dramatisierte Satire als lebendige, folgerechte Entwickelung.

Unaufführbar ist auch das Drama von Kaiser Julian: „Kaiser und Galiläer“ (1872/73). Es ist ein großartiges historisches Gemälde; besonders der erste Teil, die Schilderung der Fäulnis am byzantinischen Hof und ringsum, ist meisterhaft, während im zweiten Teil Wiederholungen ermüden: immer wieder nimmt Julian vergeblichen Anlauf, das Volk zu seinem Ideal zu ziehen, immer wieder wirkt all seine Strenge nur belebend und erhebend auf die verfolgten Christen. Mächtig aber geht durch das ganze Werk eine große Grundanschauung. Zwei Reiche waren schon da: das der Kaiser, der unbegrenzten Staatsidee — und das des „Galiläers“, der unbedingten Hingabe an das Überirdische. Das dritte Reich soll kommen, das beides vereint, Realismus und Idealismus, Beherrschung der Natur und Verehrung des Ewigen. An dies Reich, an die Fortentwickelung unserer Gesellschaft in diesem Sinne glaubt Ibsen, wie vor ihm Heinrich Heine, neben ihm andere sie verkündet haben. Diese Entwickelung ist der Menschheit eingeschrieben — fördern aber kann sie nur, wer „den Weg der freien Notwendigkeit“ beschreitet. Hier zuerst wird ausgesprochen, was in „Rosmersholm“, der „Frau vom Meere“, „Hedda Gabler“ fast zur hieratischen Formel erstarrt: „Ich glaube an die freie Notwendigkeit.“ Nur wer sich selbst will, wie Hakon, siegt: nur wer den ihm eingeborenen Beruf klar und tapfer ergreift. Julian versäumt es: er verliert sich in Eigensinn; statt auf die Stimme der Zeit zu lauschen, setzt er ihr sein beschränktes Ideal entgegen. Darüber wird er kleinlich und unwahr; darüber verliert er Reich und Ruhm. Klar ist der Zusammenhang, in dem auch hier die Grundstimmung noch mit Ibsens eigenen Erfahrungen steht, und großartig ist die Kraft der Selbstüberwindung, der Selbsterziehung, die in dieser neuen Erkenntnis liegt. Von jetzt an ist der Rigorist der „Komödie der Liebe“ der Agitator der skandinavischen Bewegung ein fester Feind alles Aufdringens und Aufzwingens. Nur das gedeiht, was aus dem inneren Beruf erwächst; was aufgepflanzt wird, sei es auch in bestem Willen, das ist unfruchtbar — so lehren „Rosmersholm“ und die „Wildente“.

Das Stück ist das geistreichste, das Ibsen geschrieben hat. Unvergeßliche Scenen enthält es, wie die, in der der Seher Maximus dem Apostata „die drei großen Helfer der Verleugnung“ zeigt: Kain, Judas und — Julian. Sie widerstrebten trotzig ihrer Bestimmung, und doch mußten sie ihr dienen, nun aber als Sklaven, wo sie Herren sein konnten. Volentem fata ducunt, nolentem trahunt. Oder wie der Enthusiast die erneuten antiken Feste ernüchtert betrachtet: „War hierin Schönheit?“

Wie ein Capriccio zur Erholung von schwerer Arbeit springt die erste Frucht des deutschen Aufenthaltes hervor: der „Bund der Jugend“ (1869). Es ist eine sehr witzige und lustige Charakterkomödie, ganz nach französischem Typus. Nebenfiguren werden durch stehende Redensarten charakterisiert, das ganze Stück durch einen musterhaften Raisonneur erläutert, der von Ibsens Standpunkt mit unangenehmer Deutlichkeit Rechenschaft giebt: „Bei mir strebten die Wünsche niemals über die Mittel und Anlagen heraus.“ Der „Glücksritter und Wühler“ dagegen, der sich als Volks- und Jugendführer aufspielt und auch selbst sich in diese Rolle hineinträumt, verdirbt es vor lauter Klugheit mit drei Parteien und verscherzt drei „gute Partien“. — Die Figuren sind ungleich; neben dem Helden ist besonders noch die Gestalt des schlauen alten Parlamentariers trefflich gelungen; andere sind ziemlich flach gehalten, besonders die Frauenrollen mit Ausnahme einer, in der ein Keim zur „Nora“ steckt: sie bricht in Klagen darüber aus, daß man sie nur an dem oberflächlichen Leben teilnehmen ließ und ihr den Ernst und die Mitarbeit vorenthielt.

Wie sich hier alles schließlich zum Besten fügt, so enden auch die „Stützen der Gesellschaft“ (1877) versöhnlich. Es ist ein etwas ungepflegtes Feld voller reifender Keime: die Figur der Nora schreitet hier (in Betty, der Gattin des Konsuls) ihrer Vollendung ein Stück entgegen; Fragen der Erziehung,

der Lektüre, der Wohlthätigkeit werden gestreift. Die Haupthandlung aber ist nicht vollkommen ausgereift. Der eigennutzige Mann, der bisher in egoistischer Harmlosigkeit auf fremde Kosten Ansehen und Reichtum genossen hat, steht im Begriff, ein furchtbares Verbrechen wissentlich zu begehen: er will ein seeuntüchtiges Schiff in die See stechen lassen. Aber auf dies Schiff ist sein eigenes Kind geflohen, um aus der ungesunden Luft des Vaterhauses ins Freie zu gelangen. Erschüttert sühnt der Vater seine Sünden, als gegen seine Befehle das Schiff im Hafen geblieben ist, durch eine große Beichtrede an das Volk, das ihm ein Fest bereiten wollte. Die Bekehrung ist allzu plötzlich. Aber die Scene, in der der Kaufherr seinem Schiffsbaumeister zudonnert: „Die ‚Gazelle‘ segelt doch!“ ist von sicherster Wirkung, und Figuren wie die gestiefelte Tante Lona und der nervöse Kraftprediger Hilmar mit seinem hysterischen „O! o!“ bereiten auf Nora, Stockmann, Hjalmar vor.

Und nun ist die Schulung vollendet, die psychologische wie die technische. Nun ist Ibsen ganz „er selbst“; nun hat er seinen Standpunkt und die sichere Meisterschaft der Ausübung. Rasch folgen sich nun die vier großen Meisterwerke, denen in der dramatischen Weltlitteratur nicht vieles zur Seite gestellt werden kann.

„Nora“ oder „Ein Puppenheim“ (1879) ist das erste. Eine besondere Frische liegt über dem Stück, trotz aller Tragik ein gewisser Glanz, der aus der Seele des Dichters stammt: er hat sich durchgerungen zur Freiheit. Freilich — es ist die Freiheit des Fragens, nicht des Antwortens; um Fragen zu stellen, hat Ibsen selbst gesagt, bin ich da — nicht um sie zu lösen. Aber eben dieser Standpunkt giebt dem Dichter die Unbefangenheit des forschenden Experimentators. Als Aufgabe des Naturforschers hat der große Physiker Gustav Kirchhoff „die möglichst vollständige Beschreibung der Vorgänge“ bezeichnet: alle „Erklärung“ ist schon subjektiv. Beschreiben will Ibsen, den typischen Verlauf reinlich darstellen; von herrischen Erklärungen hat er sich freigemacht.

Das Problem ist in den beiden ersten Dramen die rechte Ehe. Ihr rühmt euch, gute Ehemänner zu sein, sagt der Dichter zu den „Stützen der Gesellschaft“; ihr preist die Ehen, wie sie unter euch üblich sind, als die unerschütterliche Grundlage der Ordnung. Aber sehen wir uns eure Ehe genauer an, prüfen wir das „glatte, übertünchte Äußere“, um Goethes Worte zu gebrauchen. Hier habt ihr eine typische „glückliche Ehe“. Ein respektabler Geschäftsmann und seine reizende Frau leben in heiterstem Einvernehmen; gesunde Kinder, brave Hausfreunde, gesichert erscheinende Verhältnisse — alles so blank und zierlich wie in einem Puppenstübchen. Nun machen wir die Probe auf das Exempel. Eine große Prüfung soll an die glücklichen Gatten herantreten, eine Existenzfrage. Was zeigt sich? Die Frau, von dem Gatten wie von den Freunden immer nur als liebenswürdiges Spielzeug behandelt, hat keine Vorstellung von den realen Verhältnissen; „halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen“, wagt sie für ihren Gemahl, was für die bürgerliche Gesellschaft, was für den Staat ein Verbrechen ist: eine Fälschung. Der Gatte, bei aller oberflächlichen Liebe ein Egoist, bei aller oberflächlichen Ehrenhaftigkeit ein zweifelhafter Biedermann, sündigt durch Mangel an Liebe und Leidenschaft, wie sie durch deren Überfluß. Ihr hochgespanntes kindlich-reines Herz erhoffte „das Wunderbare“: die völlige Einigkeit im Feuer der Gefahr zu reinem Gold geläutert. Er aber, statt zu ihr zu sprechen: „Du hast gefehlt — aber aus Liebe für mich, ich will deine Sünde auf mich nehmen,“ — er denkt nur daran, was die Welt sagen wird, ob seine Stellung nicht erschüttert ist … Das Experiment hat gezeigt, daß diese „glückliche Ehe“ auf Sand gebaut war, auf Schein und Spiel statt auf Ernst und Treue. Die Ehe ist aus, das Glück ist zu Ende. Nora geht und sucht in der Welt, was sie zu Hause nicht gefunden: Spielraum für ihre Kräfte, Erfüllung ihres inneren Berufes zu opferwilligem Dienst der Liebe.

Das Stück ist auch technisch ein Meisterwerk, und jene Scene, in der Nora, das Herz von Angst und Hoffnung übervoll, die Tarantella tanzt, ist allein eine genügende Antwort auf die thörichte Behauptung, Ibsen sei „gar kein Dichter“. In der Figur des ohne seine Schuld zum Tode verurteilten Doktor Rank kündigt sich das Problem der

„Gespenster“ an, während die Geschichte der Beziehungen zwischen Günther und Frau Linden ein anderes Lieblingsmotiv erneuert: die Schuld der versäumten Liebesheirat, die hier gesühnt wird, während sie sonst (in der „Nordischen Heerfahrt“, in „Borkman“) tragisch ausläuft.

Die „Gespenster“ (1881) geben zu der Geschichte der unrechten Ehe in „Nora“ die Nachgeschichte. Nora hätte bleiben müssen, meint ihr, sich und den Gatten erziehen, das Haus reformieren. Nun, machen wir dies Experiment. Frau Helene Alving ist geblieben. Sie hatte ihrem wüsten Gatten entfliehen wollen — der Pastor, den sie liebte, überredet sie, zurückzukehren. Es war umsonst. Die Ehe läßt sich nicht reformieren. Sie war nicht auf Liebe und Ernst gebaut — an einen hübschen, wohlsituierten Lebemann hatte sich Helene verkauft. All ihr Mühen und Sorgen war umsonst — er sank tiefer und tiefer. Ja, er sank tiefer nicht ohne ihre Mitschuld: seine leichtsinnige Lebenslust bedurfte der Sonne, sie hatte (wie des Baumeisters Solneß und des Pastors Rosmer Gattin) nur trüben Ernst, nur dürres Pflichtgefühl. Solche Ehe ist Sünde; und diese Sünde verkörpert sich in dem Sohn. Er hat die Sinnlichkeit des Vaters ohne seine genußfähige Lebenskraft; er hat die idealen Bedürfnisse der Mutter ohne ihre leistungsfähige Willenskraft. „Ein Kind,“ sagt Novalis, „ist eine sichtbar gewordene Liebe“; dies Kind ist eine sichtbar gewordene Sünde, wie Hedwig (in der „Wildente“), wie Eyolf. Es ist nicht zu retten. Oswald muß physisch zu Grunde gehen wie seine illegitime Schwester Regine, auch sie ein Sündenkind, moralisch. Alle Aufopferung der Mutter, alle Frömmigkeit des Pastors, aller gute Wille des Sohnes selbst — umsonst. Sie selbst muß Oswald von seinem Elend befreien; ihr Lebenswerk ist vernichtet, nur Schutt liegt auf der Stelle, wo sie „Kammerherr Alvings Asyl“ als Denkmal der Sühne errichtet hatte. Denn die Schuld liegt zu tief, liegt in jener Ehe selbst — liegt in all den falschen konventionellen, aus Wahrheiten zu Lügen entarteten Vorstellungen, die die Gesellschaft beherrschen, die wie Gespenster umherschleichen und das ganze Land mit Grauen und Unheil erfüllen.

Wie der heftigen Abwehr, die diese bittere Anklage erregte, der „Volksfeind“ (1882) antwortet, haben wir schon gesehen. Ich bin nicht gegen die Ehe, erwidert der Dichter, nur gegen den Mißbrauch, daß man eine auf Unwahrheit und Schein, im besten Fall auf Selbstbetrug gegründete Verbindung für heilig und glückbringend erklärt. Ich bin nicht gegen Heilquellen, sondern dagegen, daß man durch Darreichung von versumpftem, vergiftetem Wasser das Volk vergiftet. So wird die Heilquelle hier symbolisch — das erste Mal, daß die rasch fortschreitende Manier Ibsens, einen symbolischen Begriff in die Mitte zu stellen, breiteren Raum gewinnt; die Wildente, die weißen Pferde auf Rosmersholm, Ballesteds Gemälde und Lyngstrands Skulptur der Meerfrau, Eilert Lövborgs Buch, Solneß' Turm, Eyolfs Krücke und der Schlitten mit Silberschellen in „John Gabriel Borkman“ folgen.

Die Empfindung persönlicher Abwehr macht dies Stück besonders lebhaft, und namentlich das Verhältnis zwischen Stockmann und den Seinen klingt wohlthuend heraus. Die Kinder haben bei Ibsen sonst leicht eine zu symbolische Bedeutung; in „Brand“, im „Solneß“, selbst in „Klein Eyolf“ ist der Tod der Kinder mehr ein figürlicher Ausdruck für tiefstes Leid als ein mitempfundener Schmerz. Hier spricht Ibsens Vaterherz mit. Er ist glücklich verheiratet, mit der Stieftochter der norwegischen Schriftstellerin Magdalene Thoresen; er hat (wie Hakon) einen Sohn, Sigurd, der mit Björnsons Tochter verheiratet ist — gleichsam ein symbolischer Ausdruck der inneren Versöhnung der großen Nebenbuhler. Als Ibsen mit Georg Brandes von Rußland sprach, lobte der Dichter die Zustände, die kräftige Naturen erziehen müßten. Brandes fragte: „Und möchten Sie, daß Ihr Sohn geprügelt würde?“ — „Nein — aber daß er die anderen prügelt.“ Das sind Stockmanns Jungen!

Aber auch die Gegenpartei wird nicht nur geprügelt. Der Bürgermeister ist zwar „ein ordinärer Plebejer“, aber höher als der Vogt in „Brand“ steht er doch; und gelegentlich nähert sich Ibsen fast der Erfüllung jener Forderung Hettners, daß beide Parteien recht haben sollen. Am wenigsten hätte man

aus den trotzig-verzagten Schlußworten des liebenswürdigen Durchgängers Stockmann: „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher — allein steht", Ibsens eigene Grundanschauung heraushören sollen. Der stärkste Mann, das ist Ibsens Meinung von den „Kronprätendenten" bis zum „Borkman", ist der, der das Zeitbedürfnis erfaßt, der will, was er wollen soll; der allein steht, der ist — „der dreizehnte bei Tisch", der ist verloren wie Skule, wie Rosmer, wie Solneß, wie Borkman.

Wird schon im „Volksfeind" der unbedingte Idealismus, die radikale Forderung, die der Dichter selbst schon mit „Brand" abgethan hatte, nicht ohne Ironie, wenn auch mit Sympathie beleuchtet, so schlägt die „Wildente" (1884) fast zu einer Rechtfertigung des Bürgermeisters Stockmann und seiner Partei um. Ideal sind die Zustände hienieden nicht, aber — „das Leben könnte trotzdem noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen vermaledeiten Gläubigern, die uns armen Leuten die Thüren einrennen mit der idealen Forderung". Hatten „Nora" und die „Gespenster", wie einst Goethes „Werther", Anwendungen gefunden, die der Dichter beklagen und mißbilligen mußte? Fast scheint derartiges hier seine Stimmung zu beherrschen. Jedenfalls ist dies hier seine Meinung: Eines schickt sich nicht für alle; auch zum Idealisten muß man geboren sein. Wer nicht den inneren Beruf zum Märtyrer seines Ideals hat, wer nicht „in Freiwilligkeit" entsagen kann, dem radikale Forderungen aufzudrängen, ist verhängnisvoll. Es giebt Häuser, die in jener Luft der „Lebenslüge" noch am besten gedeihen, in der Nora und Frau Alving verkommen. Da ist Hjalmar, eine in Selbstzufriedenheit sich sonnende Null. Er hält sich für einen großen Mann und für einen musterhaften Gatten und Vater. Seine Frau, ehemals die Maitresse eines reichen Mannes, und deren Tochter, die seine Tochter zu sein glaubt, kennen kein höheres Glück, als für das große anspruchsvolle Kind zu sorgen. Rings umher hat sich alles ins Gleichgewicht gesetzt, der reiche Kaufherr hat seine Pflegerin gefunden, Hjalmars im Leben schuldlos verunglückter Vater spielt auf dem versteckten Dachboden den Jäger und Offizier und ist damit ganz zufrieden. Da schneit in dies nicht ideale, aber doch der Liebe und des Sonnenscheins nicht entbehrende Leben der Rigorist Gregers. Er thut im Leben, was Ibsen in der Dichtung thut: er wagt ein rücksichtsloses Experiment. Und da zerbricht alles. Gerade die beste Seele geht zu Grunde: die rührend reine kleine Hedwig, die in der liebenden, opfervollen Sorge für ihren Vater den Lebensberuf fand — Gregers weiß sie nur als Versuchsobjekt für die Lebensstimmung Hjalmars zu gebrauchen. Aber all die Mittelmäßigen bleiben, wie sie sind, Hjalmar, der pathetische Virtuos des Selbstbetruges, vor allem. „Keine dreiviertel Jahr, und die kleine Hedwig ist nur noch ein schönes Deklamationsthema für ihn."

Ich halte dies Werk für die Krone der Dichtungen Ibsens. Dieser sicheren, ruhigen Führung der Handlung gelingt auch das Gewagteste: das Erscheinen der beiden Kyniker, des Mediziners und des Theologen, an Hedwigs Leiche. So sicher — ich muß das Wort wiederholen —, so wirklich treten all diese Gestalten an uns heran in der vollen Rundung lebendiger Existenzen, daß wir gegen die Situationen gar keinen Einwand erheben können: sie werden uns reale Thatsachen. Und nie ist Ibsen eine so reine, liebenswürdig-anspruchslose Figur gelungen wie Hedwig, nie eine von so packend wahrer Zusammensetzung wie Hjalmar.

Das nächste Werk, „Rosmersholm" (1886), rechnen viele Verehrer des Dichters auch noch zu seinen größten Meisterwerken. Mir scheint es schon ein Herabsinken zu bedeuten; die Fabel beginnt von jetzt ab zu trocken, fast pedantisch streng durchgeführt zu werden, und die reichliche Beigabe symbolischer Züge kann für das Einsickern des vorher vollfließenden Lebensstromes nicht entschädigen. Die Dresdener Zeit ist Ibsens Blüteepoche, Rom ist der glänzende Aufstieg, München der immer noch erstaunliche Niedergang. Und selbst unter den sechs Münchener Dramen scheinen die „Frau vom Meer" und „Hedda Gabler" mir höher zu stehen als „Rosmersholm".

Die Stimmung, aus der alle diese sechs Dramen erwachsen, ja auch schon die „Wildente", ist wesentlich dieselbe: ihr Grundton ist die Abwehr des falschen Individualis-

mus. Je energischer die „Kronprätendenten“, „Nora“, die „Gespenster“ das Recht des Einzelnen betont hatten, um so entschiedener mußte der Mißbrauch der individualistischen Auffassung zum Widerspruch herausfordern. Gerade weil Ibsen jederzeit die „Freiheit“ nur als Geltendmachung des inneren Berufes aufgefaßt hatte, konnte er die Art nicht ohne Widerstand ansehen, in der nun jedermann „frei“ zu sein glaubte, wenn er nur der herrschenden Meinung oder Sitte widersprach. Die „Frau vom Meer“ verteidigt die Ehe so wenig unbedingt, als „Nora“ sie unbedingt angegriffen hatte, aber in dem Sinn, daß nicht jede Frau sich als Nora oder Frau Alving fühlen dürfe; „Hedda Gabler“ steht gegen die „falschen Walküren“ auf der Seite der sanften, anspruchslosen Frau, die in der „Nordischen Heerfahrt“ der echten Walkürennatur unterlegen war; „Borkman“ spricht den Egoisten das Recht ab, sich ohne weiteres als Titanen „jenseits von Gut und Böse zu fühlen“, und direkt gegen die Überhebung des falschen Individualismus wenden sich (wie „Brand“ gegen die des echten) „Rosmersholm“ und „Baumeister Solneß“. Lehrhaft sind sie in gewissem Sinn alle, das Experiment wird fast überall auch gedeutet und eine Nutzanwendung daraus gezogen.

Eine alte und berechtigte Sehnsucht ist es, die Menschen auf eine höhere Stufe zu heben, zu „Adelsmenschen“, zu praktischen Idealisten zu erziehen. Lange vor dem Norweger hatten Deutsche wie Daumer, Wilhelm Jordan, realistischer im Sinne einer „Aufzüchtung“ höherer Menschen hatte der geistreiche Fürst Pückler diese Idee gehegt. Ibsen hatte sie im stillen Herzenswinkel als geheime Hoffnung gepflegt, wie manche Äußerung besonders auch der Gedichte zeigt. Jetzt leiht er sie seinen Gestalten. Gewiß, es ist ein hoher und edler Gedanke. Aber um ihn wahr zu machen, muß man den inneren Beruf besitzen. Den hat weder die idealistische, aber müde Aristokratenseele des Pastors Rosmer, noch die thatkräftige, aber egoistische Plebejernatur Rebekkas. Ihm fehlt die Kraft, ihr der hohe Sinn. So verderben sie sich nur gegenseitig, indem sie sich in einen Freiheitstaumel hineintreiben, der beiden Naturen nicht entspricht. Er bricht ihren mutigen, rücksichtslosen Willen, sie vernichtet seine reine Schuldlosigkeit. Indem sie ihn groß machen will, rücksichtslos, treibt sie nur die arme Beate in den Tod, Rosmers Gattin, wie Gregers die arme Hedwig zum Selbstmord treibt. Jahrelang hat sie vorbereitet, gerüstet, verwegen gehandelt. Nun kommt der große Augenblick: Rosmer soll handeln, soll kühn der Welt seine Stirn und seine Brust entgegenstellen. Und da zeigt sich, daß es mit ihm steht wie mit seinem alten Lehrer Ulrik Brendel, einer der genialsten Figuren des Dichters. Die ganze, ein Leben hindurch gehütete Pracht geheimer Vorsätze, verheimlichter Hoffnungen, unausgesprochener Gedanken ist von der Zeit zu Staub gerieben. Nichts ist da. Und die beiden bankbrüchigen Zeitverbesserer können nur wenigstens sich selbst noch davor schützen, von Staub und Motten zerfressen zu werden, indem sie „in Freiwilligkeit“ den Weg Beatens zum Tode gehen.

Ein erschütterndes Selbstbekenntnis liegt auch hierin. Die ungesungenen Lieder, meinte der Skalde in den „Kronprätendenten“, sind die schönsten. Ulrik Brendel und Johannes Rosmer hatten es auch geglaubt... Aber die Welt gehört den Männern der Barzahlung. Mortensgard, der praktische Revolutionär, der alles kann, was er will, weil er niemals mehr will, als er kann; Mortensgard, der im stande ist, das Leben ohne Ideale zu leben — er ist der Herr der Zukunft. Ihn fürchtet selbst der Fanatiker Kroll, der Rosmer kaum ernst nimmt. Rosmer gehörte in die stille Pastoren- und Beamtenatmosphäre von Rosmersholm, Rebekka in ihre wilde Heimat — indem sie sich fanden, indem sie sich über ihre Naturen hinausheben wollten, nahmen sie sich die Lebensluft.

Ist „Rosmersholm“ unter allen Stücken Ibsens, etwa neben den „Gespenstern“, das einzig durchaus pessimistische des angeblich so durch und durch pessimistischen Autors, so ist die „Frau vom Meere“ (1888) durchaus optimistisch. Ellida ist eine poetisch-träumerische Natur, die in Bildern denkt und empfindet. Sie hat sich in die Vorstellung hineingeträumt, an Wangels Seite gefangen zu sein, wie der Fisch auf dem Sande zu verschmachten. Sie hat sich in die Idee

hineingedacht, dem „fremden Mann“ zu gehören, der mit seiner ruhig-praktischen Energie auf ihre weiche, bestimmbare Seele einen tiefen Eindruck gemacht hat. Die Gefahr ist da, daß der Traum Wahrheit wird. Aber die Hingabe ihres Gatten rettet sie. Kein Zwang könnte sie an das Heim binden, an das Frau Alving sich durch des Pastors Vorstellungen ketten ließ; keine Abwehr könnte den fremden Mann fernhalten. Der Gatte aber giebt sie frei im Übermaß seiner treuen Liebe. Das rettet sie. Nun erkennt sie: sie ist nicht gefesselt; nun sieht sie den unheimlichen Werber nicht länger „in der Farbe und Stimmung, in die ihr Irrtum sie versetzte“. Die Wirklichkeit verjagt die Traumbilder. Sie hat ein Heim und hat eine Aufgabe darin: den Gatten zu pflegen, dem die Vereinsamung gefährlich ist, das Herz der Stiefkinder zu erobern. Nicht auf das Meer gehört sie wie ihr Freier, der starke Schwimmer, im Hause soll ihre weiche Seele sich „acclimatisieren“. Und so wird hier aus der Krisis ein glückliches Eheleben erwachsen.

Das Stück ist ein wenig überfüllt mit Symbolen und Andeutungen. Jeder Schritt hat eine symbolische Bedeutung: wie der Fremde über den Gartenzaun steigt, wie das Schiff davonfährt; jeder Anblick erhält einen symbolischen Sinn: der Karauschenteich, das Bild Ballesteds. Die entscheidenden Wendungen von dem „Grauenvollen“, was „lockt und zieht“, werden überoft wiederholt, wie auch in den nächsten Dramen. Das Stück hat, um mit Goethe zu reden, mehr „Manier“ als „Stil“. Aber der unheimliche Zauber des Meeres hat sich in dem Manne mit den geheimnisvollen Fischaugen so wunderbar verkörpert wie nur irgend in Goethes „feuchtem Weib“ im Fischer. Und wie fein und geschickt sind die Enttäuschungen des Paares Arnholm und Bolette und die „spannenden“ Hoffnungen des Paares Lyngstrand und Hilde mit Ellidas durch eine bessere Wirklichkeit abgelösten Träumen kontrastiert!

„Hedda Gabler“ (1891) berührt sich vielfach mit der „Frau vom Meere“. Die Frivolität, mit der Hedda auf ihres Mannes Zukunft „gespannt“ ist, erinnert an die herzlos-neugierige Art, wie Hilde mit dem schwindsüchtigen Lyngstrand spielt, wie Kinder mit Schmetterlingen; wie Lövborg zu ihr ins Zimmer tritt: „Hedda Gabler verheiratet!“ — da wiederholt er den Ausruf des fremden Mannes auf dem Schiff. Aber das Problem ist ein anderes. Hedda ist eine problematische Natur, zu geistreich, um zu Tesman zu passen, dem beschränkten Fachmenschen, zu egoistisch, um Lövborg zu beglücken, den genialen Virtuosen. Schaffen kann sie nichts, nur zerstören. Ihrem Hochmut, der die Philister verlacht, steht keine Kraft und kein Mut zur Seite, der die Großen ganz begreifen könnte. Sie verspottet die Konventionen und wagt sie nicht zu überschreiten, bis zuletzt, wo sie zum Entsetzen ihres Courmachers es doch thut, indem sie sich erschießt. Sie ist ein „Stiefkind Gottes“ wie Skule in den „Kronprätendenten“. Alles verzerrt sich ihr: Liebe zu sinnlichem Rausch, Ehe zu unerträglicher Philistrosität; und ungesund sind auch ihre Träume: ein Ende „in Schönheit“ will sie Lövborg schaffen, und es wird eine klägliche Tragikomödie. Die frei sein wollte, schnürt sich nur immer enger in die Fesseln, bis der Selbstmord sie zerreißt. Und selbst ihre zerstörende Thätigkeit wird nicht dauernd wirken: der beschränkte Fachmann und die unbedeutende Frau werden Lövborgs Lebenswerk retten, sein „Buch“, denn sie besitzen, was ihr fehlte: Hingabe, Treue zu einer selbstgewählten Aufgabe.

Ein nur scheinbares Genie, ein unberechtigter Prätendent auf die Rechte der originellen Individualität ist auch „Baumeister Solneß“ (1893). Er ist ein Hjalmar auf höherer Stufe. Auch er lebt von Blut und Hirn anderer, die für den „großen Baumeister“ rechnen und zeichnen und schreiben; aber ihm fehlt das „robuste Gewissen“ des naiven Egoisten aus der „Wildente“. Er fühlt, daß er nicht ist, was er sein möchte. Einmal in einem Moment des Rausches, des Schwindels, wo Angst und Hoffnung ihm — wie der armen Nora beim Tanz der Tarantella — die Besinnung nahmen, hat er sich kühn vermessen, Gott aufzusagen. Aber er ist kein Titan, der ohne Gott leben, der gegen Gott kämpfen könnte. Fortwährend fühlt er auf der Höhe seiner äußeren Erfolge den Schwindel, die Angst des plötzlichen Absturzes, die Furcht vor der Jugend, die ihn stürzen wird. Und sie stürzt ihn.

Die Gattin, die kränklich und arm ihn so lange umgab, hat mit all ihrem beschränkten Pflichtgefühl, mit ihrer dürftigen Sorglichkeit ihn lange erhalten wie ein Pfleger den Kranken. Nun kommt Hilde, die Jugend, und jauchzt ihm begeistert zu wie einem Helden — und gerade diese unverdiente Begeisterung tötet ihn. Nochmals wagt er, wie Rosmer, das Unmögliche — und stürzt im Schwindel vom Turm, während sie ihm begeistert zuwinkt. Das letzte Wagnis ward dem Baumeister zum Gericht, der seinem Beruf untreu wurde. Heimstätten zu bauen und auch seiner armen einsamen Gattin das Heim zu erhellen, war er geschaffen; er aber baut Kirchtürme ohne demütigen Glauben, stolze Schlösser ohne festen Sinn. Er hat alles aufgezehrt, was ihn ernähren konnte, die Helfer im Bausaal, die Hingabe der Gattin, die Begeisterungsfähigkeit der Jugend; in sich hat er nichts mehr, sein Leben zu fristen. Aber er stirbt doch einen schönen Tod.

Technisch ist das Baumeisterdrama unter Ibsens späteren Werken das schwächste: lange Berichte treten ziemlich plötzlich ein, Zwischenmotive kreuzen die Entwickelung, und Alinens Klage um die verlorenen Puppen, so leicht auch ihr Sinn symbolisch zu erfassen ist, streift über das Pathologische hinaus fast an die Komik. Selten aber ist einem alten Meister die realistische Schilderung der Jugend so gelungen, wie Ibsen die prächtige Gestalt der Hilde. Ob er, skeptisch, ironisch wie so oft, an gefährlich übertreibende Bewunderer seiner eigenen Bauten dachte?

Zu dem Problem der Ehe lenkt „Klein Eyolf" (1895) zurück. Ritas heiße Sinnlichkeit und Alfreds kühle Berechnung haben einen Ehebund geschlossen; aber das ist keine rechte Ehe. Ihr Produkt ist Klein Eyolf, das arme, verkrüppelte Kind, in dem die Nachgiebigkeit des Mannes gegen das Begehren des Weibes lebendig als drohender Vorwurf vor ihnen steht. Gewaltsam wollen sie die Mahnung beseitigen: Rita, indem sie das Kind von sich schiebt, Alfred, indem er sich einredet, es doch noch zu einem glücklichen, „ganzen" Menschen erziehen zu können. Aber an dem Kind erfüllt sich, wie an Oswald, der Fluch seiner Geburt: die Nachgiebigkeit der schwachen Seele gegen starke, fast tierische Instinkte. Von Grausen übermannt beim Anblick der unheimlichen „Rattenmamsell", der Verkörperung betrogener Liebe, stürzt er ins Wasser. Und gerade dies Unglück wird zum Segen. Die große Umwandlung vollzieht sich: die Selbstüberwindung, der Triumph über das niedere Begehren. Er siegt über die Eitelkeit, die das Glück des eigenen Heims der Vollendung eines Buches opfern wollte, sie über die Sinnlichkeit, die ihn ganz allein für sich begehrte. Wie seine treue, klare Asta wird sie ihn nun beglücken, wenn sie beide zusammen in ernster, wohltätiger Arbeit „hinauf, zu den Gipfeln, zu der großen Stille" wandern; und wie der tapfere arbeitsfreudige Wegebaumeister wird er die Freude der Umwandlung mit ihr teilen. Gut wollen sie werden — Güte ist das Höchste, nicht einsame Größe, nicht verlockende Schönheit. Aber sie muß erworben werden durch inneres Wachstum: „fordern — das nützt ja nichts. Alles muß freiwillig gegeben werden."

Der furchtbare Ernst des Lebens hat Rita und Alfred bekehrt; unbekehrt bleibt bis zuletzt der trotzige Eigensinn „John Gabriel Borkmans" (1896). Auch er hat sich zum Titanen geträumt, dem ein Recht zustehe auf „des Goldes schlummernde Geister". Aber seine Gier nach Macht entsprach nicht einem inneren Beruf. Sonst wäre er nach seinem tiefen Fall mutig wieder hinausgeschritten „in die eiserne traumlose Wirklichkeit". Aber statt dessen spinnt er sich ein in Träume von einer wunderbaren Zukunft, die den Verbrecher im Triumph zurückholen soll zu seinen Bergwerken und Fabriken. Und neben ihm träumt sein letzter Freund einen Dichtertraum, und unten in der Stube sitzt grollend und hart sein Weib und träumt von der großen Mission ihres Kindes. Es ist eine wilde Traumwelt, und wie im Märchen erstarrt der erste Sonnenstrahl all die Spukgestalten zu Stein. Die verstoßene Geliebte will Borkman in die Welt zurückholen, wie Hilde den Baumeister auf den Turm lockt; da tötet ihn „die eisige Erzhand" der Wirklichkeit. Und aus den Traumgespinsten rettet die Jugend sich ins Freie, in die weite Welt; es ist ihr Recht, in dem Schlitten mit silbernen Schellen die armen Träumer zu überfahren,

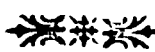
davonzufliehen vor allen, die ihr eigenes Wollen gewaltsam ihr aufzuzwingen begehren.

Ibsen ist nicht Solneß, ist nicht Borkman. Aber träumte nicht auch er manchmal, die Jugend stehe vor der Thür und werde den alten Dichter überfahren? Vielleicht. Um so tapferer, um so großartiger, wie er auch ihr ihr Recht giebt und vielleicht mehr als ihr Recht. Denn Begehren, in die Freiheit streben — das vor allem ist ihm der innere Beruf der Jugend. —

Und fragen wir nun, wir, die Jugend, den greisen Meister, was er uns gab und was er forderte! Was er gab, das liegt aufgeschüttet vor uns: eine Kette glänzender Meisterwerke, eine Welt lebendiger Gestalten, eine Fülle tiefer Anregungen. Was er gab, darüber herrscht kein Streit mehr; was er forderte, ist noch unsicher. Darüber kann, scheint es, kein Zweifel bestehen, daß er im Innersten seiner Seele allzeit fordernd, lehrend, richtend war, daß seine objektivsten Experimente nur der Absicht dienten, das Recht seiner Forderungen zu prüfen und abzumessen. Welches aber sind diese Forderungen? Was lehrt die Ethik dieses „dramatisierten Philosophen“?

Zwei Fehler hat man oft bei Beantwortung dieser Frage gemacht: man übersah das „Gesetz der Umwandlung“, indem man für Anschauungen der späteren Zeit kritiklos frühere Äußerungen herbeizog; und man hat allzuoft Worte seiner Figuren, Anschauungen seiner Gestalten ohne weiteres ihm selbst zugeeignet. Vor beiden Fehlerquellen suchten wir uns zu hüten, indem wir seine Ansichten in ihrer Entwickelung und Umgestaltung verfolgten und an den, freilich spärlichen, direkten Aussagen des Dichters prüften. Als das Bleibende, Wesentliche erscheint uns etwa dies: Pessimist ist der Dichter, insofern er die Gegenwart, und auch die Menschheit überhaupt, von Fehlern und Schwächen bedeckt sieht; Optimist aber insofern, als er den Glauben an eine aufsteigende Entwickelung kaum je verleugnet hat. Individualist darf er sicherlich heißen, der der Persönlichkeit so energisch das Recht wahrt, ihrem inneren Beruf nachzuleben; aber einem ethischen Anarchismus steht der Mann fern, der auch den inneren Beruf als Pflicht auffaßte, der in der Vereinigung zweier Seelen zu einer vollkommenen Ehe das höchste Menschen gegönnte Glück sieht. Revolutionär ist er freilich, mißtrauisch und polemisch gegen Sitten und Sätze, die als selbstverständlich gelten; aber an wirklichen unerschütterlichen Rechten hat er nie gezweifelt. Angeboren ist jedem Menschen, lehrt er, das Recht auf sein eigenes Selbst, auf die Erfüllung seines individuellen Berufs; jedes andere Recht muß er erst erwerben. Nicht bloß, „was du ererbt von deinen Vätern hast“ — alles, was du dein eigen nennst, gehört dir erst ganz, wenn du es erworben. Die Mutter muß ihr Kind, der Gatte die Gattin sich erst erkämpfen, soll er sie ganz besitzen: erkämpfen durch liebende Hingabe, damit sie „in Freiwilligkeit“ ihm eigen werden. Nichts hat Bestand, was erzwungen ist. „Gott will keinen gezwungenen Dienst,“ ruft Ibsen mit Martin Luther. Nur was der Mensch aus innerem Drang, aus „freier Notwendigkeit“ thut — nur das ist dauerhaft und fruchtbar.

Man hat auch viel über die Originalität der Ibsenschen Lehren und Anschauungen gestritten. Der geistreiche französische Kritiker Lemaître fand alles schon bei Georges Sand, was Georg Brandes und neuerdings (in der Zeitschrift „Kosmopolis“) auch der Franzose Basch glücklich zurückwiesen. Natürlich aber hat Ibsen viel mit den Dichtern gemein, in deren Machtzeit er aufwuchs. Näher als der Verweis auf die große französische Romandichterin läge der auf die Romantik, die über Liebe und Ehe, über das Recht der freien Persönlichkeit, über die ungesungenen Lieder vielfach Ähnliches dachte. Aber auch was er etwa ererbt hat — er hat es erworben, um es zu besitzen. Ganz ist es sein eigen geworden. Ganz aus der „freien Notwendigkeit“ einer großen Seele ging es hervor, und in wunderbarer Folgerichtigkeit liegt sein Lebenswerk vor uns.





Die Ziele und Ideale in der modernen Polarforschung.

Von
Wilhelm Bölsche.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zu den Träumen, die wohl jeden entwickelteren Kulturmenschen irgend einmal flüchtig umgaukelt haben, mag der gehören: auf einen einzigen freien Augenblick die Erde als schwebende Kugel im Raum zu sehen, als bewegten Planeten, der vor den Sternbildern vorüberwandelt wie der Mond und in eigener Drehung langsam seine Länder, seine Oceane an der Lichtseite aufglänzen läßt, um dieselben Gebiete wenig später wieder in der Finsternis seiner Nachthälfte zu verlöschen. Die Ahnung plaudert, daß dieser Anblick, der uns Erdbewohnern selbst verschlossen ist, vielleicht seit Jahrtausenden von den lichtempfindlichen Organen fremder Wesen auf anderen Planeten wie etwas Alltägliches genossen wird. Ein heller Stern unter Sternen geht dort die Erde auf, vielleicht weiß wie unsere Venus, vielleicht rötlich wie unser Mars. Haben aber jene Wesen auch nur ganz schwache Fernrohre, Rohre, wie sie Galilei in den ersten gnadenvollen Nächten seiner Fernrohrbenutzung besaß, so muß dort auch seit Jahrtausenden schon eine Eigenschaft dieser Erde bekannt sein, die wir selbst erst ganz allmählich, zum Teil erst im vorletzten und letzten Jahrhundert, kennen gelernt haben: die ewige Vereisung ihrer Pole. Im vergrößernden Fernrohr zweifellos ein mehrfarbiges, je nach Land oder Meer in seiner Hauptfläche verschieden abgetöntes Objekt, muß der Erdplanet gegen beide Pole hin wie mit blendend weißen Kappen gekrönt erscheinen. Schwerlich aber wird man zu dieser alten Erkenntnis da drüben die andere besitzen, was in dem Spannraum dieser blinkenden Polarkappen hier unten eingezeichnet liegt an Größe, Idealismus, Verwegenheit und Romantik der winzigen Intelligenzträger dieses Erdsterns: der Menschen.

Diese Menschen selbst sind sich ja nicht immer gleichmäßig darüber klar. Wohl ist die Geschichte der Polarforschung oft geschrieben worden. Die Romantik der Dinge hat zu romantischen Schilderungen gelockt. Gewisse größte Momente haben auch die ganz nüchternen Köpfe, die trägsten Teile in der Masse aufgeweckt. In dem großen Schauspiel des neunzehnten Jahrhunderts erscheint die Polarfrage wie ein bestimmter

Bühneneffekt, der von Zeit zu Zeit immer wieder aufblitzt und erregt. So, als Franklin um die Mitte des Jahrhunderts verloren ging und das furchtbare Bild überall wie ein Gespenst aufwuchs: zwei prächtige Schiffe in der Eiswüste verirrt, vom Krystall umklammert wie das Phäakenschiff Homers, das der Zauber Poseidons versteint — und auf den Schiffen ein Heer trefflichster Männer von der Welt abgeschnitten, als säßen sie im freien Raum jenseit der Erde, erfrierend, verhungernd ... Dann wieder solch ein Blitz gegen Ende der sechziger Jahre, als Petermann mit seiner flammenden Beredsamkeit aus dem Nordpolfahren eine deutsch-nationale Ehrensache machen wollte; anfangs der siebziger, als aus den Nebeln eines wunderbaren Morgens dem hilflos im Eiskerker nordwärts treibenden „Tegetthoff“ mit seinen tapferen Leuten das nie gesehene Franz-Josephs-Land wie eine vergletscherte Märcheninsel stieg; und jetzt, in unseren Tagen, durch Nansens Erfolg, der mit drei Worten eines Telegramms die ganze „Möglichkeit“ einer wirklichen Polerreichung wieder aufgerissen hat. Schließlich aber gehen solche Blitzeffekte wieder so rasch, wie sie gekommen sind. Wenn heute Andrée verschollen bleibt, ohne daß man eine Spur weiß, wo man ihn suchen soll — wenn Nansen am Südpol, wo vielleicht alles zehnmal so schwer ist als im Norden, keine auffälligen Ergebnisse erzielt, so wird morgen die ganze Frage wieder am Horizont der Masse, der Naiven, der Zeitungsgläubigen, der „Eiligen“ verpufft sein wie eine Rakete, die hochgeflogen und ausgebrannt ist. Dann erscheint der ganze „Kampf mit dem Pol“ wie eine vergängliche Stimmungssache. In einer Laune, die gerade der absteigenden Welle entspricht, sagt man sich, daß die wahren Ergebnisse den Aufwand nicht wert seien. Wenn Franklin sich nicht tollkühn in die Eisöde vorgewagt hätte, hätte man nicht nachher mit so ungeheurem Material an Menschenliebe und barem Gelde nach ihm zu suchen brauchen. Der patriotisch-geographische Eifer Petermanns, der eines Tages nicht am Smithsund oder im Franz-Josephs-Land, sondern daheim in einer trüben Seelenkatastrophe unterging, erscheint heute veraltet, wo Afrika, Neu-Guinea, China am deutschen Horizont stehen. Die Sache da oben im Krystallpalast der Eisnixe sieht wie ein besserer Sport aus, der auch fehlen könnte etwa in dem Sinne, wie der Geschichtsforscher auch ohne die Briefmarkenliebhaber und die Briefmarkenbörse auskäme. Diese Logik von dieser Seite ist thatsächlich nicht zu gering anzuschlagen. Wer sie ernsthaft widerlegen will, muß sich auf einen ganz festen Standpunkt besinnen, der denn allerdings vorhanden ist.

Es giebt eine völlig andersartige Betrachtungsform des Problems der zwei Eiskappen auf den Planetenenden, die mit diesem zeitweisen romantischen Rausch so gut wie nichts zu thun hat. Sie sieht im Kern wenigstens der heutigen „Polarfrage“ ein festes Gerüst wissenschaftlicher Erörterungen, wissenschaftlicher Hoffnungen, Hypothesen und Ideale, die ihrem Wesen nach überhaupt erst verstanden werden können im Zusammenhang mit weiteren Dingen der Forschung, deren Kenntnis heute noch keineswegs so auf der Straße liegt, daß jeder Beliebige damit spielen und sie abwägen und werten könnte. Und sie sieht in der Geschichte der Polarforschung, in der Art, wie sie, zum Teil von ganz anderen Beweggründen ausgehend, sehr allmählich erst in jenen tiefsten ideellen Gehalt hineingewachsen ist, eines der wertvollsten und lehrreichsten Kapitel aus der eigentlichen innerlichen Kulturgeschichte der Menschheit, jener Geschichte zunehmender Vergeistigung und geistiger Umsetzung und Verklärung aller Dinge des uns zugänglichen Kosmos im Menschenhirn.

Es ist, um nach dieser Seite klar zu schauen, nötig, daß man für einen Augenblick sich zurückbesinnt auf die wirklichen geschichtlichen Anfänge der ganzen Polarfrage. Es ist ja thatsächlich nicht so gewesen, daß eines Tages die Idee, den Nord- oder Südpol zu erreichen, wie ein guter Einfall für verwegene Seelen auftauchte. Und es ist ebensowenig so gewesen, daß im Studierzimmer das Problem als ein abstrakt wissenschaftliches einfach erfunden worden wäre. Die Kulturmenschheit ist in bestimmten Phasen ihrer Entwickelung dazu getrieben worden, sich mit den Polargegenden, vor allem den nördlichen, zu befassen — gezwungen worden, kann man wohl sagen, und zwar ge-

zwungen weder durch abenteuernde Romantik, noch durch tüftelnde Weisheit, sondern zunächst einfach durch unmittelbare materielle Interessen und brennendste Lebensfragen. Erst als die Dinge von hier aus schon ein ungeheures Stück weit gleichsam unbewußt gefördert waren, kam dann die streng wissenschaftliche Erwägung mit ihren Wünschen und Hoffnungen hinzu — Wünschen und Hoffnungen, die natürlich letzten Endes wie alles, was wir im echten Sinne heute Wissenschaft nennen, auch nur wieder in raffinierter Verfeinerung Interessen und Lebensfragen des modernen Menschen und seines Erdenglücks zum Untergrund haben. Nützlicherweise giebt es heute kaum einen Zweig der Geschichtsforschung, der sich an fast mathematisch klarer Durcharbeitung mit der historischen Geographie messen könnte, und krystallklar heben sich aus dieser auch jene ganzen wahren Entwickelungslinien und Entwickelungsmotive der Polarfrage für jeden heraus, der logische Ketten zu fassen weiß.

Theoretisch kann man sehr gut behaupten, daß es eine „Polarfrage" gegeben hat von dem Augenblick an, da die Kugelgestalt der Erde wenigstens den reifsten Geistern feststand — immerhin also mindestens doch von der aristotelischen Epoche der antiken Welt an. Für diese ganze antike Kulturwelt war aber praktisch entscheidend ihre Konzentrierung auf die Länder am Mittelmeer. Dieses Meer lag nahezu in der Mitte zwischen Nordpol und Äquator und endlos weit vom Südpol. Nach Norden wie Süden aber war es direkt durch Kontinente abgeschlossen, von denen der südliche, Afrika, ungeheure Wüsten und einen im oberen Teil unwegsamen Stromlauf, überhaupt die denkbar ungünstigsten physischen Verhältnisse zur Durchquerung bot, während der nördliche, Europa, auf die Dauer des ganzen Bestehens der antiken Welt eine wachsende, unaufhaltsame Völkerbewegung von Nordost und Norden nach Südwest und Süden zeigte, die von der Nordpollinie mit elementarer selbstthätiger Wucht abdrängte. Nur an zwei Punkten öffneten sich diese Schranken: bei Gibraltar und bei Aden — beidemal in freie Oceane, die auch nach Nord wie Süd zunächst offen hinauszufluten schienen.

Daß man diese beiden natürlichen Thore wenigstens in beschränktem Maß benutzte, war nun lediglich ein Ergebnis von Handelsinteressen. Auf solche hin sind Kaufleute aus phönicischen Pflanzstädten schon in Alexanders Tagen bis an die Shetlandinseln vorgedrungen, und auf solche und nur auf solche hin entwickelte sich in den nächstfolgenden Jahrhunderten der Antike nach und nach der Schiffsverkehr an der indischen und afrikanischen Küste des Indischen Oceans bis gegen die Sunda-Inseln hin und bis gegen Sansibar. Aber in beiden Fällen kam die Antike wiederum vor eine Schranke, wenn schon nicht aus Festländern, so doch aus menschlichen Illusionen — bekanntlich oft der härtesten aller Gesteinarten. Im Norden glaubte die Seefahrer-Legende schon diesseit des Polarkreises und noch nicht einmal auf der Breite von Island die Welt unbewohnbar gemacht durch ewige Nebelnacht und ein geronnenes Meer. Im Süden klügelte sich grübelnde alexandrinische Gelehrtenweisheit aus, der Indische Ocean brande südwärts gegen einen „Südkontinent", den Hipparch um 150 v. Chr. schon bei Ceylon als seiner vermeintlichen Nordspitze beginnen ließ, während Ptolemäus in der römischen Kaiserzeit der Ostküste Afrikas eine derartige Biegung gab, daß sie selbst als Rand des Südkontinents vor dem Pol weg bis zu den Sunda-Inseln herauflief.

Die ungeheure Ausbreitung des römischen Kaiserreiches hat an diesen hemmenden Grundanschauungen nichts geändert, und mit verschwindenden Korrekturen sind sie die herrschenden geblieben, auch bei den Arabern, als diese mit einem großen Teil des Landbesitzes auch das geistige Erbe der Antike übernahmen. Inzwischen gelangte aber jene elementare Völkerbewegung von Nord oder Nordost nach Süd in Europa langsam zum Stillstand. Mit dem Christentum begann zeitweise, wenn nicht eine Völker-, so doch eine Kulturbewegung von ziemlich genau entgegengesetzter Richtung: vom Mittelmeer fort nach dem Norden Europas. An die Stelle der reinen Handelsinteressen, die einst den Massilier Pytheas bis zu den Shetlandinseln geführt, traten hier religiöse Beweggründe. Wo die Handelsflotten erlahmt, wagte der fromme Glaube sich noch in den Nebel: irische Mönche entdeckten Island.

Mit der religiösen Nordbewegung in dieser Linie mischte sich allerdings bald auch noch gleichsam ein letzter Ableger der wirklichen Völkerbewegung von Nordost nach Südwest selbst, der bloß etwas sehr weit direkt westwärts abbog: die Normannen griffen über Island hinaus bis Grönland und (um das Jahr 1000 n. Chr.) bekanntlich sogar bis Nordamerika, eine Entdeckung, die in der Zeit des Kolumbus wieder so gut wie verschollen war. In Grönland stand man jetzt nördlich zum erstenmal ganz nahe vor dem echten polaren Dauereis, von dessen Existenz auf der Südkugel man gleichzeitig überhaupt noch keine Ahnung hatte.

Aber dieser ganze Normannenvorstoß blieb auch im Norden Episode, und die Hochblüte der Kultur schien sich alsbald abermals hartnäckig am Mittelmeer, also möglichst „polfern", festzusetzen. Diesmal vollzogen sich die Geschicke hier indessen etwas anders als früher. Der Schwerpunkt der Kultur war auf den Westteil der Mittelmeerländer gesunken. Je näher der Epoche des Kolumbus, desto mehr versperrte sich in kulturfeindlichen Völkerwirren die ehemalige Ostdurchfahrt gegen den Indischen Ocean hin. Die Hinterländer des Indischen Oceans waren aber, immer wieder aus Handelsinteressen, für die westliche Kultur nicht mehr zu entbehren. So entstanden die Versuche — bei inzwischen verbesserter Schiffahrt — entweder südlich um Afrika herum oder geradeswegs westwärts über den Atlantischen Ocean weg unter Benutzung der Kugelgestalt der Erde nach den Gewürzländern am Indischen Ocean zu gelangen. Beide Wege, obwohl an sich gewiß alles eher als bewußte Ansätze zur Polarforschung, mußten aber thatsächlich den Polen näher führen. Die Portugiesen, indem sie nach endlosen Versuchen die Südspitze Afrikas und damit die eine Lösung des indischen Problems fanden, mußten dabei notwendig den alten Irrglauben der Ptolemäus und Edrisi vernichten, daß Afrika, hinter dem Indischen Ocean umbiegend, noch einen ungeheuren „Südkontinent" bilden helfe. Sie stießen im Gegenteil, jetzt endlich auf die wirkliche Südhalbkugel gelangt, jenseit des Kaps der guten Hoffnung auf Wasser, unabsehbares Wasser in der Südpolrichtung — Wasser, in dem wenig südlicher schon Eisberge schwammen, die dem polaren Südeis angehörten. Auf der anderen Seite mußten aber die direkt westwärts nach Indien steuernden Spanier fast gleichzeitig gegen die unerwartete riesige Schranke des geschlossenen amerikanischen Festlandes anprallen. Sollte die Schiffahrt hier weiter gehen, so mußte man versuchen, entweder im Norden oder im Süden dieses Festland zu umsegeln: beide Wege führten aber den Polen näher, als Menschen ihnen bisher im Süden wie im Norden gekommen waren.

Verhältnismäßig am günstigsten lagen die Dinge im Süden: hier hat denn auch alsbald Magelhaes das Problem gelöst. Südamerika ließ sich in noch allenfalls erträglichen Breiten wirklich glatt umsegeln, ohne daß man zu dem Zweck schon eine eigentliche Polarexpedition hätte versuchen müssen. Für die Kenntnis der Südpolargegenden erwuchs dabei nur das hochwichtige Ergebnis, daß auch hier genau wie bei Afrika keinerlei „Südkontinent" sichtbar wurde, vielmehr ein offenes, allerdings von Eisbergen unsicher gemachtes Meer sich gegen den Pol zu dehnen schien. In dieses Meer weiter einzudringen, hatten die spanischen Schiffe im Banne ihrer Handelsinteressen, die mit einer gewissen Beimischung auch noch religiöser Interessen, aber sonst nicht viel drittem versetzt waren, selbstverständlich keinerlei Lust — sie bogen so schnell wie möglich in den Stillen Ocean ein, an dessen polfernstem, äquatorialem Ende sie ja wirklich dann die ersehnten indischen Gewürzlande auffinden sollten.

Sehr viel anders lagen die Dinge im Norden. Die Versuche, um Nordamerika herum nach China zu segeln, ebenfalls schon einige zwanzig Jahre nach der Entdeckernacht von Guanahani bewußt begonnen, führten in immer höhere und höhere Breiten. Eine Weile schien es, als solle sich hier eine erste Epoche regelrechter Polarforschung anbahnen. Man geriet in die Breiten Grönlands. Die Davisstraße wurde entdeckt. Die Hudsonsbai dehnte sich in trügerischer Unendlichkeit. Die Baffinsbai schien geradeswegs auf den Pol loszuleiten. Aber thatsächlich fand sich zunächst keine Durchfahrt um die amerikanische Nordecke herum, so emsig man suchte. Inzwischen vollzogen sich Beginn und

Festigung der entscheidenden großen Dreiteilung des Gesamtfestlandes der Neuen Welt: Portugiesen als fester Stamm im Süden, Spanier — wenn auch nicht ausschließlich — in der Mitte, Engländer im Norden. Für die Handelszwecke der Engländer wäre die Passage nach Asien gerade um ihre Ecke eine wahre Lebensfrage gewesen. Aber die Durchfahrt fand sich nun einmal nicht — wenigstens jetzt nicht —, und so hörte gerade mit dem Auftreten der Engländer gar bald die ganze Beschäftigung mit den nordamerikanischen Polargebieten wieder auf. Von Baffin bis auf den Anfang unseres Jahrhunderts, rund fast zweihundert Jahre, ist so gut wie nichts mehr dort oben geschehen. Die Handelszwecke waren eben alles. Am Pol hatte man kein Interesse. Die ganze Nordpolarwelt war nur Mittel zu einem Zweck gewesen, der in Wahrheit in den Tropen lag: es galt den Kampf um Südasien, nicht den Kampf um den Pol.

Wie sehr das allgemein noch auf lange hinaus so war, zeigt sich deutlich genug an zwei weiteren Ecken, wo die Entdeckungsgeschichte einen äußeren Zug von Polarforschung erhielt, ohne doch auch hier wirklich solche zu sein Es gab noch einen letzten Weg, wie wenigstens theoretisch das „gelobte Land“ Indiens geradeswegs von Europa erreicht werden konnte ohne den Orient, ohne die Umsegelung Afrikas und ohne das Kap Horn in Südamerika: durch eine Fahrt nämlich längs der Nordküste Asiens. Kaum hundert Jahre nach Kolumbus haben hier schon die Holländer verzweifelte Versuche gemacht, eine nordöstliche Durchfahrt über das (damals noch unbekannte) Kap Tscheljuskin und die (ebenfalls unbekannte) Beringsstraße hinaus zu finden. Wieder geriet man in Polargebiete. Nach und nach hellten die Russen große Teile der sibirischen Nordküste auf. Eines der merkwürdigsten Polartiere, das Borkentier oder die Stellersche Seekuh, wurde bei Gelegenheit einer solchen Versuchsfahrt bei Kamtschatka sehr zum Schaden der Zoologie von hungrigen Matrosen bis auf den letzten Kopf aufgegessen. Zum Ziel im Sinne einer brauchbaren Durchfahrt zu Handelszwecken kam man aber hier schließlich so wenig wie in Nordamerika.

Viel merkwürdiger, aber darum jenem Grundprincip im Herzen nicht minder treu, verliefen die Dinge nach Vasco da Gama und Magelhaes auf der Südhalbkugel. Weder Gama noch Magelhaes hatten, wie erwähnt, ein Interesse daran gehabt, über ihre Handelsroute hinaus Entdeckungen in die Südpolargegenden oder nur überhaupt in etwas entlegenere Breiten der Südhalbkugel hinein zu versuchen.

In der Folge sollte eben dasselbe Handelsinteresse aber dazu treiben, wieder einfach zwangsweise. Den Portugiesen folgten auf ihrem Kapwege die Holländer. Die Holländer suchten, um den Portugiesen auszuweichen und doch nach Java zu kommen, möglichst schräge Linien quer über den Indischen Ocean: der Erfolg war die Entdeckung der Festlandküste von Australien. Der alte Südkontinent der Hipparch, Ptolemäus und Edrisi schien damit neu aufzuleben. Im Interesse ihrer indischen Kolonien umsegeln die Holländer unter Tasman das unerwartete Land und stellen fest, daß es südwärts nicht als wahrer Südkontinent gegen den Pol läuft, sondern bei der äußersten Ecke von Vandiemensland eine freie Meeresaussicht südwärts läßt, genau wie das Kap der guten Hoffnung und das Kap Horn. Die Forschung um der Forschung willen weiter zu treiben, fiel keiner der in diesen Gegenden beteiligten Nationen ein. Hundert Jahre rund über Tasman hinaus, dessen Fahrtdaten ungefähr mit dem Zeitpunkt zusammenfallen, da man in Nordamerika die Suche nach einer nordwestlichen Durchfahrt als anscheinend erfolglos aufgab, kam die Kenntnis der Südgegenden so wenig vom Fleck, daß bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein ohne Widerspruch die von Tasman entdeckte Küste Neuseelands für die Küste eines nun jenseit Australiens doch noch ragenden „Südkontinents“ gelten konnte. Erst der Engländer Cook stellte von 1769 an fest, daß auch Neuseeland nur eine „meerumflossene Insel“ sei, und bewies auf einer regelrechten Rundfahrt ungefähr in der Höhe des fünfundfünfzigsten Grades südlicher Breite, daß irgend welcher Südkontinent in wohnliche Breiten durchaus nicht hineinragen könne, und jeder Versuch, näher an den Pol heranzudringen, vor riesige Eismauern führe. Für Handels- und Kolonialzwecke war da schlech-

terdings nichts zu holen — dieses Ergebnis kam mit Cook jedenfalls doppelt und dreifach: er selbst hielt seine Reisen geradezu für einen dauernden Abschluß.

Verfolgt man diese ganze ungefähr zweitausendjährige Linie von Pytheas bis gegen Cook hin, deren Nerv, wenn man von den gelegentlichen religiösen Beweggründen absieht, in allem wesentlichen in praktischen Handelsinteressen und immer wieder und wieder in solchen lag, bis ins neunzehnte Jahrhundert weiter, so sieht man sie in der That auch da noch bis zu einem gewissen Punkt überaus deutlich, wenn auch nur auf der Nordhalbkugel. Die beiden Probleme, bei denen man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert im nördlichen Polareis stecken geblieben war, werden überraschenderweise nachträglich hier noch gelöst — allerdings so gelöst, daß gerade der praktische Nutzen ausbleibt. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts kommt zunächst die alte Frage der Nordwestdurchfahrt um Nordamerika herum trotz aller alten Mißerfolge noch einmal beinahe nervös in Fluß. Die Polarmeere besitzen — wie lange noch, das fängt heute an eine böse Frage zu werden — einen einzigen direkten Handelsartikel, der auch in den letzten Jahrhunderten, da die große asiatische Handelsfrage da oben eingeschlafen schien, immer wieder Schiffe hinauflockte: die großen Seesäugetiere. Einzelne Walfischfahrer von etwas intelligenterem Schlage als die Mehrzahl ihrer Genossen verbreiteten im Anfang des neuen Jahrhunderts die Nachricht, daß die See um Grönland thatsächlich bei starkem Nordkurs viel eisfreier sei, als man früher behauptet und gefolgert hatte. Wieder war der Schiffsbau inzwischen gewaltig verbessert worden. Und noch einmal dämmerte den Engländern, deren Terrainbesitz in Amerika inzwischen gewaltig eingeschrumpft war, aber gerade im höheren Norden noch voll bestand, die Hoffnung, in ganz hohen Breiten sei am Ende doch die altberüchtigte Nordwestdurchfahrt nicht unmöglich. Eine schon vorzeiten angesetzte Riesenprämie an Geld für den Entdecker wird erneuert. Seit 1818 beginnt eine neue Ära des Suchens. Im allgemeinen lohnen auch jetzt nur Mißerfolge. Fast ist schon alles abermals aufgegeben. Da macht Franklin einen letzten großartigen Vorstoß. Seine ganze Expedition geht verloren. Ungefähr zehn Jahre sucht man nach ihm, zehn Jahre, in denen das Handelsinteresse einem moralischen, rein menschenfreundlichen Gefühl das Terrain abtritt. Inmitten der Franklinsuche aber wird unerwartet gerade die alte Handelsfrage zum Abschluß gebracht: Mac Clure entdeckt von Westen her die Durchfahrt um Nordamerika. Sie besteht, aber sie ist durch die Eisverhältnisse für einen ersprießlichen praktischen Gebrauch unmöglich gemacht. Diese Franklinepoche schließt etwa 1860. Rund achtzehn Jahre später umsegelt Nordenskjöld auf der „Vega“ den gesamten Nordrand Asiens und löst damit das zweite nördliche Handelsproblem: die nordöstliche Durchfahrt der Alten Welt. Der Fall ist nahezu der gleiche: auch hier besteht die Durchfahrt, ein praktischer Vorteil ist aber bei so hoher Breite mit ihren furchtbaren Eishemmnissen nicht gegeben. Letzten Endes kann man wohl hinzufügen, daß für alle diese Verkehrsprobleme, die jetzt jahrhundertelang in die Grauen der Eiswüsten am Pol gelockt hatten, eine unvergleichlich wichtigere Thatsache als alle jene angeblichen und wirklichen Nordurchfahrten die mittelländische Thatsache der Eröffnung des Suezkanals gewesen ist.

Alles, was ich hier flüchtig und nur in rohem Umriß gegeben habe, war im höheren Sinne strenggenommen noch keine Polarforschung.

Man mag wohl sagen, daß die thatsächliche Erreichung der mathematischen Polpunkte sehr leicht dabei hätte wie von ungefähr erfolgen können. Schon der alte Hudson in der ersten Periode der nordamerikanischen Durchfahrtsversuche hatte gemeint, der kürzeste Weg nach China könnte sehr wohl zwischen Grönland und Spitzbergen genau über den Pol weg führen. Bei Gelegenheit der Franklinsuche geriet man viel später im Smithsund in die anscheinend regelrechteste Polstraße, hinter der Kane sogar polwärts ein offenes Meer entdeckt zu haben glaubte, das in der Epoche Petermanns die Köpfe genug erhitzt hat. Auf der Südkugel hätte der alte Cook schon auf seiner zweiten Reise ganz unbedingt den Pol selber entdecken müssen, wenn die Eismassen eine offene

Durchfahrt erlaubt hätten. In diesem Sinne ist also ganz richtig: daß die Pole im Verlaufe jenes großen, jahrtausendalten Kampfes um bessere und nähere Handelsstraßen nicht schon mitentdeckt worden sind, hing wesentlich an unberechneten Zufällen in der physischen Natur der Polargebiete. Aber ebenso sicher bleibt, daß, wenn sie in der geraden Linie von Pytheas bis auf Franklin entdeckt worden wären, diese Lösung des — sagen wir einmal — eigentlichen „Sportproblems“ bloß eine Begleiterscheinung gewesen wäre. Und noch ganz anders sogar steht es mit dem, was ich das wissenschaftliche Polarproblem genannt habe.

Es ist in der That eine unleugbar große Masse auch echt wissenschaftlichen Materials, was wenigstens im vorigen und letzten Jahrhundert im Gefolge der geschilderten Bestrebungen zu Tage gekommen ist. Wer wollte das leugnen! Der ganze erste, innerlichste Stamm unseres Wissens von den Polarländern ist hier gewonnen worden — ohne Zweifel! Wer wollte Beobachter in ihrem Verdienste schmälern, wie Kane einer war oder Nordenskjöld einer ist! Aber darum bleibt doch eine Verständigung nötig, die hier reinlich sondert. Was in jener Linie liegt, bildet dem Unbefangenen, der bloß einige Thatsachen und Namen kennt, die Hauptmasse der ganzen Polararbeit. Von hier aus meint er abschätzen zu können, was heute noch zu thun sei. Da muß denn scharf betont werden, wie weit das in Wahrheit auseinander klafft. Die Wissenschaft, die heute von einer Polarfrage spricht, steht durchaus nicht so, als habe sie es nun nur noch mit einem kleinen, vielleicht dem beschwerlichsten, aber auch vielleicht dem unwichtigsten, rein „sportlichen“ Rest aus dem Erbe jener älteren Bemühungen zu thun. Ihre Probleme sind — hier liegt der Schwerpunkt — in Wirklichkeit erst erwachsen, während jene Dinge schon ins letzte Viertel arbeiteten. Weit entfernt, eine mehr oder minder schale Restarbeit zu übernehmen, die in der Erreichung der mathematischen Polpunkte höchstens noch einen gewissen äußeren Ehrgeiz befriedigen könnte, fängt sie jetzt erst an, ihr Polarprogramm überhaupt aufzustellen. Betrachten wir auch hier kurz geschichtlich, wo es herkommt, wobei alle wesentlichen Programmpunkte selbst sich diesmal leicht in den neuen Faden unmittelbar einfügen und gleich mit ihm erörtern lassen.

Jene erste Reise Cooks im vorigen Jahrhundert, die für die Südpolarforschung den großen Gewinn brachte, daß sie die Inselnatur Neuseelands aufklärte und den Traum von einem hier beginnenden Südkontinent zerbrach, ging ursprünglich aus von einem merkwürdigen Zweck. Sie sollte Gelehrte nach der Südsee-Insel Tahiti bringen zur Beobachtung eines höchst wichtigen, aus bestimmten Gründen nur selten auf der Erde sichtbaren astronomischen Phänomens: des Vorübergangs des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe. Sorgsame mathematische und astronomische Berechnung hatte herausgefunden, daß die genaue Feststellung dieses Vorganges von verschiedenen Punkten der Erdkugel aus ein einzigartiges Mittel ergebe, um eine der wichtigsten, ja man kann wohl sagen die wichtigste Ziffer der ganzen rechnenden Himmelskunde exakt zu finden: den wahren Abstand der Erde von der Sonne. Die Sache ist damals, am 3. Juni 1769, befriedigend gelöst worden. So, wie sie ist, hat sie gewiß mit Polarforschung unmittelbar nichts zu thun, denn Tahiti gehört zu den üppigsten Tropenparadiesen. Und doch giebt das schlichte Geschichtsdatum, gerade an die Spitze einer Reise und Reihe von Reisen gestellt, die nachher sogar sehr viel mit dem südlichen Polarproblem zu thun haben sollten, zu denken. In der kaum und unvollkommen erforschten Südsee, in der das Festland von Australien noch zum Teil ohne Umrisse halb im Mythus lag, erscheint der Forscher schon zu astronomischen Zwecken! Es ist, als steige aus den Dingen eine Hand, die auf ganz neue Ziele zeigt. Konnten nicht Zwecke dieser Art eines Tages auch in die Polargegenden wirklich hinein, ja, wenn irgend möglich, auf die Pole selbst hinauftreiben? Jede einfache Überlegung, die sich die Erde als bewegten, um seine Achse und gleichzeitig um die Sonne gewirbelten Planeten im freien Raum vergegenwärtigt, muß mit Notwendigkeit darauf führen, daß von den vielen Punkten, die man auf dieser Erde als Beobachterposten nehmen kann, die beiden Pole oder wenigstens die höchsten Polarbreiten allgemein ganz

zweifellos zu den interessantesten gehören. Schon damals, als Cook segelte, wußte man auch, daß die ganze Erdkugel nur in bedingtem Sinne eine „Kugel" sei: in Wahrheit sind die Pole abgeplattet. Untersuchungen über die Pendelschwingungen und Gradmessungen, auf denen die Ergründung dieser seltsamen, noch in Kolumbus' und Kopernikus' Tagen nicht geahnten Thatsache beruhte, in die Polargegenden direkt überzuführen, erschien hier schon wie eine Pflicht. Von Galileis Pendelgesetzen bis auf Newtons Gravitationstheorie, aus allen in den letzten anderthalb Jahrhunderten ausgeklügelten und durchgesprochenen Allgemeinfragen über Schwerkraft, Erdschwere, Centrifugalkraft, und was sonst alles dahin zusammenfloß, schien es sich wie eine einzige konsequente Linie herauszugipfeln, die den einen Astronomen und Physiker auf den Äquator forderte — und den anderen auf oder wenigstens nahe an die Pole. ...

Ich überspringe einen Zeitraum von einundsiebzig Jahren. Wenn es sich um akute politische und Handelszwecke handelte, hat die Menschheit oft schnell wie unter der Peitsche vorwärts gearbeitet und darauf los entdeckt. Die eigentlichen strengen Fachwissenschaften kamen für ihre Zwecke, zumal da, wo diese sich nicht gerade mit jenen kreuzten und verschleifen ließen, wenigstens bis auf die letzten fünfzig Jahre etwa, immer nur ganz langsam vom Fleck. Langsam, läßt sich hier so echt sagen, als sei das Wort dafür erfunden — aber gründlich. Also mehr als sieben Jahrzehnte nach Cook kam ein anderer Engländer mit zwei Schiffen auf die Südhalbkugel, der Kapitän Roß. Er nahm, was Cook für alle Folge als wertlose Sache (nämlich für englische Kolonialzwecke, wohlverstanden!) erklärt hatte, den Kurs in der Länge von Neuseeland geradeswegs südwärts. Er erreichte die höchsten bisher im Süden entdeckten Breiten und stieß, statt auf einfache langweilige Eismauern, auf ein märchenhaftes Land mit rot leuchtenden, qualmenden Vulkanen über ungeheuren Gletschern, das berühmte Victorialand, dessen Inneres seit damals (1841) immer noch nicht erforscht ist, wahrscheinlich aber jetzt in kurzer Frist das vielverheißende Ziel Nansenscher Thatkraft werden wird.

Roß suchte den magnetischen Südpol. Wieder ein völlig neues Ziel, das Ziel eines damals selbst noch ganz neuen Zweiges der Wissenschaft. Seit langen Zeiten bildete die Magnetnadel eine Grundlage der Oceanschiffahrt. Aber ganz langsam erst hatte sich eine Wissenschaft vom Magnetismus der Erde herausgebildet, eine Wissenschaft, die unter anderem auch in den Polargegenden der Erde nach zwei Punkten, je einem in Nord und Süd suchte, wo die Magnetnadel senkrecht stehen und damit den „magnetischen Pol" andeuten sollte. Den nördlichen Punkt dieser Art hatte derselbe Roß schon einige Jahre vorher auf der Halbinsel Boothia Felix nahe der Hudsonsbai in Nordamerika festgestellt. Jetzt durfte er nachweisen, daß der südliche Magnetpol hundert und einige Meilen im Inneren des neu entdeckten hochvulkanischen Victorialandes liegen müsse. Er war eigens in diese Breiten gekommen, um die Probe auf Behauptungen des großen Gauß von Göttingen zu machen, der theoretisch den südlichen Magnetpol auf diese Gegend berechnet hatte: eine Rechnung, die sich also glänzend bewährt hat. Die Magnetpole fallen, wie man sieht, nicht zusammen mit den mathematischen Polen der Halbkugel. Aber in die Polarwelt hinein führt ihr Studium jedenfalls. Und was hängt mit diesem Studium nicht alles wieder dort zusammen! Die wunderbaren Nordlichter (südlich entsprechend Südlichter), die herrlichste Lichterscheinung der langen polaren Nacht, schließen sich anscheinend an die magnetischen Dinge. Vielleicht ragt aber in ihnen wieder eine tief geheimnisvolle Kette kosmischer Zusammenhänge, die bis in das periodische Auftreten von Flecken auf der Sonnenoberfläche sich hineinspinnt, zu unserer Erde herüber. Jedenfalls bietet das magnetische Leben der Erde, von den Bewegungen unserer feinfühligen Apparate treu gespiegelt, ein Feld unendlichen Wechsels, unendlicher Bewegungen, vor dessen Erkenntnis all unsere Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckt. Die Polgegenden sind es, wo die Fäden dieser Rätsel sich aufs engste, gleichsam greifbar verwickeln: die ganze junge Wissenschaft vom Magnetismus der Erde ist im recht eigentlichen Sinne eine Polarwissenschaft. Oder, wenn sie es, mangels

genügender Polarforschung einzig auf die hier strittigen Punkte hin, noch nicht ist, so muß sie es wenigstens mehr und mehr noch werden.

Nochmals überschlage ich einen längeren Zeitraum, indem ich zugleich auf die Nordhalbkugel zurückkehre. Wir nähern uns jetzt ganz gewaltig der „neuesten" Zeit. 1876 sammelte Kapitän Feilden in der Nähe des 81. Grades nördlicher Breite, im amerikanischen Grinnelland, also sehr viel nördlicher, als der Schauplatz des Franklin-Dramas liegt, versteinerte Reste von Pflanzen. Der schweizerische Naturforscher Heer untersuchte und beschrieb sie und verglich sie in eingehender Darlegung mit mancherlei anderen fossilen Pflanzenüberbleibseln vergangener Erdperioden, die ihm aus Nordgrönland, Spitzbergen und anderen Nordpolarländern nach und nach zugesandt wurden. Als Cook segelte, gab es eigentlich noch keine Wissenschaft von vergangenen Erdperioden. Man hatte äußerst wirre Anschauungen über ehemalige wunderbare Erdereignisse, träumte noch von Sündfluten und dergleichen und wußte mit den wirklichen versteinerten Resten vorweltlicher Tiere und Pflanzen, wie sie hier und da im Gestein zu Tage traten, herzlich wenig anzufangen. In den einundsiebzig Jahren zwischen Cook und Roß hatte sich das dann ganz gewaltig geändert. Vor allem die ordnende Hand Cuviers hatte reine Bahn geschaffen, man unterschied eine feste Reihe alter Erdperioden mit wechselvoller, zum Teil vom heutigen Bestande gänzlich abweichender Tier- und Pflanzenwelt. Zum Beispiel hatte man klar erkannt, daß unserer durch den Menschen gekennzeichneten Epoche eine sehr lange andere voraufgegangen sein müsse, die man in der zeitlichen Reihenfolge von unten nach oben die Tertiärzeit nannte und in der auf Erden eine Unmenge heute verschwundener, zum Teil gewaltiger Säugetiere gelebt hatte, deren Knochen sich jetzt noch in den zu Stein erhärteten Ablagerungen jener Zeit massenhaft auch bei uns in Europa finden. Schon Cuvier selbst war darauf aufmerksam geworden, daß in dieser Tertiärzeit bei uns in Europa ein anderes Klima als jetzt geherrscht haben müsse. Damals grünten im lieben Sachsen tropische Palmbäume, und unter diesen Palmen spazierten Elefanten, Nilpferde, Giraffen, Antilopen und ähnliche Geschöpfe, die uns den Anschein hätten wecken müssen, man sei in Südafrika. Eben um die Zeit, da Kapitän Roß die Vulkane des südpolaren Victorialandes rauchen sah, kam zu diesen schon älteren Erkenntnissen die beinahe noch überraschendere neue, daß zwischen jene tropische Tertiärzeit sich bei uns in Europa (und ebenso in Nordamerika) eine „Eiszeit" geschichtlich einschiebe: eine Zeit, da ungeheuerliche Gletschermassen sich von Skandinavien her bis ans deutsche Mittelgebirge herangedrängt hätten, erstarrend, lebentötend, ein wahrer Absturz der ganzen Polarverhältnisse bis in die Breiten von Berlin und Dresden hinein. Noch vor Auftauchen der eigentlichen sogenannten „indogermanischen Kultur" bei uns, jedenfalls vor dem Anfang echter „deutscher Geschichte", mußte das alles sich vollständig wieder verloren haben.

Recht eigentlich in das Herz dieser Fragen, die immer seltsamer und seltsamer im neunzehnten Jahrhundert aufwuchsen, griffen nun Heers Forschungen. In der stillen Schweizer Studierstube, fernab von allen Schrecken des Smithsundes und Grinnelllandes, las er mit seinem kundigen Blick von den mitgebrachten paar Gesteinsabdrücken ein ganzes Stück Urgeschichte der Nordpolargebiete ab. In jener warmen Tertiärzeit mußten auch da oben ganz gemäßigte Temperaturverhältnisse geherrscht haben: um schwarze Mummelseeen mit Seerosen und einem Rohrgürtel schatteten Pappeln, Haselsträucher, Schneeballen, Fichten, Kiefern und Sumpfcypressen. Und in Grönland, wo heute die Eisdecke wie eine riesige Schildkrötenschale von Küste zu Küste sich wölbt, aus der kaum die hohen Bergzacken wie dunkle Flecken vorspringen — in diesem Grönland haben sich damals Wälder gedehnt von Magnolien, Kastanien und Platanen, durch deren Dickicht die wilde Weinrebe sich spann — Vegetationsverhältnisse, wie sie etwa heute dem heiteren Montreux am blauen Genfer See entsprechen. Was mußte in jenen Zeiten nicht alles anders gewesen sein? Stand die Erdachse anders, lag der Pol an einem anderen Fleck? Und warum schwand diese schöne Zeit eines Tages? Warum wälzte sich das Eis bis in die Gefilde

Deutschlands mit polarischer Wucht herab? Und warum ging auch das im Laufe der Dinge wieder vorüber, um wenigstens bei uns in Europa jenem gemäßigten Klima Platz zu machen, das zwar keine Palmen mehr an der Elbe duldet, aber doch unsere Kultur ermöglicht hat? Eine Welt von Fragen brandet auf aus den paar kleinen Gesteinproben aus Grinnelland, die Heer zur offenen Rede gezwungen hat. Und geheimnisvoll überall erscheint das Los der wichtigsten späteren Kulturländer gerade verknüpft mit den großen Rätseln des Pols. Seitdem Heer seine Arbeiten begonnen hat, ist das gewachsen und gewachsen — Probleme über Probleme. Ist jene Eiszeit zwischen der Tertiärzeit und der neuesten Erdepoche die einzige in der Erdgeschichte gewesen? Sind ihr nicht schon früher andere voraufgegangen? Man hat Eisspuren nachweisen wollen für die entlegene Perm- und Triaszeit. Gletscher sollen damals sogar in den Äquatorländern Asiens und Australiens aufgetreten sein. Vielleicht sind das nur Träume, verfrühte Kombinationen. Aber wie erscheint der Begriff „Polareis“ in alledem! Über die Erde wandernd, die heutigen Pole verlassend. Hatten diese Pole ihre Tage, da sie, anstatt das Leben in Bergeslasten Eis zu ersticken, selbst üppiges Leben zeugten, Tier- und Pflanzenformen nicht bloß nährten, sondern selbst neu hervorbrachten? Unsere biologische Forschung steht heute im Zeichen Darwins. Sie glaubt an organische Entwickelung, eine Entwickelung, der alle Tier- und Pflanzenarten wie Äste eines einzigen ungeheuren Stammbaumes, der durch die Äonen ragt, entsprossen sind — bis zum Menschen herauf. Haben gerade die Pole zu den großen „Schöpfungsherden“ gehört, wo die Rätsel der größten Übergänge sich abgespielt haben? Ist am Ende gar der Mensch von dort erst herabgewandert ...?

Keine dieser Fragen kann heute als übertrieben gelten. Seit wir einmal wissen, daß die Pole im Laufe der Erdgeschichte ihr Klima verändert haben und in ihrem Gestein zahlreiche Reste alten Lebens bergen, muß der Blick mit äußerster Spannung auf jedem Fossil, jedem Abdruck oder Knochen eines vorweltlichen Geschöpfes, das von dort kommt, haften und des Unglaublichsten gewärtig sein.

Aber da gälte es ja wohl ganz andere Arten von Polarforschung? Statt schneller Sportfahrten gälte es, mit Hacke und Spaten jedes Stück Fels durchstudieren, das die Gletscher freigeben? Gewiß das. Und es schließt sich das ja nur eng zusammen mit den anderen, vorhin erwähnten Punkten. Der Hammer des Geologen tritt zu Pendel und Magnetnadel. Auf diesen und noch ein paar anderen Werkzeugen baut sich die wissenschaftliche Polarforschung der Gegenwart auf.

Vergegenwärtigt man sich das aber, so begreift man auch unanfechtbar deutlich, daß diese Forschung ihre ganz besonderen Wege gehen muß. Sie wird sich gewiß freuen, wenn einer rasch das Ganze zum provisorischen Ausblick einmal überfliegt. Die Karte, das allgemeine geographische Oberflächenbild, hat ja auch für sie einen hohen Wert. Selbst einen klugen Blick vom Luftballon wird sie schätzen, wenn auch der ganze Aufwand an Verwegenheit wie wirklicher Kraft, den eine halsbrecherische Tour dieser Art heute noch erfordert, mehr in das Kapitel der aeronautischen Technik als in die strengere Polarforschung gehört. Aber ihren Schwerpunkt wird sie ganz wo anders finden. Sie wird versuchen, die Polarlande als Ganzes in ihrer Weise zu erobern. Von Meile zu Meile, von Fels zu Fels, von Breite zu Breite. Die Probleme wird sie vor sich hertreiben wie auf einem immer weiter aufgerollten Teppich, bis das letzte heraus ist. Nicht die einzelne Muschel, die vielleicht gerade am Pol liegt, sondern alles, was Wissenswertes in den ganzen Polarlanden steckt, muß sie haben — dann erst wird ihr Appetit gestillt. Bei solchen Absichten liegt nahe genug, daß sie wie ein kluger Feldherr von außen nach innen geht. Erst in schon erreichten Breiten ein Kranz fester Stationen, wo sorgsam Einzelheiten erforscht werden. Allmählich dann ein Vorschieben solcher Stationen in immer engerem Ring. Das ist das wahre Ziel, das ist die Zukunft.

Es muß selbstverständlich hinzugefügt werden, daß dieses Allgemeinbild, das manchem etwas langsam, etwas arm an grellen Effekten und bengalischen Beleuchtungszielen

vorkommen mag, durchaus nicht notwendig gewisse Plötzlichkeiten ausschließt, sofern solche sich gerade ergeben. Das trifft vor allem heute, wie unser Wissen steht, die Südpolargebiete. Es ist fast gewiß, daß uns dort auch bei planmäßigem, in jenem guten Sinne „nüchternem“ Vorgehen noch Überraschungen der seltsamsten Art treffen können. In der Verlängerung von Victorialand kann noch ein ganzes Festland hinter Gletschern und Vulkanen liegen, größer als Australien. Wenn im Norden ein so großes Tier wie der Moschusochse bis Grinnelland vordringt, trotz aller Eisöde, so steht nichts im Wege, auf jenem Südland noch größere unbekannte, vielleicht höchst merkwürdige Säugetiere zu erwarten. Vielleicht sind es uralte Reste jener geheimnisvollen Tierwelt, die Australien bewohnt, Verwandte jener Schnabeltiere und Beuteltiere, die in den entlegenen Winkeln der Südhalbkugel sich wie lebende Fossile, Zeugen einer im Norden längst entschlafenen Urwelt, erhalten haben. Auch ein noch völlig „neuer“ Menschenstamm könnte in diesem nie von außen berührten Eisschloß nomadenhaft gleich den nordischen Eskimos sich herumtreiben. Das alles werden wir zur rechten Zeit erleben, denn ein zwingender Grund, warum nicht Nansen oder ein ähnlich besonnener, auf die Polfrage wirklich eingeschulter Held auch dort den Kampf durchhalten sollte, ist ganz und gar nicht einzusehen, wenn auch gewiß die südlichen Verhältnisse noch mehr geniale Kombination fordern als die nördlichen.

Aber, wie gesagt: die wahre, tiefe, eigentliche Polararbeit bedarf dieser Überraschungen nicht. Schon heute giebt es sehr tüchtige Ergebnisse jener feinen Pionierarbeit auf stillen Polarstationen, auch deutsche Arbeit ist gut dabei. In der Menge hallt das nicht wieder, aber die Wissenschaft kennt ihre Leute. In künftigen Jahrhunderten wird man zu wägen wissen und manches Lärmende abstoßen, während gerade die kleine Arbeit goldklar besteht. Ja, was ist in solchen Dingen überhaupt klein? Wenn es heute heißen würde, einer habe den Nordpol entdeckt, so meint jeder, er müsse seine Stimme dazu geben, diesen Riesenmenschen zu feiern. Und doch wäre das nur ein Faktum. Die Wissenschaft braucht Millionen. Aus diesen Millionen webt sie das große, unvergleichliche Geschenk, das sie dem Ernsten, dem Bescheidenen, dem Logischen übergiebt: eine vernunftgemäße Weltanschauung, die das All von den winzigsten Regungen dieses Erdplaneten bis zu dem fernsten bläulichen Nebelgebilde im Raum umspannt, die den Einzelmenschen an die wirkliche Welt knüpft und ihm die innerliche Waffe giebt, diese Welt zu „erwerben“, um sie zu „besitzen“.





Litterarisches.

Novellen von Herman Grimm. Dritte vermehrte Aufl. (Berlin, Wilh. Hertz.) — Herman Grimms Novellen sind Erzeugnisse der fünfziger Jahre; fast ein halbes Jahrhundert ist seit ihrer Entstehung ins Land gezogen und hat, wie allem Irdischen, dem eine solche Dauer beschieden war, auch ihnen die Silberfäden des Alters durchs jugendliche Gelock gesponnen. Wenn man ihren stillen Zauber heute noch einmal an sich vorüberziehen läßt, so muten sie einen an wie ein vornehmes Litteraturdenkmal, das man an festlichem Gedenktage einem greisen Jubilar zu Ehren in neuem Gewande erstehen läßt. Marie von Ebner-Eschenbach hat ihren letzten Novellenband „Alte Schule" getauft und damit wohl andeuten wollen, daß sie nichts mit den billigen Lorbeeren unserer Modernen gemein haben wolle. Aber dem Buche pulste so viel junges, frisches Blut in den Adern, daß man einem ganzen Dutzend unserer müden Décadents damit hätte auf die Beine helfen können; insofern also war der Titel übel gewählt. Dagegen wüßte ich kein Buch unserer noch lebenden und schaffenden Autoren, dem er besser zu Gesichte stehen würde, als den eben in dritter vermehrter Auflage neu herausgegebenen „Novellen" von Herman Grimm. Man verstehe mich nicht falsch! Wenn ich hier von „alt" spreche, so denke ich an das edle Blut der Reben, dem Alter nur zu Lob und Ruhm gereicht, so denke ich an die unveraltbaren Meister, mit denen Lenbach nun schon seit Jahren auf der Münchener Kunstausstellung den bemalten Leinwandflächen der Jungen einen so vielsagenden Hintergrund schafft, vor allem aber an ihn, unter dessen Gestirn Herman Grimms Schönstes und Bestes gedieh: an den „alten Goethe". Die „Novellen" vollends sind durchaus unter seinem Hauche erblüht. Hier herrscht trotz aller heimlichen Leidenschaft dieselbe olympische Ruhe, dieselbe geistige Verklärtheit der Gedanken, dasselbe gelassene Ausschöpfen des Moments, derselbe vornehme Verzicht auf alle jene künstlichen Hebel und Schrauben, Kniffe und Pfiffe, die auch nur von ferne an Sensation oder Raffinement erinnern könnten, und selbst die Liebe kleidet sich gern in das keusche Iphigeniengewand jener unsinnlichen Zuneigung, für die Goethe das bezeichnende Wort „schwesterhaft" gebraucht. Die Männer und Frauen dieser Novellen wandeln ausnahmslos auf des Daseins schattenlosen Höhen, wo hinauf der harte Kampfruf des Lebens nicht mehr dringt, wo statt der grauen Sorgen des irdischen Alltags vielmehr schon ein Abglanz des spiegelreinen Olymps sich lagert und alles Gemeine, ehe es empordringt, schlackenlos ins Geistige geläutert wird. „Ohne Sorgen, nur bemüht, auch das geringste Schöne von Grund aus zu genießen," so wandeln diese durchweg liebenswürdigen glücklichen Menschen der Kunst und des Adels dahin, eher auf Wolken, denn auf dem rauhen Gestein der Mutter Erde; und wo sich ihnen wirklich einmal ein Hindernis vor die Füße legt, da räumt es ihr Schöpfer mit jener leichten, überlegenen Handbewegung beiseite, die niemand, der ihn einmal im Hörsaal hohen Schrittes durch die großen Zeiten der Kunst hat schreiten sehen, je vergessen wird. Auch die Technik, wenn man von einer solchen bei diesen absichtslosen Kunstwerken sprechen darf, trägt Goethesches Gepräge; Spielhagen, der einst der Weimarer Goethegesellschaft ein so offenherziges Kolleg über die „Wahlverwandtschaften" las, würde schwerlich seine Freude daran haben. Persönliche Einmischungen des Autors, die uns heute unerträglich dünken, wie: „Hier verlassen wir unseren Helden" oder „Damit brechen wir das Gespräch ab" oder gar „Wir folgen seinen Gedanken nicht, aber wir sehen ihn nach einer Stunde heftigen Bedenkens einen Brief schreiben" — hier kommen sie dutzendweise vor; auch Spuren der romantischen Ironie sind nicht selten, und die Boccaccio-Heyesche Theorie, daß jede Novelle ihren Falken oder, wie Goethe es nannte, ihre „sich ereignete unerhörte Begebenheit" haben müsse, findet in dieser Sammlung eigentlich nur einmal (Cajetan) ihre Erfüllung. Was uns dafür entschädigt? reichlich und überreichlich entschädigt? Die auserlesene geistige Individualität, die uns von jedem Blatte dieses Buches entgegenblüht, das schier unerschöpfliche Phantasie- und Gedankenleben, das seine Duft- und Farbenfülle über uns ausschüttet, Ferraras, Alt-Weimars Sphäre, die uns hier einmal wieder in ihren immer noch unwiderstehlichen Bann schlägt. F. D.

Je bedeutender und wertvoller ein litterarisches Werk, um so weitere und allgemeinere Verbreitung wird man ihm in allen gebildeten Schichten unseres Volkes wünschen, um so freudiger wird man die neuerdings immer häufiger zu beobachtende Neigung unserer Verleger begrüßen, durch billige Lieferungsausgaben bewährter Werke der zeitgenössischen Litteratur an deren Genuß auch diejenigen teilnehmen zu lassen, für die die Anschaffung der kostspieligen Originalausgaben ein unerschwingliches Opfer bedeuten würde. Wir freuen uns deshalb, hier gleich auf einmal von vier unserer beliebtesten und hervorragendsten neueren Schriftstellern wohlfeile Lieferungsausgaben anzeigen zu können. Da sind zunächst zwei Deutsch-Österreicher, für eine Volksausgabe wie geschaffen. **Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke** erscheinen vollständig in sechzig Lieferungen zu je 40 Pf. (= 25 Kr. österr. W.) im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und sind augenblicklich schon bis zur zweiunddreißigsten Lieferung fortgeschritten. Die letzten Hefte bringen außer den „Kalendergeschichten" die schwer zugänglichen „Gedichte und Aphorismen" und leiten mit dem hier unverkürzt in ursprünglicher Fassung abgedruckten „Pfarrer von Kirchfeld", dem ein dramaturgischer Bericht aus Heinrich Laubes Feder beigefügt ist, zu den dramatischen Werken des österreichischen Volksdichters über, die nun, als das wertvollste Gut seiner Dichtung, den zweiten Teil der Cottaschen Lieferungsausgabe füllen werden.

Ein Geistesverwandter Anzengrubers auf epischem Gebiete begegnet uns in Peter Rosegger, von dessen **Schriften** A. Hartlebens Verlag in Wien neuerdings eine Volksausgabe veranstaltet. Vor kurzem hat die zweite Serie zu erscheinen begonnen; sie wird mit der „Ehestandspredigt" eingeleitet und soll neben anderen unvergänglichen Edelsteinen Roseggerscher Erzählungskunst das „Geschichtenbuch des Wanderers", „Spaziergänge in der Heimat", „Sonntagsruhe", „Feierabende", „Bergpredigten" sowie die schalkhaften Schwänke und Schnurren aus den Alpen bringen. Der hohe sittliche und künstlerische Wert der Roseggerschen Dichtung verdient es wohl, daß seine Schriften in immer weitere Kreise dringen; denn nicht allein, daß dieser echte Volksdichter des steirischen Landes vom Lieblich-Anmutigen, vom unsagbaren Glück der Kindertage bis ins schwer Melancholische hinein alle Stimmungen des menschlichen Lebens beherrscht, es wohnt zugleich auch so viel erhebende Lebensfreude, so viel stärkender Humor und ernste Weisheit in seinen Schriften, daß wir uns von ihrer Verbreitung im Volke nur Segen versprechen dürfen.

Zugleich mit diesen beiden österreichischen Dichtern erscheint in neuem Gewande ein reichsdeutscher Schriftsteller auf dem Plan, dessen Schriften eine nicht weniger tiefgehende nationale Bedeutung zukommt: Felix Dahn. Wenn gerade jetzt, wo unser österreichischer Bruderstamm an der Donau so schwer und hart um sein Deutschtum ringt, seine **Sämtlichen poetischen Werke** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) an die Öffentlichkeit treten, so werden diese von vornherein einer besonderen Beachtung sicher sein dürfen. Denn Dahn hat in der That, wie kein anderer lebender Dichter, Zeit seines Schaffens ein freudiges, geschichtlich wohlbegründetes Deutschtum vertreten und erst letzthin wieder mit mannhaften Kampfrufen Mut und Ausdauer der hart geprüften Deutschösterreicher zu stärken gewußt. Er hat das altdeutsche Volkstum von Beginn der christlichen Zeitrechnung bis zu den Kreuzzügen in einer Reihe geschichtlicher Romane und dichterischer Erzählungen neu belebt, unseren vaterländischen Balladenschatz bis zu Kaiser Wilhelms Heimgang mit den reifsten Gaben seiner plastischen Kunst beschenkt und endlich auch eine Reihe patriotischer Schauspiele geschaffen: alles dies will uns nun die neue Ausgabe, die mit dem „Kampf um Rom" beginnt, in geschichtlicher Folge vorführen. Sie soll in spätestens zwei Jahren vollendet sein und wird dann in ihrer trotz des billigen Preises (75 Lieferungen zu je 1 Mk.) vornehmen Ausstattung gewiß einen Schmuck jeder deutschen Hausbibliothek bilden.

Was Dahn für die alte Zeit unserer Volks- und Staatsentwickelung, das bedeutet Friedrich Spielhagen für die neuere Periode unserer inneren politischen Gärungen, und so trifft es sich gut, daß von seinem bedeutendsten Zeitroman, den **Problematischen Naturen,** gerade jetzt eine illustrierte Jubiläumsausgabe (24 Lieferungen zu je 50 Pf.) erscheinen kann (Leipzig, L. Staackmann). Die „Problematischen Naturen" gehören auch heute noch, obgleich mittlerweile fast vierzig Jahre seit ihrem ersten Erscheinen verflossen sind, zu den Lieblingsbüchern der deutschen Nation, und darin liegt gewiß die Berechtigung, sie nun von neuem in besonders würdiger, ja künstlerischer Ausstattung in die Welt zu senden. Was die uns vorliegende erste Lieferung an Illustrationen bringt, macht dem auch sonst schon rühmlichst bekannten Münchener Künstler Richard Gutschmidt alle Ehre: die Bilder sind offenbar durchweg nach langen, eingehenden Studien der Kostüme jener Zeit und unter sorgfältigster Berücksichtigung des Lokalkolorits entworfen worden und bilden so, gerade weil sie sich so verständnisvoll in den Text einzuschmiegen verstehen, eine im besten Sinne des Wortes künstlerische Verlebendigung der noch heute hochinteressanten, fesselnden Handlung. F. D.

* * *

Die Jungfrau und das Berner Oberland. Von Theodor Wundt. Herausgegeben von der Sektion Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins. (Berlin, Raimund Mitscher.) — Selten wohl ist die gewaltige dramatische Poesie, die in kühnen Bergbesteigungen liegt, so packend und anschaulich in Wort und Bild geschildert worden wie in diesem Prachtwerke, zu dem einem ebenso gewandten und lebhaften Schriftsteller wie kenntnisreichen Naturbeobachter eine geradezu künst-

lerische Reproduktionskunst ihre Hilfe geliehen hat. Unseren Lesern wird noch die Schilderung der Jungfrau-Besteigung in Erinnerung sein, die der Verfasser im vorausgegangenen Jahrgang der „Monatshefte“ in so leuchtenden Farben entwarf; die gleiche unwiderstehlich mit sich fortreißende Darstellungskunst waltet in diesem ganzen Werke: man glaubt sich mit zum Aufbruch zu rüsten, mit von Zacken zu Zacken, von Vorsprung zu Vorsprung zu klimmen, mit beim humorgewürzten Mahle zu sitzen und schließlich, am Ende der Mühen und Sorgen, mit auf dem thal- und berg- und wolkenüberschauenden Gipfel zu stehen, wo sich alle Herrlichkeiten der unvergleichlichen Alpenwelt vor einem ausbreiten. Was sich hier und unterwegs mit dem Zeichenstift und dem photographischen Apparat auffangen ließ, hat Künstlerhand in diese vornehm ausgestatteten Blätter gebannt; harmonisch, wie selten in einem Illustrationswerk, klingen diese Bilder zusammen mit dem alpenduftfrischen Text — alles in allem ein begeisternder Lobgesang auf die dämonischen Naturschönheiten des Berner Oberlandes, der auch dem verzweifeltsten Stubenhocker einen Hauch dieser gewaltigen Höhenpoesie in seine vier Wände tragen muß. F. D.

* *
*

Deutsches Wörterbuch. Von Dr. Ferdinand Detter. (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.) — Dies kleine handliche Büchlein gehört der „Sammlung Göschen“ an, die beim Publikum so schnell ihr Glück gemacht hat. Es mag wohl anfangs wundernehmen und berechtigtes Kopfschütteln hervorrufen, wenn man erfährt, daß hier das kühne Unternehmen gewagt ist, für achtzig Pfennig ein „Deutsches Wörterbuch“ zu liefern, eine Aufgabe, an deren Erfüllung sich nun bereits seit dem Tode der Brüder Grimm ein ganzer Stab der hervorragendsten Germanisten abmüht, ohne daß auch heute schon das Ende abzusehen wäre. Mit solchem Riesenwerke will dies schmächtige Bändchen natürlich ebensowenig verglichen sein wie der Brombeerstrauch mit der Eiche. Aber das kleine Beet im großen weiten Garten unserer Sprachwissenschaft, das es sich im besonderen erkoren hat, weiß es trotzdem wohl zu bestellen. Der Verfasser dieses Nachschlagebüchleins beschränkt sich nämlich von vornherein auf eine Sammlung von Etymologien und berücksichtigt auch hier nur feste, ausgemachte Ergebnisse der Forschung, ohne sich auf noch unsichere und schwankende Ableitungen einzulassen. Das Wörterbuch ist also in erster Linie ein Wurzelwörterbuch und leitet schon durch seine Anordnung möglichst auf die erste, ursprüngliche konkrete Bedeutung der Wörter zurück. Welcher unschätzbare Wert für die Erkenntnis unserer Sprache in dieser Methode steckt, liegt auf der Hand: sie eröffnet Beziehungen und Zusammenhänge, Vorstellungen und Anschauungen, die uns der abgeschliffene Sprachgebrauch unseres heutigen Wortschatzes fast sämtlich vorenthält, und ist deshalb recht berufen, an der Erfrischung und Verjüngung unserer Sprache, die eigentlich gegenüber den zersetzenden und verflüchtigenden Kräften des internationalen Tauschverkehrs nie aussetzen darf, in erster Reihe mitzuhelfen. F. D.

* *
*

Spamers Illustrierte Weltgeschichte (Leipzig, Otto Spamer) liegt jetzt in ihrer dritten, völlig neu gestalteten Auflage fertig vor. Der Schlußband, noch von der bewährten Kraft Professor Dr. Otto Kaemmels neu bearbeitet, führt uns von der Thronbesteigung Napoleons III. bis zur unmittelbaren Gegenwart: die Bildnisse Napoleons III. und Stephan Stambulows stehen, gewissermaßen als Grenzsteine der hier behandelten Periode von vier Jahrzehnten, zu Anfang und zu Schluß des über 600 Seiten starken Bandes, der nicht weniger als 240 Textabbildungen, sowie 7 Beilagen und Karten enthält. Was von jeher als Eigenart und unschätzbarer Vorzug der Spamerschen Weltgeschichte galt, die lebendige Beseelung der äußeren politischen Geschehnisse durch die Darstellung der gleichzeitigen kulturgeschichtlichen Bewegungen und Fortschritte, das bewährt auch hier wieder seine alte, anerkannte Tüchtigkeit. Der Verfasser, dessen Sprache sich durch eine wohlthuende Klarheit und Bestimmtheit auszeichnet, faßt die hier dargestellte Geschichtsperiode unter dem Schlagwort „Der Sieg der Nationalitäten und die Ausbildung der Weltwirtschaft“ zusammen und versteht diesen durch die wechselnden Geschicke der einzelnen Staaten und Völker hindurchführenden Faden wohl festzuhalten, ohne deshalb den realen Ereignissen irgend welchen Zwang anzuthun. Wie heilsam aber die feste Innehaltung eines bestimmten Gesichtspunktes wirkt, wenn es sich, wie hier, um eine mit großen dramatischen Zügen arbeitende Gesamtdarstellung so bedeutender, weiter Epochen handelt, dessen wird sich der Leser gerade in diesem letzten Bande, von dessen Inhalt schon so vieles unmittelbar in unsere Tage hineinragt, besonders lebhaft, doch schwerlich jemals ohne Dank und Bewunderung bewußt werden. — Ein besonderer Registerband, der sämtliche Einzeldarstellungen der Spamerschen Weltgeschichte umfaßt, macht das kostbare Werk auch zu einem immer bereiten Hilfs- und Nachschlagewerk. F. D.

* *
*

Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays von Karl Spitteler. (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs.) — Die Gesamterscheinung dieses kerngesunden Buches aus dem freien Land der Berge hat, so feinsinnig und gelehrt einzelne seiner Essays auch sein mögen, etwas Elementares, Naturgewaltiges an sich. Man möchte den ungestümen Atem dieses Schweizers mit dem stürmischen Anprall des heimischen Föhns vergleichen; aber im Grunde ist er doch eher kühl als schwül, eher Boreas als Monsun. Die geharnischten

Kapitelreihen „Zum Trutz“ und „Zum Schutz“ stehen bezeichnenderweise allen anderen voran, und ich halte sie auch für die weitaus packendsten und schlagkräftigsten. Mag der Verfasser nun den naiven, absichtslosen Kunstgenuß gegen den von unwahren oder unedlen Beweggründen diktierten Kunstfron verteidigen, mag er den heuchlerischen Pharisäern oder den Persönlichkeitshassern, den Alexandrinern, die Leviten lesen, mag er gegen Alters- und Datumsjubiläen eifern oder der Kraftthuberei aufs Maul schlagen, mag er bei dem seiner skrupellos eingestandenen Heineunkenntnis wegen so arg geschurigelten Rosegger seine Karte abgeben, mag er über die „Revolverhumanität“ in der Armenierbewegung wettern oder über den litterarischen Hader der Kliquen und Schulen seinen Zorn austoben: immer trifft der Hieb die Kerbe. Ernstes wird ernst und würdig, dann und wann auch wohl mit einem mannhaften Pathos, Leichtes heiter und spielend, schalkhaft und scherzend behandelt. Dabei ist dieser derbe Schweizer, dem gewiß nichts verhaßter sein kann als das moderne l'art pour l'art, der so starkes Gewicht auf das „Ethos in der Kunst“ legt, ängstlich darauf bedacht, allem Litterarischen seinen heiligen Tempelbezirk unverletzlich zu erhalten. Thebaner und Athener, meint er, mögen einander bekämpfen, nur sollen sie nie und nimmer Philipp von Macedonien zu Hilfe rufen. Philipp von Macedonien aber bedeutet für den Schriftsteller jede Macht, die litterarische Werke von einem anderen Standpunkt beurteilt als dem litterarischen, trage sie auch den allerehrwürdigsten Namen. — Die folgenden Abschnitte werden zahmer; aber was sie dabei von polterndem Temperament und goldenen Rücksichtslosigkeiten einbüßen, bringen sie an auserlesenem Urteil und Kunstgeschmack reichlich wieder ein. Nur ein paar Andeutungen über den ebenso reichen wie bunten, aber immer eigenartigen und selbständigen Inhalt! Seine Lanzen bricht der Verfasser für das heute schier verpönte Epos, für den Fleiß, die Willenskraft und die Energie des Künstlers (entgegen der einseitigen Verherrlichung der Stimmung und der Eingebung), für die Einzelschönheit in litterarischen Kunstwerken, die man für gewöhnlich mit einem spöttischen: „Ach! die berühmten Stellen“ abthut, für die Prägnanz und innere Wahrheit des Ausdrucks, für die Eindeutschung der als unvermeidlich erkannten Fremdwörter (Redaktör), seine Lanze leider auch für den plumpen Gesellen, der sich „derselbe“ nennt; dagegen straft und stäupt er die Vexiertitel („Fledermaus“, „Der schwarze Schleier“), die litterarischen Familiaritäten („Altmeister Goethe“, „Vater Herodot“, „Papa Haydn“), die Zimperlichkeit der Druckerschwärze (M— statt Maul; verd— statt verdammt), die Citatenwut, die Fremdwörternarrheit, die Großstadteinbildung und was dergleichen „Allotria“ mehr. Doch das sind eigentlich nur die Pioniere und Plänkler des munteren Buches; die eigentliche Kerntruppe bildet eine Anzahl von umfangreicheren und tieferen Abhandlungen zur Ästhetik der Natur, der Kunst und des Lebens. Ich nenne nur die scharfsinnige Untersuchung über die Ballade, die sich um die Unterscheidung der Volks- und der Kunstballade verdient macht, die feinen Beobachtungen über Landschaft und Gartenkunst, die ketzerische Beichte über Epigonentum („Es verhält sich mit der Poesie wie mit dem Glück: das sicherste Mittel, sie zu verfehlen, besteht darin, sie zu erstreben“), die psychologisch wertvollen Gedanken über die Persönlichkeit des Dichters und endlich die einleuchtenden Aufklärungen über die dramaturgischen Theorien der Franzosen. Ob ich es mit dieser nicht ganz mühelosen Inhaltszeichnung dem Verfasser, der selbst manch herbes Wort über die Kritik spricht, zu Dank gemacht habe, weiß ich nicht, glaube es aber kaum; denn im Grunde ist er trotz seines „Lachens“ doch wohl Pessimist und wird sich schwerlich wundern, wenn es ihm ergeht wie auf dem köstlichen Bilde Meister Böcklins dem heiligen Antonius, dem, mag er seine Kutte noch so energisch zusammenraffen, die Fischlein und Gründlinge doch nur deshalb so andächtig lauschen, um nachher — weiter zu sündigen. F. D.

* *
*

Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays von Karl Otto Erdmann. (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs.) — Zeitungsaufsätze, mögen sie für die Bedürfnisse des flüchtigen Tages noch so verdienstvoll gewesen sein, in einer Buchausgabe zu sammeln, wird nur dann seine Berechtigung haben, wenn die einzelnen Beiträge ein gemeinsames Band umschlingt und das Ganze von einer einheitlichen Weltanschauung getragen wird. Diesen Vorzug wird eine gerechte Kritik der Erdmannschen Essaysammlung nicht absprechen können. Alle die hier vereinigten Aufsätze zeichnet das Gepräge einer gesunden, kraft- und charaktervollen Männlichkeit aus; ihre Tendenz geht wider die Phrase, den Schein, die Hohlheit unserer Sitten und Gewohnheiten in Kultur, Kunst, Litteratur und öffentlichem Leben und kämpft gegen allerlei sentimentale oder rückständige Vorurteile mit dem unbarmherzigen Rüstzeug eines modernen naturwissenschaftlichen, voraussetzungslosen Denkens. Dieses Buch hat der Kopf, nicht das Herz geschrieben. Eine schwere, wuchtige, etwas phantasielose, nüchterne Sprache, der es überall mehr auf das Was als auf das Wie ankommt, läßt darüber auch rein äußerlich schon keinen Zweifel aufkommen. Mit beinahe gesuchter Absichtlichkeit wird in der Darstellung alles das vermieden, was man im landläufigen Sinne „geistreich“ zu nennen pflegt: lieber eine Trivialität als eine blendende Scheinwahrheit! So kann es begegnen, daß weite Strecken lang wirklich der „Alltag“ herrscht, der Alltag mit seiner nüchternen Ehrlichkeit und seiner schmucklosen Realität; dafür lohnen dann aber plötzlich desto reichlicher und erquickender gewisse Silberblicke der Erkenntnis, wie sie nur einem wahrhaft großen und freien Geist gegeben sind, der sich nicht an der Oberfläche und Außenseite der

Dinge genügen läßt, sondern sie zu deuten und aus der Erscheinung die Idee zu läutern weiß. Was der Verfasser insbesondere — um aus dem reichen Schatze seiner Gedanken nur einiges hervorzuheben — über geistige und moralische Schutzgedanken, über die Zukunft des monarchischen Gefühls, über die Höflichkeit, die Barmherzigkeit, die Gleichheitsbestrebungen der Menschheit zu sagen hat, was er uns Gesellschaftsmenschen ferner über Einbildung, Heuchelei und ihren Nutzen für die Kunst ins Gewissen ruft, das wirkt, wenn nicht immer überzeugend, so doch in der unbarmherzigen Logik seiner Gedankengänge erfrischend und stählend und regt so zwingend zum Mit- und Nachdenken an, daß es schon deswegen als ein Genuß gelten darf, sich ein paar Stunden mit diesem ernsten Buch zu beschäftigen. F. D.

* * *

Kinder-Lieder und -Reime. Von Jul. Lohmeyer. Mit vielen Illustrationen. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) Wer sich lange Jahre hindurch so fleißig und liebevoll in die poetischen Bedürfnisse der Kinderseele hineingefühlt hat, wie der bewährte Herausgeber der „Deutschen Jugend", der wird der kleinen Welt immer ein willkommener Gast sein. Nun gar erst, wenn er, wie hier, Ernstes mit Scherzhaftem anmutig zu mischen und auch die harmlosen Unarten der kleinen Buben und Mädel mit freundlichem Humor zu entschuldigen und zu verklären weiß. Lohmeyer ist Idealist vom reinsten Wasser, und sonniger Idealismus allein taugt doch den zarten Pflänzchen, denen hier die erste geistige und gemütliche Nahrung geboten werden soll. Da sich der mittlerweile im Dienste der Jugend ergraute Verfasser selbst im aufregenden Großstadtleben eine reine Kinderseele erhalten hat, so ist auch in seinen leichtbeschwingten Versen nur selten einmal etwas von der versteckten Ironie des überlegenen Alters zu spüren, die uns sonst so manches Kinderbuch ungenießbar macht. Nur die Illustrationen, will uns scheinen, rücken dann und wann von Ludwig Richters echter Gemütswärme gar zu nahe an die etwas spielerische Manier von Oskar Pletsch und seiner Schule heran.

F. D.

* * *

Thalia auf der Landstraße. Heiteres und Ernstes aus dem Bühnenleben von Albert Borée. (Straßburg i. E., Verlag von Schlesier u. Schwickhardt, 1897.) — Ein lustiges, lachendes, humorgetränktes Buch: viel Champagnerlaune und fast übergenug an sprühendem Raketenfeuer des Witzes und des Stils, aber dabei doch auch tief und ernst, wo es sein muß, vor allem da, wo es gilt, dem in der Gesellschaft noch immer stiefmütterlich behandelten Schauspielerstande die Ehre zu retten. Dieses mannhafte Eintreten für die Ehre des Schauspielerberufes leiht dem losen Schalkbuche sogar einen gewissen litterarischen Wert, und nur deshalb erwähnen wir es hier anerkennend; denn es giebt unerhörterweise immer noch Leute, denen es ab und zu gesagt werden muß, daß „die Mimen Menschen sind."

F. D.

* * *

H. Heine und Alfred de Musset. Eine biographisch-litterarische Parallele von Louis P. Betz. (Zürich, Albert Müller.) — Diese von gewissenhaftestem Fleiße und feinsinnigstem Dichterverständnis zeugende Studie sei unseren Lesern angelegentlich empfohlen. Es ist merkwürdig, wieviel Ähnlichkeiten bis in die kleinsten Einzelheiten sich bei beiden Dichtern ergeben. Freilich darf nicht vergessen werden, daß sie beide von Byron ausgehen. Und dennoch, trotz dieser Ähnlichkeiten, wie groß erscheint der deutsche Poet, wie überlegen dem Franzosen, der schon mit Ende der Zwanziger „fertig" ist, sich ausgegeben hat, der nur noch der Cigarette und dem „grünen Gifte" lebt, gleichgültig gegen alles, was die Menschheit bewegt! Es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er diese universale Stimmung Heines besonders stark hervorgehoben hat: bis zum letzten Augenblick, unbekümmert um sein entsetzliches Körperelend auf der Matratzengruft, bewegen den deutschen Dichter politische Fragen, die Angelegenheiten des Fortschrittes, das Verhältnis der vergänglichen Menschenseele zu der ewigen Gottheit. Aus dieser anschaulich geschriebenen Analyse nimmt der Leser die Überzeugung mit, daß, während Musset immer nur ein nationalfranzösischer Poet des neunzehnten Jahrhunderts bleibt, Heines Wirksamkeit in der That ganz Europa angehört und darum seinem Dichternamen eine bei weitem längere Dauer verbürgt, als man selbst bei uns noch vielfach anzunehmen geneigt ist.

Studien zur Kritik und Geschichte. Von Hippolyte Taine. Autorisierte Übersetzung von Paul Kühn und Anathon Aall. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. (München, Albert Langen.) — Trotzdem die Mehrzahl der in dem stattlichen Bande vereinigten Abhandlungen, die durch ein geistvoll orientierendes Vorwort von Georg Brandes eingeleitet sind, nur Kritiken über erschienene Bücher enthält, so haben sie doch sogenannten dauernden Wert, da sie produktiv im Lessingschen Sinne sind. In den Essays z. B. über Michelets heute längst überholtes Geschichtswerk, den Buddhismus, die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, Boutmys Philosophie der Architektur in Griechenland steckt etwas mehr als die bloße abweisende oder zustimmende Meinungsäußerung eines bedeutenden Mannes. Wenn von jemand, so gilt gerade von Taine das Wort, daß er alles, selbst das Kleinste, sub specie æterni, unter dem Gesichtswinkel einer bestimmten, wissenschaftlich errungenen Weltanschauung betrachtet. Wie klein erscheint in der Beziehung ihm gegenüber Renan! Unter anderen Essays seien an dieser Stelle noch genannt die Studien über Balzac, Racine, dem Taine als echter Franzose eine uns Deutschen nicht ganz verständliche Verehrung entgegenbringt, über Mérimée, Gleyre

u. s. w. Bücher wie das vorliegende sollte man im Bücherschranke haben, um dann und wann in ihnen zu lesen. Sie belehren nicht bloß, sie reizen zum Nachdenken und imponieren selbst da, wo man sich im Widerspruche mit dem genialen Geschichtsphilosophen befindet, ja befinden muß. Was übrigens die Übersetzung anlangt, so scheinen die Verfasser nur die französische Sprache gut zu kennen. Was soll im Deutschen ein Tetrark heißen? Wir sagen Tetrarch. Regane, Gonerille (Seite 326) sagt wohl der Franzose, aber im Deutschen lauten, wie ein Blick in die Schlegel-Tiecksche Shakespeareübersetzung lehrt, die Namen ein wenig anders. Und ähnlicher, manchmal noch schlimmerer Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten ließe sich eine ganze Reihe aufzählen, die sicherlich verschwinden werden, sollte das Werk eine übrigens wohlverdiente neue Auflage erleben. L.

* * *

Durchs Moselthal. Eine Wanderung von August Trinius. (Minden, J. C. C. Bruns.) — Der Verfasser, der sich die Schilderung heimischer Landstriche zur Specialität gemacht hat, reiht seinen zahlreichen Wanderbüchern mit dem vorliegenden Werke ein neues an, das sicherlich die gleiche Aufmerksamkeit verdient und allen Besuchern des herrlichen Moselthales als unterhaltender Reisebegleiter aufs wärmste empfohlen werden kann. Das Buch schildert eine Wanderfahrt von Koblenz bis Trier, dabei wird auch gebührende Rücksicht auf alles Geschichtliche genommen. Ein sehr beachtenswertes „Kapitel vom Moselwein" bildet den Abschluß. Die liebenswürdige Schreibweise des Verfassers, bald sinnig ernst, bald voll Humor, immer dem Gegenstande angemessen, ist zu bekannt, als daß sie noch einer ausführlicheren Charakteristik bedürfte.

Im gleichen Verlage erschienen **Pariser Feste** und **Streiflichter in die Normandie, Bretagne und Vendee** von Siegfried Samosch. Auch Samosch hat sich die Reiseschilderung zum litterarischen Specialfach erkoren; aber im Gegensatz zu Trinius, der bisher den nationalen Boden nicht verlassen hat, durchschweift er am liebsten die romanischen Länder und zeigt sich daneben gleichfalls als ein vielbelesener, feinsinniger Litterarhistoriker. So benutzt er auch in seinem neuesten Werke die Gelegenheit, um zwei höchst interessante litterarische Episoden einzuflechten: „Henriette und Ernest Renan, eine Familienidylle," und das „Familiendrama" von dem geheimnisvollen Tode Paul Couriers, des berühmten französischen Pamphletisten, das sich wie ein spannender Kriminalroman liest. Auch die Art der Darstellung ist von der unseres Trinius verschieden: Samosch zeigt sich überall als der Mann der Wissenschaft, der zugleich die gewonnenen Eindrücke künstlerisch in Worte zu bannen sucht, als gälte es, Gemälde zu schildern. Dabei fehlt es auch ihm trotz aller Vornehmheit nicht an einer gewissen ruhevollen Gemütlichkeit — Bonhomie wäre man versucht zu sagen. Obgleich das Buch an längst vorübergerauschte Augenblicke anknüpft, an die bekannten und vielleicht außerhalb Frankreichs schon vergessenen russischen Feste in Paris beim Besuche des Zaren, so geben ihm doch, von den oben genannten beiden Litteraturepisoden abgesehen, die Reisebilder aus der Bretagne, Normandie und Vendee für alle diejenigen einen besonderen Wert, welche die seltsam stimmungsvolle Poesie jener noch immer von einem germanischen Geiste angehauchten Provinzen aus eigener Anschauung kennen lernen und genießen wollen.

Mehr im sogenannten Feuilletonstil gehalten sind die „Reisebilder" von Richard Heymann: **Von Königsberg nach Kairo.** (Dresden, Carl Reißner.) Der frohgelaunte Verfasser erzählt just nichts Neues, macht auch keine Aufsehen erregende Entdeckungen oder eigenartige Beobachtungen, aber der Vortrag ist nicht bloß — des Redners, sondern auch des Erzählers Glück. Und so werden diejenigen, welche das Büchlein zur Hand nehmen und in der Phantasie ihrem Führer folgen, die eine oder die zwei Stunden sicherlich nicht zu den verlorenen zählen, die sie dem unterhaltenden Plauderer gewidmet haben. Bei einer zweiten Auflage dürfte indessen wohl das allzu persönliche, für weitere Kreise völlig gleichgültige und auch, rein poetisch genommen, nicht sehr bedeutende Schlußgedicht wegfallen: was man in guter Prosa, wie der Verfasser, sagen kann, soll man niemals in schlechte Verse ummodeln. Herr Heymann kennt gewiß den Namen des großen französischen Schriftstellers, von dem diese Maxime herrührt. L.

* * *

Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Untersuchungen über das Wesen der Philosophie im allgemeinen und über die Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft und ihr Verhältnis zur naturwissenschaftlichen Forschung. Von Hedwig Bender. (Leipzig, Hermann Haacke.) — Wir finden nichts Auffälliges mehr darin, daß viele unserer Mitstreiterinnen im Kampfe ums Leben etwas malen, etwas dichten, langatmige oder kurzweilige Romane schreiben, aber wir lauschen wohl aufmerksamer hin, blicken schärfer auf, wenn uns als Verfasser einer gediegenen philosophischen Schrift — eine Verfasserin entgegentritt. In der That, Fräulein Bender hat mit der vorliegenden Abhandlung durch die Praxis der Frauenfrage mehr genützt als Dutzende mit ihren oft lächerlichen Gelegenheitstiraden. Sie hat den Beweis erbracht, der übrigens schon zur Zeit der Renaissance von den hochgeborenen Schülerinnen platonischer Weisheit geliefert wurde, daß auch ein Weib der Erfassung und Behandlung philosophischer Probleme gewachsen ist. Ihre Arbeit ist durchaus nicht mit den bekannten Doktorarbeiten zu verwechseln. Eine Universität, die etwa Mangel an Material in dieser Gattung hätte, könnte Fräulein Brender getrost berufen. Um was es sich in der Studie handelt, sagt ihr Titel ausführlich. In erster Linie sucht die Ver-

fasserin Frieden zu stiften. Den Verächtern der Philosophie unter den Naturforschern weist sie das ewig Begrenzte ihres Standpunktes nach, während auch die „strengsten“ Philosophen ihren Denkzettel bekommen. Mit Recht betont sie, was ein Fechner und Lotze einerseits und andererseits ein Wundt und Haeckel dem Wissensborne ihrer angeblichen Gegner zu verdanken haben. Man wird ihr beistimmen, wenn sie sagt: „Die Philosophie ist die einheitliche Wurzel aller Wissenschaften, in der sie sämtlich zusammenhangen, die allem einzelnen Wissen seine bestimmte Stelle im Gesamtorganismus aller menschlichen Erkenntnis anweist und es eben dadurch zu höherer Bedeutung erhebt.“ Noch eine Stelle, womit die Arbeit „ausklingt“, anzuführen, können wir uns nicht versagen, da sie in vielen Beziehungen merkwürdig ist für unsere Zeit und für die Besten in ihr; diese Worte hätten auch in den Tagen der Stoiker, unter Mark Aurel geschrieben sein können. Hedwig Bender sagt: „Es geht ein tiefer, klaffender Riß durch die gesamte gebildete Welt unserer Zeit. Die beiden idealen Lebensmächte, die in erster Reihe bestimmend auf die Geister wirken: Wissenschaft und Religion, stehen sich schroff gegenüber, und der Zwist zwischen ihnen trägt Unheil und Verwirrung in unser öffentliches Leben wie in den Schoß der Familien und Zweifel und Bekümmernis in manches fromme Gemüt. Immer dringender wird das Bedürfnis nach einer Vermittelung der Gegensätze, nach Einklang und Versöhnung zwischen Wissen und Glauben, zwischen Denken und Fühlen, zwischen Kopf und Herz. Diese Versöhnung ist aber nur von der Philosophie zu erwarten, die allein diesen Widerstreit harmonisch lösen, uns aus der dumpfen Niederung in reinere Lüfte, aus dem Wirrsal einander bekämpfender Meinungen zu der freien, lichtumflossenen Höhe einer Verstand und Gemüt zugleich befriedigenden, idealen Weltanschauung emporheben kann. Sie vermag es aber nur, wenn sie Vertrauen zu sich selbst faßt, ihrer großen Aufgabe wieder voll sich bewußt wird ...“ Das sind goldene Worte, die zugleich als Stilprobe angeführt sein mögen. Wenn sich diese hervorragende „Friedensschrift“ auch in erster Linie an die betreffenden Fachkreise wenden will und mancherlei Wissen über die philosophischen Grundprobleme voraussetzt, so sollte sie doch kein Gebildeter ungelesen lassen: einen neuen Roman von Frauenhand zu lesen, das ist fast jede Minute möglich; aber eine philosophische Frage nach allen „Regeln der Kunst“ von einem Frauenhirn geistvoll erörtert zu sehen, das ist ein Wunder, das kaum alle zehn Jahre einmal passiert! L.

* * *

Die Erziehung der weiblichen Jugend vom fünfzehnten bis zwanzigsten Lebensjahre. Von Luise Hagen und Anna Beyer. (Erfurt, Carl Villaret [Arthur Frahm].) — Die königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt hatte vor einiger Zeit eine Preisaufgabe gestellt, wie die Erziehung unserer Mädchen aus besseren Ständen sich am besten gestalten ließe. Die beiden vorliegenden, zu einem Bande vereinigten Arbeiten erhielten den ausgesetzten Preis. Die Verfasserinnen haben ihn wohl verdient. Völlig vertraut mit den einschlägigen Verhältnissen, frei von ideologischen Wahngespinsten, stellen sie eine Reihe durchdachter und, was wichtiger ist, auch durchführbarer Thesen auf, gegen die selbst unsere Mädchenschulpädagogen von Fach nichts einzuwenden haben dürften. Zumal was Fräulein Luise Hagen über die so arg im trüben liegende künstlerische Ausbildung unserer weiblichen Jugend sagt, verdient in weitesten Kreisen beherzigt zu werden. Alle, welche an wahrhafter Frauenemancipation ein Interesse nehmen, sollten die vorliegende Broschüre nicht ungelesen lassen, die zugleich für die Verfasserinnen ein schmeichelhaft ehrendes Zeugnis dafür ablegt, daß Wissen, Schärfe des Geistes und Logik in der Verteilung des Stoffes durchaus nicht mehr ein Monopol der schreibenden Männerwelt bedeuten. L.

* * *

Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Übertragung von H. Blümner. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Kurz, aber genügend ist die Einleitung, die uns das Wesen der römischen Satire veranschaulicht und uns in Horaz den lächelnden, in Persius den docierenden und in Juvenal den zürnenden Satiriker vorführt. Von Juvenal sind fünf Satiren, von Persius drei und von dem großen Freunde des Mäcenas zehn wiedergegeben. Aber nun kommt ein Einwurf, den der Übersetzer trotz seiner Vorbemerkung nicht zu beheben vermag: er hat statt des Hexameters einen frei behandelten gereimten Fünffüßler gewählt; er meint, der Hexameter passe für uns nicht. Gewiß, er ist kein deutsches Versmaß, aber durch Voß und Schiller und zumal Goethe haben wir einen deutschen, unseren Betonungsgesetzen angepaßten Hexameter erhalten, der für Wiedergabe antiker Poesien doch wohl geeigneter erscheinen dürfte als unser moderner Reimvers. Wie gesagt, das ist eine Principienfrage. Wen also der Reim nicht stört, der wird die vorliegende Übertragung mit Genuß lesen und wenig merken, daß von dem eigentlichen antiken Gepräge mit seiner plastischen Anschaulichkeit hinter diesem im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts anakreontisch gefälligen Wohlklange nur noch wenig zu spüren ist. L.

* * *

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 1788 bis 1805. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Fielitz. Erster Band. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) — Diese neue Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und seiner Gattin enthält einige neu aufgenommene Stücke. Außerdem sind von den früheren Briefen einzelne mit den Originalen neu verglichen wor=

den. Der vorliegende Band enthält 198 Briefe und reicht bis zum 5. August 1789. Über den Wert des Inhalts braucht wohl nichts gesagt zu werden. Der 197. Brief, in dem Schiller erzählt, wie er Körner von seiner Liebe zu Lotte Mitteilung machte, läßt uns in das Innerste des Dichters hineinblicken, und ich glaube, daß jeder eine wahre Herzensfreude haben wird, wenn er diese innere Glückseligkeit des Dichters, der sonst so viel gelitten hat, erkennt. Und genau dieselbe Freude wird er bei der Lektüre der Briefe Lottes spüren. Ob sie von ihrer Liebe an Schiller schreibt, oder ob sie uns über ihr und anderer Befinden und Thätigkeit Mitteilung macht, ob sie, wie es im 142. Briefe geschieht, uns die Schilderung einer Winterlandschaft giebt, stets wird man einen vollen Genuß empfinden. Der Herausgeber verdient für seine sorgfältigen litterarhistorischen Forschungen aufrichtigen Dank. M.

* * *

Süd-Afrika, wie es ist. Von F. Reginald Statham. Aus dem Englischen übersetzt von P. Balzer. (Berlin, Julius Springer.) — Das Buch behandelt wesentlich das Verhältnis von England zu Transvaal. Bei der Erörterung dieses Themas werden aber auch allgemeinere Gesichtspunkte aufgestellt, die kennen zu lernen für die Deutschen nicht nur von Interesse, sondern auch von Nutzen sein könnte. Der Verfasser, der die Verhältnisse sehr genau kennt, giebt Ratschläge, wie man kolonisiert und wie man in freundschaftliche Beziehungen mit außereuropäischen Völkerstämmen treten kann. Er wendet sich am Schluß ziemlich scharf gegen ein gewisses Geldprotzentum, das in Südafrika bei den Engländern aufgetreten sei, und er empfiehlt den Engländern die Achtung der Vertreter anderer Nationen. Er kommt auch auf das bekannte Telegramm Kaiser Wilhelms II. an den Präsidenten Krüger zu sprechen und knüpft daran eine sehr sachliche Erörterung. Insbesondere meint er, könne man wohl darüber streiten, ob das Telegramm klug gewesen wäre, aber die englische Regierung hätte gar keine Veranlassung, sich über das Telegramm zu entrüsten, da sie ja ihre eigene Verantwortung für den Einfall in das Gebiet von Transvaal von sich abzuwälzen suchte. Wir können dem Übersetzer und dem Verleger für die deutsche Ausgabe dankbar sein. M.

* * *

Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit. Übertragen von P. J. Willatzen. Zweite Auflage. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) — Das sehr lesenswerte Werk zerfällt in drei Abteilungen; in der ersten sind altisländische Volksballaden, in der zweiten epische Volksdichtungen der Färinger und in der dritten altdänische Volksballaden wiedergegeben. Es enthält natürlich nur einen kleinen Teil der Volksdichtungen, die man bei diesen Völkern findet. Ist doch gerade bei diesen Nordländern die Volkspoesie ungemein reichhaltig. Wenn wir berücksichtigen, daß die Insel Island nur 70000, die Faroerinseln nur 12000 Einwohner besitzen, so wird uns die Lektüre dieser Dichtungen noch bei weitem mehr reizen. Die nordischen Inselbewohner zeigen eine auffallend starke Anhänglichkeit an die von ihren Vorfahren überkommenen Dichtungen. Willatzen hat es verstanden, in seiner Übersetzung die Eigenart jener Poesie trefflich wiederzugeben, und jeder Freund von Volksdichtungen wird ihm dafür Dank wissen. M.

* * *

Erklärung.

In dem Aufsatz von Adolf und Karl Müller: „Aufklärungen über Irrtümer im Wesen und Wandel einheimischer Tiercharaktere" (Juli-Heft 1897) hatten die Verfasser bei dem Abschnitt „Fuchs" einige Beobachtungen Brehms aus seinem „Tierleben" erwähnt und diese als irrig hingestellt. Auf Wunsch des Bibliographischen Instituts, in dessen Verlage „Brehms Tierleben" erschienen ist, stellen wir hiermit gern fest, daß jene Angaben sich nur in der ersten Auflage des „Tierlebens" (1864) finden, daß aber bereits in der zweiten Auflage (1876 bis 1878) und besonders in der neuesten, dritten, von Pechuel-Loesche neu bearbeiteten Auflage (1890) von „Brehms Tierleben" die Schilderung des Fuchses dem neuzeitlichen Standpunkte entspricht. Die Redaktion.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Gegensätze.

Roman

von

Hermann Heiberg.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Eine Stunde später erschien in den Wohngemächern von Regine, die wie alle übrigen teils nach dem Park, teils nach dem Schloßplatz lagen, Lia mit Eberhard an der Hand und sagte in bescheidenem Tone: „Eben kommt eine Botschaft von meinen Eltern. Freunde von uns in Eckernmünde laden mich ein, heute zum Jahrmarkt hinüberzukommen. Der Wagen wartet. Würde es wohl möglich sein, daß ich mich bis zum Spätabend entferne? Würden Sie ein gutes Wort bei der Frau Gräfin für mich einlegen, gnädige Comtesse, und vielleicht die Güte haben, meine Pflichten bei Eberhard zu übernehmen?“

„Gewiß — gewiß! Natürlich, liebe Lia!“ sagte Regina bereitwillig zu. „Bitte, warten Sie einen Augenblick. Ich will gleich mit Mama sprechen. Nun, Eberhard, was machst du, mein Liebling? Hast du draußen gespielt?“

Der Knabe nickte kurz, dann sagte er ein wenig weinerlich: „Möchte auch mit Eckernmünde, auch Jahrmarkt —“

„Das geht nicht, mein Eberhard! Du bleibst bei Regine! Wir fahren heute aus. Du sollst auf dem Kutscherbock sitzen.“

Des Kleinen Mienen verzogen sich erst traurig, hellten sich dann aber auf, als er von der Wagenpartie hörte.

Und dann eilte Regine fort, und Lia sah sich, Eberhard zu einem Rokokosofa ziehend und sich hier mit ihm niederlassend, in dem schönen Raum um.

Alles war gefüllt mit alten wertvollen Möbeln in dunklen oder hellen Farben, zum Teil mit goldenen Beschlägen, in geschweiften Formen. Da standen Schränke mit geöffneten Thüren, und man sah zierliche, reich ausgelegte Schubladen, und Blumen, für die der Schloßgärtner täglich sorgen mußte, und Vögel und kostbare Vorhänge und in gemütlichen Ecken prächtige Kunstgegenstände.

Regine blieb recht lange aus; das betrachtete Lia als ein schlechtes Zeichen. Ihr ahnte, daß die Gräfin zuerst nein gesagt hatte; sie fand es überflüssig, daß das Dienstpersonal Zerstreuungen suchte. Immer gab es bei solchen Anträgen Weitläufigkeiten.

Sobald die Leute mit anderem Gesinde

in Berührung kamen, werden sie verdorben, erklärte sie. Die hetzen und machen ihnen den Kopf heiß. Sie sollen fleißig in die Kirche, statt auf den Tanzboden gehen. Sie können gute Bücher lesen. Die stehen ihnen in unserer Gesindebibliothek zur Verfügung, oder sie mögen sich an der Natur erfreuen, einen Spaziergang machen und im Forsthaus ein Glas Bier genießen. Haben sie dafür keinen Sinn, so muß er ihnen anerzogen werden!

Es war alles, was sie dachte und anordnete, nicht gerade unverständig, aber rauh und hart. Sie hatte eben kein Organ für frohe Lebenslust, für ein kräftiges, auch einmal überschäumendes Genießen. Sie wollte für die Menschen ein Klosterdasein mit Arbeiten und Beten. Auch Lia gönnte sie nichts nach der Arbeitswoche. Sie neidete ihr die Liebe des Knaben, den sie vergötterte, und der von ihrer rauhen Tugend unwillkürlich abgestoßen wurde.

Endlich kehrte Regine zurück und sagte sichtlich verlegen: „Mama fragt, wie lange Sie wegzubleiben gedenken, liebe Lia, und ob Sie schon jetzt fahren wollen. Es ist ihr nicht ganz recht —“

„Dann bleibe ich,“ erklärte Lia, zwang sich Regine gegenüber zu einem sanften Ausdruck, nahm aber den Knaben an die Hand und schickte sich an, das Gemach zu verlassen.

In diesem Augenblick erschien die Gräfin mit geschäftiger Miene. „Ah Sie?“ stieß sie überrascht und sehr wenig freundlich heraus, als sie Lia hier fand. Und dann gleich den Gegenstand berührend, den sie offenbar noch einmal mit Regine hatte bereden wollen: „Nun ja! Regine hat mir Ihre Wünsche mitgeteilt. Ich habe nichts dagegen. Ich möchte aber bitten, daß Sie nicht über neun Uhr abends ausbleiben.“

„Das ist nicht möglich, gnädigste Gräfin,“ entgegnete Lia, „dann verzichte ich. Unsere Bekannten haben eine Gesellschaft bei sich im Hause; sie beginnt erst um acht Uhr. Ich hatte bitten wollen, mir keine Zeit zu bestimmen. Man wird uns in der Nacht zurückfahren. Es sind noch andere Bünderoder dabei, auch meine Eltern —“

„Das ändert wenigstens die Sache,“ bemerkte die Gräfin in einem unangenehm herablassenden Ton. „Ohne eine Begleitung älterer und zuverlässiger Personen halte ich ein so spätes Nachhausekommen für wenig passend für ein junges Mädchen.“

„Ich werde nie um etwas bitten, und nie etwas thun, was unpassend ist. Ich weiß durchaus, was sich für mich gehört, gnädigste Gräfin.“

Lias Stimme bebte. Sie hatte sich nicht mehr in der Gewalt. In diesem Augenblick waren ihr alle Folgen gleichgültig. Die herzlose Art der Frau, die sie bisher kaum je um einen freien Tag ersucht hatte, die in einem solchen Dienstbotenton mit ihr sprach, obschon sie die Tochter des Predigers war, der seit seiner Jugend im Schlosse verkehrte und Amtshandlungen ausführte, schuf eine grenzenlose Empörung in ihr.

Mit Angst verfolgte Regine das sich zum erstenmal in solcher Weise zuspitzende Gespräch.

Niemals hatte sich Lia bisher gegen die Gräfin aufgelehnt, immer hatte sie sich sanft gefügt.

Regines Mutter warf erblassend den Kopf zurück und sagte: „Nun wohlan! Es ist gut. Es mag schon deshalb sein, wie Sie es wünschen, Fräulein, damit ein Gespräch beendet wird, in dem Sie so wenig den rechten Ton zu finden wissen. Und, ich weiß es — ich wußte es!“ schloß sie, sich halb gegen Regine wendend, halb für sich redend: „Das sind die Früchte amerikanischer Anschauungen.“

„Ach, liebe Mama! Bitte! Lia hat doch sicher gar nichts mit ihren Worten gemeint. Nicht wahr, Lia?“ fiel die immer zum Ausgleich hilfsbereite Regina ein.

Sie sah ihre Mutter bittend an und warf einen auffordernden Blick auf Lia, sich noch vor ihrem Weggehen mit der Gräfin zu verständigen.

Lia kämpfte. Dann aber gewann sie über sich, zu thun, was man von ihr verlangte. Sie beugte sich und sagte: „Ich kann es nur bestätigen, was Comtesse Regine sagt. Nichts lag mir ferner, als die Ehrerbietung gegen Sie verletzen zu wollen.“

In diesem Augenblick und während Lia wieder zurücktrat, mischte sich der Knabe ins Gespräch. „Mitgehen — bitte Lia — Ebehad mitnehmen,“ flehte er, umklammerte die, welche er liebte, und sah zärtlich zu ihr empor.

Und da ging bei der Gräfin alle Vernunft, Besonnenheit und alle Neigung, die angebotene Reue anzunehmen, wieder verloren.

„Es ist ja wirklich, als ob Sie den Knaben abgerichtet hätten, Sie, Sie und immer Sie zum Mittelpunkte zu machen,“ brach's aus ihrem Munde. „Und bei dieser Gelegenheit sei's einmal gesagt: Sollten wir zusammenbleiben, so muß ich die Forderung stellen, daß Sie in Zukunft das Kind diejenigen lieben und respektieren lehren, die zu ihm gehören. Auch muß ich Sie ersuchen, eine Art, wie Sie sie heute beliebten, gegen mich nicht wieder hervorzukehren. Ich will das nicht dulden! Sie haben verstanden, Fräulein?“

Durch Lias Inneres zog ein Feuerstrom. Sie suchte nach der Waffe, um sie gegen diese Sprache des Unverstandes, der Herzlosigkeit und Überhebung zu richten. Aber sie wußte, daß sich Egmont auch nach Eckernmünde begab, und um seinetwillen, um ihm dort zu begegnen, unterdrückte sie, was in ihr flammte und kochte.

„Ich habe mir alles gemerkt, gnädige Gräfin, und ich hoffe, es Ihnen in allem ferner recht zu machen,“ sprach sie, übergab den weinenden Eberhard mit sanften Bewegungen Regine, verneigte sich ehrerbietig und verließ das Gemach.

Draußen angekommen, eilte sie wie auf Flügeln in ihr Gemach und hernach den Schloßberg hinab.

* *
*

Baron von Reichholz bewohnte in einem an Eckernmünde stoßenden Badeort, in dem sich zugleich ein Villenquartier für die Eckernmünder befand, ein hübsches Haus. Ursprünglich Rittmeister in der Armee, später Hofchef beim Herzog von G—, hatte er nach Empfang einer nicht unerheblichen Erbschaft Herrendienst und Abhängigkeit in die Ecke gestellt und lebte nun, noch ein Mann in den besten Jahren — er war vierzig Jahre alt — ein sorgenfreies und vernügtes Dasein.

Er schnarrte ein wenig mit der Stimme, hatte aber das Äußere eines Hofmannes, war schlank, geschmeidig und verfügte über ausgezeichnete Manieren.

Sonst gab er sich gern etwas auffallend in seiner äußeren Erscheinung, aber er kleidete sich trotzdem vornehm, liebte es, sehr helle Beinkleider und weiße leinene Gamaschen zu tragen, und hielt auf blendend weiße Wäsche, tadelloses Fußzeug und zartfarbige Handschuhe.

Als Egmont eintrat, schritt er ihm mit lebhaft strahlenden Augen entgegen, warf gleich alle Förmlichkeiten beiseite und sagte, ihm verbindlich die Hand schüttelnd, in lustig übermütigem Tone: „Wahrhaftig, Graf Zecher, es ist der schönste Tag meines Lebens, Sie bei mir zu sehen. — Ich weiß es, Sie bringen uns, wonach wir armen Strandläufer hier seufzen, Ideen und Anregungen. Sie besitzen eine selbständige Physiognomie. Nun brauchen wir diesen Winter keinen Winterschlaf anzutreten.“

Und Egmont entgegnete, nachdem er die Artigkeit abgewehrt hatte: „Es ist schön hier bei Ihnen in Eckernmünde und Torbye! Gefällt's mir den ganzen Tag und ferner so, werde ich vielleicht von Bünderode nach Eckernmünde übersiedeln und hier meine Laubhütten aufschlagen. Wenn's nicht anders ist, lege ich mich auf eine solide Gründung und gründe eine Ostseefischereigesellschaft. Das ist verdienstvoll an sich, und im übrigen machen wir Teilnehmer ein halbhunderttausend Dollars Überschuß im Jahre.“

„Allerdings ein hervorragender Gedanke und eine verlockende Aussicht!“ gab Reichholz, der viel brauchte und für den deshalb auch Geld einen großen Reiz besaß, angeregt zurück und strich sich mit einem lustig-pathetischen Ausdruck das Kinn.

„Wir müssen uns dann nur mit guten Schuß- und anderen Verteidigungswaffen versehen. Die Fischereizunft schlägt uns tot, wenn wir ihr Konkurrenz machen —“

„Ah, nicht doch, nicht doch! Wir stellen sie alle an und geben ihnen Beteiligung am Gewinn. Ich brauche sie ja. Das wird gemacht —“

„Ah so — Vortrefflich! Nun höre ich schon unter dem Wasser alle die Totenklagelieder über die von den Fangnetzen der Aktiengesellschaft betroffenen Dorsche, Makrelen, Steinbutten und Heringe. Die bis dahin verschonten Nachkommen werden sie anstimmen! Es wird sicherlich ein stetes furcht-

bares jährliches Aufräumen werden, und Lebensversicherungen für Ostsee-Fischfamilien wird keine Anstalt mehr abschließen!"

Egmont lachte über Reichholz' Humor.

„Ich freue mich schon der guten Schüsseln. Ich bin ein leidenschaftlicher Fischesser."

„Dann hoffe ich heute Ihren Geschmack getroffen zu haben, Ihren und den der übrigen Herren!" betonte Reichholz, da nun eben sein Diener das Zeichen gab, daß angerichtet sei, machte eine auffordernde Rundbewegung, ihm zu folgen, reichte Egmont den Arm und schritt seinen Gästen ins reichgedeckte Speisegemach voraus.

* *
*

Die Herren hatten sich vom Tisch erhoben, im Nebengemach, dem Arbeitszimmer des Barons, waren von der Dienerschaft die Balkonthüren geöffnet worden. Von hier schaute man auf die Kurhauspromenade und auf die von der scheidenden Sonne an diesem Abend zauberhaft umstrahlte Ostseebucht.

Schwatzend und rauchend, die Kaffeetassen in der Hand, traten viele der Gäste auf den weitläufigen Altan und erquickten sich an der ihren Augen sich darbietenden Herrlichkeit.

Vor ihnen dehnte sich das Meer mit sanftrauschenden Wellen aus, um sich in der Ferne, gen Osten, mit dem seidenblauen Horizont zu vermählen. Die südlichen Ufer schwammen in kupferroten, die zur Rechten mit ihren allerliebsten Häusern und ihrem kleinen, lebhaft bewegten Hafen hingelagerte Stadt in goldflammenden Farben.

Und der sanft kühlende Wind erfrischte das Angesicht der noch vom Tafeln erhitzten Gäste, und als Baron Reichholz nach von der Dienerschaft gebotenen Liqueuren und erfrischenden Wassern den Vorschlag machte, nunmehr den Kurgarten zu durchschreiten und zu Fuß in die Stadt und zum Jahrmarkte zu schlendern, fand er lebhafte Zustimmung.

In diesem Augenblicke drangen auch — eben befanden sich sämtliche Herren auf dem Balkon — die Töne der Orgelmusik und die von jedem Jahrmarkte unzertrennlichen anderen lustigen Klänge zu ihnen herüber. Aber es verwandelte sich auch gerade das von ihnen angestaunte Naturbild und bot noch anziehendere Reize.

Auf der See mit ihren sanftschäumenden Wellen hatte sich eine breit flimmernde Silberbahn gebildet. Darüber stand der Himmel im reinsten Tagesblau.

Und jenseit der Stadt schwamm alles in purem Golde; die Ufer erglühten in flamingoroten Farben, die Kirchtürme, wie von Schönheit erstarrt, stiegen, von einem braunroten Glanze umflossen, empor, und aus den Fenstern eines kleinen Häuschens sprühten Strahlen, als ob knatterndes Flittergold hinter den Scheiben brenne.

Und noch ein majestätisches Bild!

Mit vollgeblähten Segeln strebte aus der offenen See ein Kutter heran. In stolzer Ruhe durchschnitt er, schräg zur Seite geneigt, die nur eben bewegte Flut. Wundervoll hob sich das schneeweiße Leinen von dem Himmelsblau, von dem Silber, dem Gold und den sich vom Norden herüberschleichenden, die diesseitigen Ufer und den Strand schon umlagernden Dämmerungsschatten ab.

Dann aber folgten die Gäste dem Rufe des Wirtes zum Aufbruch.

Nochmals wurden jedem Herrn Cigarren für seine Taschen angeboten, und in trefflichster Laune nahm die Gesellschaft den Weg durch die Kurgartenanlagen in die Stadt.

In Scharen wallten gleich ihnen die Bewohner von Eckernmünde hinaus. Überall öffneten sich Hausthüren und Seitenpforten, und vielerlei Volk, mit erwartungsvollem Ausdruck in den Mienen oder mit jenem den nordischen Bewohnern eigenen Phlegma, schritt die Straße hinab.

In der Hauptgasse, fast am Ende, nahe einem früheren Stadtthor, lag ein altes, großes, aufgetrepptes, in Sandsteinquadern aufgeführtes Haus. Hohe, schmale, mit kunstreichen Eisenstäben geschmückte Fenster und eine hohe, mit einem Patricierwappen gekrönte Thür mit herrlicher Schnitzarbeit fesselten das Auge.

„Wer wohnt doch dort?" fragte Egmont, der neben Reichholz einherschritt.

„Senator Krude! Der angesehenste Mann der Stadt."

„Ist's noch der alte oder der Sohn?"

„Es ist der junge; das heißt, er ist ein Mann von fünfzig Jahren. Eine prächtige Familie, in der ich viel verkehre —"

Als beide bei diesen Worten das Haus nochmals mit ihren Blicken überflogen, sahen sie, daß alle Fenster unten und in der ersten Etage erleuchtet waren, und zufällig wurde gerade oben eins geöffnet, und zwei Mädchen schauten neugierig auf die Straße hinab.

In der einen erkannte Egmont zu seiner Überraschung Lia Döbler, seine Hausgenossin, und ein verwundertes: „Wie, Fräulein Lia, Sie hier? Good evening, Good evening!“ tönte zu ihr hinauf.

„Guten Abend, Herr Graf!“ nickte Lia, der die Blutröte glücklicher Überraschung in die Wangen gestiegen war.

„Ja, ich bin hier eingeladen.“ Und: „Meine Freundin, Fräulein Krude! Erlauben Sie“ — unterbrach sie sich, von oben vorstellend — „wir warten der Gäste —“

Aber auch Reichholz sandte Magna Krude, einem interessant aussehenden jungen Mädchen, einen Gruß hinauf und beteiligte sich an dem Gespräch.

„Wollen Sie denn nicht den Markt besuchen?“

„Gewiß, Herr Baron! Um neun Uhr, nach dem Abendessen, wandern wir alle hinaus. Papa will uns dort noch weiter traktieren und amüsieren!“

„So, so! Das ist ja eine vortreffliche Idee.“ Und lustig ironisierend fuhr er fort: „Erst bereiten Sie sich durch Fasten zu dem Eintritt ins Heiligtum der Karussells und der Schaubuden vor und dann ergeben Sie sich den eigentlichen Kasteiungen!“

„So ist's, Herr Baron!“ lachte Magna. Und Egmont fragte:

„Wie kommen Sie denn heute abend zurück, Fräulein Lia?“

„Ich fahre mit den Eltern und dem Ehepaar Joosbye aus Bünderode. Sie sind auch hier —“

„Hm — Da könnten Sie doch gleich weit besser mit uns kutschieren. Dann sind Sie gleich im Schloß!“

„Allerdings — sehr liebenswürdig — aber ich weiß nicht —“

„Nun? Weshalb nicht! Wann wollen Sie aufbrechen?“

„Wir gedachten um halb zwölf Uhr aufzubrechen.“

„Das trifft sich ja herrlich! Um diese Zeit ist auch unser Gespann in Torbye bestellt. Also abgemacht! Wir holen Sie um zwölf Uhr hier ab. Nein, nein! Sie brauchen Ihre Eltern nicht zu fragen. Ich befehle es!“ schloß Egmont lachend.

Da in diesem Augenblick verschiedene Personen — Gäste von Krudes — sich nahten, ergriff jene oben die Unruhe. Es folgten nur noch einige Abschiedsworte, worauf die Herren, ohnehin von den übrigen getrennt, sich wieder rasch in Bewegung setzten.

Noch ein Blick war zwischen Egmont und Lia getauscht worden.

Sie hatte auf seine nochmalige stumme Bestätigung, daß er sie abends mitnehmen werde, mit Achselzucken geantwortet, und er hatte den Kopf geschüttelt und in seine Miene gelegt: „Du fährst mit uns! Es ist abgemacht, es wird daran nicht mehr gerüttelt.“

„Das ist ja ein allerliebstes Mädchen!“ warf Reichholz hin — „Sie sieht aus wie ein Weimarer Patricierkind aus der Goethezeit!“

„In der That, ja! Das ist ein vortrefflicher Vergleich, obschon einer von jenen, bei denen nur kundige Personen sich etwas denken können —“

„Aber sie hatte etwas auf der Wange. Ist's eine Flechte?“

„Nein, es ist ein Muttermal!“

„Prrrr!“ machte der Baron. „Dann könnte ich sie nicht um mich haben. Nicht um eine Million!“

„Na, Baron, für eine Million erträgt man's sogar schon, eine Frau zu besitzen, die an der Schnarchsucht leidet — Und doch bisweilen auch nicht! — Bei Ihren Worten kommt mir die Erinnerung an einen Mann in Valparaiso. Er hatte eine Gold-Millionen-Frau geehelicht, die, ohne daß Wandel zu schaffen war, ganz entsetzlich schnarchte. Infolgedessen trennte er die Schlafkabinette. Aber sie schnarchte dermaßen, daß niemand von der gesamten Dienerschaft, geschweige der Ehegatte, nachts ein Auge zudrücken konnte. Es drang durchs ganze Haus.“

„Nun?“ lachte Reichholz. „Und was that er dann?“

„Er unternahm eine Reise um die Welt, von der er nie zurückkehrte. Man sagt, daß er, um den ganzen Unterschied kennen zu lernen, später eine Wachspuppe geehelicht

hätte. Die schnarchen bekanntlich gar nicht," schloß Egmont schmunzelnd.

„Das ist eine Geschichte, die auch der amerikanische Mark Twain hätte erfinden können," warf Reichholz hin. „Und abermals ist's ein Beweis, daß man sich den thörichtsten Unsinn gefallen läßt, wenn zugleich in der Sache eine tiefere Idee steckt."

„Ja! Diese soll eben die Unmoralität verspotten, ein Weib nur um ihres Geldes willen zu heiraten."

Unter diesem Gespräch erreichten die Herren endlich den Jahrmarkt, und ein bisher kaum von ihnen in ihrer Lebhaftigkeit beachteter Lärm schlug an ihr Ohr.

Menschengewühl und Farben und Lichter, Lärm und Juchhes, Orgelmusik und Tanzzeltgesang, Staub und warme Luft und Waffelgebäckgeruch, alles, was zu einem solchen tollen Jahrmarktstrubel gehört, war vorhanden.

Nachdem die Herren sich zunächst an einigen Schießständen versucht hatten, betraten sie das erste voranliegende Konzertzelt und ließen sich — sechzehn an der Zahl — einen besonderen Tisch vor das mit jungen Sängerinnen besetzte Podium rücken.

Bald entwickelte sich zwischen ihnen und den Mitgliedern auf dem Podium ein lustiges Hin und Her. Ja, die Herren waren so aufgeräumt, daß sie sogar einmal in ein Lied mit einstimmten, und als einer nach Beendigung des Gesanges Bedenken erhob, war's Baron Reichholz, der dazwischen rief: „Na, meine Herren! Unter heiteren Menschen vergnügt sein, einmal sich der Vorstellung zu entäußern, daß man etwas Besonderes, Besseres sei als andere, die eben doch nur auf die ihnen geläufige Art ihr Brot verdienen und als Irrtümern unterworfene Menschen auch einen Mönch Tezel gebrauchen, der ihnen Ablaßzettel für ihre Abweichungen aushändigt, halte ich schon deshalb für erforderlich, weil dadurch das Volk der Prüden gründlich geärgert wird."

Egmont Zecher sekundierte diesen Worten des Barons nicht. Die Sache erschien ihm zu gleichgültig, um darüber Reden zu halten. Aber es gefiel ihm, daß ein Mann, der bisher an Höfen gelebt hatte, auch einmal den Förmlichkeitsfrack auszog.

Und Reichholz wußte, was Egmont dachte. Als sie bald darauf das Zelt verließen, um das nächste zu betreten, faßte er ihn unter den Arm und sagte: „Sie wunderten sich, daß ich da drinnen eine solche Standrede hielt. Aber, Freund, Sie glauben nicht, wie man in einer solchen kleinen Stadt mit ihren Vorurteilen, Einseitigkeiten und Zimperlichkeiten zur Opposition gedrängt wird. Alles unterliegt einer abfälligen Kritik. Trage ich einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen, schelten sie mich einen Hansnarren. Wird's nach ein paar Jahren Mode, und ich entziehe mich ihr dann, so erklären sie, ich wolle doch immer etwas Anstoßerregendes!"

Egmont lächelte und sagte: „Sie betonen die kleine Stadt. Hand aufs Herz! Ist's eigentlich irgendwo anders? Die Welt ist überall gleich klein. Wir müssen unsere erhabenen Anschauungen zu Hilfe nehmen, wir müssen uns über die Masse erheben können, dann ist sie überall groß, schön und lebenswert. Seitdem man selbst nicht einmal einem Bismarck erlauben will, auch einige menschliche Schwächen zu besitzen, seitdem habe ich den Glauben aufgegeben, daß die Menge im Grunde irgend etwas anderes achtet und schätzt als in jedem einzelnen Falle ihre eigene oft sehr miserable Person."

„Ja, ja! So ist's, Graf Zecher," bestätigte Reichholz sinnend. „Und bitte, führen Sie Ihren Entschluß aus und siedeln Sie nach Torbye über. Ich opfere aus Freude sieben fette Ochsen und lasse den Dankesdampf gen Himmel steigen. In der That! Wenn Sie hierher ziehen, werde ich Eckernmünde für den Ort aller Orte erklären!"

„Sehr liebenswürdig, lieber Baron! Aber ich fürchte, Sie werden mich vielleicht noch einmal zu allen Teufeln wünschen!" lachte Egmont gutmütig und lohnte den Sprecher mit einem freundlichen Blick.

Dann aber traten sie in eine andere Schaubude, und die neuen Eindrücke drangen auf sie ein und hoben das Gespräch auf.

* *
*

Sie fuhren durch die mondbeschienene Nacht. Erwin lehnte auf dem Rücksitz und war sanft eingeschlafen.

Im Fond saßen, geschützt durch eine warme,

weißflockige Decke, Egmont und Lia und plauderten eifrig.

Zunächst war, weil man den Doktor Gussow auf dem Jahrmarkt gesehen und er sich sehr um Lia bemüht hatte, auf diesen die Rede gekommen.

Lia hatte sich — ebenso wie Regine jüngst — in sehr anerkennenden Worten über ihn ausgesprochen, mit solchem Nachdruck seine Vorzüge gerühmt, daß Egmont Zecher zu dem Ergebnis gelangt war, es bedürfe nur eines Wortes von jener Seite, um sie zu einem Jawort zu bestimmen.

Um so mehr wurde er in dieser Annahme bestärkt, als sie einem seiner forschenden Blicke scheinbar verlegen auswich und unter sanftem Erröten dem Gespräch eine andere Richtung zu geben suchte.

Sie bat ihn, von seinen Erlebnissen und von der großen, fernen Welt zu erzählen; und er that, wie sie wünschte. Er berichtete von den Gegenden, wo sich noch Urwälder erhoben, Riesenflüsse die Ufer überschwemmten und die Ansiedelungen gefährdeten, von den Orkanen, die ganze Gegenden verwüsteten, von Erdbeben, die die Bodenrinde spalteten, von Landstraßen, wo die Menschen schwindelhaft hohe Brücken über Abgründe bauten, Eisenbahnen durch meilenlange Tunnel führten und Gebäude und Pyramiden aufrichteten, die der Kühnheit babylonischer Türme spotteten.

Eben hatten sie den Saum eines Gehölzes erreicht, das die Chaussee durchschnitt. Es war ein dichter Forst mit Buchen, Erlen und Tannenbestand.

Schweigend verharrten sie, als sie die Dunkelheit umfing, jene halbe Dunkelheit, die in den Wäldern herrscht, wenn der Mond mit majestätischem Glanz sein Licht herabsendet.

Und bald bot sich ihnen ein zauberhafter Anblick. Als sie einen ausgetrockneten Waldbach erreichten, dessen einstiger Spurweg an beiden Seiten durchforstet war, sahen sie in eine Schlucht, die ein strahlender Silberglanz durchflutete.

„Halt, halt!“ rief Egmont und faßte des Kutschers Arm. Der gehorchte dienstfertig und stoppte die schnaubenden Tiere.

Aber gerade dies die mystische Stille unterbrechende Geräusch verstärkte noch den geheimnisvollen Eindruck der vom Himmelslicht übergossenen Waldeinsamkeit. Unsichtbare Geister schienen drunten zu wandeln und heiliges Licht auszustreuen.

Es tropfte von den überhängenden Zweigen der Buchen und Tannen, es spielte auf den Flächen der Steine und der Kiesel, es verwandelte die Erde in Silbererz, es warf ein funkelndes Licht auf die kleinen rieselnden Wellen der Waldquelle, die sich in der Ferne seitwärts Bahn gebrochen hatte, die unbekümmert um Tag und Nacht, unbekümmert um all die sanft-feierliche Schönheit, ihrem Naturtriebe folgend, dem zugewiesenen Ziele zustürmte.

Als sie den Wald verlassen hatten und wieder auf der freien Chaussee dahinfuhren, sagte Egmont Zecher auf eine Frage Lias wegen seines Bleibens in Bünderode: „Ich denke in Kürze das Schloß zu verlassen und mir unten im Flecken eine Wohnung zu mieten. Alle Veränderungspläne, die ich auf dem elterlichen Besitz vorzunehmen mir gedacht hatte, habe ich beiseite gestellt. Mein Vater betrachtet — Sie wissen es — alle Verbesserungsvorschläge als lästige Eingriffe. Lediglich das, was ich für die Bünderoder begonnen habe, werde ich — wenn sie's unten nicht schließlich ebenso machen — zu Ende führen oder weiterleiten. Ich will abwarten. Vielleicht werfe ich mich auf eine größere Sache in Torbye“ — hier erläuterte Egmont seiner Begleiterin die mit Reichholz besprochene Idee —, „und dann siedele ich dahin über. Ich muß Arbeit haben, und ich muß etwas verdienen. Meine Mittel sind nicht derart, um lange auf der Faulbank ruhen zu können.“

Lia entgegnete zunächst nichts. Dann aber faßte sie sich ein Herz und sagte: „Wer ist, wenn die Frage erlaubt ist, dermaleinst Erbe von Bünderode?“

„Ich bin's nach dem Tode meiner ältesten Schwester geworden. Bei uns ist stets das erstgeborene Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, das bevorzugte. Meinen Geschwistern werden sogenannte Sekundogenituren überwiesen.“

„Was heißt das? Ich bitte!“

„Bünderode ist ein Fideikommißgut. Damit bezeichnet man Besitze, die in ihrem Bestande nicht angetastet, auf die keine Hypo-

theken aufgenommen werden dürfen. Damit die später geborenen Kinder aber auch standesgemäß leben können, haben schon unsere Vorfahren Kapitalien aus den Überschüssen ihrer Einnahmen gesammelt, und diese empfangen meine Geschwister nach dem Tode meines Vaters. Meine Mutter hat ein sehr bedeutendes gesondertes Vermögen. Wie sie es, oder ob sie es überhaupt an uns verteilen will, weiß ich nicht. Sie hat noch Verwandte."

„Ich wundere mich, daß Sie über eine so bedeutsame Angelegenheit so uninteressiert sprechen, Herr Graf! In unseren Kreisen wäre eine solche Gleichgültigkeit schwerlich denkbar!" fiel Lia ein.

Egmont lächelte, dann sagte er: „Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich behaupten, Geld sei mir gleichgültig. Aber wahr ist es, daß ich Geld nur insofern schätze, als es den einzelnen befähigt, in geordneten Verhältnissen zu leben. Ich habe immer verdient, was ich brauchte, meistens viel mehr. Ich habe es weggegeben oder an Freunde verloren. Wenn ich heute hörte, daß mein Vater mich enterbt hätte — er kann es nicht — würde ich deshalb keine unruhige Stunde haben. Ein besonnener Mann — von leichtfertigen ist hier nicht die Rede — soll Geld als solches geringschätzen. Dadurch gewinnt er die Höhe, die der Mensch in der Verachtung materieller Güter erklimmen soll. Kleine Naturen verzehren sich in Sorgen um Groschen; fast alle beurteilen ihre Nebenmenschen lediglich nach ihren Kapitalerfolgen oder -verlusten."

Lia hörte diese sich mit den wiederholt geäußerten, festen und abgeklärten Lebensanschauungen des Mannes deckenden Worte und verglich sie mit dem, was sie täglich auf dem Schlosse wahrnahm.

Der Graf und die Gräfin, obschon sie so viel besaßen, waren übersparsam; man konnte sie geizig nennen. Und Erwin und Konstantin betrachteten — sie legten es fortdauernd an den Tag — Geld als den Inbegriff alles Erstrebenswerten.

Zum Schluß fiel noch eine Äußerung aus Egmonts Munde, die Lia während der folgenden fast schlaflosen Nacht fortwährend beschäftigte.

Als von der unmittelbar bevorstehenden Gesellschaft gesprochen wurde und auch auf die Gäste die Rede kam, sagte Egmont von Iduna von Dormien: „Wissen Sie, Fräulein Lia! Das wäre, wenn man überhaupt noch einmal ans Heiraten dächte, ein Weib, das Verlangen einflößen könnte! In der steckt Rasse, sie hat Verstand, Reife und Herz!"

Immer wiederholte sich das junge Geschöpf diese Worte, und als sie endlich nach kurzem Schlummer in der Frühe wieder erwachte, war ihr Kissen von den Thränen benetzt, die sie noch im Schlaf geweint hatte.

* * *

Am folgenden Tage, gegen zwölf Uhr mittags, saß Egmont Zecher in dem nach vorn zur Rechten gelegenen Wohnzimmer von Döblers.

Der Pastor, allezeit sehr beschäftigt und infolgedessen mit seinen Gedanken niemals recht bei der Sache, hatte sich mit einer Miene niedergelassen, die eher darauf schließen ließ, daß er einen Besuch mache, als daß Graf Egmont und Doktor Gussow — der sich ebenfalls eingefunden hatte — die Gäste seien.

Die Pastorin hatte, den Strickstrumpf in der Hand, nach ihrer Gewohnheit am Fenster Platz genommen, da, wo sie ihre Blumen und ihren vergnügt hin- und herhüpfenden gelben Kanarienvogel pflegte, und von wo sie auch einen Blick auf die Straße zu werfen vermochte.

Der Doktor war erschienen, um sich bereits wieder zu verabschieden. Er hatte abermals seinen Pflichten zu genügen, erklärte aber, daß er sich nach Beendigung der etwa ein Jahr in Anspruch nehmenden Reise in Bünderode als Arzt niederlassen wolle. Sein Vater sei alt und müde und wünsche sich zur Ruhe zu setzen.

„Ja, sehr schön!" bestätigte Graf Egmont. „Wenn man etwas von der Welt gesehen hat, dann ist's das größte Geschenk, in die Heimat zurückzukehren. Aber das muß für einen Mann vorhergehen. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, singt der Dichter, und er hat recht. Ich wollte, ich befände mich in gleicher Lage; ich wünschte, mein Vater wäre,

wie der Ihrige, müde und überließe mir die Geschäfte. Ich beneide Sie, Doktor!"

„Sie beneiden mich, Herr Graf? Sie haben doch alles, was nur das Herz begehren kann!"

„Wieso?"

„Sie brauchen doch nur die Hand nach irgend etwas auszustrecken, und es wird Ihnen in den Schoß fallen!"

„Durchaus nicht; Sie irren, Herr Doktor! Solange mein Vater lebt, bin ich von seiner Hand abhängig. Aber Gnade will ich nicht, und mein mühsam verdientes Geld habe ich — es war recht viel — bis auf ein Geringes guten Freunden überlassen. Ich muß arbeiten wie Sie! Höchstens könnte ich mir — wie die Offiziere es häufig machen — durch eine reiche Heirat aufhelfen. Das wäre aber nicht mein Geschmack."

Da auf diese Rede nichts zu erwidern war, schwiegen alle. Der Pastor guckte gutmütig zerstreut darein; der Doktor zog die Schultern, und nur die Pastorin ließ einen überlegenen Ausdruck in ihren Mienen erscheinen.

Dann sagte sie lächelnd: „Napoleon der Dritte hatte sein Land verloren. Aber Hunger litt er nicht, als er in Wilhelmshöhe saß. So ungefähr ist's mit Ihnen, Herr Graf."

Der Doktor pflichtete mit lächelnder Miene bei. Alsdann aber nahm er, nach einer nochmaligen Gegenrede von Egmont, die Gelegenheit wahr, nach Lia zu fragen. Er würde ihr so gern noch einmal gegenübertreten und Adieu sagen.

„Kommen Sie doch aufs Schloß, Herr Doktor!" mahnte Graf Egmont lebhaft. „Suchen Sie sie dort auf."

Die Pastorin zog die Stirn. „Ach nein, Doktor, thun Sie es lieber nicht — um Vergebung, Herr Graf —" betonte sie. „Ich weiß, daß die Herrschaften dergleichen nicht lieben. Und da ohnehin schon Zündstoff genug vorhanden ist, möchten wir lieber alles vermeiden —"

„Hm, da Sie das erwähnen, liebe Frau Pastorin," fiel Egmont ein, „so muß ich Ihnen sagen, daß ich eigentlich Fräulein Lias wegen heute gekommen bin. Sie muß von oben weg, so bald wie möglich. Ich möchte vorschlagen, daß Sie sie wieder zu sich ins Haus nehmen, bis sich ein braver Mann für sie findet."

Diese Worte riefen eine starke Bewegung hervor. Die Pastorenfamilie sah im Geiste schon voraus, was aus solchen Veränderungen alles entstehen würde. Wenn Lia ging, mußte sich das Verhältnis zwischen denen oben und der Pastorenfamilie sehr ungünstig gestalten. Und eben das war unter allen Umständen zu vermeiden.

Die Pastorin war trotz ihres starken Temperamentes eine sehr besonnene Frau. Was man hatte, sollte man sich erhalten! Mit vieler Mühe war seiner Zeit die Abmachung zwischen Lia und der Herrschaft zu stande gekommen. Nun sollte das plötzlich wieder nichts sein!

Und der Pastor dachte ebenso, und den Doktor verzehrte die eifersüchtige Vorstellung, daß der „brave Mann", von dem Egmont gesprochen hatte, der solche Pläne Machende selbst sein könne.

Sie gaben auch, je nach ihrem Standpunkt, solchen Ansichten offen Ausdruck. Die Pastorin beschwor den Grafen, Lia von einem derartigen Vorhaben abzuraten: man sei einmal uneinig, aber versöhne sich wieder. Lia hätte auch schon gestern Worte in diesem Sinne fallen lassen, aber sie, die Pastorin, habe ihr die Rede kurz abgeschnitten.

Merkwürdigerweise wurde Egmont Zecher durch diese eifrig vorgebrachten Einwände gar nicht zur Gegenrede gereizt oder sonstwie berührt. Er lächelte bloß und sagte ruhig: „Meine Mutter wünscht das Verhältnis zu lösen, weil sie auf Lia eifersüchtig ist. Mein Neffe liebt Ihre Tochter über alles, und das kann ihr Großmuttergefühl nicht ertragen. Also Befürchtungen, wie Sie sie hegen, sind nicht vorhanden. Im Gegenteil! Sie thun ihr einen Gefallen, wenn Sie zur friedlichen Lösung die Hand bieten."

„Nun wohl, ganz schön. Wenn das wirklich der Fall ist," entgegnete die Pastorin halb betroffen, halb bereits gegen die Gräfin Stellung nehmend. „Aber wo finden wir wieder etwas Geeignetes für Lia? Wo soll sie hin? Hier im Pastorat vereinsamen?"

Der Pastor nickte dieser Rede Beifall. Aber ehe er zum Worte kam, fiel Egmont Zecher in sorglosem Tone ein: „Ich sagte es ja schon! Sie soll heiraten!"

„Heiraten! Ach Gott!“ stieß die Pastorin mit schmerzlich bewegtem Ausdruck heraus und hob die Achseln.

„Na, und warum denn nicht?“

Hier schaute Egmont unwillkürlich den Doktor an, war aber, da dies mehr zufällig geschah, nicht wenig überrascht, als in dessen Angesicht ein Ausdruck der Beipflichtung und Erwartung trat, der nicht mißdeutet werden konnte.

Und kurz entschlossen wendete sich denn auch der Doktor an Lias Eltern: „Ja, ich, ich wäre der, welcher Fräulein Lia droben aus der Abhängigkeit befreien könnte. Ich liebe Fräulein Lia! Sie zu meiner Frau zu machen, wäre die Erfüllung meiner höchsten Wünsche! Und eben dieser Umstand hat nicht zum wenigsten zu meinem Entschluß beigetragen, mich in Zukunft in meiner Heimat niederzulassen. Ich wollte mir gerade heute erlauben, mit Ihnen über meine Absichten zu sprechen, um die Hand Ihrer Tochter anhalten!“

Die Pastorin hatte während dieser Rede immerfort mit dem Ausdruck angenehmster Überraschung das Haupt bewegt, und auch der Pastor hatte sich ihr, einem dienstfertigen Adjutanten gleich, angeschlossen. Dann aber drängte sich doch noch eine Frage auf die Lippen der Frau. Indem beide des Doktors dargebotene Hand mit freudiger Herzlichkeit schüttelten, sagte sie:

„Na, und wirklich? Sie sind mit Lia schon einig? Sieh mal an! Es ist nicht zu sagen! Wo und wie haben Sie denn das angefangen? Nichts, nichts habe ich gemerkt, kein Wort hat sie auch gestern mir anvertraut!“

„Einig?“ entgegnete Gussow. „Nein, leider noch nicht! Ich wollte eben Sie bitten, liebe Frau Pastorin, mit Fräulein Lia zu sprechen, jedenfalls mir diesen Dienst zu erweisen, wenn Sie mir von einem Abschiedsbesuch auf Schloß Bünderode abraten würden.“

Ein stark herabgestimmtes: „Ah — so. Also Sie haben mit Lia noch nicht gesprochen?“ entfuhr nach diesem Bekenntnis der Pastorin, und unwillkürlich richtete sie den Blick auf den Grafen.

„Wenn Sie mich fragen, so kann ich nur sagen,“ erklärte Egmont mit gewohntem ruhigem Gleichmut, „daß sich Fräulein Lia erst gestern abend beim Nachhausefahren in sehr enthusiastischer Weise über unseren Doktor geäußert hat, daß ich, sofern ich in dergleichen Dingen Erfahrung besitze, die Überzeugung habe, der Doktor werde keine Absage empfangen.“

Gussows Augen strahlten bei diesen Worten.

Die Pastorin aber murmelte: „So — so. Das freut mich, das erleichtert mich! Obschon! Mädchenherzen!? Wer vermag die zu ergründen? Und Interessieren und Heiraten, das ist zweierlei!“ Und dann plötzlich doch wieder resolut: „Aber allerdings! Warum denn nicht, und warum denn nicht mit allen Freuden?“ Und einen warmherzigen Blick auf den Antragsteller richtend, fuhr sie sehr lebhaft fort: „Unseren lieben Doktor muß man lieben und respektieren, und wir würden es als das größte Glück ansehen, das uns und unserer Lia begegnen kann, wenn er sie zu seiner Frau macht.“

„Na also! Dann schlage ich folgendes vor,“ entschied Egmont Zecher aufgeräumt. „Ich sondiere noch heute Fräulein Lia! Sagt sie ja, so ist ja alles gut und in Ordnung und nichts Besonderes mehr zu verabreden. Sagt sie aber nein, so würde ich ihr von diesem Gespräch vorläufig wenigstens nichts mitteilen. Der Doktor muß dann sein Schicksal männlich hinnehmen oder der Zeit und ihrer Einwirkung vertrauen. Was nicht heute, ist vielleicht übers Jahr! Einverstanden? Noch vorm Abendbrot gebe ich Ihnen Nachricht, und willigt Fräulein Lia ein, so bringe ich sie gleich mit.“

„Ja, ich danke, ich danke Ihnen von Herzen, Herr Graf! Ich weiß, daß ich keinen besseren Anwalt haben kann!“ fiel Doktor Gussow, der nunmehr alles Peinliche der Situation überwunden hatte, ein. „Ich werde Ihre Güte nie vergessen!“

Und alle schüttelten sich die Hand und waren von bester Hoffnung beseelt.

Nur der, welcher eigentlich zufällig dieses wichtige Gespräch angeregt hatte und allein aus dem lebhaften Verlangen, sich Lia nützlich zu machen, für Gussow handeln wollte, warf sich die Frage vor: Was soll aber mit Lia werden, wenn sie doch etwa nein sagt?

* * *

Es war an demselben Tage nach Tisch oben auf dem Schloß.

Die Gräfin fragte, ob dem kleinen Eberhard, der von einer heftigen Erkältung befallen war, beim Spaziergang der wärmere Paletot angezogen sei. Lia verneinte, da es draußen ungewöhnlich milde gewesen sei. Er habe sich, trotz ihrer Mahnung, sehr stark getummelt, sei dabei wohl heiß geworden und habe sich infolgedessen einen leichten Schnupfen zugezogen.

„Aber ich trug Ihnen doch auf, Eberhard stets morgens mit dem neuen Grauen zu bekleiden, Fräulein! Hätten Sie das gethan, würde der Kleine einer Unpäßlichkeit entgangen sein. Warum befolgen Sie nicht meine Wünsche? Immer ist etwas zu erinnern!"

Lia hatte nichts erwidert, nur eine starke Blässe war auf ihre Wangen getreten. Die Widersinnigkeit der Anordnung trat allzu deutlich zu Tage; bei solchem Unverstand war jedes Gegenwort in den Wind gesprochen.

Bald darauf wandelten beide — Egmont und Lia — zwischen den starkbelaubten Parkwegen auf und ab.

„Nein, nein! Machen Sie sich keine Sorge," tröstete Egmont seine verstörte Begleiterin. „Ich habe meine Schwester Regine ersucht, sich Eberhards anzunehmen. Sie weiß, daß ich Ihnen etwas mitteilen will, daß ich Sie gebeten habe, mir ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten! Und also, Fräulein Lia, was ich Ihnen zu sagen habe: heute mittag war ich bei Ihren Eltern, um, meinem Versprechen gemäß, über Ihre Angelegenheiten zu reden. Ich fand dort den Doktor Gussow, der Abschied nehmen wollte, der sich auch sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigte, der betonte, daß er, trotzdem er Ihnen bereits gestern Adieu gesagt, Ihnen noch einmal gegenüberzutreten, das dringende Verlangen habe. Ihre Eltern erklärten nun — ich muß es Ihnen bekennen — daß sie sehr unglücklich sein würden, wenn Sie Ihre hiesige Stellung aufgäben. Und noch etwas anderes trat gleichzeitig zu Tage, daß nämlich der Doktor über die Maßen in Sie verliebt ist und daß er Sie — hören Sie, Fräulein Lia — zu seiner Braut und baldmöglichst zu seiner Frau machen möchte."

„M—ich, mich, Herr Graf?" sprang's aus Lias Munde.

So überraschend kam ihr das, trotzdem ihr des Doktors starkes Interesse nicht entgangen war, daß sie unwillkürlich innehielt und zunächst keines weiteren Wortes mächtig war.

„Befremdet Sie das so sehr, Fräulein Lia?" fiel der Graf ein und richtete einen eindringlichen Blick auf ihr vor Verwirrung zitterndes Angesicht.

„Ja!" stieß sie mit schroffer Stimme hervor. „Und hat er, ich bitte, Sie beauftragt, mir das zu sagen?" fügte sie ebenso erregt hinzu.

„Lassen Sie uns, mit Verlaub, Fräulein Lia, die Angelegenheit anders anfassen, und ereifern Sie sich nicht," entgegnete Graf Egmont besänftigend. „Ich weiß in der That nicht, wodurch Sie so in Wallung versetzt werden. Ist's denn eine so schwere Zumutung, dieses tüchtigen und braven Mannes Frau zu werden, und ist's denn nicht die denkbar beste Lösung aus der gegenwärtigen Wirrnis? Wie war's wieder heute mittag!? Ich wollte nur nicht eingreifen, weil ich mir das Versprechen gegeben habe, alle Zusammenstöße zu vermeiden."

„Ah, also deshalb — deshalb," betonte Lia bewegt. „Es soll eine Vernunftheirat geschlossen werden. Das arme, von der Natur vernachlässigte Mädchen muß sich gratulieren, daß ein Mann erscheint, kommt und sie begehrt. Sie wird versorgt! Ob sie ihn liebt, ist von geringer, von gar keiner Bedeutung."

„Aber mein Fräulein, aber Fräulein Lia! Ich erkenne Sie nicht wieder," gab Egmont, stark betroffen, zurück. „Es sieht Ihnen gar nicht ähnlich, daß Sie die Dinge so auffassen. Woher nehmen Sie an, daß mich irgend etwas anderes leitete als mein Interesse, mein menschliches Mitgefühl für Sie, mein Wunsch, Sie der Fesseln zu entreißen, die Ihnen hier oben auferlegt sind? Gewiß, ich habe den Doktor ermuntert. Ganz außer meiner Absicht aber lag es selbstverständlich, Ihnen irgend etwas aufdrängen zu wollen, völlig fern lagen mir Gedanken, wie Sie sie aussprechen."

Graf Zecher richtete nach diesen Worten einen versöhnlichen Blick auf Lia. Er war überzeugt, daß es nur dieser Worte und

dieser Miene bedürfe. Aber was er erwartete, geschah nicht.

In Lias Angesicht blieb der verschlossene Ausdruck haften. Sie erhob das Haupt und sagte: „Ich unterschätze wahrlich Ihre große, auch jetzt wieder für mich zu Tage tretende Güte nicht, und es bedarf gewiß keiner besonderen Beteuerungen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, Herr Graf. Aber bei der Wahl der Mittel, mir mein Leben glücklicher zu gestalten, wäre ich Ihnen verbunden gewesen, wenn Sie von solchen Schritten abgesehen hätten. Da handelte — verzeihen Sie, wenn ich's sage — der alles nach praktischen Gesichtspunkten entscheidende Amerikaner. Er that's, obschon er selbst erfahren hat, welche Schrecken entstehen, wenn nicht innigste Zuneigung beide Teile zusammenführt. Sie haben mir jüngst einmal erklärt, Sie würden nie wieder heiraten. Die Erfahrungen hielten Sie davon ab —" Hier suchte sie mit fester Miene des Grafen Auge. „Und nun wollen Sie mir raten, des Doktors Frau zu werden!"

„Ich Ihnen raten? Keineswegs! Ich habe vorausgesetzt, natürlich vorausgesetzt, daß Sie einverstanden seien, daß Sie ihn wieder liebten, und aus diesem Grunde unternommen, Sie vorzubereiten. Ich denke, darin liegt doch kein Unrecht."

Alle Antwort darauf war ein kurzer, rascher Blick, aber ein Blick voll so schmerzlicher Enttäuschung, daß es sich plötzlich in der Brust des Mannes erhellte — daß er unwillkürlich die Augen senken mußte. In Lias verhärmtem Angesicht stand geschrieben: Du weißt, daß ich dich und wie sehr ich dich liebe, du mußt es wissen! Und du machst dich gar zum Vermittler eines solchen Antrages. Du bohrst mir auch das noch ins Herz!

Er, Graf Egmont Zecher, kam natürlich nicht einmal auf den Gedanken, daß man sein Auge zu einem Mädchen erheben könne, das die Natur so unglücklich gezeichnet hatte. Das war vielleicht für andere; das war für den weltmüden Doktor, der sich in Bünderode einkapseln wollte, für den Bürgerlichen, der auf ein bürgerliches Mädchen angewiesen war.

Was würde denn auch die Welt sagen, wenn sich ein Graf Egmont Zecher für die Gouvernante vom Schloß interessierte, gar seine Gedanken zu ihr wendete!?

Solche Gedanken erfüllten die Brust des jungen Mädchens, das sich bisher die größte Sanftmut und die selbstloseste Entäußerung ihres Ichs zur Richtschnur genommen hatte.

Aber es war begreiflich. Allzustark hatten sich diesmal die bitteren Gefühle ihrer bemächtigt.

Und Graf Egmont Zecher verstand, was in ihr vorging, und ihn ergriff eine doppelte, innere Unfreiheit. Er sah ein, daß er einen falschen Weg betreten habe. Sein menschenfreundliches Herz hatte ihn zu einem Vorgehen verleitet, das noch sehr unliebsame Folgen nach sich ziehen konnte. Er hatte, er sah es ein, unzart gegen sie gehandelt.

Wenn er ehrlich gegen sich und sie sein wollte, mußte er zugestehen, daß ihm ihr Interesse für ihn nicht entgangen war, daß er aber den Gedanken gar nicht hatte aufkommen lassen, er könne sie zum Weibe begehren, sie einer solchen Beachtung bei ihrer äußeren Erscheinung und Lebensstellung wert erachten.

Aber gerade aus diesem Grunde suchte er jetzt um so mehr als Mann von Herz zu handeln.

Nachdem sie ihm durch ihren stummen Blick alles aufgedeckt, nachdem sie deutlich genug bekundet hatte, daß sie den Doktor nicht liebe und somit dessen Antrag abweise, sprach er — und zwar ohne Empfindlichkeit: „Ich sehe, daß ich mich irrte, Fräulein Lia. Ich hoffe, Sie verzeihen mir diesen Irrtum, Sie halten fest, daß ich das Beste wollte! Das möchte ich voraussenden. Nun aber tritt eine Konsequenz ein, die nämlich, daß meine Mittel erschöpft sind, Ihnen irgendwie dienen zu können."

Und als Lia auf diese Rede nichts erwiderte, nur mit der Miene einer Verlassenen vor sich hinstarrte, und jener schmerzliche Ausdruck in ihr Angesicht trat, den wir zu unserer eigenen Rührung so oft bei den Gemütsbewegungen unserer Kinder wahrnehmen, da näherte sich ihr Graf Egmont und sagte mit weicher Betonung: „Ja, ist's nicht so, mein liebes Fräulein? Habe ich nicht recht? Und können Sie mir zürnen?"

Durch Lias Körper ging ein Beben. Grenzenlose Trostlosigkeit kämpfte mit Reue

und mit Gefühlen heißer Beschämung. Daneben stieg die leidenschaftliche Liebe zu dem empor, welchem sie — nun erkannte sie es — zu grollen keinen Anlaß hatte, dem sie sich vielmehr zu größtem Dank verpflichtet fühlen mußte. Nichts, gar nichts konnte sie ihm vorwerfen, schon deshalb nicht, weil er ihr bereits wiederholt Antwort erteilt, indem er ihr gesagt hatte, daß er nie wieder heiraten werde.

Und dadurch fand sie sich auch im letzten Augenblick wieder. Es kam über sie, daß sie gefehlt und daß das, was er ihr geboten hatte, des Zugreifens vielleicht doch wert sei.

„Ja, Sie haben recht, Herr Graf, und nicht Sie haben zu fragen, ob ich Ihnen zürne, sondern ich habe zu bitten, daß Sie mir meine Worte nicht nachtragen. Ich ließ mich von falschen Voraussetzungen und Gefühlen fortreißen; ich beging ein großes Unrecht, indem ich wagte, Ihnen einen Vorwurf zu machen. Sie wollen mein Bestes, und ich wäre Ihrer Freundschaft nicht wert, wenn ich Ihre Hilfe nicht wenigstens prüfen wollte. Und so sage ich: Lassen Sie mir ein wenig Zeit. Erklären Sie dem Doktor, wenn Sie sich in dieser Angelegenheit noch einmal bemühen wollen — ich bitte darum und bin Ihnen herzlich dafür verpflichtet — weder ein Ja noch ein Nein. Teilen Sie ihm mit, daß ich mich geehrt fühle und daß ich ihm so bald wie möglich eine Antwort erteilen werde. Muß er reisen, so werde ich ihm schreiben. Hoffentlich vermag er seinen Weggang noch einige Tage aufzuschieben. Bis dahin werde ich mich entschieden haben. Ich will mit meinen Eltern reden. Sie begreifen das, Herr Graf. Und nun — es wird wohl höchste Zeit, daß ich ins Schloß zurückkehre. Ich darf Comtesse Regines Güte nicht noch länger in Anspruch nehmen."

Sie streckte Egmont dankbar die Hand entgegen und schied mit einem Blick und einer Miene von ihm, aus der wenigstens äußerlich alles verwischt war, was noch eine Qual über den Inhalt dieser Unterredung verraten konnte.

Als Lia ins Haus zurücktrat, fand sie den Kleinen und Regine nicht anwesend, sie schritt deshalb vorn auf den Hof.

Dort fand sie die Gesuchten, welche dem Grafen und Erwin zusahen, die einen Ausflug zu Pferde nach Trankerweide unternehmen wollten und sich eben auf ihre Tiere zu schwingen im Begriff standen.

Der alte Graf machte gern um diese Zeit Spazierritte. Er nahm dann den Kaffee irgendwo unterwegs.

Als Lia erschien, fragten die Herren, ob sie vielleicht wisse, wo sich Egmont befinde. Sie hätten ihn auch auffordern wollen, aber ihn nicht finden können.

Da Regine wußte, wo er sich aufgehalten hatte, überraschte Lia diese Frage und Reginens Schweigen außerordentlich. Sicher verknüpfte jene damit einen Zweck, der sich auch auf sie, auf Lia, bezog.

Noch unschlüssig, was sie erwidern sollte, erschien die Gräfin in der Eingangsthür und rief den Herren zu: „Egmont ist hier! Er war im Garten! Er will sich euch mit besonderem Vergnügen anschließen!"

Nun wurde der eben beim Decken des Kaffeetisches beschäftigte Lakai beordert, schleunig auf den Hof zu eilen und noch für Egmont ein Pferd satteln zu lassen.

Inzwischen erschien dann auch Egmont, der sich rasch für den Ritt umgekleidet hatte.

Noch wurden einige Reden und Abschiedsgrüße gewechselt, dann trabten die Herren zum Mauerthor hinaus.

Nachdem sie fortgeritten waren und sich die Damen nun an dem Kaffeetisch bequem machten, sagte die Gräfin: „Ich suchte Sie, Fräulein. Wo waren Sie nach Tisch? Regine wollte nach Bünderode hinunter und Besuche machen. Nun wurde sie verhindert —"

„Ich bat Comtesse, mich ein halbes Stündchen zu entschuldigen. Comtesse waren so gütig, mir zu versprechen, auf Eberhard zu achten."

Lia holte Reginens Zustimmung durch einen Blick ein. Aber ehe noch die Comtesse, die dazu anheben wollte, eine Erwiderung zu erteilen vermochte, nahm der Kleine in seiner kindlichen Naivetät das Wort und sagte: „Im Park war Lia! Sie ging mit Onkel Egmont spazieren!"

Mit einem Ausdruck höchster Befremdung, aber auch höchster Mißbilligung erhob die Gräfin nach diesen Worten das Haupt.

Man sah es deutlich, welcher Ingrimm in ihr emporstieg, daß ihr Sohn dem ihr jetzt so verhaßten jungen Mädchen eine solche Beachtung schenkte, welche Empörung sie erfaßte, daß sie um solcher Zusammenkünfte willen Eberhard Regine anvertraut hatte.

„Daß Sie das Kind nicht auch noch ganz allein ließen, Fräulein, ist ja dankenswert!" warf sie laut und spitz hin. „Aber es handelt sich ja nicht darum, sondern um den Umstand, daß Sie nun abermals Ihre Interessen über Ihre Obliegenheiten stellten. Es ist doch Ihre Obliegenheit, daß Sie um meinen Enkel sind —" Und sich unterbrechend, da gerade der Lakai herantrat und Gebäck auf den Tisch stellte, sagte sie zu diesem: „Nehmen Sie den jungen Grafen mit in den Herrenstall! Er möchte die Pferde sehen und streicheln! Hüten Sie ihn vorsichtig! Hören Sie? und kehren Sie nach einer Weile zurück."

Und nachdem der Diener den ihm willig folgenden, lustig neben ihm herspringenden Knaben mit sich fortgezogen, fuhr die Gräfin zu Lia gewendet fort: „Ich möchte in dieser Sache völlige Klarheit, Fräulein! Es ist mir aus verschiedenen Gründen darum zu thun. Sie werden natürlich finden, ich sei tadelsüchtig und ungerecht gegen Sie. Aber ich bin's nicht. Sie werden im Beginn unseres Zusammenseins nie ein Wort von mir gehört haben. Sie haben sich aber — ich muß es aussprechen — sehr zu Ihrem Nachteile verändert — bitte, liebe Regine, unterbrich mich nicht, ich wünsche jetzt zu sprechen. — Also: Es ist vielerlei in der letzten Zeit vorgekommen, was mir nicht paßt, was mir die Überzeugung einflößt, daß Sie keinen Wert mehr darauf legen, meine Zufriedenheit zu erwerben. Also, wo waren Sie? Gingen Sie mit dem Grafen, meinem Sohn, spazieren? Ich bitte um eine Antwort!"

„Ja!" entgegnete Lia kurz, schroff, ohne jedes Entgegenkommen und ohne Unterordnung in den Mienen. Es war ihr nunmehr alles gleich. Trotz und Empörung über diese ungerechte und herzlose Behandlung drückten ihr wie jüngst schier die Kehle ab; und neben der Empörung ging die Überlegung: Laß es denn werden, wie es werden will! Ich gehe, ich verkaufe mich dem Doktor, er will mich, ja, er liebt mich, oder es giebt in der Welt ein Wasser, das mich für alle Zeiten aus diesem freudenlosen Dasein trägt. — „Ja! ich war in der Gesellschaft des Herrn Grafen auf seinen Wunsch," wiederholte sie mit kaltem, unbeirrtem Ausdruck.

„Sie sagen das wieder in einem Tone," entgegnete die Gräfin, „als ob Sie mir zeigen wollten, wie grenzenlos lieblos es sei, Sie zu fragen, jemals an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln. Ja, noch mehr! Sie scheinen es darauf abgesehen zu haben, mich zu reizen, sich in Trotz und Auflehnung gegen mich, Ihre Herrschaft, zu ergehen. Ich glaube, mein Fräulein, das ist ein sehr schlechter Dank für das Wohlwollen, das wir Ihnen erwiesen haben. Sie vergessen, wie trostlos verlassen und verzweifelt Sie aus der Fremde zurückkehrten, wie sehr Ihre Eltern baten, Sie aufzunehmen, wieviel wir zu überwinden hatten, als wir aus Mitleid für Sie, aus Rücksicht gegen Ihre braven Eltern endlich einwilligten."

„Ich sagte nur das Wort ja, Frau Gräfin! Ich bestätigte Ihre Frage! Es war meines Erachtens wenig gegenüber der Kränkung, die Sie mir nun abermals ohne Anlaß zufügen," antwortete Lia ruhig. „Es ist doch ein wenig viel, selbst von einem Dienstboten zu viel verlangt, daß er alles Gefühl für seine Ehre, daß er jegliches Verlangen nach gerechter, freundlicher, ja, sagen wir es nur, natürlich menschlicher Behandlung verlieren soll. Denn — nicht wahr, gnädige Frau? — einer Dame Ihres Standes würden Sie doch nicht fortwährend so begegnen! Sie suchen förmlich danach, mir wehe zu thun, mich zu kränken, mich herabzusetzen, mir klar zu machen, daß ich um meine Entlassung bitten soll. Was habe ich denn gethan? Ich bin mir nicht bewußt, auch nur im geringsten meine Pflicht vernachlässigt zu haben. Ich weiß nur eins, was Sie kränken könnte: es ist die größere Liebe, die mir der junge Graf entgegenträgt. Und wenn ich wirklich mich dadurch versah, wenn ich ihn hätte lehren sollen, mich als nichts anderes anzusehen als eine Aufseherin, von der er warme Gefühle nicht verlangen und der er solche erst recht nicht an

den Tag legen dürfe; ist diese Unterlassung, ist dieses Versehen deshalb ein größeres als eine andere Schwäche anderer Personen, weil ich ein abhängiges Geschöpf bin, weil ich von Ihnen, gnädige Gräfin, bezahlt werde? Sind wir nicht alle Menschen? Wäre nicht der Knabe, den ich so sehr liebe, wäre nicht Comtesse Regine mit ihrem Engelherzen, ich wäre schon längst gegangen. Und ich will auch gehen, heute noch. Ich bitte um meine Entlassung —"

Seltsamerweise übte diese Rede auf die Gräfin eine ganz andere Wirkung aus, als Lia erwartet hatte.

Mit einem bis ins Mark verletzenden Ausdruck kalter Zurückweisung in den Mienen entgegnete die Gräfin: „Sie glauben, mein gutes Kind, daß solche sentimentale Phrasen mir imponieren sollen. Sie haben erwartet, ich sei nun ganz zerknirscht; Sie meinen, es sei der rechte Spiegel gewesen, in dem mein nachtschwarzes und Ihr sonnenlichtes Bild auf der Oberfläche erschienen seien. Ich will Ihnen, bevor Sie gehen — denn natürlich nehme ich Ihre Kündigung an, schon deshalb an, weil die Familie Zecher ihre Untergebenen niemals zu bleiben bittet — eine Antwort erteilen. Vielleicht sieht dann die Sache doch etwas anders aus. — Also erstens: Nur Thoren können die Standesunterschiede leugnen; nur Unerfahrene entziehen sich der Thatsache, daß derjenige zu gebieten hat, der die Arbeit giebt und sie bezahlt. Sehen Sie sich in der Welt um, ob es anders ist. Wer die Macht, das Ansehen, die Mittel hat, ist das A im Alphabet des Lebens, der andere, der ihm dient und dafür Entschädigung empfängt, ist das B. Es kann gar nicht anders sein; und es ist — da Sie das Menschliche, Natürliche so betonen — nur natürlich, daß Sie nicht auf gleicher Stufe mit ihren Ansprüchen stehen können. Ein Diener kann nicht gleichzeitig mit dem Herrn am Tische sitzen. Wer soll denn bedienen? Dafür ist er doch engagiert; das hat er doch als Pflicht übernommen! — Und zweitens: Sie wissen sehr wohl, daß es nicht schicklich ist und nicht Ihren Pflichten entspricht, wenn Sie das Kind, das Ihrer Obhut anvertraut ist, verlassen, um mit einem Manne im Park spazieren zu gehen. Sie waren verpflichtet, ihm zu sagen, daß Sie verhindert seien! — Aber, nun kommt das letzte: Sie wollen hoch hinaus! Seitdem mein Sohn hier ist, füllen Sie Ihren Kopf mit jenen Gleichberechtigungsideen an, die er selbst mit solcher Vorliebe zum besten giebt, rechnen — bitte, bitte, ich habe ziemlich scharfe Augen — gar darauf, ihn an sich zu ziehen, womöglich Frau Gräfin Lia von Zecher zu werden! Das thun Sie, obschon Sie wissen, wie sehr die Natur Ihnen schon äußerlich die Möglichkeit dazu genommen hat, wie gänzlich aussichtslos es ist, daß der Erbe der Grafschaft Bünderode eine Ehe mit einer Erzieherin im Hause eingeht, anderer Momente, die es unmöglich machen, gar nicht einmal zu gedenken! — Und deshalb bin ich schon dafür, daß Sie gehen. Es muß diesem versteckten Treiben ein Ende bereitet werden, Fräulein Döbler —"

Regine war zweimal aufgesprungen, weil sie dem Sturm ihrer Gefühle nicht mehr gebieten konnte. Mit flehenden Blicken hatte sie ihrer Mutter Einhalt zu thun versucht. Lia aber stand da mit einem Angesicht, aus dem alle Farbe gewichen war. Sie glich einer Erstarrten. Ihr Herz jedoch tobte, ihr Blut wollte schier die Adern sprengen. Alles verwandelte sich in Leidenschaft und fraß in ihrer Seele und an ihrem Herzen.

Und gerade das alles drängte dann nach einem Ausdruck, nach einem ihre Gegnerin mit einem Schlage vernichtenden Wort.

Sie mußte es sprechen, und wenn sie auch ihr ganzes künftiges Lebensglück vernichtete.

Und sie sprach es! Ihre Augen blitzten dabei, als sei Feuer darin, und ihre Worte brannten sich in die Seele ihrer Gegnerin ein.

„Ich antworte Ihnen, Frau Gräfin, daß Sie nur nach dem Schein Urteile fällen! Niemals habe ich den Gedanken gehabt, es sei eine Gleichheit in unserer Stellung oder überhaupt eine Gleichheit zwischen uns, schon deshalb nicht, weil ich mich zu Härten, wie sie Ihnen innewohnen, niemals aufzuschwingen vermöchte. Gewiß bin ich nicht so gut, wie der Schöpfer es von mir verlangen muß, und zahlreich sind meine Fehler. Aber ich würde mir, glaube ich, den Tod geben, wenn ich eine so selbstsüchtige Veranlagung von

Regine fühlte, was in Lia vorging. „Sehen Sie, Lia," sprach sie sanft, „ein klein wenig schuld tragen Sie auch, daß alles so gekommen ist. Hier ist der Beweis — zürnen Sie mir nicht, wenn ich es sage — Sie sind neuerdings sehr empfindlich, allzuleicht gekränkt und in Ihrem Ehrgefühl und Stolz verletzt. Von mir, Ihrer Freundin, nicht von Regine Zecher, kam doch das alles! Und weil dem so ist, und sich das aus den Umständen ergiebt, haben Sie kein Recht, mir etwas übel zu deuten, mich vielleicht gar eines Mangels an Feingefühl zu zeihen. Ich lege Ihnen nicht allein in unserem, in meinem Interesse diese Bitte vor, sondern auch in Ihrem. Geben Sie nach, so mildern Sie die Gefühle meiner Mutter, so ebnen Sie eher das künftige Verhältnis zu den Ihrigen. Meine Mutter wird und muß Ihnen diese Opfer anrechnen, und ich werde ehrlich helfen, daß es geschieht. Sie hat Gründe, zu wünschen, daß sich die Trennung nach außen in Friede und Freundschaft vollziehe. Ich habe zudem einen Teil dazu gethan, diesen Wunsch zu verstärken."

„Soll ich also niemand etwas mitteilen, auch meinen Eltern nicht? Wie soll ich aber dann meinen Weggang begründen?"

„Nein, Lia, womöglich niemand, ich bitte, höchstens Ihren Angehörigen. Wir wollen das als Grund angeben, wodurch Sie das häßliche Mißtrauen meiner Mutter niedergeschlagen, sie entwaffnet haben: Ihre Verlobung mit Herrn Doktor Gussow. Und lassen Sie mich nun auch gleich den Glückwunsch nachholen, den ich bisher versäumt habe, auszusprechen. Ich bin hocherfreut, daß Sie sich diesen trefflichen Mann gewählt haben."

Lia wußte der plötzlich in ihre Augen tretenden Thränen kaum Herr zu werden, sank in einen Stuhl und bedeckte ihr Angesicht mit den Händen.

„Lia! Lia! Was ist Ihnen? — Erregt Sie das so? Wollen Sie lieber gleich fort, mit Ihrem Verlobten noch die Tage seiner Anwesenheit verleben? Ist's das? — Ich bitte, sprechen Sie!"

Lia, die eben schon, von ihren Gefühlen überwältigt, im Begriffe war, sich der Freundin zu eröffnen, gelangte durch diese Laute gutherziger Teilnahme zur Besinnung und wußte zu verstecken, was sie beschäftigte. Sie raffte sich auf, erklärte, daß die Gewalt all der plötzlich auf sie einstürmenden Eindrücke die Ursache ihrer plötzlichen Fassungslosigkeit gewesen sei, und sagte: „Verzeihen Sie, Comtesse, und lassen Sie mich Ihnen nun auf alles eine präcise Antwort erteilen. Ich will, da Sie es wünschen, bleiben, bis eine Nachfolgerin eintritt. Ich werde auch morgen bei der Gesellschaft zu Ihrer Verfügung sein, bitte aber, daß ich den Rest des heutigen Tages und den morgigen Vormittag bei meinen Eltern zubringen darf. Ich hätte bei der augenblicklichen Sachlage ohnehin darum ersucht. Unsere Emma weiß ja sehr gut mit Eberhard umzugehen. Sie darf vielleicht bei ihm schlafen — so werde ich kaum entbehrt werden. Wäre ich heute gegangen, hätte ja doch ein Ersatz geschafft werden müssen."

„Gewiß, liebe Lia. Natürlich! Verzeihen Sie mir, daß ich nicht selbst dieses Anerbieten machte, und nehmen Sie meinen wärmsten Dank für das Opfer, das Sie uns bringen wollen. So vollzieht sich auch nach außen alles in überzeugender Weise! Wir erklären, Ihre Verlobung löse das Verhältnis, deshalb würde gleich eine Nachfolgerin gesucht, statt erst für den Quartalsanfang."

„Nein, nein," entgegnete Lia, „ich bitte, von meiner Verlobung vor meiner Wiederkehr durchaus noch nicht zu reden. Sonst bin ich mit allem dankend einverstanden."

Die Worte kamen schwer und dumpf von ihren Lippen, als wollte sie sich selber schützen vor der Entscheidung, die ihr hier in bester Absicht aufgedrängt wurde, und vor der sie in diesem Augenblicke doch mehr denn je zitterte. Ihr war zu Mute wie einer Verurteilten, die um jede Minute einer Hinausschiebung der Strafe geizt. —

Eine halbe Stunde später saß Lia ihren Eltern im Pastorhause gegenüber. Voll Ungeduld hatte schon die Pastorin nach dem Grafen ausgesehen. Nun kam Lia selbst.

„Ah, da bist du, mein gutes Kind!" hub sie an und umarmte ihre Tochter mit lebhafter Zärtlichkeit. Dann rief sie nach dem Pastor, der sich wie gewöhnlich unter seinen Büchern vergraben hatte. „Nun, wie ist's, liebste Lia!? Hat der Graf mit dir gesprochen? Bist du einverstanden? Willst du

dem prächtigen Doktor deine Hand geben? Er war schon hier, und in einer Stunde wird er wiederkommen. Du glaubst nicht, welche Ungeduld ihn beherrscht!“ brach's geschäftig und voll Spannung aus dem Munde der beweglichen Dame.

„Laß mich,“ bat Lia, „erst einmal sprechen, Mutter! Ihr begreift, daß, da der Antrag des Doktors mir völlig unerwartet gekommen ist, auch meine Gedanken sich noch erst mehr ordnen müssen. Gewiß, ich schätze ihn außerordentlich, ich ziehe in Betracht, wie sehr ich bisher vom Glück ausgeschlossen war, wie mich sein Antrag ehren muß, daß ich auch auf euch Rücksicht zu nehmen habe, daß — daß —“ Sie kam nicht weiter; Thränen erstickten ihre Stimme.

„Lia, beste Lia! Wie du erregt bist!“ rief die Pastorin, die nun sah, daß ihre Tochter doch nicht mit vollem Herzen zustimmte, die aber nicht aufkommen lassen wollte, was ihr Angst verursachte. „Was ist denn noch, was dir Bedenken einflößt? Sprich dich aus, mein teures Kind!“

Einen Augenblick schwankte Lia. Sie kämpfte zwischen der Wahrheit und den Gefühlen der Rücksicht, die der Liebe zu den Ihrigen entsprangen. Dann aber entgegnete sie: „Ich kann mich nicht eher entscheiden, bis ich den Doktor gesprochen habe, liebe Eltern. Gewiß, ich zweifle nicht, daß ich ja sagen werde. Bedenken habe ich also an sich nicht, aber vielleicht werden sie ihm noch kommen, wenn —“

„Wenn —?“

„Gleichviel, Mutter! Ich muß erst mit ihm reden. Ich habe ihm etwas mitzuteilen —“

„Und das können wir nicht hören, Lia?“ fragte die Pastorin in einem sanft vorwurfsvollen Tone.

„Es hat keinen Wert, daß ich euch davon Mitteilung mache, Mutter.“

„Doch, Lia! Zwischen uns darf es nichts Verborgenes geben, am wenigsten in einer solchen bedeutungsvollen Angelegenheit. Also, ich bitte, äußere dich. Wir können vielleicht helfen, Rat erteilen, Unklares aufhellen.“

Lia preßte die Lippen aufeinander, ihre Brust hob und senkte sich; man sah, wie sie mit sich kämpfte. „Nun denn, da du so zu mir redest, Mutter, ich muß — muß Doktor Gussow fragen, ob ich sicher bin, daß er seine Wahl nicht bereuen wird. Er wird vielleicht nicht finden, was er erwartet hat; vielleicht wird er sich meiner meines Äußeren wegen später schämen, und dann machen wir uns beide unglücklich. Man sieht's doch täglich. Zunächst haben die Verliebten die stärksten Flügel, um nur zu einander zu gelangen, später spannen sie sie mit aller Kraft an, wieder voneinander zu kommen!“

„Welche Gedanken, Lia! Er will dich doch; er liebt dich! Er schätzt deine guten Eigenschaften. Hier, vor deinem Vater und mir, hat er's erklärt, daß er glückselig sein würde, wenn er dich zu seiner Frau machen könnte.“

„Nun ja, das ist etwas. Aber was weiß er von mir, Mutter? Was weiß er davon, wie's in meinem Inneren aussieht —“ Sie brach mit tief verstörter Miene ab, und ihre Mutter sah sie mit einem von Zweifeln getragenen, erschrockenen Blick an. Doch ließ diese die Gedanken, die sich regten, die ihr sogar Worte auf die Lippen drängen wollten, nicht aufkommen. Ihre Klugheit sagte ihr — plötzlich kam's über sie — daß ihre Tochter am Ende eine Liebe für einen anderen hege, und daß dieser — Graf Egmont sein könne. Aber eben deshalb schwieg sie. Das zu nähren, war purer Unverstand, wie dergleichen in sich aufkeimen zu lassen, eine übergroße Thorheit gewesen war.

„Doch einmal seltsam, daß Graf Konstantin zum Besuch von Egmont herübergekommen ist und sich dann die ganze Zeit bei Dormiens aufhält! Da spukt am Ende etwas!?“ fiel der Pastor ein, um beider Gedanken einstweilen abzulenken.

„Im Flecken wird etwas anderes erzählt,“ entgegnete die Pastorin. „Man sagt, daß sich Graf Egmont für Iduna Dormien interessiere, daß sie ein Paar werden.“

In den Worten war Absicht; aufmerksam beobachtete die Sprecherin Lias Mienen, obschon sie ein völlig unschuldiges Gesicht machte. Einerseits wollte sie die Wirkung ihrer Worte prüfen, andererseits eine Dämpfung jeglicher Erwartung in ihrer Tochter herbeiführen.

Lia fuhr auch für Augenblicke zusammen, dann aber sagte sie ruhig: „Nein, daran glaube ich nicht! Der Graf hat mir wiederholt gesagt, daß er an Wiederheiraten nicht

denke, daß eine neue Ehe ein für allemal für ihn ausgeschlossen sei."

Die Schmachtende gab ihrem armen Herzen wenigstens selbst diese Nahrung; die Pastorin aber atmete auf.

* * *

Die Unterredung zwischen Doktor Gussow und Lia fand in der sogenannten besten Stube statt, da, wo in den drei Fenstern allezeit blühende Topfgewächse standen, ein Duft von eingeschlossener Luft, Reseda und Rosen herrschte, keine Schramme den braungebohnten blanken Fußboden verunzierte, den Möbeln ein kaltsteifes Wesen anhaftete, die übergroße Ordnung schier das Auge verletzte, und eben das an der glatten Blankheit und Gemütlichkeit fehlte, was nur dann zu Tage tritt, wenn die toten Gegenstände gleichsam ein Menschenalter mit den Lebendigen gelebt, an allem teilgenommen und alles mitempfunden haben.

Eben hatte Doktor Gussow gesprochen. Er hatte mit weichen, warmen Worten dem jungen Mädchen erklärt, wie ihm gleich beim ersten Wiedersehen das Herz aufgegangen sei, wie ihre Pflichttreue, ihre sanfte, selbstlose Art, ihr mädchenhaftes Wesen, wie ihre tüchtigen Eigenschaften ihn angezogen hätten. Er bitte sie, ein Ja zu sprechen. Er versichere sie, daß er alles aufbieten werde, sie glücklich zu machen. Brot werde er haben. Wenn ihm nach der Rückkehr sein Vater die Praxis übertrage, könne er sehr bequem auskommen. Seine Eltern vermöchten von ihren Ersparnissen bescheiden, aber durchaus anständig zu leben.

Und Lia reichte ihm freimütig die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Güte, lieber Herr Doktor. Besonders habe ich Ihnen zu danken, daß Sie mich das nicht entgelten lassen, was mir die Natur äußerlich versagt hat. Bisher gab's noch niemand, der mich im Verkehr nicht lieber gemieden hätte. Und eben das ist doch wieder auch der Punkt, der für ein Zusammenleben in Betracht kommt. Ich fürchte, daß Sie, wenn nicht jetzt, so doch später sich dadurch beeinträchtigt fühlen werden, daß Sie mich lieber stets zu Hause lassen, anstatt mich zur Kameradin bei Ihren Freuden und gesellschaftlichen Zerstreuungen zu machen. Diese würde ich vielleicht missen können, aber niemals würde ich es überwinden können, daß mein eigener Mann sich meiner schämt. Ich würde dann noch viel unglücklicher werden, als mich die Vereinsamung unter den Menschen schon jetzt macht. Und dann noch etwas, lieber Herr Doktor! Ich werde nicht in die Ehe gehen wie andere. Ich liebe einen anderen Mann mehr als Sie. Ich könnte Ihnen das verschweigen; viele würden es thun. Es wäre vielleicht besser, wenn ich Ihnen diese Eröffnung nicht machte. Aber ich muß und will in der Lage sein, Ihnen erwidern zu können, daß ich Sie gewarnt habe, daß ich nicht schuld bin, wenn Sie an mir nicht finden, was Sie erwarteten! Gewiß, ich achte Sie. Ich wüßte nichts an Ihnen auszusetzen, aber jene heiße, unruhige, leidenschaftliche Liebe der Bräute wohnt nicht in mir. Ich kann's nicht hindern, daß es so ist; vielleicht kommt's noch, da Sie so gütig, so edelgesinnt sind, da Sie der armen Lia — ich bin ein armes Ding — so viel Liebe und Vertrauen schenken wollen!"

„Und wer ist dieser andere?" fragte Doktor Gussow mit einem Anflug von Enttäuschung, aber sanft im Ton. „Ist er hier? — Liebt er Sie auch? Stehen äußere Verhältnisse einer Heirat zwischen Ihnen entgegen? Da Sie mir mit solcher Offenheit begegnen — ich kann es Ihnen nicht hoch genug anrechnen — bitte ich fragen, alles vorher klären zu dürfen! Dabei lassen Sie mich Ihnen gleich sagen, daß mich zwar Ihr Geständnis schmerzt, daß ich möchte, es sei anders, es sei gerade umgekehrt, ich wäre derjenige, den Sie mit solcher Stärke lieben, daß ich aber auch mit dem zufrieden sein werde, was Sie mir zu geben im stande sind. Ich weiß, Sie sind eine so edle Natur, daß Sie selbst alles thun werden, um uns gegenseitig zu nähern, unsere Zusammengehörigkeit zu befestigen."

„Erlassen Sie mir, ich bitte Sie, Herr Doktor, ein Bekenntnis. Begnügen Sie sich mit der Erklärung, daß der Mann, von dem ich mit Ihnen sprach, nichts von meiner Liebe weiß, daß er sie durchaus nicht erwidert, und daß ich, selbst wenn er um mich anhielte, aus vielen zwingenden Gründen

schwerlich ja sagen würde. Ich will nur ganz ehrlich gegen Sie sein, ich will's aus den angeführten Gründen."

„Wohlan, liebes Fräulein Lia! Ich bescheide mich; ich will nicht weiter in Sie dringen. Ihre wahrhaftige Natur verbürgt mir, daß es so ist, wie Sie sagen, und dadurch verliert der Inhalt Ihrer offenherzigen Erklärung für mich schon wesentlich an Schärfe. Aber noch eine Antwort muß ich Ihnen geben; sie betrifft Ihren anderen Einwand. Ich finde Sie schöner als irgend ein Wesen auf Gottes Welt, und mich stört — vielleicht kommt's daher, weil ich Arzt bin — das Mal auf Ihrer Wange nicht im geringsten. So ist also, mein teures Fräulein Lia, diese Ihre Befürchtung unbegründeter, denn irgend eine. Ich werde Ihnen allezeit das entgegentragen, was einem Manne von Erziehung, Herz, Takt und rechtschaffener Gesinnung Bedürfnis, was ihm einer edlen Frau gegenüber Gebot ist."

Über Lias Angesicht flog jenes feine Rot, das durch Rührung, Dankgefühl und innere starke Bewegung hervorgerufen wird. In ihre Augen legte sie einen Ausdruck, der ihm verriet, wie sehr ihr Ich bei ihm war in diesen Augenblicken.

„Ich möchte noch eine Bitte aussprechen," begann sie dann, „und zwar die, daß Sie, wenn irgendwie möglich, die Reise, die Sie jetzt noch vorhaben, rückgängig machen, daß wir nicht nur unsere Verlobung sogleich veröffentlichen, sondern sobald es einzurichten ist, auch heiraten."

Der Doktor warf einen überraschten Blick auf Lia.

„Wie? Sie wünschen das? Welche Gründe leiten Sie, teure Lia? Gewiß — versuchen werde ich es mit Freuden und allen Kräften. Was könnte mich glücklicher stimmen? Ob es mir aber gelingt, vermag ich augenblicklich nicht zu sagen." Und sinnend wie jemand, der alles daran setzen möchte, dem anderen zu dienen, fuhr er fort: „Mit meinem Vater würde ich wohl am Ende schon in Ordnung kommen, auch wäre sicher unsere Einrichtung rasch zu beschaffen; aber ob ich meinen Kontrakt auflösen, einen anderen, meinem Vorgesetzten genehmen Mann finden kann — Und sagen Sie mir, was ist es — verzeihen Sie, teure Lia — was Ihnen Anlaß giebt, unsere Verbindung so zu beschleunigen?"

Noch zögerte Lia, dann aber schmiegte sie sich mädchenhaft an ihn und sprach sanft, mit halb abgewendetem Auge: „Weshalb, mein teurer Freund? Nun, deshalb — verzeihen Sie auch dieses Bekenntnis und rechnen Sie es mir nicht an — weil ich fühle, daß ich mich vor mir selbst behüten muß, weil ich fürchte, ich könne sonst doch noch straucheln, etwas thun, was sich mit meinem Gewissen und meiner Pflicht nicht vertrüge, weil ich mich selbst in Fesseln schlagen, mir eben dadurch den letzten Rest thörichter Hoffnung rauben will! Was kann ich dafür, daß einmal mein Herz gefangen, daß es krank ist? Ich nenne es Krankheit, wenn man etwas wünscht, dem jede Möglichkeit eines Gelingens mangelt. — Sehen Sie, das ist's, und deshalb erfüllen Sie meine Bitte oder verzichten Sie lieber! Ich muß mich binden, so rasch, so stark wie möglich. Und nochmals, zürnen Sie nicht, lieber Freund. Nennen Sie mich nicht unzart, daß ich Ihr halbes Glück noch verkleinere durch solche Offenheit!"

„Nein!" entgegnete der Doktor. „Ich zürne dir nicht nur nicht, sondern nun erkenne ich erst ganz, daß du eine überraschend wahrhafte Natur und eine jener sittlichen, im eigentlichen Sinne sittlichen Naturen bist, die wir Männer alle suchen und fast — nie finden. Und ich schwöre dir hier, daß ich dein Freund, dein Bruder, nicht nur dein Verlobter und Gatte sein will, solange du meiner bedarfst. Und so sind wir denn einig! Ich danke dir, meine teure Lia — Und hier, nimm den Kuß, mein angebetetes Mädchen."

Und er umschlang sie und küßte sie zärtlich, aber durch ihr Inneres zog trotz der Rührung, die seine Worte und seine zarte Art in ihr erweckten, ein starres, durch Vernichtung aller Hoffnungen hervorgerufenes Gefühl der Verzweiflung, und das in solcher Stärke, daß es in diesem Augenblick nur einen Ort gab, wo sie eine Linderung finden und Gussow verbergen konnte, was in ihr vorging.

Dieser Ort war die Brust ihrer Mutter. Zu ihr eilte sie, und während die Pastorin und insbesondere der mit so viel treuherziger Unerfahrenheit ausgerüstete Pastor Lias

Thränen und Bewegung als das deuteten, was stets bei solcher Gelegenheit in eines jungen Mädchens Brust emporsteigt, war Lia so todestraurig zu Mute, als ob sie sich eben in ein fernes, totes Land mit der völligen Unmöglichkeit eines Wiedersehens und einer Rückkehr in die über alles geliebte Heimat verkauft hätte.

Und auch der Doktor glaubte, weil er hoffte. Er gab sich glückseligen Vorstellungen hin, obschon er eben ihr Bekenntnis gehört hatte.

* *
*

Als Egmont Zecher, und zwar in Begleitung seines Bruders Konstantin, der sich gerade an diesem Tage von Trankerweide verabschiedet hatte, von seinem Spazierritt zurückkehrte, war sein erstes Beginnen, nach Lia zu forschen. Er traf gleich beim Eintritt ins Schloß Regine im Flur, trat mit ihr in ihre Gemächer und erfuhr, was inzwischen geschehen war.

„Wie? Was!?“ stieß er äußerst überrascht heraus. „Also wirklich? Sie hat euch ihre Verlobung erklärt? Und schien sie zufrieden? Machte sie dir den Eindruck, Regine?“

„Gewiß! Warum sollte sie das nicht? Weshalb fragst du? Sie war nur sonst etwas bewegt. Es gab wieder eine Auseinandersetzung mit Mama. Indessen liegt das ja nun hinter uns, und alles ist soweit geglättet.“

Graf Egmont ward stutzig. Es mußte etwas vorgefallen sein, wodurch Lia so rasch zu einer Entscheidung gelangt war. Die zwischen ihnen stattgehabten Auseinandersetzungen hatten etwas anderes verheißen. Lia hatte doch erklärt, vor allem mit ihren Eltern sprechen zu müssen.

Aber da er Lia nicht bloßstellen wollte, so stand er von weiteren Fragen ab.

Er beschloß, noch am Abend Döblers zu besuchen, sich Aufklärung zu verschaffen und dadurch zugleich auch das Versprechen einer Wiederkehr und Benachrichtigung einzulösen.

Als Graf Zecher das Pastorhaus betrat, fand er niemand. Er überschritt den Hof, um sich in den Garten zu begeben. Dort seien die Herrschaften, hatte ihm die Magd erklärt.

Auf seinem Gange streifte er einen älteren Mann, der noch in später Stunde für den Pastor einen Haufen Holz klein machte.

Er hieß Korl Lickefett und war wegen seines halb originellen, halb naiven Wesens in ganz Bünderode bekannt. Er sprach, als ob ihm etwas am Gaumen fehle, und die linke Backe sah aus, als ob sie angeschwollen sei. Er hatte dort immer ein großes Stück Kautabak sitzen.

„Guten Abend, guter Alter!“ rief ihm Egmont in gewohnter Leutseligkeit zu. „Haben Sie etwas von Pastors gesehen?“

„Jawohl, jawohl,“ erwiderte der Mann, die Vokale breit sprechend und gutmütig emporblickend. „Sie sünd vier Manns hoch in den Gorn gegangen, sie sünd da!“

Egmont nickte. „Der Pastor, die Frau Pastorin, Fräulein Lia — und wer sonst noch?“

„Na, der Brüdigam — Herr Graf weißen doch?“

„Nein, ich weiß nichts,“ verstellte sich Graf Egmont. „Bräutigam? Wer ist das?“

„Na, unser Doktor Ernst Gussow.“

„Was Kuckuck! Na, das ist ja eine erfreuliche Verlobung. Das ist ja schön —“

Korl spreizte die Lippen. Dann sagte er: „Hm, ja, Herr Graf. Dat's gud, un wedder nich gud, und doch viellich gud.“

Das war die Rede, die er allezeit anbrachte. Und da Graf Egmont gerade die hatte hören wollen, da er sie erwartet hatte, lächelte er belustigt und beschloß, Korl ein wenig näher darauf anzusprechen.

„Sie meinen, daß es auch vielleicht nicht gut ist, Lickefett, daß die beiden ein Paar werden?“

„Ich meine so, Herr Graf!“ entgegnete der Alte, während er seine Thätigkeit unterbrach und sich aus seiner gebückten Stellung emporrichtete, das blankblitzende kleine Beil, mit dem er arbeitete, aber in der Hand behielt und, damit sanft fuchtelnd, seiner Rede einen stärkeren Ausdruck verlieh. „Selbst, was die Störche sind, hacken sich mal mit die Snabels, obschonstens sie das beste Eheglück unter die Vögels repräsentieren thun sollen. Und so werden die beiden sich auch mal zanken thun, indem Ernst Gussow, was gewissermaßen unter meine Arme aufgewachsen ist, bei all sein gutes Herz sehr an Heftigkeit,

Empfindlichkeit und Nachtragen leidet. Jn einiges ist gar nicht mit ihm umzukommen. — Was nu aber Fräulein Lia is, da is kein Mann gud genug für ihr auf die Welt. Sie is rein aus'n Himmel heruntergestiegen. Und so mein ich: es is gud, un wedder nich gud, un doch viellich gud. Denn was ein Mädchen ist und so eine, die will nich immer in die Abhängigkeit bleiben. Nein, das will sie nich, und das kann man ihr nich verargen thun. Und etwas is ümmer mitzunehmen, ganz Gutes giebt es nich —" Damit schloß Korl seine Erklärung, schob den Kautabak wieder unter die linke Backe und machte sich dann wieder ans Holzspalten.

Graf Egmont griff in die Tasche, zog ein Geldstück hervor und fragte: „Würden Sie wohl ganz bei mir in Dienst treten, Lickefett? Jch will hier unten wohnen oder nach Eckernmünde ziehen. Jch brauche einen Mann, der immer zu meiner Verfügung ist."

Lickefett sah gegen seine sonstige, durch nichts aus der Ruhe zu bringende Gewohnheit überrascht empor, gewann sein Phlegma aber gleich wieder und sagte, diesmal in reinem Plattdeutsch: „Ne, ick mut Se veelen Dank seggen, Herr Graf. Abers da kann ick mi nich up inlaten —"

„Weshalb denn nicht, Lickefett?"

„Sie sünd, mit Fürlaub zu sagen, ein Amerikanischer, Herr Graf. Das paßt nich für unsereiner! Sie fahren immer mit die Eisenbahns und die Velosipäders, wir aber fahren hier bei uns lieber mit die alten Postschehsen. Und dafür is es besser, ich bleib bei meine alte Familien, wo ich Faktothum bün, un mir gud bei steh. Jch hab kein Sinn nich für viel Geld — ich schenk es doch man an meine arme Swester in Wesselburen, die es jümmers in die Brust hat un ins Bett liegen thut. Es is nämlich so: erst kriegte sie die Rose innen Kopf, denn so —"

Aber Graf Egmont hörte schon nicht mehr hin.

Der Alte, sonst wortkarg, wenn man ihn nicht anredete, wollte sich, ganz nach der behaglich geschwätzigen Art der Leute aus dem Volke, in Krankheitsgeschichten verlieren. Das langweilte Egmont, und überdies ergriff ihn nun wieder die alte Unruhe, Lia gegenüberzutreten.

Jndessen erreichte er an diesem Abend seine Absicht nicht mehr.

Den Pastor und Frau Döbler fand er freilich im Garten, aber das Brautpaar hatte sich, einen Pfad wählend, der von hier an die Nachbargrundstücke führte, zu den nicht weitab wohnenden Eltern des Doktors begeben.

Der alte Herr, der jetzt erst spät von einem Krankenbesuch zurückgekehrt war und infolgedessen die Verlobung seines Sohnes nun erst erfahren, hatte das Dienstmädchen, die kleine, flinke blonde Lene, geschickt.

„Sie sollten," hatte diese bestellt, „bütte, gleich mal fix hinkommen. Herr Doktor ist von Bünz zurück und wollte Jhnen gern beide sprechen!"

Da hatte der Doktor Lia zärtlich um ihren Arm gebeten und war mit seiner Braut durch den stillen Abend hinübergewandelt.

* * *

Bei Zechers auf Schloß Bünderode eingeladen zu werden, galt in der ganzen Nachbarschaft, in den Städten und auf den Gutshöfen, für eine besondere Ehre. Der alte Adel der Familie, ihre vornehme Zurückhaltung, der große Reichtum, die hohe Geburt der Frau, aber auch die unbeschränkte Gastlichkeit, die hier geboten wurde, waren weit und breit berühmt.

Überdies befanden sich drei unverheiratete Söhne auf Schloß Bünderode, und es war von Wert, einmal mit demjenigen näher in Berührung zu gelangen, mit welchem sich die Gesellschaft in ihren Gesprächen neuerdings fortwährend beschäftigt hatte. Nachdem man die Enttäuschung überwunden, daß der Amerikaner weder ein extravaganter Abenteurer, noch ein aller guten Erziehung barer Hinterwäldler war, sondern einen zielbewußten, ernsten, wenn auch etwas grobkörnigen Mann in ihm gefunden hatte, war es aller Welt darum zu thun, ihm möglichst nahezukommen.

Man beneidete Baron Reichholz, der sich bereits der Freundschaft Egmonts rühmen konnte, mit dem er — auch das war schon bekannt geworden — ein großartiges Unternehmen ins Leben rufen wollte.

Egmont Zecher war der Erbe der Herr-

schaft Bünderode; er stand im kräftigsten Lebensalter und war sicher berufen, in der Provinz noch eine bedeutende Rolle zu spielen.

Und mit Reichholz stand auch Egmont an diesem Tage oben in einem der großen Empfangszimmer, scherzend und plaudernd, während immer mehr Gäste eintraten und von der Wirtin an der Thür empfangen wurden.

Er bestätigte, daß er bereits in der kommenden Woche die ersten Schritte zur Verwirklichung der Fischereigesellschaft unternehmen wolle. Er werde sich persönlich zu dem Oberpräsidenten der Regierung begeben und heute bei seinem Erscheinen bereits die Gelegenheit ergreifen, die Sache vorbereitend einzuleiten.

Während sie noch redeten, trat Regine, die ein rosaseidenes Kleid trug und wie immer durch ihre hohe, gerade aufgerichtete Erscheinung und ruhige Schönheit den Blick fesselte, auf sie zu und reichte dem Baron die Hand.

„Vorher war's so flüchtig," betonte sie liebenswürdig. „Ich möchte das nachholen. Wie lange haben wir uns nicht gesehen?"

„Ich büßte allein, aber desto mehr dabei ein, Comtesse," entgegnete Reichholz galant. Dabei verinnerlichte er den Ausdruck seiner Augen und vertiefte sich in ein ernstes Gespräch mit ihr.

Da Egmont in diesem Augenblick Comtesse Iduna mit ihren Eltern eintreten sah, nahm er mit einem leichten Neckwort von Reichholz und seiner Schwester Abschied und beeilte sich, Dormiens näher zu kommen.

Iduna zeigte ihm unverhohlen ihr Interesse, obschon Konstantin bereits einen Platz neben ihr genommen hatte und seine vertraulicheren Beziehungen absichtlich stark hervorkehrte.

„Immer hatte ich gehofft, Sie würden uns in der Zwischenzeit noch einmal in Trankerweide überraschen," begann Iduna mit einem neckisch aufgeräumten und zuthulichen Ausdruck in den Mienen. „Jeden Tag erstieg ich unsere Schloßtrümmer und guckte durch ein langes, starkes Fernrohr nach Ihnen aus. Aber keine Staubwolken verkündeten den heranstürmenden Reiter! Sie hatten besseres zu thun. Sie mußten sich mit Kommunalangelegenheiten beschäftigen, Gutsverbesserungen vornehmen, Fischteiche graben, Meliorationen beaufsichtigen, Politik und Volkswirtschaft treiben, Ihre Wahl zum Abgeordneten fördern, kurzum gediegener Staatsbürger sein. Was ist da ein kleines langweiliges Trankerweider Fräulein?!"

„Es ist richtig und wieder nicht richtig, und doch wohl richtig," entgegnete Graf Zecher, Korl Lickefett kopierend. „Das Richtige liegt, wie meistens bei den Dingen, in der Mitte, gnädige Comtesse! Ich habe Ihrer oft gedacht und wäre gern gekommen. Und allerlei ernste Sachen habe ich allerdings getrieben, aber in der That auf ganz anderen Gebieten. Übrigens," schloß Egmont, „Sie hatten Gesellschaft — wie ich hoffen und annehmen darf, in meinem vortrefflichen Bruder Konstantin eine vorzügliche Gesellschaft! Was sollte da ein unpolierter Amerikaner?"

„Hm," lächelte Iduna abbrechend. „Wie ist's? Werde ich heute Ihre Tischnachbarin sein?"

Sie fragte, obschon sie wußte, daß eine Bejahung Konstantin sehr erregen werde.

Er hatte ihr bereits davon erzählt und seine Enttäuschung nicht verhehlt. Abzuändern war's nicht gewesen, weil sich Egmont auf die getroffene Abrede bezogen hatte.

Nicht um seinetwillen wolle er darauf bestehen, sondern weil er es taktvoller finde, wenn man die geheimen Wünsche der beiden Familien durch eine solche Anordnung nicht so offenkundig zum Ausdruck bringe.

Und damit war er, trotz Konstantins Widerspruch, bei dem Grafen und der Gräfin durchgedrungen.

Er verschärfte auch durch seine Worte nur noch die Eifersucht Konstantins, anstatt ihm, wie er es wünschte, an den Tag zu legen, daß er auf Iduna keine Absichten habe.

„Wer ist das schöne blasse Mädchen, das drüben in der Ecke steht?" fragte Iduna, rasch wieder dem Gespräch eine andere Wendung gebend, und zeigte auf Lia, die eben unbeachtet durch eine Seitenthür eingetreten war, und da sie nicht empfangen und nicht vorgestellt wurde, die gewohnte niederdrückende Rolle einer nur Geduldeten spielte.

„Wie? Sie kennen Fräulein Döbler nicht, Comtesse? Es ist die Erzieherin des kleinen Eberhard, meines Neffen," erklärte Egmont.

Es beschäftigte ihn zugleich, daß man gar keine Notiz von Lia nahm, und daneben verzehrte ihn förmlich das Verlangen, von ihr nun endlich selbst Näheres und womöglich — seltsam! — zu hören, daß sie nichts weniger als mit vollem Herzen bei dem Bündnis sei, das sie geschlossen hatte.

Iduna aber fiel ein: „Ja so, ja so! Richtig! Ich erkannte sie nur nicht gleich. Sie hat sich sehr vorteilhaft verändert. Freilich, das Muttermal," setzte sie mitleidig hinzu.

In diesem Augenblick machte sich eine starke Bewegung in den Gruppen der Gäste bemerkbar. Endlich waren — nur auf sie hatte man gewartet — der Oberpräsident und der Präsident, beide mit ihren Familien, erschienen. Dadurch wurde Egmont Iduna und Konstantin entrückt. Seine Mutter gab ihm einen Wink, sich zu nähern. Er hatte sich seinen Begrüßungspflichten zu unterziehen.

Auch Regine eilte aus dem Nebengemach herbei.

Kaum nachdem sich Graf Egmont entfernt hatte, richtete Konstantin, statt sich ebenfalls zur Begrüßung anzuschließen, den eigentümlich geheimnisvollen Blick seiner Augen auf Iduna und sagte sichtlich erregt und nur seinen leidenschaftlichen Gefühlen hingegeben: „So bläst ein einziger Wind alles weg, was ehrliche Absicht mühsam zusammenraffte. Wahrhaftig, ich wollte mein Bruder wäre bei seinen Rothäuten geblieben und hätte hier nicht überall Verwirrung gestiftet. Wo er ist, wirkt er nur als Störenfried —"

Iduna erhob mit einem Ausdruck des Tadels das Auge. „Sie sind ungerecht, sogar sehr ungerecht, Graf Konstantin," berichtigte sie in einem milde ausgleichenden Ton. Und: „Nicht so, nicht so —" fuhr sie versöhnend fort und gönnte ihm einen guten Blick.

Aber vielleicht hatte sie in ihrem Bestreben nach Friede und Ausgleich schon zu viel gethan. Alle Zurückhaltung abstreifend, die er bisher im Zusammensein in Trankerweide noch beobachtet hatte, nur den glutenden Feuern nachgebend, die ihn verzehrten, stieß Graf Konstantin hastig und leidenschaftlich hervor: „So sprechen Sie, angebetete Iduna, jetzt, jetzt, das befreiende Wort. Nehmen Sie mir die Qual der Ungewißheit, der Zweifel und — und ich sage es frei — der Eifersucht —"

Aber, was er erwartete, geschah nicht. Sie bog unwillkürlich den Oberkörper zurück; ein verschlossener Ausdruck erschien in ihren Zügen. Und als er ihre Hand trotzdem zur Bestätigung fassen wollte, entzog sie sie ihm und sagte mit rascher, wenn auch rücksichtsvoller Bestimmtheit: „Man rüstet sich zum Tischgang — Ihr Herr Bruder kommt. Ich bitte, Graf Konstantin, beruhigen, fassen Sie sich. Wir werden später an einem anderen Orte über eine Angelegenheit von solcher Bedeutsamkeit sprechen, ich werde Ihnen dann eine Antwort erteilen —"

In diesem Augenblick drängten die Tischgäste herbei; eine Antwort war unmöglich.

* * *

Seit einer halben Stunde schon hatten sich die Gäste verabschiedet. Nur die Dienerschaft eilte noch emsig hin und her, nur in den oberen Hauptzimmern und im Souterrain befand sich noch strahlendes Licht, das sich, von fern gesehen, märchenhaft von den dunkeln Partien des mächtig emporstrebenden, fensterreichen Schloßgemäuers abhob.

Der alte Graf, die Gräfin, Erwin und Regine saßen noch schwatzend beisammen; bisher hatten Egmont und Konstantin ihnen Gesellschaft geleistet. Soeben erst waren die beiden in Egmonts Gemächer getreten. Konstantin hatte seinen Bruder beiseite gezogen und erklärt, daß er ihm noch vor der Abreise, die unbedingt am nächsten Frühmorgen erfolgen mußte, etwas mitzuteilen habe.

„Gewiß, gern! Gehen wir in mein Zimmer hinüber!" hatte Egmont vorgeschlagen und war seinem Bruder durch den noch hell erleuchteten Korridor vorangeschritten.

„Nun, bester Konstantin!" hob er in seiner gewohnten, etwas überlegenen Weise an, „was giebt's? Was bedrückt dein adelig ungestümes Herz? Willst du mich auf Pistolen fordern oder giebt's Friede und gar Verlobung mit der schönen Iduna? — Ja, Freund," fuhr er, ohne seines Bruders verstörte Miene zu beachten, fort, „ich glaube

zu wissen, was dich beunruhigt, weshalb du eine so ernsthaft gemessene Miene aufsteckst! Du willst mich zur Rede stellen, daß das schöne und liebenswürdige Mädchen auch ein wenig für mich übrig hat, daß sie nicht nur ausschließlich für dich Augen besitzt! Nicht wahr? Aber gieb dich zufrieden! Sie soll dein sein und bleiben, vorausgesetzt, daß sie dich will. Ich erhebe keine Ansprüche —"

„In der That, wirklich, Egmont?" fiel Konstantin ein, der mit wechselndem Ausdruck in den Mienen den Worten seines Bruders zugehört hatte. „Nun ja, ich wollte dich allerdings in dieser Unterredung bitten, mir Klarheit zu geben. Ich danke dir, daß du mir zuvorgekommen bist, daß du mir so antworten kannst. Ich glaube dir. Und willst du deiner Güte die Krone aufsetzen — dann — dann — ich muß ja leider morgen früh unter allen Umständen abreisen — werde mein Brautwerber, reite so bald wie möglich einmal hinüber und gieb mir, so rasch du kannst, Nachricht, was sie gesagt hat. Ich habe während der ganzen Zeit drüben Entsetzliches ausgehalten. Immer wollte ich reden, stets wich sie mir aus. Allerdings vertröstete sie mich, ohne daß aber ihre Absicht mißzuverstehen gewesen wäre, auf später, auf die Zeit nach unserem Fest. Dann werde sie — sie redete von allgemeinen Dingen, spielte aber deutlich auf meine stumme Werbung an — ihre Zukunftspläne fassen. Und wenn ich sie fragte, was unsere Gesellschaft für eine Beziehung zu den Entschließungen habe, von denen sie, ohne ihren Inhalt anzugeben, spräche, drehte sie in geschickter Art alles ins Leichte und Lustige, versteckte sich und entgegnete: nicht aus besonderen Gründen habe sie sich diesen Termin gewählt, sondern aus Caprice! Allein die Unterredung, die zwischen uns heute vor Tisch stattfand und die sich beim Tanz fortsetzte, bewies mir von neuem, daß sie ihre Gedanken auf dich richtet, daß sie — es verhält sich so, Egmont — mir nur ein Ja geben will, wenn sie sieht daß du sie nicht willst!"

„Hm — und du bist, wenn die Sache wirklich so liegt — ich bezweifle es allerdings stark — bereit, etwas zu nehmen, was von anderer Tische fällt, Konstantin? Ich vermöchte es nicht. Ich weiß nicht, ob damit nicht Reue und Enttäuschung eintreten, ob nicht doch noch eine sehr reifliche Überlegung vorhergehen muß. Du bist jetzt bis über die Ohren verliebt. In solchem Zustande soll man eigentlich nicht handeln. Warte lieber noch ab, mache sie feuriger, wenigstens noch wärmer, indem du einmal den Spröden, den Erzürnten spielst. Glaube mir, die beste Frau muß ein wenig irre gemacht, sie muß von Zweifeln beherrscht werden, sie muß eine gewisse Ungewißheit durchleben, sie muß sehnsüchtig begehren, indem man ihr die bisher so tief hangenden Trauben wieder fern bringt —"

„Bei Iduna gilt das nicht, Egmont," fiel Konstantin lebhaft ein. „Sie ist eine ungemein klare Natur, sie ist sehr klug und trotz ihrer spontanen Herzenswärme bis zu einer gewissen Grenze kühl. Ich weiß es, ich fühle es: wenn ich nicht jetzt um sie anhalte, wenn ich sie nicht fasse, dann — dann ist's vorbei!"

Einen Augenblick sann Egmont nach. Dann sagte er: „Nun, wohlan! Da du es durchaus willst. Aber mache mich nicht für einen schlechten Erfolg verantwortlich, Konstantin! Versprich mir das, und namentlich — gieb mir dein Wort! — verschone mich, wenn dein Antrag fehlschlägt, mit Eifersucht —"

Als die Brüder ins Gesellschaftszimmer zurücktraten, rüsteten sich der Graf, die Gräfin, Erwin und Regine gerade zum Aufbruch. Nur Egmont blieb zurück. Noch einmal schritt er durch sämtliche Gesellschaftsräume. Im Tanzsaal fand er zu seiner höchsten Überraschung Lia.

„Wie, Fräulein Lia?" rief er überrascht. „Sie noch hier und beim Helfen? Ich dachte, Sie hätten sich — und so wurde mir auch von Regine gesagt — gleich nach Tisch auf Ihr Zimmer zurückgezogen?"

„Ja, Herr Graf, es war auch der Fall! Aber ich hatte mir gleich vorgenommen, noch wieder zu erscheinen und das Abräumen zu beaufsichtigen. Da sich ja, wie Sie wissen, der Oberjäger Konrad mit heftigem Fieber hat ins Bett legen müssen, war niemand da, der das Wegräumen des Silberzeuges, das Verschließen der Tafelaufsätze und der übrigen Gegenstände hätte beaufsichtigen können."

„Immer gleich pflichttreu, immer ohne viel Worte und Ruhmredigkeit auf dem Platze!“ betonte Egmont, einen tiefen Blick auf Lia richtend. „Ja, so sind Sie! Aber nicht gut waren Sie gegen mich, Fräulein Lia! Sie wußten, daß ich gestern im Pastorhause war und daß ich und wie gern ich Sie nach Ihrem unerwartet raschen Entschluß noch gesprochen hätte! Statt nun heute vormittag mir dazu Gelegenheit zu geben, kehrten Sie erst kurz vor Tischzeit zurück und machten es mir abermals unmöglich. Aber noch mehr! Als ich Sie nach aufgehobener Tafel eifrig suchte, als ich dachte, Sie würden jetzt wenigstens das Verlangen haben, sich mit mir in dieser bedeutsamen Angelegenheit zu unterhalten, entschlüpften Sie in Ihr Zimmer.“

Lia entgegnete auf diese Vorwürfe nichts. Sie bog nur den Oberkörper leicht zurück, hielt die Augen gesenkt und atmete schwer auf. Man sah, wieviel sich in ihr zusammendrängte, wie heftig sie kämpfte.

Erst nach einem nochmaligen auffordernden Wort von Egmont hob sie bedächtig die Augen und sagte mit langsamer Betonung: „Was war noch zu sagen, Herr Graf? Ich that, was Sie wünschten. So erfüllte ich alles, was meine Kraft zuließ —“

„Ja eben, daß Sie so handelten, erforderte doch gerade eine Erklärung, Fräulein Lia!“ fiel Graf Egmont ein. „Ich wollte hören, was Sie so plötzlich zu Ihrem Entschluß bestimmt hatte. Sie sagten mir, Sie wollten erst noch mit den Ihrigen sprechen, dann handeln. Als ich zurückkehrte, erzählte mir Regine, Sie hätten erklärt, Sie seien verlobt.“

Wieder zog Lia müde die Schultern. So viel hätte sie zu erwidern gehabt, aber eben deshalb versagten ihr die Worte. Er hatte recht und doch wieder nicht recht.

Und als dann Graf Egmont, da sie nicht antwortete, nochmals auf sie einredete und seine Stimme immer wärmer und eindringlicher wurde, als er mit ihr auf den Korridor trat, seine Hand halb ermutigend, halb beschwichtigend auf ihre Schulter legte, da überkam sie plötzlich eine Schwäche. Die Lippen weit geöffnet, die Augen matt geschlossen, griff sie mit zitternden Händen um sich; hätte Egmont sie nicht in seinen Armen aufgefangen, wäre sie ohnmächtig zu Boden geschlagen.

So trug er die scheinbar Leblose in sein Gemach, bettete sie dort auf einen Divan, rieb ihr die Handgelenke, flößte ihr stärkenden Cognac ein und that überhaupt alles, was sie zur Besinnung zurückrufen konnte. Und es gelang ihm. Aber als sie sich dann, langsam erholend, umsah und sich klar machte, daß sie sich bei ihm und allein befand, da fiel sie abermals zurück, und Graf Egmont ließ sich vor ihr nieder, streichelte sanft ihre Hände und Wangen und flehte sie an, sich zu beruhigen, ihren Willen zu kräftigen, die unberechtigte Scheu abzustreifen.

„Ist's denn so schrecklich, gar so schrecklich, den Doktor zu heiraten, mein teures Mädchen?“ flüsterte er. „Können Sie denn nicht noch zurücktreten? Soll ich das Wort für Sie nehmen? Soll ich's Gussow erklären, Sie könnten doch nicht die Seinige werden?“

Statt zu antworten, bewegte sie wiederholt stark abwehrend den Kopf. Sie war indessen nur halb bei dem, was er sagte Immer beschäftigte ihr reines Herz der Gedanke, wie sehr sie gegen die Sitte verstoße, welcher Gefahr sie sich aussetzte, hier mit dem Grafen in später Nacht allein zu sein.

Und auch Gussow drängte sich in ihre Vorstellungen. Ihr erschien dieses Zusammensein mit dem Grafen als eine Untreue, ihr bangte schaudernd vor jedem neuen Wort aus Egmonts Munde, da es ihre Kraft und Stärke erschütterte, da sie — es sah doch nun einmal so in ihr aus — ihm am liebsten zu Füßen gefallen wäre und gerufen hätte: „O töte mich, Geliebter! Gieb mir dieses Zeichen deines Mitgefühls! Wenn aber nicht, so stelle die Fragen ein, auf die ich doch nicht antworten kann, nicht darf, denen du selbst am besten eine Erwiderung zu geben vermagst! Quäle, martere, ängstige mich nicht länger. Hilf mir vielmehr, daß ich nicht links noch rechts mehr sehe, daß ich nicht nur äußerlich, sondern wirklich auch innerlich die Treue kräftige, die ich Gussow schuldig bin!“

Aber der Mann, obschon er ihre Gedanken ahnte, wollte — nach Menschenart — doch das hören, was sie ihm vorenthielt,

was ihn, wie er hoffte, völlig entlasten würde, was ihm aber auch eine Bestätigung gab, daß sie ihn — ihn — liebte.

Denn jählings war's in dieser Nacht über ihn gekommen, welchen Schatz er weggeworfen hatte — daß er ihrer selbst leidenschaftlich begehrte.

Und so drang er in dem Gemisch von Not, Leidenschaft und ehrlichem Verlangen, ihr doch vielleicht noch helfen, alles unerträglich Drückende von ihr nehmen zu können, auf sie ein, dennoch zu reden, sich ihm rückhaltlos zu eröffnen.

Sie aber hatte, während er gesprochen, die Kraft zu ihrer Pflicht und auch ihren Willen zurückgewonnen und sagte fest, mit fast kaltem Ausdruck im Gesicht: „Ich habe Gussow mein Wort gegeben, ich kann's nicht mehr zurücknehmen und will es nicht zurücknehmen, Herr Graf! Und dann, es ist mir ja auch leichter geworden, als ich dachte, denn er verdient es, daß man ihm entgegenkommt. Und endlich: erlassen Sie mir Erörterungen, ich bitte Sie herzlich. Sie sind wertlos, weil sie nichts mehr ändern. Denken Sie an meine furchtbare Erregung, und wie mich die erschüttert und geschwächt hat. Legen Sie mir deshalb meine Worte von vorhin nicht als einen Vorwurf aus. Aber in meinem Inneren ist nichts als Verehrung und Dankbarkeit für Sie. Ich bitte, erhalten Sie mir Ihre gute Gesinnung, und nun, nun, ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich gehen. Schon graut der Morgen, und ich fühle mich hier — allein mit Ihnen — wie jemand, der sich eines schweren Vergehens schuldig macht. Gute Nacht — gute Nacht. Wollen — Sie — mir nicht die Hand reichen?"

Und als er, trotz dieser rührenden Bitte, dastand wie ein Stein, weil er sich sagte, noch sei es Zeit, wenn sie nur wollte, weil er ihr zürnte, da sie ihm nicht einen Finger bot zu dem, wonach ihn gegenwärtig mit brennendem Durste verlangte, da brach ein herzzerreißender Laut der Qual aus ihrer Brust, und sie wäre abermals einer Ohnmacht erlegen, wenn er sie nicht abermals aufgefangen hätte.

Dann aber, da sie fühlte, wie sein ganzes Sein mit sehnsüchtigem Verlangen zu ihr hindrängte, riß sie sich empor, öffnete blitzschnell die Thür, bevor er sie noch daran zu hindern vermochte, und floh, einem Schatten gleich, die mondhelle Treppe hinab.

* * *

Die Nacht brachte beiden weder Ruhe noch Schlaf.

Der Mann, in dem eine Erweckung vor sich gegangen war, als ob ihm plötzlich Binden von den verschlossenen Augen gerissen seien, kämpfte einen ungeheuren Kampf zwischen Vernunft, Pflicht und Leidenschaft.

Vernunft und sachliche Überlegung riefen ihm zu: Du mußt, da du die Gelegenheit nicht rechtzeitig wahrgenommen hast, verzichten! Du warst der Brautwerber, wie kannst du jetzt — einen Tag später — selbst der Erwählte sein wollen? Man wird dich mit Recht als das schelten, was du nicht bist und sein willst, was aber bei deiner Ankunft alle annahmen, daß du's seist. Du darfst auch gegen Gussow nicht so handeln! Es wäre ein Verrat an jeder Gerechtigkeit und an jeder vornehmen Denkungsart. Aber auch ein völliger Bruch würde die Folge sein zwischen dir und deinen Eltern, ein Bruch mit deinen aus Erziehung und Lebenserfahrungen hervorgegangenen Überzeugungen.

Allerdings folgte diesen Vorstellungen dann doch wieder eine krankhafte Sehnsucht nach Lia, nach ihrem Blick und ihrem sanften Wesen, ein ungeduldiges Stürmen, in ihre Nähe zu gelangen, es zu hören, daß sie alles, alles auf der Welt hinwerfen, gar mit ihm hungern werde, wenn sie nur ihm gehören dürfe.

Das waren, wie er sich sagte, jene geheimnisvollen Gewalten, denen fast jeder einmal unterliegt, und wenn er auch vordem spottend gemeint, ihm könne das nicht geschehen. Das war die treibende Kraft, um alles Lebendige hervorzubringen, einen Bestand, eine Fortdauer und eine Wiederkehr zu sichern, der Erde ihr blühendes Gewand zu verleihen, den Trieb nach Vollendung zu kräftigen, es war dennoch, dennoch das, was dem Leben einen tieferen Inhalt gab.

Freilich verschaffte diese Philosophie seinem unruhigen Inneren keine Besänftigung, vielmehr setzte sich der Gedanke in ihm fest: das Höchste, was ihm werden könne, sei neben

der Ausführung seiner sonstigen Lebenspläne der Besitz Lias.

Und Lia lag schluchzend in ihrem Bett und suchte nach einer Geißel, um sich dafür zu strafen, daß sie nichts anderes denken konnte, als ihm, Egmont Zecher, anzugehören, daß ihr sogar in dieser Stunde Schauder über den Körper rieselten, wenn sie sich vorstellte, sie solle am folgenden Tage wieder Gussow gegenübertreten, gar Liebesbeweise von ihm empfangen und sie ihm zurückgeben.

* * *

Eben war, nachdem auch Erwin und Konstantin Schloß Bünderode wieder verlassen hatten, Doktor Gussow abgereist. Er mußte sich in jedem Fall seinem Auftraggeber stellen. Er hatte von Hamburg aus erklärt, so bald wie möglich Nachricht geben zu wollen, ob er zurückkehren oder ob er diese Reise noch unternehmen müsse. Wenn er so rasch einen Ersatz finden konnte, war die größte Wahrscheinlichkeit seiner unmittelbaren Wiederkehr vorhanden.

Lia hatte bei den letzten Begegnungen mit ihm ihre Wünsche nicht mehr zur Sprache gebracht. Sie hatte sich gegeben, als ob, da sie sich über die Beschleunigung ihrer Verbindung einig geworden, Erörterungen nicht mehr erforderlich seien. In Wahrheit hatte sie keine Kraft besessen, etwas von neuem zu fordern, bei dem sie ursprünglich ganz andere Gründe geleitet hatten.

Sie glich jemand, dem es bekannt ist, daß er unrettbar der Macht der Verhältnisse verfallen ist, und der nur noch die Fähigkeit besitzt, das, was in ihm brodelt, unter der Miene sanfter Ergebung zu verstecken.

„Ist dir wieder einmal schwer zu Mute, meine Lia?“ hatte Gussow seine Braut wiederholt gefragt.

Schon an dem Abend, als sie gehört hatte, daß Graf Egmont dagewesen sei, hatte sie ein verändertes, stilles Wesen an den Tag gelegt, und nur mit Mühe war es ihm gelungen, sie wieder zu sich zu führen.

„Ja, mein Freund,“ hatte sie erwidert, „es ist, wie du sagst, und es wird sich auch noch wiederholen. Gieb, ich bitte, nichts darauf, beachte es gar nicht! Ich habe deine hochherzige Zusage, daß du mir deshalb nichts nachtragen willst, und du weißt, wie sehr ich dir dafür danke.“

So hatte sie ihn und sich beschwichtigt. Dann aber kam nach seinem Weggang das Alleinsein; dann kamen wieder Begegnungen mit Egmont auf dem Schlosse, wo sie, um das Regine gegebene Versprechen einzulösen, zu ihrer Qual verbleiben mußte.

Nachdem drei Tage ohne Nachrichten von Gussow verstrichen waren, hielt es die gemarterte Seele nicht länger aus.

Es war Lia, als ob ihr das Herz springen müsse, wenn sie nicht irgendwo sich aussprechen konnte. Sie mußte — das stand fest bei ihr — zu ihrer Mutter. Ihr wollte sie sich anvertrauen.

Ihre Mutter hatte eine so gütige Art, sie wußte so milde zuzureden, das Dunkel in Licht zu verwandeln, aus ihren Erfahrungen Beispiele anzuführen, in so bezwingender Weise den bedrückenden Vorstellungen eine freundliche Wirklichkeit entgegenzustellen, das Innere umzuwandeln, das rebellische Ich der verständigen, ergebungsvollen Ruhe, der Pflicht, der milden Einsicht zurückzuführen.

Lia entfloh dadurch auch — Egmont. Sie fürchtete ihn, obschon er sie mied. Er war überhaupt verwandelt. Er sprach bei Tisch — gegen seine Gewohnheit — fast gar nicht, und wenn er Lia einmal mit einem Blick streifte, so geschah es eher verloren und ausdruckslos als in der alten gütigen Art und Weise.

Gegen sieben Uhr abends erbat sich Lia von Regine Urlaub, küßte den kleinen Eberhard, der sich in diesen Tagen noch enger an sie geschmiegt hatte denn zuvor, und der auch jetzt weinend bat, daß sie nicht fortgehen, daß sie bleiben und ihn erst im Bett beten lassen möge, und eilte sodann den Schloßberg hinab.

Egmont hatte bei Tisch auf seiner Mutter Frage erklärt, er wolle sich am folgenden Tage für kurze Zeit nach Trankerweide begeben; an diesem Spätabend habe er noch mit dem Ortsvorsteher unten wegen Förderung der Zweigbahnangelegenheit zwischen Eckernmünde und Bünderode Rücksprache zu nehmen.

Diese Mitteilung hatte anfänglich Lias Absicht, ihre Mutter im Pastorhause auf-

zusuchen, umstoßen wollen. Angst hatte sie ergriffen, sie könne ihm im Flecken begegnen, und nur die Vorstellung, daß es sehr unwahrscheinlich sei, hatte sie zu ihrem Vorsatz zurückgeführt.

Als Lia über den vor dem Pastorhause befindlichen freien Platz schreiten wollte, kam gerade der alte Doktor Gussow eilenden Schrittes vorüber.

Er wollte noch zu einem seiner Hilfe bedürftigen Einwohner. Sobald er Lia erblickte, winkte er ihr freudig überrascht zu und eilte ihr entgegen.

Er war ein mittelgroßer Mann mit klug lächelnden Augen, aber simplen Gesichtszügen und einem spärlichen Kinnbart. In seinem Wesen machte sich durch reichlich umständliche Reden ein Gemisch von Verlangen nach Beachtung seiner eigenen Person und gleichzeitigem Bemühen bemerkbar, anderen durch schmeichelnde Betonung ihres Wertes zu gefallen.

Diese Eigenart trat auch heute zu Tage, während er auf Lia einredete, und bei der Stimmung, die sie im Augenblick beherrschte, konnte es nicht fehlen, daß sich Lia stark von ihm abgestoßen fühlte. Sie verhehlte sich seine trefflichen Eigenschaften nicht, aber die Aussicht, ihm und seiner Familie näher zu treten, erfüllte sie mit nichts weniger als freudigen Gefühlen. Da Ernsts Mutter wegen ihrer strengen Grundsätze und ihrer scharfen Kritik in ganz Bünderode gefürchtet und wegen ihres anspruchsvollen Wesens keineswegs beliebt war, so fühlte sie sich auch von ihr nicht sonderlich angezogen. Lia war von ihrer starken Bevormundungssucht schon mehrfach störend berührt worden.

„Die Farbe mußt du nicht tragen, Kind," hatte sie kritisch schon am ersten Tage hingeworfen. Und: „Überlegt euch das doch noch einmal verständig! Geld ausgeben ist leicht, es zu erwerben, ist schwer!" hatte sie dann wohl noch hinzugesetzt, als ob Ernst und Lia Kinder seien.

Sie mußte immer belehren und erziehen, und gerade dieser Drang hatte sie eher verhaßt, als selbst bei denen schätzenswert gemacht, die ihre Tugenden kannten und ihre guten Charaktereigenschaften zu schätzen wußten.

Lia traf ihre Mutter allein. Der Pastor war über Land gefahren, um einem Sterbenden das Abendmahl zu erteilen.

Sie saß schon hinter herabgezogenen Vorhängen bei einer Lampe.

Der Herbst streckte bereits die Fingerspitzen aus: das Pastorhaus, von dem Laub der hohen Bäume beschattet, lag stark im Schatten; da schwand allzufrüh das Licht.

„Was? Du, Lia!? Ei, ei, wie nett! Das ist ja eine Überraschung! Komm, leg ab, mein bestes Kind! Nun? Du hast gewiß Nachrichten von deinem Ernst — und gute! Erzähle, mein Herzensmädchen —"

Aber schon gleich nach dieser Rede verlor sich der freudige Ausdruck in den Zügen der Frau. Sie erschrak, als sie ihre Tochter näher anblickte.

„Um Gottes willen, was ist —? Du siehst gar nicht glücklich aus! Hat's oben etwas gegeben — oder kann Ernst sich nicht frei machen?"

Statt zu antworten, fiel Lia ihrer Mutter plötzlich um den Hals. „Ach, Mutter, Mutter!" stieß sie dann unter verzehrendem Schluchzen heraus. „Ich bin so schrecklich unglücklich. Hilf mir —"

Und als die bewegliche Dame sie dann in höchster Unruhe zu besänftigen suchte, sie aber auch mit Fragen bestürmte, ließ sich Lia wie vernichtet in einen Stuhl sinken und sagte: „Nun ja, teure Mutter. Es mag dir denn gesagt sein: ich kann, kann Ernst Gussow nicht heiraten — und da ich es doch nun muß, so bin ich das elendeste Wesen auf Gottes Erdboden."

„Wie? Du kannst ihn nicht heiraten? Ich denke, du hättest dich ganz in die Sache gefunden und hineingelebt, du seist, wennschon keine überselige, so doch ganz glückliche Braut. Was liegt denn vor? Was macht dich denn wieder irre?" Und weder mit ihrer starken Enttäuschung noch einem gewissen Mißmut zurückhaltend, schloß sie: „Na, das sind ja schöne Neuigkeiten, das sind ja schöne Aussichten —"

„O sprich nicht in einem solchen Ton, Mutter!" stieß Lia, wie vernichtet, heraus. „Sieh, Mutter, ich flüchte mich ja zu dir, weil ich — weil ich — keinen Ausweg mehr weiß, weil ich in Not zu ersticken drohe! Trost, Hilfe, Erbarmen, Befreiung suche ich — keine Vorwürfe, die ich nicht verdiene,

die, teure, liebe Mutter, meine Martern nur erhöhen, statt mich zu mir selbst zurückzuführen!"

„Ich wollte dir nicht wehe thun, Lia!" lenkte die Mutter ein, der das Herz bei den Worten der Tochter gezittert hatte. „Und du hast recht. Einen Platz will der Mensch haben, wo er Verständnis für das findet, was in ihm auf- und abgeht! Und so sage ich: Halte mit nichts zurück, Lia, sprich ohne Rückhalt! Fürchte keine falsche Beurteilung, fürchte kein strenges Wort. Glaube vielmehr, daß ich alles, alles aufwenden werde, um dir zu helfen, dich aus deiner Not zu befreien."

Lia streckte ihrer Mutter, gerührt durch solche Sprache, die Hand entgegen und sagte: „Wohlan — höre denn!"

Und ohne jeden Rückhalt erzählte sie nun, wie es in ihrem Herzen aussah, welche Umstände sie veranlaßt hatten, auf Gussows Bewerbungen hin ja zu sagen. Aber sie hielt auch nicht mit dem zurück, was oben auf Egmonts Zimmer in der Nacht nach dem Feste geschehen war.

Mit fortwährend wechselnden Empfindungen hatte die Pastorin dem Bericht ihrer Tochter zugehört. Als aber diese mit den Worten schloß: „Sieh, Mutter, das ist die Wahrheit! So steht's! Er liebt mich — er will mich — und doch ist alles für immer verloren! Begreife daher, daß nur zweierlei übrig bleibt, mich zu erlösen: entweder noch heute abend Ernst Gussow zu schreiben: ‚Sage, denke und thue, was du willst! Ich kann doch nicht!' — Oder — oder, Mutter, drüben im Gehölz in den Moorsee zu springen, damit alle Qual ein Ende hat —"

Da sprang die Frau entsetzt empor und rief, ihre Rechte auf Lias Lippen pressend: „Um Himmels willen, nicht weiter, Lia! Du bist krank — du bist nicht bei Sinnen. Fasse, beruhige dich! Wir werden beraten, was zu thun ist."

„Ach, Mutter, Mutter! Wenn's nur was Rechtes geben könnte! Aber es giebt nichts! Wie ich auch überlege, immer bleibt die gleiche Trübsal. Schreibe ich Ernst Gussow ab, so kann ich nicht mehr hierbleiben und muß — von den Bünderodern geschmäht, verunglimpft und verlästert — für alle Zeiten unsere geliebte Heimat meiden. Werde ich aber seine Frau, so stürze ich mich mit offenen Augen in einen Abgrund von Zwang, Unbefriedigung und Thränen. Ich kann mich auch mit seinen Eltern nicht verstehen; ich hatte mir die Schwierigkeiten vorher gar nicht so klar gemacht. Ich handelte ja damals unter dem Eindruck, daß ich dem Grafen Egmont völlig gleichgültig sei. Wie sollte ich auch anders denken, zumal er der Brautwerber für Ernst war. — — Aber die Hauptsache, Mutter! Der Graf wird mich niemals heiraten! Ist jetzt etwas für mich in ihm, so ist's der Widerstand gegen die Welt, die Unmöglichkeit, etwas zu erreichen. Er gehört zu denen, deren Energie und Kräfte in dem Maße wachsen, als die Schwierigkeiten sich erhöhen. Sie reizen ihn und reizen seine Sinne. Kommt's so weit, so wird er sich seiner hochmütigen Mutter, seines streng denkenden Vaters, seiner Brüder erinnern, wird sich ins Gedächtnis zurückrufen, welche Enttäuschungen ihm sein Ehebündnis brachte. Und, gesetzt den Fall, es ginge doch, er setzte es trotzdem durch, wie dann leben? Graf Egmont hat ja nicht einmal Genügendes für sich selbst. — Er erklärt es fortwährend! — Wie will er eine Frau ernähren? Niemals wird der Graf etwas hergeben, wenn es sich um eine Lia Döbler handelt. Er wird nur die Taschen öffnen, und Graf Egmont wird vielleicht seinen Stolz nur dann bezwingen, ihn um etwas zu bitten, wenn, wenn — Iduna von Dormien der Preis ist! Also, du siehst! Nirgend ist ein Ausweg!"

Das war allerdings eine Logik, die das lachende Gefilde, in dem die Pastorin Lia bereits an dem Arme des Erbherrn Graf Egmont von Becher-Bünderode zum berstenden Neide aller hatte einherschreiten sehen, in ein dunkles Thal völliger Hoffnungslosigkeit verwandelte.

Und so ganz unrecht hatte Lia nicht, obschon die Pastorin sich sträubte, ihr beizupflichten, daß Graf Egmont — sollte er sie lieben und wollen — nicht die Wege und Mittel zur Durchführung seines Willens finden würde. Noch stand es aber gar nicht einmal fest, daß er ihrer begehrte. Gesprochen hatte er kein Wort. Er hatte nur in jener Nacht zum Ausdruck gebracht, daß ihn ein stürmisches Gefühl der Zuneigung für sie ergriffen hatte.

Während noch diese Zweifel und Hoffnungen in wirrem Streit durch Lias Seele zogen, wurden die Frauen durch das Eintreten des Hausmädchens gestört, dem ein eiliger Gast unmittelbar auf dem Fuße folgte. Es war Graf Egmont. Sein Erscheinen raubte Lia vollends den Rest ihrer Kräfte. Er, er da, und sie doch wieder ihm — abgelöst von denen oben — gegenüber!

Auch der Graf hielt mit den Ausdrücken seiner außerordentlichen Überraschung nicht zurück.

Gleich ihr büßte er seine innere Unbefangenheit wenigstens vorübergehend völlig ein, und nur äußerlich wußte er sich zu beherrschen.

„Ah — Sie — auch hier — Fräulein Lia? Davon wußte ich ja gar nichts! — Guten Abend!“ hob er an. Und: „Guten Abend, liebe Frau Pastorin,“ fuhr er fort. „Entschuldigen Sie den späten Eintritt — zumal wenn ich stören sollte.“

„Durchaus nicht! Ich bitte, verehrter Herr Graf!“ entgegnete die Frau, sich ebenfalls rasch fassend. Und absichtlich warm und nachdrücklich im Ton: „Was kann uns angenehmer sein als Ihr Besuch, durch den Sie nur wieder Ihre stete, gütige Gesinnung gegen uns bekunden —“

Graf Egmont verzog das Antlitz zu einem freundlich verbindlichen Ausdruck, aber er erhob auch die Hand zu einer liebenswürdigen Abwehr „wegen dieser unverdienten Artigkeit“.

Indessen erhielt die Fortsetzung des Gesprächs gerade durch die Worte der Pastorin den Charakter, der der Sachlage angemessen war.

Egmont sprach, sich zu einer äußeren Unbefangenheit zwingend, mit sanfter Freundlichkeit auf Lia ein, erkundigte sich, ob sie Nachricht von Gussow habe, und suchte sie durch Blicke und Mienen aufzurichten.

„Morgen gehe ich auf drei Tage zu Dormiens nach Trankerweide,“ warf er darauf, plötzlich abbrechend, hin. „Dann packe ich oben meine Sachen und siedle zunächst einmal für die Herbstzeit nach Eckernmünde über. Den Winter will ich in Berlin zubringen, und im nächsten Frühjahr arbeiten wir, so Gott will, bereits mit der Gesellschaft, die ich ins Leben zu rufen beabsichtige. Zuletzt denke ich, gelange ich auch mit meinen Plänen für Bünderode ein gut Stück weiter —“

„Hm — hm,“ machte die Pastorin, obschon sie wenig bei der Sache war. „Und was wollen Sie in Berlin beginnen, lieber Herr Graf?“

„Da will ich neben der finanziellen und technischen Vorbereitung für die erwähnte Gesellschaft weitere gründliche Studien über deutsche Verhältnisse machen, die mir doch nur noch zum Teil geläufig sind. Auch habe ich vor, mich ein wenig mit den schönen Künsten zu beschäftigen.“

„Ja, glücklich, wer's so haben kann,“ seufzte die Pastorin. Sie war heute nicht dieselbe wie sonst. Sie hatte ihre fröhliche Lebendigkeit, ihre Frische und ihren Humor ganz verloren; wie eine tiefe Traurigkeit lag es auf ihr.

„Sie seufzen, meine liebe Frau Pastorin?“ redete ihr der Graf freundlich zu. „Sie sollten nicht traurig sein. Ich habe neulich etwas von Korl Lickefett gelernt; ich habe seine Redensart gehört, die nicht ohne tieferen Sinn ist: ‚Dat's gud, un wedder nich gud, und doch viellich gud —‘ Man muß — ich hab's so oft erfahren — niemals denken, daß das Ungemach eben nur Ungemach ist. Das scheinbare Unglück ist meist des Menschen Glück.“

Und zu Lia gewendet und ihr Auge mit großer Wärme suchend, fuhr er fort: „Auch Ihnen möchte ich's sagen, Fräulein Lia. Seien Sie nicht so ernst und bedrückt — es schmerzt mich tief, daß ich Sie so sehe — Glauben Sie, daß alles gut wird, wenn man selbst nur will! Man hat's in seiner eigenen Hand!“

Aber während noch Lia darüber nachsann, was Graf Egmont mit diesen Worten bezweckte, sich unruhig quälte, ob darin die Aufforderung lag, alles gehen zu lassen, wie es nun einmal zwischen ihr und Doktor Gussow sich gestaltet hatte, oder ob eine Aufforderung darin lag, das Eingeleitete im letzten Augenblick doch noch wieder über den Haufen zu werfen, wurde draußen abermals ein Klingeln der Hausglocke vernehmbar, und gleich darauf erschien mit gehobener und glücklich gespannter Miene Doktor Gussow vor ihren Augen.

„Da bin ich, da bin ich! Ich habe mich

frei machen können," rief er mit strahlenden Augen und eilte, die Pastorin und den Grafen kaum beachtend, auf seine Braut zu.

Lia aber, die schon bei seinem Eintritt die Farbe gewechselt hatte, war nicht im stande, ihm entgegenzukommen. Als sie sich erheben wollte, verlor sie die Besinnung, schwankte und blieb, ebenso wie in jener Nacht im Schlosse, in den Armen des bestürzten Mannes wie leblos liegen.

* *
*

Als Egmont Zecher am folgenden Morgen noch in seinem Bett ruhte, brachte ihm der Lakai ein für ihn eingetroffenes Schreiben. Es war von Lia und enthielt die nachstehenden Worte:

„Hochzuverehrender Herr Graf! Nicht anders weiß ich mir zu helfen, um mich aus dem Wirrsal zu retten, als daß ich noch einmal mich Ihnen anvertraue und an Ihre Güte zu wenden wage. Ich bitte Sie, so herzlich ich kann: bewirken Sie freundlichst, bevor Sie das Schloß verlassen und nach Trankerweide fahren, daß die Ihrigen mir die Erlaubnis erteilen, schon heute hier meine Thätigkeit einzustellen. Sie, der Sie alles können, werden es ermöglichen, Sie werden es auch wissen, wie es zu beginnen ist, ohne daß man die Gründe erfährt, die mich zu meiner inständigen Bitte leiten.

Und ferner, hochverehrter Herr Graf, reden Sie, da ich es nicht vermag, gütigst sogleich mit meiner Mutter, daß ich womöglich noch heute zur Kräftigung meiner Gesundheit und meiner Entschlüsse an einen anderen, ruhigeren Ort gelange.

Wenn beides geschieht, wenn ich hier oben meine Verpflichtungen lösen kann und in ruhiger Abgeschlossenheit anderswo Gelegenheit finde, mich für das Kommende zu sammeln und zu festigen, wird sich das ergeben, was wir alle ersehnen.

Ich will es und muß es, aber ich kann es nur unter solchen Bedingungen. Soll ich nach den Vorgängen in der bisherigen Umgebung bleiben, dann — ich fühle es — erliege ich. Ich bin geistig und körperlich so mitgenommen, daß ich nur mit der größten Anstrengung — zitternd, fiebernd, von Angst und Unruhe förmlich gefoltert — diese Zeilen aufs Papier bringen kann.

Ich könnte mich vielleicht nach Eckernmünde zu Senators begeben, ich könnte erklären, daß mir Herbstseebäder und Seeluft verordnet seien.

Mir bangt davor, Sie noch einmal mit meinen Angelegenheiten in solcher Weise zu belästigen. Aber ich habe ja erfahren, welch ein edelmütiges Herz Sie besitzen, und Sie wissen, daß alle Ihre schrankenlose Güte Ihnen nie vergessen wird Ihre arme, kranke Lia Döbler."

Unruhevoll gingen Graf Egmonts Gedanken hin und her, nur in einem Punkte gelangte er vorläufig zu einem festen Entschluß, nämlich dem: alles daranzusetzen, des armen Mädchens Wünschen zu entsprechen.

Nachdem Lia am Abend vorher von der Ohnmacht befallen war, war er sehr bald aufgebrochen. Man hatte ihn nicht zurückgehalten, da Gussow ihm nur mit größter Selbstüberwindung höflich begegnet war, und die Pastorin neben der Angst um ihre Tochter auch die Befürchtung hegte, es könne sich zwischen beiden etwas Unliebsames ereignen.

Nach einer halben Stunde war Lia wieder zu sich gekommen und hatte alsdann, von Gussow gestützt, den Rückweg nach dem Schlosse angetreten.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Regine," hob Graf Egmont an, nachdem schon erörtert worden war, daß Lia krank sei und nicht erscheinen könne, auch das eben gemeinsam eingenommene Frühstück sein Ende erreicht hatte. Die Gräfin war soeben mit Eberhard in das Gartenbalkonzimmer getreten und der Graf in den Garten hinausgeschritten.

„Du mußt sogleich mit Mama sprechen und ihre Zustimmung zu erlangen suchen, daß Fräulein Lia sofort das Schloß verläßt. Ich weiß, daß ihre schwachen Kräfte ein weiteres Bleiben nicht erlauben. Damit sie euch nicht wochen- oder gar monatelang als Kranke zur Last falle, ist es sogar erforderlich, daß ihr sie gehen laßt, Regine. Ganz abgesehen davon, daß es ihr natürlich über die Maßen peinlich ist, noch mit Mama zusammen zu sein, und abgesehen von den Wünschen der Ihrigen, ist es nur ein Akt

der Menschlichkeit und ein Akt der Klugheit, ihrer Bitte nachzugeben. Man will, daß sie so rasch wie möglich nach Eckernmünde gebracht wird, man erhofft dort Heilung von ihrer beängstigenden Nervosität. Ich war gestern im Pastorhause und fand sie dort schon in einem bedenklichen Zustande. Lediglich ihr Pflichtgefühl hat sie — obschon sie von einem starken Fieber ergriffen war — wieder zum Schloß zurückkehren lassen. Ich bitte dich, meine gute Schwester, den kleinen Eberhard unter deine Fittiche zu nehmen, bis seine neue Erzieherin eintrifft. Ist sie schon unterwegs?"

Regine schüttelte den Kopf; was jedoch ihr Bruder von ihr verlangte, versprach sie nach kurzem Besinnen. Auch eilte sie sogleich fort, um vorher noch Lia zu trösten.

Nachdem Graf Egmont in solcher Weise die Einleitungen im Schlosse getroffen hatte, begab er sich, die Abfahrt nach Trankerweide verschiebend, in den Flecken hinab und richtete seine Schritte direkt zum Pastorhause. Es war, da man oben spät zu frühstücken pflegte und die Unterredung mit Regine längere Zeit in Anspruch genommen hatte, halb elf Uhr geworden, als Graf Egmont den Flur des Pfarrhauses betrat.

Zu seiner wenig angenehmen Überraschung fand er beim Eintritt die Pastorin nicht anwesend, wohl aber Doktor Gussow, der, mit einem Briefe beschäftigt, bei seinem Eintritt nicht eben sehr angemutet, die Feder weglegte, um ihm entgegenzutreten.

„Nun, schon wieder so früh hier, Herr Graf, und nicht nach Trankerweide? Ich denke, Sie wollten dahin fahren?" hob er in argwöhnisch bevormundendem Tone an.

„Ja, wie Sie zu sehen belieben!" gab Egmont Zecher, durch den herabsetzenden Ton gereizt, trocken zurück. „Ich wollte Sie auch durchaus nicht inkommodieren, sondern wollte Frau Pastorin sprechen. Wissen Sie, wo ich sie finde?"

„Bitte, von inkommodieren kann keine Rede sein," entgegnete Gussow, nun schon etwas ruhiger und vorsichtiger in der Sprache. „Ich äußerte mich nur so, weil ich durch Ihr Erscheinen überrascht war."

„Das ändert die Dinge," erwiderte der Graf und hemmte den Fuß, den er fast schon zum Weggang erhoben hatte. „Sie legten aber ein verletzendes Mißvergnügen durch Ihre Worte an den Tag, was um so befremdender wirkte, als ich mich in Ihrem Interesse herbemüht habe. Ich wollte nämlich nur melden, daß Ihr Fräulein Braut sich sehr schlecht befindet, daß sie den dringenden Wunsch hat, heute bereits vom Schlosse Abschied zu nehmen und sich womöglich gleich nach Eckernmünde zu Senator Krude zu begeben. Da sie nicht herkommen kann, hat sie mich gebeten, das alles hier unten vorzubereiten."

Gussow hatte mit wechselndem Ausdruck in den Mienen zugehört.

Aber nicht Beschämung, sondern vielmehr Groll und Ingrimm spiegelten sich in seinen Mienen darüber wieder, daß immer von neuem dieser Mann als Vermittler, als Helfer, Freund und Berater von Lia auftrat.

„Ich muß Ihnen allerdings sehr dankbar sein," gab er demzufolge mit doppelsinniger Betonung zurück, „daß Sie so außerordentliches Interesse für meine Braut an den Tag legen, Herr Graf; diesen Dank spreche ich Ihnen hiermit auch geziemend aus. Im übrigen aber werden Sie wohl verstehen und mir nachfühlen, wenn ich die sehr höfliche Bitte an Sie richte, nunmehr alle Angelegenheiten, die meine Braut betreffen, meiner Sorge zu überlassen. Ich muß Sie sogar dringend darum zu ersuchen mir gestatten —"

Bei den Schlußsätzen war etwas finster Drohendes in die Augen des Sprechenden getreten. Die vorher leise zitternde Stimme hatte einen herausfordernden, rauhen Klang angenommen.

Für Augenblicke war's, als ob sich in dem so Abgefertigten eine innere Umwälzung vollziehe, wie sie in den Tiefen eines Kraters vor sich zu gehen pflegt, ehe der Ausbruch erfolgt.

Egmonts Gestalt hob sich, die Augen gerieten in eine unheimlich rollende Bewegung, und seine nervigen Hände krampften sich zusammen. Dem Manne war anzusehen, daß er den Doktor am liebsten an der Gurgel gepackt und für seine Unverschämtheit zu Boden gestoßen hätte. War das der Lohn für seine Uneigennützigkeit, für sein Eingreifen, wozu ihn lediglich sein mitleidig empfindendes Herz veranlaßt hatte?

Aber er wählte doch nicht das, wozu ihn sein Temperament drängte; er maß den Mann ihm gegenüber mit einem Blick kühler Geringschätzung, zog den an ihn gerichteten Brief Lias hervor und sagte: „Erst lesen Sie! Dann sagen Sie mir, ob Sie gewillt sind, mir die schwere Beleidigung, die in Ihren Worten und in Ihrer Art zum Ausdruck gelangt ist, abzubitten. Je nach dem Ausfall Ihrer Antwort werde ich Ihnen eine präcise Antwort auf Ihr Ersuchen erteilen! — Bitte! ich habe Zeit!" schloß der Sprechende mit unheimlich wirkender Ruhe, rückte sich kurzweg einen Stuhl näher und ließ sich, Gussow finster beobachtend, auf diesem nieder.

Aber während Gussow mit zusammengekniffenen Lippen, den Reflex der innerlich gärenden Leidenschaft auf dem Antlitz, den Brief studierte, ließ Graf Zecher den Blick gleichgültig durch die geöffnete Thür des Wohnzimmers in den Garten hinausschweifen. Erst als der Doktor, der inzwischen zu Ende gelesen hatte, eine Bewegung machte, um ihm das Schriftstück wieder einzuhändigen, wandte er sich zu jenem zurück.

„Nun, mein Herr?" stieß er mehr befehlend als fragend hervor, indem er sich erhob und seinem Gegenüber um einen Schritt näher trat: „Kann ich nunmehr eine Entschuldigung erwarten? Ich denke, Sie haben den stärksten Anlaß dazu!"

„In solchem Ton herausgefordert, bedaure ich, Herr Graf, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können," entgegnete Gussow, der sich bereits zu einem gewissen Entgegenkommen halb und halb entschlossen hatte, den aber nun Stolz und Reizbarkeit davon zurückhielten. „Ich weiß überhaupt nicht," fuhr er fort, „was ich Ihnen abzubitten hätte. Ich sagte schon, daß Sie bei gerechter Würdigung der Dinge verstehen müßten, wie wünschenswert es für mich ist, daß meine Braut ihre Angelegenheiten jetzt lediglich auf meine Schultern legt. Infolgedessen mischte sich begreiflicherweise bei Ihrem Eintritt in meine Rede ein Ton des Unbehagens und des Erstaunens, daß Sie trotz Ihrer bestimmten Erklärungen nicht abgereist seien. Das ist das einzige, was vorliegt."

„Sie vergessen in Ihrer Darstellung der Vorgänge etwas, mein Herr. Sie vergessen, daß Sie, ohne nachträglich Gelegenheit zu nehmen, die Beweggründe meines Handelns festzustellen, einen mich herabsetzenden Verdacht walten ließen, indem Sie drohend herausstießen, Sie müßten mich dringend ersuchen, mich um meine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern. Ich habe Ihnen nun nachgewiesen, weshalb es abermals geschah, und ich wiederhole zum letztenmal meine Forderung, daß Sie erklären, Sie bedauerten Ihre gegen mich beobachtete Haltung!"

Aber Gussow hatte, vielleicht gerade weil das Recht auf Graf Egmonts Seite lag, bereits alle Mäßigung verloren. Je höher des fremden Mannes Wert vor ihm aufstieg, desto leidenschaftlicher gestalteten sich seine Gefühle. Überdies hatte ihm Lias Brief unzweifelhaft bewiesen, daß sich deren Gedanken auf ihn, auf Graf Zecher richteten, daß er der Mann war, den sie liebte, dessen Namen sie ihm damals nicht hatte nennen wollen.

Und so fuhr's aus ihm heraus gleich Sturm und Wetter, und so sprach er, ohne von der Aufforderung zu einer Entschuldigung überhaupt Notiz zu nehmen: „Was soll eigentlich das Herumgehen um den Kernpunkt, Herr Graf? Wollen Sie mir das Mädchen lassen, um das Sie selbst für mich geworben haben — ich kann mir jetzt vorstellen, welche Absichten Sie dabei verfolgten — oder haben Sie sich nachträglich besonnen und wollen Sie sie als, als — Gattin begnadigen? Machen Sie wenigstens reinen Tisch und spielen Sie nicht noch fortwährend den Tugendhaften!"

Kaum war das letzte Wort dieser maßlos verletzenden Rede über Gussows Lippen gegangen, als der Graf blitzschnell nach der von ihm fortgelegten Reitpeitsche griff. Und dann holte er aus und reckte sich, als ob Gott Thor zornwütig den Hammer in der Faust habe, und schlug den Doktor Ernst Gussow dreimal so rasch und mit solcher Wucht über den Kopf, daß der Getroffene schier zu Boden taumelte.

Und gleichzeitig trat, aufschreiend und Todesblässe in den Zügen, die Pastorin Döbler vom Garten aus ins Zimmer.

(Schluß folgt.)



Wilhelm Heinrich Riehl.

Von

Franz Muncker.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es wird wenige Männer der Wissenschaft geben, die den gebildeten Kreisen des gesamten deutschen Volkes persönlich so gut bekannt waren wie Wilhelm Heinrich Riehl. Die Arbeit des streng wissenschaftlichen Forschers und das Leben des Volkes werden ja leider noch so oft als Gegensätze aufgefaßt, zwischen denen keine Versöhnung angestrebt werden soll. Wie gar mancher in seinem Fache ausgezeichnete Gelehrte fürchtet das Heiligtum seiner Wissenschaft zu entweihen, wenn er aus der engen Genossenschaft seiner nächsten Mitforscher heraustreten und auf weitere Schichten des gebildeten Volkes zu wirken versuchen würde! Was er leistet, dient unmittelbar nur der Fachgelehrsamkeit; der Allgemeinheit kann es nur mittelbar, auf Umwegen und in späterer Zukunft zu gute kommen. Ohne Zweifel erfordern ja einzelne Wissenschaften, wenigstens in bestimmten Zeiten ihrer Entwickelung, eine solche Abgeschlossenheit des gelehrten Forschers; andere vertragen jedoch desto besser die lebhafteste unablässige Berührung mit dem Volksleben. Es muß sich ihnen nur kein schüchtern-unbeholfener oder auch vornehm-selbstgenügsamer Gelehrter, sondern ein richtiger Mann des Volkes widmen, der auch bei der eifrigsten, fachmännisch strengsten Forschung eingedenk seines Rechtes und seiner Pflicht ist, nach seinen Kräften zum Besten möglichst vieler beizutragen: so haben beide, die Wissenschaft ebenso wie das Volksleben, von seinem Wirken gleichermaßen köstlichen Gewinn.

Solch ein richtiger Mann des Volkes war Riehl, und desgleichen war die Wissenschaft, die er sich gewählt hatte, so geartet, daß sie sich auf die genaueste Kenntnis des Volkslebens gründete und von Natur hinausdrängte aus dem engen Gelehrtenbezirk ins Volk. Mit schlichten Worten hat Riehl selbst wenige Jahre vor seinem Tode die zwei Hauptaufgaben seines Lebens dahin bezeichnet, daß er das Leben des Volkes persönlich zu beobachten und nach dem Leben zu malen, sich aber dabei auch immer zugleich seine eigenen Gedanken zu machen hatte, die um so weiter in Vergangenheit und Gegenwart umherflogen, je begrenzter der Kreis seiner Beobachtungen war. Zu diesen beiden Lebensaufgaben aber kam er im Verlaufe seiner jugendlichen Studienzeit ganz von selbst. Sie konnten ihm nicht von außen her aufgedrängt werden; er mußte sie selber sich wählen. Aber zuerst arbeiteten ganz andere Gedanken über seinen künftigen Beruf in seinem Kopfe, Gedanken, die doch vielleicht schließlich aus derselben Quelle flossen, aus dem noch nicht mit vollständiger Klarheit erkannten Drange, im Volke und für das Volk durch Belehrung und geistig-sittliche Anregung zu wirken. Von diesen ursprünglichen Gedanken wandte Riehl sich erst ab und bestimmte sich zu seinem rechten Berufe, als der Gang seines Lebens ihn fast ohne sein Wollen und Zuthun dicht vor die neuen, mit Zauberkraft ihn lockenden Aufgaben geführt hatte. Halb war es die Fügung des Zufalls, was ihn zum Kulturhistoriker und volkswissenschaftlichen Schriftsteller machte; und doch trieb ihn diese Fügung nur, das



Wilhelm Heinrich Riehl.

UNIV. OF
CALIFORNIA

zu thun und das zu werden, was er nach seiner ganzen geistigen Anlage, nach seiner Erziehung und bisherigen äußeren Erfahrung im Grunde thun und werden mußte.

Wilhelm Heinrich Riehl wurde am 6. Mai 1823 in Biebrich, der damaligen Residenzstadt des Herzogs von Nassau, geboren. Er stammte aus einer geachteten bürgerlichen Familie, die sich seit den letzten Jahrzehnten der besonderen Gunst des Hofes erfreute. Sein Großvater von mütterlicher Seite, Johann Philipp Giesen (1760 bis 1832), aus der Pfalz gebürtig, war zuerst Schulmeister in seinem Heimatsorte gewesen, dann in den Dienst des Fürsten von Nassau-Weilburg getreten und verlebte seine letzten Jahre als pensionierter herzoglicher Haushofmeister zu Biebrich, ein tüchtiger, vielerfahrener, kenntnisreicher und verständiger, dabei mildherziger und werkthätig-frommer Mann, dem der Enkel vor allem seine erste religiöse Erziehung verdankte. Gleich ihm demütig in den Willen Gottes ergeben, pflichttreu und liebevoll und bei aller stillen Bescheidenheit doch tapfer und unverzagt im Kampf mit den Nöten des Daseins war seine einzige Tochter, Riehls Mutter. Unruhiger, leidenschaftlicher, trotziger war die Natur des Vaters, Friedrich Wilhelm Riehls (1789 bis 1839). Vielseitig begabt, strebte er hohen und edlen Zielen nach, wurde aber durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse wiederholt aus der Bahn getrieben, die ihn zum Glücke zu führen schien, und konnte dann in einem vielgeschäftigen Leben, dem es keineswegs an Erfolgen und Freuden fehlte, die ersehnte innere Befriedigung nicht mehr gewinnen. Im Gymnasium zu Weilburg war er einer der besten Schüler gewesen; aber die Armut der Eltern hatte ihn gezwungen, auf das Universitätsstudium zu verzichten und dafür das Handwerk eines Tapezierers zu lernen. Als solcher war er nach Paris gekommen, hatte an der Ausstattung der Napoleonischen Schlösser mitgearbeitet, vor allem aber sich an den reichen Kunstschätzen entzückt, die damals aus ganz Europa nach der französischen Hauptstadt geschleppt wurden, und durch seine auffallende musikalische Begabung die wohlwollende Teilnahme eines gefeierten Geigenkünstlers und Komponisten erworben; da machte ihm seine Armut wieder die neu erwachten Hoffnungen zu nichte: er durfte es nicht wagen, zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung in das Pariser Konservatorium einzutreten. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er Schloßverwalter zu Biebrich, gewann aber in dieser nach außen bescheidenen Stellung als ehemaliger Spielgefährte des Herzogs einen ungewöhnlichen Einfluß am nassauischen Hofe, so daß er nicht bloß in der inneren Einrichtung und künstlerischen Ausschmückung der fürstlichen Schlösser meistens freie Hand hatte. Erst in seinen letzten Jahren, besonders seit er wegen heftiger nervöser Leiden 1836 an das alte Stammschloß zu Weilburg versetzt worden war, wurde sein Wirkungskreis beträchtlich kleiner. Aber da überwältigte der Gram über sein verfehltes Leben, der auch in seinen glücklichsten Zeiten nicht ganz von ihm gewichen war, den Kranken erst recht und stürzte ihn in tiefe Schwermut, die ihm einen frühen Tod bereitete. Seinen Sohn nahm er häufig auf seine Dienstreisen in die Städte, Schlösser und Klöster der Nachbarschaft mit und weckte so den kulturgeschichtlichen Sinn in dem Knaben. Mit seiner eigenen lebhaften Phantasie regte er die novellistische Begabung seines Kindes nachhaltig an. Besonders aber vererbte er, der tüchtige Violoncellist, dem sein regelmäßiges Hausquartett alle anderen Genüsse überwog, seine Liebe zur Musik auf den Sohn. Frühzeitig lernte der junge Riehl das Geigenspiel; von dem Klavier dagegen hielt ihn der Vater möglichst lange zurück. Er haßte dieses Instrument als buhlerisch, charakterlos und widerborstig gegen eine strenge Stimmführung und pflanzte diese seine Abneigung zum guten Teil für immer auch seinem Sohn ein. Daß er bereits als Kind viele hundertmal mit den „keuschesten, reinsten und reichsten“ Weisen Haydns, Mozarts und Beethovens in den Schlaf gewiegt worden war, erachtete Riehl als gereifter Mann als einen großen Segen für sein ganzes Leben. Mit inniger Freude erinnerte er sich später an die glücklichen Stunden, da er zuerst eine leichte Mittelstimme im väterlichen Quartett mitspielen durfte. So lernte er Partitur hören und bald auch an einer Händelschen Oper Partitur spielen. Die verschnörkelten

Rokokoformen des alten Meisters muteten ihn freilich zuerst nicht sonderlich an; aber Riehl war von vornherein von der Größe und Schönheit des Werkes, das er unter den väterlichen Notenbüchern aufgestöbert hatte, zu fest überzeugt, als daß er nicht seine gegen diesen Glauben sich sträubende „frühreife Naseweisheit“ tapfer bezwingen sollte: redlich bemühte er sich, bis er Sinn und Ausdruck in die spröden Arien brachte und den unvergänglichen Kern der Händelschen Kunst erkannte. Jetzt erst lernte er Klavier spielen, um bequemer Partituren studieren zu können, und schritt nun rasch fort zur liebevollen Beschäftigung mit den Oratorien Händels, mit den Arien, Kantaten, Sonaten und Trios der älteren Italiener und mit den Opern Hasses.

In diesen musikalischen Studien zeigt sich zuerst die konservative Richtung des Riehlschen Geistes: es war fast ausnahmslos ältere, damals bereits als altmodisch verschriene Musik, die ihn in ihren Bannkreis zog. Zunächst war dabei zweifellos der Einfluß des Vaters für ihn bestimmend: der Knabe bildete sich an den Werken, die er in der Notensammlung des elterlichen Hauses vorfand. Auf anderen Gebieten war indessen der Vater nichts weniger als konservativ. Er war weltbürgerlich, republikanisch gesinnt, ein Kind der Revolution, ein feuriger Bewunderer des Konsuls Bonaparte noch mehr als des Kaisers Napoleon, ein Mann der neuen Zeit, auch in Religion und Sitte ein Freund des Fortschrittes. Aber von alledem ging nichts oder nur höchst wenig auf den Sohn über. Denn als dieser aus den Jahren harmlos-heiterer Kinderspiele in das immerhin ernstere Alter des heranreifenden Jünglings übertrat, da waren über die vordem wohlhabende und äußerlich glückliche Familie bereits schwere Sorgen, und zwar großenteils durch die Schuld des Vaters, hereingebrochen. Unter solchen Eindrücken schwur Riehl allen Ehrgeiz ab, der über die vom Schicksal dem Menschen gezogenen Schranken hinaus ungestüm nach neuem trachtet, und lenkte mit strenger Selbstzucht festen Schrittes in die Pfade des friedsam an der alten Zeit, am alten Glauben und an der alten Sitte hangenden Großvaters ein.

Die ersten, sorglosen Kinderjahre hatte Riehl mit seiner einzigen Schwester in Biebrich verlebt; von da aus hatte er dann auch alltäglich mit fröhlichen Genossen den fünfviertelstündigen Weg nach Wiesbaden in das Pädagogium, die Lateinschule, zurückgelegt. Mit der Versetzung seines Vaters nach Weilburg fiel so ziemlich Riehls Übertritt in das Gymnasium zusammen, das sich für das ganze Herzogtum Nassau ebenfalls gerade in Weilburg befand. Von 1837 bis 1841 gehörte er zu den Schülern dieser Anstalt, und zwar augenscheinlich zu den fähigsten und fleißigsten Schülern. Als eine wahre Idylle rühmte er noch fünfzig Jahre danach das damalige Leben und Treiben in dem altmodischen Schulgebäude, wo besonders der treffliche Direktor Friedrich Traugott Friedemann, ein eifriger Gelehrter in der Art der alten holländischen Philologen und tüchtiger Schulmann, seinen Zöglingen dauernde Liebe zum klassischen Altertum, doch ohne jede Einseitigkeit, und herzliche Freude an guter Musik einzuflößen wußte. In diese Idylle fielen aber störend die schweren Schicksalsschläge, die die Riehlsche Familie bei dem Tode des Vaters trafen. So konnte der Jüngling nur mit ärmlichen Mitteln 1841 die Universität beziehen. Er wollte Dorfpfarrer, nichts Höheres werden. Mit redlichem Eifer studierte er in Marburg, dann in Tübingen und Gießen Theologie, ließ sich aber schon damals, noch halb unbewußt, von der Kirchengeschichte zur Religions- und Kulturgeschichte leiten und hörte mit besonderer Begeisterung philosophische und ästhetische Vorlesungen bei Vischer und Carriere. Mächtig packte auch ihn die Hegelsche Philosophie; doch bekannte er sich nicht zu ihren unmittelbaren Anhängern. Auch machten ihn derartige Studien nicht irre an seinem Berufe. Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit erschien ihm „als ein großer geistiger Kosmos, dessen Ursache und Ursprung wir nicht ergründen, dessen letzte Ziele wir nicht begreifen können, obgleich wir nach denselben ewig fragen und forschen werden“. So drängte ihn seine Philosophie schließlich wieder „zur Religion, als dem Glauben an das Walten des Geistes Gottes in den unergründlichen Rätseln der Menschheit“ — eine Überzeugung, die er sich auch viel später noch bis in seine letzten Jahre fromm

bewahrte. Unter allen Büchern aber regte ihn Karl Hases Kirchengeschichte am meisten an; schon damals sah er in ihr ein Muster geschichtlicher Darstellung. Der nachmalige Schriftsteller Riehl sollte dem früh bewunderten theologischen Meisterwerke zum Teil seinen eigenen Stil nachbilden.

So bestand Riehl im Herbst 1843 zu Herborn die theoretische Prüfung, die seinem Eintritt in das dortige Predigerseminar zur praktischen Ausbildung der nassauischen Theologen vorausgehen mußte. Er war der einzige Kandidat gewesen, der sich aus dem ganzen Herzogtum zur Prüfung gemeldet hatte. Er wäre also auch für das nächste Jahr der einzige Zögling des Seminars gewesen. Aber lohnte ein einziger den Aufwand so mannigfacher Lehrkräfte, den Betrieb einer ganzen, großen Lehranstalt? Lieber verlieh man dem jungen Theologen ein ansehnliches Stipendium und wies ihn an, sich an der Bonner Hochschule die letzte Ausbildung für seinen künftigen Beruf zu holen. In der schönen Rheinstadt aber widmete sich Riehl nicht bloß der Gottesgelehrtheit, er hörte auch vergleichende Völkergeschichte bei dem alten Ernst Moritz Arndt und Politik bei Dahlmann und sah hier ein neues Gebiet eröffnet, zu dem es ihn bald mit ungleich stärkerer Kraft als zur Theologie hinzog, die Wissenschaft vom Volke. Jetzt erst erkannte er auch deutlich manche äußerliche Fessel, die er sich als Geistlicher gefallen lassen mußte, und die er sich nicht anlegen lassen durfte, wenn er einst glücklich werden wollte. So faßte er denn nach schweren inneren Kämpfen im Frühling 1844 den Entschluß, sein bisheriges Studium aufzugeben und sich der Erforschung des deutschen Volkslebens zu widmen.

Auf einer abenteuerlichen, durch Hochwasser mehrfach gefährdeten Fußwanderung zur Mutter in die Heimat legte er sich seinen Plan zurecht, wie er die Mittel zu weiterem Studium aufbringen wollte. Schon in den letzten Semestern hatte er mehrere Novellen, Wanderbilder und Aufsätze zur Musikgeschichte verfaßt, die in Zeitschriften abgedruckt worden waren und ihm auch klingenden Lohn eingebracht hatten. Solche Aufsätze wollte er nun noch fleißiger schreiben und von ihrem Ertrage die Kosten der nächsten Studienjahre bestreiten. Zunächst bezog er wieder die Universität Gießen. Rasch erwarb sich hier der gereifte Jüngling im akademischen Studium und Verkehr die Kenntnisse, die ihm für seinen nunmehrigen Beruf die Hochschule noch zu geben vermochte. Sein Brot verdiente er sich als Schriftsteller, der sich aber stets seine volle Freiheit wahrte: er schrieb nur, was er wollte, nicht was andere von ihm verlangten; vornehmlich aber arbeitete er einzelne Kapitel aus dem Gesamtplan seiner Wissenschaft einstweilen in kürzeren Aufsätzen aus, die später zu umfangreichen Büchern verbunden und umgestaltet wurden. Diese Aufsätze fanden alsbald den Beifall, den sie verdienten. Nach kurzer Zeit brachten sie ihrem Verfasser auch schon beträchtlich höhere Summen ein, als er nach seiner ersten bescheidenen Berechnung sich sein Jahreseinkommen gedacht hatte. Ja, über Erwarten schnell konnte Riehl seine Lebensstellung nach außen hin als hinreichend gesichert betrachten, als er bereits 1845 in die Redaktion der „Frankfurter Oberpostamtszeitung“ berufen wurde.

Nun durfte er es sogar wagen, sich ein eigenes Heim zu begründen. Die Gattin, die er sich auserkor, die Frankfurter Sängerin Bertha von Knoll, brachte ihm persönlich nicht nur die herzlichste Liebe, sondern auch seinem Wollen und Schaffen das innigste Verständnis entgegen. Die Sorgen, die ihn drückten, trug sie tapfer mit ihm; häusliche Geschäfte, gesellschaftliche und wirtschaftliche Pflichten, die ihn vielleicht in seiner Arbeit gestört hätten, nahm sie ihm, soweit es ging, ganz und gar ab. Dankbar gestand Riehl in späteren Jahren gar manchmal seinen Freunden, daß er ohne diese Frau nie das geworden wäre, was er wurde. Achtundvierzig Jahre lang erfuhr er an ihrer Seite in heiteren wie in trüben Tagen im vollsten Maße den Segen des Hauses, den er in seinen Büchern so oft und mit so warmer Begeisterung pries. Der glücklichen Ehe entstammten neun Kinder, von denen drei den Eltern bald wieder entrissen wurden; die übrigen sechs wuchsen kräftig heran, vornehmlich von der Mutter erzogen und zur Pflege echten Familiensinnes und jener alten, guten Familiensitte angeleitet, auf die sich nach Riehls Über-

zeugung häusliches Glück und bürgerliche Tüchtigkeit am festesten gründen lassen.

Auf die Dauer sagte dem Unabhängigkeitsdrange Riehls die Frankfurter Stellung nicht zu. Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Hauptredacteur bewogen ihn schon 1847, Frankfurt mit Karlsruhe zu vertauschen. Hier beteiligte er sich an der Leitung der „Karlsruher Zeitung" und rief mit einem Gesinnungsgenossen den „Badischen Landtagsboten" ins Leben. Schon bald aber trieb ihn der Ausbruch der Revolution in seine nassauische Heimat zurück.

Die stürmischen Jahre 1848 und 1849 nannte Riehl selbst später seine wichtigste Lehrzeit und zugleich seine Feuerprobe in der journalistischen Laufbahn. Während er als scharfer, aber ruhiger Beobachter das politische und sociale Leben rings um sich genau kennen lernte, fühlte er sich durch die Revolution immer mehr in seine eigenste Bahn zurückgedrängt und in seinen von Haus aus konservativen Anschauungen befestigt. In diesem Sinne begründete er 1848 die „Nassauische Zeitung" zu Wiesbaden. Gleichzeitig wurde ihm, als das Wiesbadener Hoftheater der früheren Verwaltung durch Hofbeamte entzogen, dafür durch Zuschüsse des Staates und der Stadtgemeinde erhalten und unter eine „konstitutionelle" Oberaufsicht von Vertrauensmännern gestellt wurde, das mühsame und verantwortungsreiche Ehrenamt eines solchen Vertrauensmannes übertragen. Drei Jahre lang lag die künstlerische, besonders die musikalische Leitung der Wiesbadener Bühne hauptsächlich in seiner Hand. Idealen Sinnes strebte Riehl, seine Aufgabe zur möglichsten Befriedigung seines künstlerischen Gewissens zu lösen, unbekümmert um Lob oder Tadel der Außenstehenden; oft genug aber mußte er sein bestes Trachten durch die Ungunst der Verhältnisse, vornehmlich auch durch die Knappheit der verfügbaren Mittel, vereitelt sehen. Immerhin fehlte es nicht an Stunden aufrichtigster Freude über echten Erfolg. Vor allem aber bot das Bühnentreiben dem Kulturhistoriker reiche Gelegenheit zu merkwürdigen, gerade für ihn anziehenden und wichtigen Beobachtungen.

Im Jahre 1851 ging Riehl als Redacteur des damals weitaus bedeutendsten deutschen Blattes, der „Allgemeinen Zeitung", nach Augsburg. Es war die Zeit, in der er auch als Schriftsteller auf die weitesten Kreise des deutschen Volkes zu wirken begann. Seine grundlegenden staatswissenschaftlichen Werke über die bürgerliche Gesellschaft und über Land und Leute, zu denen er sich den Stoff großenteils auf mehrfachen Reisen durch die verschiedensten Gaue des ganzen deutschen Vaterlandes gesammelt und ausgebildet hatte, traten in jenen Jahren ans Licht, ebenso der erste Band seiner musikgeschichtlichen Aufsätze. Diese Schriften lenkten denn auch das Augenmerk König Maximilians II. von Bayern auf Riehl und führten gegen Ende des Jahres 1853 zu seiner Berufung an die Münchener Universität.

Im Januar 1854 siedelte der neu ernannte Professor der Staatswirtschaftslehre nach München über, um mit dem folgenden Sommersemester seine Lehrthätigkeit an der Hochschule zu beginnen. Mehr als dreiundvierzig Jahre wirkte er von da an unermüdlich als Docent, zu dem die Hörer von Semester zu Semester in immer größeren Scharen herbeiströmten. Namentlich seit ihm 1859 auch die Professur der Kulturgeschichte übertragen worden war und er demgemäß neben der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft und der Geschichte der socialen Theorien und neben dem System der Staatswissenschaft und Politik noch die Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters, der Renaissance- und Reformationszeit, des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in drei großen, regelmäßig wechselnden Vorlesungen vortrug, gehörte er zu den beliebtesten Lehrern der Münchener Hochschule, zu dessen Füßen stets Hunderte von Studenten saßen. Riehl wußte aber auch in ganz eigenartiger Weise seine Zuhörer anzuziehen und zu fesseln, durch den Inhalt wie durch die Form seiner Rede. Er teilte ihnen nicht nur eine reiche Fülle von einzelnen Kenntnissen mit, sondern vermittelte ihnen auch eine klare Gesamtanschauung großer Bewegungen und Strömungen im sittlichen und geistigen Leben. Immer brachte er die weltbewegenden Fragen der Gegenwart in den innigsten Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung früherer Jahrhunderte. Und so sachlich und vorurteilslos er

auch diese darstellte, so hielt er schließlich doch nicht leicht mit seiner persönlichen, meistens sehr bestimmt ausgesprochenen Ansicht über jene zurück. Er bereitete sich immer sehr fleißig auf seine Vorlesungen vor; aber ein richtiges Heft hatte er doch nur für seine ersten Kollegien ausgearbeitet. Bei den späteren, z. B. über die Kulturgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte, vielleicht dem Besten, was er überhaupt als Docent leistete, begnügte er sich mit kurzen, skizzenhaften Aufzeichnungen, sammelte aber ein überreiches Material zur lebensvollen Ausführung dieser Skizze im mündlichen Vortrage. Durchweg sprach er frei, unabhängig von jeder schriftlichen Vorlage, dabei äußerst fließend ohne Anstoß, ja fast ohne Pause sogar nach dem Ende eines Satzes. Daß er sich auch einmal versprochen oder nur mit Hilfe eines Anakoluthes aus einem ungeschickt begonnenen Satze herausgeholfen hätte, werden nur die wenigsten seiner Zuhörer sich erinnern. Unbedingt stand das Wort ihm zu Gebote. Und er wählte in richtiger Erkenntnis seiner Aufgabe immer den schärfsten und deutlichsten Ausdruck. Wie seine Stimme hell und laut, aber ohne sinnlichen Reiz mit einer gewissen Härte des Klanges durch den größten Hörsaal drang, so zeichnete sich auch der Stil seiner Kathedervorträge vor allem durch musterhafte Klarheit aus, war aber im übrigen schmucklos und nüchtern. Unter seinen Amtsgenossen an der Münchener Hochschule sprachen einzelne blendender und eindringlicher, fortreißender als Redner und künstlerischer in der phantasievollen Ausgestaltung ihres Stils; deutlicher und persönlich bestimmter als Riehl sprach keiner, und bei keinem war das im freien Vortrag erzeugte Wort so unmittelbar druckreif wie bei ihm. Gleichwohl war Riehl selbst sich des notwendigen Unterschiedes zwischen dem gesprochenen und dem gedruckten Worte recht wohl bewußt und verwahrte sich im persönlichen Gespräch ebenso wie in seinen Schriften nachdrücklich gegen die unveränderte Herübernahme eines freien Vortrages in ein Buch und noch mehr gegen die Veröffentlichung von Universitätsvorlesungen auch nach den Heften der sorgfältigsten Zuhörer, zumal wenn der Docent nicht selber der Herausgeber sei.

Aber nicht bloß als Universitätslehrer war Riehl nach München berufen worden. Er sollte auch dem Kreise auserlesener Gelehrter und Dichter angehören, die König Maximilian zu seinen berühmten Symposien regelmäßig um sich zu versammeln pflegte. Und mit den anderen Teilnehmern an diesen der wissenschaftlichen und künstlerischen Erörterung gewidmeten Abenden erfreute auch er sich der persönlichen Huld des edlen Fürsten. Er durfte sogar mit wenigen Genossen den König auf einer längeren Reise durch das ganze bayrische Gebirge im Sommer 1858 begleiten. Durch Orden und Ehrentitel zeichneten ihn Maximilian II. sowohl wie seine Nachfolger mannigfach aus. Neben mehreren anderen bayrischen und auswärtigen Ritter- und Komthurkreuzen wurde ihm der von seinem königlichen Gönner für Wissenschaft und Kunst gestiftete Maximiliansorden verliehen; 1880 erhielt er den persönlichen Adel, zu Weihnachten 1889 den Titel eines Geheimrates. Schon 1862 wurde er zum Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften gewählt; 1885 wurde ihm zu seiner Professur das Amt eines Direktors des bayrischen Nationalmuseums und Generalkonservators der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns übertragen, das er mit der ihm eigenen Umsicht und Besonnenheit pflichtgetreu bis in den Anfang seines Todesjahres verwaltete. Dazu berief ihn das Vertrauen seiner Amtsgenossen an der Universität wiederholt zu akademischen Würden: zweimal, in den Studienjahren 1873/74 und 1883/84, stand er als Rector magnificus an der Spitze der Hochschule. Aber trotz den verschiedenartigen Arbeiten, die alle diese Ämter ihm auferlegten, fand Riehl noch immer Muße nicht nur zu einer ausgedehnten, bis zu seinen letzten Wochen in keiner Hinsicht ermattenden schriftstellerischen Thätigkeit, sondern auch zu mancherlei anderweitigen Aufgaben, die er sich selbst stellte oder von anderen nicht ungern stellen ließ. So leitete er z. B. von 1859 bis 1867 das große, von König Maximilian angeregte Sammelwerk „Bavaria“, das in fünf stattlichen Bänden eine eingehende geographisch-ethnographische Schilderung des bayrischen Staates lieferte. Von 1871 bis 1880 gab er das von Friedrich von Raumer begründete

„Historische Taschenbuch“ heraus. Namentlich aber hielt er, etwa seit 1869 bis in seine letzten Jahre, während der Universitätsferien zahlreiche Wandervorträge in wissenschaftlichen und kaufmännischen Vereinen aller erdenklichen deutschen Gegenden. Als er 1884 eine zweibändige Auswahl aus solchen „Freien Vorträgen“ abschloß, die er für den Druck sorgfältig umgearbeitet hatte, berechnete er selbst die Anzahl der Zuhörer, vor die er seit 1870 als Redner getreten war, auf mehr als 180000, die der Städte, in denen er in der gleichen Zeit gesprochen hatte, auf 106; die Zahl seiner Vorträge betrug 487. In den folgenden zehn oder zwölf Jahren dürften sich diese Ziffern leicht verdoppelt haben. Für den Kulturhistoriker hatten diese von Jahr zu Jahr wiederholten Kreuz- und Querfahrten durch ganz Deutschland ohne Zweifel einen eigentümlichen Reiz und einen besonderen Wert; auf seine Zuhörer übte aber der formvollendete, geistreich belehrende und nach allen Seiten hin anregende Redner womöglich hier noch eine stärkere Wirkung aus als in seinen Vorlesungen an der Universität. Wo Riehl einmal öffentlich gesprochen hatte, da durfte er fast regelmäßig einer Einladung zu neuen Vorträgen in den folgenden Jahren gewiß sein.

Mit erstaunlicher Kraft und Ausdauer bewältigte er die körperlichen und geistigen Anstrengungen, die ihm diese vielseitige Thätigkeit aufbürdete. Auch der Beginn des Greisenalters, in welchem ihn manches Leid traf, zeigte ihn nach außen kaum gebeugt oder geschwächt. Im Winter 1891/92 erkrankte er am grauen Star und fürchtete schon, vollständig blind zu werden; doch gaben ihm zwei glückliche Operationen nach Jahresfrist die alte Sehkraft wieder. Im März 1894 verlor er die treue Lebensgefährtin. Er fühlte sich vereinsamt, obgleich noch drei Töchter bei ihm im alten Familienhause an der Kaulbachstraße wohnten, so schmerzlich vereinsamt, daß er um Ostern 1896 zum Befremden fast aller, die ihn kannten, eine neue Ehe mit einer langjährigen Freundin seines Hauses und warmen Verehrerin seiner Schriften einging. Etwa ein Jahr darauf kündigten sich die Vorläufer seiner letzten Krankheit an. Mit zäher Festigkeit widerstand Riehl ihren Anfällen. Obwohl ihm die ärztliche Kunst nur wenig Linderung verschaffen konnte, wollte er den Schmerzen nicht nachgeben und vor allem seine Berufsarbeit in keiner Weise unterbrechen. So begann er in der letzten Oktoberwoche 1897 noch einmal seine Vorlesungen an der Universität in unverminderter Geistesfrische; aber schon nach vierzehn Tagen mußte er sie für immer aufgeben. Mit aller Macht packte ihn die tödliche Krankheit. Nach wenigen, qualvollen Tagen versank er in Bewußtlosigkeit, lag aber so noch eine volle Woche im schweren Kampfe, bis er am 16. November 1897 das Auge zum ewigen Schlafe schloß. Die große Schar von Leidtragenden, die zwei Tage darauf seinem Sarge folgte, zeugte von der allgemeinen Achtung und Anerkennung, die sich der hochangesehene, verstandesklare und willensstarke Mann durch seine stets ehrenhafte Gesinnung und sein kräftiges, nur nach edlen Zielen gerichtetes Streben im persönlichen Verkehr wie in seinem Berufsleben bei Hohen und Niedrigen erworben hatte.

Den Schlüssel zu Riehls ganzem litterarischen Wirken bieten nach seinen eigenen Worten seine drei „Steckenpferde“, mit denen er freilich lange Zeit nur sehr wenig Anklang fand, nämlich die Neigung, Musik zu machen und Novellen zu schreiben, und die Freude an großen Fußmärschen. Die beiden ersten Steckenpferde trugen ihn zunächst unter die schaffenden Schriftsteller seines Volkes: mit Novellen und musikgeschichtlichen Aufsätzen begann seine schriftstellerische Thätigkeit; Liederkompositionen schlossen sich bald daran. Seinen litterarischen Ruhm in den weitesten Kreisen verdankte Riehl aber in erster Linie seinen staatswissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Schriften, zu denen er doch hauptsächlich auf seinem dritten Steckenpferde gekommen war; die einzelnen Bilder vom Volksleben, zu denen er sich auf seinen Fußwanderungen die Vorwürfe und die Farben suchte, verband und verarbeitete er auch zuerst zu größeren, äußerlich viel umfassenden und innerlich ausgereiften Werken. Seit 1851 traten die vier Bände ans Licht, die nachmals unter der Überschrift „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik“ miteinander vereinigt wurden. Zuerst erschien das Buch über „Die

bürgerliche Gesellschaft", das später in dem Gesamtwerke den zweiten Platz einnahm; dann folgten ziemlich rasch die zwei Bände „Land und Leute" und „Die Familie", und 1869 machte nach längerer Pause das „Wanderbuch" als vierter Teil den Schluß.

Als eifriger Vorkämpfer der Staatswissenschaft, die er nicht mit der Lehre von der Staatswirtschaft verwechselt und ebensowenig der Rechtswissenschaft untergeordnet wissen wollte, verfaßte Riehl diese Schriften, die von den Lesern mit dem größten Beifall aufgenommen und von der Cottaschen Buchhandlung in immer neuen Auflagen ausgegeben wurden. Er selbst wollte sie nur als anspruchslose Beiträge zur Wissenschaft vom Volke gelten lassen, als „ganz naive Vorarbeiten", aus denen ihm allmählich ein in voller wissenschaftlicher Schärfe auszubauendes System der Staatslehre erwachsen sollte. Und als höchstes Ziel schwebte ihm vor, daß auf der Grundlage solcher naturgeschichtlicher Untersuchungen, wie er sie lieferte, dereinst ein Kosmos des Volkslebens, ein Kosmos der Politik entstehen möchte, der würdig sei, diesen stolzen Namen von dem berühmtesten Werke Alexander von Humboldts zu entlehnen. Bei seiner Darstellung beschränkte Riehl sich durchweg auf die deutschen Verhältnisse; diese aber suchte er möglichst tief und allseitig zu erfassen. Zunächst ging er von den Zuständen in seiner rheinisch-hessischen Heimat aus, in denen er am genauesten Bescheid wußte. Aber je mehr deutsche Gegenden er durch eigene Anschauung und durch geschichtliche Studien kennen lernte, desto weiter dehnte er auch in diesen staatswissenschaftlichen Werken die Betrachtung über das mitteldeutsche Gebiet hinaus bis zu den nördlichen und südlichen Grenzbezirken des deutschen Landes aus. Besonders von dem Buch über die bürgerliche Gesellschaft zu dem über Land und Leute ist der Fortschritt des Verfassers in der Erweiterung seines örtlichen Gesichtskreises beträchtlich. Über die Grenzen der deutschen Stämme hinaus aber wollte Riehl seine volkswissenschaftliche Forschung nicht erstrecken. Mit Recht sagte er sich, daß jeder nur die Eigenart des eigenen Volkes vollständig zu verstehen vermöge. Zudem schien ihm das sociale Leben in Deutschland lehrreicher, freilich auch kummervoller als anderswo zu sein. Er war überzeugt, daß die socialen Kämpfe bei uns am tiefsten ausgekämpft werden müssen, daß für künftige sociale Revolutionen, mögen sie immerhin von Frankreich ausgehen, doch Deutschland den Sammelherd abgeben werde, das Schlachtfeld, wo die Entscheidung geschlagen wird.

Frei von allen agitatorischen Absichten wollte Riehl zunächst nur rein sachlich das Volksleben schildern, wie er es als wissenschaftlicher Beobachter und Geschichtsforscher erkannt hatte. Auf Grund solcher Erkenntnis hielt er sich dann aber auch für berechtigt, persönlich Stellung zu nehmen zu den socialpolitischen Fragen und Bestrebungen der Gegenwart. Sein Standpunkt war streng konservativ, wie er mit allem Nachdruck öfter versicherte; ja er hatte nichts dagegen, wenn man seine Grundanschauung asketisch-christlich nennen wollte. Entschieden verurteilte er alle willkürlichen Versuche einer Reform der Gesellschaft, alle Bemühungen, auf künstliche Weise die natürlichen, in langen Jahrhunderten gefestigten Gegensätze im Volksleben auszugleichen. Er sah vielmehr das Heil nur in einer möglichst ungestörten Erhaltung und Entwickelung der alten deutschen Eigenarten, namentlich in einer Rückkehr des einzelnen wie der ganzen Stände zu größerer Selbstbeschränkung und Selbstbescheidung: „Der Bürger soll wieder Bürger, der Bauer wieder Bauer sein wollen, der Aristokrat soll sich nicht bevorrechtet dünken und nicht allein zu herrschen trachten." In diesen Anschauungen traf Riehl mehrfach mit Immermann und noch öfter mit Justus Möser zusammen, den er denn auch wiederholt als besten Kenner des deutschen Volkslebens in älterer Zeit pries, als Propheten unter den Publizisten seines Jahrhunderts, auf den der moderne, geschichtlich forschende und aufbauende Socialpolitiker immer wieder zurückgreifen müsse, wie der Ästhetiker auf Shakespeare, wie der Theologe auf die Bibel. Mit Möser und Immermann schenkte auch Riehl seine besondere Vorliebe dem Bauerntum, dem die Sitte oberstes Gesetz ist. In ihm erblickte er „die erhaltende Macht im deutschen Volke", auf die sich eine konservative Regierung vor allem stützen müsse. Aber auch die Männer

der Zukunft sah er in den zähen, rauhen Bauern unserer Wald- und Gebirgsgegenden, unserer Sanddünen, Moore und Heiden. Sie in ihrer alten, echten Art zu erhalten und zu schützen, erachtete er als eine der wichtigsten Aufgaben der Staatslenker. Auch der Adel erschien ihm nur als ein gesteigertes Bauerntum, in der geschichtlichen Gliederung des Staates wohlberechtigt, solange er keine Kaste, sondern nur ein Stand und auch kein Stand über, sondern neben den anderen Ständen sein wolle. Denn „die Stände stehen überhaupt an sich zu einander in keiner Rangordnung, sie drücken nur verschiedene Seiten des allgemeinen Berufes der Gesellschaft aus“. Den natürlichen Beruf des Adels suchte aber Riehl in seiner vermittelnden Stellung zwischen den Fürsten und dem Volk, in der Beschirmung eines freien Bürger- und Bauerntums, in der Hochschätzung und Verteidigung des Vaterländischen. Damit jedoch der Adel zu diesem seinem echten Berufe zurückkehre und wie in seiner mittelalterlichen Blüte so auch unter den veränderten Umständen der neuen Zeit wieder ein verkleinertes Abbild einer wohlgegliederten Gesellschaft darstelle, hielt Riehl gerade bei diesem Stande, dessen alte Rechte und Pflichten er nicht angetastet wissen wollte, eine gründliche Reform aus dem Verfall der letzten Jahrhunderte für unerläßlich. In ähnlicher Weise konservativ, doch ohne den Forderungen der Gegenwart sich thöricht zu verschließen, stand er dem Bürgertum gegenüber, dem „obersten Träger der berechtigten socialen Bewegung“, das nunmehr im Besitze der überwiegenden materiellen und moralischen Macht ist und heutzutage den Mikrokosmos der Gesellschaft darstellt. Als einen Mittelstand im besten Sinne wollte er das Bürgertum gelten lassen, das, ohne mehr eine feste, durchgreifende Standessitte zu haben wie das Bauerntum, beständig den Trieb, vorwärts zu dringen, und zugleich doch auch Lust am ruhigen Beharren bekundet und so im konstitutionellen Staate sein politisches Ideal erblickt. Aber so wenig auch Riehl die Bedeutung des Bürgertums als einer Macht der Bewegung verkannte, so mahnte er doch auch hier, vor allem die kargen Reste alter Bürgersitte vor gänzlichem Untergange zu retten, die zahlreichen Trümmer des früheren Korporationswesens im Bürgerstande zu stützen und weiterzubilden. Bei solcher Gesinnung konnte er sich nur als Gegner des vierten Standes fühlen, des Standes der Standeslosen, die alle Standesunterschiede zerstören und, geschichtslos wie vaterlandslos, nur Weltbürger und nicht auch Staatsbürger sein wollen. Zwei Gruppen nahm Riehl hier wahr: Menschen, die noch nichts sind oder noch nichts haben, und solche, die nichts mehr sind oder nichts mehr haben, und demgemäß zählte er alle möglichen Arten von Besitzlosen diesem Stande bei, die Proletarier des Adels und der geistigen Arbeit nicht weniger als die der materiellen Arbeit. Eine Zukunft wollte er unter diesen verschiedenen Elementen nur den Arbeitern zuerkennen; eine Reform des vierten Standes überhaupt schien ihm erst dann möglich, wenn die drei anderen Stände sich wieder festigen und dadurch diesen vierten, dessen einzelne Gruppen ja aus ihnen hervorgegangen sind, auseinandersprengen.

Die sociale Frage betrachtete Riehl in erster Linie als eine sittliche, nachher erst als eine wirtschaftliche. Im Verfall der Sitte sah er die Quelle alles socialen Übels. Als natürlichste und ursprünglichste Pflegestätte der Sitte aber erkannte er die Familie. Sie strebte er daher vor allem zur altüberlieferten, aber in neuerer Zeit mehrfach gelockerten Sitte zurückzuführen, deren Grundlagen Autorität und Pietät, deren Hüterinnen vornehmlich die Frauen sein sollen. So scharf als möglich bestimmte er den Gegensatz von Mann und Weib und beschränkte die Thätigkeit des Weibes unbedingt auf die Familie. In ihr suchte er dann freilich die Bedeutung des Weibes zu einer idealen Höhe zu erheben, ebenso wie er ihm durch die Familie eine mittelbare, jedoch hervorragende Einwirkung auf das Volkstum und selbst auf das Staatsleben gesichert wünschte. Aber die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe für Mann und Weib und als Folge davon die sociale Ungleichheit der Geschlechter galt ihm als ein Naturgesetz, an dem nie und nimmer gerüttelt werden dürfe. Zwar gab er zu, daß die Sonderung der Geschlechter, auf die Spitze getrieben, zur Überweiblichkeit führe, die er nicht minder als die Unweiblichkeit

bekämpfte. Auch gestand er gern der Frau höchste Geistesbildung zu; nur nicht Profession soll sie davon machen. Mit ihrem ganzen Sein, Können und Wissen soll sie nur im Hause walten, das aber Riehl wieder, wie in alter Zeit, auf die ganze Familie, auch auf die ferner stehenden Mitglieder, ausgedehnt sehen wollte.

Nirgend ist Riehl so sehr in der Theorie stecken geblieben wie in diesem ihm besonders lieben Buch über die Familie; nirgend hat er so sehr als einseitiger Idealist die Forderungen der praktischen Wirklichkeit außer acht gelassen, nirgend so maßlos konservativ eine an sich wohl vortreffliche, heute aber unwiederbringlich verlorene Vergangenheit krampfhaft festhalten wollen. Im einzelnen verlangte er hier geradezu, daß man sich gegen alle, selbst die berechtigtsten Neuerungen verschließe und das alte Herkommen wahre, nur weil es alt ist, auch wo man gar keinen eigentlichen Zweck mehr dafür auffinden könne. So ist ihm denn auch seine Darstellung der deutschen Familie eine Idylle geblieben, ein schöner Traum seiner Phantasie, den er in allem und jedem nicht einmal in seinem eigenen Hause wirklich erleben konnte, ja vielleicht nachgerade gar nicht mehr wirklich erleben wollte.

Als ergänzende Beiträge zur Erkenntnis der Gesetze des deutschen Volkslebens schlossen sich dem staatswissenschaftlichen Hauptwerke Riehls die beiden Bücher über die Pfälzer (1857) und über die deutsche Arbeit (1861) an. Mit der Abteilung „Pfälzische Dörfer" war er auch sofort bei der Begründung unserer Monatshefte (im ersten Bande 1856) erschienen. Hier, in den „Pfälzern" zeichnete der Verfasser, der selbst aus einer pfälzischen Familie stammte, nach sorgfältigen geschichtlichen Studien und nach eigener Anschauung, die er auf zahlreichen Fußwanderungen durch Rheinbayern gewonnen hatte, ein nach allen Seiten erschöpfendes Bild der Pfälzer Volksgruppe, diesmal in breitem Rahmen, wie er im „Wanderbuch" ähnliche Bilder von anderen deutschen Landschaften in engeren Grenzen ausführte. Nichts blieb dabei unbeachtet, was zur psychologischen Charakteristik dienen konnte, Landesart und Landesanbau, Stamm, Sitte, Sage und Geschichte der Bewohner, Anlage der Häuser und Dörfer, Kunstdenkmäler, Volkstrachten und Volksküche, Mundart, Dialektdichtung, politische, sociale und kirchliche Anschauungen. Als schönsten Lichtpunkt im ganzen Pfälzer Wesen rühmte aber der prüfende Forscher die Breite, Tiefe und Heiterkeit des Familienlebens. Weniger erschöpfend, aber nicht minder anregend schilderte Riehl in dem zweiten, gleichfalls auf Wunsch König Maximilians verfaßten Buche die Arbeit als sittliche That, wie sie das deutsche Volk in seinem Denken, Ahnen, Glauben und Dichten auffaßt, wie es sie in mannigfacher Weise ausübt, besonders aber, wie sich so unser Volk selber zu einem immer reineren Ideal der Arbeit erzogen hat.

In allen diesen Werken verband sich die staatswissenschaftliche Betrachtung stets auf das innigste mit der kulturgeschichtlichen Forschung; der Historiker in Riehl stützte und bereicherte den Socialpolitiker. Selbständigere Bedeutung gewann er in den drei Sammlungen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" (1859), „Freie Vorträge" (in zwei Bänden, 1873 und 1885) und „Kulturgeschichtliche Charakterköpfe, aus der Erinnerung gezeichnet" (1891). Gern ging Riehl in den hier zusammengestellten, stets künstlerisch abgerundeten Aufsätzen auch von nebensächlichen Erscheinungen der Geschichte, von „Grenzwinkeln der Litteratur" aus; aber gerade von ihnen heimste er meistens die reichste Ernte ein. Auch von dem scheinbar abgelegensten Punkte aus fand er regelmäßig den Weg, um allerlei ergiebige Streifzüge durch das ganze Kulturleben mehrerer Jahrhunderte zu machen und gelegentlich auch verschiedene Fragen der Gegenwart zu berühren. Oft bemühte er sich dabei, aus den alten Einrichtungen, die uns jetzt längst überholt scheinen, möglichst viel Gutes herauszulesen. Die gewaltigen Fortschritte der neueren Zeit wollte er darum keineswegs eigensinnig verleugnen, wenn er auch manchmal mit leichter Ironie oder mit scharfer Satire vermeintliche Errungenschaften unserer Tage geißelte. Nur in einigen Aufsätzen der letzten Sammlung, die ihm aus einer geplanten und schon begonnenen, dann aber nicht weiter fortgesetzten Beschreibung des eigenen Lebens erwuchsen, wurde er, wohl ohne es selbst zu merken, fast durchaus zum Lobredner der Vergangenheit. Auch abgesehen von

diesen Einseitigkeiten seiner konservativen Gesinnung begegneten ihm dann und wann kleine geschichtliche Irrtümer auf Sondergebieten der Forschung, auf denen er nicht selbständig gearbeitet hatte. Höchst ungerecht wäre es jedoch, neben der erstaunlichen Fülle von Einzelkenntnissen, die beinahe jede Seite seiner Schriften verrät, ihm jene geringfügigen Fehler hämisch aufzumutzen; auch litt unter ihnen das Gesamtergebnis seiner kulturgeschichtlichen Auffassung fast niemals. Als seinen Vorgänger und bahnbrechenden Meister seiner Wissenschaft pries er vornehmlich Arnold Hermann Ludwig Heeren.

Die sorgfältigsten Studien hatte Riehl in der Musikgeschichte gemacht; von früher Jugend an hatte er sich in die Partituren der großen wie der kleinen Tonsetzer besonders des achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts liebevoll vertieft, und namentlich die kleineren Meister aus dieser Zeit kannte er wie kein Zweiter. Indem er mehrere von ihnen in den drei Bänden seiner „Musikalischen Charakterköpfe“ (1853 bis 1878) mit herzlichem Behagen und doch ohne alle Schönfärberei darstellte, und zwar im Zusammenhange mit ihrer ganzen Zeit, vornehmlich mit der Entwickelung der übrigen Künste darstellte, erwarb er sich ein hohes, dauerndes Verdienst. Unvergleichlich größer würde dieses freilich gewesen sein, wenn er über der gerechten Würdigung des Kleinen nicht mitunter das richtige Verständnis für das Bahnbrechend-Große und über der Liebe zur älteren Musik nicht ganz und gar ein vorurteilsloses Ohr für die neuere und neueste Tonkunst eingebüßt hätte. Aber während er goldene Worte über Haydn und Mozart sprach und die treffendsten Urteile über viele bedeutend kleinere Musiker von Mattheson bis auf Kreutzer und Gyrowetz fällte, wurde er schon dem späteren Beethoven nicht mehr völlig gerecht, überschätzte Mendelssohn-Bartholdy um ein ganz Beträchtliches und verleugnete im maßlos leidenschaftlichen Kampfe gegen Richard Wagner und seine Bundesgenossen selbst die geschichtliche Einsicht und Billigkeit, die er sonst gegen jeden Widersacher wahrte. Das Wesen und die Ziele der Wagnerschen Kunst verkannte er vollständig; seine Angriffe auf sie trafen deshalb meist nicht ins Schwarze, und seine Weissagungen über ihre Zukunft wurden großenteils schon während seines Lebens durch den Gang der Ereignisse widerlegt, so daß er einzelne von ihnen selbst halb zurücknehmen mußte. Und doch wäre Riehl mit seiner musikgeschichtlichen und allgemein künstlerischen Bildung und mit seiner klaren Erkenntnis des widerspruchsvollen, zwitterhaften Wesens der Oper gerade am ersten zum Mitkämpfer Wagners berufen gewesen. Kein Wunder daher, daß ihm Wagner selbst wie Liszt und Bülow zuerst freundlich mit aufrichtiger Hochachtung entgegenkamen; nur hätte Riehl diese Annäherungsversuche nicht so unschön mißdeuten sollen. Aus seiner richtigen Einsicht in die unlösbare Zwiespältigkeit der Opernform zog freilich Riehl ganz andere Schlüsse als Wagner. Er glaubte, daß der ewige Kampf um die Oper schließlich die Oper selbst zerstören würde und die Musik der Zukunft wieder bei dem Oratorium anknüpfen müsse. Doch schlug er selbst in dem einzigen Hefte, das er als Komponist veröffentlichte, in seiner „Hausmusik“ (1855), andere Wege zu einem weitaus bescheideneren Ziele ein. Möglichst einfach und volksmäßig-sanglich setzte er fünfzig Lieder deutscher Dichter aus älterer und neuester Zeit für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. In der Hauptsache in Mendelssohns Manier gehalten, hier und da auch anderen, älteren Mustern nachgebildet, waren diese Gesänge in der äußeren Form meist tadellos, aber in der Erfindung unbedeutend und arm an Stimmungsgehalt, durchaus altmodisch vom ersten Augenblick an und darum künstlerisch verfehlt in einer Zeit, die mit Macht dem Neuen zustrebte.

Viel eifriger war Riehl als Novellendichter bedacht, den strengsten Anforderungen der Gegenwart zu genügen. Sein freundschaftlicher Verkehr mit Geibel und den übrigen Genossen des Münchener Dichterkreises trug hier vornehmlich künstlerische Früchte. Zwar hatte Riehl schon seit seinem achtzehnten Lebensjahre mehrere Novellen und 1848 sogar einen satirischen Roman, die „Geschichte vom Eisele und Beisele“, erscheinen lassen, ohne daß er sich selbst über das eigentümliche Wesen dieser Dichtungsarten genaue Rechenschaft gegeben hätte. Nun aber, seit ihm 1854 Paul Heyse das Kunstgeheimnis

der Novelle verraten, sagte er sich, daß jene früheren Versuche nicht allzuviel taugten, und begann gleichsam von neuem, ernster, künstlerisch bewußter. So veröffentlichte er nunmehr von 1856 bis 1888 in sieben Bänden mit verschiedenen Überschriften fünfzig Novellen, von denen mehrere zuerst in den Monatsheften erschienen sind; 1897, wenige Wochen vor seinem Tode, folgte ihnen noch der Roman „Ein ganzer Mann“, streng genommen auch nur eine erweiterte Novelle.

Als die Aufgabe des Novellisten betrachtete er jetzt, „ein Seelengeheimnis in der Verknüpfung und Lösung erdichteter Thatsachen zu enthüllen,“ verlangte aber zugleich die „sparsame, knappe Kunstform des erzählenden Vortrags“. Handlung soll der Novellendichter vor allem geben, mit festen, reinen Linien holzschnittartig gezeichnete Handlung; erzählen soll er, nicht schildern oder grübeln. So bekannte Riehl, sich oft das rechte Maß und den passenden Ton für seine Geschichten durch einen Blick auf Ludwig Richters Holzschnittblätter geholt zu haben; wie der Dresdener Meister wünschte auch er, inniges Gemüt, frischen Humor und frommen Sinn in seinen Darstellungen zu vereinigen. Es ist ihm oft genug vortrefflich gelungen. Eine kühn alle Schranken überfliegende Phantasie, eine leidenschaftlich fortreißende Macht des Empfindens, eine dämonisch gewaltige Tragik, die unser Herz in seinen verborgensten Tiefen erschüttert, offenbart sich in Riehls Novellen nirgend; klar und bisweilen sogar etwas nüchtern halten sie sich alle in ruhigen, durch die Rücksicht auf ein schönes Maß sicher bestimmten Geleisen. Aber in diesen bewegt sich der Erzähler mit tadelloser Gewandtheit. Regelrecht ohne jeglichen Zwang baut er seine Geschichten auf; getreu nach der Wirklichkeit zeichnet er seine Personen, manchmal fast zu sparsam in der lebensvollen Ausarbeitung charakteristischer Züge, vor allem jedoch höchst sorgfältig und treffend, wenn er uns harmlose Sonderlinge mit seltsamen Eigenheiten und merkwürdigen Grillen vor Augen stellen will. Wie geschickt, unaufdringlich und doch wirksam weiß er da am rechten Orte humoristische Farben aufzutragen! In allen seinen Erzählungen tritt ein streng sittlicher und echt religiöser Sinn deutlich zu Tage; ausharrende Glaubenstreue, nicht minder aber auch brüderliche Duldung gegen Andersgläubige, erbarmende Milde gegen Arme und Verlassene, liebevolle Zurechtweisung Verirrter und ähnliche Proben edelster Menschlichkeit bilden meist den Grundgedanken seiner Novellen. Sittlich belehren und bessern sollen sie alle, aber nirgends drängte Riehl die Moral plump seinen Lesern auf. Von krankhaft-unerquicklichen Problemen hielt er sich ebenso fern wie von grassen Ausmalungen, die den Geschmack beleidigen könnten. Ein friedlich-versöhntes Gemüt, wie es ihm aus Walter Scotts Romanen verklärend hervorzuleuchten schien, sollte auch aus seinen Erzählungen zu den Lesern sprechen. So scheute Riehl denn auch geradezu vor einer tragischen Lösung zurück; seine Geschichten erhielten fast ausnahmslos einen heiter befriedigenden Schluß.

Aber auch der Kulturhistoriker konnte sich in diesen Dichtungen nicht verleugnen. Bezeichnete es doch Riehl mehrmals ausdrücklich als seinen Plan, mit seinen fünfzig Novellen, die er darum gern als ein einheitliches Werk ansah, einen Gang durch das letzte Jahrtausend der deutschen Kulturgeschichte zu machen. So spielten denn auch alle seine Erzählungen auf deutschem Boden; ihren Inhalt bildete er aus alten vaterländischen Chroniken und ähnlichen geschichtlichen Aufzeichnungen, oft aber auch aus dem, was er selbst erlebte oder einst im Elternhaus von der guten alten Zeit sagen hörte. Aber er verwarf die herkömmliche Art der historischen Romane, in denen wirkliche Personen und Ereignisse der Geschichte dichterisch frei umgeformt erscheinen. Selbständig erfand er die Charaktere wie die Handlung seiner Novellen, stellte sie aber in eine geschichtlich genau bestimmte, mit genrehafter Treue — wenn auch nur durch wenige Pinselstriche — ausgemalte Zeit hinein und knüpfte sie auch innerlich durchaus an die allgemeinen Anschauungen und Bestrebungen dieser Zeit an, ohne daß dabei seine dichterischen oder sittlichen Absichten mit der strengsten geschichtlichen Wahrheit jemals in Widerstreit gerieten. Unermüdlich war er als Verfechter dieser „kulturgeschichtlichen Novellistik“, in der er die Zukunft der modernen Epik erblickte.

In der Sprache unterschieden sich diese

dichterischen Versuche nicht sonderlich von Riehls übrigen Werken. Vielmehr bemühte er sich in allem, was er schrieb, seine Prosa bis zu einem gewissen Grade künstlerisch zu gestalten. Sein Stil war immer einfach und natürlich, „kurz angebunden," wie er ihn gelegentlich selbst nannte, von falschem Pathos und künstlicher Rhetorik ebenso frei wie von docierender Eintönigkeit, immer anregend und fesselnd, nie aufregend. Klarheit und Flüssigkeit bildeten seine größten Vorzüge. Darum liebte es Riehl, Schlagwörter, die zunächst paradox klingen mochten, in seine Rede einzuflechten und Antithesen aufzustellen. Doch that er dies nicht um eines äußerlichen Effektes willen, sondern er suchte auf solchem Wege durch beständige Gegensätze und Widersprüche die Begriffe, um die es ihm zu thun war, möglichst scharf zu bestimmen, das Richtige und das Falsche der Ansichten, die er behandelte, möglichst genau gegeneinander abzugrenzen. Seine Sätze wurden nach und nach kürzer, einfacher und leichter gebaut, seine Ausdrücke deutscher und sinnlicher. Wie viele Fremdwörter beseitigte er nicht in den späteren Auflagen seiner ersten Werke, wie viele abstrakte Wörter vertauschte er mit konkreten! Und in seinen Universitätsvorlesungen wies er zuweilen mit berechtigter Freude auf diese stilistische Selbstzucht hin, zu der ihn ein Mahnwort Klaus Groths zuerst getrieben habe: seinem Winke verdanke er es vor allem, daß er sich nunmehr die schwerfälligen Verbalsubstantiva und abstrakten Wörter mit den Endsilben ung, heit, keit und dergleichen möglichst vom Leibe halte.

Riehl konnte zuletzt auf ein langes, ergebnisreiches Schriftstellerleben zurückschauen, in welchem auch er mit seinem Denken und Wollen manche Wandlung erfahren hatte. Als er sein letztes wissenschaftliches Buch, die „Religiösen Studien eines Weltkindes", 1894 herausgab und darin tief fromm und doch mit freiem Geiste betrachtend, erwägend und prüfend Stellung zu den ewigen Fragen über Gott, Christentum, Unsterblichkeit zu gewinnen suchte, zugleich aber auch das Verhältnis unserer gegenwärtigen Gesellschaft zur Religion, des Staates zur Kirche, der Kirchen und Bekenntnisse untereinander, alter und neuer Gebräuche im kirchlichen Leben untersuchte, war zwar seine Grundanschauung noch dieselbe wie in seinen ersten Schriften; im einzelnen aber gab er jetzt manches preis, was er etwa in dem Buch über die Familie allzustarr konservativ festgehalten hatte. Noch einmal entfaltete er in diesen „Religiösen Studien" die verschiedenen, ja widersprechenden Seiten seines geistigen Wesens, seine echt religiöse Überzeugung und seine einer durchaus weltlichen Wissenschaft dienenden Bestrebungen, die treue Anhänglichkeit an der alten Sitte und die willige Annahme gar mancher Grundsätze der neueren Zeit, den Eifer des Fachmannes für sein besonderes Forschungsgebiet und das Verlangen des modernen Schriftstellers, uneingeengt von fachwissenschaftlichen Schranken sich über alles Menschliche Rechenschaft zu geben, die sachliche Betrachtung des Historikers und die subjektive Deutung und Verwertung der geschichtlichen Ergebnisse durch eine in der Gegenwart thatkräftig wirkende, dem Gedanken an die Zukunft nicht ausweichende Persönlichkeit. Aber so groß diese Gegensätze auch erscheinen mögen, in Riehl waren sie versöhnt; und gerade die innige Verschmelzung des anscheinend Unvereinbaren gab seinem menschlichen wie seinem schriftstellerischen Charakter das eigenartige Gepräge. Als Lehrer und Schriftsteller, als Forscher und Dichter, als Mann der Wissenschaft und des Lebens hat er sich vielfältig bewährt, manchmal geirrt wie jeder, aber stets nur dem Wahren und Edlen nachgestrebt und bei denen, die ihn kannten, bleibenden Dank verdient.





Wisent oder Büffel, altgermanischer Wildstier.

Kultur und Tierleben.

Von

Adolf und Karl Müller.

(Nachdruck ist untersagt.)

Kultur und Wissenschaft, die sich gegenseitig stützen und ergänzen, stehen nicht still, und ihre Errungenschaften und Anwendungen im Gesamtleben der Menschheit ziehen eine unendliche Reihe Veränderungen auch in der uns umgebenden Tierwelt nach sich. Besonders die Naturwissenschaften und ihre Einflüsse im Gebiete der Industrie haben in unserem Jahrhundert bedeutungsvolle Fortschritte gemacht, und ihre Folgen auf das Kulturleben der Staaten sind unleugbar. Die Einwirkungen auf die Kulturbestrebungen der Menschheit, die äußeren wie die inneren, kommen bei unserem Thema in Betracht. Die ersteren umfassen die Umbildungen durch die Bewirtschaftung und Bearbeitung des Bodens in Wald, Feld, Wiesen und Gärten, durch die Regulierung und Benutzung der Gewässer; sie erstrecken sich über die Anstalten der menschlichen Gewerbe und der Verkehrsinteressen aller Art, die das Leben und den Wandel der Tiere beeinflussen. In nicht minderen Betracht muß die erhöhte Kultur des inneren Wesens und Lebens des Menschen gezogen werden, die seine Stellung zur Tierwelt und deren Behandlung so sehr beeinflußt, sie fördert oder beeinträchtigt. Aber auch die Natur selbst hat sich aus ihrer eigenen Kraft heraus kultiviert in der Umbildung und Ver-

vollkommnung ihrer mannigfachen Formen. Und da die Tierwelt mit der Natur in unmittelbarstem Zusammenhange steht und das Tier alle Veränderungen in dieser seiner nächsten Umgebung lebhaft fühlt, so müssen wir unsere Betrachtungen von dieser Erscheinung aus beginnen und von da anknüpfen an die Entwickelung und Umbildung durch die menschlichen Kulturverhältnisse.

Der Raumgrenzen halber beschränken wir uns bei Behandlung dieses weiten Gebietes nur auf die Säugetiere und Vögel, vornehmlich unsere heimatlichen.

Die Naturkräfte sind es, die im ewigen Wechsel und Wandel unserer Erde, wenn auch allmählich, so doch stetig, eine andere Form verleihen. So ist die Katastrophe der Eisperiode auf unserem Erdkörper gewiß von Einwirkung gewesen auf die Umgestaltung des Klimas und folglich auch auf die pflanzliche und tierische Welt, auf deren Entwickelung, Um- und Fortbildung, ihr Wesen und ihren Wandel. Bei diesem kosmischen Ereignis setzten wir Brüder seiner Zeit ein, um darzuthun, daß die Wanderung und der Zug der Vögel beim Wechsel der Jahreszeiten, bedingt durch das Bedürfnis nach mehr Licht und Wärme, eine natürliche Folge der durch die Eisperiode im Laufe der Zeiten allmählich herausgebildeten festen klimatischen Verhältnisse gewesen sein müsse. Wir erläuterten diese Behauptung durch das sensitive Wesen der Vögel, dieser für die kosmischen atmosphärischen Vorgänge so empfindlichen Lufttiere, aus deren Naturtrieb nach und nach die gewohnheitsmäßig gefestigte Erscheinung der regelmäßigen Herbst- und Frühlingsreisen, die Großthat des Zuges sich entwickelte. Obgleich ein maßgebender Teil der Naturforscher diese unsere Erklärung anerkannt hat, so trat doch bis in die allerneueste Zeit die alte bequeme Behauptung in scheinbar treffender Vermutung immer wieder wie ein starres Dogma auf: der Nahrungsmangel treibe den Vogel zur Wanderung. Aber dem tieferen Blick des Naturforschers bekundet sich die Erscheinung im Vogelleben nicht sowohl in der Notwendigkeit, der Nahrungsnot zu entfliehen, als vielmehr in dem Bestreben, dem Vorboten oder der Ursache des Nahrungsmangels, dem fühlbar sich vorbereitenden Wechsel in der Atmosphäre im Herbste, zu folgen. Neben dieser Folge der Eisperiode, der Abgrenzung der Jahreszeiten, trat auch der große Wandel und die Fortentwickelung der Tierwelt durch mannigfache organische Umgestaltungen zu Tage. Wie sich immerwährend noch jetzt vor unseren Augen eine stetige Höherentwickelung bei den pflanzlichen sowie tierischen Organismen geltend macht, so entstand eine Umwandlung, ein Fortgang zur Veredelung, ein Herausbilden vom chaotisch Entstandenen zum Formgebenden, vom Unbestimmten zum Bestimmten, vom Massigen zum Gegliederten, vom Stumpfsinnigen zum seelisch Begabten. Aber auch mit dem Auftreten des Menschengeschlechts griff eine bedeutende Umgestaltung Platz, und die umgebende Natur wurde durch die in Thätigkeit tretende Einwirkung des Menschen, der sich aus dem ursprünglich Rohen zu stetig feiner organisiertem Wesen emporbildete, der menschlichen Vervollkommnung gemäß verwandelt oder zu einer dieser Vervollkommnung entsprechenden Ausprägung gebracht; d. h. mit der aufstrebenden Entwickelung der Menschheit war auch eine höhere Kultur ihrer Umgebung verbunden. Diese Ordnungsmäßigkeit in der Wechselwirkung zwischen Menschen- und Tierleben bilde den Gang unserer Betrachtungen.

Schon eine Rück- und Rundschau auf die Marken unseres deutschen Vaterlandes überzeugt uns, wie von den Zeitläuften unserer urwüchsigen Vorfahren bis zum jetzigen Geschlecht das kulturelle Element auf das Zurückweichen, ja Aussterben von Tiercharakteren einen sichtbaren Einfluß ausgeübt hat. Die damals herrschenden Naturverhältnisse mit ihren Urwaldstrecken und der feuchten Nebelatmosphäre bargen abenteuerliche, ungestüm wilde Tiergestalten. Heißt es doch noch im Nibelungenliede:

Darnach schlug er wieder einen Wisent und einen Elch,*
Starker Ure viere und einen grimmen Schelch.**

Diese wilden grotesken Tiergestalten zogen sich immer tiefer in die Abgeschiedenheit öder Strecken zurück, je mehr die waldlichtende Axt und der Kampf mit dem waffenbewehr-

* Elch ist das weibliche Tier des Elch oder Elen.
** Unter dem grimmen „Schelch" ist der wilde (Brunft-) Hirsch zu verstehen.

ten Jäger sie beeinträchtigte und ihre Reihen zehntete, bis zuletzt ihre mächtigste Drängerin und Treiberin, die wachsende Kultur, ihren Vernichtungskrieg vollzog. Der bemähnte Wisent oder Bison mit dem Ur oder Auer, die Riesenjagdtiere unserer Altvorderen, sind wie der Bär in unserem Vaterlande längst der Ausrottung verfallen. Der einst in Germanien heimische Wildstier Wisent hat gegenwärtig noch zwei letzte Heimstätten künstlich erhalten: Russisch-Litauen und das Kaukasusgebirge. Im Walde bei Bialowics sollen sich nach einer ungefähren Schätzung 711 Stück dieser Stierart vorgefunden haben, die sich nach neueren Ermittelungen gegenwärtig zu der stattlichen Anzahl von 1500 Exemplaren vermehrt haben.

Das merkwürdige Elchwild ist gleichfalls der fortschreitenden Kultur aus dem Wege gegangen und fristet, gleichsam eine romantische Jagdtierruine, jetzt nur noch an den Grenzen Deutschlands in den Waldeinöden Ostpreußens, Litauens, Masoviens, Polens, Rußlands und Skandinaviens den Rest seines Daseins. Auch Nordamerikas Urwaldungen, namentlich der Gebirge, bergen noch einen sehr nahen Verwandten des europäischen Elch, den die Franzosen Canadas „Orignal“, die Amerikaner Moose und Moosdear (Moostier) nennen und Weinland als Cervus orignal der amerikanischen Autoren aufführt. Dort in dem jungen, der riesig fortschreitenden Kultur erschlossenen Erdteile wird das Elchwild neben dem Bison oder amerikanischen Büffel demselben Schicksal verfallen wie der Ur und Wisent unserer altdeutschen Wälder. Bär und Wolf sind geflüchtet in die Nacht der Gebirgswälder an den Marken des Deutschen Reiches; beide sind als gemeinschädliche Tiere der allgemeinen Ausrottung preisgegeben. Dasselbe Los hat den Luchs erreicht.

Noch besonders ist das Wildschwein zu erwähnen. Dieses durch seine Verwüstungen der Felder berüchtigte Waldtier ist wiederholt der Gegenstand lauter Klagen der an seine Aufenthaltsorte angrenzenden Landbewohner geworden. Sie sind seiner Zeit in Petitionen an das Haus der Abgeordneten in Preußen gegangen, aber alle Mittel der Ausrottung, die seither in Ausübung gekommen sind, haben sich als unzureichend erwiesen. Noch steht die Gesetzgebung still vor dem Schritte, das kulturfeindliche Tier in den Bann der gemeinschädlichen Tiere zu thun.* Das zähe, sehr fruchtbare und mit den schärfsten Sinnen versehene Tier setzt der Verfolgung und Verminderung an der Eifel, dem Hunsrück, in Neu-Vorpommern und anderen Orten unseres Vaterlandes hartnäckigen Widerstand entgegen. Zudem birgt es sich in dichten Nadelholzdickungen und ist mit den gefährlichsten Waffen seines Gebisses (Hauern) gegen Mensch und Hund versehen; ferner wohnt ihm ein unbändiger Trieb zum Ortswechsel inne, der es nicht allein große Strecken „wechseln“ (durchstreifen) läßt zum Aufsuchen seiner Nahrung in Feldern und Weinbergen, sondern es auch förmlich zur Auswanderung treibt. Es unter dem Verdikt der Gemeinschädlichkeit für vogelfrei zu erklären, mag wohl nur eine Frage der Zeit sein; denn die Schranken, die einer energischen Beseitigung dieser Wildart Jagdgesetze, Vorurteile alter aristokratischer Liebhabereien und Gewohnheiten bisher noch entgegensetzen, werden die gebieterischen Interessen und Forderungen der unaufhaltsam vorstrebenden Kultur über kurz oder lang beseitigen.

Es stehen sich gegenwärtig noch zwei extreme Meinungen über die Frage, ob Schonung oder Ausrottung dieser dem Landbau schädlichen Tierarten Platz zu greifen habe, ziemlich schroff gegenüber. Der rationelle Landwirt beruft sich darauf, daß das Glück der Bevölkerung sich nur auf materiellen Wohlstand gründe, daß mithin alle sie beeinträchtigenden und hemmenden Einflüsse beseitigt werden müßten. Auf der anderen Seite machen sich die ideellen Ansichten der Natur- und Tierfreunde geltend, die das Belebende, die Zierde der Natur bewahrt wissen wollen in der Erhaltung der heimischen Tierwelt. Das pietätvolle Nachgefühl romantischer Zeiten, die Neigung zum Sport, die vielerseits bespöttelte „noble Passion“, sinkt vor den unerbittlichen Wogen der Nützlichkeitsbestrebungen der Gegenwart über kurz oder lang in die Notwendigkeit der Entsagung. Das mag vielen als Härte

* Es wird auf das Nähere dieses Gegenstandes verwiesen in unserer Abhandlung: „Die Hege unseres Hochwildes“ im Oktoberheft 1895 dieser Blätter.

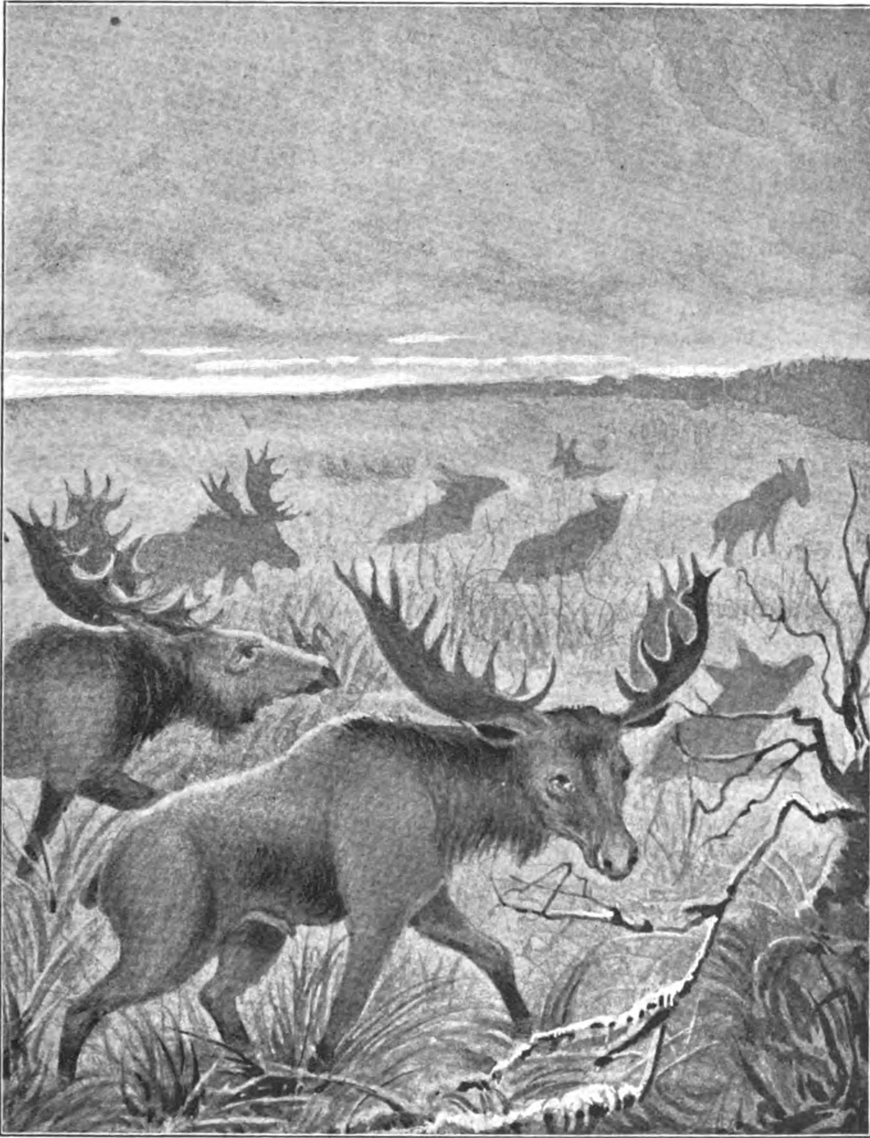
klingen, es wird vielleicht auch die Seele des Gemütsmenschen mit Wehmut erfüllen bei der Erinnerung an die süßen romantischen Schauer der belebenden Waldnaturscenerien — aber der wuchtige Andrang der materiellen Zeitströmung nimmt seinen unabänderlichen Lauf.

Dennoch ist diese moderne Strömung des Volksgeistes darauf zu prüfen, ob sie in ihrem radikalen Bestreben nicht einer zu weitgehenden, dem Gemeinwohl übergebührlich Vorschub leistenden Einseitigkeit verfalle. Ja, wir erachten es für angezeigt, in der Folge zu begründen, daß in dieser Richtung verständig abwägendes Maß zu halten ist, soll diese überhandnehmende Nützlichkeitsbestrebung um jeden Preis nicht in Roheit und Grausamkeit gegen die Tierwelt ausarten. Es ist zu erwägen, was an solcher Bestrebung menschlich gesund, berechtigt, fördernd und heilbringend, andererseits aber auch, was daran ungesund, ungerecht und darum verderblich ist.

Von der Ausrottung der gemeinschädlichen Tiere von verwüstender Natur, wie Bär, Wolf und Luchs, kann hier nicht die Rede sein: über ihre die höheren Kulturverhältnisse bedrohende Existenz ist bereits allgemein der Stab gebrochen, sie sind in allen Ländern von gesitteter kultureller Ausprägung der Vernichtung verfallen. Dahingegen begegnet unser Urteil einem scheinbaren Widerspruche bei der Erwägung über Wesen und Wandel des Wildschweines. Wir sagen scheinbaren Widerspruche — und so ist es thatsächlich. Diese Wildart ist trotz ihrer dem Landbau Verderben bringenden Lebensweise vor dem Gesetz noch nicht zu den gemeinschädlichen Tieren erklärt, und doch ist die Schädigung, die sie den bebauten Feldern verursacht, unberechenbar Zwar hat das Schwarzwild keine Schonzeit mehr, d. h. es kann zu jeder Jahreszeit erlegt werden, allein zu dem gesetzgeberischen Vorgehen, es in die Kategorie der gemeinschädlichen Tiere zu setzen, ist es trotz vielfacher Anregungen und Bittschriften der arg Beschädigten bis jetzt nicht gekommen. Auch das unter anderen vorgeschlagene Mittel der Vertilgung dieses Wildes durch Gift möchte doch gesetzlich seine Bedenken haben und bei seiner Anwendung großen Gefahren begegnen. Hingegen gewiß ganz unabweisbar geboten ist die strengste Maßregel gegen alle und jede Schonung dieses Wildes im Freien. Selbst in den eingefriedigten Wildparks ist die sorgfältigste Vorsorge zu treffen, daß die eingeparkten Sauen nicht die Einfriedigung durchbrechen. Denn es steht fest, daß, neben der schon hervorgehobenen Wanderung dieses unsteten und flüchtigen Wildes von einer Gegend in die andere, sein plötzliches Auftreten an Orten, wo es vorher gänzlich fehlte, meistens dem Durchbrechen der Wehrhaften zuzuschreiben ist.

Doch unser Rotwild, dies majestätischste und am edelsten gestaltete Wald- und Jagdtier? Soll es wie die räuberischen Beeinträchtiger menschlichen Lebens und Eigentums ebenfalls der Ausrottung verfallen? Wir vermögen es nur aufrichtig und sympathisch zu begrüßen, daß das Schongesetz in Preußen für das Rotwild aufrechterhalten wird, und daß andere Staaten sich nicht minder bestreben, diesen Gekrönten der Wälder, als die schönste heimische Tiergestalt des Freilebens, vor dem Aussterben zu behüten. Damit aber liegt es uns fern, einer Schonung das Wort zu reden, die eine Überhandnahme zur Folge haben könnte. Bei der allerdings Feld- und Waldwachstum schädigenden Ernährung des Wildes kann vernünftigerweise nur ein mäßiger Bestand Gnade finden vor dem unbestechlichen Richterurteil, und das noch dazu mit der Einschränkung, daß ein zu beschaffendes Wildschadengesetz vollen Ersatz biete für jede Beschädigung und Beeinträchtigung an den Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft, auch weiter praktisch wirksame Mittel zur Abwehr gegen den Übertritt auf die Saat- und Fruchtfelder in Anwendung kämen, da wohl ins Auge zu fassen ist, daß mit Zerstörung der Produkte menschlichen Fleißes auch bei voller Vergütung des Schadens immer unangenehme Nachwirkungen, wie Ärgernis, Zeitversäumnis u. s. w., verbunden sind.

Für das wilde Kaninchen besteht keine Schonzeit, und in dem Jagdpachtvertrag können und werden ja in Landstrichen, wo dieses Tier seine den Boden oft weite Strecken empfindlich unterwühlenden Baue anlegt, vorsorgliche Bestimmungen getroffen werden.



Elchwild, durch ein Bruchmoor ziehend.

Seine schädigenden Eigenschaften erhöhen sich aber auch noch in Hinblick auf sein örtliches, so sehr gedrängtes Vorkommen und seine außerordentliche Fruchtbarkeit. Dadurch, daß das Kaninchen nicht weit von seinem Bau in die Felder „rückt“, wird es den von ihm angegangenen Fluren viel sichtbarer schädlich als der Hase. Noch mehr gilt dies von seinen Zerstörungen im Walde, von denen jeder aufmerksame Forstmann beredtes Zeugnis ablegen kann. Von der Holunderstaude bis zu den edelsten Forstgewächsen hin verfällt das junge Wachstum im Forste, besonders Rinde und Bast, seinen ewig beweglichen Nagezähnen. Was das Eichhorn auf den Bäumen, das ist das Kaninchen auf dem Boden, den es kolonienweise nach allen Richtungen hin unterhöhlt. Seine Fruchtbarkeit steigert, wie erwähnt, seine Schädlichkeit. Man kann getrost die Durchschnittszahl der jährlichen unmittelbaren Vermehrung von einem weiblichen Kaninchen auf vierundzwanzig und mehr Stück rechnen. Hierzu kommt noch die Thatsache, daß schon die

halbjährigen Kaninchen zeugungsfähig sind, also vom Hochsommer bis zum Herbst einigemal „setzen“ (gebären). Man kann also gewiß — nur sechs am Leben bleibende junge Weibchen von den ersten Eltern, die noch im Hochsommer zweimal setzen, angenommen — achtundvierzig Junge der halbwüchsigen Eltern, also im ganzen 48 und 24 = 72 Stück alljährliche Vermehrung von einem Paare rechnen. Kurz, das Kaninchen verträgt sich nicht mit einem geregelten Landbau und kann bei Überhandnahme eine wahre Plage der Felder und sogar der Auwaldungen, Gärten und Parks genannt werden.

Anders, will uns dünken, verhält es sich mit dem Hasen. In unserem Werke: „Die einheimischen Säugetiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirtschaft“ sprechen wir uns unter anderem hierüber, wie folgt, aus: „Wenn der Ausspruch Brehms in seinem ‚Tierleben‘ von Förderern der Landwirtschaft zu ihren Beleuchtungen über den Schaden des Hasen in manchen Gegenden benutzt worden ist, so hätte man auch füglich den ganzen Ausspruch wiedergeben und nicht, wie geschehen, dessen letzte Hälfte weglassen sollen. Der ganze Ausspruch des gedachten Autors über unseren Hasen aber lautet folgendermaßen: ‚Kein Wunder, daß bei einer solchen Masse von Feinden die Hasen sich nicht vermehren, wie es sonst geschehen würde, aber ein Glück für uns, daß dem so ist: denn sonst würden die Hasen unsere Feldfrüchte rein auffressen; in allen Gegenden, wo sie stark überhandnehmen, werden sie ohnehin zur Landplage. Bei uns ist ihrer geringen Anzahl wegen der Nutzen, den sie für die Küche und für das Gewerbe leisten, größer als der Schaden, den sie anrichten.‘ — Mit dieser Wiedergabe des ganzen Brehmschen Wortes, dem wir vollkommen beipflichten, wollen wir aber nur darthun, daß die Anzahl der Hasen kraft der thatsächlichen Verfolgung in unserem Vaterlande doch im allgemeinen recht mäßig ist. Namentlich sind wohl ohne Ausnahme die gebirgigen Striche von keiner nennenswerten Vermehrung dieser Tiere heimgesucht; ja es giebt viele Strecken, wo sie dank der Aasjägerei dieser neueren Zeit so selten geworden, daß auf eine Gemarkung kaum einige Paare kommen. Dagegen soll wiederum aber auch bestätigt werden, daß in manchen fruchtbaren Ebenen mit mildem Klima die Hege dieses erhöhter Kultur in großen Massen schädlich werdenden Nagers übergebührlich gehandhabt wird, und die Höhe des Jagdpachterlöses durchaus nicht den Schaden ersetzt, der den Klein- wie den Großbauer oft so empfindlich trifft. In Gemarkungen, wo tausend und mehr Hasen alljährlich auf Treiben erlegt werden können, wie unter anderem in den Rheinebenen und in der Gegend von Magdeburg, ist eine ernste Mahnung — wie sie seiner Zeit in der Zeitschrift für die landwirtschaftlichen Vereine des Großherzogtums Hessen von Dettweiler mit Recht ergangen ist — ganz an ihrem Platze. Jeder, der vorurteilslos und mit klarem Kennerblick das Treiben der Hasen bei derartiger Hege beobachtet hat, wird zugestehen müssen, daß solche Zustände mit den jetzigen Kulturverhältnissen im Widerspruche stehen. Den Hasen nach diesen Erörterungen aber exemplarisch oder gar ganz zu vertilgen — diese Maßregel kann denn doch nur von übertriebener Schreisucht und großer Einsichtigkeit verlangt werden.“

Die Forderungen der Ackerbau treibenden Landbewohner überschreiten nur zu häufig mit ihren polemisierenden Klagen weit die Grenzen des Thatsächlichen, und näher betrachtet, sogar die billigen Rücksichten, die ihr eigener Vorteil verlangen darf. Das Wildbret ist und bleibt doch auch etwas der Menschheit zu gute Kommendes, und seine ansehnlichen Preise sprechen für das ausgiebige Bedürfnis, namentlich in den Reihen der Begüterten. Und bietet die Verpachtung der Jagd nicht in der Neuzeit eine stetig sich außerordentlich erhöhende Einnahme? Die Gemeinden erzielen hierfür eine wohl zu berücksichtigende Jahresrente, deren sie zum größten Teile verlustig gehen, sobald die Jagdausübung in eine unweidmännische Ausrottung des Wildes ausartet.

Auch die Flußtiere weichen vor den menschlichen Ansiedelungen und den Werken der Industrie und des Verkehrs, die ihre Lebensgewohnheiten und Existenzbedingungen stören. Das zeigt uns unter anderen der Biber, der nur noch an vereinzelten Gewässern Europas vorkommt, sowie denn auch die Dampfschiffahrt die Süßwasserfische und

mit diesen unseren Fischotter immer mehr verscheucht. —

Wir schreiten zur Vogelwelt. Hier haben sich infolge der Eingriffe und Umgestaltungen der Bodenkultur sichtliche Veränderungen eingestellt. Der Steinadler horstete in unserem Vaterlande und anderen Nachbarstaaten zu den Zeiten der heimischen Wildnis, er floh in die Einöden der Gebirge. Unser Großvogel in der Eulenfamilie, der Uhu, hauste in unseren einst geräuschlosen Waldstrecken und rief durch sein nächtliches geheimnisvolles Treiben die Sage vom wilden Jäger und der wilden Jagd hervor; jetzt geht er dem geordneten Forstbetrieb und dem Lärm des Verkehrs aus dem Wege und verfällt so langsam — schon jetzt unverkennbar — dem gewissen Aussterben. Wie lebhaft ist uns noch das quakende, summende und sausende Heer des Wassergeflügels von Gänsen, Enten und Stelzvögeln in Erinnerung, das auf den Wasserflächen der übergetretenen Flüsse und Bäche im Frühling und Herbst wochenlang sein bewegtes Leben kundgab und unsere Jagdlust auf Zug und Strich erweckte. Diese schwärmenden Flüge fehlen jetzt in diesen Gründen, deren ehemals sumpfige Strecken durch das Regulieren der Fluß- und Bachufer, durch die Verbesserung der Wiesen und Säuberung der Teiche und Moorstrecken von der Überwucherung der Wasserpflanzen, dem Schutzmittel der geflügelten Gäste, trocken- und offengelegt sind. Der forschende Vogelkundige bedauert wohl mit einer Anwandlung wehmütigen Gefühls diesen Wandel, und der Jäger klagt, daß er sich nicht mehr der süßen Leidenschaft hingeben könne, seine Gewandtheit im Flugschießen zu zeigen. Aber der unberechenbare Vorteil in den grünen, blühenden Wiesenflächen, deren Gras- und Kräutersegen den Haustieren der Gemeinden und Gutsbesitzer ungemeine Förderung verschafft — welch eine lichte Kehrseite bietet dieser Wandel des Kulturbetriebes den einstmaligen Vogelherbergen gegenüber! Überzeugend auf den unparteiisch Urteilenden wirkt hier der Anblick des fördernden Segens der Kultur; denn weder die Freude noch der Beobachtungstrieb des Forschers angesichts des Reichtums fremder Vogelscharen, noch das Vergnügen der Jagd kann das gewinnbringende Walten der Kulturbestrebungen aufwägen.

Unbedingt neigt sich der Vorteil auf die Seite des erhöhten Kulturbetriebes, obgleich wir gestehen müssen, daß die umgebende Natur an Reiz anmutenden Tierlebens verloren hat. Manche Arten Enten, Bekassinen und Sumpfschnepfen, Kiebitze und Rohrdommeln, Bläß- und Rohrhühner bevölkerten im Sommer die Rohrwälder der Teiche, Flüsse und Bäche und trieben ihr geheimnisvolles Wesen in den Sümpfen der unbebauten Strecken. Weniger dem vervollkommneten Schießgewehr, dem Hinterlader, als vielmehr der fortschreitenden Bodenkultur, dem Umschwung der Forstwirtschaft durch Trockenlegung von Sumpf und Moor im Gefolge des geräuschvolleren Betriebes regelrechter Schlag- und Hiebmethoden ist es zuzuschreiben, daß der allbeliebte Schnepfenstrich in unseren Waldungen so sichtlich abgenommen hat. So sehr Weidmänner die auffallende Abnahme der Waldschnepfen und Bekassinen bei uns zu beklagen haben mögen, mit um so größerem Danke begrüßt der Landmann und Fischereibesitzer die Entfernung der Schilf- und Rohrstriche in Wiesengründen; jener im Hinblick auf den bedeutenden Mehrertrag seiner verbesserten Wiesenflächen, dieser in der Thatsache, daß der Fischreiher nicht mehr gefährlich sein kann wie früher in dem Chaos des wuchernden Riedwachstums.

Die Umschau in den Erdteilen, wo die Kultur vorerst nur teilweise vorgedrungen ist, bestätigt ebenfalls allüberall ein Zurückweichen vieler Wildtiere aus bebauten Landstrecken. Zwar tritt diese Erscheinung nur ganz allmählich auf, da sich in diesen Ländern noch ausgedehnte Waldwildnisse und öde Steppen mit ihren schutzbietenden Zufluchtsorten aller Art dem Tiere darbieten; aber sicher und stetig rückt die Kultur diesen Stätten der Wildnis näher und näher, und ein Tier nach dem anderen verschwindet vor diesem Andrange. Sprechende Beweise hierfür liefern die Einwanderungen der Völker aller Erdteile in Amerika. Dort sind die Tiere der Wildnisse den Kulturbestrebungen der Eingewanderten Schritt vor Schritt entflohen. Und hier sei der Ort, wo auch des Zurückweichens des wilden

Menschen vor den Vertretern der Civilisation gedacht werden mag. Ein Stamm der amerikanischen Ureinwohner nach dem anderen flüchtet sich vor der vorschreitenden umgestaltenden Urbarmachung des Bodens, und mit den einst zahlreichen Herden des Bisons oder Büffels verschwinden auch die Rothäute aus den gelichteten Stätten und Jagdgründen ihres einst waldumwachsenen Heims in entlegene, von den Ansiedelungen der fremden Eindringlinge noch unberührte Landstriche. Hier tritt uns die Thatsache eines Vernichtungskampfes entgegen: das Zurückweichen der kupferfarbigen vor dem Andrang der weißen Menschenrasse, der große Vernichtungskampf, der mit dem Aussterben des Indianers enden wird. Wir sehen hier im Kampf ums Dasein dasselbe Schicksal sich vollziehen wie bei den Tieren der Wildnis; nur ergreift die unerbittliche Nemesis der Vernichtung den Halbbruder des Menschen, wenngleich langsamer vermöge seiner zäheren Widerstandsfähigkeit und seines größeren Bewegungsvermögens, so doch um so gewisser und unerbittlicher.

Doch auch diese Medaille hat ihre Kehrseite: gewisse Kulturfortschritte hemmen nicht, sondern befördern die Verbreitung einiger Tierarten.

Mit der Erfindung und Einführung von Verkehrsmitteln, die die Verbindung zwischen Ländern und Völkern erleichterten und erweiterten, war auch ein gesteigerter Umsatz verbunden und damit auch der Wechsel und Austausch mit Tieren verknüpft. Schiffahrt und Eisenbahnwege brachten Tiere von Erdteil zu Erdteil. So im vorigen Jahrhundert die lästige Wanderratte aus den asiatischen Strecken herüber zu uns und weiter in andere Erdteile. Unser Hausbürger Sperling, der allem sich bequemende Lumpacivagabundus der befiederten Welt, wanderte nach Amerika und Australien und wurde kraft seiner angeborenen Fruchtbarkeit nach und nach ein Ärgernis der dortigen Bewohnerschaften.

Die Veränderungen, die die Vogelwelt durch die Eingriffe und Umwandlungen der Kultur in unseren ländlichen Verhältnissen betroffen haben, sind allerorten augenscheinlich und merklich. Ein Vergleich des jetzigen Zustandes unserer Fluren mit den öden Strecken früherer Zeiten führt uns ein sehr verschiedenes Bild vor Augen. Weite Landstriche von Wüstungen und nassen steppenhaften Außenflächen sind in den Gemarkungen zu fruchtbaren Feldern umgeschaffen worden. Durch die ausgleichende Urbarmachung dieser Striche unter Ausroden der Heckenraine, dem Entfernen von Strauchwerk auf Wacholder-, Ginster- und Heideflächen wurden viele Zufluchtsorte, Heg- und Brutstätten den Rebhühnern, Wachteln, Fasanen und anderen Vogelarten des Feldes entzogen. Das vormalige Wachstum bot dem Geflügel auf freien Strecken Schutz- und Bergungsmittel vor den Raubvögeln, und unter dem gitterartig verwachsenen Dickicht von Heide-, Ginster-, Brombeer- und Dorngesträuch waren ebensowohl geeignete Futterplätze für die Hühner in strengen Wintern geboten, als diese natürlichen Schutzorte diesen Tieren Zuflucht gaben vor dem verfolgenden Habicht, Sperber oder Baumfalken. Unter diesen geborgenen Plätzen war der Sammelort der sich im Spätjahre zusammenziehenden Reste der „Völker“ oder „Ketten“ von Rebhühnern und Fasanen; hier waren die Brutstellen der Hennen vor der Sense und Sichel des Mähers behütet. Gegenwärtig bieten die von Hecken und Sträuchern entblößten Strecken dem Geflügel nur Schutz und Brutplätze in den Futtergewächsen und der Körnerfrucht. Sense und Sichel zerstören viele Bruten samt den brütenden Hennen, und die vorerwähnten Räuber haben leichteres Spiel zum Fang der morgens und abends zur Nahrung und Tränke hin- und herstreichenden Geflügelvölker sowie der übrigen solche freie Ebenen bewohnenden Singvögel. Noch viel stärker ist das Dasein dieser Vögel im gebirgigen Gelände gefährdet, namentlich in den an Waldungen und Hainen stoßenden Fluren, wo sich den Raubvögeln im Schatten der Bäume verborgene Lauerplätze bieten. Und neben den befiederten Räubern zehnten Fuchs, Wiesel und Iltis die Reihen des Jagdgeflügels und der Sänger.

Erwägen wir nunmehr die wichtige Frage des Verhältnisses vieler Tiere zu den Erzeugnissen der Bodenkultur. Es gehört zur Lösung dieser Frage große Aufmerksamkeit und Übung in der Beobachtung des Wesens und Wandels der Tiere sowie gründliche



Wolf, ein Wildkalb reißend.

Untersuchung der Verdauungsorgane. Große Irrtümer und verkehrte Ansichten hat der Mangel an Erfahrung in dieser Richtung nicht allein unter den Laien, sondern auch auf seiten Tierkundiger in die Welt gesendet und die hier zu lösende Aufgabe nur verwirrt und entstellt. Schädlichkeit wie nutzbringende Eigenschaften einer Reihe von Säugetieren und Vögeln sind damit oft in falsches Licht gebracht worden. Man hat verkannte Tiere in den Bann der Verfolgung gethan und umgekehrt die gefährlichen schädigenden Eigenschaften anderer übersehen. Nur dem schärferen Beobachtungsblick und der gründlicheren Forschung ist es gelungen, hier zu sicheren Ergebnissen zu kommen. Auf diesem Wege sind durch Veröffentlichung unserer Beobachtungen in dem

oben angeführten Werke über schädliche und nützliche Tiere sowie infolge unserer Mitteilungen in zoologischen Blättern z. B. der nützliche Dachs, der vielverfolgte Igel, selbst der in seiner Vielseitigkeit nicht erkannte Fuchs aus Bann und Feme befreit worden. Im Juliheft des Jahrganges 1897 dieser Blätter ist von uns der wesentlichen Nahrung des Dachses sowohl als der charakteristischen Art und Weise seiner Ernährung gedacht. Einen Beleg, welches Vorurteil über die Bedeutung dieses Waldtieres bestanden hat, giebt die Thatsache, daß erst einige neuere Jagdgesetzgebungen den Insektenvertilger Dachs den Reihen des sogenannten „Raubzeugs“ entrückt und wenigstens eine zeitweilige Schonung für ihn angeordnet haben. Dem friedlichen Igel — man sollte es kaum glauben! — ist man noch in den fünfziger Jahren laut Bericht der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“ so nachdrücklich zu Leibe gegangen, daß man auf einer mit Bucheln besäten Saatschule im Moringer Stadtforst im Hannöverschen siebzehn unschuldige Exemplare tötete, bloß deshalb, weil man in den Saatrinnen und Pflanzenreihen auf Waldkulturorten „zerkauten“ Waldsamen oder wenigstens Waldsamenüberreste gefunden hatte! „Keinem der Männer“ — sagten wir bei der Besprechung dieser Begebenheit — „ist eingefallen, die Einrichtung des Igelgebisses näher zu betrachten. Sie hätten dann erfahren, daß das Gebiß sich nur schlecht zum Zernagen und Zerkleinern von Waldsamenkörnern eignet. Die seitlich zusammengedrückten, stumpfen und unvollkommen zusammenschließenden Schneidezähne sind schon zum Aufnehmen von solchen Sämereien, insbesondere der kleinen Sorten, ungeeignet, noch weniger eignen sie sich zum Zernagen von Samenkörnern, am allerwenigsten vermögen die spitzgezackten Backenzähne ein Zermahlen der Körner zu bewirken. Hierzu sind die mit quergefalteten Höckern versehenen Backenzähne der Nager mit ihren von hinten nach vorn beweglichen Kinnladen vonnöten. Ebensowenig haben die Verfolger des Tieres den Inhalt der Magen untersucht.“ Sie hätten kraft unserer vielfachen Untersuchungen beinahe ausschließlich allerlei Gliedertiere in jeglicher Gestalt, wie Käfer, Puppen und Maden, sowie Regenwürmer und Schnecken gefunden — ein schlagender Beweis, daß das Tier nur nützlich ist.

Und der Maulwurfsfang — wird er nicht manchenorts noch jetzt mit klingendem Solde aus den Gemeindekassen und von verblendeten Gutsbesitzern belohnt? Der tüchtigste Feind der Engerlinge mit dem Riesenhunger und der herkulischen Kraft muß den Tod sterben in den Maulwurfsfallen, diesen Tiergalgen in den Wiesengründen — wahrlich, ein sprechendes Zeugnis für die Blindheit vieler Landwirte! Aber an der Hand gründlicher Beobachtungen und Versuche — welch aufklärendes Zeugnis stellt sich da für den ökonomischen Nutzen dieses Kerfvertilgers dar! Nach unseren eigenen Ermittelungen der Gewichtsmengen des durchschnittlich von Maulwürfen täglich verzehrten Fraßes an Erdtieren beträgt die Masse des Ernährungsverbrauches das Körpergewicht des Maulwurfs. Welch einer Zerstörung an Gewächsen der Kultur beugt also ein einziger Maulwurf vor, der nach unseren Beobachtungen kaum acht Tage gebraucht, eine Fläche von einem halben Morgen von sämtlichen Regenwürmern und Engerlingen zu säubern.

Den Beschädigungen der Mäuse glaubte man steuern zu können durch das Hegen der Füchse, ohne zu bedenken, daß aller Fang an diesen Nagern durch Fuchs, Wiesel, Katze, Iltis, Igel, Bussarde, kurz durch alle Mäusevertilger der befiederten und unbefiederten Tierwelt, die große Plage in Mäusejahren nicht im entferntesten zu verhüten im stande sei. Hier korrigiert sich in der Regel die Natur selbst. Sie hilft der Kultur gleichsam durch die infolge dieser Massenvermehrung entstehenden Seuchen, erzeugt noch besonders durch naßkalte Witterung und darauf eintretende Früh- und Spätfröste eine Verheerung, die in einer Nacht auf weite Strecken alle verderblichen Nager vertilgen kann.

Ähnlich wie mit den Mäusen verhält es sich mit dem schon erwähnten wilden Kaninchen. Zäh und widerstandsfähig gegenüber Vertilgungsmitteln, gleicht es kraft seiner außerordentlichen Vermehrung rasch die periodischen Lücken in seinen Reihen wieder aus; ohnehin verleihen ihm seine Erdbaue einen natürlichen Schutz. Oberflächliche Beobachtung hat die Mäusevertilgung der Bussarde

und selbst der Krähen ungebührlich übertrieben. Dem Bussard mag eine gewisse Schonung dieser Verdienste wegen vielleicht noch zugebilligt werden können, der Krähe hingegen muß auf Grund unserer unumstößlichen Wahrnehmungen unerbittlich der Vernichtungskrieg erklärt werden. Ihre gepriesene Vertilgung von Engerlingen zerfällt in nichts vor der Erfahrung, daß sie das Auflesen dieser vom Pfluge bloßgelegten Kerfe nur gelegentlich betreibt, ganz abgesehen davon, daß sich diese Verrichtung als eine ganz überflüssige erweist vor der Thatsache, daß die an die Oberfläche des Bodens gebrachten Larven ohnehin einem unausbleiblichen Tode verfallen. Die empfindlichen unausgesetzten Räubereien der Krähen an allen ihnen nur erreichbaren und an Kraft unterlegenen Vögeln, sowie an dem Obst und den sonstigen Früchten der Gärten, Baumkulturen und Felder sind jedem aufmerksamen Beobachter dieser frechen Gesellen bekannt, und die starke Beute, die sich die Vettern der Krähe, die Dohlen, auf den geernteten Fruchthaufen, besonders des Weizens, mit der Schar ihrer Brut holen, ist gleichfalls nicht gering anzuschlagen. So recht auffällig erwies sich die Kurzsichtigkeit gewisser Leute auch bei der grundfalschen Beurteilung unseres Haussperlings, den oberflächliche Pseudo-Naturbeobachter sogar als Erhalter der Obstbaumknospen und -blüten schilderten, indem ihre Überklugheit behauptete, daß der derbe Spatzenschnabel nur die vom Wurm befallenen Baumknospen abpicke. Dagegen glauben wir in ausgiebiger und überzeugender Weise bewiesen zu haben, daß sein zerstörungswütiges Spiel sich den Teufel darum kümmert, ob eine Knospe gesund oder krank ist. Unbegreiflich erscheint deshalb die Saumseligkeit der Landwirte, wenn sie es unterlassen, gegen solche und ähnliche augenscheinliche Plündereien der Sperlinge Front zu machen und auf thatkräftige Abhilfe zu sinnen. Denn die empörenden Unbilden, die die frechen Spatzen in Weizenäckern, namentlich in der Nähe von Dörfern und Städten, ausführen, sind auffallend. Schon die unreifen weichen Ähren fallen die unverschämten Diebe an, knicken die Halme, biegen sie durch massenhaftes Aufsitzen zur Erde. Bei der Reife sodann kehren ungeheure, bis zu Tausenden anwachsende Flüge zur Flur zurück und richten hier einen neuen gewaltigen Schaden an. Auch die schädlichen Eingriffe der Haustauben auf frisch besätem Acker sind nicht gering zu schätzen. Die blinde Selbstsucht der Taubenhalter eifert zwar gegen das Einsperren ihrer Lieblinge zur Zeit der Aussaat und verweist auf die Gewohnheit der Tauben, hauptsächlich den Unkrautsamen aufzusuchen und nur die auf der Bodenoberfläche liegenden und deshalb nicht keimfähigen Samenkörner aufzulesen. Und doch ist oft beobachtet worden, daß die einfallenden Flüge unter wuchtigen Schnabelhieben die Körner aus dem Boden picken, und so bald in großen, bald in kleineren Flügen manche Stelle der besäten Ackerfläche völlig der Aussaat berauben. Ähnlich zerfällt die Behauptung, als könnten die Tauben an der ungeheuren Masse des Unkräutersamens eine bedeutende Verminderung bewirken, und die alten Tauben betrieben die Fütterung ihrer Jungen nur mit Unkrautsamen, in sich selbst als eine maßlose Übertreibung gegenüber der Thatsache, daß die Kröpfe der Nesttauben vorzugsweise mit Weizen, Gerste, Erbsen u. s. w. angefüllt sind.

Und nun nur noch ein kurzes Wort über unsere Singvögel! Die Bestrebungen unserer Tierschutzvereine verdienen gerade auf dem Gebiete des Singvögelschutzes gewiß alle Anerkennung und Unterstützung, andererseits muß aber doch auch Bedacht darauf genommen werden, daß hier gar zu oft unerfahrene Persönlichkeiten das große Wort führen, die nur mit laienhaftem Maßstab an die doch nicht so ganz einfache Frage herantreten.

Die bedeutsame Frage des Vogelschutzes darf nicht von einseitigen Gesichtspunkten aus gelöst werden. Es kann vom ökonomischen Nutzen der größten Menge insektenfressender Vögel nicht sonderlich viel gehalten werden. Nur den Meisen und Spechten räumen wir ein gewisses Verdienst um die Förderung der Wald- und Obstbaumzucht ein. Was sonst die von vielen Seiten so hochgepriesene nutzbringende Eigenschaft der kerffressenden Vögel anlangt, so erweist sie sich dem prüfenden Auge des gründlich erfahrenen Forschers als fast verschwindend.

Was ist bei den Kerbtierfressern ein wenn auch noch so emsiges, unablässiges Vertilgen gegenüber den vorhandenen Milliarden und aber Milliarden von Insekten? Zahlen beweisen. Man schüttele im Sommer die Zweige eines Gebüsches oder Baumes, oder nur Stengel und Halme in Wiesen auf ein untergebreitetes weißes Tuch ab und bemerke darauf die unzählige Menge Ungeziefers. Wie verschwindend erweist sich solchen Mengen gegenüber der ganze Verbrauch aller vorhandenen Vögel an den befallenen Orten! Ja, es offenbart sich die allgemeine Behauptung vieler Ornithologen, alle unsere insektenfressenden Vögel seien eben wegen ihrer Nahrung nützlich zu nennen, als eine nichtige Phrase, die leider gerade da um so geläufiger geworden ist, wo der tiefere Blick nüchterner Beobachtung fehlte für das Thatsächliche.

Aber — so mögen wohl manche einwenden — was bleibt nach dem Vorausgeschickten dann noch über den Nutzen zu sagen, den insektenfressende Vögel stiften sollen? Welcher Grund ist vorhanden, den so lebhaft und laut angerufenen Schutz den Vögeln fernerhin, ja in viel erhöhterem Maße noch als seither, zu gewähren? Vor allem ein rein menschlicher, ein sittlicher, dann auch ein ästhetischer. Wir sprechen hier natürlich in erster Reihe von den Singvögeln. Das Lied ist ja die eigentliche Seele der Natur; nichts spricht hier mit so unmittelbarer, ursprünglicher und lebhafter Poesie zur Menschenseele als der Gesang der Vögel. Ein Garten, in welchem unsere Sänger fehlen, ist und bleibt tot und öde; ein deutscher Wald, aus dem uns nicht Drossel- und Amselschlag entgegentönt, entbehrt seines schönsten und eigentümlichsten Lebens. Wer beklagte also nicht die nicht mehr zu leugnende Abnahme unserer Singvögel? Die Ursachen, die hier zu Grunde liegen, auch nur annähernd erschöpfend darzustellen, würde zu weit führen. Aber die hauptsächlichsten sollen wenigstens berührt werden. Anzuerkennen sind die von Pflegerhand gestifteten künstlichen Nistkästen und Behälter zum Übernachten der Höhlenbrüter und zum Schutz gegen Kälte und gegen räuberische Überfälle der Katzen. Auch die neuerdings strenger durchgeführten Polizeimaßregeln gegen Vogelfänger und Eiersammler verdienen an dieser Stelle alle Anerkennung. Und doch fehlt der Abwehr schädlicher Einflüsse und der Schutzmaßregeln für Pflege unserer befiederten Lieblinge noch gar vieles. Verursacht doch schon der Wechsel der geregelten Waldbewirtschaftung, die raffinierte Ausnutzung alter Bäume u. dergl. m. den in der Wahl ihrer Aufenthaltsorte so sehr empfindlichen Singvögeln, vorweg den Nachtigallen, Grasmücken, Laubvögeln und anderen, unzählige Störungen. Wieviel mehr noch werden die schutzbedürftigen Tierchen verscheucht durch das Lichten, Stutzen und Beschneiden der Lustgärten, das Ausroden der Hecken, Raine und Ramisen. Und hier müssen wir nun auch noch einer beklagenswerten Unterlassungssünde rügend gedenken, die sich unsere Vogelschutzgesetzgebung hat zu schulden kommen lassen. Die Lerchen und die Drosselarten, in deren Familien sich die herrlichsten Sänger befinden, wurden in dem Gesetze so stiefmütterlich behandelt, daß es für jeden Naturfreund höchst bedauerlich ist. Gegenwärtig wird der Vogelfang in Thüringen, wo allerdings von jeher die berufsmäßigen Vogelfänger ihr Heim aufgeschlagen hatten, in großem Maßstabe betrieben. Zu Gunsten des Gaumens müssen Tausende und aber Tausende von Singvögeln jährlich ihr Leben lassen. Die Vogelvertilgungsanstalten, wie Dohnensteige, Vogelherde und Meisenhütten, das Zug- und Springgarn fungieren noch heute an vielen Orten.

Jetzt ist man endlich auch in Preußen gegen diese bisher gehegte grausame Procedur mit gesetzlichen Verboten vorgegangen. Aber Südeuropa, insonderheit Italien und Griechenland, hegt noch immer Tausende und aber Tausende von Mördergruben, denen unsere einheimischen Vögel in gewaltigen Mengen alljährlich zum Opfer fallen. Solange dort der Barbarei des Fanges und des Abschießens der edelsten Sängerarten nicht gründlich gesteuert wird, ist kein Heil für unsere heimische Vogelwelt zu erwarten. Die Versuche Österreichs, durch internationale Verträge aller europäischen Kulturvölker hier Abhilfe zu schaffen, sind bis heute vergeblich gewesen; der Italiener frönt der lüsternen Gourmandise für Kleinvögel heute gerade noch so wie einst das alte



Luchs, einen balzenden Auerhahn beschleichend.

Rom in seinem Schlemmerleben. Ist doch dem berüchtigten Mahle von Nachtigallenzungen, das einst dem Kaiser Heliogabal vorgesetzt wurde, eine Thatsache neuesten Datums in Italien gegenüberzustellen. Bei einem Gastmahle anläßlich der Hochzeit des italienischen Kronprinzen — so meldet Rudolf Bergner aus Graz in einem zu Passau jüngst gehaltenen Vortrage über Tierschutz — sind bis dreitausend unserer Schwalben, auf Schwarzbrot geröstet, als Leckerbissen verzehrt worden! Aber, könnte man hier einwenden, machen es unsere Damen viel besser? Der jetzt nicht allein mit Federn, sondern sogar mit ganzen Vogelbälgen prunkende Hutschmuck unseres schönen Geschlechts hat nachgerade so überhandgenommen, daß neuerdings in Paris zwanzigtausend Bälge unserer schönfarbigen Distelfinken für den Bedarf an Kopfputz deutscher Frauen von einer einzigen Firma bestellt worden sind! Auch Bergner geißelt in dem erwähnten Vortrage diese unziemliche Sitte und verlangt strenge Verordnungen zur Förderung des Vogelschutzes. Allgemeine Entrüstung muß auch der tierquälerische Sport des Taubenschießens hervorrufen, der noch immer in gewissen südeuropäischen Ländern, vor allem aber im Orient, in Bosnien und der Herzegowina, mit grausamem Raffinement betrieben wird.

Allen diesen verwerflichen Auswüchsen der Tierverfolgungen gegenüber erhebt sich gegenwärtig eine erfreuliche, hoffentlich von günstigem Erfolge begleitete Agitation in den Vogelschutzvereinen. In Frankreich ist vor nicht langer Zeit ein internationaler Kongreß zum Schutze der insektenfressenden Vögel von Adrien Levat, dem Vorsitzenden der Ligue française ornithophile, angeregt, zu stande gekommen. Die Thüringer Tierschutzvereine erstreben die Einführung polizeilicher Bestimmungen gegen den Handel und gegen den Versand von Vögeln auf Post und Eisenbahn, und der Münchener Tierschutzverein beförderte angesichts des in Italien herrschenden Vogelmassenmordes eine Adresse an die Königin von Italien und den Papst, worauf von dem italienischen Gesandten am bayrischen Hofe dem Vereine mitgeteilt wurde, daß die Königin als Beweis ihrer wohlwollenden Teilnahme die Adresse dem italienischen Ministerpräsidenten übergeben habe.

Schon früher ist von uns in diesem Zusammenhange auf die kulturelle Förderung des Verkehrs, die Einrichtung der Telegraphendrähte, aufmerksam gemacht worden. Auch diese sind für unsere Vogelwelt gefahrbringend. Namentlich auf dem Zuge prallen die in der Dämmerung oder nachts wandernden kleineren Vögel mit Kopf, Brust oder Flügeln wider die Drähte und werden so getötet oder gelähmt. Ein gleiches Schicksal widerfährt den höher ziehenden Mittel- und Großvögeln an den Leuchttürmen, deren Feuer sie anzieht und blendet. Höchst schädigend und mit dem gewerbsmäßigen Vogelfang verbunden zeigt sich auch der Handel mit Vögeln. Durch ihn werden uns in erheblicher Zahl Nachtigallen, Sprosser, Grasmücken, Laubvögel, Rot- und Blaukehlchen und andere herrliche Sänger aus der freien Natur entzogen durch Handelsstellen in Großstädten, denen der Fang durch Zwischenhändler zugeführt wird. In enge Transportkäfige eingepfercht, gelangen sie an die leidenschaftlichen Vogelliebhaber oft in kläglichem Zustande aus Österreich, Ungarn und Rußland.

Daß die Leidenschaft blind macht, das zeigten uns auch die in gewaltigem Irrtum begriffenen Fischereivereine durch ihre Gewaltmaßregeln gegen die Bewohner unserer Fluß- und Bachufer, die Eisvögel und den Wasserstar. Prämien für die Vertilgung dieser anmutigen Vögel wurden ausgesetzt. Auf dieses Vorgehen aufmerksam gemacht, forderten die Tierschutzvereine Gutachten hierüber ein, und auch wir legten energischen Protest ein gegen diesen Gewaltakt der Vertilgung, dem ein Ende zu machen oder wenigstens die Spitze abzubrechen endlich glückte. Der Fischereiverein zu Kassel und andere mehr zogen ihre Prämien-Ausgebote zurück; die mit Lärm verkündigte Schädlichkeit des Eisvogels verstummte endlich vor der Belehrung, daß der geringe Raub dieses Vogels an kleinen wenig nutzbaren Fischen sich auf sehr weite Strecken verteile, der Vogel auch gar nicht sonderlich im Fange bewandert sei, daß ferner die Nahrung des Wasserstars sich wesentlich auf Wasserinsekten und Weichtiere beschränke. Diese beiden Cha-

raktervögel sind wahre Zierden unserer heimischen Gewässer, der Eisvogel durch sein prächtiges in lasurnem Metallglanze spielendes Gefieder, der Wasserstar vermöge seiner Anmut und seines Gesanges. Einzig und allein durch Leidenschaft zur Fischerei getrübte Anschauung verleitete die Ankläger dieser Tierchen zur Barbarei in der Zeit humanitärer Bestrebungen. Doch welche Unbilden haben solche und ähnliche Verirrungen und Ausschreitungen zur Folge gehabt!

Das führt uns vor die wichtige Tagesfrage des Tierschutzes. Die Tierschutzvereinsfrage schließt selbstverständlich auch die Schonung der Vögel mit ein. Im wesentlichen ist man hier von Humanitätsgrundsätzen ausgegangen, aber man hat sich zum Teil auch zu gar zu übertriebenen Auffassungen stacheln lassen. Wir meinen, daß sich hier in mehr als einer Beziehung eine überspannte Empfindsamkeit eingeschlichen hat, die sich nun in allzustrengen Forderungen Luft zu machen sucht. Auf Grund unserer vieljährigen Erfahrungen haben wir z. B. die Überzeugung gewonnen, daß unter liebevoller, verständiger Pflege und Wartung der Stubenvögel selbst die Wildfänge sich behaglich, gesund und munter fühlen, ja daß ihnen meistens sogar ein ruhigeres und infolgedessen längeres Leben beschieden ist.

Viel ausgiebiger behandelt man in den Tierschutzvereinen die Angelegenheit der Zug- und Lasttiere, zumal da diese Bestrebungen die meiste und weiteste Unterstützung der verschiedenen Regierungen gefunden haben. Zweifellos ist diesen Bemühungen in Verbindung mit der zweckmäßigen Einrichtung, den Eifer der Polizei durch Prämienerteilung zu erwecken, die allgemein sichtliche bessere Behandlung der Pferde und des Rindviehs zum größten Teil zuzuschreiben. Auch trägt man den Anforderungen des Kulturlebens der Gegenwart Rechnung durch Belehrung in öffentlichen Vorträgen, in denen die Beleuchtung der Frage so manche Mißstände im modernen Verkehr gegenüber dem Tierleben dem Publikum zur Erkenntnis bringt.

Dem Hund, diesem „Menschtiere" — um von einzelnem zu sprechen – ist humane Fürsorge zwar zugewendet, allein wir vermissen noch eine allgemeine Würdigung unserer schon wiederholt erhobenen Anklage, daß der Hund thatsächlich noch in vielen Staaten zum Zugtiere mißbraucht wird und infolge dieser seiner Natur feindlichen Verwendung früh verkommt. So müßte auch der übertriebene Rennsport unserer Meinung nach noch ein energischeres Einschreiten der Tierschutzvereine herausfordern. Wird doch neuerdings in einer englischen Sportzeitung sogar schon „Wahnsinn" bei den Rennpferden konstatiert. Der „gefeierte (so!) Orne", ein Sprößling des Rennpferdes „Ornonde", zeigte schon vor einiger Zeit, als er bei einem großen Rennen ganz Außerordentliches geleistet hatte, Spuren von Wahnsinn. Augenblicklich befindet sich das wertvolle Tier in einem Zustande fortwährender Raserei und wird zweifellos erschossen werden müssen. Fast alle Rennpferde sollen sich nach dem genannten Blatte nach anhaltendem Rennen lange in unnatürlich starker Erregung befinden. Ruft nicht hier erst krankhafte Ausschreitung menschlicher Leidenschaft den „Koller" der Pferde hervor?

Viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt wird neuerdings der Dressur und Behandlung des Hundes geschenkt. Dagegen spottete aber auch die früher beliebte „Parforcedressur" aller Beschreibung. Wir sind seiner Zeit in Wort und Schrift dieser Barbarei entgegengetreten und geben hier im Auszuge noch einmal wieder, was wir damals gegen die Methode der alten Schule auf dem Herzen hatten. „Frei," forderten wir damals, „frei muß sich der Hund bewegen können, frei von der Last und dem Druck der Kette. Wie manche Kraft versiecht, wie viel Lebensmut, Anhänglichkeit und liebenswertes Wesen verschmachtet an diesen verhängnisvollen eisernen Banden!" Und bezüglich der Abrichtung vertraten wir denselben Grundsatz. „Indem," sagen wir in unseren Vorschlägen, „der Erzieher des Hundes den Kern aller Unterweisung, welcher in dem Sprichwort ‚Jung gewohnt, alt gethan' liegt, vernünftig ausbeutet, sichert er sich weiter einen unfehlbaren Erfolg dadurch, daß er dem Schüler alles — auch das Schwierigste — spielend beibringt. Und dieses leichte Beibringen beginnt schon bei dem Zögling in der zwölften Woche... Nichts Unsinnigeres kann erdacht werden als der alte Gebrauch der Tier-Schultyrannen. Man ließ den Hund

dreiviertel bis fünfviertel Jahr in völliger Zügellosigkeit zu einem wahren Tölpel voller Unarten heranwachsen, und nun brachte man ihn plötzlich in das Fachwerk einer Dressur hinein, deren Pedanterie und Schablonenmäßigkeit jedem einsichtsvollen Tierkundigen geradezu lächerlich erscheinen muß. Wer kennt nicht das kriechende Avancieren und abwechselnde ‚Couche tout beau' vor dem Dressierbock, diesem Popanz der Hühnerhundschule? — wer nicht das pedantische Lenken an langer Dressierleine im Felde nach der sogenannten Stubendressur, wo dem oft mit Peitsche und Korallen mißhandelten Tiere so recht exemplarisch die graue Theorie alle Lust zur Jagd, alle Anhänglichkeit und Liebe an den Herrn auf ewig austrieb, gerade so, wie die Eindrücke einer einseitigen Schultyrannei den menschlichen Geist verdüstern und nicht selten jeder höheren Entwickelung entfremden? ... Gewiß sind viele schon Zeuge gewesen von jener kurzsichtigen Behandlung, wodurch selbst Wasser sonst nicht scheuende Hunde vor diesem Element einen gründlichen Widerwillen bekommen, wenn ihre Gebieter beim Zagen der Schüler, ins Wasser zu gehen, zu jener Gewaltmaßregel greifen, den Hund entweder ins Wasser zu stoßen oder, an Hals und Rücken gepackt, hineinzuwerfen! Solche Mißerzieher sind auch die Urheber der traurigen Erscheinung „handscheuer" Hunde, dieser Armensünder des Prügelsystems, die bei dem Pfiff oder Ruf ihres Tyrannen zusammenschrecken und sich verkriechen, durch deren ganzes Leben sich sozusagen der brennende Faden der Furcht und des Zagens zieht." —

Lange genug hat man das Tier mißhandelt und in ihm nur das dem Menschen dienstbare Geschöpf gesehen, und sogar das Wort: „Herrschet über die Tiere!" das uns die paradiesischen Anfangszustände der Menschheit schildert, mag, von der Seite der Gewaltsamkeit erfaßt, nicht wenig dazu beigetragen haben, dem ungezogensten Buben Stock und Peitsche in die Hand zu geben. Daß man sich jetzt einer menschenwürdigen Auffassung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier immer mehr zugänglich zeigt, gereicht dem Menschen selbst zur Ehre und ist ein Zeugnis, daß wir auch auf diesem Gebiete der Kultur gesitteter werden, als wir ehedem waren. Wir wollen den harten Kampf des Tieres nicht noch härter machen, sondern ihn möglichst erleichtern; wir wollen das erniedrigende Tierische in der Menschheit niederkämpfen und das erhebende Menschliche in der Behandlung der Tierwelt zu einer immer weiteren und stärkeren Anerkennung bringen.





Schonzeit.

Ein Sommeridyll

von

Adele Hindermann.

(Nachdruck ist untersagt.)

Also mit der schönen Einsamkeit und Ungestörtheit war es nun vorbei!

Ärgerlich trommelte er mit den Fingern auf der Tischplatte und blinzelte in den grünlichen Abendhimmel.

Lieber Gott, was half's? Es gab eben mehr Leute auf der Welt, die in einem stillen Gebirgsdorf Erholung suchten, und das zweite Logierzimmer sollte der guten Frau Bredemeyer doch auch Geld einbringen!

Aber daß es auch gerade eine Dame sein mußte!

Dietrich Lütjens hatte den — Vorzug, eine gute Partie zu sein; mehr oder weniger verblümt machten seit Jahren die Mütter und Töchter seiner Bekanntschaft Jagd auf ihn, bis das arme Wild schließlich einen wahren horror vor dem schönen Geschlecht empfand, eines Tages kurz entschlossen seinen Koffer packte und für ein paar Wochen in das kleine von Kultur noch nicht übermäßig beleckte Zweibergen flüchtete.

„Hasen und Feldhühner haben doch ihre Schonzeit, aber so ein armer Junggeselle nicht," knirschte er ingrimmig vor sich hin, „man sollte doch einmal eine Petition an den Reichstag richten, das wäre, weiß Gott, heutzutage bitter notwendig."

Vierundzwanzig Stunden später trank er seinen Morgenkaffee in der kleinen, einfachen Veranda des bäuerlichen Hauses. Zu seiner Rechten schnurrte die schwarze Katze, und links legte der Spitz zutraulich die Pfote auf sein Knie, um ein Stück Zucker zu erbetteln. Tausend Sonnenkringeln huschten durch das Laub des wilden Weines über seine geblümte Kaffeekanne und die Tasse, auf der in Goldschrift „Dem Hausherrn" stand; tiefe Ruhe lag über dem weiten Bergrücken, bläulicher Dunst aus den Schornsteinen der entfernter liegenden Häuser stieg kerzengerade in die Luft und legte sich wie ein zarter Schleierstreifen über das dunkle Grün des Tannenwaldes, der hinter den roten Dächern aufragte.

Dieser blaue Dunst weckte die angenehme Vorstellung einer Cigarette. Flink zündete er sich eine Old judge an, legte sich in den Triumphstuhl und blies prachtvolle Ringe in die regungslose Luft.

Ah, hier möchte er liegen bleiben, stundenlang! Aber nein, er möchte auch mit seinem

Apparat ausziehen und Aufnahmen machen. Ja, was nun thun? Er dehnte sich gemütlich.

O göttliche, herrliche Faulheit! Keine Pflichten, kein Muß, keine Zeiteinteilung. Seine Schonzeit ließ sich ja köstlich an.

Er fand, daß er alle Ursache habe, seiner letzten Schwiegermutter, das heißt derjenigen, die es werden wollte, innig dankbar zu sein. Denn ohne sie säße er zweifellos heute nicht hier in dieser bezaubernden, sonnenübergossenen Bergeinsamkeit, sondern in seiner Fabrik auf dem Comptoirschemel und dächte nicht daran, daß es auf der Welt noch etwas anderes gäbe als schuften und noch mal schuften und Maschinensurren und staubige Luft.

Es lebe die Schonzeit! Übermütig sprang er auf, schob den weißen Hut in den Nacken und marschierte, die Hände in den Taschen seines hellen Jacketts, in sein Stübchen, um den Photographenkasten und das Stativ herauszuholen.

Und nun, nach kaum vier Tagen köstlichsten Alleinseins, kündet ihm Frau Bredemeyer freudestrahlend an, daß morgen früh eine Dame aus Berlin das andere Stübchen, jenseit des Korridors, beziehen würde.

„Frau oder Fräulein? Alt oder jung? Wie ist der Name?“

„Ja, da muß ich erst mal den Brief holen,“ sagt die Frau und läuft ins Haus.

Dann kommt sie mit einem kleinen Schreiben zurück, setzt langsam die Brille auf, hält den Bogen auf Armeslänge von sich und buchstabiert: „Frau Thekla Tachenburg.“

„Also verheiratet, Gott sei Dank,“ murmelt der junge Mann angenehm berührt.

„Nee, nee, das ist ja die Mutter, die schreibt für ihre Tochter,“ sagt die frische alte Frau wichtig, und dann liest sie: „‚Durch eine Bekannte, die vor zwei Jahren bei Ihnen wohnte, sind Sie mir so warm empfohlen worden, meine liebe Frau Bredemeyer, daß ich überzeugt bin, meine Tochter wird in Ihrem Hause gut aufgehoben sein.‘ — Sehen Sie, hier steht's!“ fügte sie schmunzelnd hinzu.

Ja da stand's. Und darunter noch eine Nachschrift: „Nicht wahr, ein Klavier befindet sich nicht in Ihrem Hause?“

* *
*

Am nächsten Morgen langte die Dame an.

Dietrich Lütjens war schon zu früher Stunde abmarschiert, seinen Amateurapparat auf dem Rücken, um eine eigenartig gebildete Felspartie, die etwa eine Stunde weit entfernt lag, zu photographieren.

Als er gegen Mittag zurückkam, raunte ihm seine Wirtin geheimnisvoll zu: „Sie ist da. Editha Tachenburg heißt sie. O, ist die aber hübsch! Nur ein bißchen bläßlich sieht sie aus.“

„So,“ sagte er kühl, und dann dachte er, daß Editha ein sehr romanhafter Name sei. Er liebte die anspruchsvollen Namen nicht.

Von seinem Zimmerfenster aus konnte er den kleinen, bunten Garten übersehen. Da saß sie, diese Editha, auf der niedrigen Sandsteinmauer, die von den grünen Ranken der Waldrebe übersponnen war, und schaute ins Land hinein.

Er sah nicht viel von ihr, nur eine weiche, schlanke Gestalt in malvenfarbenem Kleide, locker geschlungenes Haar von einer eigentümlich hell silberblonden Farbe, das in schweren natürlichen Ringeln sich halb über das Ohr legte, und ein Stückchen Wange, die allerdings, wie Frau Bredemeyer bemerkt hatte, ein wenig „bläßlich“ aussah.

„Großstadterscheinung“ war das Ergebnis dieser kurzen Betrachtung. Das paßte nicht in diese Bergeinsamkeit mit den weidenden Kühen und der bäuerlichen Veranda. Und bei den feinen Lackschuhen, die unter ihrem Kleidersaum hervorlugten, mußte er an das Brombeergestrüpp denken, durch das er sich heute schon hindurchgezwängt hatte.

Hierbei fiel ihm ein, daß er für das Diner Toilette machen müsse. Während er die graue Joppe mit dem schwarzen Cheviotanzug vertauschte und seinen hellblonden Schnurrbart in kühner Wendung nach oben sträubte, wiederholte er sich den anspruchsvollen Namen: Editha Tachenburg, und ihm war, als höre er ihn nicht zum erstenmal. Aber wann und wo konnte er ihm schon begegnet sein? Die junge Dame war aus Berlin, er selbst kam auch öfter dahin, noch vor zwei Monaten gelegentlich der Hochzeit seines Freundes Wilhelm Osterdissen; aber nein, kennen gelernt hatte er sie noch nicht, und ihr Antlitz hatte keinerlei Erinnerung in ihm geweckt.

An der Tafel des einzigen kleinen Hotels im Dorf saßen etwa vierzig bis fünfzig Personen. Fröhliche Laune schien alle zu beherrschen, das Gespräch schwirrte auf das lebhafteste hinüber und herüber. Geistreich zu sein, hatte man hier nicht nötig, und die aufregendsten Themata drehten sich darum, ob man den Ostenstein in einer Stunde oder kürzerer Zeit von hier aus erreichen könne, ob hinter der großen Tannenschonung mehr Erdbeeren stünden oder an der „Kahlen Spitze", ob im Försterhaus täglich saure Milch zu haben sei, und ob der Barometer Neigung zum Steigen oder zum Fallen zeige.

Als Editha Tachenburg den Saal betrat, rief der Anblick dieser vornehm aussehenden neuen Erscheinung eine plötzliche Pause hervor. Vierzig Augenpaare wandten sich mit mehr oder weniger gut verhehlter Neugier auf die Eingetretene.

Eins davon gehörte Dietrich Lütjens, der bei sich feststellte, daß er solch stoische Ruhe bei einem jungen Mädchen von höchstens vierundzwanzig Jahren, das der Zielpunkt aller Blicke war, noch nicht gesehen habe.

In der That veränderte sich auf dem schmalen Gesicht Editha Tachenburgs auch nicht ein Zug; keine Blutwelle färbte die weiße Haut höher, um den Mund mit den feinen kirschroten Lippen lag eine gelassene Ruhe, als sie dem Kellner folgte, der ihr den Platz anwies, den Platz neben Dietrich Lütjens.

Der junge Mann wußte nicht recht, ob er sich hierüber freuen oder ärgern sollte. Er sagte sich, jedenfalls habe der Wirt angenommen, daß die beiden Logiergäste der Mutter Bredemeyer naturgemäß auch beim Diner zusammengehörten; er sagte sich weiter, daß er dieser Bekanntschaft ja doch unter keinen Umständen würde entgehen können, kurz, zwischen Suppe und Fisch, als ihm ihre zu Boden gefallene Serviette Gelegenheit zu einem kleinen Ritterdienst gab, stellte er sich ihr als Hausgenosse vor.

Sie neigte freundlich gelassen den kleinen Kopf, gab die Fischschüssel an ihre Nachbarin zur Linken weiter und fragte, ob das Bredemeyersche Haus noch weitere Logiergäste habe.

Nein. Ob das gnädige Fräulein Geselligkeit nicht liebe?

„O im Gegenteil, ich bin an viel Geselligkeit gewöhnt, aber hierher kam ich allerdings nicht, um Menschen, sondern um die Einsamkeit zu suchen."

Wie angenehm, so werden wir uns gar nicht lästig fallen, dachte Dietrich; daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn die leise Abwehr — denn das war es ohne Frage — von ihm ausgegangen wäre, das wollte er sich nicht eingestehen.

* * *

Die beiden Sommergäste des Bredemeyerschen Hauses hatten sich verstanden. Jeder genoß Einsamkeit nach Herzenslust und vermied sorgfältig, den anderen darin auf irgend eine Weise zu beeinträchtigen.

Frau Bredemeyer schüttelte den Kopf, wenn sie sah, daß Fräulein Tachenburg ein für allemal von der kleinen Ligusterlaube Besitz ergriffen hatte und Herr Lütjens nach wie vor seinen Kaffee und sein Abendbrot allein in der Veranda einnahm.

Es wäre doch für sie um vieles einfacher gewesen, wenn sie für beide zusammen hätte decken können; sie hatte das stets bei ihren Mietern angestrebt und auch erreicht, aber an den Starrköpfen dieser beiden jungen Herrschaften scheiterten alle ihre vorsichtig angedeuteten Wünsche und Anspielungen.

Da endlich, nach fast einer Woche, hatte der Barometer ein Einsehen; er sank rapide, und eines schönen Abends, gerade als Frau Bredemeyer das Tablett mit dem Theegeschirr in die Laube tragen wollte, fielen die ersten großen Tropfen.

Fräulein Tachenburg stand unschlüssig in der niederen Hausthür, die nach dem Gärtchen führte; zu ihrer Rechten lag die kleine Veranda, in der ihr Hausgenosse leise vor sich hin pfeifend an der Brüstung lehnte und dem finsterer werdenden Himmel zuschaute.

Das Klappern des Geschirrs veranlaßte ihn, sich umzuwenden.

Mit einer Verbeugung trat er der jungen Dame entgegen. „Selbstverständlich bitte ich Sie, über die Veranda zu verfügen, gnädiges Fräulein, ich werde sofort Platz schaffen."

Er griff nach dem Cigarettenetui, den

Streichhölzern und seiner Zeitung, die auf dem Tische lagen.

„Was wollen Sie thun?“

„In mein Zimmer gehen —“

Eine Sekunde lang zögerte sie. „Nein, ich bitte, bleiben Sie hier; ich will Sie nicht verjagen. In den niedrigen Zimmern ist es unerträglich schwül.“

„Aber hier ist nur ein Tisch —“

„Frau Bredemeyer! Bitte beide Tabletts in die Veranda!“

Die junge Dame trat mit langsamen, königlichen Schritten von der Thür weg, nachdem sie den Auftrag hineingerufen hatte. „Ich denke, so wird es am besten sein; wir trinken den Thee zusammen hier, so ist uns beiden geholfen, nicht wahr?“

Er verneigte sich tief und murmelte etwas, das wie „sehr liebenswürdig“ klang.

Wie einfach und ruhig sich dieses Mädchen der Situation bemächtigte! Seine Blicke glitten über sie hin, über das weiche junge Gesicht mit den großen, ernsten, graubraunen Kinderaugen unter den fein gezeichneten dunklen Brauen, über das leicht gelockte, helle Haar, das eine hohe Stirn freiließ. Sie hatte etwas von einer Engländerin an sich, was einerseits in dem klaren Teint und dem prächtigen Haar, andererseits in dem schmucklosen Chic ihrer Toilette seinen Grund finden mochte.

Gelassen hatte sie Platz genommen auf dem „Sofa“ — das Sofa war eine grüngestrichene Lattenbank, die Rücken- und Armlehnen hatte — und bald saßen beide am Theetisch und plauderten über dies und das, als wenn es gar nicht anders sein könne.

Draußen war es inzwischen ganz dunkel geworden, Frau Bredemeyer brachte ein Windlicht.

Wie eine undurchdringliche Wand rauschte der Regen herab — so ein Prachtregen, nicht mit Gelde zu bezahlen, wie Frau Bredemeyer sagte — und peitschte die Ranken des wilden Weines hin und her.

Dietrich lehnt sich behaglich in seinen Stuhl zurück, die Situation gefällt ihm, zu seinem eigenen Erstaunen, ungemein. Er muß daran denken, daß er an dieser Stelle vor kaum acht Tagen gesagt hatte: „Donnerwetter, wenn dies Frauenzimmer doch bleiben wollte, wo der Pfeffer wächst!“

Ihm ist, als habe er es ihr, im stillen wenigstens, abzubitten.

„Zu nett, dieser Regen!“

Sie antwortet nicht, weil sie ein banales Kompliment fürchtet.

„Wenn es nicht regnete,“ fährt der junge Mann fort, „säßen Sie jetzt in Ihrer Laube, und ich allein hier, wie allabendlich. Mein Gott, und die Abende sind lang! Ich fing wahrhaftig schon an, nach einem vernünftigen Wort mit einem Menschen zu verlangen.“

Nein wirklich, ein Kompliment war das nicht. Irgend ein Mensch war sie ihm — voilà tout. Das gefällt ihr.

Freundlich sieht sie zu ihm hinüber. „Sie haben so unrecht nicht, auch ich hatte seit sechs Stunden keine menschliche Stimme mehr gehört; ich machte einen weiten Spaziergang.“

Ein furchtbarer Donnerschlag schneidet ihre Rede ab.

Editha ist blaß geworden und fährt sichtlich zusammen.

Dietrich beugt sich zu ihr hinüber. „Fürchten Sie sich, gnädiges Fräulein?“

„O — nein.“

Er glaubt ihr nicht. Ob sie sich auch energisch zusammennimmt, ihre großen, angstvollen Augen verraten ihm, welche große Anstrengung es sie kostet, ruhig zu erscheinen.

Sie ist zornig auf sich selbst. Aber diese kindische Gewitterfurcht kann sie nicht ablegen, seit einmal vor ihren Augen ein vom Blitz getroffenes Nachbarhaus in Flammen aufging. Sie ist überhaupt ein kleiner Hasenfuß.

Wenn sie jetzt zu Hause wäre, umschlösse Papa fest ihre beiden zitternden Hände mit seinen starken Fingern, sagte lächelnd. „Kleiner, dummer Narr,“ und dann würde sie ruhig werden, zusehends; die sichere Ruhe seiner kraftvollen Persönlichkeit wirkte auf ihre unruhig pochenden Pulse wie Öl auf Meereswogen.

O über diese liebe Vaterhand!

Dietrich Lütjens Linke liegt nachlässig auf der Armlehne seines Stuhles, eine große, schöne, energische, sympathische Männerhand. Am liebsten hätte sie ihm ihre bebenden Finger entgegengestreckt.

Aber natürlich thut sie's nicht. Er würde denken — ja, was er auch denken möchte, mißverstehen würde er es auf alle Fälle. Denn wie könnte er, dies Bild kühlster Gelassenheit, verstehen, daß er ihr nur ein ganz klein wenig von seiner prachtvollen Kaltblütigkeit abgeben solle!

Wieder ein flammender Blitz mit nachfolgendem Getöse.

Das junge Mädchen ist wieder zusammengeschreckt und schlingt die zitternden Hände fest ineinander.

„Meinen Sie nicht, daß es besser ist, wenn wir ins Haus gehen?"

„Nein, gnädiges Fräulein, es ist thatsächlich in den kleinen Räumen jetzt erdrückend schwül. Besser, wir bleiben hier."

„Aber ist's hier nicht gefährlicher?"

„Ganz gewiß nicht, seien Sie unbesorgt."

Sie seufzte leise, befriedigt auf.

Was für eine tiefe, beruhigende Stimme er hat! Wenn er gesagt hätte: „In das Haus wird der Blitz schlagen, aber diese Veranda bleibt unversehrt," sie würde es blindlings geglaubt haben. Wenn er sagte: „Hier ist keine Gefahr," so war eben keine.

Eine leichte Kühle strich jetzt von draußen her in den kleinen Raum. Editha fröstelte ein wenig in ihrer leichten weißen Bluse.

Ohne ein Wort zu sagen, stand Dietrich auf und kam nach einer Minute mit ihrem Cape zurück, das er sich durch die Wirtin aus ihrem Zimmer hatte holen lassen.

Wieder schweigend legte er es um ihre Schultern.

„Ich wollte mich ja abhärten," sagte sie schelmisch, nachdem sie sich recht wohlig in den weichen Stoff gehüllt und den Stuartkragen so hoch hinaufgeschlagen hatte, daß nur noch die schmale Nase und die glitzernden Augen herausschauten.

„Damit fangen Sie morgen an," tröstete er sie, „jetzt in der leichten Bluse bei der abgekühlten Temperatur holten Sie sich für morgen unfehlbar die schönste Heiserkeit."

„Um Gottes willen!"

„Nun, sehen Sie!"

Langsamer fiel der Regen, ferner klang der Donner, und nach einer Weile lugte schon wieder ein Sternchen nach dem anderen aus den zerrissenen Wolkenfetzen.

„Vorbei," sagte Editha aufatmend, als sie an die kleine Treppe herantrat, die zum Garten hinabführte.

Dietrich Lütjens stand hinter ihr und fing mit der flachen Hand einen schweren Tropfenfall auf, der sonst unfehlbar ihr Haar getroffen hätte.

„Da oben stehen noch viele schwarze Wolken; ob das Gewitter wohl noch zurückkommt in der Nacht?"

Der junge Mann spähte aufmerksam zum Nachthimmel empor. „Nein, gnädiges Fräulein," sagte er gelassen, während das kühle Rinnsal sich wie ein kleiner Bach in seinen Ärmel ergoß, „es giebt nichts mehr, Sie können ganz ruhig sein!" —

In der Nacht fuhr Editha einmal erschreckt in die Höhe: sie glaubte, Donnerrollen gehört zu haben; sekundenlang stützte sie den kleinen Kopf auf die Hand, um zu horchen, dann sank er mit wohliger Müdigkeit wieder in die Kissen. „Sie können ganz ruhig sein," hatte er gesagt.

* *
*

Am nächsten Morgen machte das Wetter ein Gesicht, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der Himmel spannte sich wie ein Stück königsblauen Sammets hinter den bronzefarbenen Felsen aus, jede Blume, jedes Pflänzchen streckte noch einmal so frisch und stolz sein Köpfchen in die Höhe nach der großen Wäsche von gestern abend, und solch fröhliches Durcheinander von jubelnden Vogelstimmen füllte die sonnendurchflutete Luft, als habe niemals wildes Donnergetöse über diesen Wipfeln gerast.

Dietrich war bald nach dem Diner weggegangen, seinen Apparat auf dem Rücken, in der Hand das zusammengelegte Stativ neuester Konstruktion.

Nach dreiviertelstündiger Wanderung, bergauf und bergab, immer durch prächtige Buchenwaldungen den Gebirgskamm entlang, war er bis zur letzten Steigung gekommen. Seiner Ungeduld dauerte der Schlängelweg, der in bequemem Anstieg die felsige Höhe erreichte, viel zu lange; behende zwängte er sich durch Gestrüpp und Ranken, kletterte an den vorgeschobenen Felszacken in die Höhe und stand eine Minute später tief aufatmend oben.

Herrliche Beleuchtung — das war das erste, was seine Blicke wahrnahmen, als sie sachlich prüfend über das zu photographierende Objekt hinglitten: eine strahlend helle Lichtseite, ein paar schöne dunkle Schlagschatten und eine leichte flammige Wolkenbildung über den Giebeln.

Das zweite, was er sah, war etwas Helles, ein Gestalt, die sich immer wieder bückte, die zu pflücken schien; als sie hinter dem niedrigen Busch hervortrat, erkannte er seine Hausgenossin.

Er zog seinen Hut. „Guten Tag, gnädiges Fräulein, das ist aber ein seltsamer Zufall, daß wir hier zusammentreffen.“

Erschreckt wandte sie sich um. „Ah, Sie sind's!“ Und dann hielt sie ihm freudestrahlend ein großes grünes Blatt hin, ganz bedeckt mit gepflückten Erdbeeren. „Sehen Sie nur, was ich gefunden habe. Ist das nicht köstlich? Lauter ganz reife, wahre Prachtexemplare.“

Er that ihr gern den Gefallen, zu staunen, und sah dann lächelnd von den Beeren auf ihr vor Lust glühendes Gesicht.

„Wollen Sie photographieren?“ fragte sie dann, seinen Apparat bemerkend.

„Ja, die alten Häuser dort.“

„Darf ich zusehen? Ich habe das nie in der Nähe gesehen.“

„Selbstverständlich, gnädiges Fräulein. Ich helfe Ihnen auch nachher beim Pflücken, wenn Sie gestatten.“

Der junge Mann umschritt die Häusergruppe, um die günstigste Seite herauszufinden.

„Ich denke von hier,“ sagte er schließlich. „Meinen Sie nicht auch?“

Editha schüttelte den Kopf. „Nein, ich meine, von der Giebelseite wäre es hübscher.“

„Aber da bekomme ich ja nicht alles mit aufs Bild,“ beharrte er.

„Doch, allerdings stark verkürzt, und das ist gerade das Schöne an der Sache.“

„Wissen Sie was? Ich mache beides: einmal von der Langseite, einmal von der Giebelseite, nicht?“

„Ja, und dann sehen wir, wer recht gehabt hat.“

„Gewiß, wir berufen mindestens eine Jury ein.“

Und dann legte er flink den Tornister ab und machte sich daran, das Stativ aufzustellen, „ehe die herrliche Wolkenbildung mir davonflattert,“ wie er sagte.

Sie legte vorsichtig ihre Erdbeeren ins Gras. „Kann ich irgendwie helfen?“

„Am liebsten wäre mir's schon, wenn Sie als Staffage wirken würden, das belebt das Bild. Erkennen würde man Sie kaum, Ihre Gestalt wird ganz klein, nicht viel anders als ein helles Fleckchen,“ sagte er, indem er eiligst hin und her hantierte, das Objektiv anschraubte und unter die dunkle Tuchdecke kroch, um das Bild einzustellen.

„Also ein heller Fleck, ich gehe schon,“ lachte sie und nahm in ungezwungener Haltung auf einem Meilenstein Platz.

„Ist's so gut?“

„Danke, ja, sehr nett.“

„Aber sagen Sie ja nicht: ‚Bitte recht freundlich‘, sonst muß ich lachen und bekomme drei Köpfe oder so etwas Ähnliches.“

„Ist unmöglich, weil ich Momentaufnahme mache,“ rief er hinüber, „aber nun bitte —“

„So, nun wären wir fertig,“ sagte Dietrich wenige Minuten später, als auch die Aufnahme von der anderen Seite beendet war, „ich glaube, beides ist gut geworden. Und nun werden Erdbeeren gesucht.“

„Ja,“ sagte sie nachdenklich, „das Dumme ist nur, daß wir kein Körbchen oder etwas Derartiges hier haben. Das große Blatt ist ganz gefüllt, und dabei ist hier unter den Büschen noch alles rot.“

„Wenn wir vielleicht Ihren Hut mit Blättern auspolsterten und da hineinpflückten?“ schlug er vor.

„Wahrhaftig, das geht,“ stimmte sie erfreut zu, nahm den einfachen marineblauen Matrosenhut ab und legte große Blätter hinein. „So, nun aber an die Arbeit!“

Und nun gab's ein Bücken, ein Kriechen und Klettern, durch Ranken und Gebüsch und an sonnigen Felszacken hinauf. Beide waren so beschäftigt, daß sie zum Reden kaum Zeit fanden. Nur manchmal unterbrach ein kleiner Freudenlaut: „O diese kostbare Stelle!“ oder: „Sie haben die schönste übersehen,“ die sommerliche Stille.

Dietrich trug den Hut, der sich mehr und mehr füllte. „Merkwürdig,“ sagte er, als Editha wieder ein ganzes Blatt voll Beeren

zur Sammelstelle brachte, „Sie finden viel mehr als ich; wie kommt das? Ich gucke mir doch auch die Augen aus!“

„Ja, schaun Sie denn auch von unten tief unter das Laub? Das müssen Sie sorgfältig zur Seite biegen, dann finden Sie die schönsten, die Prachtexemplare, die Elite-Erdbeeren,“ belehrte sie ihn, „sehen Sie hier zum Beispiel.“

„Wahrhaftig!“

Wie ein richtiger Jagdeifer war es über die beiden gekommen. Als das improvisierte Körbchen auch nicht eine Beere mehr fassen wollte, richtete sich der junge Mann aus seiner gebückten Stellung auf, reckte die schlanken Glieder und stöhnte: „Ich glaube nicht, daß ich je im Leben wieder ganz gerade werde!“

„Ja, ich kann auch nicht mehr,“ sagte sie, noch auf den Knien liegend, „Himmel, wie ich aussehe! Schauen Sie nur!“ Lächelnd streckte sie ihre beiden Hände aus, die der Erdbeersaft ganz rot gefärbt hatte, und strich sich mit dem Handrücken die Haare aus der Stirn. „So kann ich ja gar nicht nach Hause gehen! Wenn man sich nur irgendwo waschen könnte!“

Vor seinen Augen steht in diesem Augenblick ein anderes Bild: eine junge elegante Dame in tadelloser Toilette, die in einen Saal tritt und mit der vornehmen Ruhe einer großen Dame nicht Notiz davon nimmt, daß sie der Zielpunkt aller Blicke ist, die der Neugier von einem halben Hundert Augenpaaren eine so klassische Gleichgültigkeit entgegengesetzt, als seien es ebensoviel Stühle, durch die sie zu ihrem Platz hindurchschreitet.

War das dieselbe Editha Tachenburg, die hier wie ein übermütiges Kind im Gestrüpp kniete, die Haare verwirrt, mit einem vor Vergnügen geröteten Gesichtchen und beschmutzten Händen?

„Und einen Durst hab ich — o!“ sagte sie kläglich.

„Haben Sie noch nicht Kaffee getrunken?“

„Nein, ich bin ja gleich vom Hotel aus hierher gegangen.“

„Mir fällt etwas ein,“ sagte er erfreut.

„Nun?“

„Im Forsthause giebt's einen vorzüglichen Kaffee, es ist etwa zehn Minuten von hier entfernt; wie denken Sie darüber?“

„Ja, gewiß, die Idee ist ausgezeichnet. Und da lassen wir uns eine große Tüte schenken für die Erdbeeren, denn ich kann doch nicht ohne Hut durchs Dorf gehen.“ —

Als man eine Viertelstunde später vor dem Forsthaus anlangte, wurden die beiden jungen Leute von einer Berliner Familie, deren Bekanntschaft Editha beim Diner erneuert hatte, freudig in Empfang genommen.

Die prächtigen kleinen Jungen rissen ihre Mützen ab; Annemarie, das Schulmädel, knixte, und die junge Mama bat die Angekommenen, den Kaffee an ihrem Tische einzunehmen.

„Sehr gern, wenn Sie gestatten, nur muß ich mich erst flink wieder salonfähig machen,“ sagte Editha, indem sie auf ihre Hände wies.

„Hier draußen ist eine Pumpe,“ bemerkte bescheiden Klaus, der Fünfjährige, dessen Specialität es war, sich, wohin er kam, zunächst über die Wasserverhältnisse zu unterrichten, weil er für sein Leben gern planschte.

„Nun, dann führe Fräulein Tachenburg einmal hin,“ beorderte ihn der Papa.

Dietrich Lütjens, der mit einer stummen Verbeugung die Einladung der jungen Hauptmannsfrau angenommen hatte, machte sein steifleinenstes Gesicht, zog sich sozusagen ganz hinter seinen hohen, weißen Kragen zurück und war von einer erstarrenden Höflichkeit, wie immer, wenn er eine leichte Verstimmung zu verbergen hatte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl zum Durchbruch kam, und er sich gestand, daß doch unmöglich diese guten Leutchen dafür verantwortlich zu machen seien, wenn er sich den Kaffeetisch ein wenig anders gedacht hatte.

Sie war ja mit großer Bereitwilligkeit auf die veränderte Situation eingegangen; er hatte ihre Züge genau beobachtet in jenem Augenblick: freudig lächelnd hatte sie der Aufforderung Folge geleistet.

Auch gut. Ihm war's recht.

Editha kam mit den Kindern zurück, die tausend neugierige Fragen in Bezug auf die gefundenen Erdbeeren zu stellen hatten.

Wie weit es von hier sei bis zur „Kahlen Spitze", und ob morgen wohl auch noch welche da sein würden? Dann wurden die Eltern bestürmt, gleich am nächsten Vormittag diese Exkursion mit ihnen unternehmen zu wollen.

„Vergeßt nur ja nicht, ein Körbchen mitzunehmen, sonst geht's euch wie mir," mahnte Editha.

„Ich nehme die Botanisiertrommel," rief Klaus stürmisch.

„Erlaube, die gehört mir," sagte Albrecht scharf, mit der ganzen Überlegenheit eines Sextaners.

„Ich nehme mein Spankörbchen," schrie die kleine Annemarie dazwischen.

„Das findet sich alles morgen, und die Mama wird es bestimmen," schnitt des Hauptmanns energische Stimme das kleine Getöse ab.

Endlich empfahl sich die geräuschvolle Familie.

Immer noch tönten die erregten Kinderstimmen aus der sich mehr und mehr entfernenden Gruppe.

„Und ich habe mir doch die Botanisiertrommel eingepackt," hörten die Zurückbleibenden noch den kleinen Klaus weinerlich sagen, dann nichts mehr, hinter einer Wegbiegung waren Annemaries flatternde Hutbänder als letztes verschwunden. —

„Und nun werde ich mal die Frau Försterin um eine Tüte für die Erdbeeren bitten, damit ich meinen Hut wieder aufsetzen kann," sagte Editha und machte Miene, aufzustehen.

Ihr Gegenüber griff in die Rocktasche und legte zwei saubere Tüten von Pergamentpapier auf den Tisch.

„Ah, Sie haben schon, die sind übrigens ausgezeichnet," und sorgfältig schüttete sie den süßen Inhalt des Hutes hinein, wobei er in seiner ungeschickten Art half, daß nichts daneben rollte.

„Nun sieht man erst, wie fleißig wir gepflückt haben," meinte Editha anerkennend. „Ich glaube, so oft habe ich mich im ganzen Jahre nicht gebückt wie heute. Aber der Lohn ist's wert. Was machen wir nur damit?"

„Hm, ich denke, eine Bowle."

„Ja, das ist ein Gedanke! Und laden das ganze Haus dazu ein, das wird nett. Wozu übrigens die zweite Tüte?"

„Die wird über die erste gezogen, damit der Saft nicht durchläuft."

„Mein Gott, wie Sie an alles denken!"

„Sehen Sie nur, hier giebt es sogar Postkarten mit Ansicht," lenkte er ab, weil er fühlte, daß er rot geworden war, „wollen Sie eine schreiben?"

„Nein — ja — nein, das heißt, ich finde Ansichtskarten fast immer gräßlich, aber Mama freut sich schließlich über jedes Lebenszeichen von ihrer Ältesten."

Er war schon hinausgegangen, eine zu besorgen.

Eine häßliche, steife Wiedergabe des so malerisch gelegenen Forsthauses und darunter „Gruß von der Kahlen Spitze".

Editha nahm seinen ihr dargebotenen Bleistift und schrieb ein paar Worte in den kleinen Raum, den das Bild frei ließ; dem Schlußwort: „Eure Edi" fügte sie noch hinzu: „die übrigens schon lange nicht mehr so blaß aussieht wie in Berlin."

„Das kann ich doch mit gutem Gewissen schreiben," sagte sie, indem sie ihm den Nachsatz vorlas. „Sehen Sie, meiner Mama nehme ich mit diesen paar Worten einen Stein vom Herzen. Sie glauben gar nicht, wie sie gleich besorgt ist, wenn ich mal ein bißchen abgespannt aussehe. Nun müssen Sie aber als Hausgenosse und Zeuge mit unterschreiben, damit sie's glaubt —" Im Begriff, ihm Karte und Stift hinüberzureichen, stutzt sie und wird glühend rot. „Das heißt — nein, lieber nicht; pardon, wenn Ihnen das seltsam vorkommt, es ist besser, Sie schreiben Ihren Namen nicht mehr darunter," stammelt sie sichtlich verwirrt, worauf er mit einer stummen Verbeugung, etwas befremdet allerdings, seine Hand zurückzieht.

„Sehen Sie," fährt sie eifrig fort, „wenn ich Ihnen jetzt das ‚Warum' erklären wollte, so würden Sie mit Recht lächeln, aber ich kann es nicht; es handelt sich eben um eine kleine Eigenart meiner Mama, mit der ich rechnen muß. Das ist es, nichts weiter. Sie glauben mir das, nicht wahr?"

Fast besorgt sieht sie in sein Gesicht, weil sie fürchtet, ihn unangenehm berührt zu haben.

„Ich glaube Ihnen unbedingt, gnädiges Fräulein,“ sagt er ernsthaft.

„Ich danke Ihnen. Vielleicht erzähle ich Ihnen einmal, bevor ich abreise, welch wunderliche Mütter es giebt.“ Sie kann dabei ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

Auch um seine Lippen zuckt es verräterisch: ein recht verständnisvolles Lächeln war's — er hatte auch ohne Erklärung begriffen, vollständig begriffen. Lieber Gott, bei der Praxis, die er in solchen Dingen hatte! Die Kleine kennt eben ihre Mama, sie weiß, diese wird sich sofort vagen Hoffnungen hingeben, wenn sie hört, daß ihre Tochter die Bekanntschaft eines jungen, unverheirateten Herrn gemacht hat. Die Sache war so klar wie nur etwas; er hat die Situation vollständig überschaut, wenigstens was die Mutter anbetrifft. Die Tochter — darüber ist er sich eigentlich noch recht unklar; bis jetzt hatte er übrigens über diesen Punkt noch nicht nachgedacht. Er sinnt zurück: anfangs war sie mit größter Gleichgültigkeit über seine Existenz hinweggegangen; seit gestern war das ja etwas anders geworden. Das Gewitter, das gemeinsame Theetrinken in der Veranda, das zufällige Zusammentreffen heute hatten eine kleine Annäherung zuwege gebracht. Aber die anmutige Freundlichkeit, die er dabei an ihr kennen lernte, war anderseits von einer so kühlen Gelassenheit durchtränkt, wie sie dem Verwöhnten bisher von einem jungen Mädchen noch nicht zu teil geworden war.

„Gehen wir?“ fragte sie jetzt, auf die Uhr sehend, „ich glaube, es ist Zeit, wenn wir im Dorf noch für die Bowle einkaufen und die Karte zur Post tragen wollen.“

Und dann traten sie miteinander den Heimweg an.

* *
*

Das ganze Haus hatten sie zur Bowle eingeladen: Frau Bredemeyer, deren langaufgeschossenen siebzehnjährigen Sohn Otto und Stine, eine verwaiste junge Nichte, die der Hausfrau im Sommer, wenn die Fremden da waren, bei der Arbeit half.

Diese beiden, die sich ihrer Schüchternheit wegen erst kaum bewegen ließen, der Einladung zu folgen, fingen nach dem zweiten Glas Bowle an aufzutauen. Stine sagte nicht viel, aber sie lachte ihr helles Kinderlachen, so oft sich nur ein geringer Anlaß dazu fand, und Otto holte — aus freiem Antriebe! — seine Handharmonika aus dem Hause und spielte mehrere Male sein Repertoire herunter: erst „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön“, dann „'ne ganze kleine Frau“ und zum Schluß „Ein feste Burg ist unser Gott“.

Als er nach dem vierten Glas Bowle Miene machte, mit der „Goldnen Abendsonne“ wieder anzufangen, hielt es Frau Bredemeyer für geboten, ihn ins Bett zu schicken.

Dietrich hatte die große weiße Suppenterrine, die zur Bowlenschüssel erhöht war, vor sich, schenkte immer wieder ein und ließ sich mit wahrer Engelsgeduld von Frau Bredemeyer Dorfklatsch erzählen. Es konnte ihn gar nicht interessieren, trotzdem hörte er mit einer gewissen gütigen Aufmerksamkeit zu, die er überhaupt stets im Verkehr mit der einfachen Frau an den Tag legte.

„Nun, Stine, noch ein Gläschen?“

„Ach nein, danke schön, Herr Lütjens.“

„I was, geben Sie nur her,“ sagte er freundlich und schenkte ihr von neuem ein; „mit recht viel ‚Gemüse‘, nicht wahr, Stinchen?“

Stinchen wäre gewiß sehr rot geworden, wenn ihre ohnehin schon glühenden Wangen eine solche Steigerung noch erlaubt hätten.

„Er ist zu — zu nett, der Herr Lütjens,“ raunte sie leise Fräulein Tachenburg zu, „wie freundlich der sich des Morgens seine Stiebeln fordert, wenn ich sie mal noch nicht geputzt habe, das glauben Sie gar nicht. Er ist doch so'n feiner Herr, aber immer sagt er: ‚Stine, wollen Sie so gut sein?‘“

Es war der unfehlbare Maßstab, nach dem Stine jeden Fremden beurteilte, wie er sich seine „Stiebeln“ forderte.

„O, man sieht ja schon bald den Boden,“ sagte Editha, indem sie sich über die Schüssel neigte.

Frau Bredemeyer und Stine waren ins Haus gegangen, weil sie noch einiges zu thun hatten; man hörte aus der Küche Geschirr klappern und dazwischen Stines Stimme, die halblaut vor sich hin sang.

„Herr Lütjens!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Sie dürfen sich eine Cigarette anzünden, wenn Sie mögen.“

„Danke verbindlichst, ich wüßte nicht, was ich lieber thäte.“

„Es ist wegen der Mücken,“ setzte die junge Dame nachlässig hinzu.

„Ach so —“

So still der Abend! Ein dichtbesäter Sternhimmel stand über den schweigenden Baumkronen, kein Lüftchen störte die kunstvollen Ringe, mit denen Dietrich den Kampf gegen die Mücken aufgenommen hatte. Editha hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah verträumt vor sich hin. Ein Engel flog durch die Veranda. Von fern her klangen leise die verlorenen Töne einer Ziehharmonika.

Das weckte bei Dietrich einen Gedankengang. Der Schlußpassus in dem Briefe von Edithas Mutter an Frau Bredemeyer fiel ihm ein: Hoffentlich ist in Ihrem Hause kein Klavier? „Lieben Sie die Musik?“ fragte er ziemlich unvermittelt.

Das junge Mädchen sah überrascht auf. „Ob ich die Musik liebe?“ wiederholte sie träumerisch. „Fragen Sie den Fisch, ob er das Wasser, den Vogel, ob er die Luft liebt.“ Sie atmete tief. „Die Musik ist mir alles. Wußten Sie es nicht, daß ich — Konzertsängerin bin?“

Dietrich hatte gerade einen prächtigen großen Dunstring in die Luft gehaucht und war im Begriff, mehrere kleine sorgfältig hindurchzublasen. Jetzt warf er die Cigarette weg, so daß von der raschen Bewegung all die kleinen kunstvollen Gebilde in der Luft zerflatterten. „Das ist mir in der That neu,“ sagte er überrascht und sah an der jungen Dame hinauf und hinunter, als erblicke er sie in diesem Augenblick zum erstenmal. „Aber ich verstehe nicht recht — warum fragte dann Ihre Frau Mutter vorher an, ob kein Klavier hier im Hause sei, wie mir Frau Bredemeyer erzählte?“

„Sehr einfach, damit ich durch nichts veranlaßt würde, zu singen. Ich habe einen sehr anstrengenden Winter hinter mir, der nächste wird hoffentlich nicht anders werden, da ist es notwendig, daß ich einmal im Jahre eine Pause mache und die Stimme völlig schone. Es ist meine ‚Schonzeit‘, wie meine jüngeren Brüder immer sagen.“

„Schonzeit also auch!“ lachte der junge Mann belustigt.

„Auch?“ fragte Editha erstaunt. „Also auch Sie müssen sich schonen? In welcher Hinsicht?“

Dietrich strich sich halb pfiffig, halb verlegen seinen Schnurrbart. „Nicht ich soll mich schonen, aber ich möchte geschont werden,“ sagte er mit halbem Lächeln, „es ist mit Worten nicht recht zu sagen —“

Er wurde immer verwirrter, seine Sicherheit verließ ihn in diesem Augenblick völlig. Diesem Mädchen gegenüber, das mit ihm kaum anders verkehrte als mit den drei einfachen, ungebildeten Hausgenossen, kam ihm seine Flucht vor männerjagenden Müttern und Töchtern zum erstenmal unsäglich albern und eingebildet vor.

„Danke, ich bin nicht neugierig,“ schnitt sie kühl seine verworrene Rede ab.

„Also Konzertsängerin,“ wiederholte er noch einmal; es schien, als empfinde er von neuem das Überraschende dieser Mitteilung.

Sie löffelte ruhig die Erdbeeren aus ihrem Glase. „Nun ja, was ist denn dabei so Erstaunliches?“

„Nein gewiß, gar nichts. Also ich hatte den Vorzug, mit einer Künstlerin gestern Thee zu trinken und heute Erdbeeren zu pflücken, das habe ich allerdings nicht geahnt.“

„Ich komme Ihnen wohl nicht so vor?“

„Ehrlich gestanden, nein. Ich hätte mir eine Künstlerin anders, in erster Linie — älter gedacht.“

„Erlauben Sie, ich werde fünfundzwanzig Jahre, habe schon zwei Saisons hinter mir.“

„Nun begreife ich auch manches,“ sagte er nachdenklich, „erstens Ihre wahrhaft klassische Ruhe, als die ganze Tischgesellschaft Sie wie ein Wunder anstarrte —“

„Wenn man Hunderte von Augenpaaren gewöhnt ist!“ schaltete sie lächelnd ein.

„Und dann kann ich mir jetzt wohl erklären, daß mir Ihr Name sofort bekannt vorkam, ich werde ihn irgendwo gehört oder gelesen haben.“

„Möglich genug,“ sagte sie, mit einem vergeblichen Versuch, gleichgültig wegwerfend zu sprechen, „mein Bild und meine Lebensbeschreibung standen vor einigen Monaten

in einer Zeitschrift, nachdem ich im Leipziger Gewandhaus mit gutem Erfolg gesungen hatte.“

Sie konnte es nicht hindern, daß bei diesen Worten ein glühendes Erröten in ihre Wangen stieg, und sagte kurz entschlossen, lachend: „Sehen Sie, ich verpuffe mir meinen schönsten Effekt, weil ich nicht im stande bin, es mit der nötigen Nonchalance zu erzählen. Ich habe mich eben zu furchtbar gefreut.“

Der junge Mann vergaß zu antworten. Er sah immer in ihr liebreizendes Gesicht, das so kindlich, mädchenhaft die naive Freude über die Auszeichnung wiederspiegelte; er hatte andererseits die dunkle Empfindung, als ob im Gewandhaus nur Kräfte ersten Ranges aufzutreten pflegten. Daneben zeigte ihm seine Erinnerung dieses junge Mädchen, wie es zerzaust und verweht im Grase gekniet und die schmalen von Erdbeersaft geröteten Hände betrachtet hatte. Alles dies in Einklang zu bringen, war sein nicht schnell, aber gründlich arbeitender Geist für den Augenblick nicht im stande. Außerdem war ihm diese Art Frauen zu neu, als daß er sich gleich in die neue Lage hätte hineinfinden können.

Editha fühlte, daß seine Blicke gedankenvoll auf ihr ruhten; sie empfand, daß er noch zu den Leuten gehörte, die in der Öffentlichkeit stehende Personen — namentlich Frauen — wie kleine Wundertiere anstarren und erstaunt sind, wenn diese sich im gewöhnlichen Leben ganz wie andere Sterbliche bewegen. Von dieser Grundlage ausgehend, verfolgte sie mit ziemlicher Sicherheit, was seine Gedanken in diesem Augenblick zu verarbeiten hatten, und ließ ihm ruhig Zeit dazu. Nachdem sie eine Weile mit den Fingern auf der Tischplatte getrommelt hatte, glaubte sie, er werde sich mittlerweile zu Ende gewundert haben. „Nun erzählen Sie, bitte, ein wenig von sich, nachdem ich mich Ihnen in meinem Beruf vorgestellt habe. Daß Sie nicht Musiker, nicht Maler, Schriftsteller oder Bildhauer sind, das weiß ich, also werden Sie wohl irgend etwas anderes sein.“

„Sie haben recht, ich bin irgend etwas anderes, etwas sehr Prosaisches: Leinenfabrikant.“

„Warum prosaisch? Nichts ist an sich prosaisch, meine ich. Wie ein Ding ist, das wird es erst durch den Sehwinkel, unter dem man es betrachtet. Macht Ihr Beruf Ihnen Freude? Füllt er Sie aus?“

Er hatte bei ihren Worten überrascht aufgesehen. „Ja, durch und durch, ich möchte nichts anderes sein.“

„Nun, sehen Sie wohl! Wo ist denn Ihre Heimat?“

„Westfalen, das Land der roten Erde.“

„Westfale sind Sie? Aber Sie sprechen ja gar nicht S-chinken und S-chornstein!“

„Met der grauten frechen Schniuten
Keumen mol viel Keerls van biuten
Achter iut Italien an.
Förne reit seon grauten Mann,
De Quintilius Varus.“

citierte er im Dialekt.

„Ja, ja, das meine ich,“ lachte sie lustig; „was war das?“

„Das war das Lied von Hermann, dem Cherusker, unserem tapferen Vorfahren. Aber bei uns spricht man diesen Dialekt kaum noch.“

„Ich kannte einmal einen Westfalen, der sprach ein ganz weiches g und ein ganz scharfes s; er bekam feuchte Augen, wenn ich auf seinen Wunsch ‚Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen‘ sang, und trug immer eine Bonbontüte in der Tasche. Er hatte eine Bonbonfabrik.“

„Dann war er gewiß aus Herford,“ warf Dietrich Lütjens ein.

„Gewiß, er war aus Herford, der gute Stöveking.“

„Stöveking! Fritzken Stöveking!“ Der junge Mann sprang fast in die Höhe. „Meinen alten Schul- und Duzfreund, den kennen Sie? Wie die Welt doch klein ist!“

„Ja, sind Sie denn auch aus Herford?“

„Nein, aber aus der Nachbarstadt Bielefeld.“

„Ach ja, das Bielefelder Leinen, ich hätte es mir denken können. Ich bin einmal vorübergefahren: große Bleichen und in der Mitte ein alter Wartturm oder so etwas.“

„Die Sparenburg, jawohl.“

Er war ganz warm geworden. Seine Heimat liebte er, sein Bielefeld mit der lieblichen Umgebung und der regen Industrie war ihm ans Herz gewachsen. Er erzählte von

der Fabrikation des Leinens, von den Unternehmungen, die sein Großvater ins Leben gerufen hatte und die jetzt, nach des Vaters Willen, unter seiner Leitung standen, von dem „netten Häuschen“ am Johannisberg, in dem er mit Mutter und Schwester wohne, und so weiter. Er erzählte so schlicht und einfach, wie er immer sprach, aber Edithas verfeinerte Auffassungsgabe las sozusagen zwischen den Zeilen und gewann aus seinen Worten ein ganzes Bild mit Einzelheiten, die dem Erzähler zu erwähnen gar nicht in den Sinn gekommen war. Es wehte sie aus diesem Bilde etwas an wie aus einer fremden Welt, von der ihrigen so verschieden wie nur irgend möglich. Etwas Kühles, Nüchternes glaubte sie fühlbar zu empfinden in dieser Sphäre, in der es kein Entbehren giebt, aber auch kein jauchzendes himmelhohes Glück, kein verzehrendes, quälendes Verzagen, aber auch nicht das königliche Stolzgefühl, das die Kinder der Kunst kennen. Wie gern ertrug man das eine um des anderen willen! Das, nur das war Leben!

* * *

Editha war noch gar nicht müde, als sie um weniges später ihr Zimmer betrat. Sie setzte sich auf das harte Ledersofa, zog einen Brief ihrer Mutter, den sie vorhin nur flüchtig durchfliegen konnte, aus der Tasche und las ihn zum zweitenmal. „Wer ist denn dieser Hausgenosse, von dem du schreibst?“ hieß es an einer Stelle. „Sieh, Kind, du wirst über deine alte Mutter lachen, die immer gleich Gespenster sieht. Ich weiß ja auch, daß du, Gott sei Dank, in dieser Hinsicht ziemlich kühl angelegt bist und daß deine Kunst dich bisher noch immer ganz allein ausgefüllt hat. Aber die Sorge, eines Tages könne einer kommen, der deinem Herzen ernstlich gefährlich würde, läßt mich doch nie ganz zur Ruhe kommen. Und wenn ich des Nachts nicht schlafen kann — in meinem Alter liegt man manchmal ganze Stunden hindurch wach —, dann male ich mir alles mögliche aus und grüble über diesen Herrn Lütjens nach, wie er wohl sein mag und warum du gar nichts Näheres über ihn schreibst. Ist das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?

Denke immer daran, meine Edi, daß du mit deiner künstlerischen Begabung die Aussicht hast, ganz Hervorragendes zu erreichen. Ein kleiner star bist du schon nach den über Erwarten glänzenden Anfängen deiner Laufbahn; ein großer wirst du werden, Kind, das glaube mir! Wenn du dich jetzt verheiraten würdest, wäre mit einem Schlage alles vorbei; in zehn bis fünfzehn Jahren ist's immer noch früh genug.

Nun, du kennst ja meine Ansichten darin, Edi; ich habe ja damals bei der Angelegenheit Stöveking dir alles vorgestellt, was ich von deiner Zukunft erwartete, und damals, vor zwei Jahren, standest du viel ungünstiger da als heute, du studiertest noch und errangst deine ersten Erfolge im weißen Kaschmirkleidchen. Trotzdem sagte ich dir: ‚Edi, binde dich nicht,‘ und, Gott sei Dank, es wurde dir auch nicht schwer, deiner Kunst treu zu bleiben! Und das war gut, denn wenn du dein Glück darin gesehen hättest, Stövekings Frau zu werden, waren deine Eltern doch nicht grausam genug, dich daran zu hindern. Aber schade wär's gewesen, ewig schade!

Also, mein Liebling, wahre dein Herz und halte unverrückbar fest dein hohes Ziel im Auge.

Ziehst du dich auch warm genug an, wenn kühle Tage kommen? Vergiß nur ja nicht, immer das Cape mitzunehmen, wenn du Berge steigst und erhitzt oben ankommst; das kleine Spitzentuch genügt nicht, hörst du wohl? Das mit dem Abhärten ist ja ganz gut und schön, aber fang es nur nicht zu plötzlich an, du bist die Stärkste auch nicht.

Und nun adieu, mein Herzenskind, nimm einen innigen Kuß von deiner

Mama.“

Editha war gerade in der Stimmung, darauf zu antworten.

„Liebstes Mutterchen!

Du bist doch unverbesserlich! Kennst du deine Edi, oder kennst du sie nicht? Was mein Leben ausfüllt bis ins kleinste, das sollte doch niemand besser wissen als du. Aber ich will noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen und in diesem besonderen

Fall versichern, daß du in Bezug auf meine Herzensruhe ganz ohne Sorge sein darfst.

Sieh, wenn ich mich wirklich einmal ernstlich verlieben sollte, so müßte ‚Er‘ mindestens bis in die Fingerspitzen hinein musikalisch sein. Mein Hausgenosse, der dir aus der Ferne so gefährlich vorzukommen scheint, ist — glaube ich — völliger Musikheide. Ich wette, daß sein musikalisches Verständnis über den ‚Trompeter von Säckingen‘ nicht hinausgeht.

Er ist eben überhaupt nicht meine Art, trotzdem mag ich ihn ganz gern leiden, verstehst du, Mamachen, gern leiden, voilà tout. Er ist mir ungemein sympathisch, weil er sehr gute Manieren hat, sich gut kleidet und, last not least, von einer stillen Ritterlichkeit ist, die ohne viel Worte wie selbstverständlich handelt. Du weißt ja, dafür habe ich eine gewisse Schwäche. Ja, eine so starke Schwäche, daß diese Voraussetzung für mich selbst bei dem vorhin erwähnten ‚bis in die Fingerspitzen hinein Musikalischen‘ unerläßlich wäre. Ich denke dabei nicht an jene oberflächliche Ritterlichkeit, die sich mit dem Tragen einer Jacke oder dem Aufheben eines hingefallenen Gegenstandes erschöpft; was ich meine, beruht vor allem in dem Gefühl völligen Geborgenseins, das man in der Nähe eines solchen Mannes empfindet, so etwa, als könne einem niemand und nichts etwas zuleide thun, wenn er nur da ist. So geht es mir mit Herrn Lütjens.

Wie er aussieht?

Denke dir einen großen, schlanken blonden Menschen, so eine echte Reckengestalt, mit hübschem, leicht gebräuntem Gesicht, recht hellem Schnurrbart und ein paar ernsten blauen, intelligenten Augen.

Geistreich ist er gar nicht. Konversation machen, zu reden, nur um zu unterhalten, das kennt er, glaube ich, gar nicht. Ich möchte es für ihn auch wirklich nicht leiden. Er spricht, wenn ein Gedankengang bei ihm bis zum Wort gereift ist, dann aber guckt auch aus jedem Satz eine scharf ausgeprägte Individualität, die eben ganz seine eigene ist.

Er ist Kaufmann und, wie es mir scheint, wohlhabend; zweifellos wird er über kurz oder lang eine ebenso reiche Fabrikantentochter heiraten, nicht gerade aus Geldgier, aber weil er sich etwas anderes gar nicht denken kann, und seine Liebesbriefe werden etwa so lauten, ‚Den Empfang der mir gütigst am 15. d. M. gesandten tausend Küsse dankend bestätigend —‘ oder: ‚Antwortlich deines gefl. Schreibens vom 3. d. M. teile ich dir hierdurch ergebenst mit‘ u. s. w.

Bist du nun noch um deine Editha bange, Mutterchen? Ich denke, nein. Wenn aber immer noch ein Fünkchen von Sorge in deinem Herzen glimmt, so habe ich auch dafür noch eine Douche: er interessiert sich gar nicht für mich! Du glaubst nicht, welch eine Gelassenheit der Mann im Verkehr mit mir an den Tag legt! Aber gerade das gefällt mir, das gestaltet unseren Verkehr, der ja doch der Nachbarschaft wegen nicht ganz vermieden werden kann, so angenehm kameradschaftlich.

Heute haben wir sogar miteinander Erdbeeren gesucht — ich glaube, das war auch das erste Mal in seinem Leben, daß er seine vornehme Gestalt so oft bücken mußte! Er sieht nämlich wirklich gut aus, gar nicht wie manche Kleinstädter; das kommt wohl, weil diese Leute viel umherreisen, nicht wahr? Ja so, um auf die Erdbeeren zurückzukommen: wir haben eine Bowle davon gemacht, sie schmeckte herrlich. Aber nun muß ich Schluß machen, ich bin schon ganz schlaftrunken.

Eben hörte ich ihn pfeifen, meinen Nachbar von jenseit des Korridors, es war das Intermezzo aus der Cavalleria. Nun, er pfeift wenigstens rein, sonst wäre der Thermometer meiner Wertschätzung für ihn aber auch noch unter Null gesunken!

Mutterchen, mir geht es prachtvoll, du glaubst nicht, wie ich mich schon erholt habe. Aber gesungen habe ich noch keinen Ton, ich bleibe fest, bis meine Schonzeit vorüber ist.

Tausend Grüße an Vater und die Jungens von eurer

Edi.

P. S. Denk mal, er kennt Stövefing sehr gut; ist das nicht wunderbar?“

* * *

Die nächsten zwei Wochen vergingen beiden in dem herrlichsten dolce far niente der Sommerfrische. Dietrich photographierte,

entwickelte Platten in der primitiven Dunkelkammer, die er sich im Keller eingerichtet hatte, und rauchte unzählige Cigaretten.

Editha faulenzte, war glücklich, sich von Tag zu Tag mehr zu erholen, Kräfte zu sammeln für den kommenden Winter, und las alle Musiknachrichten, deren sie habhaft werden konnte.

Sie plauderten miteinander beim Diner, bei den anderen gemeinsamen Mahlzeiten, sie machten kleine Ausflüge in Gesellschaft einiger anderer Sommerfrischler und hatten keine höhere Pflicht, als den Barometer zu beobachten und dem Spitz das Apportieren beizubringen.

Frau Thekla Tackenburg würde sehr beruhigt gewesen sein, wenn sie die beiden jungen Leute auf der Veranda hätte sehen können: Dietrich Lütjens hinter seiner „Kölnischen Zeitung", Editha ganz versteckt von einem Berliner Blatte.

Nachmittagsruhe. Auf dem Tische stand das Kaffeegeschirr, zwei Wespen jagten sich um die Zuckerdose herum.

Seit einigen Minuten schon hatte Dietrich seine Zeitung sinken lassen, träumerisch ruhten seine Augen auf Edithas weißer Stirn mit dem glitzernden Haar darüber; es war das einzige, was das große Blatt von ihr sehen ließ.

„Gnädiges Fräulein!"

Sie sah zerstreut fragend über den Rand.

„Sie kommen ja wie aus einer anderen Welt," lächelte er.

„Ja, ich war ganz vertieft. Es ist aber auch zu dumm!" Sie schlug mit dem Handrücken auf eine Stelle im Text.

„Was denn?"

„Ach, die Norbert hat die Carmen gesungen. Solch ein Mißgriff, die Partie liegt ihr ja gar nicht. Sie kennen doch Carmen?"

„Gewiß."

„Nun — und — wie finden Sie es?"

„O, sehr nett."

„Sehr nett!" Sie ließ die Hände sinken. „Sehr nett ist schrecklich. Aber was ist da zu machen? Wenn Sie noch gesagt hätten: ‚Ich mag es nicht,' so könnte man wenigstens streiten, aber so —" sie lehnte sich resigniert zurück.

„Ich bin eben kein Kenner," sagte er achselzuckend, „in der Musik verstehe ich nur das Einfache, nicht Komplizierte. Symphonien und ausgeklügelte Lieder gehen spurlos an mir vorüber. Aber ein einfaches Lied, von schöner Stimme gesungen, kann mich hinreißen." Er lehnte sich gedankenvoll in seinen Stuhl zurück. „Ich habe einmal etwas gehört —"

„Nun?" Eine gespannte Frage.

„— das hat mich geradezu ergriffen. Es rann mir wie ein Schauer über die Haut, so zauberhaft klang es von der Höhe. Sehen konnte man die Sängerin nicht, denn es war in einer Kirche, aber wenn mir jemand gesagt hätte, ein Engel steht dort oben und singt, ich hätte es blindlings geglaubt. Aber dann hätte ich auch wieder gezweifelt, denn Engel sind, glaube ich, bei aller himmlischen Vollkommenheit ruhig und kühl wie ein klarer See, und diese Worte, diese Stimme atmeten eine so hinreißende Zärtlichkeit, eine so überwältigende Fülle von Liebe, daß ich närrischer Kerl die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht weich zu werden."

„Was war es und wer und wo?"

„In Berlin vor etwa zwei Monaten, bei der Trauung meines Freundes Osterdissen. Osterdissen ist nämlich der Dritte im Bunde mit Stöveking und meiner Wenigkeit. ‚Wo du hingehst, da will auch ich hingehen' u. s. w. hieß es. Es waren die bekannten Worte der Ruth aus dem Alten Testament, in Musik gesetzt — aber was haben Sie?"

Sein Gegenüber war errötet bis zu den Haarwurzeln. „Das war ich," sagte sie leise, verschämt fast.

„Sie?!"

Einen Augenblick lang schwiegen beide. Dann stand der junge Mann auf, neigte sich tief über Edithas Hand und küßte sie innig. „Ich habe Ihnen noch zu danken dafür."

Über Editha war eine Art Verwirrung gekommen, die sie nicht abzustreifen vermochte, und zwei heiße Flecken brannten auf ihren Wangen.

Was für Anerkennungen war sie gewöhnt, und zwar von kundigerer Seite! Wie überschüttete man sie nach den Konzerten mit Blumen und Bewunderung, bis sie nur noch mit einem stumpfen Lächeln danken konnte.

Und hier — dies Lob eines einzelnen

wirkte auf sie wie etwas Goldiges, Helles, Freudiges, das ihre Wangen glühen machte und ihr Herz rascher schlagen ließ.

Also dieser gelassene Dietrich Lütjens hatte die Zähne zusammenbeißen müssen, um nicht weich zu werden! Und diese Macht über diesen Menschen besaß — sie! Diese durch nichts zu bewegende kühle Ruhe zu erschüttern vermochte — sie!

Sie empfand in diesem Augenblick das Gefühl ihrer Macht wie etwas ganz Neues, Kostbares, dessen Wert sie bisher noch nicht genügend gekannt und geschätzt hatte; sie sonnte sich in dem Glücksempfinden, das sie dabei durchströmte — rein künstlerisch, wie sie ohne weiteres glaubte.

Daß Thea Albrecht — die Braut und jetzige Frau Osterdissens — eine liebe Bekannte von ihr sei, durch die sie ja auch die Bekanntschaft der beiden Westfalen gemacht habe, erzählte sie nun auf seine Fragen, und daß sie leider gezwungen gewesen sei, die Einladung zur Hochzeitsfeier abzulehnen, da sie am selben Abend in einem öffentlichen Konzert habe singen müssen.

„Das Verzichten wurde mir diesmal ernstlich schwer, denn ich hatte noch niemals eine Hochzeit mitgemacht," schloß sie ihre Erzählung.

„Ja, konnten Sie denn das Konzert nicht fahren lassen? Die Hochzeit einer Freundin ist doch wahrhaftig ein triftiger Grund."

„Dann hätte ich ja auch das Honorar eingebüßt," sagte sie ernst. „Ich bin nicht reich genug, um mir diesen Luxus gestatten zu können."

Er strich in leichter Verlegenheit ein Aschestäubchen von seinem Rock. „Sie haben recht, verzeihen Sie, das hatte ich im Augenblick nicht bedacht. Also auch auf Ihrem sonnigen Wege sind Schatten."

Sie sah ihn erstaunt an. „Ja, dachten Sie nicht? Mein sonniger Beruf ist sehr ernst, das glauben Sie mir. Ruhm und Geld wollen verdient sein mit unermüdlichem Fleiß und großen Opfern. Die Begabung allein thut es nicht. Wenn ich erzählen wollte von meiner Studienzeit und den ersten mühseligen Anfängen meiner Laufbahn —"

„Bitte, erzählen Sie!"

Editha hatte die Hände ineinander geschlungen und schaute gedankenvoll vor sich hin.

Und dann entrollte sie ihm ein Bild ihres Lebens in den Jahren des teuren Studiums. Lernen und arbeiten und arbeiten und lernen: das war der Inhalt eines Tages wie des anderen. Kein Vergnügen, keine Zerstreuung, wie sie andere junge Mädchen haben, kein anderer Gedanke als vorwärts kommen, zum Ziel, ohne zur Seite zu sehen.

Sie erzählte halblaut, einförmig fast, als spräche sie nur für sich selbst, aber er sah sie, die junge, schmalschulterige Musikschülerin mit ihrer schweren Notentasche! Er sah sie an der Litfaßsäule stehen und mit verlangenden Blicken die Konzert- und Theateranzeigen und die Preise der Plätze lesen.

Er sah sie an der Kasse stehen, eine halbe Stunde schon vor Kassenöffnung, sich langsam vorwärtsschiebend in der Reihe der Wartenden; und die Reihe war lang, weil der Zudrang zu den billigen Plätzen natürlich immer am größten ist. Er sah sie, wie sie sich ängstlich das Cape am Halse zuzog, weil der Zugwind durch die Thüren strich, und die Reihe immer noch nicht an sie kommen wollte. Und die kostbare Zeit rann —

Er sah sie nach dem Konzert durch Wind und Wetter abends um zehn nach Hause eilen. Die einladenden Droschken dürfen für sie nicht existieren, sie muß zu Fuß laufen bis zur Pferdebahn und sorgen, daß sie ihre empfindliche kleine Kehle nach Möglichkeit schützt vor dem pfeifenden Sturm, der die Laternen flackern macht und den sandigen, körnigen Schnee an den Häusern hinauf wirft.

Endlich die Pferdebahn. Gott sei Dank! Der Kutscher hält gar nicht. Er zuckt gleichgültig die Achseln, der Wagen ist besetzt. Um diese Zeit sind die Wagen immer voll.

Der nächste nach fünf Minuten. Sie schickt ein Stoßgebet zum Himmel: „Ach lieber Gott, gieb doch, daß der nächste Wagen noch nicht ganz besetzt ist!"

Umsonst! Auch dieser fährt vorüber.

Sie fühlt, wie ihr kalt und kälter wird. Sie räuspert sich ängstlich, prüfend — gewiß, eine kleine Rauheit im Halse ist schon zu spüren.

Zehn Minuten lang hat sie sich nun schon vergeblich hier durchpusten lassen müssen.

Ein leerer Taxameter fährt vorbei. Beim Anblick der wartenden Dame im Abendmantel fährt er langsam und macht ein einladendes Gesicht, o so einladend!

Sie thut, als sähe sie es nicht, und er fährt weiter.

Daß sie bis ins Innerste durchkältet ist — das schadet nichts, wenn der Hals nur nicht wäre, der dumme, empfindliche Sängerinnenhals. — Und das alles, um achtzig Pfennige für die Droschke zu sparen!

„Da haben Sie ein Stückchen Kehrseite der ‚sonnigen‘ Laufbahn,“ schloß sie mit halbem Lächeln, „ein ganz kleines Stückchen nur, aber ich habe den Mut nie verloren; das bestimmte Gefühl meines Könnens gab mir immer neue Spannkraft. Später zogen auch meine Eltern, die bisher in Breslau gelebt hatten, nach Berlin, und jetzt — nun, jetzt bin ich, Gott sei Dank, auf gutem Wege.“

Dietrich sagte kein Wort; er hatte, während sie sprach, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und sah stumm vor sich nieder.

„Und als ich im letzten Winter in der Philharmonie auf dem Podium stand,“ fuhr sie tief atmend fort, „da sang ich nicht für die Logen und das Parkett. Als ich die gedrängten Köpfe da hinten auf dem Stehplatz sah, sagte ich still in meinem Inneren: ‚Für euch singe ich, ihr seid mein Publikum, wir gehören zu einander! Wo ihr steht, da habe ich auch so manches Mal gestanden, darum fühle ich heute noch mit euch! Ihr bringt persönliche Opfer für die Kunst, aber gern und freudig, weil sie euch Herzenssache ist; die paar Groschen, für die ihr euch euren erbärmlichen Platz gekauft habt, wiegen schwerer vor dem Geist der Kunst als zehn Logenplätze zusammengenommen!‘ Und dann dachte ich daran, wie vor zwei Jahren dort hinten in dem Gedränge ein unscheinbar gekleidetes junges Mädchen mit abgespanntem Gesicht plötzlich halb ohnmächtig hinausgeführt werden mußte. Die Hitze, die Menschenmenge, die Eindrücke nach dem angestrengten Tage waren zu viel für sie gewesen. Eine kleine Gesangschülerin war's — Editha Tachenburg.“

* * *

Es lag jedenfalls an dem breiten, bläulichen Lichtstrom, den der zunehmende Mond in sein Zimmer warf, daß Dietrich Lütjens an diesem Abend gar nicht einschlafen konnte.

All das Rankengewirr, das das Fenster überhing, zeichnete sich in feinen, zitternden Linien auf dem weißgescheuerten Fußboden des kleinen Gemaches ab und zog immer wieder seine Blicke auf sich. Ärgerlich warf er sich auf die andere Seite.

Aber es half nicht viel. Auch das Herauswerfen einiger Kissen aus dem getürmten Bett brachte den Schlaf nicht.

Er war so munter wie am helllichten Tage; tausend Gedanken polterten in seinem Kopfe, tausend Eindrücke ließen seinen Geist nicht zur Ruhe kommen, ob er auch die Augen schloß.

Also das war sie — sie gewesen! Daß sie ihn tage- und nächtelang verfolgt hatte, die Melodie, die sie gesungen, das hatte er ihr natürlich nicht gesagt.

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Land ist mein Land, und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterbe ich auch“ u. s. w.

Himmel, war ihm das damals in die Seele gegangen! Weiß Gott, er hatte Mühe gehabt, nicht zu weinen. Sein Gemüt war ohnehin schon weihevoll gestimmt durch die Feierlichkeit des Aktes, wenn zwei Menschen sich die Hand fürs Leben reichen, und nun noch diese überirdische Musik.

Er war sich mit einemmal entsetzlich einsam vorgekommen. Und dann malte er sich aus, wie es sein würde, wenn ein junges liebendes Geschöpf vor ihm, Dietrich Lütjens, stünde und leise, demütig und stolz zugleich, flüsterte: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.“

In dem Augenblick wußte er, daß es noch ungeahnte Seligkeiten auf Erden giebt.

Und die Vorstellung ließ ihn nicht mehr los an jenem Hochzeitstage. Seine Tischdame hatte einen ziemlich schweigsamen Kavalier an ihm; sie war ein hübsches junges Mädchen mit einem Stich ins Burschikose, was Dietrich in den Tod nicht leiden konnte.

Sie tauchten im Geiste vor ihm auf, die jungen Damen seiner Bekanntschaft, von

denen er wußte, daß er nur anzuklopfen brauchte, um ein freudiges Ja zu hören: Lieschen Herzebrok, Grete Kniggemeyer, Mieze Grotensiek und mehrere andere.

Im Grunde war er sich immer ganz klar darüber gewesen, daß er einmal eine von diesen heiraten würde. Der Gedanke war ihm auch durchaus nicht schrecklich. Sie waren ja nette Mädchen, die Verhältnisse paßten zusammen, die Eltern harmonierten miteinander, und die Kinder waren in gleicher Sphäre, unter ähnlichen Bedingungen aufgewachsen.

Er hatte sich in stillen Stunden eine Art Maßstab für seine eigenen Empfindungen zurechtgemacht. Er dachte sich aus, wenn er einmal verheiratet sein würde, so müßte er sich jeden Tag, schon während der Arbeitszeit, ganz närrisch auf die Mußestunden in Gesellschaft seines Frauchens freuen, er müßte das Vorrücken des Zeigers nicht erwarten können bis zum Geschäftsschluß, um jeden Gedanken mit ihr auszutauschen.

Merkwürdig — wenn er sich Lieschen, Grete oder Mieze als seine Frau dachte, konnte er die Zeit des Geschäftsschlusses immer noch recht gut erwarten, o recht gut!

Vielleicht würde das noch kommen. Ja, sehr wahrscheinlich sogar. Inzwischen wollte er sich aber nicht heiraten lassen, zum Kuckuck, nein, das wollte er nicht! Er wollte selbst den Zeitpunkt bestimmen, wann er anfragen würde bei Gretes, Miezes oder Lieschens Eltern.

Ja, wahrhaftig, welche von den dreien er eigentlich vorzog, darüber war er sich noch nicht einmal klar. Aber eine von ihnen wird es nach menschlichem Ermessen wohl sein.

Zweifellos. Alles paßte so prächtig zusammen, es war eine so glatte, einfache Rechnung.

Dabei hatte ihm allerdings nie das Herz gezittert, oder waren ihm die Augen feucht geworden wie bei dem wundersamen Lied in der Kirche; er hatte — zum erstenmal — das dunkle Gefühl, als habe er bei der glatten Rechnung doch am Ende einen Faktor vergessen.

All die inneren und äußeren Eindrücke jenes Hochzeitstages vor zwei Monaten hatte er nun bis zum Ende von neuem durchgekostet.

Die vom Monde gemalten zitternden Silhouetten auf dem Fußboden waren schon ein ganzes Stückchen weitergerückt, als Dietrich endlich so etwas wie eine süße Schlaftrunkenheit verspürte; mit dem Gedanken an das Versprechen, das sie gegeben hatte, vor ihrer Abreise ihm noch einmal jenes Lied vorzusingen, schlief er ein.

Er schlief wenigstens, wenn es auch ein wenig erquickender Schlaf war, in dem verworrene Traumbilder sich durcheinanderschoben.

Ihm träumte, er sei in Berlin und führe in einem Pferdebahnwagen durch die hartgefrorene Französische Straße, vorüber an einer wartenden Gestalt in Abendmantel und Kapuze, unter der der Wind silberblonde Haarsträhnen hervorzerrte. „Mann, warum halten Sie denn nicht?“ sagte Dietrich zornig zu dem Kutscher. — „Kein Platz mehr frei.“ Er ballte die Fäuste und hatte nicht übel Lust, dem Mann mit dem hochgeschlagenen Pelzkragen die Zügel aus der Hand zu reißen. Aber er besann sich, sprang im Fahren ab und ging stürmenden Schrittes zurück, um sie zu suchen. Vergeblich! Nirgend eine Spur von ihr. Da endlich hörte er ihre Stimme, sie sang wieder die süßen Worte der Ruth, und die kalte Straße war verschwunden: in einem gewaltig großen Saal stand er, entsetzlich eingekeilt in eine Menschenmenge. Und da vorn, ganz weit von ihm, stand Editha im weißen Kleide von starrer Seide, und über ihrem Haar lag ein Schleier gerade wie — ja, wie denn nur? Wo hatte er Ähnliches schon einmal gesehen? Ja, das war's: wie die Elfenkönigin in einem Märchenbuche, die die erste Liebe seines siebenjährigen Herzens gewesen war; an das Bild hatte er aber fast ein Vierteljahrhundert lang nicht mehr gedacht! Er fühlte es, daß ihre Augen sich auf sein Gesicht hefteten, daß sie nur für ihn allein sang.

Da hielt es ihn nicht länger. Mit seinen kräftigen Ellenbogen schaffte er sich Bahn durch das Gedränge um ihn her, überstieg seelenruhig die Brüstung und ging geradeswegs auf das Podium zu. Man wollte ihn zurückhalten, aber sein starker Arm schob rechts und links alles von sich ab, was ihn zu hindern versuchte. „Was wollt ihr?“

sagte er stolz lächelnd, „sie meint ja mich, mich ganz allein, sie hat es selbst gesagt!" Und dann stand er neben ihr, ganz nahe, ja, er fühlte deutlich, als er sich zu ihr herabneigte, daß die feinen Spitzen ihrer Schläfenlocken seine Stirn berührten —

„Herr Lütjens, Sie sind doch nicht krank geworden? Es ist schon so spät, und da dachte ich, ich wollte doch einmal nachsehen —"

Er schlug die Augen auf, es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis er sich zur Gegenwart zurückgefunden hatte. Frau Bredemeyers grauer Kopf guckte durch die Thür, und dicht vor seinem Gesicht auf der Bettdecke stand die kleine schwarze Katze und schnurrte ihn begrüßend an.

„Katzentier," sagte er ingrimmig im ersten Ärger, „du warst das?" Aber dann streichelte er das glatte schwarze Fell und lächelte über sich selbst.

* *
*

Mit einem wunderbar heimlichen Glücksgefühl war er erwacht. Eine ganze Weile noch lag er regungslos, mit geschlossenen Augen, um den Eindruck festzuhalten, dann stand er auf, zog sich flink an und war angenehm erstaunt, daß selbst das kalte Wasser, in das er seinen Kopf gesteckt hatte, die reizvolle Nachwirkung seines Traumes nicht hatte verwischen können.

Als er das Fenster öffnete und in die sonnige zwitschernde Welt hinausblickte, schlug gerade die altmodische Uhr im Hausflur halb neun: Edithas Kaffeestunde. Mit einemmal wurden ihm die Minuten zu lang, die ihn noch von ihrem Anblick trennten. Er stellte sich vor, wie sie wohl aussähe, welches Kleid sie heute tragen würde. Er malte sich ihr Gesicht aus, wenn sie so freundlich kühl lächelnd „Guten Morgen, Herr Lütjens" sagte, wahrhaftig, nicht um eine Spur anders, als wenn sie Mutter Bredemeyer oder die kleine Stine begrüßte. Aber vielleicht — vielleicht gab sie ihm heute die Hand zum Gruß, nachdem man sich gestern doch ein ganzes Stückchen näher getreten war.

Die Veranda war leer. Ein wenig enttäuscht nahm Dietrich an dem Tisch mit der grauen Kaffeedecke Platz, und als Frau Bredemeyer mit dem Kaffeegeschirr erschien, fragte er, während er sich einschenkte, so ganz nebenher, ob Fräulein Tachenburg schon getrunken habe.

„O, wie lange schon!" sagte die Frau. „Fräulein Tachenburg wurde schon vor einer Stunde von den drei Kindern des Hauptmanns, die schon öfter hier waren, abgeholt zu einer großen Partie nach Sophienhöhe. Vor heute abend werden sie wohl nicht zurückkommen."

„So — nun, das ist ja sehr nett," sagte der junge Mann steif, zog sich, seiner Gewohnheit gemäß, ganz hinter seinen Kragen zurück und stürzte eine volle Tasse Kaffee mit einemmal hinunter.

Frau Bredemeyer stand immer noch neben dem Tische. Sie hatte etwas auf dem Herzen. Eine Entdeckung hatte sie gemacht, an der ihr Verstand vergeblich herumtastete; die verwunderliche Thatsache wollte und wollte sich ihrem naiven Begriffsvermögen nicht anpassen. Sie mußte es einmal mit Herrn Lütjens besprechen, was der dazu meinte.

„Ja, sie ist doch eine zu reizende Dame, das Fräulein Tachenburg," sagte sie, um sich langsam nach ihrem Thema hinzuschlängeln, indem sie die Hände in ihre saubere blau und weiß gestreifte Hausschürze wickelte.

Dietrich sah auf. „Das meine ich auch," sagte er schon um einige Schattierungen weniger steif. Lieber Gott, er war ja froh, wenigstens von ihr sprechen zu können!

„Aber die Mama muß wohl eine sehr komische Dame sein," fuhr die Frau geheimnisvoll fort, „die will durchaus nicht, daß das Fräulein sich verheiraten soll."

Nun mußte der junge Mann aber doch lächeln. Lehre einer ihn die Mütter kennen! „Na, na!" meinte er etwas spöttisch und schnellte einige Brotkrümchen vom Tische.

„Wahrhaftig, Herr Lütjens, es ist so, ich weiß es ganz genau."

„Ach, Unsinn," meinte er ungeduldig, indem er aufstand und nach seinem Hute griff, „was sollte die Frau denn zu einem solch merkwürdigen Wunsche veranlassen?"

„Ja, darüber kann ich eben auch nicht recht klar werden, wenigstens verstehe ich nicht, was sie damit meint. Das Fräulein soll sich ja nicht verheiraten, sonst könne sie kein ‚Star' werden — ja, ganz gewiß, ‚Star' stand da;

was sie nun mit dem Vogel meint, ich weiß es nicht, aber ganz deutlich war es geschrieben s—t—a—r."

„Wo war das geschrieben?"

„Na, in dem Brief doch."

„Frau Bredemeyer, und den lasen Sie?"

„O, denken Sie man ja nichts Schlechtes von mir, Herr Lütjens. Ich gucke in keinen Schrank und in keine Kommode, nein, wahrhaftig nicht! Und ich habe auch zu Stine gesagt: ‚Stine, unterstehst du dich,' habe ich gesagt; aber wenn so'n Papier offen auf'm Tische liegt für jedermann, dann ist's doch wahrhaftig keine Schande, wenn man gern wissen will, ob man's verbrennen kann oder nicht." —

Das Charakteristische an diesem Tage war, daß er schlich wie eine Schnecke; „breit und langsam wie ein Teerstrom" flossen die Stunden.

Dietrich langweilte sich. Er hatte zu nichts rechte Lust. Stundenlang kramte er an seinem Amateurkasten herum, hantierte in der Dunkelkammer und entschloß sich schließlich sogar, seine Schubladen einmal aufzuräumen. Es war auch sehr notwendig.

Dann ging er zum Diner, schlief hinterher ein Stündchen, und als es endlich, endlich abend wurde, saß er auf der Veranda beim Nachtessen und schaute den Weg entlang, den sie — Editha — kommen mußte.

Ein schwüler, mond- und sternloser Sommerabend. Wieder klangen vom Dorf die wehmütigen Töne einer Ziehharmonika durch die Abendluft.

Und sie kam immer noch nicht.

Wieder dachte er, wie eigentlich den ganzen Tag über, daran, daß sie ein star werden und sich nicht verheiraten solle; dabei kam ihm eine tiefe Erbitterung gegen die Mutter. Das mußte ja eine ganz herzlose, berechnende Person sein, die ihrem Kinde verbieten wollte, zu lieben und glücklich zu werden wie andere junge Mädchen!

Wie Editha wohl zu der Sache stand? Er glaubte zu empfinden, daß die Mutter mit diesen ehrgeizigen Plänen ziemlich leichtes Spiel bei ihr habe, als sei es gar kein Opfer, was Editha brächte, weil sie eben kühlen Herzens an jedem Mann vorüberginge und alle Hingabe, deren sie fähig sei, für ihre Kunst verbrauche.

Diese Erwägung, gegenübergestellt der Thatsache, daß er — Dietrich — hier seit einer Stunde auf sie warte, erweckte plötzlich eine Regung von Trotz in ihm. Pfeifend erhob er sich, ging in sein Zimmer und machte sich daran, beim Schein der jämmerlich brennenden Petroleumlampe zu lesen.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch, das er sich heute erst hatte schicken lassen, fesselte aber seine Aufmerksamkeit nur sehr mäßig; mindestens zweimal mußte er jeden Paragraphen lesen, um seinen Inhalt wenigstens annähernd zu erfassen.

Als er zum sechstenmal glaubte, den Spitz anschlagen zu hören, war es endlich kein Irrtum.

„Ah, unser Fräulein!" rief Mutter Bredemeyer, dann sprach Edithas weiche junge Stimme.

Aufatmend sprang Dietrich von seinem knarrenden Korbsessel in die Höhe, griff nach seinem Bürstchen, strich, immer nach außen hin lauschend, über Haar und Bart und wollte hinausgehen, sie zu begrüßen.

Seine Hand lag schon auf dem Messingdrücker, als er sie auf eine Frage der Wirtin freudig sagen hörte:

„Entzückend war's, ich habe selten solch herrlichen Tag verlebt."

So — so. Seine Hand ließ die Klinke los, und seine Zähne nagten an der Unterlippe; die Hände in den Taschen, warf er sich auf den nächsten Stuhl und beschäftigte sich damit, eine unerklärliche Gereiztheit in seinem Inneren selbstquälerisch zu nähren.

Also entzückend war's gewesen, solch ein herrlicher Tag! Ihm hatte der Tag noch nichts geboten, im Gegenteil: er war ihm alles schuldig geblieben.

Er sah nach der Uhr: ein viertel zehn — o, da war noch viel zu machen.

Und als da draußen das Gespräch verstummt und Editha in ihrem Zimmer verschwunden war, um Hut und Handschuhe abzulegen, da stülpte Dietrich Lütjens seinen Hut auf und ging strammen Schrittes aus dem Hause zum „Silbernen Stern", wo er sicher war, Bekannte zu treffen.

* * *

Er hatte nicht nur verschiedene Bekannte im „Silbernen Stern“ getroffen, sondern sogar Gelegenheit gefunden, mit zwei wanderlustigen Herren einen Ausflug zu verabreden, der fast zwei Tage lang dauern sollte. —

„Nun, schon so reisefertig?“ sagte Editha am anderen Morgen, als Dietrich im Hut und mit dem unvermeidlichen Apparat aus dem Hause trat.

„Ich will mit dem Doktor und dem Forstassessor nach dem Rabenstein,“ sagte er, seinen Hut ziehend, und ein angenehmes Gefühl der Befriedigung erfüllte ihn, als er hinzufügte: „morgen abend, denke ich, werden wir wohl zurückkehren.“

In ihr Gesicht stieg, ohne daß sie's hindern konnte, eine leichte Röte.

„Also wir trinken jetzt nicht miteinander Kaffee? Schade.“

Als Dietrich aus der Gartenthür trat, hatte er die Empfindung, als sei jeder Schritt, der ihn von ihr weiter entferne, eine Sinnlosigkeit. „Das habe ich mir freiwillig aufgeladen!“ sagte er sich und hegte im Augenblick keinen anderen Wunsch, als, es möge erst morgen abend sein oder die beiden anderen versäumten das Stelldichein am Wegweiser, so daß er mit vollster Berechtigung über die Unpünktlichkeit der Leute in Zorn geraten und — wieder umkehren könne.

Aber sie waren beide schon da, und Dietrich behauptete später, daß der dicke Doktor ihn geradezu teuflisch angegrinst habe.

Der Barometer sei gesunken, ob das Wetter auch wohl standhalten würde?

Der dicke Doktor grinste noch teuflischer. „Unsinn, und wenn wirklich! Ein paar Regentropfen werden uns doch nicht in die Flucht schlagen!“

Dietrich folgte ergebungsvoll. Es war sein letzter Versuch gewesen.

Langsam, langsam verging der schwüle, trübe Sommertag. Als die Sonne sich zum Untergehen neigte, hing ihre runde Scheibe wie ein großer roter Mond in den dunstigen Massen, die die ganze Atmosphäre anfüllten. Verschleiert lag die Ferne, bewegungslos die ganze Natur, kein Schatten in der Landschaft, aber auch kein Licht, eine unsagbare Öde über allem: das Bild eines glücklosen Menschenlebens.

Über Editha lag's wie ein Bann. Sie saß wieder, wie am Tage ihrer Ankunft, auf der niedrigen Gartenmauer und schaute in das Thal hinab, das wie ein graues Nebelmeer tief unter ihr lag; nervös raschelten ihre Finger mit den Ranken der Waldrebe, um die beängstigende Lautlosigkeit in der Natur doch etwas zu unterbrechen; sie sah zu der alten Linde hinauf, ob denn kein kleiner Vogel zwitschern wollte — nein, alles blieb atemraubend still, nur zwei welke Blätter schwebten langsam herab auf ihr Haar.

Editha biß die Zähne zusammen, um eine starke kindische Neigung zum Weinen niederzukämpfen.

Mein Gott, woher nur diese lächerliche, durch nichts begründete Melancholie mit einemmal? Ein bißchen trüber Himmel mit einer wunderlichen blutroten Sonnenscheibe, ein bißchen Langeweile, nun ja, aber darum wird man doch nicht gleich trübselig bis zu Thränen!

War das am Ende Heimweh?

Ach ja, vielleicht. Und dann noch etwas anderes: dieses trostlose Unbefriedigtsein, was sie seit Stunden rastlos umhertreibt, kommt von dem unnatürlichen Zustand des Nichtsingens her! Wie lange hat sie nun schon keinen Ton mehr gesungen? Fast vier Wochen lang! Das ist eine Leistung für eine Sängerin, die gern singt, leidenschaftlich gern!

So, nun kannte sie den Grund ihrer eigenen seelischen Bedrücktheit, nun wollte sie schon damit fertig werden. Weiß man mit Bestimmtheit die Ursache, ist das Übel schon halb gehoben. Das sagte sie sich mit erleichterndem Seufzer, und doch — und doch —

Als sie nach dem Thee in der Veranda an der Brüstung stand und die Landstraße hinabblickte, da wurde ihr wieder so lastend zu Mute, als könne sie nie wieder so recht von Herzen fröhlich sein. Sie fühlte sich einsam wie noch nie und bequemte sich sogar in Gedanken zu dem Geständnis, daß es doch sehr nett sein würde, wenn Herr Lütjens da wäre. Wenn er jetzt mit einem Male den Weg dort entlang käme —

Sie malte es sich aus, sie sah ihn, wie sie ihn heute morgen gesehen hatte, so frisch,

so blond, so gebräunt; wenn er jetzt zurückkäme, hatte er gewiß einen Eichenzweig am Hut.

Wer Eichlaub trägt,
Der liebt mit steter, fester Treu.

Diese Worte Waltrauts fielen ihr ein, als sie daran dachte, daß er mit Vorliebe seinen Hut oder sein Knopfloch mit solch einem grünen Zweige zu schmücken pflegte. Und während ihre Blicke unverwandt den Weg entlang nach einem weißen Strohhut mit einem Eichenzweig spähten, spannen ihre Gedanken den einmal angeregten Faden weiter.

„Der liebt mit steter, fester Treu" — wen? Lieber Himmel, wer kann das wissen! Irgend ein Mädchen aus seiner Sphäre: reich, hübsch und einfach wie er selber. Ein Mädchen, dessen Leben sich bisher ganz programmmäßig abgespielt hat in den verschiedenen Phasen: erst Schule, dann mit hübscher Ausstattung in Pension, zunächst wissenschaftlich, dann hauswirtschaftlich; zur Rückkehr nach zwei Jahren mit einem bezaubernden Mädchenzimmer à la Heimburg überrascht, Einführung in die Gesellschaft, zwei Winter lang Tanzen, Schlittschuhlaufen, Vielliebchenessen, dann Verlobung, abermals reiche Ausstattung, Polterabend mit Aufführung von Scenen aus ihrem Brautstande und schließlich Hochzeit. Von der einen sorgenden Hand in die andere. Und dann würde ihr Dietrich Lütjens seine Ritterlichkeit wie einen Teppich unter die Füße breiten. Er würde nach wie vor unermüdlich arbeiten und sie alljährlich zur „Erholung" in Sommerfrischen und Bäder schicken. Und eines Tages vielleicht würde Editha Tachenburg nach einem Konzert im Künstlerzimmer von einem Herrn und einer Dame begrüßt werden. „Sie erinnern sich doch meiner noch, gnädiges Fräulein? Gestatten Sie, daß ich Sie mit meiner Frau bekannt mache?" Und dann würde die hübsche kleine, harmlos aussehende Frau herantreten und sagen: „O ja, mein Mann hat mir schon so viel von Ihnen erzählt; Sie waren ja wohl, wenn ich nicht irre, damals beide in Zweibergen, nicht wahr?" —

Ein Nachtschmetterling, der in plumpem Fluge an Edithas Stirn prallt, ruft sie zur Gegenwart zurück. Sie fröstelt leicht, preßt die Lippen fest aufeinander und geht ins Haus. Sie ist müde mit einem Male, todmüde, und will sich gleich schlafen legen.

„Ich glaube wahrhaftig, unser Fräulein weint," raunt Stine ein paar Minuten später ihrer Tante zu.

„Ach, Unsinn, Stine!"

Und dann horchen beide kopfschüttelnd auf das leise von Kissen erstickte Schluchzen, das aus Fräulein Tachenburgs Zimmer tönt.

Am nächsten Morgen langte eine Postkarte für Fräulein Tachenburg an: „Gruß von Burg Rabenstein gestattet sich Ihnen zu senden Ihr ganz ergebener Lütjens."

Die Sonne schien wieder. Ein fröhlicher Südost hatte mit all dem grauen Dunst aufgeräumt, die Nebelmassen aus den Thälern gejagt und das blaue Himmelsgewölbe von den trübseligen Schleierfetzen gesäubert. Frisches Leben rings umher: über das Dach schwirrten die Schwalben, hörbar schnurrte das Kätzchen, das bettelnd neben Editha am Kaffeetisch saß. Stine stand am Waschtrog und schwatzte von da aus mit Frau Bredemeyer, die neben dem Ziehbrunnen saß und Bohnen abzog.

Editha verspürte auch eine rege Arbeitslust, sie wollte heute auch einmal thätig sein. Da lag das malvenfarbene Kleid, das einen Riß bekommen hatte, da war die gestickte Bluse auszuplätten, da guckte durch den einen dänischen Handschuh eine Fingerspitze. Das gab Arbeit, und die Zeit ging wenigstens hin. Das junge Mädchen war so leicht und froh gestimmt heute, all der unerklärliche Wirrwarr, der sie gestern niedergedrückt hatte, wie der Nebel das Sonnenlicht, war geschwunden, er hatte nicht standgehalten vor dem strahlenden jungen Tage.

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne, fröhlich war ich auf die Wiese gegangen," sang sie vor sich hin, als sie ins Haus trat.

In ihrem Zimmer öffnete sie mit kunstvollem Schlüssel ein flaches Holzkästchen, das ihre Reliquien barg: einige Schriftstücke, die auf ihr Studium Bezug hatten, eine Nummer der Zeitschrift, die ihr Bild und ihre Lebensbeschreibung enthielt, einige Depeschen, der Brief, der ihr das Engagement zum Gewandhauskonzert überbracht hatte, ein Programm des Philharmonischen Konzerts, wo sie als Solistin gesungen hatte, die Ein-

ladung zur Tafel einer königlichen Prinzessin; neben diesen schwerwiegenden Marksteinen am Wege der jungen Künstlerin lag nun — die geschmacklose Ansichtskarte vom Rabenstein. Als sie das Kästchen in die Schublade zurückgestellt hatte, setzte sie sich auf einen Stuhl, stützte den Kopf und starrte gedankenvoll eine Weile vor sich hin. „Gut, daß ich bald abreise," so etwa lautete das kurze Ergebnis ihres langen Gedankenganges. Und dann ein tiefer Atemzug, der einem Seufzer zum Verwechseln ähnlich sah.

* *
*

Mit einem unmöglichen, kugelrund gebundenen Bouquet von Waldblumen, das er für Editha gepflückt hatte, und einem kleinen Briefbeschwerer — Andenken an den Rabenstein —, dessen Glasplatte ein metallener Amor zierte, war Dietrich abends von seinem Ausflug zurückgekehrt. Nachdem er sich flink ein bißchen „menschlich" gemacht hatte, trat er, froh wieder da zu sein, in die Veranda, wo Editha beschäftigt war, das kugelrunde Bouquet, dessen eng umspannenden Faden sie gelöst hatte, locker in ein Wasserglas zu ordnen.

Im gleichen Augenblick trat von der anderen Seite der Postbote ein und brachte zwei Briefe.

„Ich denke, wir gestatten uns gegenseitig," sagte Editha eifrig, indem sie mit einer Haarnadel eilends ihr Couvert aufriß.

Dietrich zog umständlich sein Taschenmesser, schnitt sorgfältig den Umschlag auf und vertiefte sich in seinen Brief — er schien lang zu sein: vier, fünf, sechs — „Wahrhaftig, zu sechs Seiten schwingt er sich auf; alle Achtung, Stöveking!" dachte der junge Mann, als er kopfschüttelnd die zwei Bogen betrachtete, an deren Kopf jedesmal „Friedrich R. C. Stöveking" und darunter die Angabe all der verschiedenen Fabrikate gedruckt stand.

Der Schreibende bedankte sich zunächst für eine Karte, die Dietrich ihm vor zwei Wochen, von Editha mitunterzeichnet, gesandt hatte.

„Was ich anfange und treibe, alter Junge?" hieß es nach den Eingangsworten, „mein Gott, ich koche Bonbons, wie immer! Schillerlocken und Fruchtbonbons, Malzbonbons und Schokolade, gefüllte und ungefüllte. Um meinen Geschäftsruf als ‚süßer Mensch' zu erhalten, trage ich immer noch eine Tüte mit Naschwerk mit mir herum für nette kleine Mädchen, die mir in den Weg kommen. Es hat mich auch stets ganz befriedigt, wenn so ein kleines Leckermaul einmal sagte: ‚Herr Stöveking, Sie sind ein Prachtmensch!' Aber da war mal eine, bei der wollte mir diese harmlose Anerkennung durchaus nicht genügen, von ihr hätte ich für mein Leben gern etwas anderes in einem ganz anderen Tonfall gehört; schade nur, sie wollte es nicht sagen, und zwar — ach, wozu die verblümte Rederei, ich will es kurz machen und dir zugleich einen Beweis meines Vertrauens und meiner Freundschaft geben, vielleicht kannst du noch Nutzen daraus ziehen, mein Junge, denn du kennst sie ja nun, die kleine Editha Tachenburg meine ich, die — nun kommt's, paß auf und bewundere meine Größe, mit der ich's eingestehe — die vor etwa zwei Jahren keine Lust verspürte, Frau Fritz Stöveking zu werden, was soviel heißen will, als: dein alter Freund hat sich da ein Körbchen, ein kleines, niedliches zwar, aber immerhin ein Körbchen, geholt!

Schlägt sich das kleine Mädel da sozusagen vor meinen Augen mit dem Leben herum, als wenn es für ein junges, schönes Geschöpf nichts wichtigeres auf der Welt gäbe als Stundennehmen und Stundengeben und lernen und arbeiten und rastlos an dem Fundament einer großen Zukunft bauen. Ich kann dir sagen, wenn ich das Kind so mutig seinen Weg gehen sah, kam ich mir ordentlich sündhaft vor mit meinem Geldausgeben, und eines Tages habe ich mich zu dem Entschluß durchgerungen, der Kleinen, obwohl sie nichts haben, diese Tachenburgs, Herz und Hand anzubieten. Dir kann ich's ja gestehen, Dietrich, ich freute mich ganz diebisch, sie mit Komfort und Eleganz zu umgeben, zu überschütten, denn man kann doch schließlich seiner Frau auch was bieten, meine ich; und ich sonnte mich schon vorher in der Vorstellung, mit welcher Wonne sie diese Wendung begrüßen und den ganzen Musikkrämpel an den Haken hängen werde.

Aber was meinst du wohl? Sie schüttelt

den kleinen Kopf und spricht allerlei von der Kunst, der sie nicht untreu werden könne; dann ergreift sie meine beiden Hände, dankt mir so schlicht und herzlich, bittet mich, ihr guter Freund zu bleiben wie bisher, und was bei solcher Gelegenheit alles sonst noch gesprochen wird.

Und ich? Ich machte ein sauersüßes Gesicht und schwieg. Da ist mir ja ein Nebenbuhler von Fleisch und Blut lieber als diese verd... Kunst, die ich doch mit Händen nicht greifen kann, um ihr das Genick umzudrehen. Aber was half's? Ich nahm meinen Korb und ging heim.

Jedenfalls, das hat sie doch fertig gebracht, die kleine Editha — ich sage immer die ‚kleine', dabei ist sie aber fast so groß wie ich —, daß ich an diesen eigentlich so demütigenden Augenblick, ohne einen Stachel zu spüren, zurückdenken kann. Na, ich sagte mir zum Trost, man ist doch sonst kein so übler Kerl, und rechnete mir an den Fingern eine ganze Reihe kleiner Mädels her, die mit Kußhand — na, du verstehst mich schon, meine angeborene Bescheidenheit verbietet mir, weiter zu sprechen.

Verdenken kann man's ihr am Ende nicht, daß solch ein gottbegnadetes Wesen — denn weiß Gott, das ist sie! — auf ein märchenhafteres Glück wartet, als ihr Fritz Stöveking zu bieten hat, und inzwischen ist sie ja auch gestiegen, ‚wie ein hellglänzender Stern', sagen die Zeitungen.

Ich verfolge natürlich ihre Laufbahn mit höchstem Interesse und suche in allen Blättern unter ‚Musikalisches' nach ihrem Namen. Wer mir das früher gesagt hätte, daß ich das Musikalische lesen würde, ich, Fritz Stöveking, Zuckerwarenfabrikant!

Dietrich, mein alter Junge, wenn ich dir eins raten soll: verliebe dich, so viel du willst, aber hüte dich vor der Liebe! Schwer wird es sein, denn du wohnst ja mit ihr unter einem Dache, du Glückspilz, oder soll ich lieber sagen: du armer Kerl? Das ist nicht gewachsen für unsereinen! Sieh, warnen wollte ich dich wenigstens, sonst fahndest du am Ende in Zukunft auch in allen Blättern auf das ‚Musikalische' und kaufst dir einen Kabinettrahmen für ihr Bild, das du aus ihrer Biographie herausgeschnitten hast, wie dein alter Freund Fritzken.

So, nun weißt du auch, warum ich gegen meine Gewohnheit so ernst war an Osterdissens Hochzeitstage: ‚Sie' sang vor der Orgel — sie ist ja eine Freundin Theas —, die Feier selbst vermied sie mitzumachen; es hieß, sie habe in einem Konzert zu singen am selben Tage — nun, es ist ja möglich. Gesehen habe ich sie nicht, aber die Stimme wühlte doch so mancherlei in mir wieder auf.

Nun aber genug! Bestelle ihr einen Gruß und versichere sie meiner unwandelbaren Ergebenheit.

Dir einen kräftigen Händedruck von deinem alten Freunde

Stöveking.

P. S. Besuch mich, sobald du wieder zu Hause bist, hörst du wohl?" —

Editha hatte längst die Lektüre ihres Briefes beendet, während ihr Gegenüber immer noch Seite auf Seite umschlug, einen Zug gespanntester Aufmerksamkeit in seinen offenen Zügen, wie jemand, der eine überraschende Neuigkeit stückweise erfährt. „Das war ja eine lange Epistel", sagte sie lächelnd, als er endlich, wie tief in Gedanken, die Blätter sinken ließ.

„Von Stöveking," sagte Dietrich mechanisch.

„Ah, der nette Stöveking! Wie geht's ihm? Was schreibt er?"

„Er — er bedankt sich für unsere Karte und läßt Ihnen die Versicherung seiner unwandelbaren Ergebenheit zu Füßen legen."

Editha wußte genau, daß das nicht alles war, die gespannten Züge des Lesenden hatten ihr mehr verraten als seine Worte.

Dietrich stand jetzt noch ganz unter dem Eindruck des Gelesenen. Sinnend glitten seine Blicke über Editha hin, während seine Hand mit den Briefblättern spielte, die ihm ein Stückchen Vergangenheit aus diesem Mädchenleben entrollt und ihm somit einen ganz neuen Sehwinkel für ihre Persönlichkeit gegeben hatten. Er dachte daran, was sie selbst ihm von ihrer damals so bescheidenen Existenz erzählt hatte; dem gegenüber stellte er die Thatsache, daß Stöveking ein reicher Mann, reich sogar nach seinen, Dietrichs, Begriffen war. Sie hatte nicht die paar Groschen für eine Droschke übrig, er hätte sie in eine eigene Equipage gesetzt und

alle Unbill des Wetters und des Lebens von ihr ferngehalten. Trotzdem hatte sich dieser kleine blonde Kopf geschüttelt, hatten diese Lippen „nein“ gesagt. Er kam nicht darüber hinaus. Solch ein Mädchen war ihm neu, diesen Typus kannte er noch nicht: einen Stöveking ausschlagen und lieber allein mit dem Leben kämpfen, wenn man ein junges, liebreizendes Geschöpf ist, das sich beim Gewitter fürchtet, dessen weiches, anschmiegendes Wesen so gar nicht für den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens geschaffen schien!

Editha fing an unter seinen Blicken verwirrt zu werden. „Mein Gott, warum sehen Sie mich so an?“

„Weil ich einen heillosen Respekt vor Ihnen habe,“ sagte er langsam und ernst.

Sie errötete heftig. „Davon hab ich ja bisher noch nichts verspürt, wie komme ich denn jetzt mit einem Male dazu?“

Er antwortete nicht auf ihre Frage. „Sie hatten ja auch einen Brief,“ sagte er ablenkend, „haben Sie gute Nachrichten bekommen?“

„Ja, ausgezeichnete. Ein sehr günstiges Konzertengagement, ich muß übermorgen abreisen.“

„Weg von hier?“ Er war unwillkürlich aufgesprungen und schritt bis zur Gartentreppe. Doch nur eine halbe Minute lang, dann wandte er ihr sein Gesicht wieder zu, er hatte seine volle Beherrschung wiedergefunden. „Wie schade,“ sagte er leichthin, „ich habe in diesen vier Wochen so in den Tag hineingelebt und ganz vergessen, daß es vor dieser Zeit eine andere gab und nachher eine andere geben wird. Sie gehen natürlich gern, neuen Erfolgen, neuen Triumphen entgegen.“

Dieses Mal antwortete sie nicht. Ihre Hände spielten mit den Quasten ihrer buntseidenen Schürze, und ihre Augen sahen hinaus in das schweigende Laubgedränge.

Über der „Kahlen Spitze“ war die große runde Scheibe des Vollmondes heraufgestiegen; jeder Stamm, jedes Pflänzchen warf einen feinen, dunkelblauen Schatten, der immer tiefer wurde, je mehr die Dämmerung herabsank. Ein unnennbarer Zauber lag über dem kleinen Gärtchen, weiße Phloxblüten nickten gespenstisch aus dem Dunkel, und auf dem schmalen weiß beschienenen Pfade, den hohe Buchsbaumstauden einfaßten, malten die Latten der kleinen, niedrigen Gartenthür ihr feines Gitterwerk.

Nur das Zirpen eines Heimchens und die Atemzüge der beiden jungen Menschenkinder tönten in die stille duftige Abendluft.

„Und wann werden Sie mir das Versprochene singen?“ brach Dietrich endlich das beklommene Schweigen.

„Wenn Sie wollen, morgen. Ich sprach schon deswegen mit dem Kantor, dessen Bekanntschaft ich gemacht habe; er ist gern bereit, mich auf der Orgel zu begleiten.“

„Ich danke Ihnen. So wäre nun Ihre Schonzeit hiermit zu Ende?“

„Ja, die ist vorbei; glauben Sie nur, sie ist mir schwer genug geworden. Übrigens, da wir gerade von Schonzeit sprechen, wie ist es mit der Ihren?“

„Die meine?“ — er strich sich in leichter Verlegenheit seinen hellen Schnurrbart und stockte.

„Nun ja,“ sagte Editha mit einem Anflug von Übermut, „ich dächte, Sie wären mir überhaupt noch eine Erklärung dieses Begriffes schuldig.“

Er stützte die Ellenbogen auf die Knie und schlang die Hände ineinander. „Ach, gnädiges Fräulein, das ist — das ist eine ganz verflixte Geschichte; außerdem — Sie werden's mir gar nicht glauben.“

„Ich glaube Ihnen alles.“ Das klang viel feierlicher, als die Situation es verlangte.

„Aber Sie werden's nicht begreifen können und mich schließlich noch für einen eitlen Narren halten.“

„Das werde ich nicht, nie!“ Wieder der leise, feierliche Ton.

„Nun, eigentlich hat ja auch meine Person, als solche, gar nichts damit zu thun; jeder Junggeselle, der nicht gerade in miserablen Verhältnissen lebt, kann ein Lied davon singen: von Müttern und Töchtern nämlich, die — Jagd auf ihn machen. Glauben Sie mir, es ist ein sehr niederdrückendes Gefühl, lediglich um sein bißchen Hab und Gut eingeladen und hofiert zu werden —“ Es ward ihm sichtlich sauer, gerade vor ihr dieses Thema zu berühren.

„Und eines Tages hatten Sie es satt und

reisten ab,“ half sie ihm aus, „nicht wahr? O, Sie Armer!“ Und dann, während sich zwei tiefe Grübchen in ihren Wangen zeigten: „Sehen Sie, so etwas habe ich nie zu befürchten, das habe ich als armes Mädchen vor Ihnen voraus. Wieviel geknickte Herzen haben Sie denn zu Hause zurückgelassen? Ein halbes Dutzend? Oder mehr?“

„Sehen Sie, nun spotten Sie doch über mich. Aber ganz gleich, ob sechs, ob zehn, schließlich genügt eine einzige, um ein ganzes Dutzend zu rächen. Der da“ — er legte die Hand auf die kleine bronzene Amorgestalt — „läßt sich ja doch keine Schonzeit vorschreiben.“

Seine Stimme klang fremd und dunkel, wie Editha sie nie gehört hatte.

Langsam erhob er sich, wünschte ihr eine gute Nacht und ging ins Haus.

Noch eine Minute, und er hätte ihr in aller Form seine Liebe gestanden, das wußte er. Dann hätte sie freundlich lächelnd den Kopf geschüttelt — wie schrieb doch Stöveking? — „von der Kunst gesprochen, der sie nicht untreu werden könne“ u. s. w. und er, Dietrich, wäre mit seinem Korb abgezogen.

Nein, Gott sei Dank, vor solch einer unnötigen Demütigung hatte ihn des guten Fritz offenherziger Brief und seine eigene Beherrschung noch rechtzeitig bewahrt. Man würde schon darüber hinwegkommen, man **mußte**, zum Kuckuck! Stöveking hatte es ja auch tragen müssen!

* *
*

Durch die hohen Fenster der kleinen Dorfkirche flutete die Mittagssonne. Tausend Stäubchen tanzten in den breiten Strahlen, die grüne und violette Kringeln auf dem steinernen Fußboden tanzen ließen und dem dunklen Holzwerk des Gestühls hohe, goldige Lichter aufsetzten.

Zwölf knarrende Töne von der alten Turmuhr.

Jetzt öffnete sich die Thür. Mit der Lichtmasse, die hereindrang, traten Dietrich und Editha in den leeren Raum, von dessen Wänden ihre Schritte feierlich wiederhallten.

Im selben Augenblick löste sich aus dem Schatten einer Säule die Gestalt des jungen Lehrers, der nach Edithas freundlicher Begrüßung die Vorstellung über sich ergehen ließ und dann, froh, diese Förmlichkeit überstanden zu haben, die Treppe zur Orgel hinaufeilte.

„Nun adieu für ein Weilchen,“ sagte Editha gedämpft, wie man in der Kirche zu sprechen pflegt, indem sie unwillkürlich dem jungen Mann die Hand reichte, „setzen Sie sich dorthin, ich steige jetzt auf mein Podium; hoffentlich ist die Stimme noch nicht ganz eingerostet.“

Ihrer Weisung nach setzte sich der junge Mann gehorsam in einen alten zurückliegenden Kirchenstuhl, gegenüber der Orgel, und stützte sinnend den Kopf auf die Hand.

Die ersten brausenden Orgeltöne, mit denen der junge Kantor präludiert hatte, schwebten durch den Raum, und aus dem Schwall mächtiger Accorde lösten sich langsam die Vorboten der Melodie, die stückweise in Dietrichs Gedächtnis haften geblieben war seit jenem Hochzeitstage.

Jetzt setzt die herrliche Altstimme ein — sein Herzschlag steht fast still.

„Deine Warnung kam zu spät, Fritz, dies hier kostet den letzten Rest von Verstand,“ murmelt er vor sich hin, dann lauscht er atemlos.

Er sieht sie; sie ist an die Brüstung herangetreten, Sonnenlichter spielen auf ihrem weißen Kleide, auf ihrem Haar und streifen neckisch ihre linke Wange.

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch! Dein Land ist mein Land, und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden —“

In wahrhaft alttestamentlicher Größe und Schlichtheit strömte der Gesang von den Lippen der jungen Sängerin. Dem einsamen Hörer rieselte ein Schauer über die Haut. Nie in seinem Leben hatte er die Macht der Musik so unmittelbar empfunden wie in diesem Augenblick, der seine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen hinein aufregte und ihm beinahe die Thränen in die Augen trieb. Er hatte bisher zu denjenigen Leuten gehört, denen Musik ein mehr oder weniger angenehmes Geräusch ist; nun empfand er zum erstenmal das Göttliche in dieser Kunst, das Überwältigende in ihr, das ihn klein machte,

so klein, wie sich Dietrich Lütjens noch nie gefühlt hatte.

Er wagte nicht, sich zu rühren, aus Angst, etwas unwiederbringlich Weihevolles zu zerstören.

Wieder gingen seine Gedanken ähnliche Wege wie damals bei Osterdissens Trauung, als er im Geiste die jungen Mädchen seiner Bekanntschaft überdachte und den Maßstab, den er sich für sein eigenes Empfinden zurechtgemacht hatte, prüfend an sie legte. Aber es war doch keine unter ihnen gewesen, bei der er auf die Frage: „Kann ich mich herzlich auf sie freuen während meiner Arbeitszeit?“ ein unbedingtes Ja hätte antworten können.

Heute wußte er eine, auf deren Gegenwart er sich freuen, ganz wahnsinnig freuen würde! Immer und immer wieder würde er auf die Uhr sehen, und endlich, endlich war es so weit, daß er mit gutem Gewissen seinen Comptoirrock abwerfen konnte. Und an der Hausthür würde er mit ihr zusammentreffen, die die Sehnsucht getrieben hatte, ihn von der Fabrik abzuholen, und sie würden sich stilljubelnd begrüßen, als hätten sie sich mindestens eine Woche nicht gesehen! Und dann würde er ihren Arm durch den seinen ziehen und einen weiten Spaziergang mit ihr machen, weit aus der Stadt hinaus, und sie würden sich so viel Dinge zu erzählen haben, daß man nur innig wünschte, keinem Bekannten zu begegnen, und —

„Das ist nicht gewachsen für unsereinen,“ hatte Stöveking geschrieben. Dietrich beißt die Zähne zusammen; ihm ist, als ob ihm jemand einen scharfen Stich versetzt habe.

Nach den ersten Tönen, die nach ihrer eigenen scharfen Selbstkritik ein wenig steif geklungen hatten, fühlte Editha, so wie heute habe sie kaum jemals gesungen. Sie berauschte sich an der Schönheit der Musik, an ihrer eigenen Stimme; ein unerklärbares Etwas hob sie über sich selbst hinaus und legte ihr dabei die Worte, wie aus ihrem eigenen Herzensgrunde heraufgeholt, auf die Lippen.

Sie hatte geendet.

Es lag über ihr wie ein Rausch; nur für ihn hatte sie gesungen, sie hatte ihn angesehen dabei — und wenn es ihr Leben gegolten, sie hätte es nicht lassen können — dieses eine Mal nur! Und morgen reiste sie ja ab!

„Haben Sie vielen Dank, Herr Kantor, und lassen Sie sich, bitte, ja nicht stören, spielen Sie weiter,“ raunt sie ihrem Begleiter zu und wendet sich nach der Treppe.

Langsam, ganz langsam steigt sie hinab, ihre Zähne schlagen in heftiger, seelischer Erregung leicht aufeinander, trotzdem ein paar heiße Flecken auf ihren Wangen entstanden sind. Sie geht, wie von Flügeln getragen; eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen alles Thatsächliche ist über sie gekommen.

„Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ flüstert sie leise, auf der vierten Stufe stehend, und unverwandt sind ihre Blicke auf ihn gerichtet, während er seinen Stuhl verläßt und langsam auf die Treppe zuschreitet.

Gott im Himmel, ihn nicht mehr sehen — wie soll sie das nur ertragen? In vierundzwanzig Stunden trennen sie Berge und Thäler —

Sie hemmt ihren Schritt. Sekundenlang blitzt durch ihr Hirn die Vorstellung von all dem nüchternen Drum und Dran einer Hausfrauenexistenz. Nüchtern? Nichts war nüchtern, was auf einem lieben, geliebten Gesicht den Ausdruck des Glückes, des Behagens hervorrufen kann. Aber das geht sie ja nichts an. Sie hat ja ihren jungen Ruhm, ihre Erfolge —

Ein leiser Seufzer: „O du Lieber, Einziger!“

Dann steigt sie die letzte Stufe hinab. Ein buntes Sonnengeflimmer fängt sich auf ihrem Gesicht, so daß sie für einen Augenblick die Augen schließen muß.

Sie stehen sich gegenüber, ihre Blicke haften ineinander.

Er ergreift ihre beiden Hände und küßt sie stumm, ehrfurchtsvoll. Sprechen kann er kein Wort; über ihren Häuptern rauschen immer noch die Töne der Orgel durch die Kirche.

Sie wenden sich dem Ausgang zu. Dietrich streckt die Hand aus, um die Thür zu öffnen, dann aber läßt er den gewaltigen Drücker los, seine Rechte sinkt langsam herab.

„Ein Wort noch. Reisen Sie wirklich morgen?“

Sie nickt.

„So hilft das nichts“ — er atmet tief —, „fragen muß ich wenigstens. Sonst quäle ich mich ein Leben lang mit dem Zweifel herum: vielleicht wäre es doch möglich gewesen. Ich habe zwar keine Veranlassung, es zu glauben, aber ich will's wenigstens aus Ihrem eigenen Munde gehört haben. Und hier, wo es dämmerig ist, finde ich eher den Mut als da draußen in der hellen Sonne.“

Seine Stimme klingt fremd und rauh, seine Worte überstürzen sich fast.

Editha ist blaß geworden bis in die Lippen, das Herz schlägt ihr bis zum Halse hinauf.

„Nicht wahr, einen Mann wie mich nehmen Sie nicht,“ stößt er kurz hervor, „was hilft es, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie glühend lieb habe, seit langem!“ Und als sie noch nicht sofort antwortet, fährt er hastig fort: „Sagen Sie ruhig nein, ich bin darauf gefaßt. Was kann ich Ihnen auch bieten? Vor Fritz Stöveking habe ich nicht das Geringste voraus, und der hat's auch verwinden müssen, daß Sie ihm nein sagten.“

Eine etwas merkwürdige Liebeserklärung! Dietrich Lütjens ist klein geworden, sehr klein.

Sie sieht an ihm vorüber auf den schmalen Lichtstreifen, der durch das Schlüsselloch in das Dunkel fällt. Ein Glücksgefühl ohnegleichen stürmt auf sie ein, neben dem die künstlerischen Seligkeiten, die ihr bisher als des Daseins hellste Sonnenblicke erschienen waren, zu einem Nichts verblassen.

„Fritz Stöveking — liebte ich auch nicht,“ sagt sie endlich leise, während sie die zitternden Hände fest ineinander schlingt.

„Und mich, Editha, mich —?“

Ihre Arme sinken herab. „Ich kann nicht anders, und wenn es ein Unrecht ist — dies ist stärker als ich, als alles andere.“

Sie fühlt sich von seinen kraftvollen Armen fest umschlossen und in tollem Jubel ein Stückchen hoch in die Luft gehoben.

„O du, du, ist es denn wahr? Mich liebst du, mich wirklich? Sag mir's, ich will's aus deinem Munde hören!“

„Ich hab dir's ja schon von da oben gesagt! Hast du denn nicht empfunden, daß ich nur für dich sang? Daß ich dich sogar angesehen habe dabei? Den Mut fand ich auch nur, weil ich morgen abreise — o Gott, meine Eltern,“ unterbrach sie sich erschrocken, „wie soll ich dies vor ihnen verantworten!“

„Das leg in meine Hände, Liebling. Von heute an denke, handle, lebe und arbeite ich für dich. Ich reise mit dir, du kannst ganz ruhig sein!“

Und dann traten sie hinaus in die Sonne.





Frankfurt von der Abendseite. Radierung von J. J. Koller, 1777.

Frankfurt am Main.

Ein Städtebild

von

E. Mentzel.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Städte haben meist dasselbe Schicksal wie Menschen. Beide hangen von dem Boden ab, auf dem sie gewachsen sind, beide werden durch eine Menge ähnlicher Verhältnisse in ihrer Entwickelung gehemmt oder gefördert. Wenn Orte, bei deren Anlage besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren, den kühn vordrängenden, vor keinem Hindernis zurückschreckenden Naturen ähneln, so gleichen andere, die sich auf weiter Thalsohle recken und strecken, vielleicht sogar das Haupt an einen Berg lehnen, den durch glückliche Lebensumstände bevorzugten Sterblichen.

Wer um sein Dasein kämpfen mußte, sei es nun ein Mensch oder eine Stadt, trägt oft Spuren an sich, die nie ganz auszulöschen sind. Andererseits aber verleihen vorteilhafte Lebensbedingungen, selbst wenn sie auch nicht ohne Aufwand eigener Kraft ausgebeutet und bewahrt werden konnten, dem Besitzer einen Schimmer fröhlichen Selbstbewußtseins und stolzer Daseinsfreude.

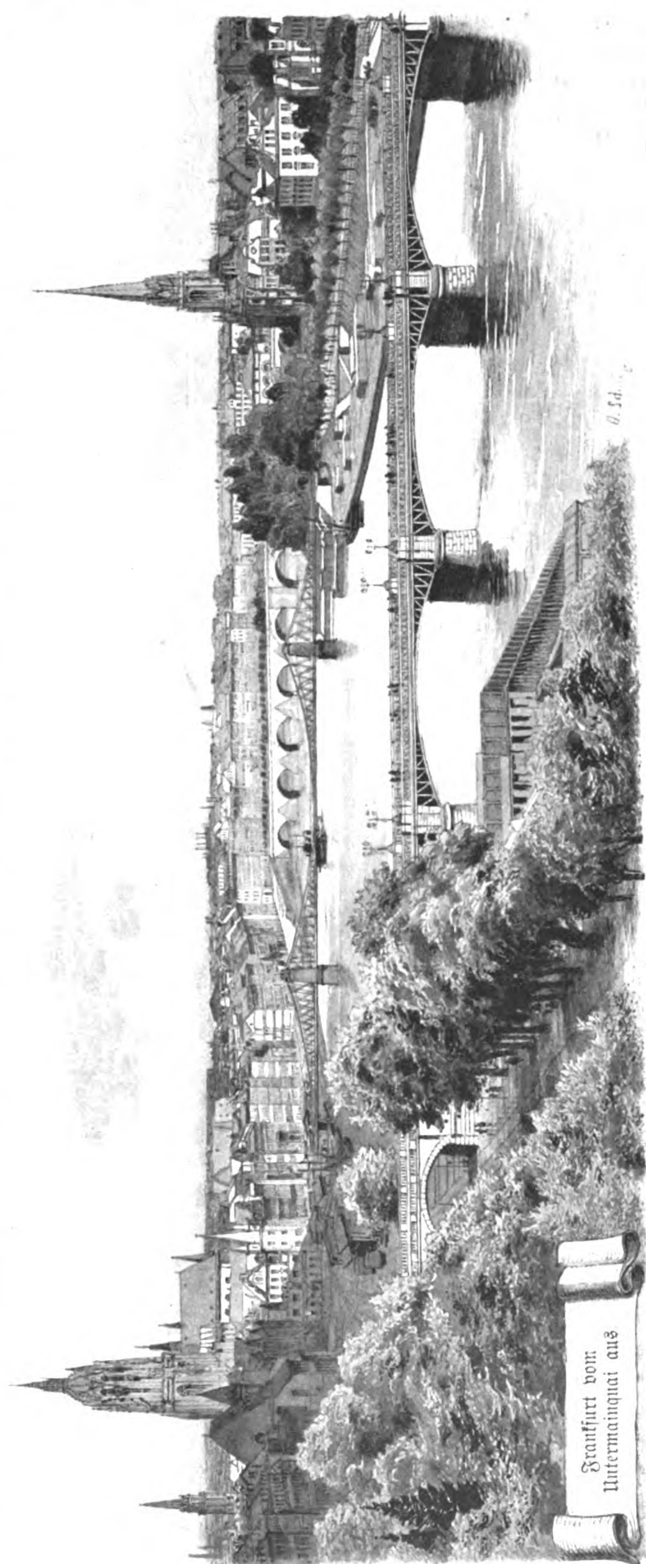
Zu den Städten von derartigem Aussehen gehört Frankfurt am Main. Ungemein günstig in der Ebene an dem natürlichen Übergangspunkte vom nördlichen zum südlichen Deutschland und an einem schiffbaren Flusse gelegen, von nahen Gebirgen umgeben und im Nordwesten durch die hohe grüne Mauer des Taunus beschützt, besaß es von jeher alle Vorzüge, die sein Emporkommen fördern und im Laufe der Zeit seine heutige Bedeutung begründen helfen mußten.

Noch bis vor wenig Jahren wurde bezweifelt, daß die doch bis in die nahe Umgebung Frankfurts vorgedrungenen Römer eine Niederlassung auf seinem eigenen Boden gegründet hätten. Allein die Auffindung eines römischen Kanals nahe beim Domhügel und die 1895 erfolgte Freilegung einiger römischer Gebäudereste unfern davon auf dem sogenannten Hühnermarkt erhoben die oft ausgesprochene Vermutung der Besiedelung des Frankfurtischen Bodens durch die Römer zur Gewißheit. Nach dem Ergebnis neuerer Forschungen stand auf dem Domhügel ein Kastell, das dazu diente, den seit alten Zeiten bekannten Mainübergang zu

schützen.* Höchst wahrscheinlich befand sich zur Römerzeit neben der auch noch später benutzten Furt eine Brücke. Die bloßgelegten Gebäudereste gehörten wohl zu der jedenfalls nicht unbedeutenden bürgerlichen Niederlassung nahe beim Mainkastell, dem mehrere Römerstraßen, die teils bestimmt nachgewiesen, teils wahrscheinlich gemacht sind, aus verschiedenen Richtungen zustrebten.

Die römische Ansiedelung auf dem Boden der Stadt steht sicherlich in Zusammenhang mit der Gründung des mittelalterlichen Frankfurt, die möglicherweise ohne die vorbereitende Thätigkeit der Römer gar nicht zu denken ist. Noch immer aber klafft während der Zeit der Völkerwanderung eine weite Lücke in der Entwickelungsgeschichte der Stadt. Man versucht es, diese Kluft durch den Hinweis auf ein früh mittelalterliches Gräberfeld südlich von der heutigen Markthalle zu überbrücken, dessen Fundstücke wohl als allemannischen Ursprungs bezeichnet werden dürfen.

Den Anlaß zu den merowingischen Niederlassungen am Main bot also teils die längst bekannte Furt, teils die Vorliebe des Deutschen für Ansiedelungen am


Frankfurt vom Untermainquai aus

* Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Band V, 1896: „Die Freilegung der römischen Gebäudereste auf dem Hühnermarkt“ von Ch. L. Thomas. Ferner in demselben Band: „Römische Ziegelstempel aus Frankfurt a. M.“ von Prof. Dr. G. Wolff.



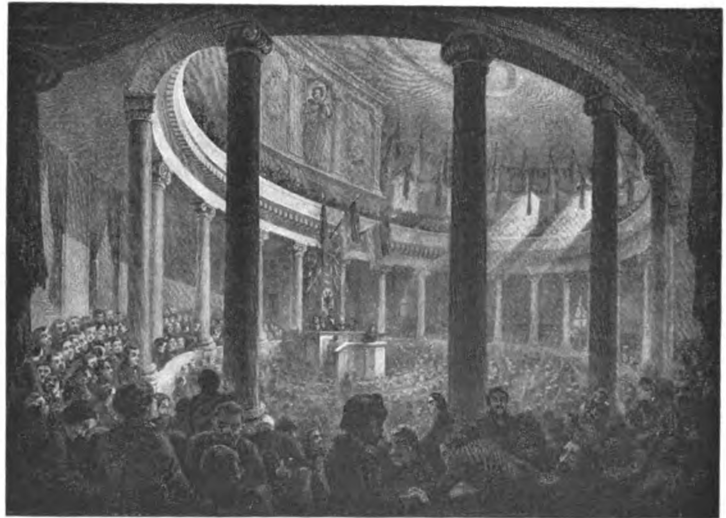
Das Innere der Paulskirche zur Zeit des Deutschen Parlaments.

Wasser. Die alte Überlieferung, Karl der Große, verfolgt und hart bedrängt von den Sachsen, sei einst an das Ufer des Mains gekommen, wo alsbald eine den Fluß durchschreitende Hirschkuh ihm und seinem Heere die rettende Furt zeigte, ist demnach nur eine schöne Sage, die freilich schon manchen Dichter und Maler zu poetischer Gestaltung gereizt hat.

So bedeutet auch der Name Frankfurt nicht „der Franken Furt“, wie Karl der Große die Niederlassung später genannt haben soll, sondern Stadt an der bekanntesten Main-Übergangsstelle im Frankenlande oder auf fränkischer Erde.

Inzwischen hatten nämlich die fränkischen Könige das Gebiet des unteren Mains erobert und in königliches Kronland umgewandelt. Dieses wurde von da ab Besitztum des jeweiligen Staatsoberhauptes, also Kammergut oder Domäne. Zur besseren Nutzbarmachung des Landes ließen die merowingischen Könige an geeigneten Stellen Meierhöfe anlegen, die man Königshöfe (curia regia) oder Kammergüter (camera regia) nannte. Auf ihnen wurde auch ein für den König bestimmtes Wohnhaus oder Jagdschloß (palatium, Pfalz) erbaut. Aus einem dieser fränkischen Meierhöfe oder einer dieser merowingischen Pfalzen an der im Mainlande allgemein bekannten Übergangsstelle ist das nachmalige Frankfurt entstanden.

Wohl ließ die Sage ihrer Phantasie zu weiten Spielraum, als sie Karl den Großen den Gründer Frankfurts nannte, aber sie suchte wenigstens in ihm für ihre Kunde einen Helden, dem das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, zum erstenmal dem Namen der Stadt in deutschen und außerdeutschen Gauen Bedeutung verliehen zu haben. So ist in der That der nach den ruhmreichen Sachsenkämpfen von der halben Welt bewunderte Karl der Große der geistige Vater Frankfurts, von dessen Ruhm



Eine Parlamentssitzung in der Paulskirche.

auch ein Schimmer auf die junge Stadt am Main fiel.

Soweit urkundliche Nachrichten Aufschluß geben, kam der Kaiser im Jahre 793 um die Weihnachtszeit zum erstenmal nach Frankfurt. Er blieb bis zum September des nächsten Jahres und hielt in der Pfalz am Main eine durch mehrere Monate dauernde große Volks- und Kirchenversammlung ab. Damals gebot er wohl auch die Ansiedelung gefangener Sachsen, Bewohner des Elbthales, am linken Mainufer, dem heutigen Sachsenhausen. Dieser Ort wurde 1390 mit Frankfurt vereinigt.

Im August 794 traf Karl den Großen hier ein sehr schmerzlicher Verlust. Seine jugendliche Gemahlin Fastrada, die der fast siebenundvierzigjährige Mann mit der Leidenschaft eines Jünglings liebte, starb in der Pfalz am Main. Im Dome zu Mainz befindet sich ihr Grabmal. Im Frühling der Jahre 799 und 802 hielt sich der Kaiser wieder in Frankfurt auf. Da er häufig und lange in Ingelheim am Rhein wohnte, ist er gewiß noch öfter nach Frankfurt gekommen.

Wo die Königspfalz zu jener Zeit stand, ist immer noch nicht genau erwiesen. Ludwig der Fromme, der noch viel häufiger als sein Vater Karl der Große in Frankfurt weilte, ließ eine neue Pfalz auf der Stelle des heutigen Saalhofs errichten. Sie blieb bis zum vierzehnten Jahrhundert die Wohnstätte aller Frankfurt besuchenden deutschen Herrscher. In ihr gebar im Juni 823 Ludwigs des Frommen zweite Gemahlin, die ehrgeizige und herrschsüchtige Judith von Bayern, den ersehnten Sohn, den späteren König Karl den Kahlen.

Seitdem Judith es erreicht hatte, daß ihr schwacher Gemahl zu Gunsten Karls eine neue Teilung des bereits voreilig seinen drei Söhnen erster Ehe, Lothar, Pipin und Ludwig, übergebenen Reiches vornahm, war die Pfalz am Main Zeugin bitterster Familienkämpfe und endloser Verwirrungen. Durch diese wurde auch die Stadt „Francônôvurd“ in Mitleidenschaft gezogen und sogar in härtester Weise bedrängt. In den Jahren 838 und 839 belagerte Ludwig der Deutsche die Stadt, um dem Kaiser, seinem Vater, den Übergang über den Rhein zu verwehren, was ihm aber nicht gelang. Da es möglich war, eine starke Besatzung unterzubringen, muß Frankfurt zu jener Zeit schon ein ziemlich bedeutender Ort gewesen sein.



Hinter dem Lämmchen Nr. 9.

Als weiterer Beweis hierfür dürften die beiden großen Reichsversammlungen gelten, die Ludwig der Fromme 822 und 823 in Frankfurt abhielt. Damals sah man in der

Pfalz am Main geistliche und weltliche Würdenträger aller Art. Dazu Fürsten und Edelinge aus allen deutschen Stämmen, Kriegsleute und Ordensbrüder, ja sogar aus edlem Blut entsprossene Gesandte der Avaren, Slaven und Normannen.

Als Ludwig der Fromme 840 starb, erbte sein Sohn Ludwig der Deutsche das ostfränkische, spätere Deutsche Reich. Von den sechsunddreißig Jahren der Regierung dieses Herrschers sind sechsundzwanzig als solche zu verzeichnen, in denen er nach Frankfurt kam und oft monatelang dort verweilte. Zweifellos war der Ort ein Lieblingsaufenthalt Ludwigs des Deutschen, der hier auch eine neue schöne Kirche und neben ihr ein reich ausgestattetes geistliches Kollegiatstift zu Ehren des Erlösers (Salvators) gründete. Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Kirche umgebaut und dem heiligen Bartholomäus geweiht, dessen Namen auch das Stift von da ab bis zu seiner Auflösung im Jahre 1802 trug.

Wie sein Vater mußte auch Ludwig der Deutsche manchen leidvollen Familienzwist in der Frankfurter Pfalz ausfechten, aber selbst diese Streitigkeiten trugen zur Vergrößerung und zum Emporblühen des Ortes bei. Da ein Annalist in den letzten Lebensjahren Ludwigs Frankfurt den Hauptsitz des ostfränkischen Reiches (principalis sedes orientalis imperii) nennt, entbehrt die Annahme nicht der Begründung, Frankfurt sei zu jener Zeit kein bloßer Marktflecken mehr, sondern bereits eine ansehnliche Stadt gewesen.

Nach einem bewegten Leben starb der König, der länger als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger hier wohnte, 876 in der Pfalz am Main. Auch Ludwig II., Sohn Ludwigs des Deutschen, verschied in Frankfurt. Sein Neffe Arnulf soll hier nach der Absetzung Karls des Dicken zum König ausgerufen worden sein. Arnulf und dessen Sohn Ludwig das Kind sowie auch der mit dem Karolingischen Hause verwandte Konrad I. besuchten dagegen den Ort nicht so häufig.

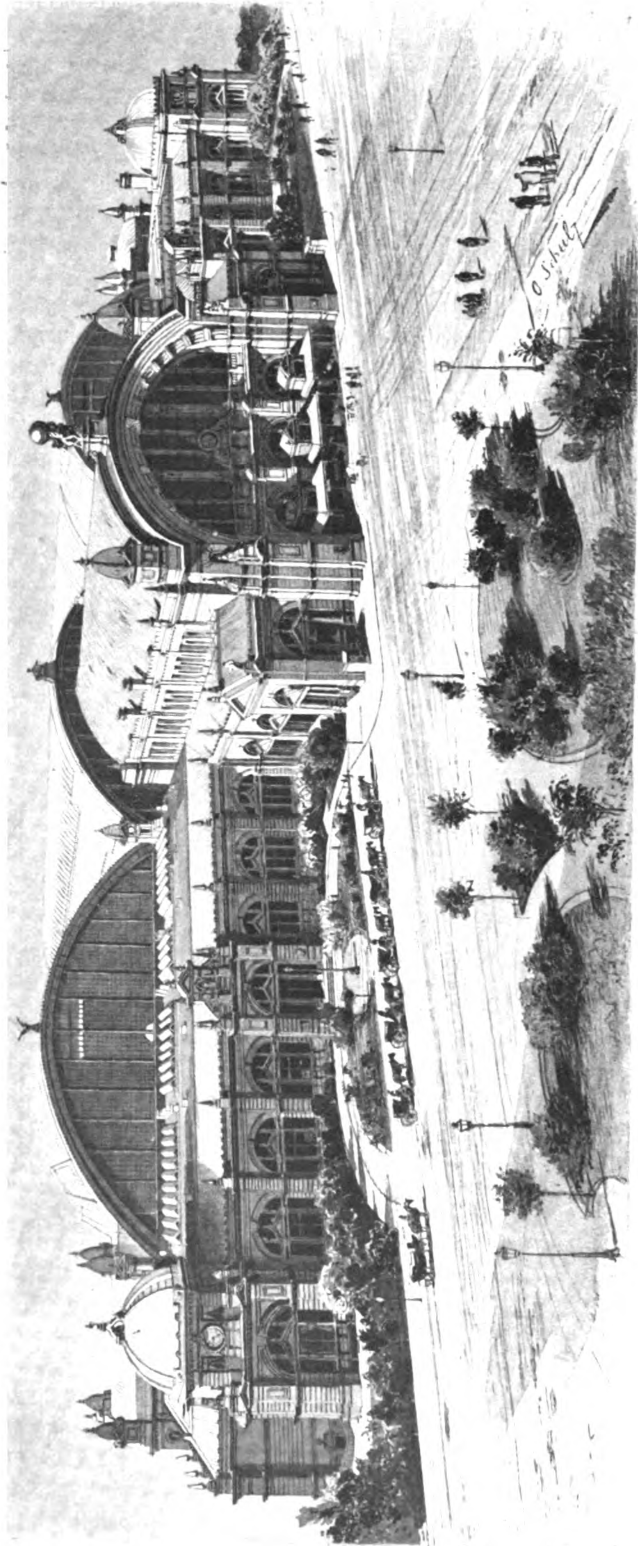


Der Mittelbau des Hauptbahnhofs.

Nach dem Tode dieses Königs (918) kam ein norddeutsches Fürstengeschlecht auf den Thron; nun hängt die innere Entwickelung und Bedeutung der Stadt nicht mehr ausschließlich mit der Geschichte des Reiches und seiner Herrscher zusammen. Trotzdem blieb Frankfurt auch in der nachkarolingischen Zeit teils durch sein bereits errungenes Ansehen, teils seiner günstigen Lage wegen ein Hauptplatz, auf dem unter den sächsischen und salischen Königen Reichsversammlungen, Synoden, ja sogar ein Konzil abgehalten wurden. Die Herrscher aus diesen Geschlechtern weilten seltener und auch nicht so lange in

Frankfurt als die früheren Oberhäupter des Reiches. Am häufigsten war noch Otto der Große hier, der sich auch am Weihnachtsfeste 942 mit seinem aufrührerischen, jedoch reuigen Bruder Heinrich in Frankfurt wieder versöhnte.

Sehr spärlich fließen die Nachrichten über die Stadt zur sächsischen und salischen Königszeit. Was erzählt wird, sind äußere Ereignisse, die leider auf die damalige Bildung der städtischen Gemeinde und ihr inneres Leben und Streben kein Licht werfen. Nur eine einzige Thatsache erhellt das über diesen Verhältnissen schwebende Dunkel. Es ist ein vom Kaiser Heinrich IV. der Stadt Worms erteiltes Vorrecht. In diesem erhielt Worms Zollfreiheit in sechs königlichen Städten, zu denen auch Frankfurt zählte. Hieraus ergiebt sich,



Hauptbahnhof.

daß die Stadt nicht nur eine Zollstätte besaß, sondern auch mit anderen Städten Großhandel trieb. Da Frankfurt eine rein kaiserliche oder königliche Stadt war und unter keinerlei Botmäßigkeit eines Fürstengeschlechts oder eines Bischofs stand, konnte es sich nach den ersten Jahrhunderten seines Bestehens im Inneren auch viel freier und unabhängiger entfalten.

Ehe auf die früheste Entwickelung des städtischen Gemeinwesens näher eingegangen wird, muß noch einiger wichtiger Ereignisse aus dem Zeitalter der Hohenstaufen und der diesen unmittelbar nachfolgenden Kaiser gedacht werden. Auf fränkischer Erde wurde jahrhundertelang der deutsche König gewählt. Von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an galt Frankfurt zuerst als herkömmlicher, dann als geradezu gesetzlicher Wahlort des Reiches.

Während des glänzendsten Abschnitts deutscher Geschichte fand 1147 hier die erste Königswahl statt. Der damals gewählte Heinrich von Hohenstaufen sank aber noch vor seinem Vater ins Grab, weshalb die deutschen Fürsten 1152 ebenfalls zu Frankfurt an seiner Statt den berühmten Friedrich den Rotbart zum König ausriefen. Von da an herrschte der Gebrauch, hier den deutschen König zu küren. Jedoch erst in dem 1356 in Kraft getretenen Staatsgrundgesetz, der „goldenen Bulle“, wurde förmlich bestimmt, daß die Kaiserwahl in der Bartholomäuskirche in Frankfurt stattfinden solle. Von den zwanzig Königen, die von 1147 bis zur Erlassung jenes wichtigen Staatsgrundgesetzes, das dem Einfluß des Papstes auf die Wahl des deutschen Reichsoberhauptes ein Ziel setzte und den Unterschied zwischen der Königs- und Kaiserwürde aufhob, sind nur sechs, nämlich Heinrich VI., Philipp von Schwaben, Konrad IV., Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland und Karl IV., nicht in Frankfurt gewählt worden. Und nur bei fünf von den zweiundzwanzig Kaisern, die seit dem Er-



Kaiserstraße.

lasse der goldenen Bulle bis 1806 regierten (Ruprecht von der Pfalz, Ferdinand I., Rudolf II., Ferdinand III. und Joseph I.) fand die Wahl nicht in Frankfurt statt. Frankfurts Recht wurde aber bei auswärts vorkommenden Wahlen stets durch eine förmliche Erklärung gewahrt. Die Krönungsstadt der deutschen Könige war seit 936 Aachen. Allein trotzdem diese Thatsache in der goldenen Bulle gesetzliche Anerkennung fand, wurde nach Ferdinand I. (1531) kein deutscher Kaiser mehr in Aachen gekrönt. Seit dieser Zeit trat Frankfurt an dessen Stelle, wenngleich für Aachen bei der Krönung jedesmal eine ähnliche Rechtsverwahrung eingeholt wurde wie für Frankfurt bei der Wahl. Von den vierzehn auf Ferdinand I. folgenden Kaisern sind nur Rudolf II., Ferdinand III. und Joseph I. nicht im Frankfurter Dom gekrönt worden.



Gutenberg-Denkmal, von Eduard Schmidt von der Launitz.

Die älteste Bevölkerung der Stadt bestand aus zwei Klassen, aus unfreien Arbeitern und den Verwaltungsbeamten der königlichen Krongüter: Ministerialen. Diese zerfielen wieder in höhere und niedere Dienstleute. Die vornehme Klasse der Ministerialen, der auch die Leitung der Rechtspflege und die Erhebung der königlichen Gefälle oblag, erwarb in Frankfurt im Laufe der Zeit Grundbesitz und gewann infolgedessen großen Einfluß auf die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens. Aus den Dienstleuten der geringen Klasse, die zuerst leibeigen und ohne Grundbesitz blieben, bildete sich im Laufe der Zeit der zünftige Teil der städtischen Bürgerschaft. Zu größerer Bedeutung jedoch als die Ministerialen und Leibeigenen gelangte alsbald eine dritte Klasse von Einwohnern, die sogenannten Burgensen. Diese, ihrer Abkunft nach fast durchweg freie Leute, besaßen in Frankfurt selbst oder in der umgebenden Gemarkung Grundeigentum und waren meist nur in die Stadt gezogen, um den königlichen Schutz zu genießen. Die Burgensen trieben größtenteils Handel. Anfangs verschiedenen Beschränkungen hinsichtlich ihrer persönlichen Freiheit unterworfen, verstanden sie es, bald deren Aufhebung zu erwirken und zu immer größerem Ansehen zu gelangen. Bereits am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts findet man einige von ihnen neben ritterbürtigen Ministerialen als Mitglieder des königlichen Schöffengerichts. Auch der unfreie Handwerkerstand wußte sich bereits zur selben Zeit aus seiner Abhängigkeit zu befreien. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts konnte er Eigentum erwerben, unbeschränkt darüber verfügen und sich zu gewerblichen Genossenschaften, Zünften, vereinigen. Die Ministerialen, später Ritter genannt, hatten inzwischen nach und nach die königlichen Kammergüter als Reichslehen erworben und sich auch manches fremde Besitztum gewaltsam angeeignet. So wurden aus den ehemaligen Beamten reiche Großgrundbesitzer, die sich aus Frankfurt Mitte des dreizehnten Jahrhunderts völlig zurückzogen und die Ritterschaft und den Landadel der Wetterau bildeten. Nunmehr nahmen die Burgensen die erste Stelle ein. Aus ihnen scheint sich dann das Patriciat entwickelt zu haben, das der übrigen Bürgerschaft, der sogenannten Gemeinde und den Zünften, mächtig gegenüberstand.

Im Jahre 1180 wird Frankfurt zum erstenmal unter den Städten des Reiches aufgeführt, 1189 findet der Schultheiß Erwähnung, und 1219 erscheint das städtische Gemeinwesen bereits völlig ausgebildet. Der Schultheiß, anfangs ein Ministeriale, vereinigte alle Rechte der öffentlichen Gewalt

in seiner Hand. Ihm zur Seite standen die Schöffen, deren Amt später erblich wurde. Als die Ministerialen ausgeschieden waren und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten durch das Wachstum der Stadt schwieriger wurde, zog man noch andere schöffenfähige Leute, Consules oder Ratmannen, hinzu. So entstand das Consilium, der Rat, der nicht nur eine örtliche Behörde blieb, sondern bald auch auf friedlichem Wege zur Ausübung der öffentlichen Gewalt gelangte. Seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts stand dem Schultheiß nur noch der Vorsitz im Schöffengerichte zu, während die Bürgermeister die Häupter des Stadtregimentes wurden. Im Jahre 1372 kam durch Kauf auch das Schultheißenamt an die Stadt. Damit verschwand die letzte äußere Abhängigkeit, wurde Frankfurt ein freies selbständiges Gemeinwesen. Jetzt besaß es alle Rechte, die den Begriff der Landeshoheit bildeten. In demselben Jahre wurde auch vom Kaiser ein Teil des Reichsforstes, der sogenannte Frankfurter Wald, erworben.

Beide große Errungenschaften verdankt man dem ungemein klugen Vorgehen des Siegfried zum Paradies. Dieser sogar beim Kaiser hochangesehene Mann war zwar kein geborener Frankfurter und hatte deshalb mit den eingesessenen Patriciern viel zu kämpfen, ehe er endlich in die Verwaltung der Reichsstadt eintreten konnte, aber er hat vermöge seines genialen Weitblickes mehr für deren Emporkommen gethan als im Laufe der Jahrhunderte irgend ein Sprößling eingeborener Geschlechter.

Je mehr der Handwerkerstand in Frankfurt emporkam, desto eifriger strebten die Zünfte nach größerer Beteiligung an den Regierungsangelegenheiten. Zwar saßen schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Zünftige im Rat, der seine Mitglieder selbst wählte, aber die Handwerker verlangten eine ganz andere Zusammensetzung und für sich stärkere Vertretung in der obersten Behörde. Sie waren empört über die Übergriffe des Patriciats, hauptsächlich über den großen Einfluß der Trinkstuben auf die Wahl der Ratsmitglieder. Da die vornehmen Familien, besonders die Angehörigen der Adelsvereine „Alt-Limburg“ und „Frauenstein“, meist miteinander verwandt waren, lag das Regiment und das Schicksal der Stadt fast ausschließlich in deren Händen.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß eine große Anzahl Mitglieder des Patricierstandes sich unbestreitbare Verdienste um die Vaterstadt erwarb, so ist doch ebensowenig zu leugnen, daß die Geschlechterherrschaft zu manchen Zeiten in gemeingefährliche Oligarchie ausartete. Die größten Erschütterungen des Gemeinwesens wurden durch derartige Übergriffe des Patriciats hervorgerufen. So die beiden Aufstände der Zünfte 1355 bis 1366 und 1525 und der gewaltsam unterdrückte sogenannte Fettmilchsche Aufstand 1611 bis 1616. Sie verliefen zwar sämtlich ergebnislos, vermochten aber dennoch das immer wieder neu auflodernde Begehren nach stärkerer Beteiligung des bürgerlichen Elementes am Stadtregiment nicht zu ersticken.

Kaum waren die letzten Nachwehen des Zünfteaufstandes im vierzehnten Jahrhundert überwunden, als Frankfurt 1389 in dem Kriege der süddeutschen Städte gegen die Fürsten und den Adel ein neuer harter Schlag traf. Von Feinden rings umzingelt und ohne Unterstützung von Bundesgenossen, verloren die Frankfurter am 14. Mai 1398 die Schlacht mit den Rittern von Cronberg und Reifenberg bei Cronberg im Taunus. Die Verluste an Menschenleben waren nicht bedeutend, aber die kriegstüchtigen Scharen der Ritter machten 620 Gefangene, unter denen sich Angehörige der angesehensten Geschlechter, z. B. der Holzhausen, befanden. Für die Gefangenen wurde als Lösegeld die für jene Zeit bedeutende Summe von 73000 Gulden bezahlt, deren Abtragung dem Rate neben den beträchtlichen sonstigen Kriegskosten sehr schwer fiel. Die Steuerkraft der Bürger mußte tüchtig ausgenutzt werden, wofür man sie durch Erteilung verschiedener Rechte zu entschädigen suchte, die man jedoch später wieder zurückzog.

In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde die Schuldenlast getilgt, was nur möglich war, weil die jährlich im Frühling und Herbst stattfindenden Handelsmessen den Wohlstand der Bürger immer wieder neu hoben. Bereits um 1150 gewann die Frankfurter Messe solche Bedeutung, daß Zollstätten für den Güterverkehr auf dem Main errich-

tet wurden und schon fremde Handelsleute, meist auswärtige Juden, ihre Waren dort feil boten. Jahrhundertelang gehörten diese Messen zu den Hauptmärkten Europas, wurden sie meist von so viel Fremden besucht, daß deren Gesamtzahl oft die der Einwohner überstieg. Noch 1788 war dies der Fall, wo mehr als vierzigtausend Fremde sich in Frankfurt aufhielten.

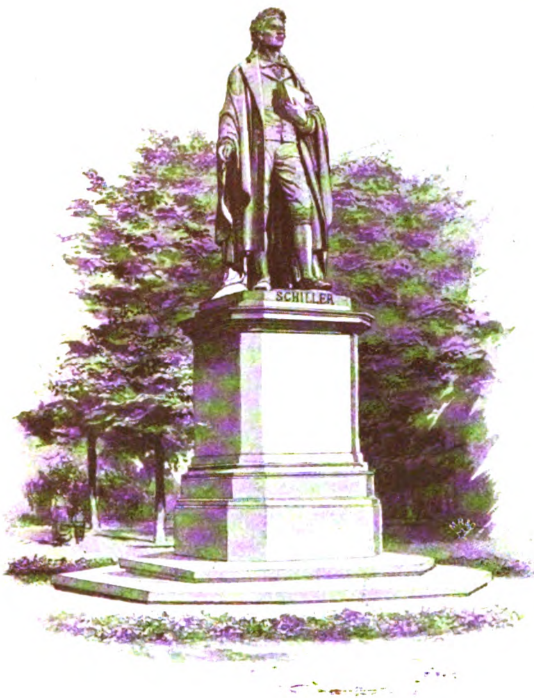


Der junge Goethe. Nach dem Ölgemälde von Bager, 1773.

Bei Eröffnung und Schließung der Messen fanden in alten Zeiten gewisse Feierlichkeiten statt. Es wurden Kanonen abgefeuert, die Messe ein- und ausgeläutet, und die fremden Kaufleute durch eine berittene und bewaffnete Schar von Bürgern, die sogenannten Geleitsreiter, gen Frankfurt und wieder heimwärts begleitet. Auch das von Goethe in seinen Lebenserinnerungen so lebendig geschilderte Pfeifergericht beruht auf solchen alten Meßgebräuchen. Es war eine feierliche, im Kaisersaal stattfindende Gerichtssitzung, in der die Vertreter der Städte Worms, Nürnberg und Bamberg in festlichem Aufzuge und unter dem Vorantritt von Pfeifern vom Rate empfangen wurden. Bei diesem Empfang erhielten sie gegen die herkömmliche Abgabe, bestehend in einem hölzernen Becher voll Pfeffer, einem Paar lederner Handschuhe und einem Filzhute, die Bestätigung ihrer alten Meßfreiheiten.

Im Mittelalter standen in der Frankfurter Messe die Buden der berühmten Tuchmacher aus Brüssel, Löwen und Mecheln, der Leinweber aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und der Sammet- und Seidenhändler aus Italien. Pferde, von den edelsten Rassetieren bis zu dem gemeinsten Klepper, konnte man auf dem „Rossebühel" kaufen. Luxus- und Schmuckgegenstände aller Art und Waffen lagen auf den Schautischen der

Messe ausgebreitet. Viele Gewölbe boten die Stapelplätze für den Wein, das Getreide, für Früchte und sonstige Lebensmittel. Zu den Hauptartikeln gehörten auch Papier und Pergament, sowie Bücher, von denen die neuesten Erscheinungen stets in Frankfurt den besten Absatz fanden. Vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert blieb es der eigentliche Mittelpunkt des deutschen Buchhandels.



Schiller-Denkmal, von Joh. Dielmann.

Der gewinnbringende Handel mit Geld und Wechseln lag fast gänzlich in den Händen der Frankfurter, die sonst in geschäftlicher Hinsicht nicht so angesehen waren wie die großen Kaufleute in Augsburg, Ulm, Nürnberg und Köln.* Doch nicht allein eine handelspolitische Bedeutung hatten die Frankfurter Messen, sondern sie übten vielmehr auch einen gewaltigen Einfluß auf das geistige und kulturelle Leben der Nation aus. Was gab es hier nicht alles zu sehen und zu hören! Wilde Menschen und ausländische Tiere, die kühnsten Bravourstücke der Seiltänzer und Springer, die verblüffendsten Hexereien der wandernden Akrobaten und die neuesten Schauspiele der englischen Komödianten! Auch allerlei sonstige Künstler wurden bewundert und angestaunt. Ganz besonderen Zuspruch fanden die ausländischen, meist italienischen „Zahn-Medici“, die öfter „unter und derweylen einer lieblichen Musika“ die verschiedensten Operationen ausführten.

Im achtzehnten Jahrhundert ist die Messe vorwiegend eine Stätte der Vergnügungen und Sehenswürdigkeiten aller Art. Als der kleine Wolfgang Goethe in seinen Kindertagen während der Meßzeiten oft zwischen den Buden und Kramläden herumstreifte, zog ein berühmter Puppenspieler vornehme und geringe Leute in sein bretternes Theater am Main. Er führte unter anderen Stücken „Die tugendhaffte Genoveva“, „Die rassende Medea“ und vor allem „Das Leben und erschröckliche Ende des weltberühmten Zauberers Dr. Joannis Faustus“ auf, das auf Wolfgang einen besonders tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint. Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts wurde seit alten Zeiten manches Loblied zum Preise der Frankfurter Messen gesungen. Von da ab haben diese aber infolge der gänzlich veränderten Handels- und Verkehrsverhältnisse nicht nur ihre frühere Bedeutung als einer der Hauptmärkte Europas, sondern auch als Sammelpunkt der Unterhaltung, des geselligen Verkehrs und der geistigen Genüsse eingebüßt.

Obwohl Frankfurt gerade keine führende Rolle in dem Entwickelungsgang der deutschen Geschichte inne hatte, trug sich doch nichts im Reiche zu, das nicht auf sein inneres Leben von Einfluß gewesen wäre. Als die Reformation ins Leben trat, zeigten sich Rat und Bürgerschaft sofort der neuen Lehre geneigt, was sie dem Kaiser Karl V. und

* Luther nannte, erbittert über den großen Geldumsatz der Frankfurter Messen, die Stadt „das große Silber- und Goldloch, dadurch aus teutschen Landen fleußt, was nur quillt, wächst, gemünzet und geschlagen wird.“

dem Erzbischof von Mainz gegenüber vielfach in schwierige Lagen brachte. Im Jahre 1536 schloß sich Frankfurt dem Schmalkaldischen Bund an und hatte infolgedessen in dem für diesen unglücklichen Kriege durch Belagerungen, Besatzungen, Kriegssteuern, Seuchen und sonstige Übelstände viel zu leiden. Rat und Bürgerschaft müssen zu jener Zeit sehr mutlos gewesen sein, denn sonst hätten sie sich wohl schwerlich entschlossen, dem kaiserlichen General Grafen Büren im Dezember 1546 die Stadt ohne einen Schwertstreich zu übergeben.

Sorgenvolle Tage durchlebten die Frankfurter vom 17. Juli bis zum 8. August 1552. Die Stadt, die erst kaum dem Kaiser wieder Treue geschworen hatte, wollte sich mit dessen Feind Moritz von Sachsen nicht einlassen und mußte diesen Entschluß mit einer Belagerung büßen. Während der Dauer des sogenannten Interims von 1548 bis 1552 waren es nicht die Mitglieder des Rates, die für den neuen Glauben mutig die Feuerprobe bestanden, sondern die protestantischen Geistlichen der Stadt. Unter diesen ragt namentlich Hartmann Beyer als ein Mann von seltener Charakterfestigkeit und Überzeugungstreue hervor.

In der Mitte des Dreißigjährigen Krieges, als die Gegenden des Ober- und Mittelrheins der Kriegsschauplatz wurden, hatte Frankfurt durch Belagerung, Plünderung, Hungersnot, Pest und Verheerung seines Gebietes schwer zu leiden. Welches Elend damals herrschte, beweisen am deutlichsten die Totenlisten. Es starben im Jahre 1632 nur 762 Menschen, 1635 stieg die Zahl der Toten auf 6943.

Kaum hatten sich die Bürger wieder erholt, als der Orleanssche Krieg (1689 bis 1697) der Stadt neue Bedrängnis brachte. Dann folgte eine Zeit der Ruhe, in der die bereits seit Jahrhunderten gestellten bürgerlichen Forderungen an den Rat neu erhoben wurden und endlich Verfassungsveränderungen veranlaßten. Außer anderen Verbesserungen führte man einen selbständigen Bürgerausschuß, das sogenannte Kolleg der Einundfünfziger, zur Vertretung der Bürgerschaft ein und sorgte auch für eine schärfere Kontrolle der Finanzverwaltung. Diese Verfassung wurde erst aufgehoben, als Frankfurt 1810 in dem Großherzogtum gleichen Namens aufging. Nach den Befreiungskriegen jedoch stellte die „Freie Stadt“ die alte Verfassung, einige Abänderungen abgerechnet, wieder her. Der Rat, später Senat genannt, und die ständige Bürgervertretung übten jetzt die Hoheitsrechte in dem durch den Wiener Kongreß 1815 gebildeten Staate Frankfurt aus, zu dessen Gebiet auch sieben Ortschaften zählten.



Goethe-Denkmal, von Ludwig Schwanthaler.

Im Siebenjährigen Kriege hielten die Franzosen die Stadt jahrelang, vom 2. Januar 1759 bis Ende Februar 1763, besetzt. Diese Zeit war für die Bürger im ganzen viel weniger hart als die Besetzung der Stadt

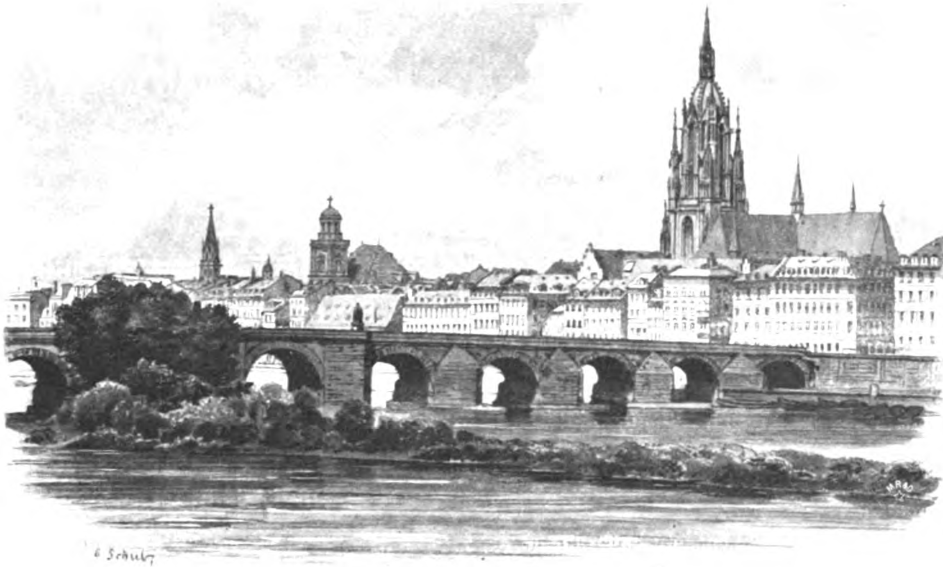
durch die Franzosen im Jahre 1792. Damals wurde Frankfurt stark gebrandschatzt und hätte sicher noch mehr ertragen müssen, wenn nicht die Feinde alsbald durch eine Abteilung tapferer Hessen wieder vertrieben worden wären. Im Juli 1796 wurde die Stadt von dem französischen General Kleber beschossen und nach der Übergabe mit schweren Kontributionen belastet, die sich 1799, 1800 und 1806 wiederholten. Napoleon hatte inzwischen in Paris den Rheinbund ins Leben gerufen und errichtete 1806 den Primatialstaat für den Fürsten Primas Karl von Dalberg, der später zum Großherzog von Frankfurt ernannt wurde. Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 brachte auch für Frankfurt die langersehnte Befreiung von der Fremdherrschaft.

Für die freie Reichsstadt, die zugleich Hauptstadt des Deutschen Bundes geworden war, kamen nun Jahrzehnte ungestörten Friedens und gedeihlicher Entwickelung. Der Aufstand gegen die Juden 1819 und das sogenannte „Frankfurter Attentat" (1833), ein von jungen Leuten gegen den in Frankfurt residierenden Bundestag gerichteter Auflehnungsversuch, wurden bald unterdrückt.


Hauptpost.

Im März 1848 gelangte Frankfurt zu erneuter historischer Bedeutung. Hier tagte zu jener Zeit das Vorparlament, hier wurde am 18. Mai in der Paulskirche die Deutsche Nationalversammlung eröffnet und hier endlich zog am 11. Juli unter dem Jubel der Bevölkerung Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser ein. Doch nach den glanzvollen Tagen brachen alsbald Unruhen aus, die sich gegen das Parlament richteten und schnell in blutige Barrikadenkämpfe ausarteten.

Nachdem 1849 die Nationalversammlung wieder aufgelöst worden war, trat Frankfurt mehr und mehr im politischen Leben zurück, da der Bundestag wenig von sich reden machte. Zwar tagten wiederholt Versammlungen hier, die den deutschen Einheitsgedanken still und laut pflegten, allein das erste politische Ereignis von Bedeutung seit 1848 war der hier abgehaltene Fürstentag von 1863, der eine Verbesserung der Verfassung des Deutschen Bundes beraten wollte. Die Stadt sah glänzende Feste und Aufzüge. Alle deutschen Fürsten waren erschienen, nur einer fehlte: der König von Preußen, durch dessen Fernbleiben der ganze Plan vereitelt wurde. Bald danach brach der Krieg zwischen Preußen und Österreich aus. Eine Folge der Ereignisse von 1866 war auch das Ende der „Freien Stadt Frankfurt" und deren Einverleibung in Preußen. Nach dieser ziemlich plötzlichen Wandlung der Dinge war die Stimmung der Bürgerschaft anfangs sehr gereizt und gedrückt. Als jedoch das Jahr 1870 die langersehnte deutsche Einheit brachte, verwischten sich die Gegensätze immer mehr, bis nach und nach dann auch ihre letzten Spuren fast gänzlich erloschen. Am 10. Mai 1871 wurde in Frankfurt der Friede geschlossen, und an



Alte Mainbrücke.

der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Tages fand unter endlosem Jubel der Bevölkerung im Beisein der Kaiserlichen Majestäten die Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. statt.

Wie die wechselvolle Vergangenheit Frankfurts lehrt, giebt es wohl nicht viele Städte im Reiche, in deren Gebiet bei jedem Schritt und Tritt so viele Erinnerungen an glanzvolle und dunkle Abschnitte der deutschen Geschichte wachgerufen werden als die alte Kaiserstadt am Main. Ebenso wie Frankfurts innere, gründet sich deshalb auch seine äußere Entwickelung auf die ihm gewordene geschichtliche Bedeutung.

Welch einen vornehmen und eleganten Eindruck macht die Stadt doch heutzutage! Immer mehr nimmt sie den Anstrich einer Groß- und Luxusstadt an, fallen die Schranken, die ihre seither beengten und nach Freiheit strebenden Glieder fest umschlossen! Selbst die schmale Brust und das dünne Geäder der Altstadt weiten sich mit jedem Jahre mehr und atmen, wo die alten Mauern gefallen, behaglich Luft und Sonne ein. Versetzt man sich jedoch nur ein paar Jahrhunderte zurück, so zeigt Frankfurt trotz seines Ansehens im Reiche freilich nichts weniger als eine großstädtische Physiognomie. Die Straßen waren eng, schmutzig und winkelig, die Häuser mit Stroh oder Schindeln gedeckt, die großen Plätze noch nicht einmal gepflastert und wie die Gassen wegen des Unrats, des Düngers und der Wasserlachen schwer zu überschreiten. Welches Aussehen die Stadt damals im Inneren hatte, beweist am besten der Umstand, daß ein Ratsausschuß, der für die Straßenreinigung zu sorgen hatte, beim Volke das „Dreckamt“ hieß. Besonders verursachte das freie Umherlaufen der Schweine Unreinlichkeiten und häßlichen Geruch — Übel, die in den engen, durch Vordächer und Überhänge auch noch ziemlich finsteren Gassen der Altstadt derartig zunahmen, daß der Rat 1481 dort das Halten von Schweinen ganz verbot.

Frankfurt hat sich nicht wie andere Städte allmählich ausgedehnt, sondern ist nach gewissen Zeiten auf einmal bedeutend erweitert worden. Der älteste Teil Frankfurts muß auf einer Insel gelegen haben. Er war im Osten, Westen und Norden von Seitenarmen des Mains umflossen, begann ein Stück weit oberhalb der alten Mainbrücke, ging von da bis zum heutigen Börneplatz, zog dann in fast gerader südlicher Richtung

bis zur jetzigen Weißfrauenschule hin und erreichte den Main in beinahe senkrechter Linie unweit des Schneidwalles oberhalb der heutigen Untermainbrücke.

Etwa in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde dieses älteste Frankfurt fast bis auf den doppelten Raum erweitert. Beide Hirschgräben, der Baugraben und Holzgraben sowie die heutige Börnestraße markieren die neue Grenzlinie. Im Jahre 1333 schritt man dann zu einer zweiten Erweiterung, die die Stadt auf einmal um das Zweifache ihrer bisherigen Ausdehnung vergrößerte. Das damals hinzugezogene Gebiet wurde „die Neustadt“ genannt. Die zweite Stadtbegrenzung können wir mit Ausnahme des Geländes zwischen dem Main, der Fronhof-, Börne- und Allerheiligenstraße, das erst 1788 zur Stadt kam, noch an der Linie der Promenaden verfolgen.

Obwohl bis in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sich innerhalb des beschriebenen Gebietes viele Gehöfte, zerstreute Wohnhäuser, ja sogar Gärten und Äcker befanden, begann man in den dreißiger Jahren jenseit der Promenaden an den Gartenwegen und Landstücken zu bauen. Die Besiedelung trug anfangs das Gepräge allmählichen, nach der Einverleibung Frankfurts in den preußischen Staat jedoch den Charakter mächtigen Wachstums. Heutzutage ist sie beinahe auf dem Punkte der Vereinigung mit den Vororten angekommen.

Noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Festungswerke und Thoranlagen der Altstadt erhalten, bewunderte mancher Fremde das merkwürdige Bild einer mit Mauern, Gräben, Warten und hochragenden Türmen innerhalb der Stadt liegenden zweiten Stadt. Diese alten Bauten, die einen so wirksamen und malerischen Hintergrund für die sich in Frankfurt abspielenden geschichtlichen Ereignisse, besonders für die farbenprächtigen Umzüge bei Kaiserkrönungen bildeten, haben längst den Um- und Neugestaltungen Frankfurts weichen müssen, werden uns aber auf dem berühmten, 1649 entstandenen Stadtbilde von Mathäus Merian in ihrer anheimelnden Traulichkeit und malerischen Wirkung klar zur Anschauung gebracht. Einige Türme der früheren Stadtbefestigung sind auch jetzt noch erhalten und werden später Erwähnung finden.

Kommt man heutzutage mit der Eisenbahn in Frankfurt an, so tritt man in eine der drei bogigen Bahnsteighallen, deren Länge insgesamt 186 und deren Breite 168 Meter beträgt. Aus diesen Hallen führen achtzehn Eisenbahngeleise nach den verschiedensten Richtungen. Die günstige Lage der Stadt im Herzen Deutschlands bewirkt es, daß die wichtigsten Schienenstränge zu diesen Geleisen zählen. Der Frankfurter Bahnhof, in seiner Gesamtanlage der größte der Welt, ist die Kopfstation zwischen dem Norden und Süden des Reiches und hat eine dieser Bedeutung entsprechende und auf der Höhe der Zeit stehende Einrichtung erhalten. Das nach dem Plane und unter künstlerischer Leitung des Landbau-Inspektors Eggert aus Straßburg ausgeführte, 220 Meter lange Empfangsgebäude umfaßt eine Eingangshalle mit den Fahrkartenschaltern und der Gepäckabnahme. Rechts und links schließen sich die Wartesäle, Damenzimmer, Wasch-, Bade- und Frisierräume an. Der Hauptbahnhof wurde in den Jahren 1883 bis 1887 von der preußischen Regierung in Gemeinschaft mit der hessischen Ludwigsbahn mit einem Kostenaufwand von etwa fünfunddreißig Millionen Mark erbaut.

Tritt man auf den Platz vor den Bahnhof, so ziehen von Westen nach Osten vier große Verkehrsadern (Nidda-, Taunus-, Kaiser- und Kronprinzenstraße) nach der Promenade und setzen sich über sie hinaus teils unter anderem Namen fort. Der Kaiserstraße folgend, gelangt man nach dem Durchschreiten der Gallusanlage alsbald auf den Kaiserplatz, wo sich ein architektonisch hervorragendes Gebäude der Stadt, der im Renaissancestil erbaute „Frankfurter Hof“, erhebt und ein von der Familie von Erlanger gestifteter Springbrunnen aus granitener Schale aufsteigt. An einer Stelle des Kaiserplatzes, von dem sogenannten Kasino aus, eröffnet sich dem Auge eine höchst reizvolle Perspektive. Man schaut durch die Kaiserstraße nach dem angrenzenden, stets bunt belebten Roßmarkt und sieht in der Ferne über prächtigen Bauten die Türme der Katharinen- und Peterskirche sowie die



Dom.

Kuppel des Hauses „Germania“ und den Telephonturm der Post aufragen.

Die ganze Kaiserstraße ist reich an schönen stilvollen Häusern und eleganten Läden. Auch die den Roßmarkt umgrenzenden Gebäude zeigen meist architektonisch schöne oder eigenartige Stirnseiten. Dadurch erhält der in der Form sehr unregelmäßige, jedoch immerhin größte Platz der Stadt ein vornehmes Aussehen, wozu auch viel das hier aufgerichtete Gutenberg-Denkmal beiträgt. Auf hohem Sandsteinunterbau stehen drei Kolossalfiguren: Gutenberg in der Mitte, eine Letter und ein Buch haltend, rechts Schöffer, links Fust. Sie sind weithin sichtbar und machen nebst den die Ecken des Denkmals schmückenden allegorischen Gestalten: Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie, einen bedeutenden Eindruck. Der Schöpfer des von Kreß galvanoplastisch ausgeführten, 1858 enthüllten Denkmals ist Eduard Schmidt von der Launitz; seine

Entstehung verdankt es der 1840 in Frankfurt großartig begangenen vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst.

Unweit des Gutenberg-Denkmals zieht die Gallusgasse nach der Promenade. Dort in dem jetzt Herrn Ferdinand Hirsch gehörenden Hause Nr. 19, das durch eine marmorne Gedenktafel geziert ist, wohnte Fürst Bismarck als Bundestagsgesandter. Den Ausgang der Gallusgasse bildete in früheren Jahrhunderten eine mit Türmchen und Zinnen gekrönte Pforte. Mehrere deutsche Kaiser, auch der ritterliche Maximilian I., bekamen hier die Schlüssel der Stadt mit großer Feierlichkeit überreicht.

An den nördlichen Teil des Roßmarktes grenzt der Goetheplatz, auf dem sich das Goethe-Denkmal von Schwanthaler erhebt. Die Kolossalfigur des im höheren Lebensalter dargestellten Dichters steht auf einem mit Reliefs geschmückten Sockel. Auf der Vorderseite sieht man die lyrische und die dramatische Poesie im Bunde mit der Naturwissenschaft, die drei anderen Seiten zeigen Bilder zu Goethes Werken. Außerordentliche Anmut und künstlerische Feinheit verrät das Relief zu „Hermann und Dorothea“. Das Denkmal ist gewiß bedeutend und hat einen großartigen Anstrich, allein es kann doch nicht geleugnet werden, daß in Frankfurt nicht der alte, sondern der junge Goethe verewigt sein müßte.

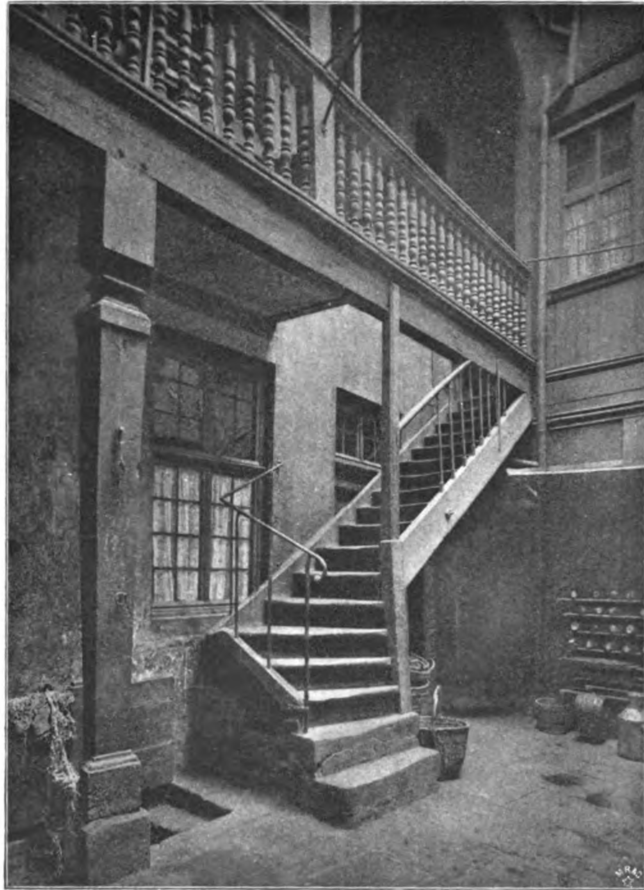
Hier, wo der Knabe durch die Straßen streifte und Bilder und Gestalten in sein empfängliches Gemüt aufnahm, hier, wo der Jüngling aus dem Mutterboden der fränkischen Heimat seine beste Kraft sog, hier, wo der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Faust eine gärende Welt im Busen trug und unter dem Schutze des Vaterhauses die Grundlage zu seinem ganzen geistigen Dasein legte: hier hätte kein anderer als der junge Goethe ein Denkmal erhalten sollen. Die weltumfassende Bedeutung des Dichters, die in dem gereiften Manne zum Ausdruck kommt, mag in anderen Städten zur Darstellung gelangen, Frankfurt hätte es sich nicht nehmen lassen dürfen, seinen großen Sohn so zu verewigen, wie er ihm einst angehörte.

Ist der westliche Teil des Roßmarktes ziemlich breit, so verengt sich der nordöstliche straßenartig, um an der Katharinenkirche und der dieser gegenüberliegenden Hauptwache in die Zeil, die belebteste Geschäftsstraße Frankfurts, überzugehen. Die eintürmige Katharinenkirche ist ein Renaissancebau aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mit gotischen Anklängen, sehenswerten Wappen, Malereien und Grabdenkmälern im In-



Treppenturm des Hauses Schnurgasse Nr. 54.

neren. Die 1729 errichtete Hauptwache, ein einstöckiger Renaissancebau mit architektonisch schönem Giebel, erregte selbst Goethes Wohlgefallen. An die Hauptwache grenzt der Schillerplatz mit dem überlebensgroßen Bronzedenkmal dieses Dichters. Es ist ein Werk des Frankfurter Bildhauers Johannes Dielmann und wurde 1863 aus den Mitteln der Frankfurter Bürgerschaft errichtet. Schiller blickt auf die Zeil hinaus, deren geschmackvoll ausgestellte Läden in der ganzen Welt bekannt sind. Noch mehr, als einst die Frankfurter Messe bot, findet man hier und in der Kaiserstraße in sinniger und eleganter Anordnung alle möglichen Gegenstände verlockend ausgebreitet. Besonders sind es die berühmten Gold-, Silber- und Juwelenläden, die dem Auge Kunstwerke aus Edelmetall, prächtige Schmuckgegenstände aller Art und sonstige Kostbarkeiten darbieten, wie man sie sonst in Deutschland wohl kaum noch zu sehen bekommt.



Hof in der Barfüßergasse 5.

Die Kaiserstraße und die Zeil sind aber nicht nur die Hauptgeschäftsstraßen Frankfurts, sie sind auch durch das auf ihr herrschende Leben und Treiben, durch die Mannigfaltigkeit der bei jedem Schritt und Tritt am Auge vorüberhuschenden Bilder einer der fesselndsten Punkte der Stadt. Wie reich Frankfurt ist, sieht man hier recht deutlich an den vielen prächtigen Karossen, an dem ganzen Auftreten des Publikums, das sicher und selbstbewußt einherschreitet und zumeist sehr elegant gekleidet ist.

Trotzdem die Zeil der eigentliche Sammelpunkt des modernen Verkehrs genannt werden kann, findet sich auf ihr doch noch gar manches Haus, das an alte Zeiten erinnert und mit ehrwürdig altertümlichem Antlitz in die bewegte Flut des heutigen Lebens hineinschaut. Freilich gerade in den allerletzten Jahren haben viele Zeugen der Vergangenheit modernen Prachtbauten Platz machen müssen.

Eine Zierde der Zeil ist auch das neue Hauptpostgebäude, dessen mächtiger, durch eine Kuppel gekrönter Bau in den Jahren 1892 bis 1895 errichtet wurde. In den neuen Räumen und in dem nach der Eschenheimer Gasse zu an die Hauptpost grenzenden ehemaligen Thurn und Taxisschen Palais befindet sich die gesamte Postverwaltung. Zum Andenken an Kaiser Wilhelm I., der das alte Postgebäude öfter bewohnte, wurde mitten im geräumigen Hof eine Bronzebüste aufgerichtet, die vom Frankfurter Handelsstand gestiftet und vom Bildhauer Krüger ausgeführt worden ist. Die Francofurtia hebt einen Knaben zum Kaiser empor, der diesem

einen Strauß reicht, ein Sinnbild des mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnten jungen Frankfurt.

Die Zeil setzt sich in der Neuen Zeil bis zur Friedberger Anlage unweit des im Osten gelegenen Zoologischen Gartens fort. In sie münden von Süden und Norden eine Anzahl Straßen und Gassen, die von anderen Linien wieder durchquert werden und einesteils die Hauptstränge des dichten Straßennetzes nach dem Main zu, anderenteils die wichtigsten Verkehrsadern nach den nördlich gelegenen Stadtteilen bilden.



Archiv und Leinwandhaus.

Am Kreuzungspunkt der Zeil mit der nach Norden laufenden Friedberger und der gen Südosten ziehenden Allerheiligengasse durchschneidet die Fahrgasse in südlicher Richtung bis zum Main die Altstadt. Die meisten Häuser hier mit ihren Überhängen, spitzen Giebeln, engen Thüren, gewundenen Treppen und altfränkischen Laden und Lädchen bilden einen auffallenden Gegensatz zu den modernen Bauten der Neustadt. Sie sind stumme, aber doch beredte Chroniken jener alten Zeit, in der sich die Menschen noch mit weniger Raum begnügten und Fürsten, ja sogar Könige in den engen, niedrigen Stuben der „Goldenen Gerste“ und der „Sanduhr“, zweier angesehener Gasthöfe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, heimisch und wohl fühlten.

Besser wohnte schon Gustav Adolf, als er im Herbst 1631 nach der Schlacht bei Breitenfeld in Frankfurt einzog und sein Quartier im „Fürsteneck“ an der Ecke des Garküchenplatzes und der Fahrgasse aufschlug. Dieser hohe, mit hübschen Ecktürmchen gezierte Bau besaß einst einen schön getäfelten Saal, in dem der siegreiche Schwedenkönig die Vertreter des Frankfurter Rates und andere Abgesandte empfing. Am südlichen Ende der Fahrgasse erhob sich ehemals ein hoher Brückenturm, durch dessen wölbigen Unterbau man auf die alte Mainbrücke gelangte. Die Gassen und Gäßchen westlich von der Fahrgasse, besonders diejenigen, welche die mit der Zeil parallel laufende Tönges-, Schnur- und Saalgasse verbinden, können durch ihre Enge und winkeligen Züge die Abstammung aus früheren Jahrhunderten nicht verleugnen und bilden in der Altstadt ein vielfach verschlungenes, oft verwirrendes Straßennetz.

In diesem Teile Frankfurts liegen viele malerische Höfe mit den ihnen eigentümlichen Treppentürmen und Galerien. Der verdienstvolle Maler Theodor Reiffenstein hat diese mehr und mehr verschwindenden Ecken und Winkel in einer großartigen, jetzt im Historischen Museum befindlichen Sammlung von Aquarellen festgehalten, während sich in neuerer Zeit neben der Malerin Bertha Bagge die Lichtdruckanstalt von Fay die Aufgabe stellte, alte Örtlichkeiten von Frankfurt und Sachsenhausen im Bilde zu verewigen. Einige Bilder zu diesem Aufsatz sind den Fayschen Blättern, andere der großen Frankofurtensiensammlung des Herrn Mylius entnommen.

Auf dem höchsten Punkte des alten Frankfurt liegt der Dom (St. Bartholomäuskirche), die ehemalige Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser. Sie erhebt sich auf der Stelle der einst von Ludwig dem Deutschen errichteten Salvatorkirche und ist ein kreuzförmiger gotischer Hallenbau mit einschiffigem, aus dem Achteck geschlossenem Chor. Sein an der Westseite stehender spätgotischer Turm wird seit alten Zeiten der „Pfarrturm" genannt. Der Chor wurde 1338, das Querschiff 1354 und das Längsschiff 1418 vollendet. Im Jahre 1415 begann man mit dem Turmbau. Nur langsam schritten die Arbeiten daran vorwärts, und schließlich wurden sie 1512 gänzlich eingestellt. Dem Achteck und der Kuppel fehlte deshalb die Krönung. Im Jahre 1867 wurde durch den in einem Nachbarhause ausgebrochenen Brand der Dachstuhl des Domes ein Raub der Flammen und der Turm derart beschädigt, daß eine gründliche Wiederherstellung des ganzen Gebäudes notwendig erschien. Diese erfolgte in den Jahren 1871 bis 1878 durch den Dombaumeister Denzinger, der auch die endliche Vollendung des Pfarrturmes aus dem fünfzehnten Jahrhundert leitete. Die Höhe des Pfarrturmes beträgt 95 Meter. Das harmonische Geläute besteht aus neun Glocken, von denen die größte, die „Gloriosa", etwa 270 Centner schwer, aus den von Kaiser Wilhelm I. dem Dombauverein geschenkten französischen Geschützrohren gegossen wurde. Von der obersten Galerie des Pfarrturmes genießt man eine großartige Rundsicht auf die Stadt, die Mainebene und die diese umschließenden Bergketten, hauptsächlich auf den Taunus und seine malerisch gelegenen Orte und Örtchen. An hellen Tagen sieht man sogar westlich bis zum Rhein.

Der 1867 nach dem Brande gegründete Dombauverein sorgte für die innere Ausschmückung des Gebäudes durch gemalte Fenster und Wandgemälde. Beide wurden nach Entwürfen des Architekten Alexander Linemann und des Malers Eduard von Steinle ausgeführt und tragen, der Bedeutung des Domes als Krönungsstätte vieler deutscher Kaiser entsprechend, einen mehr geschichtlichen als kirchlichen Charakter. Südlich neben dem Chor, an dessen Hochaltar die Krönung erfolgte, liegt die alte Kapelle, in der die Wahl der deutschen Kaiser stattfand. Obwohl diese meist nur eine leere Form war, ist die Kapelle doch Zeuge manches denkwürdigen Vorgangs gewesen. Im Inneren des Domes findet sich noch viel Bemerkenswertes aus alter Zeit, so ein Tabernakel aus dem vierzehnten Jahrhundert, eine Grablegung von van Dyck und die merkwürdigen Grabsteine des Kaisers Günther von Schwarzburg und einiger Frankfurter Patriciergeschlechter. Künstlerisch bedeutend sind auch das Nordportal des Domes und eine Kreuzigungsgruppe, die neben dem Südportal auf einem Teil des ehemaligen Friedhofes steht.

Südlich vom Dom auf dem Weckmarkte befindet sich das Leinwandhaus, einer der ansehnlichsten Profanbauten des mittelalterlichen Frankfurt. Das Gebäude hat Ecktürmchen und über einem Bogenfries einen Zinnenumgang. Einst diente es zu Meßzeiten als Kaufhaus für den Leinwandhandel, gegenwärtig birgt es einen Teil der wertvollen und interessanten Sammlungen des städtischen Historischen Museums.

(Schluß folgt.)





Die Volkslieder der Neugriechen.

Von
Adolf Hauffen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Mit geteilter Meinung und verschiedenartigen Gefühlen hat Europa den kretischen Wirren und dem jüngsten griechisch-türkischen Kriege zugesehen. Neben den wiederholt aufgetauchten, auf alten Überlieferungen beruhenden philhellenischen Bestrebungen in England, Frankreich und Italien stand diesmal die öffentliche Meinung in Deutschland ziemlich allgemein den Griechen kühl, ja ablehnend gegenüber. Man war hier vor allem darüber empört, daß die griechische Regierung, die ihren Verpflichtungen den deutschen Gläubigern gegenüber nicht nachkommen konnte, in Kreta völkerrechtswidrig handelte und mit Leichtsinn einen aussichtslosen Krieg heraufbeschwor. Nach den einzelnen Griechen, die eine öffentliche Rolle spielten, setzte sich in Deutschland überhaupt eine ungünstige Meinung über das ganze Volk fest. Politische Streitsucht, Oberflächlichkeit und Zerfahrenheit des ganzen Wesens, Selbstüberhebung und Selbsttäuschung, mangelhaftes Rechtsbewußtsein, Unaufrichtigkeit und Unzuverlässigkeit, das sind die Untugenden, die man den Griechen bei uns im allgemeinen vorwirft und die in der That bei den letzten Ereignissen offen zu Tage getreten sind.

Genaue Kenner von Land und Leuten des heutigen Griechenland (so Albert Thumb, Gustav Meyer u. a.) versichern hingegen, daß die Griechen besser seien als ihr Ruf. Jedenfalls muß man, um den heutigen Zuständen gerecht zu werden, die Geschichte des Volkes betrachten, die schweren Geschicke, die es seit dem Ausgange des antiken Lebens erleiden mußte: nach den grausamen Erlebnissen des Mittelalters lastete fast vier Jahrhunderte lang das türkische Joch mit so schwerem Druck auf dem Volke, daß nur Knechtessinn und Heuchelei statt geistiger Regsamkeit und freier Bürgertugenden aufkommen konnten. Erst seit sechzig Jahren ein eigenes Staatswesen, mußte Griechenland in kurzer Zeit die Kulturentwickelung einzuholen trachten, die das übrige Europa in den letzten Jahrhunderten errungen hatte. Opferwilligkeit, glühende Heimatsliebe, eifrige Thätigkeit kann man den Griechen bei diesen Bestrebungen nicht absprechen.

Und trotz mannigfacher fremder Beimischung sind die Neugriechen doch unmittelbare Nachkommen der Hellenen des Altertums, nicht nur in der körperlichen Beschaffenheit, auch in ihrer Sprache (einer natürlichen Fortentwickelung des Attischen) und in den Äußerungen der Volksseele. In Sitte und Brauch, in Volksglaube und Poesie haben sich noch zahlreiche antik-heidnische Überlieferungen bewahrt, die zum Teil recht äußerlich mit dem Geiste und den Formen des Christentums verbunden erscheinen.

Freilich, um die Tugenden des Volkes zu erkennen, darf man nicht den in fremden Städten lebenden griechischen Kaufmann ins Auge fassen, meist einen Ausbund geschäftsmännischer Verschlagenheit und uferloser Gewinnsucht, nicht die Wirte des Landes, die den Fremden als herrenlose Beute betrachten. Den Charakter des eigentlichen Volkes aber, der schlichten, gastfreundlichen, genügsamen, durch ein inniges Familienleben sich aus-

zeichnenden Landleute lernen wir am besten durch die blühende neugriechische Volkspoesie kennen. Das Volkslied ist ja bei allen Nationen der Spiegel der Volksseele. Aus dem innersten Wesen des Volkes rein und unbeirrt hervorgegangen, giebt es ein geistiges Bild von seinem Leben und Fühlen. Der einzelne, der ein Volkslied dichtet, vertritt ja den Gedankenkreis und die Herzensstimmung aller; Tausende schaffen an seiner Fortpflanzung und Umbildung weiter, und nur jenes Lied bleibt unvergessen, das dem Geschmack und der Art des ganzen Volkes entspricht.

Die Volkspoesie der Neugriechen ist das kostbarste und wichtigste geistige Erzeugnis der Nation. Früh wurde man in Deutschland darauf aufmerksam. Schon im Jahre 1815 wurde Goethe mit den griechischen Volksliedern bekannt gemacht durch den deutschen Arzt Werner von Haxthausen, der sie in einem Londoner Hospital von griechischen Matrosen erhalten hatte. Zu Beginn der zwanziger Jahre übersetzte Goethe selbst in freier Weise einige Kampf- und Liebeslieder und fällte über die ihm sonst bekannt gewordenen wiederholt freundliche Urteile. Nach der Erhebung der Griechen folgten zahlreiche Sammlungen deutscher Übersetzungen, so die von Wilhelm Müller (Leipzig 1825), Kind (Leipzig 1827, eine Sammlung, die Goethe besprochen hat, und 1849), Sanders (Mannheim 1844), die Volkspoesie Kretas wurde von Melena (München 1874) übersetzt. In jüngster Zeit erschienen die geschmackvolle Nachbildung neugriechischer Lieder von Gustav Meyer (Stuttgart 1890) und die reiche und vielseitige Auswahl von Hermann Lübke (Berlin 1895, in zweiter Auflage 1897).

Die genannten Sammlungen, auf denen auch die vorliegende Skizze aufgebaut ist, bringen uns eine große Zahl der schönsten Lieder aus allen Landschaften und Inseln der Griechenwelt von den griechischen Ortschaften Unteritaliens bis nach Trapezunt und Cypern im Osten. Bezeichnenderweise sind darin die Landschaften, die noch unter türkischer Herrschaft stehen, viel stärker vertreten als das freie Griechenland, wie der gefangene Vogel seinen Trost in reicherem Gesange findet. Am reichsten an Liedern sind Epirus und Kreta, denn im „griechischen Tirol“ wie auf der blutgedüngten, ewig aufständischen Insel hat die hochragende Bergwelt trotzigem Mannesmut und frischer Sangeslust einen Schutz geboten gegen fremdherrliche Tyrannei. Das Volkslied begleitet den Griechen durch das ganze Leben von der Wiege bis zur Bahre; es verklärt die Hochzeits- wie die Totenbräuche, es preist die Geliebte wie das Vaterland, es tröstet das verlassene Mädchen und den gefangenen Krieger, es erzählt von den Beschwerden der Fremdherrschaft und von den Heldenthaten der Erhebung. Der Klephthe, der Matrose, der Hirte, der Landmann, sie haben ihre eigenen Berufslieder. Wiederholt wird im Liede selbst die Macht des Gesanges gefeiert. Nichts gilt für höheren Genuß denn ein Ständchen des Geliebten. Ein Mädchen, das über den Treulosen klagt, singt so schön, daß die vorüberziehenden Schiffer gebannt stehen bleiben, ihrer Ruder und ihrer Segel vergessend. Die Sonne hemmt ihren Lauf, Brückenpfeiler bersten, Fluten stauen sich vor dem Zauberklang des Liedes.

Die überwiegende Mehrheit aller Volkslieder bilden in Griechenland wie in aller Welt die Liebeslieder. Sie singen von leichtem Liebesspiel und glühender Leidenschaft, von begründeter Eifersucht und felsenfestem Vertrauen, von Zerwürfnis und Versöhnung, Trennung und Wiedersehen, von Werbung, süßer Hingebung und hohnvoller Zurückweisung mit all den süßen, lieblichen Gedanken und Wendungen, die sich in den Liebesliedern aller Völker immer wieder von selbst einstellen. Daß sie aus Griechenland stammen, merkt man an der südlichen Wärme der Empfindung, an der Farbenfreudigkeit der Bilder und Vergleiche, die sich der heimischen Landschaft bedienen, an der häufigen Erwähnung des noch heute unvergessenen göttlichen Knaben Eros.

> Wenn Gott nach unserm Wunsche einst
> Uns wird zusammenbringen,
> Dann soll daraus ein hübsches Kind
> Wie Eros selbst entspringen.*

Und während im deutschen Volksliede die ernste und tiefe Liebe als eine den ganzen

* Die Mehrzahl der Proben gebe ich nach den gelungenen Übersetzungen Hermann Lübkes.

Menschen erfassende bedeutsamste Angelegenheit des Lebens gilt, während bei den Italienern leidenschaftliche Aufforderung zu verstohlener Freude, bei den Franzosen leichtes Getändel vorherrscht, finden wir als das besondere Kennzeichen der neugriechischen Liebeslyrik einen fast antiken Schönheitssinn, mit dem die äußere Erscheinung der Geliebten bewundert und geschildert wird.

Seitdem ich deiner Schönheit Reiz empfunden,
Dein lieblich Köpfchen sah, dein schön Gesichte,
Zwingt mich mein reger Geist zu allen Stunden,
Zu feiern, Holdeste, dich im Gedichte.

Wie Marmor strahlt dein Hals, und dunkle Brauen
Der Augen schöne Wölbung sanft umziehen,
Rubinrot sind die Lippen dein zu schauen,
Gleich roten Äpfeln deine Wangen glühen.

Schön wie gemalt ist mir dein Aug erschienen,
Drin wogt's und glüht's, daß schier ich muß verschmachten,
Dein Wuchs so herrlich, königlich die Mienen,
Des Himmels Englein dir die Schönheit brachten.

Ein andermal giebt Eros selbst dem Jüngling den Rat, er solle in einem süßen Liebesliede ihrer Schönheit Strahlenzier preisen; und der Geliebte besingt nun sein Mädchen als süße Apfelgerte und schlanken Lorbeerzweig, als würzigen Majoran.

Ganz in goldnem Schimmer glänzet
Dir dein Köpfchen wunderbar,
Und in Flechten, schön gestrählet,
Prangt dein seidenweiches Haar.

Über deine dunklen Augen
Ziehn sich rabenschwarze Brauen,
Wie von Künstlers Hand gemeißelt
Ist dein Näschen anzuschauen.

Immer wieder werden die granat- oder rebenroten Lippen gepriesen, das taufrische rundliche Händchen, der lilienweiße Leib, die feinen schwarzen Augenbrauen, stolz geschwungen wie ein Rabenflügelpaar, der unvergängliche Glanz der großen schwarzen Augen, „dunkle Oliven in Milch getaucht“, die aus den Brauen lugen „wie eine Wildkatze im Gezweig“. Einem Mandelbaum in Blütenfülle gleicht ein sich kämmendes Mädchen. Wie der Mond schimmert ihr Busen, wie die Sonne ihr Antlitz, so daß die ganze Straße in wunderhellem Schein erstrahlt, wenn sie zum Fenster hinausschaut. Vom Schimmer ihres Silberfüßchens, wäscht sie an der Küste, erglänzen Meer und Ufersand. Felsen überziehen sich mit Grün, Blumen sprießen aus dem Sande, wo sie vorüberschreitet. Im Gegensatze zu dem Türken, der die üppigen Schönheiten bevorzugt, bewundert der Grieche vor allem die schlanken und zierlichen Mädchen. „Schlank wie ein Limonenzweig, der duftenden Narcisse gleich, schön gewachsen wie eine Cypresse.“ Ja, unmittelbar als Cypresse wird das Liebchen angesprochen. So in dem von Goethe übersetzten Liedchen:

Hebe selbst die Hindernisse,
Neige dich herab, Cypresse,
Daß ich deinen Gipfel küsse
Und das Leben dran vergesse.

Noch häufiger tritt das scheue Rebhuhn als Metapher für das Liebchen ein, wobei an die zierliche Gattung des Südens mit rotem Schnabel, roten Füßen, weißem Hals und silbernem Gefieder zu denken ist.

Diese entzückten Schilderungen von Antlitz und Gestalt bei gänzlicher Nichtbeachtung der inneren weiblichen Tugenden könnte man sinnlich nennen, wenn nicht die griechischen Liebeslieder so durchweg zart und duftig wären. Rohe, sittlich anstößige Anschauungen und Worte fehlen gänzlich. Das hängt natürlich mit der ganzen Art des Liebeslebens zusammen. In unseren Alpen haben Bursch und Mädchen in der Regel vor der Hochzeit, oft jahrelang, auch geschlechtlichen Verkehr miteinander, der nun in ihren Liedern mit entsprechender Deutlichkeit und Derbheit zu Tage tritt. Die griechischen Mädchen hingegen verbringen ihre Jugend in fast orientalischer häuslicher Abgeschlossenheit. Oft ertönen Klagen über die Strenge der Eltern, die es dem Mädchen verwehren, in den freien Stunden den Geliebten zu sehen und zu sprechen. Nur an den seltenen sommerlichen Festen und Tänzen trifft sich die Jugend beider Geschlechter. Eine sehr strenge Auffassung von der weiblichen Keuschheit bekunden auch die Balladen. Nicht nur die untreue Gattin muß mit dem Tode büßen, auch das Mädchen, das sich vor der Ehe dem Geliebten hingegeben hat, wird zur Strafe für die Schmach, die sie dem Hause angethan, vom Bruder erstochen. So berichtet uns die kretische Ballade von der schönen Susanne.

Beim Tanze werden neben den eigentlichen Reigenliedern auch ernste Balladen

gesungen und Zweizeiler, Distichen, die in raschem Wechselgesang von Bursch zu Mädchen wie lose Falter flattern. Es ist eine leichte Poesie des Augenblicks, uralte Gedanken oft, die bei gegebener Gelegenheit in der Erinnerung wieder auftauchen und nun eine neue Prägung erhalten. Bilder und Wendungen, wie sie den Liebenden überall von selbst auf die Lippen kommen. Diese erotischen Distichen, die zu Tausenden gesammelt wurden, gleichen mit ihrem Natureingang und ihrer epigrammatischen Kürze den Schnaderhüpfeln unserer Alpen, doch entbehren sie deren scharf zugespitzte Bosheit und derbe Sinnlichkeit. Sie sind wie kleine Bruchstücke aus Liebesliedern und können in zwangloser Folge wieder zu neuen Liedern zusammengefügt werden. So wie viele unserer bekanntesten Kärntner Lieder aus einer Aneinanderreihung von mehreren (auch ein selbständiges Leben führenden) Vierzeilern bestehen.

Die Natur wird in schönen Bildern beseelt und mit den Geschicken der Liebenden in engste Berührung gebracht. Himmel und Sterne müssen den Geliebten grüßen, der Mond seinen Pfad beleuchten, Vögel bringen Liebesbotschaft, der Mond und die Meereswogen nehmen Anteil am Schmerze der Liebenden, die Sonne bewundert das Antlitz der Auserwählten, die Bäume verdorren und das Gras verwelkt, wo ein Treueid gebrochen wurde. Ein Reif fällt in der Frühlingsnacht und knickt die Blumen, wie Falschheit ein warmfühlendes Herz erstarren macht. Mit so viel Liebe wird geliebt, als Sterne am Himmel stehen und Blätter an den Bäumen. Aus dem Grabe von Liebenden, die im Leben sich meiden mußten, wachsen Schilfrohr und Cypresse, die sich innig umschlingen. „Die lebend sich nicht küßten, sie küssen sich im Tod.“ Wie diese Naturbilder oft mit nahezu wörtlichen Übereinstimmungen in deutschen Liedern wiederkehren, so finden wir auch das in der deutschen Volkspoesie uralte und noch in heutigen Schnaderhüpfeln angewendete Motiv vom Herzensschlüssel in der Liebeslyrik häufig.

Im Herzen tief schloß ich dich ein
Und will dich nimmer lassen;
Das Schlüsselein zerbrach, so wird
Mein Herz dich ewig fassen.

Und in den kretischen Distichen:

Warum sagst du, du liebst mich, du seiest mein?
Gabst dem andern den Schlüssel zum Herzen dein?

Wer hat dein Herzlein verschlossen, wer nahm den Schlüssel dazu?
Warum denn willst nicht aufthun und klagen mein Leid mir du?

Auch die Balladen der Neugriechen, die in der epischen Technik zahlreiche Berührungen mit den südslavischen Balladen zeigen, obwohl sie gedrängter, dramatischer, mehr andeutend erzählen als diese, haben eine Reihe uralter Stoffe gemein mit der deutschen Volksepik. Balladenstoffe wandern ja, wie Märchen und Novellen, durch die halbe Welt. So singen die Griechen eine Reihe Balladen von der Rückkehr des Mannes zur Gattin nach jahrelanger Abwesenheit in dem Augenblick, da diese zu einer neuen Hochzeit genötigt wird. Mehrere Züge, so das Weben der Gattin, die Prüfung des heimkehrenden Mannes, die Wiedererkennung des einen Teils an einer Narbe bezeugen den Zusammenhang mit der Odyssee. Aus dem deutschen Mittelalter aber haben wir unter anderem die inhaltsverwandte Ballade vom edlen Moringer erhalten.

Der kämpfende Riese Tsamados, der seinen Gegner an der außerordentlichen Kraft der Schwertschläge als seinen Sohn erkennt, den Kampf abbricht und mit dem Sohne zur lange mißachteten Mutter geht, ist natürlich ein Seitenstück zum alten Hildebrand. Der Schluß weicht freilich von der altdeutschen Sage ab, indem die Mutter sich an dem Gatten für die Kränkungen rächt:

Beide, Sohn und Gatten, lud zu Speis und Trank sie ein,
Tsamados hat Gift getrunken, ihrem Sohne gab sie Wein.

Weitverbreitet bei allen slavischen und germanischen Völkern ist der durch Bürgers „Lenore“ weltberühmt gewordene Sagenstoff vom toten Freier, der nachts zu Pferde sein Liebchen holt und sie dem Grabe zuführt. Auf Kreta und Chios werden verwandte Balladen gesungen, bei denen jedoch der Held nicht der Geliebte, sondern der Bruder ist. Eine Mutter (so lautet die Sage auf den griechischen Inseln) hat neun Söhne und eine einzige Tochter. Als die Tochter weit in die Ferne heiratet, muß der

jüngste Sohn Konstantin der Mutter schwören, er werde die Schwester holen, sobald sie ihrer bedarf. Ein Pestjahr rafft die neun Söhne hinweg. Auf acht Grabhügeln weint die Mutter, auf dem neunten gemahnt sie den jüngsten Sohn an sein Versprechen. Und Konstantin erhebt sich. Den Grabstein nimmt er sich zum Roß, die Erde zum Sattel, seine blonden Haare zu Zügeln, den Mond zum Wandergenossen. Die Schwester entsetzt sich vor seinem fahlen Aussehen und seinem Weihrauchduft, doch zieht sie mit ihm. Als sie, daheim angelangt, die Mutter umarmt, sinken beide Frauen entseelt zu Boden.

Uralt und ebenfalls weitverbreitet ist der Aberglaube, daß man in einen Neubau einen Menschen lebendig vergraben müsse, damit die Schöpfung von Dauer sei. Bei allen Völkern des Balkans kehrt insbesondere das Sagenmotiv wieder, daß die Frau des Baumeisters das unglückliche Opfer sein müsse. In mehreren Fassungen ist uns die korfiotische Ballade von der Brücke zu Arta bekannt.

Drei Jahre lang bauen über hundert Meister an der Brücke, doch was tagsüber fertig wird, bricht des Abends zusammen. Da verkündigt eine Geisterstimme, die Brücke werde nicht halten, bis nicht des Obermeisters schöne junge Frau lebend in einem Pfeiler vergraben werde. Trotz der Warnung ihres Gatten kommt die Frau zur Brücke und wird gefangen. Während man Kalk und Lehm auf sie wirft, flucht sie dem Werk:

„So wie mein armes Herz mir bebt, so bebe auch die Brücke,
Und wie die Thränen mir entfall'n, so fallen auch die Wanderer!“

Man gemahnt sie, nicht so zu fluchen, sie habe doch einen lieben Bruder, der könne auch einmal über diese Brücke gehen. Da verwandelt sie ihren Fluch in Segen:

„Wenn wilder Berge Gipfel schwankt, so mag die Brücke schwanken,
Und stürzen Vögel aus der Luft, so mag der Wanderer stürzen!“ *

Während ein Nachklang der Hero- und Leandersage auf der Insel Karpathos gefunden wurde, hat sich in Epirus aus der Frankenzeit ein Lied vom Taucher erhalten, dessen Inhalt mit Schillers gleichnamiger Ballade nahe verwandt ist. Es lautet in Lübkes Übersetzung folgendermaßen:

Der König gebot's; ein Herold rief
Es hinaus in alle Lande:
„Welcher Taucher wagt es, durchs Meer so tief
Zu schwimmen zum fernen Strande?

Und durchteilt er glücklich den Wogenschwall,
So soll's ihm an Lohn nicht fehlen;
Meine Schwester darf er zum Ehgemahl,
Meine Tochter darf er sich wählen.“ — —

Sieh da, ein Armenier, stark und kühn,
Lenkt grüßend zum König die Schritte:
„Winkt mir dein Töchterlein als Gewinn,
Durchschwimm ich des Meeres Mitte.“

Der Arme! er warf sich von Ufers Höh,
Er sprang in die Fluten nieder,
Zwölf Meilen schwamm er hinein in die See
Und niemals kehrte er wieder.

* * *

Bisher haben wir Liedergattungen kennen gelernt, die in jeder Volkspoesie in ähnlicher Form, wenn auch mit verschiedener nationaler Färbung wiederkehren. Nun bleiben aber noch zwei Gruppen zu besprechen übrig, die auch ihrem Inhalt und ihrer ganzen Auffassung nach aus dem griechischen Volkstum hervorgegangen und für dieses besonders kennzeichnend sind. Ich meine die geschichtlichen, namentlich die Klephthenlieder, die mit den Geschicken des Landes verwachsen sind, und die mythischen und Kultgesänge, die sich an die altüberlieferten, ihrem Geiste nach vielfach heidnischen Anschauungen und Bräuche der Neugriechen anschließen.

Die türkische Gewaltherrschaft, sowie die trotz aller Mißerfolge immer von neuem versuchten Aufstände bis zur endlichen siegreichen Erhebung werden in den geschichtlichen Liedern dargestellt, freilich nicht mit urkundlich genauer Wiedergabe der Einzelheiten, sondern im Sinne der vom Volke ausgeübten künstlerischen Konzentrierung und sagenhaften Ausschmückung der hervorragendsten Helden und der bedeutsamsten Ereignisse. So schwer auch das Joch der Fremden auf den Städtern und den Bauern des flachen Landes lasten mochte, auf den un-

* Man vergleiche über diesen Sagenstoff die schöne Schrift von Reinhold Köhler: „Aufsätze über Märchen und Volkslieder“, S. 36 bis 41.

wegsamen Höhen des Pindos und des Olympos verblieb ein trotziges Geschlecht dauernd unbezwungen, das lieber unter Wölfen in Felsenklüften, als unter Türken hausen wollte. Die Klephthen, d. h. Räuber, waren Freischärler, die als die letzten Reste griechischer Unabhängigkeit in den Jahrhunderten der Knechtschaft in den Bergen fortlebten und auch den ersten Anstoß zur Wiederbefreiung des Vaterlandes geben sollten. Sie führten einen ewigen Kleinkrieg gegen den Erbfeind und trugen, sobald ihre Orakel ihnen einen günstigen Ausgang voraussagten, Schrecken und Tod in die Ebene. Ihr Räubertum bewegte sich in ritterlichen Formen. Die Klephthen töteten nur aus Notwehr oder Rache, verstümmelten nur Verräter, nahmen Schätze und Lösegeld nur von Reichen und Mächtigen und übten die zarteste Rücksicht gegen das weibliche Geschlecht aus. Denn wer die Keuschheit verletzte, war ihrer Meinung nach bestimmt, in Gefangenschaft zu geraten und wurde darum aus der Bande ausgestoßen. Der Lebenswunsch des Klephthen war eine „glückliche Kugel", daß er nicht lebend dem Feinde in die Hände gerate. Begreiflich, daß dieses romantische Räubertum, das in Diensten der guten Sache, der Freiheit und des Christentums stand, dem ganzen Griechenvolke in einem verklärenden Lichte erschien, und daß deren Lieder nicht müde werden, die Heimatsliebe, den Freiheitssinn, die Todesverachtung, die Standhaftigkeit im Ertragen von Mühen und Leiden, den Türkenhaß der Klephthen zu preisen. Typisch ist die Eröffnung, die ein thessalischer Jüngling seiner Mutter im Liede macht:

„Mutter hör's: Den Türkenhunden will als Knecht ich dienen nicht!
Mag nicht dienen, kann nicht dienen, weil das Herz dagegen spricht.
Zu der Büchse will ich greifen, zu den Räubern will ich gehn,
Durch die Berge will ich streifen, wohnen auf den Felsenhöhn.

Wo die wilden Tiere hausen, wähl ich meine Ruhestätt;
Schnee soll mir als Decke dienen und der harte Stein als Bett.
Gieb mir deinen Segen, Mutter! Mußt nicht weinen, geh ich fort;
Wünsch du mir, daß viele Türken ich vernicht in blut'gem Mord!"

Wie groß das Selbstbewußtsein der Klephthen war, beweist unter anderem auch jenes von Goethe übersetzte Lied, worin ein Adler mit eines Helden blutigem Haupt ein Gespräch führt und, ehe er es verspeist, die Frage an den Helden richtet, ob er verbrecherisch gefallen sei. Der Klephthe giebt die beruhigende Antwort:

„Speise, Vogel, meine Jugend,
Meine Mannheit speise nur!
Ellen länger wächst dein Flügel,
Deine Klaue spannenlang."

Nicht zu zählen seien die Feinde, die er im Kampfe dahingestreckt, und als tapferer Held sei er selbst gefallen.

Die Ruhmredigkeit und Übertreibung, die den griechischen Volksliedern auch bei den märchenhaften Schilderungen fürstlicher Pracht und weiblicher Schönheit eigen ist, erfüllt die poetischen Gefechtsberichte, die nach Goethes Urteil „viel zu wenig Unterscheidendes in den Vorfällen haben, um der Einbildungskraft wirkliche Gestalten und Thaten vorführen zu können." Mehrere Lieder erzählen vom Tode des Klephthenhäuptlings Diakos, der an den Thermopylen 1821 angeblich mit achtzehn Getreuen gegen achtzehntausend Türken drei Stunden lang heldenmütig kämpfte. Erst nachdem ihm Flinte und Schwert geborsten waren, nachdem ihn tausend Türken von vorn und zweitausend von hinten faßten, konnte er lebend gefangen werden. Die Aufforderung, Mohammedaner zu werden, weist er mit Verachtung von sich; er lacht der Marter des Pfahles und verhöhnt die Türken bis zum letzten Atemzuge. Das Lied vom Führer Bukovalas erzählt, daß man nach der Schlacht bei Kerasovon 1715 die Toten gezählt habe:

Dreimal zählte man die Türken, und vierhundert Tote lagen,
Und als man die Klephthen zählte, sieh, drei Kämpfer fehlten nur.

Diese Großsprecherei erinnert uns unwillkürlich an die jüngsten Kriegsberichte und die offiziösen Telegramme der athenischen Zeitungen.

Wiederholt erwähnen die Lieder auch, daß Mädchen als Männer verkleidet mitkämpfen und Tausende von Türken niedermachen. Die Erkennung ihres Geschlechtes geschieht regelmäßig dadurch, daß die Brustspange bricht und „des Busens Mondesschimmer" aufleuchtet. Dieses Motiv ist übrigens der

Volkspoesie aller Balkanstämme geläufig und beruht sicher auf geschichtlichen Thatsachen. Noch im letzten griechisch-türkischen Kriege kämpfte ein verkleidetes Mädchen mit, dessen Geschlecht erst im Spital, wohin man es seiner Wunden wegen gebracht hatte, entdeckt wurde.

Nicht nur im Kampfe, auch im Liebesleben setzen die griechischen Mädchen den Türken zähesten Widerstand entgegen, davon giebt manches Lied Kunde. Und hat sich ja ein Mädchen von einem türkischen Werber umstimmen lassen, so schlägt es gewöhnlich zu ihrem Unheil aus. Epirotische Lieder besingen z. B. das traurige Geschick der schönen Euphrosyne, der Geliebten Muchtars Pascha. Während dieser gegen Suli im Felde stand, ließ sein Vater, der gewaltthätige Tyrann von Epirus, Ali Pascha, 1801 Euphrosyne mit siebzehn jungen Griechinnen im See von Janina ertränken.

Seit der Begründung des griechischen Königreiches ist das geschichtliche, über die Leiden des Volkes klagende Lied in den befreiten Gebieten seltener geworden, doch nicht ganz verstummt. Denn noch bewegt alle Herzen der sehnsüchtige Wunsch nach einer Einigung der ganzen griechischen Nation mit der Hauptstadt am Bosporus, ein Wunsch, dessen Erfüllung durch den jüngsten unglücklichen Krieg in unabsehbare Ferne gerückt erscheint. Und so wird noch heute in allen griechischen Landschaften mit Wehmut das alte Volkslied vom Falle Konstantinopels gesungen, das in die tröstliche Verheißung ausklingt:

Euer wird es wieder werden, bis die Zeit und Stund erfüllet!

Während das Christentum auf die Ausgestaltung des griechischen Volksliedes so gut wie keinen Einfluß geübt hat, während Legenden und geistliche Lieder (im Gegensatze zur deutschen Volkspoesie) in der neugriechischen fast ganz fehlen, ersehen wir aus den zahlreichen Gesängen, die sich auf mythische Wesen beziehen, daß die Welt- und Naturanschauung des griechischen Volkes in der Gegenwart noch ganz von antik-heidnischem Geiste durchtränkt ist. Volksballaden berichten von schönen Frauen, die gleich Circe durch Zaubermittel Jünglinge in ihren Armen zurückhalten, daß sie der Geliebten und der Eltern vergessen; von Lamien, deren Gesange Schiffer festgebannt lauschen, bis ihr Fahrzeug am Felsenufer zerschellt, von Nereiden, die aus der Flut aufsteigend Reigentänze aufführen und Jünglinge berücken und ins Verderben stürzen, von Moiren (μοῖραι), Schicksalsgöttinnen, die jedem Neugeborenen gleich nach der Geburt in Segen oder Fluch den Lebenslauf vorausbestimmen. Namentlich auf der Insel Ägina ist der Moirenglaube zu einem förmlichen, alle Möglichkeiten berücksichtigenden System ausgebildet worden. Ebenda sind Weissagungen unter bestimmten Bräuchen und Förmlichkeiten, unter liedmäßigen Beschwörungen und Zauberformeln üblich, die einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem altgriechischen Orakelwesen erkennen lassen.*

Die festlichen Bräuche der Griechen sind auch vom Liede verklärt, besonders das Hochzeitsfest, das überall reich und vielgestaltig, am prächtigsten auf Kreta gefeiert wird. Hier bildet dieses Familienfest mit seinen zahlreichen Ceremonien, Aufzügen, Bewirtungen, Tänzen, sinnbildlichen Handlungen einen kunstvollen, klar gegliederten Bau, auf dem der tauige Schimmer der Poesie in altüberlieferten Wechselgesängen, Einzel- und Chorliedern erglänzt.

Am reinsten hat sich das griechische Altertum in den Liedern erhalten, die sich an den Totenkult anschließen. Noch heute werden in Griechenland an der Bahre des Verstorbenen von verwandten Frauen und bestellten Klageweibern improvisierte, aber in altüberlieferten Wendungen sich ergehende Trauergesänge vorgetragen. Diese bei den Völkern des Altertums allgemein verbreitete Sitte hat sich bis zur Gegenwart bei den meisten Naturvölkern und bei einigen in abgelegenen Landstrichen wohnenden europäischen Stämmen, so bei den Siebenbürger Sachsen, bei den Bocchesen, den Finnen und bei den Korsen erhalten, deren ergreifende Voceri uns Gregorovius in seinem klassischen Werke über Korsika vermittelt hat. In den Trauergesängen der neugriechischen Frauen

* Man vergleiche zu diesem Gegenstande: A. Thumb, „Zur neugriechischen Volkskunde“, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 3. Band, und Bernhard Schmidt, „Das Volksleben der Neugriechen“ I (Leipzig 1871).

ist vom Christentum nicht ein Hauch zu verspüren: nichts von Himmel und Hölle, nichts von der Zuversicht auf Erlösung und Wiedersehen. Nur die Verzweiflung wird laut über die Trennung vom geliebten Verwandten, der auf ewig vom Sonnenlicht und der Daseinsfreude scheiden und ins düstere Todesreich hinuntersteigen muß. Mit zärtlichen, begeisterten Worten wird der Verstorbene gefeiert als der Mai im holdesten Blütenprangen, als der Nachbarn Ehr und Preis, als des ganzen Ortes Zierde. Alle Angehörigen werden aufgefordert, mitzuweinen, daß die Flut der Thränen als trüber Strom in den Hades eindringe.

Vom Hades — der antike Name hat sich erhalten — haben die heutigen Griechen dieselbe Anschauung wie der Schatten des Achilles, der in der Odyssee eingesteht, daß er lieber auf Erden dem Landmann als Tagelöhner das Feld bestellen möchte, denn in der Unterwelt als König die Schar vermoderter Toten beherrschen. Das Volkslied schildert ihn als einen dunkeln, unheimlichen Ort, wo Gute und Böse zugleich als blutlose Schemen einkehren, um sich vergeblich nach ihren Lieben und nach den irdischen Freuden zurückzusehnen. So klagen Eltern um ihre Tochter:

„Wohin du, liebes Mädchen, gehst in Hades dunkeln Gründen,
Dort hörst du keinen Hahnenschrei, dort gluckst keine Henne,
Dort rieselt nicht ein muntrer Bach, dort grünet keine Wiese,
Und leidest Hunger du und Durst, nicht giebt's dort Trank und Speise.
Verlangt dein Herz nach süßer Ruh, wirst du nicht Schlummer finden.
O bleibe, Kind, im Elternhaus, bleib hier in deinem Zimmer!" —

„Ich kann's nicht mehr, o Vater mein, o herzgeliebte Mutter!
Ich habe gestern mich vermählt, in später Abendstunde,
Zum Gatten wählt ich Hades mir, den Grabesstein zur Schwieger."

Die Personifikation des Todes stellt im neugriechischen Volkslied Charos dar. Er ist nicht so sehr der Seelenfuhrmann Charon — auf einigen Inseln hat sich die antike Namensform noch erhalten — sondern die poetische Verkörperung des unerbittlichen Todes und seiner Macht, der Herr der Unterwelt. Geschildert wird er als ein grauenerregender Mann von übernatürlicher Größe und Stärke, auf einem Rappen reitend, angethan mit einem schwarzen Mantel, in der Hand einen Bogen, auf dem Rücken den Köcher mit den todbringenden Pfeilen. Niemanden verschont er, nicht junge Mädchen und kräftige Männer, nicht Bräute im Silberschmuck und Jungvermählte im Kranze. Greise erfaßt er bei der Hand, Jünglinge schleift er bei den Haaren, Kinder knüpft er an seinen Sattel. Nicht Bitten noch Geschenke vermögen etwas. Er giebt seine Gefangenen nicht frei und versagt ihnen jeden Wunsch. In einer von Goethe übersetzten Ballade flehen die Geister im Totenzuge:

„O Charon, halt, halt am Geheg,
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen." —

„Nicht am Gehege halt ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich."

Die Wohnung des Charos ist Entsetzen erregend: im Inneren graue Finsternis, von außen Spinngewebe, aus Menschenköpfen die Mauern, aus schöner Mädchen Locken das Dach.

An die ergreifende mittelalterliche Vorstellung von den Totentänzen erinnert das Ringen mit dem Charos, das mehrere griechische Balladen berichten. Natürlich bleibt der Tod Sieger. So in der arachovischen Ballade von Charos und dem Hirten:

„Mein Bursche, Gott hat mich gesandt, die Seele dir zu nehmen!" —
„Nein, ohne krank und siech zu sein, geb ich nicht meine Seele!
Doch, Charos, laß uns ringen jetzt auf fester Marmortenne,
Und wenn du mich zu Boden wirfst, gehört dir meine Seele,
Doch sieg ich, Charos, über dich, gehört mir deine Seele."
Sie faßten sich, sie rangen wohl zwei Nächte und drei Tage,
Und in der Früh am dritten Tag, wohl um die Frühmahlsstunde,
Da führt der Bursch so schweren Schlag, daß Charos drob ergrimmte;
Er faßt ihn bei den Haaren fest und donnert ihn zu Boden.
Laut stöhnt darob der junge Hirt, und tief und schwer er seufzte:

„Charos, gewähre mir noch Frist, drei Tage und drei Nächte,
Zum Essen, Trinken gieb mir zwei, am dritten will ich gehen,
Zu sehen all die Freunde mein und meine Anverwandten.
Hab ja zu Haus ein junges Weib, der Witwenstand nicht ziemet,
Hab auch zwei kleine Kinder noch, zu jung um zu verwaisen;
Die Schafe harren ihrer Schur, der Käse steht im Topfe."
Und sieh, wohl um die Abendzeit rafft Charos ihn von hinnen.

Ganz ausnahmsweise, nur aus sehr gewichtigem Grunde läßt Charon sich erweichen. In einer kretischen Ballade fleht ein Jüngling, der beim Ringen unterlegen ist, um vierzig Tage Frist, daß er sich des Lebens erfreue, denn noch hingen ihm in der Kirche die frischen Hochzeitskränze, noch hätten die Gäste das Festgebäck nicht verzehrt. Charon erwidert, er wolle ihm vierzig Jahre Frist gewähren:

„So sehet hier, wie Charon selbst ehliche Liebe ehrte."

Eine leise Wehmut durchzieht die ganze neugriechische Volkslyrik. Die bange Furcht vor dem düsteren Charos, der dem sonnigen Dasein ein jähes, unwillkommenes Ende bereitet, der Schmerz über die traurigen Geschicke des Volkes, die schier hoffnungslose Sehnsucht nach einer Einigung der Nation werfen ihre Schatten auf die gesamte volkstümliche Poesie. Leichtsinnige Trinklieder, ausgelassene Scherzlieder fehlen durchaus, und selbst aus den Tanzliedern erklingt meist nur eine gedämpfte Freude. Auch das, abgesehen von den Liebesdistichen, fast ausschließlich verwendete sogenannte politische Versmaß, fünfzehnsilbige reimlose Jamben, giebt den Gesängen den Charakter des Schwerflüssigen und Getragenen. Nur die Freude über die allerdings immer als vergänglich empfundene Jugend und Schönheit, die Liebe zu der herrlichen, meerumschlungenen Heimat, das innige Familienglück leihen vielen Liedern wärmere Töne und eine fröhlichere Stimmung.

Zweifellos ist die blühende, vielgestaltige neugriechische Volkslyrik geeignet, eine bessere Meinung von der Nation zu erwecken, als sie heute zumal in Deutschland verbreitet ist. Aus den Liedern, die den Zusammenhang mit dem ruhmvollen Altertum nicht verleugnen, müssen wir auf einen gesunden Kern der breiten Schichten des genügsamen, liebenswürdigen, geistig regsamen Volkes schließen; aus ihnen dürfen wir die Hoffnung schöpfen, daß dereinst bei günstigeren Schicksalsfügungen dem unglücklichen Volke eine gesündere innere Entwickelung und eine kräftigere Bethätigung der äußeren Machtstellung beschieden sein werde.





Der Hang zur Verlängerung.

Von

Ernst Eckstein.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der gebildete Leser, der ein Lied Walthers von der Vogelweide oder Ulrichs von Singenberg zur Hand nimmt, wird stets von neuem darüber erstaunt sein, daß die Veränderungen, die unsere Muttersprache in dem gewaltigen Zeitraume von nahezu achthundert Jahren erlebt hat, eigentlich so geringfügig und so wenig einschneidend sind. Jedenfalls klafft zwischen dem Mittelhochdeutschen des zwölften Jahrhunderts (Walther von der Vogelweide) und dem Althochdeutschen des neunten Jahrhunderts eine so starke Kluft, daß die Wandlungen, die sich seither vollzogen haben, kaum damit zu vergleichen sind.

Man halte zum Beispiel die hier folgenden Verse Ulrichs von Singenberg neben die wörtliche neuhochdeutsche Übersetzung:

> Betrogeniu welt, du hast betrogen
> Mich unde ouch vor mir manegen man.

Neuhochdeutsch:

> Betrogene Welt, du hast betrogen
> Mich und auch vor mir manchen Mann.

Ferner:

> Ich wil mit fröide richem muote
> Singen alle wile ein wip.

Neuhochdeutsch:

> Ich will mit freudenreichem Mute
> Singen alle Weile ein Weib.

Oder die nachstehenden Verse Walthers:

> Ich kam gegangen
> Zuo der ouwe:
> Dô was mîn vriedel komen ê.
> Dâ wart ich enpfangen,
> hêre vrouwe!
> Daz ich bin saelic iemer mê.

Neuhochdeutsch:

> Ich kam gegangen
> Zu der Aue:
> Da war mein Friedel[1] kommen eh.[2]
> Da ward ich empfangen,
> Hehre Fraue,
> Daß ich bin selig immer mehr.

Erstaunlich fremd erscheint hiergegen das Sprachbild des Althochdeutschen, das doch nur um drei Jahrhunderte hinter dem Mittelhochdeutschen zurückliegt. Man vergleiche die hier folgenden Stellen des althochdeutschen Matthäus-Evangeliums, der sogenannten Versio Francica, mit der modernen Verdeutschung, die wir der Übersichtlichkeit halber gleich Wort für Wort unter den althochdeutschen Text setzen.

> Ir gihortut, thaz giquetan ist: ouga furi ouga
> (Ihr hörtet, daß gesagt ist: Auge für Auge
> inti zan furi zan.
> und Zahn für Zahn.)

> So wer so furlaze sina quenun, gebe iru buoh
> (So einer verläßt sein Weib, gebe ihr einen
> thanatribes.[3]
> Scheidebrief.)

> Si iwar wort: ist ist, nist nist.
> (Eure Rede sei: Ja ja, nein nein.)

> Liohtfaz[4] thes lihhamen[5] ist ouga.
> (Die Leuchte des Leibes ist das Auge.)

Hier findet sich eine Reihe von Vokabeln und Formen, die man ohne Fachgelehrsamkeit nicht mehr versteht, während es dem gebildeten Laien nicht schwer fällt, sich auch ohne

---

[1] Soviel wie „Liebster“, zu dem Wortstamme vri, fri, wovon neuhochdeutsch „freien“ und „Freund“.
[2] zuvor.
[3] Eigentlich: Buch (Dokument) der Scheidung.
[4] Buchstäblich: Lichtfaß, Lichtgefäß, Lichthalter, Leuchter.
[5] Unser neuhochdeutsches Leichnam.

besondere Vorbereitung in das Nibelungenlied einzulesen und im Laufe der Lektüre die Mehrzahl der kleinen Unverständlichkeiten, die ihm begegnen, in Klarheit aufzulösen.

Trotzdem würde der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er das Mittelhochdeutsche, anstatt es zu lesen, nur mit dem Ohr auffassen sollte, sofort spüren, daß die musikalische Beschaffenheit des Idioms seit Walther vollständig gewechselt hat, und zwar infolge einer Umbildung, die, noch immer nicht abgeschlossen, überall mit unabweislicher Hartnäckigkeit um sich greift. Ich meine die fortschreitende Umwandlung der kurzen Vokale in lange.

Ein Skizzenbüchlein des Wiener Schriftstellers Chiavacci enthält folgende Stelle, deren Beziehung zu unserem Thema dem Leser nach wenigen Zeilen einleuchten wird:

„Muatta, der Huber-Franzl sagt zu sein Votern: ‚Vatter‘!“

„So? No die Leut habn's notwendig, san noch den letzten Zins schuldig und nehmen's Holz kreuzerweis bei'n Greißler; aber's Strachmachen können's halt net g'raten.“

„Muatta!“

„Na, was denn?“

„I möcht a zu'n Votern ‚Vatter‘ sagen.“

Die Mutter schwieg, halb erschrocken über die Umsturzideen ihres Sprößlings; innerlich spann sie aber doch den Gedanken weiter... Was wäre denn auch Arges dabei? Sie hatten sich im ehrlichen Schusterhandwerk ein schönes paar Tausend verdient und konnten sich schon langsam damit sehen lassen. Das wäre so der erste Schritt; vielleicht könnte man einen Hauslehrer nehmen und für die Marie ein Klavier...

Wenn nur der Alte mit seinem verdammten Querschädel nicht wäre! Und bei dem nächsten Tete-a-tete trägt sie dem gestrengen Gatten zag und schüchtern ihre Wünsche vor. Da kommt sie aber schön an.

„Was, Madam Hochhinaus? Der ‚Voter‘ is ihr nimmer recht? San wir deswegn noblicher wordn, weil m'r a paar Zwetschken in' Kastn habn? Da soll er lieber glei Papa sagen wie a Hausherrnsohn.“

„No, und könnten mir uns eppa net a Haus kaufen?“

„Alles aus, i hab zu mein Votern ‚Voter‘ gsagt, mein Voter hat's zu sein' gsagt und mei Großvater a! Und dabei bleibt's. I will von dö gespreiztn Gschichten nix mehr hören...“ —

So scheiden sich die Kinder in der Schule strenger als die indischen Kasten voneinander ab, und das Schiboleth der Zusammengehörigkeit ist das Wort: Vater! Der Paria, welcher „Voda“ sagt, kommt gar nicht in Betracht. „Voter“ sagt die große Menge, die sich durch nichts über das Niveau des Gewöhnlichen erheben will. Die Klasse der Emporkömmlinge, der Streber, in denen das Patriciertum vom Thury-Brückl oder vom Hahnl-Bergl Wurzel zu fassen beginnt, hat zur Unterscheidung von der misera plebs das schauderhafte Wort „Vatter“ (sprich das a recht hell und scharf) erfunden. Ich kann mir kein ärgeres Sprachungeheuer denken; und dennoch bildet er das ausschließliche Paradestück so zahlreicher Familien, die sich wenigstens durch einen Schimmer von „Bültung“ von den „andern“ unterscheiden wollen. „Sei stat, Pepi, sunst kummt der Vatter oba und haut di...“

Soweit Chiavacci. Der geistreiche Plauderer, der uns mit diesen Alltagsbeobachtungen zweifellos einen belangreichen Beitrag zur Kennzeichnung des Wienertums liefert, irrt nur in dem einen Punkte, daß er das Wort „Vatter“ für eine schauderhafte Neuerung, für eine unberechtigte Schöpfung der Emporkömmlinge hält. „Vatter“ ist vielmehr die echte, alte, ursprüngliche Form des Wortes. Das mittelhochdeutsche vater (mit kurzem a) lautete ganz genau wie das neuwienerische „Vatter“. Die Form „Voter“, die Chiavacci für die ursprüngliche hält, ist durch Verlängerung des a-Lautes (bei gleichzeitiger Verdumpfung zu o) aus dem mittelhochdeutschen vater (sprich vatter) erst später entstanden. In Wahrheit also verhält sich die Sache umgekehrt. Die vermeintlichen Neuerer sind hier die wahrhaft Konservativen, und die vermeintlich Konservativen haben unter dem Banne des unwiderstehlichen Hanges zur Verlängerung mit der altehrwürdigen Überlieferung gebrochen.

Wie umfassend der Hang zur Verlängerung die lautliche Erscheinung unserer neuhochdeutschen Sprache im Vergleich zu der mittelhochdeutschen verändert hat, davon wird man sich mit wachsendem Staunen eine de-

monstratio ad aures leisten, wenn man sich z. B. das Nibelungenlied von einem Sprachkenner laut vorlesen läßt. Aber auch die bloße lexikalische Aufzählung der also verwandelten Wörter wirkt höchst überraschend. Es sei uns gestattet, hier aufs Geratewohl einige der gangbarsten Vokabeln herauszugreifen, die im Neuhochdeutschen mit gedehntem Vokal gesprochen werden — also wie „Vater“, während sie im Mittelhochdeutschen kurz lauteten — also wie vatter.

Bleiben wir zunächst bei dem Vokal a. Bahn, Hahn, Zahn, Spahn, lahm, nahm, bei denen das eingeschobene h nach einer alten orthographischen Schrulle nur dazu dienen soll, die Verlängerung zu verdeutlichen, hießen mittelhochdeutsch ban, han, zan, span, lam, nam und wurden zur Zeit Walthers von der Vogelweide gesprochen wie bann, hann, zann, spann, lamm, namm.

Aar, Schar, Star, Gabel, Magd, trage, Gram, Scham, Klage, Hagel, gab, stahl, aber, Nabel, Grab, Bad, Rad, Pfad, Bart, Harz, Arzt, Schlag, Tag, zart, Schwarte, spart wurden mittelhochdeutsch insgesamt kurz und scharf gesprochen, also wie arr, scharr, starr, gramm, schamm u. s. w.

Wenn sonach der Berliner heutzutage noch „Badd, Radd, Grabb“ ausspricht, so ist er mit diesen Wörtern ebenso weit hinter der neuhochdeutschen Sprachentwickelung zurückgeblieben wie der von Chiavacci beschriebene Wiener, der „Vatter“ sagt.

Den hier angeführten Verlängerungsbeispielen steht vorläufig noch eine Reihe von Wörtern gegenüber, in denen das mittelhochdeutsche kurze a auch neuhochdeutsch kurz bleibt, wie Hammer, Stamm, Tann, Bach, flach, Lache, Schwamm, Stall, laß, all, Ball, Schall, machen, Sache, Fall, Mann, stark, scharf, warf, Harfe, darf, Barke, schwarz, Garten. Allen sprachgeschichtlichen Erfahrungen zufolge ist auch hier die Verlängerung nur noch eine Frage der Zeit. Natürlich zählt man bei solchen Entwickelungsprozessen nicht nach Jahren oder Jahrzehnten, sondern oft nach Jahrhunderten, wenn auch manchmal gewisse durchgreifende Wandlungen weit rascher eintreten, als man vermuten sollte. Das neuhochdeutsch noch kurz gebliebene Mann wird in Österreich bereits „Mahn“ ausgesprochen. Ebenso die kurz gebliebene Präposition an, die auch z. B. in Sachsen schon allgemein „ahn“ lautet. Garten wird in Ostpreußen schon gedehnt und wie „Gahrten“ gesprochen.

Wenden wir uns jetzt zu dem Vokal e. Während das e in fremd, Elle, Stelle, Schwelle, Geselle, sperren, zerren, Vetter u. s. w., das mittelhochdeutsch kurz war, auch neuhochdeutsch kurz bleibt, verlängert es sich in Meer, Beere, Heer, sehnen, heben, legen, Schlegel, edel, Weg (aber nicht in der Partikel „weg“, wo es kurz bleibt), Rede, Esel, dehnen, den, wehren und vielen ähnlichen Wörtern; desgleichen in quälen, zählen, verbrämen u. s. w., wo ä statt des mittelhochdeutschen e steht. Auch hier finden sich mundartliche Beispiele von Verlängerung bei solchen Wörtern, die im Schriftdeutschen noch für kurz gelten. So in Oberhessen „Ehl“ statt Elle. Dem Kinde antwortet man auf die Frage: „Wieviel Uhr ist's?“ mit dem scherzhaften Distichon:

Dreiviertel auf der Ehl:
Wenn's schlägt, dann zähl!

In gewissen Zusammensetzungen hat sich der kurze Vokal, der in dem einfachen Wort dem Hang zur Verlängerung unterlag, kurz erhalten. So heißt es z. B. neuhochdeutsch zwar „Heer“, aber nicht „Heerzog“ und „Heermann“, sondern „Herzog“ und „Hermann“.

Das mittelhochdeutsche kurze i wird lang in viel (doch sagt der Berliner „ville“, Spiel (in Österreich „Spüll“), Ziel, dir, ihn, Kies (mundartlich noch „Kiß“), Wiese (mundartlich in Frankfurt, Nassau, Hessen u. s. w. noch „Wiß“), Schmied (mundartlich und als Eigenname noch „Schmidt“, „Schmitt“), Fiedel (mundartlich noch „Fiddel“).

Kurz bleibt das mittelhochdeutsche kurze i in will, Himmel, Gewimmel, bin, in, Sinn, gib (doch zuweilen auch lang: „gieb“), Schiff, Strick, sticken u. a.

Das mittelhochdeutsche kurze o wird lang in hohl (hiervon „Höhle“; die ursprüngliche Kürze bleibt in der Nebenform „Hölle“), wohl (doch berlinisch „woll“, „jawoll“ und schriftdeutsch „Wollust“ mit kurzem o), Ofen, Bote,[1] Hof (doch berlinisch kurz „Hoff“ und

---

[1] Die mittelhochdeutsche Kürze hat sich noch mundartlich erhalten; z. B. pfälzisch „Bodd“, vergl. Nadlers Gedicht: „Der Brand im Hutzelwald,“ wo es heißt: „Ja, spricht der Bodd, das sin verfluchde Sache ...“

überall kurz in gewissen Eigennamen wie „Hoffmann", „Hoffrichter"), Lob, Fohlen, Thor, vor (doch vorzüglich, vortrefflich, Vorteil; sprich: „vorrzüglich", „vorrtrefflich", „Vorrteil", im Gegensatze zu Vorzug, Vorsicht, sprich: „Vohrzug", „Vohrsicht"); während es kurz bleibt in sollen, wollen, toll, voll.

Am spätesten hat der Hang zur Verlängerung bei dem dumpfsten der fünf Hauptvokale, bei dem u, eingesetzt. Das kurze mittelhochdeutsche u bleibt in den meisten Fällen auch neuhochdeutsch kurz. Doch streckt auch hier der Trieb des Verwandlungsprozesses bereits seine Fühler aus. Verlängert erscheint das mittelhochdeutsche kurze u in Flug, Zug und Tugend.[1] In den meisten Fällen ist das neuhochdeutsche lange u nicht die Verlängerung eines mittelhochdeutschen kurzen u, sondern wie in Ruhm, Huhn, Grube, fuhr, schuf, klug, suche, Blut, Fuß, Buhle der Ersatz für einen uns verloren gegangenen mittelhochdeutschen Diphthong, nämlich für uo, was zuerst u-e und dann û (lang) wurde. Fuß hieß mittelhochdeutsch vuoz, Blut bluot, fuhr vuor.

In dem Hang zur Verlängerung begegnen wir einem ähnlichen Streben des Sprachgeistes, wie er bei dem Hang zur Diphthongierung vorwaltet. Das Verwandeln des mittelhochdeutschen hol (sprich: holl) in das neuhochdeutsche „hohl" entspringt einem ähnlichen Drang nach größerer Körperlichkeit und Fülle wie das Verwandeln des mittelhochdeutschen wîp in das neuhochdeutsche „Weib", des mittelhochdeutschen hûs in das neuhochdeutsche „Haus", des lateinischen dormio in das spanische duermo, des lateinischen bene in das französische bien, des lateinischen focus in das italienische fuoco und in das spanische fuego. Die Sprachen büßen im Laufe der Zeit an Volltönigkeit ihrer Endungen und Beugungssilben fortwährend ein: hierfür suchen sie sich durch gewisse Veränderungen im Inneren der Wortkörper schadlos zu halten.

Übrigens giebt es auch vereinzelte Fälle, wo im Widerspruch mit dem allgemein gültigen Hange nach Verlängerung eine Verkürzung des ursprünglich langen Vokals eintritt, wie denn überhaupt in der Sprachentwickelung kein Gesetz mit jener unverbrüchlichen Starrheit herrscht, die wir bei den eigentlichen Naturgesetzen beobachten. Das Gesetz der Schwerkraft, der Trägheit u. s. w. kennt keine Ausnahmen; auf sprachlichem Gebiet wirken so viele Faktoren gleichzeitig bei der Hervorbringung einer Erscheinungsgruppe, daß manchmal Ergebnisse erzielt werden, die jeder Berechnung spotten.

Da tritt uns zum Beispiel — gleichsam als Vergütung für den organisch verlängerten „Vater", der mittelhochdeutsch vatter gesprochen wurde — die organisch verkürzte „Mutter" entgegen. Das mittelhochdeutsche muoter müßte neuhochdeutsch „Muter" (sprich „Muhter") lauten, wie bluot „Blut" und nicht „Blutt" lautet. Schon in den alten Sprachen ist der Vokal in der Stammsilbe dieses Wortes lang: Sanskrit mâtar, griechisch mêtêr, lateinisch mâter, im Gegensatz zu dem Vater, der überall in der Stammsilbe einen kurzen Vokal hat: Sanskrit pitar (sprich pittar), griechisch patêr (sprich pattehr), lateinisch pater (sprich patter). Und plötzlich auf der Übergangsschwelle vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen wird das Verhältnis umgekehrt: die „Mutter" wird kurz, der „Vater" lang.

Ferner sind die Stammsilben der mittelhochdeutschen Wörter iemer (immer), jâmer (Jammer), muoz (muß), müezen (müssen), lâz (laß), lâzen (lassen), râche (Rache) im Neuhochdeutschen sämtlich kurz geworden.

Verloren ging auch die ursprüngliche Länge in gewissen Zusammensetzungen. Das Eigenschaftswort „hoch" hat die mittelhochdeutsche Länge beibehalten. In „Hochzeit" jedoch, das mittelhochdeutsch hôchgezît (sprich: hohchgezîht) hieß, hat sich dies hôch verkürzt. Ebenso heißt es jetzt „gehorsam" (von „hören") mit kurzem o und „Nachbar" (von „nah") mit kurzem a in der ersten Silbe.

[1] Es giebt ein mittelhochdeutsches Wort butze (Kobold, Gespenst), das unserer Schriftsprache verloren gegangen ist. In gewissen Mundarten, z. B. in der oberhessischen, lebt dieses butze in der Form „Buhz" fort, also gleichfalls mit Verlängerung des kurzen u. Die oberhessischen Kinder werden mit der Drohung erschreckt: „Still! Der Buhz kommt!"



Die San-José-Schildlaus.

Von

Friedrich Krüger.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wer hätte nicht schon an den Weinstöcken die braunen, glänzenden, buckelig-erhabenen, bis zu acht Millimeter groß werdenden Stellen gesehen, die sich infolge ihrer Farbe oft nur wenig von der Rinde unterscheiden, oder jene ganz ähnlichen Gebilde an den Ästen der Pfirsich- und Pflaumenbäume? Wem wären ferner an älteren und jüngeren Zweigen der Apfel-, Birn- und Mispelbäume oder anderer Holzgewächse nicht bereits die oft in unglaublichen Mengen vorhandenen, bis zu zwei Millimeter großen, nur wenig erhabenen, rötlich-braunen, vorn verschmälerten und kommaartig umgebogenen Gebilde aufgefallen? Wer kennt nicht jene kleinen weißen, rundlichen, wenige Millimeter großen, leicht ablösbaren und einem dünnen Häutchen gleichenden Flecke an den Zweigen unserer kultivierten Rosen?

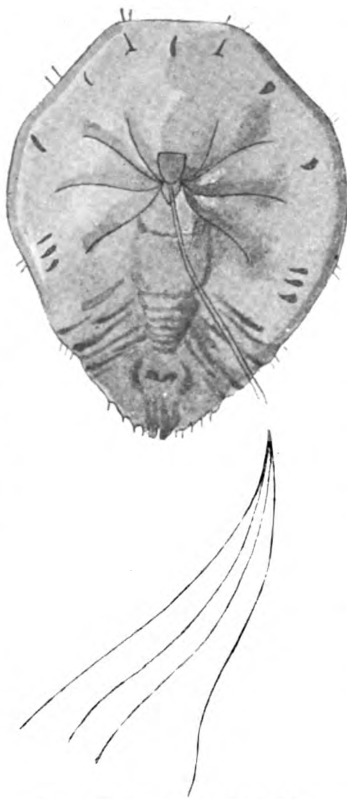
Alle diese Erscheinungen rühren von verschiedenen Tieren her, die aber das gemeinsam haben, daß sie zu der sehr verbreiteten Familie der Schildläuse gehören, von denen wir eine ganze Reihe bei uns in Deutschland haben.

Die Schildläuse gehören zu der Gruppe der Pflanzenläuse, einer Unterabteilung der Halbflügler oder Hemipteren. Diese Ordnung umfaßt Insekten mit ziemlich ungleicher Körpertracht, die jedoch alle durch einen charakteristischen Saug- und Stechschnabel ausgezeichnet sind. Die Flügel, die vielen Vertretern dieser Ordnung fehlen, z. B. den Bett- und manchen anderen Wanzen, sowie den meisten Blattläusen, können sehr ungleich gebildet sein. Bei einer Abteilung sind die Vorderflügel halb hornig, halb häutig; diese Gruppe umfaßt die Wanzen. Bei einer anderen dagegen sind die Vorderflügel ganz häutig, und hierher gehören die Zirpen (Cikaden) und die Pflanzenläuse. Von diesen sind zwei Familien unseren Kulturpflanzen besonders schädlich: die eine sind die Blattläuse, die andere die Schildläuse. Wie die Blattläuse unsere Pfleglinge im Zimmer und Garten zu schädigen vermögen, und zwar namentlich an solchen Stellen, wo zartere Pflanzen etwas dicht und vor Regen und Wind geschützt stehen, das können wir in jedem heißen Sommer zur Genüge beobachten. Manch schöne Rose, manch zarter Obstbaum und manche vielversprechende Bohnen- und Erbsenanpflanzung geht dann, wenn jene Plagegeister sich zahlreich auf ihnen angesiedelt haben, trotz aller sonstigen Pflege zu Grunde. Auch die so schädliche, aus Amerika stammende Blutlaus gehört in diese Gruppe. Sie ist es, die durch ihr Saugen die krebsartigen Wucherungen an den Obstbäumen, namentlich Apfelbäumen, hervorruft, was anfänglich ein Kränkeln und schließlich das Eingehen der Bäume zur Folge hat.

Für weniger schädlich als die Blattläuse hält man im allgemeinen die andere Gruppe der Pflanzenläuse, nämlich die Schildläuse. Doch haben uns die letzten Jahre eines anderen belehrt. Die weiblichen Tiere der Schildläuse bedecken ihren Körper mit einem Schilde, um sich auf diese Weise gegen An-

griffe zu schützen, und daher gab man der ganzen Gruppe den Namen „Schildlaus“. Die Ausbildung eines solchen Schildes beginnt bereits, wenn die Tiere sich noch im Larvenstadium befinden, und mit seiner Vergrößerung nimmt die Bewegungsfähigkeit der Läuse ab. Nur in ihrem jüngsten Stadium haben die Larven Beine mit Krallen sowie Fühler. Diese Zeit benutzen sie, um umherzukriechen und sich eine passende Stelle an der Pflanze auszusuchen. Haben sie eine solche gefunden, saugen sie sich dort fest, indem sie ihren am Kopf befindlichen Saugrüssel tief in das Gewebe hineinbohren. Dann verlieren sie die Beine allmählich und werden bewegungsunfähig. Die Gestalt der Schildläuse ist entweder halbkugelig aufgeschwollen, wie z. B. bei der schon anfangs erwähnten Reben- und Pfirsich-Schildlaus, oder aber flach oval, wie bei der gleichfalls schon erwähnten Rosen-Schildlaus. In allen Fällen ist der Körper der weiblichen Tiere flügellos, ungegliedert. In den meisten Fällen entstehen die Jungen aus Eiern, die unter den Muttertieren abgelegt werden. Besonders schädlich werden diese Schmarotzer durch ihr fortwährendes Saugen, und je reichlicher die Pflanzentriebe mit ihnen besetzt sind, desto mehr kränkeln diese und sterben endlich ganz ab. Bisweilen scheiden die Pflanzen durch den Reiz, den die Läuse ausüben, außergewöhnliche Sekretionen ab. So entsteht in Ostindien durch den Stich der Gummilack-Schildlaus, Coccus lacca (Kerr), der Gummilack aus Ficus-Arten, an dem Sinaigebirge das Hervorquellen einer Manna durch das Saugen der Manna-Schildlaus, Coccus manniparus (Ehrb.), aus Tamarix gallica var. mannifera. Andere Arten von Schildläusen erzeugen an der Rinde Gewebewucherungen oder krebsartige Erkrankungen.

Figur 1.



San-José-Laus; junges Weibchen. (Fünfzigfache Vergrößerung.)
(Der lange Saugrüssel ist in zwei Teilen gezeichnet, und zwar nur das obere und das untere Stück, weil er beim Präparieren der Tiere meistens abreißt.)

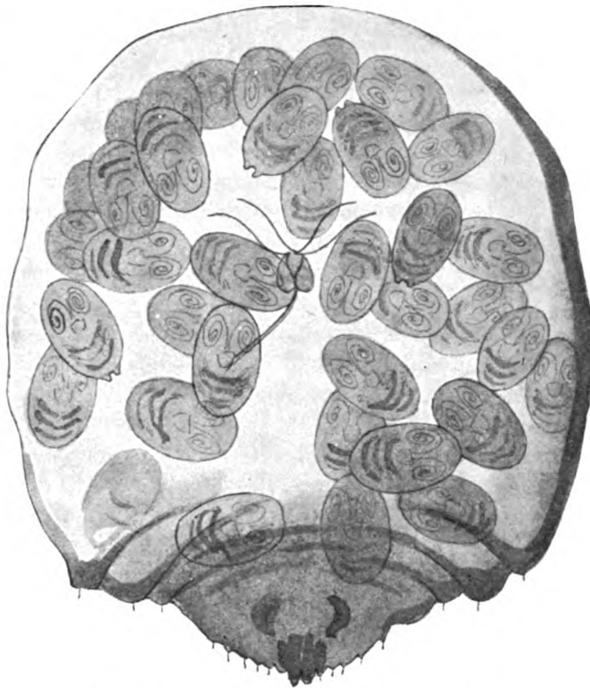
Völlig verschieden von den bewegungsunfähigen Weibchen sind bei vielen Gattungen die Männchen. Sie sind sehr klein, geflügelt, haben einfache Augen, borstige oder schnurförmige Fühler, deutliche Füße und vielfach ein lang hervortretendes Geschlechtswerkzeug. Der Saugrüssel ist verkümmert, und die Tiere können infolgedessen keine Nahrung mehr zu sich nehmen. Sie machen eine vollständige Wandlung durch, indem die Larven im Gegensatz zu den weiblichen Tieren zunächst in Puppenstadien übergehen, aus denen dann die erwachsenen fliegenartigen Männchen hervorgehen. Unsere Kenntnisse von den Schildläusen sind im allgemeinen noch sehr lückenhaft, doch waren die in den letzten Jahren bekannt gewordenen recht beträchtlichen Beschädigungen, die einige Arten an unseren Kulturpflanzen verursachten, die Veranlassung, ihnen mehr Beachtung zu schenken und ihre Entwickelungsgeschichte etwas genauer zu studieren.

Die Schildläuse zerfallen in verschiedene Gattungen, und zwar sind Form und sonstige Eigenschaften der Tiere sowie des Schildes für die Einteilung maßgebend gewesen. Auf alle einzelne Gattungen einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Bei der uns hier interessierenden Gattung Aspidiotus, zu der die gefürchtete San-José-Schildlaus gehört, ist der Schild des weiblichen Tieres rund oder fast rund, ziemlich flach anliegend und hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Austerschale. Um die verschiedenen Vertreter der Gattung Aspidiotus unterscheiden zu können, ist ein gutes, min-

destens dreihundertmal vergrößerndes Mikroskop und ein in wissenschaftlichen Untersuchungen geübtes Auge nötig, denn die einzelnen Arten unterscheiden sich nur durch mikroskopisch kleine Verschiedenheiten in der Behaarung und der Ausbildung des letzten Segmentes vom weiblichen Hinterleib, wobei als erschwerender Umstand noch hinzukommt, daß die einzelnen Individuen selbst außerordentlich verschiedenartig sein können.

Das gilt auch insbesondere von Aspidiotus perniciosus, der San-José-Schildlaus. Dies Tier ist von dem amerikanischen Gelehrten Comstock im Jahre 1880 im „Report commercial Agriculture" zuerst genau beschrieben worden.

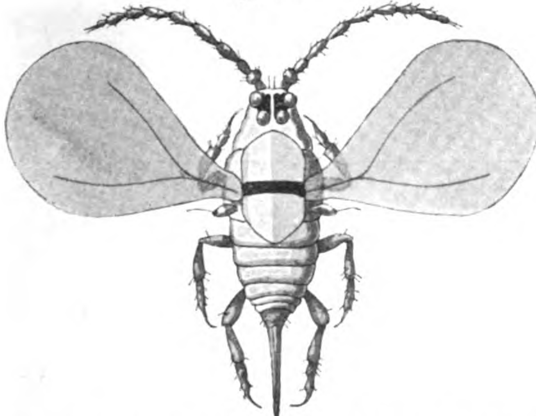
Figur 2.



San-José-Laus; erwachsenes trächtiges Weibchen. (Fünfzigfache Vergrößerung.) (Vom Saugrüssel ist nur der Anfang gezeichnet.)

Von den San-José-Läusen sind im ersten Stadium beide Geschlechter einander gleich, und zwar sind die jungen Larven etwa $^{1}/_{4}$ Millimeter lang und $^{1}/_{10}$ Millimeter breit. Sie sind mit Augen, Beinen und kräftigen Saugborsten versehen. Nur kurze Zeit kriechen sie umher und setzen sich, sobald sie eine passende Stelle gefunden haben, fest. Unterdessen hat bereits die Ausbildung des Schildes begonnen. Nachdem dann verschiedene Puppenstadien oder Häutungen durchlaufen sind, erscheinen am vierundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten Tage nach der Geburt die ausgebildeten Männchen, während die Weibchen erst am dreißigsten Tage ausgewachsen sind. Diese können drei bis sieben Tage später bereits wieder Junge hervorbringen und setzen während ihrer ganzen etwa sechzig Tage dauernden Lebenszeit täglich solche in die Welt. Die erwachsenen Weibchen der San-José-Laus sind gelblich, anfänglich fast kreisrund (siehe Figur 1), etwa 1 Millimeter lang und 0,8 Millimeter breit, bekommen jedoch später eine unregelmäßige Form (siehe Figur 2). Der eigentliche Körper wird von einem durchschnittlich 1,4 Millimeter großen kreisrunden, grauen Schild mit hellerem centralen, erhabenen Teil verdeckt, Beine und Augen fehlen; das Tier sitzt bewegungsunfähig an der Stelle fest, wo es ursprünglich seine kräftige Saugborste eingebohrt hat. Die San-José-Laus gehört zu den

Figur 3.



Männchen der San-José-Laus. (Fünfzigfache Vergrößerung.)

wenigen Schildlausarten, die lebendige Junge erzeugen. Ganz anders sehen die Männchen aus (siehe Figur 3); sie sind fliegenartig, etwas kleiner als die Weibchen, schmutzig orangefarben. Zwei mächtige Fühler, deren einzelne Glieder für die verschiedenen Arten bezeichnend sind, befinden sich am Kopf, während der Hinterleib in einen kräftigen Analgriffel endet. Der mit dunkler Querbinde versehene Brustschild ist sehr auffällig.

Figur 4.



Zweig, mit Schilden von der San-José-Schildlaus bedeckt. (Zweifache Vergrößerung.)

Die San-José-Läuse sind demnach recht winzige Tiere. Doch trotz ihrer Kleinheit haben sie eine derartige Panik erzeugt, daß eine kalifornische Gartenbau-Zeitung im Februar dieses Jahres schrieb: „Die Schildlaus hat, nachdem im allgemeinen die Verbreitung festgestellt, die amerikanischen Obstzüchter, insbesondere die des Ostens, in eine Erregung versetzt, die noch größer ist als die in Frankreich durch den Dreyfus-Prozeß hervorgerufene." Verschiedene Umstände sind die Ursache der Erregung: einmal die bereits erwähnte Kleinheit der Tiere, die im Verein mit der so unauffälligen Farbe der Schilde zur Folge hat, daß man die Tiere, namentlich solange es sich noch um einzelne Exemplare handelt, nur zu leicht übersieht, ferner die große Vermehrungsfähigkeit, das Anpassungsvermögen an die verschiedensten klimatischen Bedingungen, die große Zahl der Nährpflanzen und endlich die Schwierigkeit der Bekämpfung. Was die Fortpflanzungsfähigkeit betrifft, so ist nämlich von amerikanischen Forschern die Rechnung aufgestellt worden, daß ein einziges Weibchen innerhalb eines Sommers eine Nachkommenschaft von 3000 Millionen Individuen erzeugen kann. Da die jungen Tiere nicht gern weit wandern, so ist der ganze Baum sehr bald völlig von den Läusen bedeckt (siehe Figur 4), und dadurch bekommen die befallenen Pflanzenteile ein graues, schorfartiges Aussehen, was, da die Schilde schließlich aufeinander sitzen, Ähnlichkeit mit einem Aschenbefall hat. Jedes Einzelindividuum schädigt nun aber die Pflanze schon ganz beträchtlich, was äußerlich oft dadurch erkennbar ist, daß infolge des unaufhörlichen Reizes durch das Saugen sich um das Tier ein dunkelpurpurroter Fleck bildet (s. Fig. 5). Auch das das Dickenwachstum der Pflanzen vermittelnde, unterhalb der Rinde gelegene Bildungsgewebe wird in Mitleidenschaft gezogen, denn auch in dieses noch bohren die Tiere den die mehrfache Körperlänge erreichenden Saugrüssel hinein. So kommt es, daß diese so wichtigen Pflanzenzellen nicht mehr normal funktionieren. Dasselbe ist auch an Früchten oft der Fall (siehe Figur 6). Geschieht dies nur an einigen wenigen Stellen, so werden die Pflanzen dort anormale Bildungen aufweisen, indem an diesen Stellen das Wachstum unterdrückt wird, an den benachbarten aber um so stärker hervortritt. Da aber die einmal infizierten Pflanzen binnen kurzer Zeit auf große Strecken von diesem schädlichen Tiere bedeckt sind, so ist die unausbleibliche Folge, daß der Baum,

Figur 5.



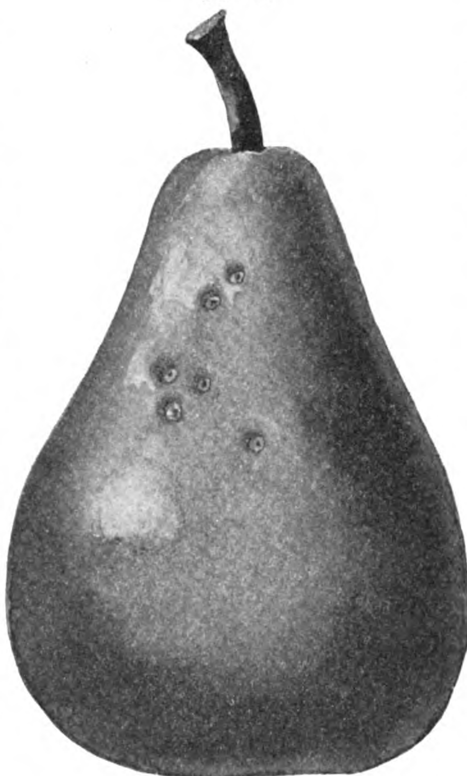
Apfel, von der San-José-Schildlaus befallen. (Natürliche Größe.)

nachdem er wenige Jahre ein kümmerliches Dasein gefristet hat, völlig eingeht. Alle amerikanischen Mitteilungen bestätigen dies, und nach den „drüben“ gemachten Beobachtungen kann man im allgemeinen annehmen, daß zwei bis fünf Jahre zur völligen Vernichtung eines vor dem Befall kräftigen Obstbaumes genügen.

Was nun die Bekämpfungsmittel dieses gefährlichen Schädlings betrifft, so muß gesagt werden, daß wir der San-José-Laus bis jetzt fast machtlos gegenüberstehen. Ganz besonders erschwert wird der Vernichtungskampf gegen diesen Schädling noch dadurch, daß er auf die verschiedensten Nährpflanzen übergeht. Als solche sind in erster Linie die Rosaceen und Amygdalaceen zu nennen, also alle unsere Obstbäume, Johannis- und Himbeersträuche; ferner aber auch eine ganze Reihe von Ziergehölzen und Ziersträuchen, ja sogar auch Koniferen. Da sich die Tiere außerordentlich leicht dem Klima anpassen, so ist schon aus dem angeführten Grunde eine Ausrottung da, wo sie sich einmal eingenistet haben, fast unmöglich, denn die Zahl der bis jetzt bekannten Nährpflanzen ist zweifellos noch nicht erschöpft. Dazu kommt aber weiter noch, daß die meisten unserer sonstigen Insektenbekämpfungsmittel uns hier völlig im Stich lassen. Der Schutz durch den Schild ist eben zu vorzüglich: die meisten der zur Vernichtung der Läuse angewandten Mittel werden durch ihn von dem Tiere selbst völlig ferngehalten.

Es sind von den einzelnen amerikanischen Versuchsstationen schon die verschiedensten Bekämpfungsmittel auf ihre Brauchbarkeit gegen die San-José-Laus hin geprüft worden, jedoch ist das Ergebnis aller dieser Versuche im wesentlichen immer dasselbe: ein unfehlbar wirkendes Mittel, das gleichzeitig die Pflanzen nicht oder nur wenig schädigt, giebt es bis jetzt noch nicht. Am sichersten scheinen nach den amerikanischen Angaben Räucherungen mit Blausäuregas zu wirken, die namentlich in Kalifornien von gewerbsmäßigen „Räucherern“ ausgeführt werden. Man rechnet auf fünfzig Kubikmeter Raum etwa 28 Gramm Cyankali (98prozentiges), 75 Gramm Wasser und 28 Gramm Schwefelsäure und führt die Räucherung meistens nachts und zwar in der Weise aus, daß man die zu behandelnden Bäume mit Zelten von gefirnißter Leinwand möglichst luftdicht umspannt. Auch Baumschulartikel werden vielfach einer solchen Behandlung unterworfen und zwar in feststehenden Häuschen mit zwei und mehr Kammern, die durch völlig dicht schließende Wände getrennt sind.

Figur 6.



Birne, von der San-José-Schildlaus befallen.
(Natürliche Größe.)

Wenn nun auch der Erfolg der Cyankaligas-Behandlung kein völlig sicherer ist, so gilt sie doch immerhin für wirksamer als die verschiedenen Waschmittel. In Europa und insbesondere in Deutschland dürfte aber die Cyanräucherung trotzdem nie allgemein zur Anwendung kommen, schon wegen der auch für Menschen so großen Giftigkeit des entwickelten Blausäuregases. Wenige Blasen genügen, um Menschen und Tiere auf der Stelle mit Sicherheit zu töten. Also schon aus diesem Grunde kommt dies Mittel für uns nicht in Betracht, ganz abgesehen davon,

daß das hierzu nötige Umbauen der Bäume mit einem allseitig schließenden Zelt vielfach wegen des dichten Bestandes der Bäume unmöglich sein würde.

Die sonst in Amerika gegen die San-José-Laus mit verschiedenen Erfolgen angewandten Bekämpfungsmittel sind Waschungen mit Seifen und Harzbrühen. Auf alle die verschiedenen Mittel, die von den einen empfohlen, von anderer Seite her aber mit weniger Erfolg verwendet sind, hier an dieser Stelle einzugehen, würde zu weit führen.

Erwähnt seien hier nur die angeblich besonders wirksamen Waschungen mit einer Lösung von Walfischölseife und die Behandlung der Pflanzen mit Petroleum. Erstere erhält man durch Auflösen von 2 englischen Pfund Walfischölseife (= etwa 900 Gramm) in 1 Gallone (= etwa 4,5 Liter) Wasser; mit ihr sollen im Herbst und im Frühjahr die Bäume angestrichen oder bespritzt werden. Das Petroleum wird ebenso wie hier in Deutschland so auch in Amerika gegen die verschiedensten Parasiten und zwar im allgemeinen als Emulsion verwendet, das heißt in verseifter und daher in jedem Verhältnis mit Wasser mischbarer Form.* In letzter Zeit versucht man auch unverdünntes Petroleum für solche Zwecke zu benutzen, doch gehen die Urteile über dessen Brauchbarkeit noch sehr auseinander. Jedenfalls dürfen zartere Arten von Pfirsich- und Birnbäumen nicht damit bespritzt oder angepinselt werden. Weiter ist zur Verwendung von reinem Petroleum nötig, daß die erwähnten Maßnahmen nur im strengsten Winter, also zu einer Zeit, wenn die Pflanze sich in völliger Ruhe befindet, vorgenommen wird. Alle solche Wasch- und Spritzmittel haben indessen nur dann Zweck, wenn sie sehr gründlich angewendet werden, denn wenn auch nur ein einziges trächtiges Weibchen übrig bleibt, so wird sich alle Arbeit als vergebens erweisen.

Ist es unter solchen Umständen, wo es sich anerkanntermaßen um einen Schädling handelt, den die Amerikaner selbst als „den schlimmsten Feind ihrer Obstkulturen" bezeichnen, von dem eine in Kalifornien eingesetzte Kommission von Sachverständigen schon vor einigen Jahren sagte: „Der Obstbau Kaliforniens und der ganzen Westküste ist der völligen Vernichtung preisgegeben, wenn es nicht gelingt, die San-José-Schildlaus auszurotten," ist es angesichts solcher Äußerungen nicht das einzig Richtige, sich auf jede mögliche Weise vor ihr zu schützen? Das beste Schutzmittel ist aber, zu verhüten, daß die Laus überhaupt eingeschleppt wird. Das ist auch dasjenige, was die einzelnen Staaten der Union, die noch nicht oder erst wenig verseucht sind, befolgen: sie haben die Einfuhr von lebenden Pflanzen und Früchten aus den für verseucht befundenen Staaten nur gestattet, wenn sie sich bei der vorzunehmenden Untersuchung als nicht infiziert erweisen, oder aber sie verlangen, daß jeder Sendung ein von einem staatlich angestellten Insektenkenner, der mindestens alljährlich die Baumschulen seines Bezirkes zu untersuchen hat, ausgestelltes Zeugnis beiliegt, des Inhaltes, daß die betreffenden Artikel aus einer Gegend oder einer Baumschule kommen, die zur Zeit frei und noch nie, oder wenigstens seit einer Reihe von Jahren nicht, von der San-José-Laus verseucht war. Sollte uns da nicht Amerika als warnendes Beispiel dienen, wie sich Verschleppung des Tieres rächen kann?

Woher nämlich das Tier eigentlich stammt, wissen wir nicht. Sicher ist, daß die Laus sich in den achtziger Jahren in der Nähe der Stadt San José in Kalifornien, nach der sie genannt ist, durch die großen Verwüstungen an Obstbäumen bemerkbar machte, und daß sie dann von dort aus mit Baumschulartikeln in zwei Baumschulen New-Jerseys eingeschleppt ist und nun von dort aus in verhältnismäßig kurzer Zeit den ganzen Osten infizierte. Man hat eben hier die wenigen verschleppten Tiere übersehen, was bei der außerordentlichen Kleinheit nur zu leicht möglich ist, und jetzt erst, nachdem die Verbreitung allgemein ist und der angerichtete Schaden überall zu Tage tritt, eine wertvolle Obstplantage nach der anderen

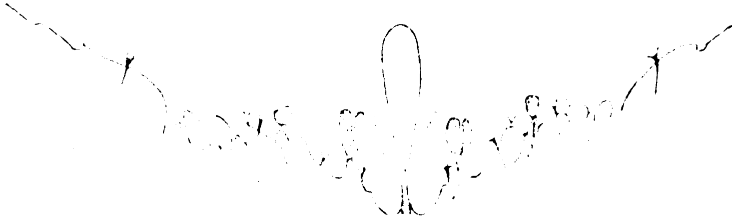
* Ganz besonders ist die im Handel erhältliche Petroleumemulsion, zu beziehen von Dr. Küstenmacher, Steglitz bei Berlin, Ahornstraße 10, zu empfehlen, die sich dadurch vor den übrigen Präparaten auszeichnet, daß sie in beliebigem Verhältnis mit Wasser verdünnt werden kann, ohne selbst bei längerem Stehen Petroleum auszuscheiden; sie ist somit auch bei belaubten Pflanzen anwendbar.

eingeht und so viele der Besitzer, die von Obstzucht leben, an den Bettelstab gekommen sind, sucht man zu retten, was noch zu retten ist. Deutschland hat somit sicherlich nach der Erkenntnis der außerordentlich großen ihm drohenden Gefahr sehr wohl daran gethan, rechtzeitig die richtigen Schritte gegen die Einschleppung anzuordnen, also in mildester Form dasjenige zu verfügen, was in den Vereinigten Staaten selbst schon in viel schärferer Form geschieht oder geschehen ist.

Eine andere Frage ist freilich, ob das Tier nicht schon in den letzten Jahren zu uns eingeschleppt worden und, wie aus dem Vorstehenden leicht verständlich sein wird, nur vorläufig noch unbemerkt geblieben ist. Denn zwischen der ersten Infektion und der ernstlichen, auch dem Laien auffallenden Erkrankung oder dem Eingehen der Bäume liegt ein Zwischenraum von einigen Jahren. Um auch nach dieser Richtung hin Genaueres in Erfahrung zu bringen, sind indessen die entsprechenden Verhandlungen der Regierungen bereits im Gange.

Alle beteiligten Kreise, sowohl Gärtner, Baumschulbesitzer wie auch Privatpersonen sollten aber selbst angesichts der dem deutschen Obstbau insbesondere und dem Pflanzenbau im allgemeinen drohenden Gefahr die Behörden nach Möglichkeit unterstützen, indem sie ihre Bäume auf das Vorhandensein der San-José-Schildlaus untersuchen. Das gilt in erster Linie von solchen Beständen, die aus Amerika eingeführte Pflanzen enthalten.

Figur 7.



Letzter Körperabschnitt des erwachsenen weiblichen Tieres von Aspidiotus perniciosus. (Fünfhundertsiebzigfache Vergrößerung.)

Wie können wir denn nun aber die etwaige Anwesenheit des Tieres erkennen?

Zunächst sind die Bäume sorgfältig zu beobachten, ob sie gesund sind, also in normaler Weise Früchte tragen, und ob sie schön entwickeltes Holz haben. Wenn nicht, so sind die oberirdischen Teile — Wurzeln werden von der San-José-Laus nicht befallen — zu untersuchen, nötigenfalls unter Zuhilfenahme eines Vergrößerungsglases, ob sich am Stamm oder an den älteren oder jüngeren Zweigen rundliche Schilde von heller oder dunklerer grauer Farbe befinden, etwa so wie es in der Figur 4 dargestellt ist. Bei starkem Befall können indessen die einzelnen Schilde als solche kaum mehr erkennbar sein und die Rinde vielmehr den Eindruck machen, als sei sie von einem

Figur 8.



Letzter Körperabschnitt des erwachsenen weiblichen Tieres von Aspidiotus ostreaeformis. (Fünfhundertsiebzigfache Vergrößerung.)

grauen Schorf überzogen. Hebt man vermittelst eines Federmessers oder einer Stecknadel oder einer Stahlfeder an solchen Stellen das Schildchen in die Höhe, so wird man darunter ein höchstens einen Millimeter großes rundliches, gelbes Tierchen finden.

Um dieses weiter zu erkennen und zu bestimmen, dazu gehört nun freilich ein Mikroskop. Mit einer etwa hundertmaligen Vergrößerung werden wir zunächst feststellen, ob wir es mit den in Figur 1 abgebildeten Tieren zu thun haben. Form und der kräftige, wenn auch nur stückweise vorhandene Saugrüssel werden uns leicht darüber Aufschluß geben. Dann freilich ist immer noch zweifelhaft, ob es sich thatsächlich um Aspidiotus perniciosus, die San-José-Schildlaus, handelt, denn wir haben auch bei uns in Deutschland Schildläuse, die in ihrem ganzen Äußeren völlig dem eben erwähnten Parasiten gleichen, die aber, trotzdem daß auch sie zum Teil sehr schädlich sind, doch von der noch viel schlimmeren San-José-Schildlaus getrennt werden müssen. Solche Bestimmungen sind allerdings nur von geübteren Mikroskopikern und mit stärkeren Vergrößerungen, mindestens dreihundert-, besser fünfhundertfacher, auszuführen. Form und Zahl der Haare und der Lappen am letzten Hinterleibssegment des weiblichen Tieres sind für die genaue Bestimmung ausschlaggebend. Figur 7 stellt bei fünfhundertsiebzigfacher Vergrößerung den in Frage kommenden Körperteil der Aspidiotus perniciosus dar, während Figur 8 bei der nämlichen Vergrößerung den der nächsten Verwandten, der Aspidiotus ostreæformis, die bei uns in Deutschland heimisch und ebenfalls sehr schädlich ist, wiedergiebt. Die Unterschiede sind sehr bezeichnend, und wenn man es nur mit diesen beiden Schildläusen zu thun hätte, würde es einem mit derartigen Arbeiten vertrauten Forscher nicht schwer werden, zu entscheiden, um welches Tier es sich handelt. Wer freilich kein so stark vergrößerndes Instrument besitzt oder mit solchen Untersuchungen nicht vertraut ist, der ist nicht im stande, die Frage mit Sicherheit zu entscheiden, ob er Aspidiotus perniciosus oder ein anderes Tier vor sich hat. In solchen wie in sonstigen zweifelhaften Fällen ist unter anderem das Institut für Pflanzenphysiologie und Pflanzenschutz der Königlichen landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin (Invalidenstraße 42) gern bereit, allen Beteiligten, ohne daß ihnen irgendwelche Unkosten entstehen, gegen Einsendung von Zweigproben sachgemäße Auskunft über die Natur des Schädlings zu erteilen.





Litterarisches.

Im Oktoberheft 1894 habe ich an dieser Stelle Edwin Bormanns Shakespearegeheimnis, das damals neu erschienen war und viel Aufsehen machte, eingehend besprochen und die Verkehrtheit dieses neuesten Baconianismus mit allen Mitteln der Kritik darzuthun versucht. Seither hat Bormann eine ganze Reihe weiterer Schriften gleicher Tendenz herausgegeben: zuerst erschien 1895 der **Anekdotenschatz Bacon-Shakespeares,** heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten, daneben zwei Hefte **Neue Shakespeare-Enthüllungen,** von denen mir wenigstens das zweite zu Händen gekommen ist, neuerdings 1897 **Der Kampf um Shakespeare,** ein humoristisches Märchendrama. Dazwischen ist einer seiner deutschen Parteigänger, der seitdem verstorbene Berliner Physiologe William Preyer, mit neuen „Entdeckungen" in verschiedenen Zeitschriften hervorgetreten, insbesondere mit einem Aufsatze in Hardens „Zukunft", worin er die Unterschriften des Testaments graphologisch verdächtigt und aus den ohnehin schon vielgeplagten Versen unter dem Shakespearebildnis der Folioausgabe wieder einmal durch ein wundervolles Spinnennetz von Kreuzlinien das Selbstbekenntnis Bacons herauszieht, er habe die Dramen verfaßt. Ich war in Versuchung, auch dieser weiteren Shakespeare-Bacon-Litteratur in einem zweiten Artikel näherzutreten; wenn ich das schließlich unterlassen habe und auch ferner unterlassen werde, so bestimmen mich dazu folgende Sätze in Bormanns Einleitung zum „Anekdotenschatz": „Statt dieses Buches mit dieser Vorrede hätte vielleicht mancher Leser eine Streitschrift gegen meine sogenannten Gegner erwartet. Aber das wäre wenig im Sinne Bacons und wenig in meinem Sinne, ist auch wohl kaum jemals mehr nötig. Es hat sich nämlich die eigentümliche Thatsache herausgestellt, daß keiner von denen, die die Federn kampfbereit ins Tintenfaß tauchten, um mich mehr oder weniger artig zu befehden, daß keiner, sage ich, von allen denen auch nur notdürftig Bacon gelesen hatte. Wer mich aber widerlegen will, der hat die unerläßliche Pflicht, mich mit Bacon selbst zu widerlegen. Da dies in keinem einzigen Falle geschehen ist, so habe ich das Recht, jede gegnerische Äußerung wie den Schuß aus einer Kinderknallbüchse zu betrachten und ruhig meines Weges weiterzuschreiten." Nun, ich hatte in dem eingangs erwähnten Aufsatze aus Bacon selbst den bündigen Nachweis geführt, daß Bormann seinen Herrn und Meister in einer ganzen Reihe der wichtigsten Punkte entweder nicht verstanden oder aber durch Auslassungen und Veränderungen willkürlichster Art den klaren Wortsinn verdreht und bisweilen in das gerade Gegenteil verwandelt hatte. Namentlich war dies erwiesen in Bezug auf Bormanns Lehre vom „parabolischen Drama", auf der sein ganzes Gebäude ruht, ferner in Bezug auf Bacons angebliche Spirittheorie, mit der Bormanns Auslegung des Hamlet steht und fällt, sowie für eine Reihe von vermeintlichen Übereinstimmungen zwischen dem „Sturm" und Bacons Prosaschriften. Der Aufsatz ist seiner Zeit durch die Redaktion der Monatshefte Bormanns Selbstverlage zugesandt worden, also jedenfalls in seine Hände und vor seine Augen gekommen; außerdem hat Kuno Fischer in seinem bekannten Shakespeare-Bacon-Vortrage, mit dem sich Bormann im zweiten Hefte der „Neuen Enthüllungen" auseinanderzusetzen sucht, wiederholt auf meine Ausführungen ausdrücklich Bezug genommen, so daß sie ihm bekannt sein mußten. Wenn er trotzdem solche Sätze, wie die oben angeführten, in die Welt hinaus schreibt, so mag er damit ja bei den „unbefangenen Gemütern", auf deren Zustimmung er rechnet, Glauben finden, aber er darf danach nicht mehr erwarten, daß sich eine ernsthafte Kritik mit seinen Elaboraten beschäftigt. Wir können ihn auch ruhig eine abenteuerliche „Enthüllung" auf die andere bauen lassen und getrost zusehen, wie er gleich Sektenstiftern, Weltsprachenerfindern und Naturärzten sein großes Publikum hat. Alle solche Dinge haben ihre Zeit, wenn diese aber vorüber ist, begreift kein vernünftiger Mensch mehr, daß sie jemals Anklang und Anhang gefunden haben.

Von Gegenschriften, die in den letzten Jahren stark ins Kraut geschossen sind, ohne daß freilich ihr Wert ihrer Zahl entspräche, seien außer der Rede Fischers hier noch genannt: A. Tetzlaff, **Die Shakespeare-Bacon-Frage** (Halle, Fr. Strecker), L. Schipper, **Shakespeare und dessen Gegner** (Münster i. W., Theissingsche Buchhdlg.), und J. Schip-

per, **Der Bacon-Bacillus** (Wien und Leipzig, W. Braumüller). Das letzte Buch ist zweifellos, wie das selbständigste, so auch das beste von den dreien, wenn auch der Witz darin witziger und die Beweisführung schlagender sein könnte. Als wirksamstes Schutzmittel aber gegen den „Bacillus“ — denn den einmal Infizierten ist schwer zu helfen — empfehle ich: **William Shakespeare.** Ein Handbüchlein von Eduard Engel. Mit einem Anhang: Der Bacon-Wahn (Leipzig, J. Baedeker). Ich kann dem überschwenglichen Preise von Georg Brandes' „Shakespeare“ in der Einleitung nicht zustimmen, ebensowenig dem grimmigen Angriff auf die Philologen, die mittelbar an dem Bacon-Unfug schuld sein sollen: den Philologen flickt Engel nun einmal, wie wir seit seinen „Griechischen Frühlingstagen“ wissen, bei jeder Gelegenheit am Zeuge; aber sein Gedanke, nachdem die Gegner allmählich den Aberglauben verbreitet haben, wir wüßten von Shakespeare selber so gut wie gar nichts, einmal wieder die stattliche Menge von Überlieferungen zu einem einleuchtenden Lebensbilde zusammenzustellen — J. Schipper hat das übrigens auch schon versucht —, dieser Gedanke ist sehr glücklich, die Ausführung vortrefflich, das ganze Buch klar, frisch und überzeugend geschrieben, und die wuchtigen Keulenschläge des Anhangs treffen mörderisch. W. Br.

* *
*

Aus der Goethelitteratur der letzten Zeit ist Albert Bielschowskis **Goethe, sein Leben und seine Werke** (München, C. H. Becksche Buchhdlg.), von dem der erste Band bereits 1896 erschienen ist, länger als gebührlich zurückgestellt worden, weil ich hoffte, das Ganze auf einmal besprechen zu können. Nun läßt leider, wenn auch sicherlich aus guten Gründen, der zweite Band länger auf sich warten, als man nach der Ankündigung annehmen konnte, und so will ich dem ersten wenigstens nachträglich seinen wohlverdienten Geleitbrief auch in diesen Blättern mitgeben. Es ist eine ganz vortreffliche Arbeit, die wiederum in ihrer Art ein standardwork heißen darf. Stellte Heinemann mit dem Dichter immer auch seine zeitliche und örtliche Umgebung, Vorläufer und Gefolge vor unsere Augen und brachte so seinen Helden vor den wechselnden Hintergründen in den mannigfachsten Beziehungen gleichsam malerisch zur Darstellung, so hat Bielschowski alles Augenmerk und alle Kunst darauf gewandt, des großen Menschen und Dichters Gestalt an und für sich selber plastisch herauszuarbeiten, alle Mannigfaltigkeit seiner Erscheinung und Produktion auf die universelle Einheit seiner Persönlichkeit zurückzuführen. Auf diese lenkt er gleich im Vorworte die Aufmerksamkeit des Lesers, sie hält er fest, obwohl er jedes einzelne Kapitel, zumal die meisterhaften Analysen der Hauptwerke, wieder zu in sich geschlossenen Abhandlungen zu runden weiß. Ich habe das Buch nach rascher Lektüre noch einmal vorlesend durchgekostet und erprobt, und das erste Urteil hat sich mir nur immer mehr bestätigt, nur stärker habe ich auch die vornehme und dabei nie kalte Schönheit der Darstellung empfunden, die dem Buche selbst ein klassisches Gepräge giebt. Auf Einzelheiten einzugehen, wird sich später, wenn der zweite Band erschienen ist, Gelegenheit finden; für jetzt mag dieses kurze Wort reiner Anerkennung genügen.

Nur einen Teil des Lebens und Schaffens unseres Größten behandelt Karl Weitbrecht in seinem Werke **Diesseits von Weimar.** Auch ein Buch über Goethe. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff].) Es ist im Grunde wieder einmal ein Versuch, den jungen Goethe „deutschen Stils“ als den eigentlichen Dichter im Dichter zu erweisen, dem gegenüber der Weimarer Hofmann und Beamte und vollends der Klassicist nach der italienischen Reise als ein durch Principien und Theorien vom rechten Wege seiner Natur abgeleiteter und allgemach zum Schatten seiner selbst verblaßter Reflexionspoet erscheinen muß. Von diesem Gesichtspunkte aus wird die Jugenddichtung Goethes in zeitlicher Folge eingehend betrachtet, in frischem, bisweilen auch forciert keckem Tone à la Vischer manches Gute und Richtige, wenn auch nach Lage der Dinge nicht eben viel Neues vorgebracht. Der Geist des Buches entspricht unserer Zeitrichtung, und darum wird es vielen nach dem Herzen sein. Ich halte es mit denen, die lieber darauf verzichten, den Entwickelungsgang dieses Genies kritisch zu meistern, und statt dessen versuchen, sich — was freilich nicht immer leicht ist — in alle seine wechselnden Phasen hineinzufühlen und den ganzen Mann, soweit es ihnen möglich ist, für sich zu gewinnen.*

Ungleich erfreulicher ist mir darum ein zweites Buch desselben Verfassers: **Schiller in seinen Dramen** (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff]), das allem Anscheine nach — die Spuren der viva vox sind auch hier noch mannigfach und nicht zum Schaden des Eindrucks zu erkennen — wie das vorige aus Vorlesungen herausgewachsen ist. So viel Weitbrecht wiederum für den jungen Schiller übrig hat, hier wird er doch auch dem älteren, auch dem klassisch gerichteten Dichter gerecht, und so will ich nicht mit ihm wegen der Verwerfung der „Jungfrau“ rechten, zu deren Gunsten sich freilich recht viel einwenden ließe, auch nicht darüber, daß er wieder einmal den Anteil des Schicksals in der „Braut“ auf ein Minimum beschränken möchte. In diesen Fragen bleibt lis sub iudice. Eher läßt es sich bedauern, daß die späteren Stücke, insbesondere das doch immerhin für die Entfaltung Schillers als Dramatiker überaus wichtige Demetriusfragment, aber auch der „Tell“ etwas zu kurz ab-

* Ich möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, hier noch einmal auf das treffliche Buch von Theodor Volbehr: **Goethe und die bildende Kunst** (Leipzig, E. A. Seemann), hinzuweisen, der bei gleicher Sympathie für die Kunstanschauungen des jungen Goethe doch auch denen seiner späteren Perioden „pietätvoll nachgeht“ und sie mehr zu entwickeln und zu erklären unternimmt, als darüber abzuurteilen wagt.

gehandelt werden. Dafür entschädigt jedoch Früheres, z. B. die sehr gute Würdigung der mannigfachen Tragik im „Wallenstein“ oder die überzeugende Darlegung des Verhältnisses zwischen Ferdinand und Luise im Zusammenhange mit dem Schuldproblem. Hier war mehr zu thun als für den jungen Goethe, und hier ist mehr geleistet.

Im entschiedensten Gegensatze zu Weitbrechts antiklassicistischer Richtung steht Franz Thalmeyers Buch **Goethe und das klassische Altertum** (Leipzig, Gustav Fock). Mit Recht hebt der Verfasser die starken antiken Einflüsse hervor, die sich schon in der Dichtung „diesseit von Weimar“ geltend machen; wenn er freilich auch später jeden solchen Einfluß als Gewinn registriert, wenn er gerade die viel gescholtenen Jahre 1788 bis 1794 als die Zeit der „vollen Läuterung“ bezeichnet, wenn er gegen Ende seines Buches sich ganz allgemein dahin ausläßt: „Nimmermehr wäre auch die glücklichste Anlage für antike Ruhe und Hoheit zu jener schöpferischen Kraft durchgedrungen, an deren Werken wir uns erfreuen, wäre nicht unserem Dichter durch ernstes Studium das Verständnis für den Geist des Altertums erschlossen“ u. s. f., so geht das zweifellos wieder viel zu weit ins andere Extrem. Hat doch die aus der Versenkung in die Antike erwachsene ungemessene Bewunderung vor ihrer Größe Goethes ursprüngliche schöpferische Kraft zeitweilig geradezu gelähmt, so daß Wolfs Prolegomena für ihn die Erlösung von einem Banne bedeuteten. Immerhin bleibt aber die fleißige und umsichtige Zusammenstellung aller, auch der äußerlichsten Beziehungen Goethes zum klassischen Altertum — in der nur die bildende Kunst etwas zu kurz gekommen ist — ein dankenswerter Beitrag zur Kenntnis des ganzen Goethe.

Nur kurz erwähnt sei schließlich die vierte Auflage von Joh. Wilh. Appelts verdienstlicher Arbeit **Werther und seine Zeit** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung [A. Schwartz]), eines vollständigen Repertoriums alles dessen, was mit diesem Werke Goethes zusammenhängt, namentlich auch der gesamten Wertherlitteratur; ferner die Sammlung von Friedrich Zarnckes **Goetheschriften** (Leipzig, Eduard Avenarius), die neben manchen minder bedeutenden Recensionen des Leipziger Germanisten namentlich seine eindringenden Forschungen über die Goethebildnisse und zur Bibliographie des Faustbuches, sowie die Abhandlung über den fünffüßigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe enthält, diese ein fast unheimliches Werk philologischer Akribie. Endlich dürfte es manchen interessieren, daß Ferd. Aug. Louvier, der Verfasser von „Sphinx locuta est“, wieder einmal mit einer neuen Schrift gleicher Richtung: **Chiffre und Kabbala in Goethes Faust** (Dresden, Hellmuth Henklers Verlag), „den Herren Erich Schmidt und Düntzer“ allerhand zu rätseln und dem neutralen Leser anmutige Gelegenheit giebt, sich in staunendem Kopfschütteln zu üben. W. Br.

* *
*

Der leidenschaftliche Kampf, der einst um Henrik Ibsen und seine Bedeutung für deutsche Dramatik tobte, fängt allmählich an, einer ruhigen Betrachtung und Würdigung seines Schaffens Platz zu machen. Mit dem siebzigsten Geburtstage, den er vor einigen Wochen hat feiern können, ist ein beträchtliches Stück von ihm und seinen Werken der Geschichte anheimgefallen, und wenn sich deshalb schon jetzt die gelehrte Forschung anschickt, seinem litterarischen Lebenswerk durch eine deutsche Gesamtausgabe seiner Gedichte und Dramen ein Denkmal zu setzen, so wird man dagegen ebenso wenig einwenden können wie etwa gegen die monumentale Verherrlichung Bismarcks zu seinen Lebzeiten. Ibsens dramatische Werke waren bei uns bisher nur in Übersetzungen vertreten, die einheitliche künstlerische Grundsätze nicht kannten und die daher auch in ihrem Werte sehr voneinander abwichen. Neben stil- und stimmungsgetreuen Meisterübersetzungen eines Adolf Strodtmann, einer Emma Klingenfeld und eines Julius Hoffory standen die eiligen Stümpereien eines Wilhelm Lange und Ernst Brausewetter, die jede Spur intimen dichterischen Nachempfindens schmerzlich vermissen ließen. Ihre Schuld war es, daß gerade die tiefsten und bedeutendsten Gedankendramen des Norwegers bei uns so ungebührlich lange beiseite stehen mußten. Hier galt es also, das Metall kurzer Hand noch einmal in den Kessel zu thun und den Guß von neuem zu beginnen. Die Verlagsbuchhandlung von S. Fischer in Berlin hat sich jetzt dieser Aufgabe unterzogen und als Herausgeber von **Ibsens Sämtlichen Werken in deutscher Sprache** die um die deutsche Ibsen-Bewegung vielfach verdienten Litterarhistoriker Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther geworben. Der erste, oder vielmehr der Anordnung nach der zweite Band dieser historisch-kritischen, aber durch keinen gelehrten Apparat belasteten Gesamtausgabe ist vor kurzem erschienen. Er enthält außer knappen, aber tief in das Wesen des Dichters eindringenden litterarhistorischen Einleitungen von Georg Brandes vier Jugenddramen Ibsens, darunter zwei in Deutschland bisher völlig unbekannte: „Das Hünengrab“ (1850) und „Olaf Liljekrans“ (vollendet 1856). Beide Stücke gehören noch der romantischen Periode des Dichters an; aber während das auf sizilischem Boden spielende „Hünengrab“ mit seinem weich und versöhnend ausklingenden sentimentalen Schluß noch nichts von der unerbittlichen Tragik ahnen läßt, die den späteren Dichter der „Nora“ und der „Gespenster“ kennzeichnet, so blitzen im „Liljekrans“ schon unverkennbare Funken jener ironischen Gesellschaftssatire auf, die wir aus den Ibsenschen Dramen der achtziger und neunziger Jahre zur Genüge kennen. Die Übersetzungen sind von Christian Morgenstern und Emma Klingenfeld und verraten auf den ersten Blick, daß hier an Stelle sklavischer Wortübertragung eine von innen heraus dichterisch nachschaffende Phantasie am Webstuhl sitzt. Daß mit dieser neuen Aus-

gabe alle anderen bisherigen Einzelübersetzungen Ibsenscher Werke aus dem Felde geschlagen sind, unterliegt schon nach dieser Probe keinem Zweifel mehr; gespannt aber sind wir vor allem auf den vierten und fünften Band, die die großen Gedankendramen „Brand“, „Peer Gynt“ und „Kaiser und Galiläer“ bringen werden, gespannt auf den wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden neunten, der uns schon das neueste Drama des greisen Grüblers bescheren soll, gespannt endlich auch auf die zusammenfassende Lebensbeschreibung des Dichters, für die der Biograph Gerhart Hauptmanns, Dr. Paul Schlenther, gewonnen worden ist.

Rechtzeitig zum hundertsten Gedenktage seiner Geburt ist nun auch die Ausgabe der **Gesammelten Werke** von Hoffmann von Fallersleben fertig geworden, die Dr. Heinrich Gerstenberg im Verlage von F. Fontane in Berlin hat erscheinen lassen. Hoffmann war der eigentliche Journalist unter den politischen Dichtern der vierziger Jahre; er hat am leichtesten und keckſten seine Weisen gepfiffen, sich dadurch aber auch am ehesten der Gefahr ausgesetzt, mit dem flüchtigen Tage vergessen zu werden. Dem will diese erste Gesamtausgabe vorzubeugen suchen, und die weise Auswahl, die hier unter den poetischen Werken Hoffmanns getroffen ist, läßt hoffen, daß der Dichter, dem eine allzuleichte Produktionsgabe fast zum Fluche ward, mit diesem wesentlich erleichterten Gepäck wirklich auf die Nachwelt kommen wird. Außer den politischen und rein lyrischen Gedichten bringt die neue Ausgabe eine gedrängte Auslese aus der umfangreichen Selbstbiographie des Dichters „Mein Leben“, und hier fühlen wir uns dem Herausgeber, der gekürzt und ergänzt, dabei aber doch den temperamentvollen Charakter der Aufzeichnungen nicht gestört hat, zu besonderem Danke verpflichtet. Alles in allem: die würdigste Gestalt, in der uns das dichterische Lebenswerk dieses vaterländischen Sängers unserer nationalen Sturm- und Drangjahre dargeboten werden konnte. F. D.

* * *

Vor kurzem ist von Eduard Engels **Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit** (Leipzig, J. Baedeker) die vierte, umgearbeitete Auflage erschienen. Trotz fachmännischer Anfechtungen namentlich gegen Einzelheiten der altfranzösischen Abschnitte — hinc illæ lacrimæ? — hat das Buch in Deutschland allmählich alle seine volkstümlichen Wettbewerber an Beliebtheit weit überholt. Und mit Recht! Es bietet den weiteren Kreisen der Gebildeten alles, was sie verlangen können, einen Überblick über die ältere und einen tieferen Einblick in die klassische und die moderne Litteratur des Nachbarvolkes, das mehr noch als die Engländer, den einen Shakespeare ausgenommen, auf die unserige gewirkt hat und bis zur Stunde fortwirkt. Der Ton der Darstellung ist lebendig und fesselnd, das Urteil sicher und unumwunden, und wenn auch subjektiv gefärbt, doch stets von dem ehrlichen Streben nach historischer Gerechtigkeit getragen. Vortrefflich sind namentlich einige der letzten Abschnitte, in denen Engel den absonderlichen jüngsten Richtungen der französischen Dichtung in Vers und Prosa ebenso unbefangen wie resolut zu Leibe geht. Je mehr unsere Jüngeren und Jüngsten in Gefahr sind, ebenfalls im „psychologischen“ Roman und in der „symbolistischen“ Lyrik das Heil zu sehen — ist uns doch neulich allen Ernstes ein solcher Wiener Symbolistenkonventikel als hoffnungsreiche Keimstätte einer neuen Epoche unserer Poesie angepriesen —, desto mehr thut es wohl, über ihre fremden Muster hier das rechte Wort zu lesen. — Von demselben Verfasser und im gleichen Verlage erscheint gleichfalls völlig neu bearbeitet die vierte Auflage einer **Geschichte der englischen Litteratur**, auf die wir nach ihrer Vollendung zurückkommen werden.

Noch liegt in zweiter Auflage vor das umfassendste und erschöpfendste Werk, das wir über das klassische Zeitalter der französischen Dichtung besitzen: Ferdinand Lotheißens **Geschichte der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert** (Zwei Bände. Wien, C. Gerolds Sohn). Eine gründliche Kenntnis der ganzen Zeit hat den geschichtlichen Hintergrund geliefert, ein unendlicher Fleiß den riesenhaften litterarischen Stoff, auch wo er an Breite und Einförmigkeit nichts zu wünschen übrig ließ — ich erinnere nur an den Roman und an die Regeltragödie der Kleineren —, gewissenhaft durchgearbeitet, ein beherrschender Geist den Gegenstand gegliedert und eine sichere Feder stets geschmackvoll und fesselnd, nie bloß registrierend ihn zur Darstellung gebracht. Vortrefflich, weil getreu, ohne die eigene Sprache und ihren Genius zu verraten, sind die zahlreichen eingeflochtenen Stellen übersetzt. Kurzum, das Buch verdient den Ruhm, den die erste Auflage sich erworben hat, und dem sicherlich die gleiche Popularität entspräche, könnten diese französischen Klassiker und ihre Zeitgenossen außer Molière und allenfalls Lafontaine und Racine bei unserem Publikum noch auf ein anderes als ein geschichtliches Interesse rechnen. Der Herausgeber der neuen Auflage, Moritz Necker, hat nicht bloß die Verbesserungen und Ergänzungen, die sich in dem Handexemplar des verewigten Verfassers fanden, nachgetragen, sondern dem Buche auch ein Lebensbild Lotheißens vorausgeschickt, das uns den wackeren Kämpfer auch in seiner menschlichen Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit nahe bringt. W. Br.

* * *

Durch Willibald Beyschlags Erinnerungen **Aus meinem Leben** (Halle a. S., Eugen Strien) erhält die nicht allzu große Zahl in Form und Inhalt gleich erfreulicher Selbstschilderungen, die unsere Litteratur aufzuweisen hat, einen willkommenen Zuwachs. Eine liebenswürdige, im Grunde friedselige Natur, die aber im Notfall

auch in sich die Kraft findet, für die eigene Überzeugung ebenso mannhaft wie ein geborener Polemiker einzutreten, vielseitig, zumal dichterisch, begabt und empfänglich für alles Gute und Schöne, tritt uns aus diesen Blättern entgegen. So kennzeichnen den Hallischen Theologen seine Erlebnisse, so die Art, wie er in dem Buche darüber berichtet. Zugleich spiegeln sich darin die politischen und kirchlichen Strömungen der vierziger und fünfziger Jahre, eine Reihe bedeutsamer Gestalten zieht an uns vorüber, für den Litteraturfreund keine interessanter als Gottfried und Johanna Kinkel, in deren Hause der junge Studiosus als lieber Gast und strebsamer Genosse des „Maikäferbundes" verkehrte. Aber auch das rein Persönliche ist dazu angethan, die lebhafte Teilnahme des Lesers zu erwecken, vor allem das in zarten Farben gehaltene Idyll der Brautzeit und der ergreifende Bericht von Leiden und Scheiden des geliebten Bruders. Der Band schließt mit Beyschlags Übersiedelung nach Karlsruhe bald nach seinem Siege in der vielberufenen Trierer Streitsache. Hoffentlich behält der greise, aber jugendlich frische Erzähler Muße und Neigung, auch den zweiten Band der Erinnerungen, den er in Aussicht stellt, zu vollenden.

W. Br.

* * *

Die Zahl der Bücher, die aus der alten Leidenschaft der Deutschen für Italien erwachsen, persönliche Reiseerfahrungen aus dem Lande, wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht, einem größeren Publikum vermitteln wollen, ist Legion. Daß darunter viel minderwertiges Gut ist, versteht sich von selber. Nicht zu diesem, sondern vielmehr zu den eigenartigsten und anmutendsten Werken dieser Art Litteratur gehört die Reisenovelle **Ikarus** von H. Mellin. (Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) Was die Heldin der Icherzählung als solche zumal innerlich erlebt, so tiefgefühlt und fein dargestellt es ist, ein so wehmütig reizvoller Hauch der Resignation darüber liegt, tritt in meiner Schätzung doch zurück vor der Wiedergabe dessen, was sie mit reichem Geiste und hochgestimmter Seele an Eindrücken von Kunst und Natur, Geschichte und Gegenwart in sich aufgenommen hat. Wie rein und groß das alles empfunden, wie im besten Sinne wahr die wechselnden Bilder gezeichnet sind, kann niemand besser ermessen, als wer wie ich unmittelbar nach dem Genusse des Buches das Glück gehabt hat, die gleichen Wege zu wandeln. Daß hin und wieder ein wenig Überschwang der Stimmung oder des Kunsturteils mit unterläuft, wer wollte das einer im Grunde so gerechten und dabei persönlich in Geschmack und Kenntnissen trefflich begründeten Schönheitsbegeisterung verübeln? Zumal nirgend ein leeres Pathos sich in tönenden Redensarten ergeht, vielmehr jeder Satz scharf und fein geprägt ist und nicht selten ein leichter, glücklicher Humor dafür sorgt, daß wir auf der Erde bleiben. Ich dächte, nachdem wir so viel oberflächliche Touristenlitteratur über Italien und über uns haben ergehen lassen, wäre der Geist dieses Buches doppelt freudig zu begrüßen; für einen Italienfahrer aber wüßte ich kaum eine Vorbereitungslektüre aus neueren Tagen, deren er sich demnächst jenseit der Alpen und besonders in Rom häufiger und dankbarer zu erinnern hätte. W. Br.

* * *

Die bei Gelegenheit des ersten Erscheinens von Adolf Sterns **Studien zur Litteratur der Gegenwart** an dieser Stelle (Juli 1895) ausgesprochene Überzeugung, das Buch werde sich schnell in weiteren Kreisen Bahn brechen, hat sich als begründet erwiesen: es liegt jetzt in neuem Verlage (Dresden und Leipzig, C. A. Koch) die zweite, vermehrte und neu bearbeitete und auch jetzt wieder dem Könige von Schweden und Norwegen gewidmete Auflage vor. Einige der Aufsätze erscheinen in anderer Reihenfolge; hinzugekommen sind Wilhelm Raabe und Adolf Wilbrandt. Besant fehlt, doch wohl aber nur deswegen, weil er in eine vom Verfasser geplante zweite Folge der Studien aufgenommen werden soll, in der Stern unter anderen auch Guy de Maupassant und Giovanni Verga zu behandeln verspricht. Zu durchgreifenden Änderungen hat sich, wenn wir die Aufsätze der beiden Auflagen miteinander vergleichen, kein Anlaß gezeigt; mit Recht werden wir darin ein vollgültiges Zeugnis dafür erblicken, daß Stern gleich beim ersten Wurf das Richtige getroffen hat. Die Änderungen beziehen sich mehr auf die Darstellungsweise und weniger ins Gewicht fallende inhaltliche Bemerkungen; auch hier bemerken wir wieder die peinliche Sorgfalt, mit der sich der Verfasser die Vervollkommnung seiner Arbeiten angelegen sein läßt. Wir glauben das Buch auch in seiner neuen Gestalt nicht besser empfehlen zu können, als wenn wir Aussprüche Peter Roseggers und Rudolf von Gottschalls mitteilen, die sie bei Gelegenheit der ersten Ausgabe gethan haben. „Wer sich," schreibt Rosegger, „mit den litterarischen Charakterköpfen der Gegenwart vertraut machen will, ein besseres Buch wüßte ich kaum zu empfehlen." — „Adolf Stern," so urteilt Gottschall, „zeigt sich in seinen Studien als ein Essayist von feinstem ästhetischen Gefühl und hoher Kunstbildung; er besitzt den scharfen Blick, um die Eigenart der Talente zu erfassen, und die lebendige Darstellungsgabe, um die Teilnahme der Leser für dieselben zu erwecken." N.

* * *

Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. Wilhelm Meyer. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Farbendruck, Heliogravüre und Holzschnitt von Th. Alphons, H. Harder, W. Kranz, O. Schulz, G. Witt u. a. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) — Auf allseitiges Interesse bei den Gebildeten hat ein gemeinverständliches Werk über Astronomie immer zu rech-

nen, zumal in einer Zeit, wo die mächtigen Instrumente der modernen Technik und der Eifer zahlreicher Forscher von Beruf und Liebhaberei zu dem großen Schatze astronomischen Wissens immer neue Errungenschaften fügen, die sogar das Publikum der Tageszeitungen zu fesseln vermögen. Es kann nicht ausbleiben, daß dieser Fülle neugewonnener Beobachtungen und Thatsachen gegenüber die populären Astronomien der jüngsten Vergangenheit rasch veralten und daß eine Sammlung des Neuen und seine Einfügung in die bereits feststehenden Ergebnisse eine erwünschte und dankbare Aufgabe für einen astronomischen Schriftsteller von anerkannter Gabe gemeinverständlicher Darstellung sein muß. Wir hätten keinen anderen lieber an diese Aufgabe herantreten sehen und für ihre Lösung befähigter gehalten als eben Dr. Wilhelm Meyer. Seine langjährige Stellung als Leiter der Berliner Urania hat ihn weit über Deutschlands Grenzen bekannt gemacht als ungewöhnlich geschickt zur Verbreitung der Ergebnisse der strengen Wissenschaft in anmutender Form, und daß andererseits eine solche Popularisierung der wissenschaftlichen Strenge keinen Eintrag thun wird, wie sonst wohl leicht geschieht, dafür bürgt bei ihm seine eigene Forscherthätigkeit am Fernrohr auf den Sternwarten zu Wien und Genf. Wenngleich wir somit mit gutem Vorurteil das umfangreiche Werk zur Hand nahmen, so wurden wir doch angenehm überrascht durch die reiche und vornehme bildliche Ausstattung, durch die die Verlagsanstalt das Buch einerseits zu einem Prachtwerke macht, andererseits sehr viel zum Verständnis des Inhaltes beiträgt, denn Anschauung ist auf einem Gebiete, wo alles Wissen durch Schauen gewonnen wird, ein mächtiges Hilfsmittel des gedruckten Wortes. Nur einige der Farbendruckbilder, die unseren Standpunkt auf einen anderen Weltkörper verlegen und ein Bild des dort zu Schauenden geben sollen, möchten wir trotz aller Farbenpracht oder vielmehr gerade wegen dieser Farbenpracht missen. Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß die Phantasie hier der Wirklichkeit entspricht, und eine Darstellung der objektiven Verhältnisse hätte der einfarbige Holzschnitt klarer ausgedrückt. Da der Leserkreis dieser „gemeinverständlichen" Astronomie in jenen Kreisen zu suchen ist, die sich nicht mit der Frage nach dem „wie" begnügen, sondern auch über das „warum" und „wieso" Auskunft haben wollen, ist der eigentlich beschreibenden ersten Abteilung, die anerkennenswerterweise den allerneuesten Beobachtungen Rechnung trägt, eine zweite Abteilung angefügt, die die Überschrift „Die Bewegungen der Himmelskörper" führt. Hier blicken wir in die Werkstatt des beobachtenden und in die Studierstube des rechnenden und forschenden Astronomen. Es werden alle die Wege, die zur Erkennung der Thatsachen geführt haben, klargelegt, und der Leser ist nirgend genötigt, etwas von dem Fachastronomen auf Treu und Glauben hinzunehmen. Nachdem wir so von der Erde ausgehend über die Verhältnisse unseres Sonnensystems hinweg zu den Fixsternen und endlich zu dem Bau des Weltgebäudes, als Ganzes betrachtet, gelangt sind und die Ergebnisse überblicken, die in wenigen Menschenaltern über die Unendlichkeit des Weltalls gewonnen sind — wer vermöchte da die Frage zu unterdrücken: was war vor dieser Spanne Zeit und was wird nach ihr werden aus dem Weltall, dessen Wandelbarkeit zu erkennen schon die seitherige Lebensdauer des Menschengeschlechts hinreichte. Auch hierauf versucht Meyer, wie er selbst ausdrücklich betont, eine Antwort zu geben, indem er uns an die Grenzen menschlicher Erkenntnis überhaupt führt; mögen wir ihm nun zustimmen oder nicht, wir fühlen uns mächtig angeregt auch zu eigenem Nachdenken durch die erhabene Übermacht des Problems. F. R.

* * *

Karl August Credner. Sein Leben und seine Theologie. Von W. Baldensperger. (Leipzig, Veit und Co.) — Der Verleger dieses Buches, ein Sohn Karl August Credners, hat eine Pflicht der Pietät erfüllt, indem er die erste erschöpfende Lebensschilderung seines Vaters in die Öffentlichkeit bringt; der Verfasser, ein Professor in der theologischen Fakultät zu Gießen, bezeichnet im Namen seiner Amtsgenossen die Schrift als einen „Akt der Sühne, durch welchen wir die schwere an ihm (Credner) begangene Schuld, soviel in unseren Kräften steht, vor der Öffentlichkeit wieder gut zu machen wünschen". Credner hat nämlich Zeit seines Lebens und namentlich als Professor in Gießen von 1832 bis 1857 unter ungerechten Anfeindungen zu leiden gehabt. Man kann nicht ohne ein Gefühl schmerzhaften Druckes lesen, wie die Vorgesetzten und Kollegen den bedeutenden Mann gequält und unterdrückt, ja, wie sie ihm sogar den Nachruhm geraubt haben. Es ist dem Verfasser, der selbst zur Zunft gehört, hoch anzurechnen, daß er wenigstens in diesem, der Vergangenheit angehörenden Falle offen die widerwärtigen Verhältnisse geschildert hat, die in den Tempeln der Wissenschaft und selbst der wissenschaftlichen Theologie herrschen können. Das Büchlein hat eine über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung. D.

* * *

Der Spiritismus. Von Eduard von Hartmann. Zweite Auflage. (Leipzig, Hermann Haacke.) — Daß Hartmann sich zu einem Neudruck der bereits seit einiger Zeit vergriffenen Schrift über den Spiritismus entschlossen hat, kann aus zwei Gründen gebilligt werden. Erstens hat die Schrift eine geradezu geschichtliche Bedeutung, und es ist mit Recht üblich, solche Bücher immer wieder aufzulegen, auch wenn die Forschung inzwischen über sie hinausgekommen sein sollte. Hartmann hatte seiner Zeit die wichtigsten und einigermaßen zuverlässigen Berichte über spiritistische Erscheinungen geprüft und sich nicht

mit dem plumpen Ableugnen begnügt, sondern erklärende Vermutungen aufgestellt, die — wie man sie auch im einzelnen beurteilen mag — jedenfalls weit über der ganz unwissenschaftlichen Geisterhypothese stehen. Hierdurch wurde sein Buch zu einem dauernd wertvollen Dokument. Und zweitens ist es auch heute noch geeignet, den Laien in die Thatsachen und die Möglichkeiten ihrer Erklärung einzuführen; die übrige Litteratur steht entweder auf dem Standpunkte der Geistergläubigen oder ist von Taschenspielern und Taschenspielerfreunden geschrieben. D.

* *
*

Sechzig Upanishads des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Paul Deussen. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Schopenhauer sagt von seiner Lektüre der Upanishads: „Sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Todes sein.“ Wer philosophischen Geistes ist, wird diesen Ausspruch verstehen. Die Upanishads entsprechen unserem Neuen Testament, aber sie behandeln an Stelle des praktischen Verhaltens das Erkennen des Menschen, sie wollen nicht aus dem Reich der Sünde, sondern aus dem Reich des Irrtums erlösen. Sonach bieten sie gerade dem Denker unendlich viel, vorausgesetzt, daß er sich von der Pedanterie und der sprachlichen Eigenart des indischen Geistes nicht befremden läßt. Und jetzt endlich erhalten wir eine zuverlässige und lesbare Gesamtübersetzung dieser geschichtlich und für die Gegenwart so wichtigen Urkunden. Wir sind Deussen zu wärmstem Dank verpflichtet, daß er sich der überaus mühevollen, wenngleich reichlich lohnenden Arbeit unterzogen hat; sie steht im Zusammenhange mit der von ihm begonnenen „Allgemeinen Geschichte der Philosophie“, auf die nochmals empfehlend hingewiesen sei. D.

* *
*

Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Band I und Band V. (Berlin, Rosenbaum und Hart.) — Der erste Band enthält „Studien und Meditationen“, die während der letzten fünfunddreißig Jahre entstanden sind. Sie lehren uns in Bamberger nicht nur den Mann des öffentlichen Lebens, sondern auch den des geselligen Lebens kennen. Die „Weihnachtsbriefe“ namentlich sind köstliche Essays, die sich den ähnlich gehaltenen Plaudereien Hombergers würdig an die Seite stellen: hier spricht jemand zu uns, der lange und gut beobachtet hat und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in geschmackvoller Form mitteilt. — Der fünfte Band der Sammlung ist mit politischen Schriften ausgefüllt, die von 1879 bis 1892 reichen. Besonders beachtenswert erscheint uns der einleitende Aufsatz über Deutschtum und Judentum, weil er auf die Gedanken des Antisemitismus eingeht und ruhig gehalten ist. Mit eigentümlichen Gefühlen lesen wir, was Bamberger zum Jahrestag der Entlassung Bismarcks schrieb. Seit jener Zeit hat sich so vieles geändert, daß wir jetzt klarer sehen — ohne doch in der Hauptsache völlig aufgeklärt zu sein. Im übrigen kann alles, was ein so kenntnisreicher und hervorragender Mann wie Bamberger zu sagen hat, auf Teilnahme rechnen, auch bei denen, die im Liberalismus eine nunmehr überwundene Anschauung zu erblicken genötigt sind. D.

* *
*

Die Lebendigen und die Toten in Volksglauben, Religion und Sage. Von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.) — Es ist nicht leicht, von diesem überaus anziehenden und inhaltreichen Buch in der Kürze eine Vorstellung zu geben. Es dreht sich um die volkstümlichen Ansichten von der Seele und dem Tode. Daß die Seele etwas Luft- und Rauchartiges, ein Tierchen im Körpermechanismus sei, ergiebt sich dem Volk als sicherste Gewißheit aus den Thatsachen des Todes und Traumes. Dem entsprechen die Bestattungsformen und die Mythologie des Todes, ferner der Glaube an Vorzeichen und Vorläufer des Sterbens, an abrufende und rächende Geister. Hieraus entspringt ein Kampf der Lebendigen und der Toten: mit allen Mitteln wehrt man sich gegen die Gespenster und sucht Schutzengel und Hausgeister sich geneigt zu machen. — Dies alles stellt Kleinpaul mit einer Fülle ethnologischer und kulturgeschichtlicher Daten dar, zugleich doch auch so, daß der Zusammenhang nicht verloren geht und die unvermeidliche Unruhe des Stils nicht die Grenzen des Erlaubten überschreitet. Zum Schluß behandelt er die Unsterblichkeit, die man hofft, und die Unsterblichkeit, die es giebt. Diesen Abschnitt möge jeder aufmerksam lesen, der sich aus der Beschränktheit unseres gegenwärtigen abendländischen Gesichtskreises befreien will. D.

* *
*

Buddhism and its Christian Critics. Von Paul Carus. (Chicago, The Open Court Publishing Co.). — Paul Carus hat große Verdienste um die Verbreitung philosophischer und psychologischer Kenntnisse in Nordamerika. Seit Jahren giebt er zwei angesehene populärwissenschaftliche Zeitschriften heraus, die der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Religion, Moral und Psychologie gewidmet sind; außerdem hat er eine Reihe von Büchern verfaßt oder übersetzt und herausgegeben. Sein letztes Werk, das heute anzuzeigen ist, gehört in die Reihe der für den gebildeten Amerikaner bestimmten Schriften. Wir Deutschen werden nicht allzuviel Neues daraus entnehmen können, uns vielmehr darauf beschränken müssen, die einfache und klare Darstellung zu bewundern, in der Carus Meister ist. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser den hohen inneren Wert und die geschichtliche Bedeutung des Buddhismus anerkennt, daß er aber

die Vergleichung nicht nach Art gewisser Heißsporne dazu benutzt, das Christentum herabzusetzen. Die eine Hälfte des Buches ist den Ursprüngen und dem Inhalt des Buddhismus, die andere der Vergleichung mit der christlichen Religion gewidmet. D.

* * *

Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Von Wilhelm Wundt. Dritte Auflage. (Hamburg, Leopold Voß.) — Da vor einigen Jahren die zweite Auflage dieses vortrefflichen Buches in unserer Zeitschrift besprochen worden ist und die neue Auflage sich von der vorangegangenen im wesentlichen nicht unterscheidet, so genügt es, unsere Leser auf das Erscheinen der dritten Auflage hinzuweisen und ihnen die Lektüre nochmals aufs angelegentlichste zu empfehlen. Hoffentlich erhalten wir bald von Wundt die Völkerpsychologie, die diesen Abriß der Individualpsychologie zu ergänzen bestimmt ist. D.

* * *

Die Entwickelung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Von James Mark Baldwin. (Berlin, Reuther u. Reichard.) — Baldwin ist den Fachgenossen schon seit langem als einer der tüchtigsten amerikanischen Psychologen bekannt; das deutsche Publikum im allgemeinen lernt ihn erst aus diesem Buche kennen. Das Problem der Kindesseele erscheint hier im Zusammenhang mit der Rassenentwickelung des Bewußtseins. Doch fehlt es nicht an experimentellen Untersuchungen, die sich auf die einfachsten Bewegungsreaktionen des Kindes stützen. Gerade die Kapitel, in denen Thatsachen aus dem Kindesleben berichtet und ihre Gesetze abgeleitet werden, dürften für Eltern und Erzieher von Interesse sein. Im zweiten Teil folgt eine Theorie der Anpassung und Vererbung, im dritten Teil findet sich eine ins einzelne eingehende Theorie über den Fortschritt der Geistesentwickelung in ihren Hauptstadien: Gedächtnis, Association, Aufmerksamkeit, Denken, Selbstbewußtsein, Wollen. Der vierte Teil schließlich enthält eine „allgemeine Synthese" nebst einigen Gedanken über „socialen Fortschritt", die sich aus dem Vorangehenden ergeben. Die Übersetzung des Herrn Ortmann kann mit Anerkennung hervorgehoben werden. D.

* * *

Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeares Dramen. Von Hans Lähr. (Stuttgart, Paul Neff Verlag.) — Wie oft der im Titel angegebene Gegenstand bereits behandelt worden ist, geht aus dem flott geschriebenen Vorwort und einer angehängten Litteraturübersicht aufs deutlichste hervor. Dennoch hat der Verfasser, der nicht nur ein Psychiater von Ruf ist, sondern auch eine bei Ärzten seltene allgemeine Bildung besitzt, neue und wertvolle Aufschlüsse gewonnen. Er stellt fest, daß Lear ein getreues Bild der „akuten Verwirrtheit" bietet und Ophelia in dieselbe Gruppe einzuordnen ist; Hamlets „Wahnsinn", dem fast die Hälfte des Büchleins gewidmet ist, gehört nach Lähr zu den Erkrankungen des Nervensystems mit psychischen Veränderungen, die das Handeln bis zur Unfähigkeit erschweren. Ein weiterer Abschnitt: Was veranlaßte Shakespeare zur Darstellung krankhafter Geisteszustände? könnte vielleicht in ästhetischer Rücksicht ergänzt und verbessert werden; hingegen ist das Kapitel über des Dichters Quellen für seine Auffassung der Geisteskrankheiten (ärztliche Ansichten der Zeit, Dramen älterer Zeitgenossen, eigene Beobachtung) recht übersichtlich und lehrreich. D.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Gegensätze.

Roman
von
Hermann Heiberg.

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Trankerweider Park saßen am Spätnachmittage desselben Tages Iduna von Dormien und Graf Egmont von Zecher nebeneinander. Eben waren die Herrschaften von Tisch aufgestanden. Der Graf und die Gräfin hatten sich in ihre Gemächer zurückgezogen, um zu ruhen; die Comtesse hatte Egmont gebeten, sie zu einem Aussichtspunkt zu begleiten; von diesem waren sie soeben zurückgekehrt.

Noch erfüllt von den Geschehnissen des Morgens, hatte Graf Egmont seiner Begleiterin über die Vorfälle im Pastorhause berichtet.

„Und dann, was folgte dann?“ drängte Iduna, während sie auf einer Laubenbank Platz nahmen.

„Nun ja! Dann nahm ich,“ entgegnete Egmont mit finsterer Stirn, „meine Reitpeitsche und schlug den Beleidiger über den Kopf, und er forderte mich, obschon die hinzutretende Pastorin sich händeringend ins Mittel zu legen suchte — auf Pistolen! Natürlich! Allein ich erklärte, daß ich erst Ihnen ein Versprechen einzulösen habe, Comtesse. So ist die Affaire, die im Torbyer Gehölz vor sich gehen soll, um zwei Tage verschoben.“

„Ah — welch eine entsetzliche Mitteilung! Sie wollen sich schießen? Ich bitte, ich beschwöre Sie, stehen Sie davon ab! Wenn er nun Sie tötet, oder wenn Sie ein Menschenleben auf dem Gewissen haben. Ich mag's mir gar nicht ausdenken —“

„Es geht nicht anders, verehrte Comtesse. Wenn mir ein Mann den Verdacht ins Gesicht schleudert, ich hätte nur einer Verlobung zwischen ihm und seiner Braut Vorschub geleistet, um dadurch meinerseits leichter unerlaubte Beziehungen mit ihr anzuknüpfen, so ist das eine so ehrenrührige Beleidigung, daß bloß ein Reitpeitschenschlag die Antwort sein kann. Und der Gegner, nachdem er ihn empfangen, kann nichs thun, als den anderen auf Tod und Leben fordern! Hier haben Sie einen der Fälle, wo es unmöglich ist, eine Sühne auf andere Weise zu finden.“

„Ich bin entgegengesetzter Meinung, und ich lasse mir nicht erwidern, meine Meinung gelte nicht, weil ich als Frau davon nichts

verstände!“ fiel Iduna ein. „Ich bin der Ansicht, daß jede Uneinigkeit, welcher Art sie auch sein mag, durch entschuldigende Worte ihren Ausgleich finden kann, und daß dieser Weg stets gewählt werden muß. Vollständig falsche Ehrbegriffe beherrschen die Herren, wenn sie erklären, das und das könne nur durch Blut gesühnt werden. Soll nicht wenigstens eine der vielen Vernunftwidrigkeiten, die wir mit uns schleppen seit Jahrhunderten, beseitigt werden? Haben die Gegner nicht zu bedenken, daß ihnen Pflichten gegen ihre Angehörigen obliegen, und ist eine solche extravagante Äußerlichkeit, einen Streit zum Austrag zu bringen, nicht gerade das allerungeeignetste Mittel?“

Graf Egmont lächelte. Dann sagte er, ohne vorderhand eine Meinung abzugeben: „In welcher Weise meinen Sie denn, verehrte Comtesse, daß die Angelegenheit zwischen mir und dem Doktor ihren Abschluß finden müßte? Einen Schlag über den Kopf mit der Peitsche hat er empfangen. Soll ich gestatten, daß er mich, obschon ich der Beleidigte bin — das werden Sie mir doch einräumen — wieder ins Gesicht schlägt?“

„Nein, er soll sich beruhigen. Er soll einsehen, daß Ihr Zorn berechtigt, daß es entschuldbar gewesen ist, wenn Sie, als der schwer Verletzte, sich in solcher Weise rächten. Er soll überdies erklären, daß ihm seine Äußerungen leid thäten, daß er sie zurückzunehmen gesonnen sei. Und Sie wiederum sollen ihm die Hand reichen und Ihr Bedauern aussprechen, daß Sie die Reitpeitsche gebrauchten, anstatt ihm in ruhiger Weise vorzuhalten, welcher Ehrenrührigkeit er sich schuldig gemacht hat.“

„Sehr schön, gnädigste Comtesse! Aber wenn der Doktor sich nun weigert? Was soll dann geschehen? Soll eine solche Verdächtigung auf mir ruhen bleiben?“

„Ja, sie kann es, da Ihr Gewissen rein ist. Wie oft wird ein Mensch von dem anderen im stillen verunglimpft. Da er es nicht weiß, so wird er sich auch darüber nicht aufregen.“

„Wenn er es aber weiß, wie in diesem Falle, Comtesse?! Da kann er doch nicht schweigen —“

„Warum nicht? Ich wiederhole, daß nach meiner Auffassung durch das Duell gar nichts anderes erreicht wird. Wie oft ist der Nichtschuldige das Opfer des Zweikampfes! Welchen vernünftigen Zweck kann denn der Waffengang haben? Vergessen Sie doch nicht, daß zahllose Meinungsverschiedenheiten zwischen Menschen niemals beigelegt werden! Die Personen meiden sich eben für die Zukunft; ein jeder bleibt, was er innerlich war, und jeder behält seine Meinung über den anderen. Das entspricht dem natürlichen und sich fortwährend wiederholenden Verlauf der Dinge, und keiner unterliegt demzufolge einer abfälligen Kritik. Wir empfangen unseren Wert oder Unwert doch nicht durch das Urteil anderer, sondern wir besitzen einen Wert oder Unwert durch das, was wir thatsächlich sind und leisten.“

„Jedenfalls bewundere ich Ihre verständige Logik, Comtesse,“ entgegnete Graf Zecher mit liebenswürdiger Artigkeit. „Sie dürfen aber nicht außer acht lassen, daß im allgemeinen nicht das Verständige, das einfach Natürliche herrscht, sondern das Vorurteil, die Mode, die Einseitigkeit, überhaupt das Gegenteil von dem, was dem gesunden Menschenverstand entspricht. Betrachten Sie unser ganzes Dasein! Wir leben fast alle gegen unsere Gesundheit, verlangen, begehren mehr, statt uns im sanften Verzichten zu üben, bekümmern uns um die Angelegenheiten anderer und studieren deren Splitter, während die Balken unsere eigenen Augen verdunkeln. Wir benutzen insbesondere in Deutschland die Schulen nicht, um unsere Kinder für das praktische Leben auszurüsten, sondern martern ihre Köpfe mit dem Zuviel und dem Formalismus toter Sprachen; wir machen von einem Examen, bei dem die bösesten Geister des Zufalles ihr Spiel treiben können, ein Weiterkommen abhängig und registrieren später die mit unserem Fähigkeitsstempel Versehenen in Gesellschaftsklasse A, B, C oder, je nachdem in unseren Schädeln die Vorstellung von den Unterschieden der Stände eingegraben ist, in Klasse Z. Ein Philologe und ein Arzt dünken sich mehr als ein Apotheker. Die ersteren sieht der Jurist über die Schultern an. Der Regierungsassessor erhebt sich über den Gerichtsassessor; das Militär will voranschreiten. Dort usurpiert der Kavallerist den Vorrang vor dem Infanteristen, und der Adel betrachtet sich als

die specielle Throngarde des Staatsoberhauptes. Erwachsen nicht aus solchen Anschauungen auch die allerwidersinnigsten Zustände?“

„Gewiß, Herr Graf. Aber im Duell wird mit dem Leben in frivolster Weise gespielt. Sie überzeugen mich wohl, daß wir in einer höchst unvollkommenen Welt leben, nicht aber von der Berechtigung des Zweikampfes. Sagen Sie mir, um das Gespräch zu schließen: wollen Sie denn nun regelrecht auf den Doktor zielen?“

„Nein, ich werde um der Eltern willen, um Fräulein Lias und der Pastorenfamilie willen, aber auch unter objektiver Berücksichtigung der Sachlage, die eine eifersüchtige Gereiztheit des Doktors gegen mich begreiflich macht, in die Luft schießen.“

„So, so, das wäre schon viel! Das gefällt mir. Das ist edel! Ich danke Ihnen! Und der Doktor?“

„Ja, darüber kann ich Ihnen keine Mitteilung machen. Ich bin aber überzeugt, daß Gussow nichts sehnlicher wünscht, als mir eine Kugel durchs Gehirn zu jagen.“

„Dann wäre er ja ein Schurke. — Ich hörte stets von ihm, er sei ein in jeder Beziehung vortrefflicher Mensch.“

Graf Egmont bewegte die Schultern, er sagte nichts. Iduna aber fuhr fort: „Was ist denn nun aus Fräulein Döbler, Ihrer Schutzbefohlenen, geworden?“

„Die Pastorin versprach mir, daß sie ihrer Tochter Wunsch mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu erfüllen suchen werde. Im Notfall wolle sie sich aufs Schloß begeben und meine Mutter bitten, Fräulein Lia von ihrem Versprechen zu entbinden —“

„Halten Sie es denn für möglich, daß Ihre Frau Mama nein sagt?“

„Möglich ist alles in dieser Welt des Egoismus und der Herzenskälte, teure Comtesse!“ entgegnete Graf Egmont ernst und nachdenklich.

„Ich bin jedenfalls entschlossen, wenn ich nicht nach dem Duell ohne Kopf, Arme oder Beine einherschwanke —“

„Wie können Sie in so ernster Sache noch spotten, Herr Graf!“

„Sogleich den Bünderodern Valet zu sagen und in Torbye oder in Eckernmünde zu bleiben. All das kleinliche Menschengetriebe ist mir unerträglich geworden. Ich sehne mich fort aus der engen Kleinlichkeitskammer in die Freiheit. An den Ufern der Ostsee werde ich aufatmen —“

„Wird dann, meinen Sie, Fräulein Döbler den Doktor wirklich heiraten? Und geben Sie dem Manne nicht neue Nahrung zur Eifersucht, wenn das Fräulein dorthin geht, und Sie auch in Eckernmünde bleiben?“

Graf Egmont bewegte mit einer Miene der Unentschiedenheit den Kopf. Dann sagte er zu Idunas Überraschung mit finster verschlossener Miene: „Ich habe mir vorgenommen, mich in die Dinge in keiner Weise mehr zu mischen, vielmehr alles ohne meine Mitwirkung gehen zu lassen. Nur dann, wenn das Mädchen aus sich selbst erklärt, sie könne ihn, den Doktor, doch nicht heiraten, dann werde ich nach gemessener Zeit Fräulein Lia fragen, ob sie — mich zum Manne will. Dies sei Ihnen im tiefsten Vertrauen mitgeteilt, verehrteste Comtesse!“

„Wie? — So denken Sie? — Und sie?“ drängte Iduna, deren Busen sich ungestüm hob, in der diese Erklärung etwas aufwühlte, das ihr schier die Seele verzehren wollte.

„Ja, sie, sie — ich weiß es —“ erwiderte Graf Egmont mit verklärtem Auge, „liebt auch mich, und ginge es nach Vernunft und Natur, dann würde der Mann, der sie begehrt, noch rasch sein Schiff besteigen und auf etwas verzichten, was er nie besaß und nie besitzen wird —“

„So sprechen Sie, Graf Egmont?“ fiel Iduna ein. „Sie teilten mir doch mit, daß Sie selbst der Vermittler waren —“

„Allerdings,“ bestätigte der Graf mit düsterer, grenzenlos trauriger Miene. „Darin liegt ja eben der Widersinn und das Wirrnis. Aber wußte ich es denn? Hat mir der Himmel nicht erst nachträglich die Binde von den Augen gestreift?“

„Wie Sie mir leid thun, wie das junge Mädchen mich dauert!“ rief Iduna, von dem tiefen, seelischen Kummer des Grafen wahrhaft berührt. „Giebt's denn wirklich gar keine Mittel, alles noch anders zu gestalten?“

„Nein, Comtesse! Keine! Sie können es selbst ermessen. Fräulein Lia wird nicht zurücktreten — ich weiß es; es entspricht ihrem Charakter, festzuhalten, und er wird erst recht nicht von dem schwer Errungenen

zurücktreten wollen. Und endlich ich — ich — ich selbst kann doch nach allem, was geschehen, nicht sprechen, nicht eingreifen —"

„Doch, Sie könnten es. Ein Graf Egmont Zecher kann alles, und alles steht ihm an. So thun Sie es!" betonte Iduna feurig.

Sie sprach es, obschon sie dabei litt, aber es gelang ihr, weil sie ihre Hoffnungen auf den heimlich geliebten Mann in dieser Stunde für alle Zeiten ins Grab gesenkt hatte.

Auch fuhr sie mit gehobener Stimme und belebtem Ausdruck fort: „Soll, darf ich Ihnen helfen? Sehen Sie, Graf Egmont, ich bin Ihnen gut, ich habe Sie liebgewonnen. Ich möchte Sie glücklich wissen. Ich wüßte einen Weg! Geben Sie mir die Erlaubnis, ihn einzuschlagen!"

Graf Egmont sah empor und lohnte dem edelsinnigen Mädchen mit einem warmherzigen Blick der Dankbarkeit. Indem er ihr die Hand hinstreckte, sagte er: „Wie gut, wie selbstlos, wie menschlich sind Sie, liebe, verehrte Comtesse! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. So wenig gab ich Ihnen, und so viel spenden Sie mir. Wenn ich Ihnen aber eine Antwort erteilen soll, so meine ich: es geht nicht! Man würde sagen, ich hätte mich — verzeihen Sie den Ausdruck — hinter eine Schürze gesteckt. Und überdies, Sie werden nichts erreichen. Wie wollten Sie's beginnen, in dieser verwickelten Sache mit Erfolg einzugreifen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Zunächst — ich fahre morgen früh nach Bünderode — will ich verhindern, daß Ihr Zweikampf zu stande kommt oder einen gefährlichen Ausgang nimmt. Aber ich will noch mehr thun: ich will das thun, was ein Freund dem anderen schuldig ist. — Und seien Sie nicht so üblich kleinlich, daß Sie deshalb Widerstand leisten, weil ich eine Frau bin, Graf Egmont. Man sollte endlich auch mit diesen absurden Vorurteilen aufräumen! Ob der Mensch Männerkleider trägt oder einen Unterrock — es kommt nicht auf die äußere Hülle, sondern auf die Bethätigung des Ichs — auf Thaten kommt es an! Einem Manne würden Sie der Ausübung eines solchen Dienstes keinen Widerstand entgegensetzen. Ist's groß, freidenkend, sieht's dem Amerikaner gleich, daß er gerade der Gewohnheitsauffassung nachgiebt?"

Graf Egmont warf einen hellen, bewundernden Blick auf die Sprecherin, dann entgegnete er: „Wohlan, Sie haben recht! Nach diesen Ihren Worten sage ich nichts mehr, Comtesse. — Aber — wir leben in der Welt, die wir kennen. Bitte, versprechen Sie mir, Ihren Maßnahmen einen Charakter zu verleihen, der den Personen gegenüber meine Mitwissenschaft ausschließt. Auch bitte ich Sie dringend, mir vorher zu sagen, was Sie vorhaben."

„Nein, ich bitte, daß Sie davon absehen, Graf Egmont! Gerade weil's ungewöhnlich ist, werden Sie vielleicht Bedenken aufwerfen, und ich will gar keine aufkommen lassen, weder in mir, noch in Ihnen. Vertrauen Sie mir! Lassen Sie, da Sie in der That selbst absolut nicht handeln können, es mich für Sie thun!"

„So sagen Sie mir wenigstens, was Sie veranlaßt, so gegen mich zu handeln. Gewiß! Sie gaben mir schon eine liebenswürdige, mich ehrende und auszeichnende Erklärung. Darf ich aber hoffen, daß Sie auch noch etwas anderes leitet, daß Sie sich schon ein wenig als — meine künftige Schwägerin fühlen, Comtesse Iduna? Verzeihen Sie, daß ich plötzlich so rede, daß ich diese scheinbar so fernab liegende Angelegenheit unserem Gespräch anreihe. Wenn ich heute zum Besuch herkam, so hatte ich nämlich einen Auftrag auszurichten. Mein Bruder bat mich — ich darf es offen heraussagen — bei Ihnen für ihn um Ihre Hand anzuhalten. — Ich lehnte zunächst ab, obgleich ich mir natürlich Erfreulicheres als eine Erfüllung seiner Werbung für uns alle nicht denken könnte. Mehr als ein Grund bewog mich zu dieser Ablehnung. Ich habe ja wenig Glück als Brautwerber" — des Mannes Mienen nahmen einen lächelnd schwermütigen Ausdruck an —, „aber ich erklärte ihm endlich auf seine dringenden Bitten, ich wolle die rechte Gelegenheit zu ergreifen suchen. Jetzt — jetzt scheint sie mir gerade gekommen zu sein. Lassen Sie mich, ich bitte Sie, wenigstens das Gute mitnehmen — lassen Sie mich wenigstens mit dem Troste ziehen, daß ich für ihn das Glück erreicht habe. — Wer weiß, es ist ja vielleicht das letzte, was meine Seele noch erhebt."

Durch Idunas Körper war bei des Gra=

sen Worten eine starke Unruhe gegangen, ihre Wangen hatten sich wechselnd gefärbt. Als er geendet hatte, sagte sie mit einem hellen, verinnerlichten Blick: „Ich danke Ihnen von Herzen, Graf Egmont. Der Antrag ehrt mich, auch beglückt mich alles übrige, was Sie äußerten. Ich wiederhole aber: erst wollen wir Ihre Sache zu Ende führen, dann — dann — sprechen wir über das andere."

„Hm — hm — Das klingt mir doch wenig tröstreich, liebe Comtesse. Ich bitte — sagen Sie etwas mehr! Lassen Sie mich nicht ohne eine bestimmte Hoffnung auf Erfüllung —"

Und Iduna Tormien entgegnete: „Wohlan, Graf Egmont, da Sie es wünschen! Ich bin alt genug, um mehr als einmal erfahren zu haben, daß es nichts Unverständigeres giebt, als um des noch Begehrenswerteren etwas wahrhaft Gutes zurückweisen zu wollen. Auch habe ich aus scharfen Beobachtungen in meinen Bekanntenkreisen längst die Überzeugung gewonnen, daß in der Ehe andere Faktoren das Glück ausmachen, als man vorher fast immer annimmt. Hatten mich diese Überlegungen schon früher zu einem halben Entschluß gebracht, so ist er in dieser Stunde infolge der starken Sympathie, die ich für Graf Konstantin empfinde, und der Achtung, die er mir einflößt, vollends zur Reife gediehen. So nehmen Sie denn, obschon ich Sie Ihrem Bruder vorderhand keine Mitteilung zu machen bitte, nicht nur eine Hoffnung, sondern fast eine Gewißheit mit, Graf Egmont —"

So sprach sie mit einem liebenswürdigen, durch sanfte Resignation verschönten Ausdruck und streckte ihm die Rechte entgegen, die er ehrfurchtsvoll berührte.

Als er sich aber auch herabbeugte und seine Lippen darauf drückte, fühlte er, wie sie heftig zitterte, und er wußte, weshalb sich das stürmisch pulsierende Blut bis in ihre Fingerspitzen drängte.

* *
*

Nachdem Graf Zecher noch vor eingetretener Dunkelheit das Bünderoder Schloß wieder erreicht hatte und nach Verlassen des Wagens eben ins Haus treten wollte, schritt ihm zu seiner Überraschung Regine, in einen dunklen Mantel gehüllt, entgegen.

„Wie, du, Regine? Und so spät?" rief er belebt. Und gleich, ohne ihre Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Und bitte, vor allem: wie ist's mit Fräulein Döbler geworden? Alles gut verlaufen?"

„Nein, Egmont," flüsterte Regine und zog ihren Bruder mit sich über den Schloßhof: „Mama widersetzte sich ihrem Weggang durchaus. Und als ich nach all den nutzlosen Auseinandersetzungen zu Lia ins Zimmer trat, fand ich sie in einem solchen Zustande, daß sie nicht einmal aufstehen, geschweige packen und das Haus verlassen konnte. Ich will mich auch selbst eben zum alten Gussow hinunter begeben, damit er gleich mitkommt. Das Fieber hat sich bedenklich verschlimmert. Sie phantasiert bereits und ich fürchte, daß wir einer schweren Zeit mit ihr entgegensehen."

„Das sind ja sehr betrübende Nachrichten!" fiel Egmont ein und schritt, um mehr zu hören, nun auch neben seiner Schwester den Schloßberg hinab. „Was hat denn Mama für Gründe?"

„Offen gestanden, und obschon es mir schmerzlich zu sagen ist, Egmont," entgegnete Regine und dämpfte unwillkürlich die Stimme: „Ingrimm leitet Mama. Ich habe dir's bisher vorenthalten. Die letzte Scene zwischen beiden nahm einen Charakter an, der jeder Beschreibung spottet. Mama hat Lia Dinge gesagt, die an mitleidloser Schärfe kaum übertroffen werden können, und wiederum sprach Lia Worte, die dieser Schärfe durchaus nichts schuldig blieben. Mama sucht sie nun in jeder Weise niederzudrücken, ihr ihre Wünsche zu durchkreuzen, sie zu demütigen. Sie soll nicht als Triumphierende scheiden, vielmehr als die Geschlagene, dennoch Bezwungene. Sie soll noch einmal fühlen, daß sie die Untergebene ist. Ihre Krankheit sei, sagt sie, Komödie! Wenn sie nach Eckernmünde reisen könne, dann würde es wohl mit ihrer Hinfälligkeit nicht so schlimm sein. Wenn sie sähe, daß man ihr nicht nachgäbe, würde sie sich schon wieder aufraffen. Sie habe sich verpflichtet zu bleiben, bis die neue Gouvernante da sei, und daran müsse festgehalten werden."

„Ah! Ah! Ist's möglich!?" stieß Graf

Egmont hervor, und seine Züge verfinsterten sich.

Alles bäumte sich in ihm gegen seine Mutter auf; in seiner Erregung hätte er gleich umkehren, hinaufeilen und sie zur Rede stellen mögen. Auch machte er sich klar, daß Idunas Pläne jetzt weit eher scheitern konnten, daß jedenfalls eine Entscheidung nicht rasch herbeigeführt werden würde. Keinesfalls würde doch Gussow Lia freigeben, ohne noch einmal selbst mit ihr gesprochen zu haben.

Vor allem aber beunruhigte ihn Lias Zustand, und dieses Gefühl der Sorge um sie ließ ihn immer wieder und wieder fragen, woraus denn Regine schließe, daß die Krankheit einen schweren Charakter annehmen könne. Und immer wieder suchte er doch sich selbst zu besänftigen. Dann aber hielt er sich nicht länger; unverhüllt beichtete er seiner Schwester alles inzwischen Vorgefallene. Er erzählte der anfänglich zum Erstarren Erschrockenen, daß sich zwischen ihm und Gussow ein Streit erhoben habe, daß ein Zweikampf bevorstehe. Freilich wußte er sie, ohne daß sie noch das Wort nehmen konnte, auch wieder zu beruhigen, indem er ihr von Iduna und deren Absichten berichtete.

Und nach dieser Einleitung erzählte er seiner Schwester auch alles übrige und zuletzt das wichtigste, nämlich, daß Lia zudem einen anderen liebe.

„Und dieser andere?“ drängte Regine, die auch diesem Bericht mit gleich großer Spannung und Unruhe zugehört hatte. „Wer ist's?“

„Nun ja denn! Ich — ich selbst, Regine!“ entgegnete Graf Egmont, die letzte Zurückhaltung abstreifend. „Ich liebe Lia, ich habe, wenn auch leider zu spät, erkannt, welch ein treffliches Geschöpf sie ist, und ersehne nichts mehr, als sie zu meiner Frau zu machen.“

Regines Erstaunen kannte kein Maß. „Du? Du? Und Lia?“ stieß sie dann heraus. „Und die Eltern — Mama? Bester Egmont! Welch eine Perspektive! Das sind ja wieder ganz außerordentliche und wahrhaft niederschmetternde Neuigkeiten!“

„Niederschmetternd, Regine? Bist du's denn nicht gerade gewesen, die Lias Lob jederzeit gesungen, die ihren Wert, wie keine, erkannt hat? Kannst du dich denn darüber wundern, gar erschrecken, gar, wie es scheint, einen Widerspruch erheben?“

„Nein, mein teurer Egmont. Ich erhebe keinen. Ich würde überaus glücklich sein, wenn ihr euch besitzen könntet. Aber — offen gestanden — ich sehe nur Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten. Nimmermehr glaube ich, daß der Doktor verzichtet. Überdies das Duell! Das beunruhigt mich namenlos. Und wenn wirklich alles gut verläuft, wie soll man unsere Eltern mit einem solchen Gedanken aussöhnen, wie wollt ihr leben, wie willst du sie ohne Papas Hilfe ernähren? Du kannst sicher sein, daß er dir, nachdem das Mädchen, um die es sich handelt, eine solche Sprache gegen Mama geführt hat, in nichts entgegenkommen wird. Auch werden sie alles thun, die Heirat zu hintertreiben. Du und die Gouvernante mit dem Muttermal! Sie werden sich bekreuzigen! Wie ist Mama schon bei dem bloßen Gedanken aufgefahren, daß du dich für sie interessieren könntest. Mit Geld darfst du überhaupt auf Papa nicht rechnen, Egmont. Er hat gar kein Vertrauen zu deinen Erwerbsfähigkeiten oder richtiger zu deinen ökonomischen Fähigkeiten. Er hat unrecht, gewiß! Es ist nach meiner Ansicht gerade das Gegenteil der Fall, aber wer überzeugt ihn, wenn er eine vorgefaßte Meinung vertritt?“

So sprudelte es in der Herzensangst aus Regine heraus, und ohne Eindruck blieben ihre Worte auf den nicht, der sie hörte.

„Alles weiß ich! Alles habe ich mir schon selbst gesagt,“ entgegnete Egmont. „Aber eins mögest du wissen: all das schreckt mich in keiner Weise, wenn ich mir Lia erkämpfen kann. Ich werde der Eltern Einspruch nicht beachten, denn ich bin mein freier Herr — und ich brauche sie nicht, weil ich arbeiten kann und zu erwerben verstehe. Meine Vergangenheit beweist das. Nur in einem Punkte gebe ich dir recht, nämlich in dem Zweifel, ob der Doktor überhaupt zurücktreten wird, ob es Iduna gelingt, alle Teile zu überzeugen, daß es gerecht, klug, vorsichtig und weise ist, beizeiten einen Irrtum aufzuheben, der drei Menschen, wird er fortgesetzt, namenlos unglücklich machen muß: Lia, mich und — auch den Doktor. Was thut

ein Mann mit einer Frau, die ihn nicht liebt, die alle ihre Gedanken auf einen anderen richtet?"

So schloß Egmont. Da sie in diesem Augenblick aber am Ziele angelangt waren, wurde das Gespräch unterbrochen. Regine zog sich, einen Seitenpfad wählend, zurück, und der Graf wanderte, in tiefes Nachdenken versunken, dem Schlosse zu.

* *
*

In den beiden Häusern, im Pastorhaus und in dem Hause der Familie Gussow in Bünderode, herrschte eine dumpfe, gedrückte Stimmung.

Lias Eltern litten unter den Verhältnissen, weil sie sich machtlos fühlten, irgendwie klärend einzugreifen. Wenn sie ihre Hoffnungen auf den Grafen richteten, so wurden solche wieder entkräftet, weil das Duell bevorstand, und wenn dieses, nach ihren Vorstellungen, einen für ihn glücklichen Ausgang nahm, so stellte sich, abgesehen von der andauernden Unentschiedenheit der Dinge, die Sorge um den Doktor und dessen Familie ein. Und zu all dem gesellte sich die Angst um Lia. Der alte Doktor Gussow war noch nach seinem Krankenbesuch oben bei ihnen gewesen und hatte gemeldet, daß die Braut seines Sohnes mit einem heftigen Fieber daniederliege, daß wenigstens vorläufig von Aufstehen nicht die Rede sein könne.

Aus Glück und Hoffnungen war Sorge und Herzeleid erwachsen, und zu allem kam, daß die Pastorin nicht wußte, wie sie sich nach den ihr von Lia gemachten Eröffnungen zu Ernst Gussow und den Seinigen stellen sollte.

Daß ihre Tochter, wie sich die Dinge gestaltet hatten, ihn nicht heiraten werde, nicht heiraten könne, war für sie ausgemacht.

Was konnte es denn nun noch für einen Zweck haben, Ernst Gussow in einem solchen Glauben zu lassen!?

Und in dessen Familie hatten sich Sorge und Erregung erst recht eingenistet.

Doktor Gussow hatte seinen Eltern mitgeteilt, daß er sich mit dem Grafen schlagen wolle. Er hatte ihnen die Gründe nicht verhehlt, ihnen überhaupt alles kundgethan, was ihm Lia offen dargelegt hatte.

Von Stund an hatte sich der Mutter eine äußerst heftige Auflehnung gegen Lia bemächtigt; ein weit stärkerer Ingrimm aber erfüllte sie gegen Egmont.

Erst war er nach seiner Rückkehr als Besserwisser und selbstgefälliger Lehrmeister aufgetreten und hatte die Bünderoder gegen sich eingenommen. Später war bekannt geworden, daß er mit seiner Familie in Differenzen geraten war. Der Graf hatte sich, wie man bestimmt wußte, seine Einmischungen verbeten, er wünschte nichts mehr, als daß der Sohn sich wieder davonmache und insbesondere seinen Geldbeutel verschone. Es war kein bloßes Gerede! Man kannte ja die Genauigkeit der gräflichen Familie in Geldsachen.

Namentlich das Bekanntwerden dieser Thatsache entkleidete den künftigen Erben von Bünderode vorläufig seines Glanzes und Ansehens.

So war schließlich Egmont nichts weiter als ein Plänemacher ohne einen Groschen in der Tasche. Daß er einmal etwas und gar sehr viel erhalten werde, lag in so weiter Ferne, daß man sich in Bünderode daran nicht aufrichten konnte.

Nun hatte er die Verlobung zwischen Lia und dem Doktor eingeleitet, und plötzlich mitten darin gefiel's ihm nun wieder, ihrer selbst zu begehren. Ja, noch mehr! Er fädelte — ein echter Rechthaber — Duelle ein, und vielleicht lag Doktor Gussow am folgenden Tage mit zerschmettertem Schädel im Torbyer Gehölz.

Dies und anderes ging durch den Kopf der leidenschaftlich erregten Dame.

Der alte Doktor verhielt sich noch am ruhigsten; er redete auf seinen Sohn ein, daß er den Streit in anderer Weise begleichen möge, er bot seine Vermittelung an. Wenn der Unfriede ausgeglichen sein würde, könne man Egmont veranlassen, Bünderode zu verlassen, man könne ihn bei seiner Ehre angreifen. Dann werde sich auch Lia beruhigen, und am Ende werde alles dann doch noch nach Wunsch verlaufen.

Aber der junge Doktor Ernst wollte von einer fremden Einmischung nichts wissen. Er war viel zu stolz, um nachzugeben, viel zu erbittert, um nicht zu wünschen, dem verhaßten Nebenbuhler einen Denkzettel zu geben,

und viel zu verliebt, um sich vorstellen zu können, daß ein anderer Weg vorhanden sei, den Grafen zu belehren, seine, Gussows Pfade nicht mehr zu kreuzen.

So standen die Dinge, als am folgenden Morgen Iduna von Dormien in einem eleganten, mit dem Wappen der Dormiens geschmückten offenen Gefährt auf der Landstraße von Trankerweide nach Bünderode dahinflog.

Um zehneinhalb Uhr traf sie in Bünderode ein, stieg im „Wirtshaus zum Schloß" ab, gab der Dienerschaft Befehl, ihrer zu warten, und trat zu Fuß den Weg nach dem Hause des Doktors an.

Gussows wohnten, wie schon erwähnt, nicht weit entfernt vom Pastorhause.

Iduna waren Haus und Räume durchaus nicht unbekannt. Der alte Doktor war Arzt auf Trankerweide, die Familie wurde zu Festen nach dem Gute geladen, und man nahm Aufforderungen zu gleichen Zwecken zu Doktors an. Dormiens waren Adelige, aber gut bürgerlich gesinnt. Hochmut lag ihnen, im Gegensatz zu der abweisenden Unnahbarkeit und dem Adelsstolz der Zechers, völlig fern.

Da Iduna niemand antraf, zog sie eine Klingel, die sich neben einer an der Wand hangenden Schreibtafel befand.

Vor ihr erschien zunächst Korl Lickefett. Er war, als Allerweltsvollbringer, beschäftigt, in einem zur Rechten vom Eingang befindlichen Gesellschaftsraum einen Fußboden zu ölen.

Korl guckte, mit einer blauen Frauenschürze angethan, um die Ecke, verbeugte sich und sagte: „Ah, Kuntesse! Gehorsamer Diener. Ist das Mädchen nicht da? Bitte, ich will gleich nachsehen! Oder wullen Kuntesse nach den Doktor? Er ist freilich schon weg —"

„Nein, Lickefett. Ich will den Doktor Ernst sprechen."

„Ernst? Ah so! — Ja, er ist grade bei, sich anzuziehen. Er will nach Eckernmünde fahren."

„So, so!" bestätigte Iduna erfreut. „Das trifft sich ja noch gut."

„Hm, ja, Kuntesse! Es ist gud und wedder nich gud und doch villich gud —"

„Was meinen Sie?" fragte Iduna zerstreut, nur noch halb hinhörend. Die Ungeduld, ihre Sache anzugreifen, beherrschte sie allein.

Zu ihrer Befriedigung erschien in diesem Augenblick Frau Doktor Gussow mit ihrer vollwuchtigen Gestalt. Sie kam aus dem Gartenzimmer und wollte sich links ins Wohngemach begeben.

Als sie Iduna sah, hellten sich ihre Mienen auf.

Sie trat rasch, Korl durch einen Blick in sein Ölreich zurückverweisend, lebhaft angeregt auf Iduna zu, sprach ihre freudige Überraschung aus, sie plötzlich vor sich zu sehen, und zog sie ins Wohnzimmer.

Gleich darauf ertönte eine Glocke, die die Magd herbeirief. Als diese eilend erschien, empfing sie den Auftrag, den jungen Doktor zu ersuchen, sich noch vor seiner Abreise bei ihnen einzufinden.

Ernst entsprach diesem Ersuchen sogleich; er befand sich bereits im Reisemantel. Auch fuhr gerade der Wagen vor, der ihn nach Eckernmünde bringen sollte.

Sobald die drei einander gegenübersaßen, entwickelte sich zwischen ihnen ein längeres Gespräch, in dem zunächst Iduna das Wort nahm.

„Ich komme in einer Angelegenheit, die Sie angeht. Ich höre, Sie wollen nach Eckernmünde, verehrter Herr Doktor! Ich möchte Sie natürlich nicht aufhalten, aber der Gegenstand, um den es sich handelt, macht es erforderlich — Sie werden mir, wie ich hoffe, nachträglich beistimmen —, daß Sie mir wenigstens ein halbes Stündchen schenken. Ich will gleich ohne Umschweife den Kern der Sache berühren. Der Zweck meines Kommens bezieht sich auf das — Duell, das Sie, verehrter Herr Doktor, morgen mit dem Grafen Egmont Zecher zum Austrag bringen wollen. Ich habe zufällig erfahren, was zwischen Ihnen vorgegangen ist. Es kam so! Der Graf besuchte uns gestern. Er hatte sich ursprünglich auf längere Zeit angemeldet, erklärte aber, noch am selben Tage wieder zurückkehren zu müssen. Infolge meiner Nachfrage, weshalb er sein Versprechen nicht halten könne, wurde ich — nur ich — mit dem Vorgefallenen bekannt gemacht. Graf Egmont erklärte mir, als ich — begreiflicherweise todeserschrocken — ihn

anflehte, einen anderen Ausweg zu suchen, daß an der Sache nichts, gar nichts mehr zu ändern sei, fügte aber zu meiner Beruhigung hinzu, daß er entschlossen sei, in die Luft zu schießen. Er thue dies, weil er Ihre Eltern schätze, weil er es Ihrer Braut schuldig sei, weil er keinen Tod auf seinem Gewissen haben wolle. Auf meinen Einwand, daß er von Ihrer Kugel getroffen werden könne, erwiderte er mir, er befinde sich gegenwärtig in einer so tiefbedrückten Stimmung, daß ihn das Dasein trostlos anblicke und daß ihm sein Leben wertlos erscheine. Ich komme nun nach dieser Mitteilung mit der dringenden Bitte, verehrter Herr Doktor, in gleicher Weise zu handeln, ebenfalls Ihren Gegner zu schonen. Ein Duell ist — nach meiner Auffassung — eine Frevelthat. Sie haben eine Differenz gehabt. Wohlan! Beseitigen Sie sie auf andere Weise! Geben Sie sich gegenseitig befriedigende Erklärungen und ziehen Sie jeder seine Straße. — Natürlich weiß Graf Egmont von meinem Versöhnungsversuch nichts. Ich handle von meinem menschlichen Gefühl getrieben, ich handle als Freundin Ihres Hauses und als Freundin dieses Mannes, der in meinen Augen die höchste Achtung verdient. Ich habe ihn geprüft, und ich habe mich von seinem Wert überzeugt. Gewiß, er hat seine Fehler — wer hätte die nicht — aber er ist ein Edelmann. — Ich möchte Ihnen, Herr Doktor, jedoch noch eine andere wichtige Sache ans Herz legen! Erschrecken Sie nicht und zürnen Sie nicht, daß ich es wage, zu sagen: Verzichten Sie auf Fräulein Döbler! Sie wissen, daß sie Ihnen nur mit schwerer Überwindung das Jawort erteilt hat. Es stellt sich heraus, daß das arme Mädchen unter dieser Zusage namenlos leidet, daß sie, weil sie den Grafen liebt, als ein Opfer dieser Zusage in die Ehe gehen wird. Erst dann ist das in ganzer Stärke zum Durchbruch gelangt, als sie durch einen Zufall erfuhr, daß sie von dem Grafen wiedergeliebt wird. Der Graf seinerseits denkt nicht daran, irgendwie Ihre Rechte anzutasten; er will sich in sein Schicksal fügen, er will Bünderode verlassen. Und ihm wird's vielleicht mit seiner Energie gelingen, das Mädchen zu vergessen. Lia Döbler aber wird, nachdem sie seine Gegenliebe erfahren hat, sicher nur dann wieder geistig und körperlich genesen können, wenn Sie, hochverehrter Herr Doktor, sie freigeben. — Gewiß, ein Verlangen ungewöhnlicher Art, gewiß ein Opfer sondergleichen, und dennoch ein kleines Opfer gegen die Aussicht, ein Weib heimzuführen, das mit solchen Gefühlen an den Altar tritt. So, das habe ich zu sagen, und ich brauche wohl nicht noch einmal zu betonen, das ich lediglich auf meinen eigenen Antrieb die Initiative ergriffen habe!"

Die beiden Gussows hatten mit sehr gemischten Gefühlen dieser Rede zugehört; ein anerkennendes, dankbares Gefühl für Iduna aber blieb in ihnen haften. Sie wußten, daß sie keine andere Absicht leitete, als ein gutes Werk zu thun. Andererseits aber waren ihre Sinne nur noch mehr aufgeregt worden.

Zunächst, ehe der Doktor zu Worte gelangen konnte, nahm die Frau das Wort. Ihre Entgegnung strotzte von Ausdrücken des Zorns und der Entrüstung über die Braut und den Grafen. Es möchte, erklärte sie, ja alles richtig sein, wenigstens machte es der Comtesse alle Ehre, die Dinge so zu glauben und zu nehmen, wie sie ihr dargestellt seien. Sie müsse aber doch einräumen, daß Lia niemals von den Gefühlen des Grafen Kenntnis erhalten haben könne, wenn er sich ihr nicht in irgend einer Weise offenbart hätte.

Und das sei der Kernpunkt, und das Ungeheuerliche sei nicht wegzuwischen. Darin liege die Schurkerei dieses Mannes. Er hätte sich, nachdem sich Lia und Ernst gebunden, als Ehrenmann eher lieber den Kopf abschlagen lassen müssen, als das Glück der beiden in so gewissenloser Weise zu stören.

Und das Mädchen habe auch schwere Schuld; es sei zweifellos: sie habe noch nach der Verlobung mit dem Grafen kokettiert. Ob sie das verantworten könne? Dennoch wolle sie ihr das eher nachsehen, weil sie gleich offen gegen Ernst gewesen sei.

Nach diesem Ausbruch ihrer grenzenlos erregten Gefühle weinte die Frau bitterlich.

Und dieser tiefe, ehrliche, mitleidige Schmerz der Mutter versöhnte die gutherzige, edelgesinnte Iduna. Sie tröstete die Frau mit

zarten Worten und suchte mit einem tröstenden Blick den in tiefer, finsterer Nachdenklichkeit verharrenden Mann aufzurichten.

„Nun, mein lieber, verehrter Herr Doktor? Ich bitte, ich beschwöre Sie, geben Sie mir wenigstens zunächst in der Duellsache nach. Frau Doktor! Ich bitte, vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit den meinigen. Machen Sie es, lieber Doktor, wie der Graf. Schießen Sie in die Luft, oder geben Sie überhaupt den Waffengang auf."

Der Doktor blieb noch eine Weile stumm, dann aber erhob er das Haupt und sagte: „Was Sie sagen, gnädige Comtesse, ist Ihre edle weibliche Ansicht über die Angelegenheit. Aber meinen Sie, daß Graf Zecher eine Beilegung überhaupt wünscht? Ich bezweifle das durchaus."

„Doch, Herr Doktor! Da er erklärte, in die Luft schießen zu wollen, so wird er sicher anderweitiger Beilegung zustimmen."

„Hm! Und Sie, Comtesse, sind der Ansicht, ich solle die Schläge mit einer Reitpeitsche ruhig hinnehmen? Ich kann und will es nicht. Ich gehöre der Armee an und habe auf einem Zweikampf zu bestehen. Ein Schimpf wie dieser ist bei den bestehenden Ehrenvorschriften gar nicht anders zu beseitigen."

Iduna stutzte. An diesen Umstand hatte sie nicht gedacht. „So schlagen Sie sich — aber handeln Sie als Menschen, als Christen. Ist denn das wirklich eine Sühne, wenn Sie sich gegenseitig zu Invaliden machen oder gar töten?"

Gussow schwieg einen Augenblick, dann sagte er, sich plötzlich erhebend, mit entschlossener Miene: „Wohlan, Comtesse! So hören Sie denn: Ich will mit meiner Braut reden! Bis ich sie gesprochen habe, wird der Zweikampf verschoben. Je nach dem Ausfall unserer Unterredung werde ich Ihnen auf beide Bitten, die Sie an mich gerichtet haben, Antwort erteilen. Mehr vermag ich nicht zu thun. Wollen Sie das Werk, das Sie begonnen haben und für das wir Ihnen alle, wie auch der Ausgang sein mag, für alle Zeiten unseren wärmsten Dank bewahren werden, gütigst zu Ende führen, so bitte ich Sie, mich noch heute zu benachrichtigen, ob der Graf mit diesem Vorschlage einverstanden ist."

Nach diesen Worten verbeugte er sich ernst, ergriff die Hand, die ihm Iduna dankbewegt entgegenstreckte, und verließ das Gemach. Draußen bestieg er den Wagen und fuhr nach Eckernmünde.

* * *

Acht Tage nach diesen Vorfällen befand sich vormittags ein anderes Gefährt auf der Landstraße zwischen Bünderode und Eckernmünde. Darin saß Graf Egmont, und hinterher folgte ein offener Kofferwagen, auf dem sich sein Gepäck befand. Egmont von Zecher hatte in Eckernmünde in der Nähe des Barons von Reichholz eine Wohnung gemietet und siedelte dahin über. Der langgehegte Wunsch hatte inzwischen eine besondere Förderung erfahren. Der vor Monaten Zurückgekehrte hatte in seiner Heimat nichts mehr zu thun. Mit seinen Eltern vermochte er nicht zu leben; die Einwohner Bünderodes verhielten sich ihm gegenüber spröde, sie verstanden seine Art nicht; die Ortsvertretung huldigte wohl dem Fortschritt, war aber an einen Schneckengang gewöhnt und nicht gesonnen, sich aus diesem altgewohnten Schlendrian durch Egmont herausbringen zu lassen. Der Verkehr mit der Pastorenfamilie, in der der Graf bisher vorzugsweise verkehrt hatte, verknüpfte sich gegenwärtig mit großen Peinlichkeiten, und mit Lia, die sehr ernstlich erkrankt daniederlag, vermochte er ebensowenig in Berührung zu gelangen wie der Bräutigam, Doktor Gussow. Infolgedessen hatte dieser auch noch zu keiner Entscheidung gelangen können, und da die zwischen den Gegnern verabredete Frist einer Verschiebung des Zweikampfes inzwischen abgelaufen war, stand dieser nunmehr nach wenigen Tagen unabänderlich bevor. Daß es eine Äußerlichkeit bleiben werde, schien allerdings ausgeschlossen. Der Doktor hatte an Iduna geschrieben, daß er darauf halten müsse, den Zweikampf regelrecht zum Austrag zu bringen. Da er seine Braut nicht habe sprechen können, sei alles auf dem alten Fleck, und eine fernere Verzögerung widerspreche den ehrengerichtlichen Vorschriften. Egmont Zecher hatte darauf erwidert, er werde seinen Gegner, nachdem er ihn einmal für seine ehrenrührigen Worte gezüch-

tigt, aus den wiederholt entwickelten Gründen schonen. Für sich selber verlange er indessen durchaus keine Rücksicht: Gussow möge es halten, wie er wolle. Natürlich hatte diese Entscheidung der Beteiligten die beiden Familien von neuem in eine maßlose Aufregung versetzt. Immer blieb nun die Möglichkeit, daß Graf Egmont als Opfer des Duells fiel, und der Doktor, belastet mit dem Tode eines Menschen, die Gewissensqual sein Leben lang mit sich herumtragen mußte.

* *
*

„Du willst also nach Eckernmünde übersiedeln?“ hatte der alte Graf tags vor der Abreise in kaltem Tone seinen Sohn gefragt. „Was willst du denn dort beginnen?“

„Ich will eine Fischereigesellschaft ins Leben rufen, einige Zeit die Verhältnisse an Ort und Stelle studieren, dann mir Beteiligung und Geld in Berlin suchen und, nachdem ich beides gefunden habe, im Winter die Dinge so zu fördern trachten, daß wir im Frühjahr sofort beginnen können. Allerdings spricht sich das leichter aus, als es gethan ist. Meine persönlichen Mittel reichen überhaupt nur noch für zwei Monate aus. Dann ist alles verbraucht, was ich mitgebracht hatte.“

Egmont hatte die letzten Worte absichtlich hinzugefügt. Er wollte seinen Vater prüfen. Machte jener ein Anerbieten, so wollte er es zwar nicht annehmen, aber ihm seine Zuvorkommenheit hoch anrechnen.

Der Graf saß während dieses Gesprächs an seinem mit vielen wertvollen Gegenständen bedeckten, mit Elfenbeineinlagen verzierten Ebenholzschreibtisch, Egmont lässig und bequem daneben. „Ich halte die Sache, die du da in Eckernmünde vorhast,“ begann nun der alte Herr mit verletzender Ruhe und Überlegenheit im Ton, „für völlig aussichtslos. Ich meine, du solltest niemand dazu animieren. Wie, wenn's fehlschlägt? Wer soll die Ausfälle bezahlen? Man wird dir, der du unseren bisher fleckenlosen Namen trägst, vorwerfen, daß du das Geld anderer in einer zweifelhaften Gründung verthan habest. Vielleicht gar noch Schlimmeres! Und was dann? — Du willst immer etwas Besonderes. Du hast doch gesehen, daß das keine Früchte trägt!“

„Woraus schließest du, daß ich ohne Resultate blieb, wenn ich etwas begann, Papa?“ fragte Egmont, sich mühsam beherrschend.

„Nun — nun — du bist doch ohne jegliches Vermögen zurückgekehrt und — und willst, wenn ich recht verstanden habe, daß ich in die Taschen greife, um neuen Experimenten die helfende Hand zu reichen. Ich bin aber dazu nicht geneigt. Wenn ich Geld hergebe, dir von deinem künftigen Besitz etwas verabfolge, so muß ich als Bedingung stellen, daß du etwas ergreifst, das Bestand und glücklichen Fortgang verspricht, das nicht auf dem Gebiet einer imaginären Spekulation liegt, sondern nachweislich bereits rentabel ist.“

„Ich kann dich gleich berichtigen, Papa! Ich habe durchaus nicht die Absicht gehabt, dich um Geld anzugehen. Da in unserer Familie die Thorheit zum Gesetz erhoben ist, den mündigen Kindern ihr Kapital vorzuenthalten, statt es ihnen, wie üblich, zur Verfügung zu stellen, so weiß ich, daß ich allein auf deine Gnade angewiesen bin. Und von ihr will ich nicht abhängig sein!“

„Ich darf dich,“ gab der alte Graf zurück, „wohl daran erinnern, mit wem du sprichst und was du mir schuldig bist. Diese Verkehrsart ist auch eine Frucht deiner amerikanischen Abenteuerlichkeiten und der von dir aufgesogenen neuen Ideen. Respekt, Pietät gegen das Alter, gegen die Eltern, gegen den Vater sind euch fremde Dinge! Ihr wißt alles besser! Ihr seid die Hennen, wir sind die Eier, die noch erst ausgebrütet werden sollen!“

„Du willst dich nicht mit mir verständigen, Papa! Du willst es nicht, weil du kein Herz für deinen Sohn hast. Die Liebe für mich geht dir und geht Mama ab, weil ich nicht gerade so zugeschnitten bin, wie ihr zu erwarten und zu fordern berechtigt zu sein glaubt. Pietät und Respekt sind mir durchaus nicht fremd. Aber ob ihr eure Pflichten gegen den Sohn in liebevoller Weise erfüllt, das ist mir zweifelhaft. Oder habt ihr die überhaupt nicht, ihr, die ihr mir das Leben gabt, da ich euren Namen trage, da mein Wesen nicht aus meiner Laune oder aus dem Mangel an Selbstzucht entspringt, sondern die mir vom Schöpfer verliehene Eigenart ist. Wir können doch nicht

alle gleich sein. Einer ist ein Adler, ein anderer hat eine Kaninchennatur —"

„Ja, ja, und du bist der Adler, und deine Mutter und ich sind futternagende Vierfüßler, eine Million auf einem Sack. Nicht wahr?"

„Papa — Papa! Wie kannst du mir meine Worte so deuten! Ich habe gesprochen, wie ich es meine und empfinde, nachdem du mich dazu herausgefordert hast, nachdem du mir bewiesen, daß du deines eigenen Kindes Wesen, sein Herz, seine Gefühle und Gedanken, aber auch seine Fähigkeiten niemals wirklich geprüft, sondern nur nach deinen Eindrücken beurteilt hast. Ich will, um das Gespräch nicht zu verschärfen, um der Pietät willen, die mich beseelt und die ich stets bewahren werde, das Gespräch schließen. Geld will ich nicht und nehme ich nicht, selbst wenn du es mir geben wolltest. Ich verschaffe es mir auf mein kommendes Erbe, das ich mir, wennschon du es für gefährdet hältst, durchaus nicht schmälern lasse und das ihr mir nicht entziehen könnt. Von heute ab gehe ich wieder allein, von euch losgelöst, zu meinem Schmerze losgelöst, meine eigenen Wege. Ich begebe mich jetzt zu meiner Mutter und sage ihr Adieu! Dann habt ihr, was ihr wünschtet, Papa!"

Egmonts Stimme hatte leise gezittert, etwas Feuchtes sogar hatte sich in seine Augen drängen wollen, aber er war von seinem Vater nicht zurückgehalten worden, ohne Versöhnung war er gegangen. Und die Erinnerung an diese seinem ganzen künftigen Leben wiederum eine gesonderte Richtung gebende Unterredung zog an Graf Egmonts Innerem vorüber, verschleierte ihm den Blick und verdüsterte sein Inneres. Das war nun Schluß und Ende gewesen! Und war's möglich, daß es zwischen Eltern und Sohn ein solches geben konnte? — Nur zwei echte Menschen befanden sich oben auf der stolzen Höhe: Regine, seine liebe Schwester mit dem reichen Gemüt, dem selbstlosen Wesen und dem goldenen Herzen, und neben, ja in seinen Augen noch über ihr — Lia, ein Wesen voll Pflichtgefühl, voll echter Weiblichkeit, aber auch voll Kraft und von jenem Wert, den zu erringen jeder bestrebt sein mußte. Was wohl, so dachte er, die Zukunft ihm, dem Wiedergekehrten, bringen würde, der in der kurzen Spanne Zeit bereits erfahren hatte, wie unfruchtbar die Aufnahme eines Kampfes war gegen alte Gewohnheiten und kleinbürgerliche Einseitigkeit. Fast fühlte er sich schon angesteckt, schon regten sich bisweilen Zweifel, ob er im Recht sei, wenn er etwas anderes anstrebte als ein bloßes Hinleben im Gewohnheitsgleis, wenn er absah von seinen großen schöpferischen Ideen, von seinem kräftigen energischen Willen, wenn er, wie bisher, das Menschliche, den Sinn für das Natürliche in sich zu befestigen suchte.

* *
*

In der Villa des Barons von Reichholz in Torbye saßen sich zwei Tage später der Wirt und Egmont gegenüber. Eben hatten die Herren das Diner, zu dem Reichholz den Grafen eingeladen, beendet, und den ausschließlich ernsten und inhaltvollen Gesprächsgegenstand bildete auch jetzt der am nächsten Morgen bevorstehende Zweikampf.

Doktor Gussow hatte mittags durch seinen Sekundanten, einen in Eckernmünde wohnenden Herrn, dem Grafen eröffnen lassen, daß er an der Abrede festhalte und daß er wohl annehmen dürfe, die ihm von anderer Seite gewordene Mitteilung, der Graf wolle von einer ernsthaften Behandlung absehen — Idunas Name wurde dabei nicht genannt —, beruhe auf einem Irrtum. Er dürfe sich darüber eine Erklärung erbitten und gestatte sich, gleich vorweg durch seinen Kartellträger sagen zu lassen, daß, wenn sich die Richtigkeit der Mitteilung dennoch bestätigen sollte, er darin eine Nötigung und Verweigerung der Genugthuung erblicken müsse. Wenn sich der Graf nicht falscher Beurteilung — das hieß also des Feigheitsvorwurfes — aussetzen wolle, werde er ersucht, in derselben Weise von der Waffe Gebrauch zu machen, wie es zu thun Doktor Gussow fest entschlossen sei.

Egmont hatte daraufhin die kurze Erklärung abgegeben, daß er zwar nunmehr alle Verantwortung auf die Schultern des Doktor Gussow legen müsse, daß er aber seiner Aufforderung entsprechen werde.

Während die Herren noch sprachen, wurde draußen das Geräusch eines heranrollenden Wagens vernehmbar; wenig später meldete

des Barons Diener, daß zwei Damen da seien, die nach dem Grafen gefragt hätten.

Gleich darauf öffnete sich auch schon die Thür, und Iduna in einem hellen Herbstmantel, der ihre Erscheinung außerordentlich hob, erschien mit Regine, die ihre gewohnte schwarze Kleidung trug.

Allerdings mischte sich in Graf Egmonts Rührung und Überraschung über diesen mit der Sorge um seine Person zusammenhangenden Besuch auch ein Gefühl starken Unbehagens. Was sollte dieser Besuch frommen? Nur neue Gemütsaufregungen konnte er, abgesehen von seiner Erfolglosigkeit, herbeiführen.

Aber als Baron Reichholz, nachdem die Damen die Gründe ihres Erscheinens erklärt hatten, eben diese Aussichtslosigkeit begründete, fand er in Regine einen zwar sanften, doch entschiedenen Gegner.

„Weshalb können nicht die Sekundanten als solche Schiedsrichter auftreten, deren Entscheidung die Gegner sich fügen müssen?“ fiel sie ein und richtete einen bittenden Blick aus ihren schönen, stillen Augen auf Reichholz.

„Welcher Entscheidung, gnädigste Comtesse?“ erlaubte sich Reichholz zuvorkommend einzuschieben.

„Nun — ich meine — daß der eine dem anderen eine Entschuldigung ausspricht —“

„Das ist schon deshalb nicht möglich, weil in der Regel jeder der Gegner allein im Recht zu sein glaubt, weil — wie in unserem Falle — der eine von dem anderen thatsächlich ehrenrührig herausgefordert worden ist. Denken Sie, gnädigste Comtesse,“ schloß er besänftigend, „doch nicht gleich an das Schlimmste! Keiner wird es auf des anderen Leben absehen. Jeder wird möglichste Rücksicht üben.“

Aber Regine wußte sich nicht zu beruhigen, und auch Iduna, durchaus noch nicht von der Unmöglichkeit eines tödlichen Ausganges überzeugt, nahm das Wort und sprach auf Reichholz ein. Sie bat ihn, als Sekundant möge er wenigstens den Versuch machen, einen nochmaligen Aufschub herbeizuführen.

„Es ist wirklich zwecklos, verehrte, liebe Comtesse!“ fiel Egmont, statt seiner das Wort nehmend, ein. „Wir müssen uns jetzt schlagen! Was Gussow nun vorbringt, ist absichtliche Beleidigung, was er gegenwärtig verlangt, giebt den Beweis, daß er es rachsüchtig auf mich abgesehen hat. — So bin ich ein für allemal mit dem Monsieur fertig!“

Regine sprang erregt auf und umschlang Egmont in ihrer Todesangst. Sie war so erschüttert, daß sie ihr Angesicht an seiner Schulter verbarg und schluchzte. Aber auch Iduna feuchteten sich die Augen, und in ihrer Bangigkeit um das Kommende erhob sie sich leise von ihrem Sitz und trat auf den Balkon, um ihre Bewegung zu verbergen.

Keiner sprach ein Wort; jene umheimlich schwüle Stille herrschte, einer jener Augenblicke war es, wo sich der Mensch aller Hoffnungen entschlägt, wo die Zukunft sich ihm so verfinstert, daß er niemals wieder sorglos und glücklich werden zu können glaubt.

Bevor sich die Damen zur Rückkehr nach Bünderode aufmachten, durchschritten sie noch einmal den die Villa des Barons umgebenden Garten. Egmont schloß sich Iduna an und lenkte das Gespräch auf Konstantin, Reichholz aber setzte, mehr denn je gefesselt durch Regines Wesen, seine Versuche fort, ihr ihre Befürchtungen zu nehmen.

Wie sie so neben ihm herschritt in ihrer Einfachheit, in der doch so viel natürliche Vornehmheit zum Ausdruck kam, wie sie so dankbar die Augen zu ihm aufschlug, wenn er alles hell zu machen und ihr ihre Angst zu nehmen suchte, als der eigentümlich rührende Ton ihrer Stimme sein Ohr traf, da kam ihm, sich immer mehr befestigend, der Gedanke, daß er in ihr vielleicht das finden könne, was seinem Glück noch fehlte: eine seine Tage mit ihm teilende Frau. Auch ihm waren, wie Egmont, plötzlich die Augen geöffnet worden, und nur mit großer Überwindung nahm er an diesem Abend von Regine Abschied.

* *
*

Eine schwere, unruhige Nacht mit angstvollen Träumen lag hinter dem Doktor Gussow. Als das erste Morgenlicht sein Gemach erhellte, war er schon auf, setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb noch lange an seinem letzten Willen und auch noch einen letzten Brief an Lia.

Er nahm Abschied und bat sie, daß sie ihm das Herzeleid, das er ihr bereitet habe, verzeihen möge. Er sprach die Hoffnung aus, daß die Zukunft ihr alles bringen werde, was sie glücklich machen könne. Anders habe er nicht zu handeln vermocht, als es geschehen. Er könne sich nicht von dem Eindruck trennen, daß Graf Zecher unrecht gegen ihn gehandelt habe. Da einmal ein Bündnis zwischen ihm und Lia — und noch dazu durch seine Vermittelung — geschlossen sei, habe er, wenn die Liebe zu ihr nachträglich über ihn gekommen wäre, Bündeherode sofort verlassen müssen.

Das sage er zu seiner Rechtfertigung; im übrigen sei er mit seinem innersten Ich nicht bei dem Duell. Er habe sich nur den bestehenden Auffassungen gefügt und fügen müssen.

Nachdem er noch einige sonstige Vorbereitungen getroffen hatte, schlich er sich aus dem Hause, wartete draußen vor dem Flecken, wo bereits ein Wagen harrte, seines Vaters, der in alles eingeweiht war und als Arzt in der Nähe zu sein gefordert hatte, und bestieg mit ihm, nach einem letzten wehmütigen Abschiedsblick auf die Heimatsgegend, das Gefährt.

Schwüle, feuchtwarme Nebel lagen über der Landschaft. Der Herbst hatte seine Herrschaft zwar schon angetreten, die Blätter der Bäume schon entfärbt und die Wälder ihrer grünen Pracht entkleidet, aber er war bisher nur selten mit Sturm, Kälte und Regen aufgetreten. Auch suchte er hier und dort noch durch die wundervolle Fülle und Vielseitigkeit des Kolorits das Auge zu entzücken. Aber eine schwere, mutlose Stimmung schuf er in den Gemütern der Menschen, unruhevoll und beängstigt waren die Seelen der beiden Gussows, obschon jeder äußerlich bemüht war, durch erzwungene Sorglosigkeit den anderen aufzurichten.

Munter griffen die Pferde aus; bald stieg vor den Insassen des Wagens der Kirchturm von Eckernmünde am Horizont empor. Als sie eine Anhöhe auf der Chaussee erreichten, eröffnete sich ihren Blicken auch schon das Bild des Städtchens an der Bucht der Ostsee, und schimmernd lag das herrliche Binnengewässer in einem reinen, sanften Blau vor ihnen.

Aber melancholisch, dunkel und düster erhob sich drüben neben Torbye das Gehölz, und bei seinem Anblick zog unwillkürlich ein Schauer durch die Seele der beiden schwermutbeladenen Gefährten.

Noch ein kleines Stündchen, dann war alles entschieden! Aber freilich, wenn alles entschieden und selbst für sie günstig verlaufen war, dann blieb doch noch die alte Ungewißheit mit Lia, dann stand dem Manne immer noch bevor, daß diejenige, die er so leidenschaftlich liebte, ihn bitten konnte, ihr das Wort zurückzugeben.

Unter dem Andrang dieser Gedanken bemächtigte sich Doktor Gussows eine solche Aufregung, daß er die Entscheidung des Zweikampfes gar nicht erwarten konnte, daß er die Uhr hervorzog, und da er sah, daß sie schon reichlich vorgerückt war, den Kutscher antrieb, rascher zu fahren.

Eine Viertelstunde später erreichten sie endlich die Grenze der Stadt und flogen unter rasselndem Geräusch durch die gleichsam noch müde schläferigen, menschenleeren Gassen. Sodann jagten sie durch das von Kurgästen bereits verlassene Torbye dem gerade vor ihnen sich ausbreitenden Walde entgegen.

Inzwischen hatten sich die drohenden Wolken über ihnen immer dichter zusammengezogen, und mehr als einmal schon war, ohne daß sie in ihrer Aufregung dessen geachtet hatten, ein Wetterleuchten am Himmel aufgegangen.

Als sie sich endlich dem offenen Platz näherten, jenem, auf dem bereits Graf Egmont Zecher, die Sekundanten und die Ärzte mit dem Verbandzeug harrten, entlud sich plötzlich aus der unheimlich schwülen Luft ein tosendes Gewitter. Es setzte mit einem feuerflammenden Blitz und mit einem so fürchterlich krachenden Donnerschlag ein, daß ungeachtet der verzweifelten Anstrengungen des Kutschers und der mutigen Abwehrversuche der Anwesenden die jungen, unsteten Tiere plötzlich wie besessen über den Platz rasten. In ihrer Zügellosigkeit schleuderten sie den Wagen mit solcher Heftigkeit gegen den Stamm einer Eiche, daß er umstürzte, daß die beiden Insassen herausgeworfen wurden und der junge Doktor mit solcher Wucht gegen einen Buchenstamm geschleudert wurde, daß er tot liegen blieb.

Ein plötzlicher Gehirnschlag hatte, wie der Arzt den entsetzt Herbeistürmenden nach der Untersuchung mitteilte, seinem Dasein ein Ende gemacht.

Erschüttert standen die Anwesenden um die Leiche. Besonders Egmonts Mienen verdüsterten sich, und sein Herz zitterte, als er die grenzenlose Verzweiflung, als er die Thränenausbrüche des alten, gebeugten Vaters sah, als er sich vorstellte, wie die Mutter die entsetzliche Nachricht aufnehmen würde.

* *
*

Während sich dieses furchtbare Ereignis im Torbyer Gehölz zutrug, war Frau Doktor Gussow in Bünderode einer schrecklichen Unruhe unterworfen. Auf ihre wiederholte Frage nach dem Stande des Duells hatten ihr der Doktor und Ernst erwidert, daß noch nach wie vor alles in der Schwebe sei und so lange aufgeschoben bleibe, bis eine Unterredung zwischen Lia und dem jungen Doktor stattgefunden haben werde. Sie wollten sie nicht vorher ängstigen; sie wollten sie erst im letzten Augenblick benachrichtigen.

Als die besorgte Frau morgens nach ihrem Mann forschte und sein Arbeitsgemach betrat, fand sie einen in auffallender Weise in die Augen springenden, an sie gerichteten Brief auf dem Schreibtische liegen.

Zunächst griff sie ohne Erregung danach; sie nahm an, daß ihr Mann sehr früh zu einem auswärtigen Kranken berufen sei und ihr das hier mitteile.

Aber sie fiel wie gelähmt zurück, sobald sie den Inhalt gelesen hatte. Es stand da geschrieben:

„Liebe Lina! Ernst und ich sind heute morgen in der Frühe nach Torbye gefahren, um die Angelegenheit mit dem Grafen Egmont Zecher nun doch schon zum Austrag zu bringen. Beunruhige dich aber nicht. Keiner von den Gegnern trachtet dem anderen nach dem Leben; so wird die Sache sicherlich ohne Gefahr verlaufen. Wir kehren sogleich nach beendetem Zweikampf zurück. Daß wir dich nicht benachrichtigt haben, entsprang der Überlegung, daß du dich unnötig ängstigen könntest. Ernst sagt dir viel Liebes. Dein M."

Diese Zeilen übten aber durchaus nicht die Wirkung aus, die sich der alte Herr von ihnen versprochen hatte. Von einer wahrhaft folternden Angst getrieben, begab sich die Frau zunächst in das Gemach ihres Sohnes, und da sie dort, trotz ihres Suchens, nichts fand, was ihr noch nähere Aufklärung zu geben oder sie gar zu besänftigen vermochte, eilte sie ins Freie, auf den Hof, in den Garten und später auf den Vorplatz.

Von hier trat sie wieder ins Haus und beschäftigte sich mit dem Frühstück, aber die Unruhe und Sorge wollten nicht von ihr weichen.

Bald trieb es sie oben in ein Zimmer des Hauses, bald noch höher in einen Raum auf dem Boden, um von dort aus über die Gegend zu spähen. Und als sie sich dann sagte, daß eine so frühe Rückkehr sehr unwahrscheinlich und deshalb dies Ausschauen vorderhand ein fruchtloses Beginnen sei, setzte sie sich in dem dumpfen, unbewohnten Verschlag nieder und ergab sich bald ihren bedrückten, bald ihren hoffnungsvolleren Vorstellungen.

Als sie dann doch an das äußerste Giebelende trat, eine dort befindliche Luke öffnete und noch einmal von hier aus einen Blick über die Landschaft richtete, fuhr plötzlich ein Blitz aus der Höhe herab und umleuchtete sie, als ob's eingeschlagen habe. Mit zitternden Händen schloß sie die Lukenthür und stieg, nun auch noch durch das Gewitter beängstigt, die Treppe hinab.

Welch ein Morgen! Zu allem ergriff sie nun noch eine Nebensorge. Es mußten die Fenster überall im Hause geschlossen werden.

Sie eilte sich, hinabzukommen. Da hörte sie draußen Peitschenknall und Wagengerassel. Sie stellte sich vor, daß ihr Mann und Ernst da seien, daß sie sich schon im Flecken befunden hätten, während sie weit hinausgeschaut habe.

Bald gewann sie das Wohnzimmer und blickte auf den Vorplatz. Wieder raste ein Blitz herab — wieder erschütterte ein Donnerschlag das Gebäude, als ob es zusammenstürzen wolle. Aber nichts — nichts von den beiden, und nun wieder die häusliche Pflichtsorge.

Um nur nicht länger allein zu sein, begab sie sich, von dem unerträglichen Gefühl

der Beängstigung gefoltert, in die Küche und unterhielt sich mit dem dort hantierenden Mädchen über das Gewitter.

In diesem Augenblick wurde die Hinterthür geöffnet, und Korl Lickefett, die Nässe des Regens von seinen Kleidern schüttelnd, trat ins Haus. Er machte eine Bestellung von der Familie des Fleckenvorstehers Pauls, bei der er heute beschäftigt war.

Man verlange dringend nach dem Herrn Doktor. Die kleine Male sei plötzlich gefährlich am Halse erkrankt. Es wäre sehr eilig, die Frau sei in größter Sorge. Dann ließ er sich in seiner behaglich-geschwätzigen Weise über das Wetter aus und gab immer wieder seinen alten philosophischen Satz: „Gud und wedder nich gud und doch villich gud“, zum Besten.

Als er sich anschickte, das Haus zu verlassen, rollte abermals ein Wagen heran; diesmal waren es unverkennbar die sehnlich Erwarteten.

Hastig stürzte die erregte Frau über den Flur und riß die Hausthür auf. Aber die Rechte preßte sie unwillkürlich aufs Herz, und die Wangen überzog eine unheimlich weiße Blässe, als der Doktor allein — das Angesicht durch Verletzungen entstellt, mit einem Ausdruck herzbrechender Qual in den Zügen — vor ihren Augen erschien.

„Nun? nun?“ rief seine Frau ihm zu, während sich hinter ihnen die Magd und Lickefett aufstellten und Zeugen des grausigen Auftritts wurden.

„Was war? Wo ist unser Sohn? Ist er —?“

Aber mehr brachte sie nicht heraus. Die Sprache versagte ihr, weil sie auch ihm versagte, weil sich statt der Antwort zwei große schwere Thränen langsam Bahn brachen und ihm über die Backen tropften.

Und dann nach dieser kurzen, durch den furchtbaren Schreck hervorgerufenen Lähmung ein schier schreiender Ausbruch der entsetzlichen Vorahnung.

„Sprich! Sprich, Mann! Foltere mich nicht! Sag alles — Verwundet — gar tot —?!“

Das letzte Wort drang rasselnd aus der gequälten Brust.

Und als er dann die Frage bejahte, dadurch stumm bejahte, daß er das Haupt wie vernichtet sinken ließ, und die Augen schloß, als ob ihn eine Ohnmacht befalle, da kreischte die Frau mit so furchtbaren Lauten auf, daß die Wände davon berührt schienen.

Erst nach einer Weile vermochten sie sich so weit aufzuraffen, daß sie sich ins Wohnzimmer schleppten, daß sie sich hier niederließen, und daß nun der Mann mit stillen Worten über den grausigen Zufall berichtete, durch den des Hauses Stolz und Hoffnung, durch den das beste, was sie auf Erden ihr Eigentum genannt hatten, ihnen für immer entrissen worden war.

Die Leiche war in Torbye geblieben. Von dort sollte sie, bereits eingesargt, am Abend eintreffen.

Aber wie gelähmt verharrten auch draußen die beiden, die alles gehört hatten. Sie tauschten, von tiefstem Mitgefühl ergriffen, in der Küche ihre Gedanken aus, und erst nach einer längeren Zeit wagte Korl Lickefett, an die Wohnstubenthür zu klopfen und zu erinnern, daß es sich auch anderswo um ein Menschenleben handle, daß er gesandt sei, den Doktor zu holen.

„Ja, ja — ich komme. Gehen Sie nur voraus und bestellen Sie, das Kind solle gleich mit Salzwasser gurgeln — Jawohl, jawohl, Lickefett —! Und — und — reden Sie vorläufig nichts, guter Lickefett! — Erzählen Sie nicht, was Sie hier eben gehört haben. Ich will erst überlegen, wie ich's bekannt mache.“

Korl Lickefett bewegte still den Kopf und sagte: „Ja, ja, Herr Doktor! Dat's gud —“ Aber diesmal sprach er nur das eine, ohne Nachsatz, öffnete die Thür und begab sich langsamen Schrittes auf den Rückweg.

Das Gewitter hatte sich ausgetobt. Der Himmel wölbte sich in einem wundervollen, reinen Blau. Die Vögel, wie neu erquickt, zwitscherten vergnügt in der Luft, und in einem hellen Sonnenbade lag die lachende Welt, unbekümmert um das unendliche Weh und Leid, das eben über zwei Menschen hereingebrochen war.

* *
*

Eine längere Zeit war seit diesen Geschehnissen verflossen, und einiges hatte sich in der That so vollzogen, wie die Personen,

denen von dem Schicksal eine Rolle in diesem Drama zuerteilt worden war, vorausgesetzt hatten.

Ganz Bünderode hatte sich an dem Begräbnis Ernst Gussows beteiligt. Auch die vom Schlosse waren erschienen: der alte Graf war dem Sarge gefolgt, und Graf Egmont von Zecher hatte ebenfalls nicht gefehlt.

Freilich war er der Mutter des Gestorbenen ausgewichen; er hatte vermeiden wollen, die tief Gebeugte durch seinen Anblick zu erregen. Deshalb hatte er sich lieber unter die große Menge der Leidtragenden gemischt, und neben ihm war Baron von Reichholz geschritten.

Eine fehlte bei der Trauerfeierlichkeit ganz: diejenige, die nach der Meinung der Menschen am furchtbarsten betroffen war, die Braut — Lia Döbler, die ihm neben den Eltern vor allen das Geleit geben mußte. Die Leute wußten nicht, daß deren Gedanken bei einem anderen gewesen waren, während sie jenem, der nun bestattet wurde, das Jawort gegeben hatte; sie ahnten nicht, was sich hinter den Vorhängen abgespielt hatte. Ihnen war nur bekannt, daß Lia schwer leidend auf dem Schlosse liege.

Und sie war auch noch immer, von Regine gepflegt, an das Krankenlager gefesselt, ohne von dem allen etwas zu wissen, was während ihres Siechtums vor sich gegangen war, was jetzt die Gemüter ringsum beschäftigte.

Ihre Mutter wollte ihr alles mitteilen, sobald sie das Pastorhaus wieder betreten würde. Falls sie jetzt nach ihrem Verlobten fragen sollte, war verabredet worden, ihr zu sagen, daß er sich in Hamburg befinde, daß er absichtlich nichts von sich hören lasse, damit sie nicht erregt werde.

Eine neue Erzieherin war inzwischen auf dem Schlosse eingetroffen, und Eberhard war deren Obhut übergeben worden. Von diesem Augenblick an hatte die Gräfin eine heftige Ungeduld an den Tag gelegt, Lia aus Bünderode zu entfernen. Sie hatte wiederholt den Doktor Gussow gefragt, ob die Kranke nicht in das Pastorhaus geschafft werden könne.

Trotz aller Vorsicht war doch etwas von den Ereignissen nach oben gedrungen. Der Graf hatte erfahren, daß ein Duell zwischen seinem Sohne und dem verstorbenen Doktor Gussow hatte stattfinden sollen, und daß Eifersucht des Verlobten den Grund dazu gegeben habe.

Dem Publikum war von den Familien mitgeteilt worden, daß Gussow eine Ausfahrt zu einem Krankenbesuche mit seinem Vater unternommen habe, daß die Pferde scheu geworden und beide aus dem Wagen geschleudert worden seien, wobei dann der junge Doktor so unglücklich gestürzt, daß sein Tod sogleich eingetreten sei.

Infolge dieser Nachricht regte sich die alte Sorge in dem Inneren der Gräfin, daß ihr unberechenbarer Sohn sich nun wieder für Lia interessieren könne. Es lag ihr viel daran, jetzt so rasch wie möglich jede Beziehung zu Lia zu lösen. Sie wünschte ihr und ihrem Sohne, aber auch der Welt so deutlich wie möglich an den Tag zu legen, daß Fräulein Döbler für sie nichts anderes sein und bleiben werde als eine in ihren Diensten gewesene Person.

An diesem festen Vorsatz waren auch alle von Regine unternommenen Versuche, wieder ein erträgliches Verhältnis zwischen den beiden herzustellen, gescheitert. Seit Gussows Tode immer eifrig darauf bedacht, ihrem Bruder für seine Herzenspläne die Wege zu ebnen, hatte Regine nicht aufgehört, zu berichten, wie sanft, geduldig und wahrhaft liebenswürdig die Kranke, wie dankbar sie sei, daß die Familie sich ihrer in solcher Weise angenommen habe, wie innig sie bedauerte, daß eine Uneinigkeit zwischen ihr und der Gräfin eingetreten sei, und wie sehr sie wünschte, von ihr in Frieden zu scheiden.

So ganz deckte sich diese Darstellung zwar nicht mit Lias Auffassungen und Absichten, aber Regine that absichtlich mehr, weil sie ihres Bruders und Lias Vorteil dabei im Auge hatte.

Die Dinge waren nach Verlauf von fast anderthalb Monaten so weit fortgeschritten, daß der Tag, an dem Lia das Schloß verlassen sollte, bereits bestimmt war. Daß dies bevorstehe, hatte Regine auch ihrem Bruder nach Torbye gemeldet, und diese Mitteilung traf ihn, als er eben im Begriff stand, sich zu einer Versammlung zu begeben, die er einberufen hatte, um die von ihm

mittlerweile eifrig und mit vollem Erfolg betriebenen Pläne einer Fischereigesellschaft weiter zu fördern.

Inzwischen war er in Berlin gewesen und hatte ein größeres Bankhaus gefunden, das die Mittel für die Einleitungsarbeiten herzugeben und die spätere Finanzierung in die Hand zu nehmen sich bereit erklärt hatte. Er selbst hatte sich mit Hilfe seines Namens, seiner Persönlichkeit und seiner für die Zukunft gesicherten glänzenden Vermögenslage die Mittel verschafft, die ihn für eine geraume Zeit jeder Lebenssorge nicht nur enthoben, sondern auch die für seine verschiedenen bedeutenden Vorhaben erforderlichen Repräsentations-Kapitalien umfaßten.

Wer etwas erreichen wollte, der mußte, wie ihn seine Erfahrung gelehrt hatte, in keiner Weise durchblicken lassen, daß von dem Gelingen sein Wohl und Wehe abhänge. Die Welt reichte weit bereitwilliger demjenigen die Hand, der ohne Sorge zu sein schien, den nicht die Not, sondern vornehmlich das Interesse an der Sache zu einer Initiative veranlaßte.

Unendlich befriedigt und gehoben, daß endlich der Augenblick gekommen war, der ihm Lia wieder zuführte, der seinen geheimen Absichten nunmehr Vorschub leisten konnte, verbarg Graf Egmont die Zeilen seiner Schwester in seiner Brieftasche und schickte sich an, mit Reichholz, den er in dieser Angelegenheit als seinen Partner angenommen, mit dem er täglich verkehrte, überlegte, arbeitete, aber auch allerlei Lebensfreuden genoß, den Versammlungsort aufzusuchen.

Sie durchschritten Torbye, nahmen den Weg über den Hafen mit der die beiden gegenüberliegenden Ufer verbindenden Brücke und betraten den Gasthof von Owratzky, in dessen oberen Saalräumen die Versammlung stattfinden sollte.

Alles, was zur Fischereizunft gehörte, war auf den Beinen. Gruppen von eifrig und lebhaft schwatzenden Fischern begegneten ihnen unterwegs. Der Flur des Gasthauses war bereits mit Menschen angefüllt. Die Treppe hinauf strömten die Teilnehmer, und im Saale hatten sie fast Mühe durchzudringen, um das am anderen Ende des Saales aufgestellte Podium mit dem Rednerpult zu erreichen.

Kaum eine Viertelstunde später eröffnete Graf Egmont Zecher die Versammlung, und alle befanden sich in größter Spannung, wie das Endergebnis der vielfachen Vorverhandlungen heute ausfallen werde.

Sie hatten von festen Einkünften und von Beteiligung gehört, von Sparkassen und einem Konsumverein, von Krankheits- und Altersversorgungen. Aller Verdienst sollte in eine gemeinsame Kasse fließen. Aus dieser sollten die Unkosten zunächst gedeckt werden. Der Überschuß war zur Verteilung an die Genossenschafter, an die Direktoren und die Geldgeber bestimmt.

Das alles führte der Graf in einer glänzenden Rede aus. Mit überzeugender Klarheit erörterte er die Vorteile eines solchen Zusammengehens, wies auf Grund statistischer Zahlen nach, was gewonnen und was und wie es abgesetzt werden könne, wie durch ein Vorgehen, wie er es beabsichtigte, die bisherigen Erfolge sich vervielfältigen könnten, wie sehr die Fischerzunft ihre Interessen durch eine solche Gesamtbeteiligung fördern würde.

Dieses geschlossene Zusammengehen verhieße eine neue, bessere Zeit! Jeder werde mehr haben, jeder werde zurücklegen können, jeder sei nach menschlicher Voraussetzung vor der Altersnot gesichert. In diesen Auseinandersetzungen stieß nur die eine Forderung, daß diejenigen, die das Geld hergeben würden, reichlicher bedacht werden sollten, auf nennenswerten Widerstand. Da waren Überkluge, die eine spitzfindige Übervorteilung witterten, die nicht einsehen konnten, weshalb sich die Personen, die doch später nur zuguckten, die Taschen reichlicher füllen sollten.

Ein Winkelkonsulent, den die Fischer mitgebracht hatten, stand auf und erklärte, daß sie geglaubt hätten, es handle sich um eine Genossenschaft, und es schiene doch nur eine Gründung zu sein, bei der die großen Herren sich die Hände waschen wollten.

Aber Graf Egmont wußte diesen Eiferer bald zum Schweigen zu bringen. Ein Unglück sei es, führte er aus, wenn Worte geredet würden, bei denen nicht die Einsicht und Vernunft Pate stehe, sondern das Mißtrauen, sowie Lust und Neigung, ohne Prüfung der Verhältnisse und ohne Berücksich-

tigung der Umstände Urteile zu fällen und gar Warnungen auszusprechen. Wie nun, wenn die Geldleute ohne die Fischerzunft vorgehen, wenn sie selbst mit eigenem Personal den Fischfang im großen Stil betreiben würden? Ob der Vorredner glaube, daß seine Hintermänner nur aus bloßer Menschenliebe den Eckernmünder Fischern unter die Arme greifen wollten? Sie wollten Geld verdienen. Das sei ihr Geschäft. Sie wollten aber die Arbeiter trotzdem nicht ausnutzen oder gar deren Kräfte verbrauchen, sondern sie nach allen Seiten fördern, deshalb fördern, weil sich ihr Wohl und Fortkommen mit dem eigenen decke. Sie müßten die Sache ansehen wie eine Fabrik, die in dem Besitz eines begüterten Mannes sei, der aber nicht nur festbezahlte Arbeiter beschäftige, sondern sie zu Teilnehmern mache, indem er ihnen über das feste Gehalt alle diese Vorteile gewähre. Der Graf führte als Beispiel an, daß doch wohl keiner der Anwesenden, wenn er einen Dienstknecht beschäftige, dessen Verlangen, für seine Arbeit ebensoviel haben zu wollen wie der Brotgeber, nachgeben werde. Man solle sich doch auf einen vergleichenden Standpunkt stellen, man solle berücksichtigen, wer denn das ganze Risiko trage, dann werde man zu gerechteren Schlüssen gelangen.

So geschah es denn auch nach nochmaligen längeren Erörterungen, daß die Älterleute der Zunft für sich und sämtliche Fischer die Erklärung abgaben, daß sie in das Unternehmen eintreten wollten. Als der Vorsitzende diese Erklärung dankend entgegengenommen und hinzugefügt hatte, daß man anbiete, einen von der Fischerzunft zu bezeichnenden Vertrauensmann in das Direktorium zu wählen, damit dieser sowohl den praktischen Teil der Geschäfte mit beaufsichtige als auch die Interessen seiner Zunftgenossen mit wahrnehme, erfolgte ein lauter und stürmischer Beifallsausbruch und ein Hoch auf den Grafen.

Die Unterschriften wurden noch an demselben Ort vor einem Rechtsanwalt vollzogen, und gehoben durch den unerwartet günstigen Erfolg verließ Graf Egmont mit Reichholz den Versammlungsraum.

* *
*

Nachdem Graf Egmont nach glücklichem Gelingen aller Gesamtvorbereitungen nunmehr dies erfreuliche Ergebnis erreicht hatte, wandte er sich auch wieder zwei Privatangelegenheiten zu, die er zu fördern sich vorgenommen hatte. Die eine betraf Konstantins Absichten auf Iduna und die andere den in ihm ebenso lebhaft vorhandenen Wunsch, Reichholz mit seiner Schwester Regine zu vereinigen. Daß Reichholz sich für sie interessierte, war sicher, aber ob sein Interesse so weit ging, daß er sich mit Heiratsgedanken beschäftigte, und ob Regine ihm in gleicher Art zugeneigt war, bedurfte erst einer sorgfältigen Untersuchung. Zu solchem Zweck lenkte er, als er mit Reichholz später am Tage beim Mittagessen saß, die Rede auf die Ehe und sagte: „Weshalb heiraten Sie eigentlich nicht, lieber Reichholz? Sie sind in den besten Jahren, und Sie sind meines Erachtens dazu besonders geeignet.“

„Das glaube ich nicht, lieber Graf Zecher,“ entgegnete Reichholz. „Ich bin schon ein zu eingefleischter Junggeselle. Ich gleiche einem Obstbaum, der wohl noch trägt, aber nur spärliche Früchte zeitigt. Es ist schon alles zu knorrig an mir; die Äste haben zu viel Moos und zu wenig Mark, der frische Lebenssaft fehlt. So sieht's wirklich aus, und ich neige infolgedessen zu starkem Mangel an Selbstvertrauen. Und dann! Wer wird mich wollen? Ich wüßte, und wenn ich tausend Register durchginge, kein weibliches Wesen, das sich für mich interessieren möchte. Gewiß! Man lacht gern mit mir, ich bin kein Stock, den man unbeachtet in der Ecke stehen läßt, aber man nimmt mich bei meiner leichten und sorglosen Lebensauffassung nicht hinreichend ernsthaft. Die Welt denkt, daß der allezeit Aufgeräumte eigentlich nur ein oberflächlicher Genußmensch sei, während gerade wir Leute meistens unter unserem Lächeln, Tändeln und Scherzen über das Dasein nur unseren tiefen Ernst und jenes erfahrungsreiche Philosophentum verstecken, das ein fröhliches Übertäuben der Unannehmlichkeiten dieser Welt für die wahre Weisheit hält. Ich bin, um paradox zu sprechen, zu jung zum Heiraten, da mich noch allzu viele Frauen interessieren, und wiederum zu alt, weil man mich, wie erwähnt, weit

älter und cynischer schätzt, als ich es bin. Von der Schätzung meiner Person hängt aber mein Erfolg ab."

„Hm — hm! Das ist recht, aber, um in Korl Lickefetts Sinne zu sprechen, wieder nicht recht! Ein junges Mädchen heimzuführen, würde ich Ihnen auch nicht raten. Sie müssen sich nach einer reiferen Dame umsehen, und deren giebt es genug."

„Gewiß! Aber die werden mich auch nicht wollen. Die sind eben schon zu gewitzigt, zu mißtrauisch, bei ihnen hole ich mir bei meinem geringen Ansehen erst recht einen Korb. Man muß sich bei allem, was man vorhat, nur keinen Illusionen über sich selbst hingeben. So wie man sich im tiefsten Inneren kritisiert, so wird man auch von der mit einer sehr richtigen Spürnase versehenen Welt beurteilt; nur eine gewisse Anzahl von Dummköpfen läßt sich täuschen. Wenn ich mich vordem in Schutz nehmen konnte und hervorhob, ich sei im Grunde ein ernster Mensch, so gestehe ich zu, daß ich die Dinge mit den Frauen nicht so zu nehmen weiß, wie es für einen ehrsamen Philister erforderlich ist. Wie nun, wenn ich heirate und mich nach kurzer Zeit wieder in eine andere verliebe? — Leute wie ich sollten eigentlich nie heiraten. Sie sollten so redlich, so ehrlich, so gewissenhaft gegen sich und andere sein, daß sie verzichten. Diese moralische Erwägung hat mich auch bisher — eine Ausnahme abgerechnet — nicht zum wenigsten abgehalten."

„Allerdings eine andere, neue und durchaus achtenswerte Anschauung, der Entschluß eines wirklichen Gentleman, Reichholz," bestätigte Graf Egmont und sah seinen Freund mit einem hellen, beipflichtenden Blick an. Was er aber gehört hatte, befestigte doch gerade die Anschauung in ihm, daß dieser Mann der rechte für eine Regine sei. Wer so ernsthaft mit sich zu Rate ging, der würde sich, so schloß er, trotz eigener Zweifel in der Ehe gerade bewähren. Er würde dem Zauber und dem Einfluß unterliegen, den eine edle Frau stets auf einen Mann ausübt. Seiner impulsiven Art entsprechend, die immer danach drängte, zu vermitteln, zu schaffen, zu helfen, zu fördern und dem Guten die Hand zu reichen, vermochte er sich auch nach diesen Erörterungen nicht in den Grenzen zu halten, die er sich eigentlich vorgesteckt hatte, und sagte nunmehr ohne Übergang: „Wissen Sie, Reichholz! Es giebt ein Mädchen, das für Sie paßt und an dessen Seite Sie ein wahrer Mustergatte werden würden. Ich bin überzeugt davon. Dieses Mädchen ist —"

„Nun —?" fiel Reichholz gemächlich gedehnt, aber doch mit deutlich hervortretender Spannung ein.

„Nun ja! Meine Schwester Regine, Reichholz."

Reichholz zuckte zusammen. Wie ein auf einem Vergehen ertappter Knabe ließ er den Kopf sinken und sagte kleinmütig: „Ach — liebster — teuerster Zecher! Da ist ja gerade das Elend! Ich habe ja, von gleichen Voraussetzungen ausgehend, ohne Ihr Wissen Comtesse Regine schon einen Antrag gemacht, und sie — sie —"

„Nun —?"

„Hat mir einen Korb gegeben!"

„Sie hat Ihnen einen Korb gegeben? Meine Schwester? Und davon weiß ich nichts, gar nichts? Das machen Sie hinter meinem Rücken? — Na, das sind schöne Sachen! Erzählen Sie, Mensch, rasch und namentlich, was sie an einem Manne, wie Sie es sind, auszusetzen hat. Da bin ich allerdings begierig."

Und Reichholz berichtete: „Der erste Gedanke, mich Ihrem Fräulein Schwester in solcher Weise zu nähern, kam mir nach ihrem und der Gräfin Dormien damaligen Besuch bei mir in der Villa. Wenn ich schon bisher unter dem Eindruck stand, daß es wohl kaum ein liebenswerteres junges Wesen auf tausend Meilen Umkreis geben könne, so wurden diese Gedanken an jenem Tage ganz besonders verstärkt. Sie sah so schön aus, daß ich sie immer anblicken mußte, und alles, was sie sagte, kam aus einem so milden, gerechten Herzen und bekundete einen so menschenfreundlichen, selbstlosen Sinn, daß ich dachte, es könne sich einem Manne gar kein größeres Glück aufthun, als ein solches Wesen heimzuführen. Was alle Welt sagt, fand ich besonders an diesem Tage bestätigt, und als noch die Erwägung hinzutrat, daß ich mich mit Ihnen, bester Graf Zecher, dadurch enger verbinden werde, Ihnen, dem ich, solange ich mein Auge und meinen Ver-

stand zu brauchen lernte, keinen gleichen Menschen an die Seite zu stellen weiß, sann ich fortwährend hin und her, wie ich es beginnen könne, mich Ihrem Fräulein Schwester zu nähern. Sie selbst mit meinen Plänen bekannt zu machen, mußte ich zögern, weil ich bei Ihnen eine starke Abneigung voraussetzen mußte, sich abermals mit Verlobungsangelegenheiten zu befassen. Andererseits wollte ich mich auch nicht der Beschämung aussetzen, von Ihnen belächelt oder gar bemitleidet zu werden. Das trat aber ein, wenn ich einen Korb empfing, und, Freund, Sie verstehen es ohne Erklärung, daß ich jetzt, wo Sie nun doch eingeweiht wurden, von einem sehr peinlichen Gefühl beherrscht werde. Niemand mag sich lächerlich machen, und ich habe mich gründlich blamiert. Doch nun weiter zur Sache: ich gelangte zu dem Entschluß, an Comtesse Regine zu schreiben, und ich war so fürsorglich, daß ich sie bat, meinen Antrag in jeder Weise diskret zu behandeln, so zu behandeln, daß auch Sie nichts davon erführen. In meinem Briefe legte ich ihr meinen Charakter, meine Gedanken über die Pflichten der Ehe und über meine äußeren Verhältnisse dar. Ich verhehlte nichts. Ich sagte aber, daß ich das redliche Bemühen an den Tag legen werde, ihr das zu sein, was sie ein Recht habe zu verlangen. Meine Absicht, sie zu fragen und sie um eine ehrliche Antwort zu bitten, sei entstanden, als sie neulich bei uns gewesen sei. Ich sähe in ihr das Ideal eines Weibes."

Nach diesen Ausführungen machte Reichholz eine Pause. Erst auf einen ermunternden Blick seines Gegenüber fuhr er fort: „Ja, das ist alles, und damit ist die Sache zu Ende!"

„Wieso? Nun kommt doch Regines Antwort! Sie hat Ihnen doch, wie Sie sagen, einen Korb gegeben."

„Nein! Eine Antwort habe ich nicht empfangen, lieber Becher. Und eben darin liegt ja das Nein. Täglich habe ich wie ein zum Tode Verurteilter nach einer Zeile von ihr ausgesehen, aber vergeblich. Bis heute — es sind jetzt vier Wochen — ist mir nichts geworden."

„So hat sie Ihre Zeilen nicht erhalten, Reichholz. Ich bitte Sie! Meine Schwester, dieses Wesen voll von Rücksicht und Zartsinn, sollte ein Schreiben von Ihnen wie ein übliches Geldbittgesuch behandeln? Unmöglich! ganz unmöglich! Wie können Sie das denken? Wer hat den Brief besorgt? Wissen Sie bestimmt, daß er in meiner Schwester Hände gelangte?"

„Nein, sicher weiß ich das nicht. Ich habe die Zeilen der Post anvertraut, aber da es niemals vorkommt, daß ein Brief verloren geht — wie sollte er? — kann ich mir die Sache nur so auslegen. Es ist völlig klar: sie will mich nicht, und sie hat auch vollkommen recht. Nachträglich ist mir klar geworden, welche rasende Selbstüberschätzung darin lag, ihr einen Antrag zu machen. Ich begreife mich jetzt selbst nicht; die größte Reue beherrscht mich nach diesem Abfall, daß ich nicht auf mein verständiges Ich hörte, das mir dringend abriet, meine Hand nach einem solchen Wesen auszustrecken, wie es Ihr Fräulein Schwester ist. Wieder stellte sich einmal heraus, daß ich in Theorien groß bin. Sie hatten vorhin auch Beweise davon, indem Sie meiner wohlgesetzten Weisheit zuhörten — daß ich aber, wie die meisten Menschen, in der Praxis allezeit ein Stümper bin und bleiben werde."

„Ach was! Es ist ja alles und alles Thorheit!" fiel Graf Egmont ein. „Ich lasse mir meinen amerikanischen Kopf dreimal abschlagen, wenn es sich nicht herausstellt, daß Regine gar keinen Antrag von Ihnen erhalten hat. Wollen wir wetten?"

„Sie verlieren die Wette, Graf Becher! Ich warne Sie."

„Das ist meine Sache! Wie hoch wollen Sie?"

„Nun gut! Ich erbe Ihr gutes, goldenes Herz, wenn ich gewinne, und wenn Sie recht haben, und ich mir gar die Comtesse Regine erobere, dann schenke ich Ihnen mein dankbares Innere bis an meine letzte Lebensstunde!"

Graf Egmont lächelte erst gutmütig, dann aber erhob er das Haupt und sagte: „Bezahlen Sie ein Austern-Diner mit Champagner, wenn ich Ihnen in acht Tagen Regines Jawort bringe?"

„Sechsundzwanzig solcher Diners hintereinander, einziger Freund! Aber Sie sollen sich nicht einmischen. Ich will es nicht, daß

Sie sich nach Ihren traurigen Erfahrungen das auch noch aufladen. Wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen, so stellen Sie Comtesse Regine die einfache Frage: Hast du von Reichholz vor vier Wochen einen Brief erhalten? Dann ergiebt sich alles von selbst."

„Topp! Wenigstens wollen wir damit beginnen. Und gleich übermorgen, wenn ich nach Bünderode gehe, um Lia Döbler zum erstenmal wiederzusehen, erledige ich diese Angelegenheit."

* *
*

Es war zwei Tage später, in der Dämmerstunde. Zum erstenmal hatte es morgens geschneit. Schon ging's in den Winter hinein. Aber es herrschte eine überaus milde Witterung, und auch an diesem Tage war die warme Sonne am Himmel erschienen und hatte die weißen Fluren rasch wieder von Schnee entblößt. Es tropfte lustig hell von den Dächern, das zurückgebliebene Grün zeigte frischsaftige Farben, der Erdboden war weich, und die Spatzen schwatzten, als ob sie bereits Gespräche über den Frühlingsmonat Mai abhielten.

Das alles hatte Lias Gemüt, die an diesem Tage vom Schlosse Abschied genommen und in Regines Begleitung den Schloßberg zum Elternhaus hinabgestiegen war, mit einem glückseligen Frohgefühl erfüllt; nur eines mischte sich beängstigend in ihre Gedanken: die Wiederbegegnung mit Gussow und die schließliche Entscheidung der Dinge.

Zwar hatte sich während der langen Krankheit ihre schwankende Entschlußkraft wieder befestigt. Sie wollte ihrer Mutter abbitten, daß sie so schwachmütig gewesen sei; sie wollte mit noch größerer Willensanspannung die Sinne vom Grafen Egmont abwenden, sie wollte das thun, was sie ihren Angehörigen schuldig war, was sie Ernst Gussow zugesagt hatte.

So ahnungslos war sie, daß sie Regine fragte, ob sie wohl glaube, daß Doktor Gussow gleich an diesem Spätnachmittag im Pastorhause anwesend sein werde.

Sie sprach immer wieder ihr Bedauern aus, daß sie ihre Eltern nicht gebeten habe, es so einzurichten, daß sie an diesem Abend allein mit ihnen wäre.

Als sie über den Platz schritten, sahen sie schon, daß das Haus bekränzt war. Es galt ihr, und Thränen der Rührung drängten sich in ihre Augen. Noch ehe sie eintraten, öffnete schon die Pastorin die Thür und schloß ihr Kind in tiefster Bewegung in die Arme. Hinter ihr erschien, nicht minder von dem bedeutungsvollen Augenblick durchdrungen, der Pastor, um seiner Lia immer wieder und wieder die Wangen zu streicheln.

„Nein, nein, ich danke Ihnen herzlich, liebe Frau Pastorin. Ich muß zurück. Ich wollte Ihnen Lia nur selbst abliefern," erklärte die liebenswürdige Regine und wehrte die Aufforderung der Pastorin, näher zu treten, mit Entschiedenheit ab.

Als sie sich eben entfernt hatte, erschien auch schon ein Lakai von oben und lieferte Lias Sachen ab. Dann saßen sich Döblers wie das letzte Mal im Wohnzimmer gegenüber und Lias erste beklommene Frage galt — Ernst Gussow.

Ob er wisse, daß sie heute zurückgekehrt und hier sei? Seit wie lange er von Hamburg zurück wäre? Ob er sie besucht habe und wann? Sie mache kein Hehl daraus, wie es sie befremdet habe, daß die Doktorin niemals von sich hatte hören lassen. Dagegen sei der Doktor während der Krankheit stets rührend gut gegen sie gewesen, und wie rücksichtsvoll habe er sich dadurch bewiesen, daß er, um sie nicht aufzuregen, nicht ein einziges Mal von Ernst gesprochen hatte. Selbst jüngst, als sie davon angefangen, als sie das unnatürliche Schweigen selbst gebrochen hatte, habe er nur in einem milden Tone hingeworfen: „Wenn Sie alle Ihre Kräfte zurückgewonnen haben, dann können Sie sich auch wieder mit Ernst beschäftigen."

So war denn nun, nachdem die beiden Ehegatten einen schwermütig verständnisvollen Blick gewechselt hatten, der Augenblick gekommen, vor dem die Frau seit Wochen und Monden gebangt hatte. Nun sollte sie ihrer Tochter sagen: Dein Verlobter ist tot. Hier ist der Brief, den er dir kurz vor seinem Tode geschrieben hat.

Gewiß! Wie eine Erlösung würde es auf sie wirken, daß sie nun frei geworden war, aber nicht zu berechnen war es auch, ob sie bereits die Kräfte besaß, eine so furcht-

bare Nachricht zu ertragen. Sie mußte nach und nach darauf vorbereitet, das Gemüt mußte gleichsam erst für solche unerwarteten Eindrücke geschult werden.

„Wir wollen gleich offen sprechen, Lia!“ hob die kluge Pastorin an. „Du wirst dann auch begreifen, weshalb sich Ernst niemals, auch nur mit einem Wort bei dir gemeldet hat. Er ist entschlossen, dich ohne jeglichen Groll deines Wortes zu entbinden. Er wird dich nicht wiedersehen. Und rund heraus gesagt: er ist gar nicht mehr in Bünderode, Lia!“

„Wie? Was? Sprichst du im Ernst?“ rief diese aus. „O Mutter, Mutter, welch eine Botschaft! Und doch — wie weh ist's mir um ihn, viel Kummer mischt sich in diese Nachricht. Ich weiß es, welcher schweren Kämpfe es bedurft, daß er diesen Entschluß gefaßt hat. Sag, was hat ihn veranlaßt? Hat er noch oft mit euch gesprochen? Hast du auf ihn eingeredet? Hast du ihm mitgeteilt, wie grenzenlos unglücklich ich sei?“

„Ja, Lia! Aber es war noch etwas anderes. Er geriet in einen Eifersuchtsstreit mit Graf Egmont. Das gab sehr unliebsame Erörterungen, so heftige, daß sie sich schlagen wollten, und daß sie wirklich —“

„Um Himmels willen, Mutter! Was ist geschehen? Ich bitte dich, sprich!“ drängte Lia. „Sag mir alles, Mutter! — Nein, nein! Es regt mich nicht auf. Da ich weiß, daß ich frei bin, daß er ohne Groll und Haß von mir scheidet, was soll mich schrecken?“

„Nun ja, Lia! Es sollte ein Pistolenduell stattfinden. Da erschien voll stürmender Angst und Sorge die liebenswürdige Iduna von Dormien, die das ebenso aufregte wie uns alle übrigen, die wie wir eingeweiht war, und redete auf Ernst ein: er sollte sich nicht schießen, und er sollte dich auch freigeben —“

„Iduna von Dormien?“ fiel Lia ein, erblaßte und griff sich ans Herz. Ein furchtbarer Gedanke stieg in ihr empor. Die beiden waren sich inzwischen einig geworden; ihr war Graf Egmont für immer verloren! Wie sollte sonst die Comtesse zu einer solchen Einmischung kommen? Lia war innerlich furchtbar erregt, doch wußte sie sich aufzuraffen und drängte ihre Mutter, fortzufahren.

„Ernst erklärte,“ berichtete die Pastorin weiter, „er wolle erst dich sprechen, dann werde er auf alles eine Antwort erteilen. Da du aber nicht gesund genug warst, da du im Gegenteil aufs strengste geschont werden mußtest, unterblieb das, und die Herren wären zum Zweikampf geschritten, wenn nicht etwas anderes, für diese Gelegenheit Günstiges, sonst allerdings sehr, sehr Trauriges dazwischen getreten wäre —“

„Nun, Mutter — nun?“

„Ernst wurde von einem Unfall betroffen, der ihn aufs Krankenlager warf. Er hatte bei einem Fall einen gefährlichen Stoß auf den Hinterkopf davongetragen. Und — und — nun ja, Lia, fasse dich — der gute, treffliche Mensch hat diesen Fall mit seinem Leben be—“

„Um Himmels willen, Mutter! Was sprichst du —! Er lebt nicht mehr — er ist tot —?“

„Ja, Lia,“ bestätigte die Frau und ließ das Haupt sinken. „Er ist diesem Unfall erlegen. Wir haben ihn schon seit Wochen begraben.“

Tief und schwer atmete Lia auf; ihre Brust hob und senkte sich, ihr Inneres war im Augenblick wie gelähmt, wie tot. Und da sie nun die Vorstellung ergriff, sie habe sich für diesen Ausgang zur Verantwortung zu ziehen, drängte sie die Pastorin, ihr den erwähnten Brief von Ernst herbeizuholen.

Thränenden Auges las Lia die Zeilen, dann aber erhob sie sich, richtete den Blick geradeaus und sagte mit einer unheimlichen Resignation im Ton: „Nun weiß ich, was ich zu thun habe. Was mich schon während der Krankheit immerfort beschäftigte, das will ich jetzt zur Ausführung bringen. Ich will Barmherzige Schwester werden. An den Krankenbetten meiner Mitmenschen soll fortan mein Platz sein. Damit genüge ich allen Ansprüchen, die andere an mich jetzt stellen können. Ich werde auch ferner nicht mehr den Demütigungen Fremder ausgesetzt sein, ich werde vielmehr Dank ernten. Er wird mir werden, da ich meinem neuen Beruf alle meine Kräfte widmen will. Und denen oben auf dem Schloß entziehe ich meinen Anblick und befreie sie für immer von der Furcht, daß ich Ansprüche an ihren Sohn erheben könne. Endlich löse ich ihn auch

selbst aus allen Zweifeln. Sein mitleidiges Herz hatte vorübergehend für mich gesprochen; er glaubte mich zu lieben. Inzwischen aber sind ihm die Augen geöffnet worden. Die Vorgänge beweisen es! Er wird Iduna von Dormien heimführen. So ist's auch gut, recht und besser. Sie gehören zusammen. Und jetzt, teure Eltern, will ich gleich zu Doktors. Ich will ihnen zeigen, wie ich mit ihnen fühle, ich will meinen Dank gegen den Toten dadurch zum Ausdruck bringen. Durch mich ist alles so gekommen; ich gab den Anlaß zu all dem Jammer und am Ende auch zu diesem schweren Schicksalsschlage."

Sie sprach es mit fester Stimme, küßte ihre Mutter und ihren Vater und verließ, bevor diese noch eine Einsprache erheben konnten, das Gemach.

* *
*

Es ging schon in die Nachtzeit, und ein heller Mondschein stand am Himmel, als Lia von Gussows heimkehrte. Aber sie hielt sich kaum aufrecht; sie schleppte sich nur mühsam vorwärts und durchmaß mit schwankenden Gliedern die Gasse.

Wie vernichtet war sie körperlich und geistig, und die Erinnerung an das, was sie eben hatte erleben müssen, trieb ihr das Blut der Erregung immer von neuem durchs Herz. Mitten in dieser Aufregung und seelischen Verwirrung fand sie ihre Mutter, die bereits voll Unruhe nach ihr ausgesehen hatte und nun in banger Sorge abermals die Thür öffnete, um den Blick über den Platz und die Straße schweifen zu lassen.

„Lia, Lia, mein einziges Kind! Was ist geschehen?" rief sie der halb Ohnmächtigen zu, und unwillkürlich drängte sich die Erinnerung an jenen Tag in ihr Gedächtnis, an dem Lia erschienen war, um sich ihr zu eröffnen, ihr zu erklären, daß sie Ernst Gussow nicht liebe, daß sie grenzenlos unglücklich sei.

Stützend führte sie Lia ins Haus. Erst hier, in dieser friedlich stillen Welt der Sanftmut und Liebe gewann die völlig Erschöpfte ihre Kräfte zurück und vermochte einen Bericht über das Geschehene zu geben.

„Mutter Gussow," begann sie, „empfing mich, nachdem ich auffallend lange hatte warten müssen, bis Trina zurückkam und erklärte, daß ich näher treten könne, allein. Schon infolge des langen Harrens hatte mich eine grenzenlose Unruhe gepackt. Plötzlich kam's über mich, daß mir Böses bevorstehe. Es war doch zu auffallend, daß sie mir nach all dem Vorgefallenen, nach meiner schweren Krankheit, nach dem Furchtbaren mit Ernst, nicht entgegeneilte, daß sie mich wie eine Bittstellerin auf dem Flur stehen ließ. Als ich vor sie hintrat, erhob sie das Haupt hinter der Lampe, unter deren Licht sie mit einer Strickarbeit beschäftigt war, und sagte, ohne mir die Hand zu reichen, mit zitternd erregter Stimme: ‚Es wäre besser gewesen, du wärst nicht gekommen! Dein Zartgefühl hätte dir sagen müssen, daß es Jahre bedürfe, bevor ich deinen Anblick ertragen könne. Du nahmst mir den Sohn, du nahmst mir jedes Zukunftsglück auf Erden, du nahmst mir mein halbes, ja mein ganzes Leben! Deinem empörenden Verhalten ist's zu verdanken, daß dies alles so gekommen ist. Liebtest du meinen Sohn nicht, so hättest du's ihm erklären müssen! Das wäre in der Ordnung, das wäre sittlich und ehrlich gewesen. Statt dessen gabst du ihm aus irgend einer trotzigen Verstimmung das Jawort, und als dir darüber dann nachher wieder die Reue kam, da brauchtest du deine scheinheiligen Augen und begannst von neuem das Kokettieren mit dem extravaganten Amerikaner, dem widerwärtigen Allerweltsverbesserer, dem Grafen Egmont Zecher! Schande über dich und deinen frivolen Egoismus!'

Sie hielt nach diesem Ausfall inne, aber ich fiel ihr auch nicht in die Rede, da mir zunächst die Worte fehlten. Gefühle maßloser Empörung und ein gleichzeitiger heftiger Drang nach Rechtfertigung kämpften in mir. Ich schied zudem das Ungerechte und Gerechte ihrer Rede wie jüngst, als eine andere Furie, die Gräfin, mich beleidigte. Und hier, bei Ernsts Mutter, sprach der Kummer, der furchtbare Schmerz der Mutter. Sie konnte nicht anders urteilen, da sie nur das Äußere gesehen hatte, da ihr der tiefere, durch so viele Zufallsfäden verknüpfte Zusammenhang unbekannt geblieben war.

So unterdrückte ich denn die Empörung, bückte mich an ihr nieder, griff nach ihren

Händen und sagte flehend: ‚O Mutter, Mutter, sei nicht so erbarmungslos gegen die, die doch dein Sohn gewählt hatte, der doch alles wußte und trotzdem sie so hoch hielt, daß er nicht von ihr lassen wollte. Du richtest nach dem Schein! Höre die Wahrheit und erinnere dich auch des Briefes, den Ernst mir noch vor seinem Abschied vom Leben geschrieben hat. Ich sagte ihm wiederholt nach seinem Antrage, daß ich einen anderen liebe. Ich bat ihn, zu überlegen. Nicht ein unbedingtes Ja gab ich ihm, wie du behauptest, sondern ich machte ihn wohl auf die großen Bedenken, Schwierigkeiten und Hindernisse einer Vereinigung zwischen uns aufmerksam. Das ist die lautere Wahrheit, und was bleibt also, liebe Mutter, ich bitte, von deinen Anschuldigungen: ich hätte ihm aus bloßem Trotz gegen andere das Jawort gegeben? Leitete mich ein solcher ursprünglich, so war's Verzweiflung. Als die Angelegenheit einen ernsten Charakter annahm, war nichts davon mehr in mir. Auf deine noch ungerechtere Anklage, daß ich nach eingetretener Reue meine Augen auf den Grafen geworfen oder gar, wie du dich ausdrücktest, scheinheilig mit ihm kokettiert hätte, erwidere ich, daß ich, trotz meiner Liebe zu ihm, alles that, mich von ihm zu entfernen, ihm auszuweichen, meine Gefühle vor ihm so weit zu verstecken, als meine Kräfte es irgendwie zuließen. Nicht ich drängte mich zu ihm, sondern er zu mir, aber es geschah von seiner Seite nur aus Mitleid. Auch das ist die lautere Wahrheit, ich schwöre es dir zu! Und deshalb, teure Mutter, sei gut und milde und lasse mich nicht entgelten, was nicht meine Schuld ist! Ich komme ja, weil mich mein Herz treibt, weil ich so namenlos unglücklich bin, daß dir dieser furchtbare Kummer bereitet ist. Der Gedanke, daß du mir so gram seist, daß du mir so begegnen könntest, ist mir bei meinem Entschluß, gleich hierherzueilen, nicht in den Sinn gekommen. Ein Beweis, wie rein mein Gewissen ist!'

‚Die Komödianten wissen sich ihr Gewissen allezeit herrlich zurechtzudrechseln,' entgegnete mir Ernsts Mutter mit herzverwundender Schärfe. ‚Das ist ja eben deine Kunst: als Heilige zu erscheinen und doch alle Winkel voll arglistiger Berechnung zu haben!'

Da riß ich mich empor und rief: ‚Ich verlange, daß du das zurücknimmst, oder ich rufe Ernst aus dem Grabe zur Hilfe herauf, daß er dich für solche Grausamkeit zur Rechenschaft ziehe. Ich habe genug der Qual! Seit meinen Jugendjahren verfolgt sie mich. Eben hat mich einer anderen grausame Härte auf ein Siechbett geworfen, von dem ich nur durch ein Wunder wieder aufgestanden bin. Also widerrufe oder beweise! Ich weiß, Ernst würde dich zu meinen Füßen zwingen, wenn er hörte, was du mir in dieser Stunde gethan hast!' Aber sie blieb ungerührt. ‚Der Vater,' fuhr ich fort, ‚handelte anders an mir! Er hatte wie ein barmherziger Gott Mitleid mit der armen geknickten, kranken Kreatur. Ich liebe ihn deshalb auch mit ganzer Zärtlichkeit, und ewig wird meine Dankbarkeit gegen ihn sein und bleiben! Das und die Achtung und die geschwisterliche Zuneigung, die ich für den Toten empfand, halten mich ab, dir auf deine Schmähworte die rechte Antwort zu geben!'

Da aber sprühte sie: ‚Sprich es aus! Ich verlange es! Ich gebiete es dir!' Dabei eilte sie auf mich zu, umkrallte mein Handgelenk mit einer Heftigkeit, daß ich vor Schmerz hätte aufschreien mögen, und rief von neuem: ‚Also, also! Wirst du gehorchen?'

‚Nun wohlan!' erwiderte ich, mich ihr entwindend und nun auch meinerseits keine Rücksicht mehr übend — ‚dein eigener Sohn urteilte über dich, daß er niemand kenne, der fortwährend so sehr die Splitter in anderer Augen und niemals die Balken in den eigenen sehe wie du. Und wenn schon der eigene Sohn, der doch sonst das höchste Ideal in der Mutter erblickt, zu solchem Urteil gedrängt wird, so muß doch etwas Wahres daran sein, so sollte doch sie, die Schmähende, einmal in sich einkehren und Milde und Gerechtigkeit gegen andere zu üben suchen. So, das ist's, und damit Gott befohlen! Du hast mir vorher wiederholt das Wiederbetreten deines Hauses verboten. Es wird mich wahrlich nie danach gelüsten. Und ich bin nicht mehr in Zorn und Empörung wie vorhin, sondern ich scheide nur voll Trauer und Mitleid, daß der Schmerz um einen Dahingegangenen einen Menschen

so verblenden, mit solcher Ungerechtigkeit erfüllen, einen solchen Mangel an Maß und Selbstbeherrschung zeitigen kann!'

Noch einmal wollte sie nun anheben, aber ich hörte nicht mehr auf sie, ich wandte mich mit einem letzten Neigen des Kopfes zur Thür und verließ das Haus.

Das ist mir geschehen. Und nun steht's noch fester in mir denn je. Ich verlasse Bünderode und werde eine Dienerin des Kreuzes, eine Samariterin! Nur so finde ich die Ruhe, nur so das kleine Glück, das mir nach all den Enttäuschungen meines jungen Lebens noch werden kann!"

* *
*

Einen Tag nach dieser Beichte im Pastorhause fuhr Graf Egmont Zecher nach Bünderode und kehrte im Schloßwirtshaus ein. Nach dem damaligen Abschied von oben spürte er keine Neigung, sich dort zu zeigen. Die Gefühle gegen seine Mutter hatten sich trotz alles innerlichen ehrlichen Sträubens völlig abgekühlt, und in seinem Vater sah er einen einseitig veranlagten, auf Ausübung seiner Standes- und seiner Ansehensgerechtsame bedachten Mann, der nur dann seinen Kindern wärmere Gefühle entgegentrug, wenn er Gleiches bei ihnen fand, wenn sie sich ihm unbedingt fügten.

Graf Egmont maß sich keine Schuld an der eingetretenen Entfremdung bei; er mußte eben mit der Thatsache rechnen und hatte sich nur vorgenommen, alles möglichst zu vermeiden, was noch eine Verschärfung der wenig guten Beziehungen herbeiführen konnte.

Brieflich hatte er Regine gebeten, sich vor Tisch nach dem Wirtshaus zu bemühen. Er habe ihr etwas mitzuteilen, auch wünsche er von Iduna zu hören, deren Verlobung mit Konstantin noch nicht erfolgt war. Was sich dazwischen gedrängt, hatte Graf Egmont bisher nicht erfahren. Nachdem er seiner Zeit seinem Bruder geschrieben hatte, er glaube jetzt sicher annehmen zu können, daß er sich das Jawort holen werde, war ihm nur ein in lebhaften Dankesworten abgefaßtes Erwiderungsschreiben von Konstantin zugegangen, dann aber von keiner Seite eine Silbe wieder mitgeteilt worden. Iduna hatte er nicht wiedergesehen, ihr nur durch Regine sagen lassen, wie ihn die Thaten ihrer freundschaftlichen Gesinnung gerührt hätten.

Regine erschien, dunkel gekleidet wie stets, in demselben Augenblick vor dem Wirtshaus, als sich Egmont ein Pferd, das ihm schriftlich zum Verkauf angeboten war, vorführen ließ.

Er trug ein bequemes Tageskostüm nach Art der Gutsherren auf dem Lande. Seinen Kopf bedeckte eine Pelzmütze, und in der Hand hielt er einen Spazierstock mit goldenem Knopf.

Als er Regine erblickte, trat er mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit auf sie zu und bat sie, ihn noch einige Augenblicke zu entschuldigen.

Aber während sie noch sprachen und Regine ihrem Bruder nach ihrer Art freundliche Worte schenkte, kamen zufällig die Pastorin und Lia die Straße herauf, und deren Anblick wirkte so bestürzend auf den Grafen, daß er nach einem kurzen Worte von dem Besitzer des Pferdes, einem in der Nähe wohnenden Hofbesitzer, zurückwich, rasch vorwärts eilte und, von Regine begleitet, sich den Damen gegenüberstellte.

Auch Lia war ganz schwarz gekleidet; sie sah bestrickend schön aus. Die Blässe, die den Wangen anhaftete, erhöhte noch den Reiz ihrer Erscheinung. Um das Mal zu verdecken, hatte sie ein über dem Hut und unter dem Kinn leicht geknotetes schwarzes Spitzentuch so weit vorgeschoben, daß die Wange verhüllt wurde. Infolgedessen sah man nur die anmutige Form ihres Kopfes, das feine Oval mit den weichen Linien, den sanften Zügen und den dunklen, still in sich gekehrten Augen.

Das Wiedersehen zwischen beiden hier an diesem Orte gestaltete sich zu einem so bewegten, daß sich die Augen der Pastorin und Regines unwillkürlich feuchteten.

„Lassen Sie mich Ihnen zunächst meinen Glückwunsch und meine innige Freude aussprechen, daß Sie wieder genesen sind, mein liebes Fräulein," begrüßte sie Egmont voll Herzlichkeit und Wärme im Ton. „Und gleich, da ich heute vornehmlich Ihretwegen nach Bünderode gekommen bin," fuhr er eindringlich fort, „gestatten Sie mir zu fragen, wann ich Sie besuchen darf." Hier

wandte er sich mit einem auffordernden Blick an die Pastorin. „Paßt es in einer Stunde? Dann bin ich frei, dann habe ich mich mit meiner lieben Regine ausgeplaudert.“

Bei diesen Worten faßte er seine Schwester mit einer zärtlichen Bewegung unter den Arm, heftete aber zugleich das erwartungsvoll gespannte Auge auf die beiden Damen.

„Durchaus! Ganz wie es Ihnen gefällt, Herr Graf!“ antwortete statt Lias die Pastorin zuvorkommend.

Dann noch ein paar Worte zwischen Lia und Regine und einige zwischen dem Grafen und der Pastorin, und beide Gruppen nahmen wieder voneinander Abschied.

Eine Viertelstunde später war auch schon der Pferdehandel abgeschlossen. Regine war nicht ins Haus getreten, sondern hatte zugesehen. Sie interessierte sich außerordentlich für Pferde und fand dieses Tier, einen Goldfuchs, so schön, daß sie immer wieder in Lobes- und Bewunderungsäußerungen ausbrach.

„So behalte du ihn! Ich schenke ihn dir!“ warf Egmont hin, während sie ins Wirtshaus traten.

Regine sah ihren Bruder mit einem Ausdruck der Rührung an, schüttelte aber doch verneinend den Kopf. „Wie kannst du ein Pferd verschenken, Egmont! Du Armer hast es wahrhaftig nötig, dein Geld zusammenzuhalten. Wenn du überhaupt eine so fürstliche Gabe machen könntest, würde ich jemand wissen, der es weit eher verdiente, dem du vielen Dank schuldest —“

„Nun? Nun?“ stieß Egmont gespannt hervor. „Ich verstehe nicht! Wen meinst du, Regine?“

„Wirst du nicht böse werden, Egmont?“

„Wie sollte ich, Regine! Sprich!“

„Wohlan! Iduna hat sich damals so sehr für dich aufgeopfert, daß du nach meiner Auffassung längst wieder einmal hättest in Trankenweide erscheinen und ihr nochmals danken müssen. Du hast aber gar nichts wieder von dir hören lassen, und ich weiß, sie fühlt sich dadurch sehr gekränkt, oder sagen wir, ist darob sehr betrübt.“

„Ich bin ihr nur ferngeblieben, liebe Regine, weil eine Wiederbegegnung zwischen uns mit den größten Peinlichkeiten verknüpft gewesen wäre. Sie liebt mich, sie hat es mir deutlich zu verstehen gegeben. Ich aber liebe, du weißt es, das reizende liebe Geschöpf, das uns eben verließ. Überdies wollte ich Konstantins Wege nicht kreuzen. Und dabei fällt mir ein: wie ist's denn eigentlich? Haben sie sich verlobt? Mir hat man keine Anzeige gesandt.“

Regine schüttelte den Kopf. „Nein, Egmont. Iduna hat sich bisher noch immer nicht entscheiden können. Sie glaubte entschlossener zu sein, als sie sich fand, als er — und zwar infolge deiner Zeilen an ihn — um sie anhielt. Ich fürchte leider, es wird nichts. In den nächsten Tagen reist sie nun erst einmal wieder auf längere Zeit zu Verwandten nach Heidelberg, und Konstantin hat mir schon ganz verzweifelt geschrieben, daß er so gut wie keine Hoffnung mehr habe. Er ist grenzenlos unglücklich — und — und —“

„Und mißt mir die Schuld bei, Regine — nicht wahr? Natürlich! Deshalb hat er es auch wieder einmal nicht für der Mühe wert gehalten, etwas von sich hören zu lassen. Er grollt! Immer bin ich der Bösewicht! Wenn nächstens ein Erdbeben das Schulhaus in Bünderode zerstört, werden sie schreien, ich sei schuld!“

„Ich glaube nicht, daß er so denkt, Egmont. Er hat eine ganz andere Meinung über dich als früher. Er hat sich mir gegenüber sogar begeistert über dich geäußert.“

„Braucht er nicht, brauchen sie alle nicht, Regine! Sie sollen nur ein wenig gerecht sein, und auch Iduna hätte wissen müssen, daß mich Zartsinn leitete. Verständige sie, ich bitte. Du wirst's schon so machen, daß sie dich und mich versteht und mir nicht mehr zürnt. Und nun, Regine, etwas anderes, etwas sehr Wichtiges, weswegen ich dich sprechen wollte. Weshalb — ich rede gleich rund heraus — hast du Reichholz nicht geantwortet? Der arme Kerl hat eine schreckliche Zeit verlebt — immer hat er gewartet; zuletzt hat er sich's als ein Nein gedeutet und macht sich nun Vorwürfe, daß er dich überhaupt angesprochen hat.“

Regine hatte bereits während Egmonts Rede voll Überraschung emporgeblickt. Als er geendet hatte, sagte sie mit unverkennbarer

Befremdung, wenn auch in einem ruhigen Tone: „Alle deine Worte sind mir ein Rätsel, Egmont. Ich weiß von keinem Briefe, also auch von keinem Inhalt, und ich bin demnach auch ohne alle Schuld, wenn dein Freund und Intimus enttäuscht ist. Um was handelt es sich denn?“

„Also, also wirklich? — Da mag es dir“ — Egmont faßte seine Worte wiederum kurz — „denn gesagt sein: er liebt dich zum Rasendwerden! Er hat um dich schriftlich vor Monatsfrist angehalten, selbst den Brief in den Kasten gesteckt und jeden Tag ein Gebet gen Himmel gesandt, daß dein liebes Herz sich erweichen lassen möge. So! Nun weißt du alles, und nun sage, ob ich ihm erklären kann, daß du ihn wieder liebst.“

„Du fährst mit Extrapost, Egmont! Was aber die Hauptsache ist: ich — ich — heiraten! — Ach, Lieber! Das ist ein schlechter Plan, wennschon sehr gütig und ehrend für mich, daß sich der verwöhnte und vielverlangende Lebemann Baron von Reichholz nach der unbedeutenden Regine umsehen will. Nein! Dergleichen habe ich schon lange in die Ecke gestellt; schon seit Jahren habe ich mich in die Rolle der Unbegehrten hineingefunden. Und es ist auch besser, es bleibt so.“

„Durchaus nicht, Regine. Es giebt kein Geschöpf auf Erden, das sich so für die Ehe eignet wie du. Ich würde dich, wäre ich nicht dein Bruder, vom Fleck weg heiraten.“

„Und ich würde dich auch nehmen, denn wenn du auch etwas selbstherrlich, bisweilen rauh und ungestüm bist, ein trefflicher, wahrhaft guter, braver Mensch und ein rechter Mann dazu bist du doch. Aber Reichholz? Weißt du, Egmont, ich habe das Gefühl, ich würde mich beinah etwas lächerlich machen, wenn ich ja sagte. Wir sind zu verschieden. Ich richte meine Gedanken auf Einfachheit und Stillleben, er ist voll Begehren nach Abwechselung und hat fortwährend wechselnde Passionen. Er ist ein rechter, unruhiger Lebemann, ich bin ein bescheidenes Hausmütterchen.“

„Du irrst dich, wenigstens was ihn angeht, Regine. Reichholz ist ein sehr ernster Mensch. Er versteckt sich nur. Ich habe ihn kennen, schätzen und lieben gelernt. Du wirst sehr glücklich mit ihm werden. Schade, daß der Brief verloren gegangen ist. Er berichtete mir, was er dir darin alles gesagt habe, wie er bemüht gewesen sei, dir die richtige Meinung von sich beizubringen.“

„Die Thatsachen sprechen aber anders, Egmont. Er war bisher mindestens sehr leicht, hatte viele Liebschaften — braucht sehr viel —“

„Doch nicht! Er war stets mit seinen Finanzen durchaus in Ordnung, Regine. Und Liebschaften? Merkwürdig, daß man ein eindrucksvolles Herz stets so streng verdammt. Das ist doch Veranlagung, deshalb ist man doch nicht schlecht! So denken doch nur die Zimperlichen, vor denen uns Gott bewahre. Ich versichere dir, Regine, er ist ein Prachtmensch, und mir thätest du wirklich einen rechten Gefallen, wenn du ihn nähmest.“

Die letzten Worte begleitete Egmont mit einem Ausdruck, der auch Regine zum Lachen zwang.

„Ja, freilich,“ fiel sie ein, „dann müßte ich es ja eigentlich schon deshalb thun. Aber besser ist's doch, ich bleibe die alte Schloßjungfer Regine. Ich kenne Reichholz auch zu wenig. Gewiß, er ist liebenswürdig, sehr aufmerksam. Ich mag ihn wohl — aber heiraten? — Wenn's nun so wird wie zwischen Gussow und Lia —“

Egmonts Mienen verdüsterten sich bei den letzten Worten Regines. Ihm fiel alles ein, was geschehen war, und nach einer Pause stillen Nachdenkens erkundigte er sich nach Gussows und der Pastorfamilie.

Unter solchen Gesprächen aber hatte sich die von ihm für diese Unterredung vorgesehene Zeit dem Ende geneigt, und auch Regine erinnerte sich, daß es Tischzeit geworden sei, daß sie zurück müsse.

So trennten sie sich denn. Nur noch ein paar Fragen und Antworten: „Wie geht's den Eltern? Was macht der kleine Junge? Erkundigten sie sich jemals nach mir?“

„Doch! Unserem Papa imponiert sogar deine Energie in der Fischereiangelegenheit. Wir lasen in der Zeitung davon. Aber Mama — sie ist einmal unverbesserlich! Und du magst es wissen, Egmont: der Gedanke, du könntest dich an Lia binden, erregt sie bis zum äußersten. Sie wird euch auch — solltet ihr's ausführen — nicht empfangen.“

„So muß sie es lassen, Regine! Ich verlobe mich mit Lia, wenn sie mich will, und das bald. Daran ist nicht mehr zu rütteln.

— Aber freilich, ob sie will! Ich weiß nicht, woher es kommt, ich stehe unter dem bangniserregenden Eindruck, sie wird nunmehr aus Pietät gegen den Verstorbenen nein sagen."

„Das halte ich auch für möglich, Egmont," bestätigte Regine und griff nach ihrem Hut.

„Und das wäre dir erwünscht, Regine?"

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. „Wie du so sprechen kannst, Egmont! Ich wünsche nichts mehr, als daß du das liebe Mädchen heiratest. Ich kenne keine ihresgleichen, außer Iduna. Und halte fest! Mich — mich — habt ihr als treueste Verbündete."

„Ach, du liebe, treue Seele!" schloß Egmont und umarmte seine Schwester. Und ohne noch von Reichholz weiter zu reden, nahmen sie Abschied. Aber dann riß Egmont doch noch wieder die Thür auf, lief ihr nach, schob seinen Arm zärtlich unter den ihrigen und flüsterte: „Goddam! Die Hauptsache! Darf ich dem armen Reichholz gar nicht ein ermunterndes Wort sagen, Regine? Bitte, sei nett!"

Sie zog die Schultern, dann sagte sie: „Ich will's mir überlegen, Egmont." Damit entschlüpfte sie ihm, während ein Ausdruck liebenswürdiger Neckerei ihre Lippen umspielte.

* *
*

Als sich Egmont bald darauf zum Pastorhause auf den Weg machte, übersann er, auf welche Weise er es beginnen könne, Lia allein zu sprechen. Der Zufall kam ihm unerwartet zu Hilfe, da er von der Magd erfuhr, daß Fräulein Lia gerade eben nach Hause gekommen, die Pastorin aber noch nicht da sei. Auch der Herr Pastor sei nicht anwesend, da er sich in einer Kirchenmitgliederkonferenz befinde. Mit einer gewissen, ihm sonst nicht eigenen Hast klopfte Egmont an die Wohnstubenthür, und als er dann nach erfolgtem „Herein" Lia gegenüberstand, hatte er Mühe, sich zu bezwingen.

Etwas Gezwungenes, hinter dem sich vielleicht nur eine begreifliche angstvolle Befangenheit verbarg, machte sich auch in Lias Wesen bemerkbar. Sie sprach eine Entschuldigung aus, daß ihre Mutter trotz ihrer Zusage noch nicht da sei, erklärte, daß sie zufällig Bekannte aus Eckernmünde auf dem Heimwege getroffen habe und mit zur Postabfahrtsstelle gegangen sei, brachte dann das Gespräch auf allgemeine Dinge und erst später auf seine Angelegenheiten. Sie fragte, wie es ihm in Torbye gefalle, womit er sich beschäftige und wie lange er dort bleiben werde.

Aber dies alles kam trotz des Bemühens, einen teilnehmenden Ton anzuschlagen, so gezwungen heraus, daß sich Graf Egmont dadurch erkältet fühlte.

„Wie Sie sich verändert haben, Fräulein Lia!" hob er endlich an. „Bei unserer vorherigen Begegnung stand ich unter dem Eindruck, sie seien mir gegenüber — trotz allem, was geschehen ist — doch ganz die alte geblieben. Nun aber finde ich Sie so kalt, fast teilnahmlos, finde ich nichts mehr von dem, was ich einst so sehr an Ihnen liebte und schätzte. Wollen Sie nicht die Schwermut abstreifen, wollen Sie mir nicht erklären, weshalb Sie mir so begegnen? That ich Ihnen etwas? Waren wir nicht gute Freunde? Ich bin gleich hierher geeilt, um Sie wiederzusehen. Ich konnte es nicht erwarten — und nun finde ich Sie so verschlossen, so fremd und gezwungen, so ganz anders als früher —"

„Es hängt mit meinen Entschlüssen zusammen, Herr Graf. Herzlich bitte ich Sie, mir zu verzeihen, wenn ich Ihnen, ohne es zu wollen, unangenehme Empfindungen bereitete. Wie wäre es möglich, Sie absichtlich kränken zu wollen, da ich Ihnen so viel, so großen, nie abtragbaren Dank schulde, da ich von Ihnen, solange ich mich Ihnen nähern durfte, nur Gutes empfing. Ich bin ernst und traurig, weil meines Bleibens nur noch kurze Zeit hier ist. Ich habe mich entschlossen, Barmherzige Schwester zu werden, will mich zu diesem Zweck zunächst einem Lehrkursus unterziehen und dann sehen, wo und wie ich baldigst in Thätigkeit treten kann. Dadurch erreiche ich alles: den Frieden mit mir selbst und den Frieden mit der Welt, die mir Pflichtversäumnis und weit Schlimmeres vorhält."

„Wer that das, Fräulein Lia? Wie können Sie sich durch solche thörichte Reden einschüchtern lassen? Ja, freilich! Allerdings! Nun verstehe ich! Man hat Ihnen, kaum daß Sie dem Krankenlager entronnen sind, zugesetzt, man hat an Ihnen die ge-

wohnte Bosheit ausgeübt, man hat Ihnen zugerufen, sich in allererster Linie von mir, dem extravaganten Ruhestörer und Abenteurer, loszusagen! Aber Sie mit Ihrer freien Seele sollten darüber doch erhaben sein, Fräulein Lia! Nicht beugen sollten Sie sich, sondern sich kräftig aufraffen; nicht grübeln sollten Sie, sondern den Blick geradeaus richten, an die Guten unter den Menschen glauben, der Zeit und den Umständen vertrauen, daß eine helle Sonne auch für Sie wieder am Himmel erscheinen wird."

Nach diesen Worten näherte sich der Mann dem jungen Mädchen, fuhr mit sanft streichelnder Hand über ihre Schulter und suchte sie durch Blicke und Gebärden aufzurichten.

Und auch sie neigte sich wie einst auf seine Hand herab, berührte sie trotz seiner Abwehr mit ihren Lippen und sagte, dann wieder sich erhebend und frei das Auge zu ihm aufrichtend: „Ich habe versucht, zu denken und zu handeln, wie Sie mir raten, Herr Graf. Ich fühle und weiß auch, daß es sicher das richtige ist. Aber es gelingt mir nicht, deshalb nicht, weil ich erkannt, daß ich hier in meiner Heimat verspielt habe. Oben haßt man mich — natürlich Comtesse Regine ausgenommen; in Bünderode, in meiner Heimat, verstehen die Menschen meine Art nicht, oder mir fehlt die Fähigkeit, ihr Herz zu gewinnen; ein Stillleben im Hause zu führen, steht mir nicht an — wir sprachen schon oft darüber — und endlich werde ich durch die Erinnerungen an den Toten, durch das, was mich mit ihm verband und was mit ihm sonst noch zusammenhing, fortwährend so peinlich und schmerzlich berührt, daß ich die Qual nicht zu ertragen vermag und mir nichts anderes übrig zu bleiben scheint, als mich dahin zu flüchten, wo Pflicht und Menschentum die Gedanken an das eigene nichtige Ich endlich ablenken. Ich bin einmal zum rechten Glück nicht geboren. Mein Äußeres, meine Art gefällt nicht. Ich neige vielleicht zu einem sentimentalen Wesen, und das hat nirgend Glück. Ich verabscheue es bei anderen, um so mehr möchte ich es nicht in mir aufkommen lassen. Aber ich vermag den Trübsinn nicht abzustreifen. Ich sehe nur ins Dunkel —"

„Und wenn ich nun sage: Lia, teure Lia, werden Sie mein Weib!? Lassen Sie uns heute das Bündnis schließen, das ich mit einem anderen zu vermitteln mich vermaß, weil ich nicht ahnte, wie gut ich Ihnen selbst sei, wie sehr ich Sie liebte — würde auch das, mein teures, einziges Mädchen, Ihren Entschluß nicht ändern können?"

Er sah sie nach diesen Worten mit einem liebewarmen Blick an, er nahm sie sanft in seine Arme und drängte sich mit seinem ganzen innersten Wesen zu ihr.

Lia schloß die Augen und suchte vergeblich nach Fassung und Worten.

Nun war's da, was sie ersehnt, schier heißer ersehnt hatte als die einstige Auferstehung neben dem Thron des Höchsten, als das Köstlichste, was ihr jemals auf Erden werden könne, und Ströme jagten durch ihren Körper und drängten sich zum Herzen. Und doch griff sie nicht nach dem so heiß Ersehnten.

Sagte sie ja, dann sah sie, wie sich der Finger der Frau Doktor Gussow, wie sich die Hand der Gräfin ausstreckte, und sie hörte die beißend höhnischen Worte: Da ist's ja, was wir stets behauptet haben! Da sieht man, welch ein schlau berechnendes, gefallsüchtiges Geschöpf diese Lia ist, nun giebt's doch wohl keinen Zweifel mehr, daß sie bloß scheinheilig heuchelte und ihre Mienen verstellte, um so sicherer den großen Fang zu thun!

Und zu dem allen stieg in Lia noch die Erwägung auf, daß sie hier leben, mit denen oben in verwandtschaftliche Beziehungen treten, sich vor ihnen bücken, demütigen sollte und doch nichts erreichen werde, doch nur angesehen werden würde als ein höchst unliebsamer, ja widerwärtiger Eindringling, den baldmöglichst wieder zu beseitigen ein gutes Werk sein mußte.

Diese Gedanken erstickten selbst die heiße Leidenschaft, die in ihr glühte.

Vielleicht, wenn er unabhängig gewesen wäre, wenn er ihr hätte sagen können: „Sieh, Lia! Wir gehen fort auf Nimmerwiederkehr! Nur deine Eltern sollen später in unserer Nähe wohnen!" Dann, ja dann würde sie sich ihm in die Arme geworfen haben.

Aber da das nicht sein konnte, sprach sie

mit mühsamem Atem: „Wahrheit soll zwischen uns sein, Herr Graf, in dieser ernsten Stunde! Ja, ich liebe Sie, ich liebe Sie mehr und stärker, als jemals vielleicht ein sterblicher Mensch Ausdruck für ein gleiches Gefühl zu finden vermochte. Auch bin ich so glücklich in diesem Augenblick, daß ich mit keinem tauschen möchte, was ihm das Schicksal auch immer Herrliches zugewendet hätte. Aber doch sage ich nein, muß ich nein sagen! Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich! Erschüttern Sie meinen Entschluß nicht! Es muß so bleiben. Ich fühle es, daß es für Sie und für mich besser, ja, das einzig richtige ist. Zwischen unsere Liebe drängte sich von vornherein das Wort: unmöglich! Ihre Eltern würden außer sich geraten; ich würde einem schrecklichen Dasein entgegengehen, die Bünderoder würden mich noch stärker mit der Schuld an Gussows Tode belasten, ich weiß es, ich fühle es, wie sie — nichts bleibt ja verborgen! — schon jetzt verächtlich strafend auf mich herabsehen. Zudem! Ich bin von der Natur vernachlässigt. Schon Ernst Gussow gegenüber sprach ich es aus, daß er mich — nicht gleich, aber später — gering achten könne. Und eben diese Mißachtung werde mir das Herz brechen, nicht die Enttäuschung, den Freuden der Außenwelt entsagen zu müssen. Ich habe mich ganz in meinen Verzicht gefunden. Ich bin still und wunschlos und zufrieden; nur eben hat die Berührung mit Ihnen, Herr Graf, mein Inneres wieder aufgestört. Ich werde aber meine Fassung zurückgewinnen, sobald Sie mir wieder entrückt sind. Und nun zum Schluß, bevor wir auseinandergehen für immer: Haben Sie Dank aus tiefinnerster Seele und erhalten Sie mir, statt mich als Weib zu begehren, was Ihnen nach allem, was geschehen und wie die Verhältnisse einmal gestaltet sind, kein Glück bringen würde, ich bitte, Ihre Freundschaft. Es giebt außer der Liebe meiner Eltern für mich keinen größeren Schatz als das Bewußtsein, Ihre Achtung oder gar Ihre Zuneigung zu besitzen."

Nach diesen Worten machte Lia eine rasche Bewegung, sah den Grafen noch einmal mit einem Blick an, in dem sich eine Fülle von Liebe, aber auch eine Fülle von verzehrendem Entsagungsschmerz vereinte, und entfloh von ihm, bevor er noch an die Thür des Nebengemaches eilen konnte, die sie hinter sich verschloß.

* * *

Mitten im Sommer des folgenden Jahres war's, als Equipagen und andere Fuhrwerke schier ohne Zahl und Ende den Bünderoder Schloßberg hinaufstrebten, und dann, sich langsam vorwärtsbewegend, die Gäste vor dem Portal absetzten.

Zwei Familienfeste wurden zu gleicher Zeit gefeiert: Regines Hochzeit mit Baron von Reichholz und Idunas Verlobung mit Graf Konstantin.

Im Flur wogten die Mengen auf und ab, sie trafen entweder die letzten Anordnungen vor dem Beschreiten der in die oberen Festgemächer führenden Treppe oder warteten, daß der Strom sich lichtete.

Da waren die höchsten Würdenträger und angesehensten Personen des Landes und ohne Ausnahme auch die Besitzer der umliegenden Güter mit ihren Familien erschienen.

Aber auch aus den Städten der Provinz und aus denen des Reiches waren Festteilnehmer herbeigeeilt, hatten sich Verwandte und Bekannte der drei Familien, die diesen Tag mit begehen wollten, eingefunden.

Ein das Auge blendender Reichtum an Farben war überall sichtbar. Da rauschten seidene Frauengewänder in immer neuer Pracht; da wurde der Blick gefesselt von dem Strahlen und Blitzen der kostbaren Geschmeide und Ordenssterne, Uniformen und Waffen.

Aber auch die Gemächer prangten in kostbarer Fülle und vervollständigten das Bild vollendeter Schönheit und Mannigfaltigkeit.

Die Stimmung der Gäste war äußerst belebt, so belebt, daß die rauschend einsetzende Musik kaum das schwirrende Geräusch der Stimmen, das Schwatzen und Lachen der Anwesenden zu übertönen vermochte.

Und glücklich ob des Erfolges dieser Errungenschaften strahlte das Angesicht des Grafen und das der Gräfin. War Reichholz auch nicht gerade sehr begütert, so stammte er doch aus einer der vornehmsten Familien des Landes. Er hatte die Glückwünsche sämtlicher Mitglieder des Hofes empfangen und

war dort hoch geschätzt wegen seiner nie versagenden Ritterlichkeit. Auch Dormiens gehörten zu den angesehensten und begütertsten Geschlechtern des Nordens, und nach Idunas Besitz hatten sich schon viele Hände vergeblich ausgestreckt.

Iduna schmiegte sich in ihrem weißseidenen Gewand wie ein schöner Schwan an den dunklen Konstantin und hörte liebenswürdig lächelnd zu, was er ihr zuflüsterte.

Nachdem sie überwunden hatte, was sie ursprünglich stärker an Egmont gefesselt, war sie Konstantin sogar mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit entgegengekommen, hatte sie ihm seine treue Beharrlichkeit neben seiner bescheidenen Zurückhaltung durch völlige Hingabe gelohnt. Sie war nun ganz mit ihrem Herzen bei ihm.

Sie trat heraus aus den engen Grenzen des Gutes, und das entsprach ihrem Wunsch und ihren Neigungen. Sie gehörte unter Menschen und in stark pulsierendes Leben; sie brauchte kräftige Nahrung für ihren Geist und ihre lebhaften Sinne.

Das Militär interessierte sie; die Aussicht, in verschiedenen Städten zu leben, mit ihrem Manne zeitweilig Reisen zu machen oder gar, wenn er Gesandtschaften attachiert wurde, die Großstädte und eine fernere Welt kennen zu lernen, reizte sie ungemein.

Regine dagegen, die in der Heimat, in Torbye bleiben konnte, fand an der Seite eines Kavaliers, wie Reichholz einer war, was sie für ihr Herz und Gemüt brauchte.

Auch ferner sollte sie des Anblickes der grünen Fluren und der stillen Auen ihrer Heimat teilhaftig werden, auch ferner im engsten Zusammenhange bleiben mit ihren Eltern, vor deren Schwächen sie sich nicht verschloß, die sie aber ehrte und liebte.

Sie war glückselig, nun auch einmal ein eigenes Hauswesen haben zu sollen, einen ihr allein gehörenden, nach ihrem Geschmack angelegten Garten zu besitzen, Lektüre und Musik mit ihrem Manne zu pflegen, in Berührung zu bleiben mit den Bewohnern des Landes und den einfachen Leuten ihrer Heimat.

Ganz selig war sie auch, daß heute nach langem, langem Fernbleiben einer wieder erschienen war: ihr Bruder Egmont, jetzt Vorsteher und Leiter der Norddeutschen Fischereigesellschaft, zudem Vorstand verschiedener öffentlicher Vereine und Mitglied des Provinziallandtages sowie des Reichstages.

In beide Körperschaften war er gewählt worden, nachdem er sich eifrig den Landesinteressen und der Politik gewidmet, öffentlich geredet und seinen Ansichten auch schriftstellerischen Ausdruck gegeben, kurz, überhaupt den Winter und das Frühjahr benutzt hatte, seine Pläne auch nach dieser Richtung hin zu fördern.

„Nun, Erwin,“ warf Egmont aufgeräumt hin, als sich sein Bruder ihm näherte. „Wie geht's? Ist Aussicht, daß du nach Berlin versetzt wirst? Das wäre angenehm für mich, der ich ja im Spätherbst zum Reichstag dort erscheinen soll. Wir würden uns einmal enger berühren, endlich einmal näher kennen lernen. Seltsam zu sagen, daß sich Brüder kennen lernen müssen, aber da ich — ein flüchtiger Enterich — davonging, war ja keine Gelegenheit dazu. Und wie steht's mit deinem Herzen? Bekommst du nicht auch Lust, nachdem unsere Geschwister den großen Schritt gethan haben?“

„So wollte ich gerade dich fragen, Egmont. Ich habe mir jüngst bei der Gräfin von Ippenbach einen Korb geholt. Es war eine schwere Zeit, denn ich war in das Mädchen leidenschaftlich verliebt. Gerade hatte sie sich tags vorher verlobt. Man sagte mir: weil ich nicht Ernst gemacht, weil sie angenommen habe, daß auf meine Werbung nicht zu rechnen sei. Da ist's nun für lange mit solchen Dingen oder überhaupt vorbei. Geklemmter Fuchs scheut das Eisen. Aber wie gesagt, wie ist's mit dir? Ich dachte immer —“ hier senkte sich Erwins Stimme — „daß du uns durch eine Verlobung mit Iduna von Dormien überraschen, daß du Konstantin ausstechen würdest —“

„Nichts lag mir ferner,“ entgegnete Egmont, „wie die Thatsachen dir beweisen. Aber meine Verlobung kann ich dir allerdings mitteilen. Ich habe ein junges Mädchen ganz nach meinem Geschmack gefunden und werde auch, unter uns gesprochen, die Neuigkeit heute mittag bereits unseren Gästen verkünden. Natürlich wär's mir lieber gewesen, wenn dies von unserem Vater geschehen wäre, aber er würde sich ganz zweifellos geweigert haben, wie er und Mama

sich sicher weigern werden, sie überhaupt gutwillig als Schwiegertochter anzuerkennen. Ich habe just aus diesem Grunde eine solche Form als die bequemste und zweckmäßigste zugleich gewählt, um alle Einwendungen und Erörterungen von vornherein gegenstandslos zu machen. Ich will mit einer vollendeten Thatsache vor sie hintreten, sie dadurch zwingen, sich gleich öffentlich mit meiner Wahl einverstanden zu erklären. Gewiß! Es ist das ein wenig außergewöhnlich, in euren Augen sogar ungeheuerlich. Aber doch nur für euch! Die Gäste werden, da sie die Abneigung unserer Angehörigen gegen das Mädchen nicht kennen, die Form keineswegs absonderlich finden, sondern sie als eine Überraschung aufnehmen."

„Allewetter! Das sind ja tolle Dinge! Wer ist denn die Dame, und woraus schließt du, daß sie den Eltern nicht genehm sein wird?"

„Es ist," entgegnete Graf Egmont und richtete einen ruhig überlegenen Blick auf seinen Bruder, „Fräulein Lia Döbler, die Tochter unseres Pastors Döbler —"

„Wie? Was? Die Döb—ler?" stieß Erwin enttäuscht hervor. „Um Gottes willen, Bester, wie kamst du denn dazu? Ja, da hast du allerdings recht: die ist sicher weder den Eltern noch uns allen genehm —"

Aber weiter kam Erwin nicht. Mit einem finster verächtlichen Blick sah sein Bruder ihn über die Schulter an. Da in diesem Augenblick gerade auch die Musik durch einen Tusch ankündigte, daß es zum Essen gehen solle, auch der Oberjäger in großer Galalivree zur Bestätigung das Zeichen gab, wurden die Brüder getrennt, und während Egmont mit der üblichen heiteren Miene seiner Dame zuschritt, nahm Erwin mit äußerst herabgedämpfter Stimmung den Weg zu der ihm bestimmten Baronesse von Krockdorf. Was er eben gehört hatte, machte ihn so mißmutig, daß er nur schwer seine Mienen zu glätten wußte. Lia Döbler mit dem Muttermal! Lia Döbler, die Gouvernante, die Tochter des Gutspastors, das Mädchen ohne Geld, Name und Ansehen, Schwiegertochter und Schwägerin der Grafen von Zecher-Bünderode! Das war dem Grafen Erwin ein unheilbarer Stich ins Herz. Und sein Bruder wollte heute, ohne Wissen der Eltern, diese Verlobung veröffentlichen! Das setzte allem die Krone auf, und das mußte er auf jede Weise — im Notfall durch Regine — zu verhindern suchen.

Nachdem der Graf bei Wildbret und Champagner auf das junge, am Morgen in der Bünderoder Kirche getraute Ehepaar und dann auch auf das Brautpaar gesprochen hatte und deren Wohl erklungen war, erhob sich nach wenigen Minuten, trotz allem bittenden Abwinken Erwins, Graf Egmont von Zecher, schlug ans Glas und sprach wie folgt:

„Hochverehrte Anwesende! Nachdem soeben mein Vater für meine beiden Geschwister das Wort ergriffen und der bedeutungsvollen Familienereignisse gedacht hat, sei es mir gestattet, für mich selbst zu sprechen und Sie zu bitten, mir nicht nur eine kurze Weile zuzuhören, sondern mir auch ein gleich gütiges Interesse für meine Wahl zu schenken. Ich teile Ihnen nämlich hierdurch mit, daß ich mich, bisher sogar ohne Wissen meiner Angehörigen, meiner Eltern und Geschwister, die ich mit dieser Nachricht ebenso sehr überraschen wollte wie Sie alle, mit der einzigen Tochter" — hier hoben sich alle Köpfe und reckten sich alle Leiber der zweihundert an den drei Prunktischen sitzenden Tischgäste — „des Herrn Pastors Döbler und seiner Frau Gemahlin, Fräulein Lia Döbler in Bünderode, verlobt habe. Alle diejenigen, welche sie kennen, werden mich beglückwünschen; sie werden meine Braut schätzen als eine junge Dame, gleich hervorragend an körperlichen wie geistigen Vorzügen, sie werden verstehen, daß ein Mann, der wie ich in das Leben hineinschaute und so viel Unwert und so wenig Wert unter den Massen fand, die sich Menschen nennen, sich zu einem Wesen hingezogen fühlen mußte, das mit so reichem Verstand und so hoher Bildung ein so edles Herz, mit Bescheidenheit so viel Charakter und vornehme Denkungsart verbindet. Ich berichte Ihnen, daß ich bereits im Frühwinter des verflossenen Jahres um sie warb, damals, als sie eben das Haus meiner Eltern verlassen hatte, in dem sie sich so viel Liebe und Achtung durch ihr Verhalten, durch ihre Sanftmut, ihre Pflichttreue und durch ihre an meinem Neffen so glänzend erprobten Erziehungsfähigkeiten erworben hatte. So weiß ich denn auch, daß

die Meinigen, die den wahren Adel nicht erkennen in äußeren Dingen, sondern in dem, was der innere Mensch ist und bedeutet, meine Wahl hoch befriedigen wird, daß sie sich meinen Bitten an Sie anschließen: auch mir an diesem Tage Ihre Teilnahme nicht versagen, sich an meinem Glück mit mir freuen zu wollen! Wenn sich meine Braut heute Ihnen nicht gegenüberstellt, wie meine sehr liebe künftige Schwägerin, Comtesse Iduna von Dormien, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß sie erst in den nächsten Tagen von einer Reise aus Südamerika, und zwar aus Venezuela, zurückkehrt, wohin sie gegangen ist, um ihren seiner Zeit dort schwer erkrankten und jetzt durch ihre beispiellose Hingabe völlig genesenen Bruder zu pflegen. So, meine hochverehrten Damen und Herren! Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte, und nun trinke ich von Herzen auf Ihrer aller Wohl!"

Und dann ein mächtiger Tusch der Kapelle, allgemeines Stuhlrücken, Aufstehen, Gläserklingen, Hochrufen und Glückwünschen, aber auch eine Stimmung in den Seelen der beiden alten Zechers und Erwins, die nicht zu beschreiben ist.

* *
*

Einige Tage später bestieg Graf Egmont Zecher im Hamburger Hafen einen Dampfer und fuhr zu dem Ankunftsquai der südamerikanischen Dampfschiffe. Er wollte seine Braut abholen. In seiner Begleitung befand sich die glückstrahlende Frau Pastorin und in Lias Begleitung deren Bruder, der nun nach langer Abwesenheit draußen und nach der erwähnten schweren Krankheit in die Heimat zurückkehrte. Lia hatte durchgeführt, was sie sich vorgenommen hatte. Sie war Barmherzige Schwester geworden und als solche vom Altonaer Stift aus längere Zeit an den verschiedensten Orten der Provinz thätig gewesen. Allen Anträgen Egmont Zechers war sie, obschon sie dabei immer gleiche Qualen der Entsagung erlitten hatte, auch ferner ausgewichen. Immer wieder hatte sie auf dasselbe hingewiesen, was sie als Grund ihrer Ablehnung gleich anfangs angegeben hatte. Da war die Krankheit des Bruders gekommen, und Egmont hatte Lia die Mittel für eine Reise zu ihm zur Verfügung gestellt. Nach schriftlicher Wiederholung seines Antrages war dann endlich ihr Jawort eingetroffen. Aber sie hoffe, hatte sie gleich bittend hinzugefügt, daß er es möglich machen werde, nicht ferner in der Nähe Bünderodes zu leben. Sie bitte darum, da ihre innere Unfreiheit seinen Verwandten gegenüber nicht gewichen sei.

Reizend sah sie aus, als sie vom Dampfschiff über die Brücke ihm entgegenschritt. Das Klima hatte sie gebräunt, die dunklen Augen funkelten: sie gaben wieder, was sich in ihrem Inneren bewegte, und als sie nach dem ersten Willkommensaustausch mit Egmont allein beiseite schritt, da schmiegte sie sich, nachdem er sie umschlungen, an ihn und flüsterte: „Nun weiß ich, was Seligkeit schon auf Erden ist. Nun fühle ich es, daß Gott mich lieb hat. Nun ist die Sicherheit in mir, daß alles, alles gut wird, daß ich an deiner Seite, du edler, guter Mensch, du echter Mann, ein Leben führen werde, wie es wenige giebt auf der weiten Welt."

Und noch einer empfand eine rechte stille Freude über dieses Ereignis: der alte Korl Lickefett. „Dat's gud und nochmol gud und dreemol gud!" murmelte er vor sich hin, und die ihn hörten, sahen ihn verwundert an, daß sich sein Spruch so völlig umgewandelt hatte.





Die Kinder und Enkel des Winterkönigs.

Von
Christian Meyer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es giebt vielleicht kein zweites deutsches Fürstenhaus, dessen Söhne und Töchter in gleichem Maße über alle Throne und Länder Europas zerstreut worden sind, wie die der pfälzischen Wittelsbacher. Um hier nur bei der neueren Zeit stehen zu bleiben, so sei zunächst an die Kinder des Winterkönigs, Kurfürst Friedrichs V. von der Pfalz, erinnert. Sie alle teilten, soweit sie damals bereits am Leben waren, nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht am Weißen Berge das Schicksal ihrer Eltern, das heißt sie wurden mit ihnen im Exil, von einem Land zum anderen umhergeworfen, und das gleiche Geschick hatten natürlich die im Exil Geborenen.

Nur der älteste der Söhne, Karl Ludwig, ist nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, dessen Anfang den höchsten Glanz und den tiefsten Fall seines Elternhauses gesehen hatte, in die Heimat zurückgekehrt; die übrigen Kinder alle haben das schöne Pfälzer Land entweder gar nicht mehr oder doch nur auf kurze Zeit als Gäste des ältesten Bruders betreten.

Der zweite Sohn, Ruprecht, das Königskind — er ist der einzige auf dem Prager Hradschin geborene Sprößling — mit dem Kaisernamen seines Geschlechts, führt in der Geschichte den Beinamen „der Kavalier" wegen der ritterlichen Ergebenheit und Treue, die er der verlorenen Sache seines mütterlichen Oheims, Karls I. Stuart, widmete; er könnte ebensogut „der Weltfahrer" heißen, denn es giebt kaum ein Land in und außer Europa, wohin ihn sein Geschick oder eigentlich doch mehr sein abenteuerlicher und unruhiger Sinn nicht verschlagen hat. Kaum den Knabenjahren entwachsen, unternimmt er mit dem älteren Bruder für englisches Geld eine eigene Rüstung und Schilderhebung zwischen Ems und Weser gegen den Kaiser, fällt aber, tapfer fechtend, in Gefangenschaft. Wieder entlassen, wendet er sich nach London und weiht sein Schwert der Sache des Royalismus gegen das puritanische Parlament. An der Spitze der adeligen Kavaliere hat er die ersten Schläge gegen die „Rundköpfe" gethan. Nach der Hinrichtung des Königs verpflanzte er mit seinem jüngeren Bruder Moritz den Krieg gegen die Republik vom Festland auf die offene See. Auf allen Meeren umhergeschleudert, ertrinkt Moritz bei einem Wirbelsturm in den westindischen Gewässern: „Einer der Menschen ohne Wiege, ohne Sarg; geboren auf der Flucht der Mutter im unwirtlichen Küstrin — ein wildfremdes Meer schlug über ihm zusammen." Jetzt kehrte Ruprecht von seinen Meerfahrten nach Paris zurück. Als er seine im Seekrieg erbeuteten Schätze aufgezehrt hatte, wendete er sich hilfesuchend an das Familienhaupt, aber auf Befehl des Kurfürsten wird ihm am Schloßthor zu Heidelberg der Einlaß verweigert. Zornwütig schwört er einen furchtbaren Eid, nie wieder die heimische Erde betreten zu wollen. Nachdem er vorübergehend kaiserliche Dienste wider die Schweden genommen, hebt ihn die Restauration der Stuarts noch

einmal zur alten Höhe empor: als Admiral der englischen Flotte erwirbt er sich gegen die größten Seehelden der damaligen Zeit, die Holländer Tromp und de Ruyter, noch heute in seinem Adoptivvaterland unvergessenen Ruhm. Und gleich einem nationalen Helden ehrte ihn die britische Nation nach seinem Tode durch ein Begräbnis im Westminster.

Minder ruhmvoll endeten die beiden jüngsten Söhne des Winterkönigs.

Eduard, der ältere, ein schwächlicher Geist und Charakter, ließ sich von seiner katholischen Gemahlin, Anna von Gonzaga-Nevers, in Paris zur alten Kirche zurückführen und ist von da an für Mutter und Geschwister ein toter Mann geblieben; Philipp, der jüngste, bekam Händel mit einem französischen Kavalier, den er von seiner Mutter allzusehr begünstigt wähnte, und stach den Gegner im Haag auf offener Straße nieder. In spanischen Diensten ist er wenige Jahre danach einen sühnenden Reitertod gestorben.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch das frühzeitige tragische Ende eines sechsten Sohnes, der noch bei Lebzeiten des Vaters auf dem Harlemer Meer ertrank. Eine von den Holländern erbeutete spanische Silberflotte zu besichtigen, war der Kurfürst, dem Drängen des fünfzehnjährigen, zärtlich geliebten Kindes nachgebend, mit diesem vom Haag nach Amsterdam gereist. Ein Zusammenstoß brachte das Schiff zum Sinken; vor den Augen des verzweifelnden Vaters sank der Sohn mit dem Rufe: „Zu Hilfe, Vater!“ in die Tiefe.

Nicht minder schicksalsreich als das der Söhne gestaltete sich das Los der vier Töchter des Winterkönigs. Die älteste, nach der Mutter Elisabeth genannt, noch ein Pfälzer Kind, ein ernster und tiefer Charakter, den die Erziehung durch die Großmutter, eine Tochter des schweigsamen Oraniers, in dem kümmerlichen, weltabgeschiedenen Crossen nicht lebensfreudiger gestalten konnte, lehnte, kaum fünfzehnjährig, eine Verbindung mit König Wladislaw von Polen aus religiösen Bedenken ab. Bald schreitet sie von der Theologie zur Schwesterwissenschaft Philosophie fort und wird eine begeisterte Schülerin des größten zeitgenössischen Philosophen, Descartes, der ihr das Hauptwerk seines Lebens widmet. Die Geschwister nennen sie spöttisch die „Griechin“. Sie flieht den Hof der Mutter und findet Unterkunft bei den brandenburgischen Verwandten. Der Große Kurfürst erwirkte ihr die fürstliche Stellung einer Äbtissin des protestantischen Stiftes Herford in Westfalen. In ihren späteren Lebensjahren wendet sie sich der Mystik zu, die schwärmerische Sekte der Labaristen und die Quäker finden bei ihr Schutz und Aufnahme. Wenig über sechzigjährig ist dieses innerlich reich bewegte Frauenleben zum ewigen Frieden eingegangen.

Das gerade Gegenteil von ihr ist die zweite Tochter Luise, nach ihrem Geburtsland Hollandine genannt. Als Leydener Student hat der Große Kurfürst sich lebhaft von ihrer zwanglosen Munterkeit angezogen gefühlt; daß er später trotzdem nicht sie, sondern die andere, ernstere und gesammeltere Cousine, Luise Henriette von Oranien, heimgeführt hat, ist ihm und seinem Lande zum Segen ausgeschlagen. Luise Hollandine griff zum Pinsel und hat es in der Malerei zu einer noch heute bemerkten Fertigkeit gebracht. Tiefer ist ihr Geist von dem Genius der Kunst nicht berührt worden: das bewies sie, als sie, sechsunddreißigjährig, jedenfalls unter dem Einfluß Bruder Eduards und seiner ränkespinnenden Gemahlin, um sich ein bequemes Leben zu verschaffen, in Frankreich zur katholischen Kirche übertrat und den Posten einer Äbtissin des reichen Klosters Maubuisson annahm. Bis an die Grenze der neunziger Jahre hat sie ihr munteres Leben gebracht, für das der Schleier kein Hindernis war.

Der dritten Tochter, Henriette, der schönsten unter den Schwestern, bahnten Reiz und häusliche Tugenden den Weg auf einen Thron, allerdings nur auf den von Siebenbürgen. Zwar meinte Bruder Karl Ludwig, der Weg dahin sei zu weit für eine so schlechte Partie. Henriette brauchte ihn auch nur einmal zu machen: wenige Monate nach ihrer Vermählung mit Sigismund Rakoczy ist sie, erst fünfundzwanzigjährig, in der Fremde gestorben.

In der deutschen Heimat ist von den zehn zu Jahren gekommenen Kindern des Winterkönigs außer dem ältesten Sohn und Nach-

folger Karl Ludwig und der obengenannten ersten Tochter Elisabeth nur das jüngste Kind, Sophie, geblieben und gestorben. Wie sie selbst sagt, kam sie als ein Gegenstand der Verlegenheit auf die Welt und mußte Stammmutter eines der mächtigsten Königshäuser der Neuzeit zu werden, ja — was noch merkwürdiger ist — den Thron, der ihren kurzsichtigen und leichtfertigen Verwandten verloren gegangen war, neuerdings



Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der „Winterkönig“.

man ihr den Taufnamen durchs Los wählen, da die zahlungsfähigen Paten sämtlich vergriffen waren. Sie galt in den ersten Jahren sogar für häßlich — alles in allem ein richtiges Aschenbrödel der Familie. Und doch war es diesem anfangs kaum beachteten, mit kaltem, lieblosem Urteil behandelten Nachzügler durch die Vorsehung bestimmt, die an ihr Haus zu bringen, diesmal, wie es den Anschein hat, für alle Zukunft. Kaum herangewachsen, sollte sie ihre Hand ihrem Vetter Karl II. Stuart, damals noch König in partibus infidelium, reichen, aber ihr Scharfblick, der sich den Menschen ihrer Umgebung gegenüber durch die harte Behandlung der Jugendjahre frühzeitig, wie

eine notwendige Waffe im Kampf ums Dasein, entwickelt hatte, ließ sie die haltlose Leichtfertigkeit des Charakters ihres Bewerbers deutlich erkennen. Sie lehnte ab; nicht auf diesem Wege sollten ihre Nachkommen auf den englischen Thron gelangen. Begreiflicherweise war die Mutter, die sich ja Zeit ihres Lebens stärker mit den Interessen ihres Vaterhauses als mit denen ihres Gatten und ihrer Kinder verknüpft fühlte, über diese ablehnende Haltung der jüngsten Tochter wenig erfreut: Sophie sah sich daher veranlaßt, ihren eben nach fast dreißigjährigem Exil nach Heidelberg zurückgekehrten ältesten Bruder Karl Ludwig um ein Asyl anzugehen. Es waren die Tage nach dem endlichen Abschluß des Westfälischen Friedens: von allen Türmen läuteten die Friedensglocken, ein einziges Gefühl beseelte die Herzen derer, die der entsetzlichste aller Kriege übrig gelassen hatte: Friede! Friede!

Das drückt uns niemand besser in unsre Seel' und Herz hinein,
Denn ihr zerstörten Schlösser und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder, mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder und dürre wüste Heid';
Ihr Gräber voller Leichen und tapfrem Heldenschweiß
Der Helden, derer gleichen auf Erden man nicht weiß.

Hier in der schönen Pfälzerheimat, aus der die rastlose Friedensarbeit des Bruders die furchtbaren Zeichen des verwüstenden Krieges verhältnismäßig bald wegtilgte, verlobte sich Sophie mit Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, dem dritten von vier Brüdern, von denen aber nur die drei ältesten erbberechtigt waren. Ein tolles Leben muß hinter dem Bräutigam gelegen haben, da er sich gleichsam ausbedang, vor seiner Vermählung noch einmal die Freuden des Karnevals in Venedig durchzukosten. Die Dosis erwies sich als zu stark: nach seiner Rückkehr verfiel der Prinz in einen derartigen Zustand der Verzweiflung an sich selbst, daß er der Braut den Vorschlag machte, an seiner Statt mit dem jüngsten, erblosen Bruder Ernst August zum Altar zu treten; er selbst wolle unbeweibt bleiben, um dem Bruder den künftigen Anfall seines Länderteils zu sichern. Sophie bequemte sich zu dem seltsamen Tausch, ob mehr aus beleidigtem Stolz, oder weil sie den jüngeren Bruder liebenswerter fand, bleibe dahingestellt.

Als das neuvermählte, vorerst noch länderlose Paar bei dem älteren Bruder zu Gast weilte, erwachte bei diesem noch einmal die alte Leidenschaft für die einstige Braut, so daß sich der junge Gatte genötigt sah, dem neuerdings Werbenden stracks zu einer Frau zu verhelfen, im Hinblick auf das getroffene Abkommen allerdings nur zu einer morganatischen, der schönen Französin Eleonore d'Olbreuse. Aber auch diesmal erwies sich das Mittel als verfehlt. Kaum verheiratet, brannte Georg Wilhelm darauf, der unebenbürtigen Gemahlin die Rechte einer ebenbürtigen zu verschaffen. Um das Äußerste zu vermeiden, verheiratete dann später Ernst August seinen ältesten Sohn mit dem einzigen Kinde des Bruders, Sophia Dorothea, in der Geschichte unter dem Namen der Prinzessin von Ahlden bekannt.

Die Ehe wurde keine glückliche. Die junge Frau suchte sich dem ihr unerträglich gewordenen Leben durch heimliche Flucht zu entziehen, wurde aber bei der Ausführung des Planes gefangen genommen und zeitlebens auf ein einsames Schloß in der Lüneburger Heide verbannt. Ihr Helfershelfer, der schöne Graf Königsmarck, wurde heimlich beseitigt. Abgesehen von diesen häuslichen Zwistigkeiten und Zerwürfnissen hat sich Sophiens Lebensgang seit ihrer Verheiratung in aufsteigender Linie bewegt. Ihr Gemahl vereinigte nach und nach sämtliche Erbteile der Brüder in seiner Hand und erlangte für die so geeinten Lande die Kurwürde. Dem geliebten Bruder in der Pfalz blieb sie auch in der Ferne mit teilnehmender Sorge und Ergebenheit zugewandt. Auch ihm war ein vollgerüttelt Maß häuslichen Kummers zugeteilt. Mit seiner ersten Gemahlin, der launischen und eigenwilligen Charlotte von Hessen-Cassel, war er von Anfang an in kein rechtes herzliches Verhältnis getreten; mit der Zeit entfremdeten sich die Gatten mehr und mehr, namentlich seitdem der Kurfürst das schöne und sanfte Hoffräulein seiner Gemahlin, Luise von Degenfeld, sichtlich auszuzeichnen begann. Es kam zum völligen Bruch: die Kurfürstin kehrte in ihre hessische Heimat zurück, und Karl Ludwig ließ sich mit der

zur Raugräfin von der Pfalz erhobenen Geliebten zur linken Hand trauen. Es wurde inmitten der allgemeinen Sittenverwilderung und Liederlichkeit der deutschen Höfe eine mustergültige Ehe; nahezu ein Dutzend Raugrafen und Raugräfinnen entsprangen ihr, und ihnen allen ist Sophie von Hannover nach dem frühen Ableben ihres Bruders eine treubesorgte und stets hilfsbereite Mutter gewesen. Die gleiche Liebe widmete sie der einzigen vollbürtigen Tochter des Bruders, der bekannten „Liselotte“ von Orleans. Ihr Briefwechsel mit den Raugräfinnen und ihrer Nichte in Versailles ist nicht nur ein Zeugnis köstlichster Herzens- und Geistesbildung, sondern auch eine Quelle allerersten Ranges für die Kulturgeschichte des französischen und der deutschen Höfe am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts.



Elisabeth, Kurfürstin von der Pfalz.

Drei Söhne sah sie vor sich ins Grab sinken — sie waren im Kampfe gegen Türken und Franzosen gefallen —, und auch der einzigen Tochter, Sophie Charlotte, der Gemahlin des ersten preußischen Königs, war kein längeres Leben beschieden. Sie brach fast zusammen unter der Last des Jammers, aber sie erhob sich auch wieder und lebte weiter: nicht bloß ein Leben der Pflicht, wie ihr großer Urenkel Friedrich von Preußen, bei dem nach den furchtbaren Erfahrungen seiner Jugendjahre alle weicheren und milderen Elemente der Natur abstarben und nur der Pflichtbegriff allein das Leben noch beseelte. „Die Zeit wird es lehren,“ war ihr Lieblingsspruch, und ein anderer: „Man muß sich schicken in den Lauf der Natur; unser Herrgott wird für mich nichts Neues machen.“

Durch ihre Tochter Sophie Charlotte ist sie die Ahnmutter des heutigen preußischen Königshauses geworden; sie hat die Geburt Friedrichs des Großen noch erlebt. Das große Ereignis in ihrem Leben war jedoch die Anwartschaft, die ihr Haus auf den Thron von England erlangte. Ihr Vetter Jakob II. hatte durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche nicht nur seine Krone, sondern auch für seine männlichen Nachkommen jede Aussicht auf sie verloren.

Die ältere Tochter, Maria von Oranien, starb kinderlos, die jüngere, Anna, sah siebzehn Kinder kommen und gehen. Es blieb

also nur die weibliche Nachkommenschaft Jakobs I. übrig, und da die älteren Geschwister teils tot und ohne Nachkommen, teils katholisch waren, kam nur Sophie, die jüngste Enkelin Jakobs I. Stuart, in Betracht. Das Parlament proklamierte sie zur Thronerbin, und sie folgte dem Rufe, wenn auch nicht für sich, so doch für ihren Enkel, den späteren König Georg I. Bald darauf ist sie im Alter von dreiundachtzig Jahren gestorben; der Tod näherte sich ihr in freundlicher Gestalt: während sie im Herrenhauser Schloßgarten lustwandelte, verschied sie, vom Schlage gerührt, augenblicklich. Zwei Monate später folgte ihr Königin Anna nach.

Der letzte Sprößling der älteren Pfälzer Kurlinie, der ob seiner wunderbaren Lebensschicksale unser Interesse wachruft, war die schon genannte Bruderstochter Sophiens, Elisabeth Charlotte oder Liselotte von Orleans. Sie ist durch ihre originellen Briefe, namentlich an ihre Tante Sophie, dann an ihre Stiefschwestern, die Raugräfinnen, und an ihre Erzieherin Fräulein von Offeln, spätere Frau von Harling, eine der bekanntesten Gestalten der deutschen Geschichte geworden. In ihre ersten Jugendjahre fällt das oben gekennzeichnete Zerwürfnis ihrer Eltern, das ihre zeitweilige Entfernung aus Heidelberg veranlaßte. Am Hofe ihrer Tante Sophie von Hannover fand sie die liebevollste Aufnahme und die sorgfältigste Erziehung, deren Segen über ihr ganzes künftiges Leben geleuchtet hat. In ihr Vaterhaus zurückgekehrt, zeigte sie ihre urkräftige, jedem falschen Schein abgeneigte Sonderart in der Art und Weise, wie sie mehrere ihr unbequeme Freier ablaufen ließ. Schließlich sah sie sich aber als gehorsame Tochter dennoch genötigt, einem ungeliebten Mann in die Ferne zu folgen. Im Jahre 1671 begehrte Ludwig XIV. ihre Hand für seinen durch den Tod Henriettes von England eben zum Witwer gewordenen Bruder Philipp von Orleans, und Kurfürst Karl Ludwig glaubte von einer solchen Verbindung mit dem damals im Zenit seiner Macht stehenden Frankreich die größten Vorteile für sein pfälzisches Land erwarten zu dürfen. „So bin ich denn das politische Lamm“ — schreibt dazu Elisabeth Charlotte — „das für den Staat und das Land soll geopfert werden. Gott gebe, daß es wohl anschlage!“ Noch auf der Reise nach ihrer künftigen Heimat mußte sie von der reformierten zur katholischen Kirche übertreten — ein Schritt, der in jenen Jahrzehnten bei fürstlichen Personen erstaunlich oft vorkommt und merkwürdig genug fast ausnahmslos wie etwas ganz Äußerliches und Gleichgültiges aufgefaßt wird.

Wohl niemals sind zwei grundverschiedenere Naturen durch ein so inniges Band aneinander gekettet worden wie Elisabeth von der Pfalz und Philipp von Orleans! Elisabeth offen- und warmherzig, jeder Koketterie und Intrigue abgeneigt, derb bis zur Rücksichtslosigkeit, reizlos, ja fast ungeschlacht auch in ihrer äußeren Erscheinung; Philipp bei aller Eleganz nichtig, leichtfertig und unbeständig, eine kalte Natur, der die herzliche Annäherung seiner jungen Gemahlin widerwillig war. Sie möge ihn „um Gottes willen weniger lieb haben“, da ihm das „gar zu inopportun“ sei —, mit diesen Worten wies er sie ab. Aber Elisabeth ließ sich dadurch nicht abschrecken, ihrer Pflicht gegen den Gatten nachzukommen. Sie behielt ein offenes, vorurteilsloses Auge für alles Große und Schöne in dem damaligen Frankreich, trotzdem man ihr von allen Seiten — nur der König bewies ihr von Anfang an Achtung, ja Freundschaft — mit kaum verhehlter Geringschätzung und offenem Spott begegnete. Ja, sie stimmte wohl selbst in diesen mit ein, indem sie schreibt: „Ich muß wohl häßlich sein, ich habe kleine Augen, eine kurze dicke Nase, ein großes Gesicht mit hangenden Backen und bin gar klein von Person, dick und breit: Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“

Selbstlos für sich selbst, entwickelte sie jedoch da, wo es sich um die Zukunft ihrer Kinder handelte, eine Thatkraft und eine Zähigkeit, der gegenüber die Hofgesellschaft meistens klein beigeben mußte. So in der Frage der Erziehung ihres Sohnes Philipp, des späteren Regenten von Frankreich, so namentlich dem Verlangen des Königs gegenüber, ihre beiden Kinder mit seinen natürlichen Sprößlingen, dem Herzog von Maine und Mademoiselle de Blois — „Bastarden von doppeltem Ehebruch“, wie sie Elisabeth Charlotte nennt — verheiratet zu sehen.

Furchtbar mußte natürlich ihr auch in der Fremde stets gut pfälzisch gebliebenes Herz von der schrecklichen Zerstörung ihres Heimatlandes durch die Raub- und Mordtruppen Ludwigs XIV. getroffen werden. 1685 war mit ihrem Bruder Karl die ältere



Prinz Ruprecht von der Pfalz.

Kurlinie ausgestorben und das Haus Neuburg zur Nachfolge gelangt. Ludwig XIV. nahm daraus Anlaß, die Pfalz als Erbe seiner Schwägerin zu reklamieren und zu besetzen. Bei dem Rückzug der Franzosen erging, um die eroberten Orte nicht in Feindeshand zu lassen, von Louvois jener entsetzliche Befehl de brûler le Palatinat, der Hunderte von blühenden Städten und Dörfern — darunter Heidelberg mit seinem herrlichen Schloß und Mannheim — zu Ruinen machte. Da Elisabeth Charlotte ihrem Abscheu gegen die Mordbrenner ohne Rückhalt Worte lieh, zerfiel sie jetzt auch mit ihrem königlichen Schwager, der ihr bis dahin in wirklicher Freundschaft zugethan war. Noch schlimmer wurde das gegenseitige Verhältnis durch die ablehnende und feindselige Haltung, die Elisabeth Charlotte der Frau von Maintenon gegenüber beobachten zu müssen glaubte. Sie nannte diese kaum anders als „die Hexe“, „die alte Zott“, und nach dem Tode ihrer Feindin schrieb sie: „Die alte Schlump ist verreckt.“ Sie hatte an der Maintenon namentlich deren fanatische Unduldsamkeit und Bigotterie getadelt, die die

blutigen Hugenottenverfolgungen der letzten Regierungszeit Ludwigs XIV. heraufbeschworen hatte, die ihrer Weitherzigkeit in religiösen Dingen ein Greuel waren. „Ich bin gar kein Apostel" — schreibt sie einmal — „und finde gar gut, daß ein Jeder nach seinen Begriffen glaubt. Man sollte das Laster und nicht den Glauben verfolgen und suchen zu corrigiren. Die rechte Religion ist die, so ein Christ in seinem Herzen hat und auf Gotteswort gegründet ist, das Übrige seind nur Pfaffengeschwätz."

Sie zog sich jetzt ganz vom Hofleben zurück, bewahrte sich aber ihren Frohsinn. „Weil Alles so vergänglich ist, drum muß man sich lustig machen, denn man kommt nicht zweimal wieder, und ich glaube, daß unser Herrgott auch lieber hat, daß man ihm mit Lust als mit Chagrin dient." Jetzt erst gedeiht ihr Briefwechsel mit Verwandten und Freunden zu einer Höhe, wie sie sich in jener Zeit bei einer Dame fürstlichen Standes kaum ein zweites Mal findet. Ihre Briefe machten bei ihrem Bekanntwerden in ganz Deutschland großes Aufsehen. Hofleben und bürgerliche Sitte, Kirchentum und Religion, Genuß und Arbeit, Musik, Theater, Gesundheitspflege, alles dieses und vieles Ähnliche wird da besprochen, und fast auf jeder Seite der Briefe kommt die deutsche Gesinnung der Herzogin zu kräftigem Ausdruck. „Ich halte es für ein großes Lob," schreibt sie einmal, „wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe; dieses Lob werde ich, ob Gott will, suchen, bis an mein Ende zu behalten. Ich war schon zu alt, wie ich in Frankreich kommen, um mein Gemüth zu ändern, mein Grund war schon gesetzt." Und ein andermal: „Könnte ich mit Ehren nach Deutschland, so würdet Ihr mich bald sehen, Deutschland war mir lieber und fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit."

Nach dem Tode ihres Gemahls (im Jahre 1701) trat eine Versöhnung zwischen ihr und dem König ein. Ihr edles Herz zeigte sie dann namentlich bei Gelegenheit der furchtbaren Schicksalsschläge, die das stolze Frankreich im spanischen Erbfolgekriege durch die Vernichtung der glänzendsten Heere und insbesondere das königliche Haus durch sein seuchenartiges Hinsterben binnen kürzester Frist heimsuchten. Das glückliche Frankreich hatte Elisabeth Charlotte gemieden, das unglückliche rief ihre Teilnahme wach. Sie erschien wieder, hilfreich und tröstend, inmitten der königlichen Familie und erfuhr dafür die Genugthuung, daß ihr Ludwig XIV. auf dem Sterbebette mit herzlichen Worten für die treue Freundschaft, die sie ihm und seinem Hause zeitlebens bewiesen hatte, dankte und für alle widerfahrene Unbill ihre Verzeihung erbat.

Der Tod des Königs brachte ihrem Sohn die Regentschaft Frankreichs für die Dauer der Minderjährigkeit Ludwigs XV. Aber sie hielt sich auch jetzt von jeder Einmischung in die Regierungsgeschäfte fern: Frankreich sei leider gar zu lange schon durch Weiber regiert worden, und sie wolle durch ihr gutes Exempel ihrem Sohn die Augen zu öffnen suchen, sich von keinem Weib, welches es auch sein möge, regieren zu lassen. Zur ersehnten Ruhe ist sie deshalb doch nicht gekommen, da das Leben des Regenten fortwährend von seinen Feinden bedroht war. „Ein recht mütterliches Herz," klagt sie, „ist zu tendre vor einem einzigen Sohne, um nicht mit Schaudern zu betrachten, was geschehen kann; Nachts kommt mir im Traume vor und macht mich auffahren, daß mir das Herz zittert; man zähmt eher die Löwen, Tiger und alle grausamen Thiere, als böse Leute."

Endlich, am 8. Dezember 1722, durfte sie die müden Augen zum ewigen Schlafe schließen. Der Herzog von Saint-Simon, ihr Zeitgenosse, hat ihr folgendes treffende Ehrendenkmal gesetzt: „Eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Tugend, Ehre, Rang und Größe, in Sachen des Anstandes unerbittlich, eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, wahr, gerade, derb, in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder."

Mit Elisabeth Charlotte von Orleans erlosch, nachdem ihr einziger Bruder, Kurfürst Karl, bereits 1685 nach nur fünfjähriger Regierung kinderlos gestorben war, die ältere pfälzische Kurlinie. Es folgte die katholische Seitenlinie der Neuburger. An den Töchtern des ersten Kurfürsten dieser Linie,

Philipp Wilhelm, wiederholte sich noch einmal das merkwürdige Schicksal der Kinder und Enkelin des Winterkönigs: über alle Länder Europas zerstreut zu werden. Die älteste, Eleonore, war mit Kaiser Leopold I. vermählt, die zweite, Maria Sophia, wurde von Pedro II. auf den Thron Portugals erhoben, die dritte, Maria Anna, hat als Gemahlin Karls II. von Spanien eine bedeutsame Rolle in der Geschichte der europäischen Politik gespielt. Die vierte, Dorothea Sophia, wurde von Odoardo II., Herzog von Parma, heimgeführt, und die fünfte endlich, Hedwig Elisabeth, Gemahlin Jakob Ludwig Sobieskis, teilte die merkwürdigen Schicksale dieses polnischen Königssohnes. Über die Brautwerbung und Prokuravermählung der zweitgenannten hat sich ein gleichzeitiger Bericht erhalten, der einen höchst interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte der deutschen Höfe des siebzehnten Jahrhunderts bildet. Schauplatz der Brautwerbung ist jenes herrliche Bergschloß, das noch nicht zwei Jahre später (am 2. März 1689) von Mélacs Mordbanden in die Luft gesprengt wurde und seitdem als ein Trümmerhaufen daliegt.



Sophie, Kurfürstin von Hannover.

Was hatte die alte Pfalzburg über dem Neckar nicht alles in ihren Mauern sich abspielen gesehen! Schon im dreizehnten Jahrhundert die Residenz der Pfalzgrafen bei Rhein, erlebte sie ihre erste hohe Blüte unter Ruprecht, dem deutschen Kaiser aus dem pfälzischen Hause. Von ihm stammt der in den Jahren 1400 bis 1410 aufgeführte Ruprechtsbau. Den höchsten Glanz erlebte sie jedoch im folgenden Jahrhundert; ihm gehört die Perle der ganzen Anlage an: der sogenannte Otto-Heinrichs-Bau (1556 bis 1559), das Muster edelster und phantasiereichster Frührenaissance. Noch der unglückliche Winterkönig und seine geistreiche und hochgebildete Gemahlin haben in den Jahren ihres jungen Eheglückes zu dem Ausbau der stolzen Feste beigetragen: der „Elisabethbau“ an der südwestlichen Ecke hinter dem dicken Turm giebt noch heute Kunde von seiner Bauherrin, die ein tragisches Geschick schon ein Jahr nach Vollendung des Werkes von den sonnig heiteren Gefilden des Neckars und aus den sorglos fröhlichen Spielen der Heimat in die kalten Nebel eines fremden und fremdgebliebenen feindlichen Landes warf, wo dem kurzen Traum königlicher Macht und Größe ein langes Leben voll

Elend und Demütigung gefolgt ist. Und als der Sohn des Geächteten nach dreißigjähriger Verbannung in das Schloß seiner Väter heimkehren durfte, waren die Tage des Glanzes und der fröhlichen naiven Lebenslust für immer entschwunden. Der furchtbarste aller Kriege hatte kein anderes deutsches Gebiet so gründlich und erbarmungslos verwüstet wie gerade die rheinische Pfalz, war doch auch keines ihr vor dem Kriege an Wohlstand und Bildung zu vergleichen gewesen! Jetzt galt es, in harter und zäher Friedensarbeit die Spuren der Zerstörung wegzuräumen und ein neues Gebäude aufzuführen, das zunächst wenigstens vor Regen und Sturm schützte.

Weiter hinaus haben nach den Tagen des Westfälischen Friedensschlusses unser Volk und seine Führer nicht gedacht und durften nicht weiter denken: zu gewaltig war das Elend und die allgemeine Verwilderung. Instinktiv fühlten damals unsere Vorväter, daß, sollte diese grauenhafte Verrohung nicht auch noch den letzten kümmerlichen Rest der alten Volksbildung verschlingen, es notwendig sei, der ganzen Lebenssitte und Lebensführung gleichsam einen Zaum anzulegen, der jede unmittelbare Äußerung unmöglich machte. Man fürchtete jeden wahren, unvermittelten Gefühlsausdruck, weil man seinem Mitmenschen nicht mehr die Fähigkeit zutraute, rein und gut zu empfinden. Um sich also vor den Ausbrüchen der Roheit, unter der man jahrzehntelang Furchtbares gelitten hatte, wenigstens einigermaßen zu schützen, zwang man zunächst die Verkehrsformen in ein früher völlig ungekanntes Joch von naturwidrigen Vorschriften und Regeln. Daher der entsetzlich steife und gekünstelte Ton, der bald nach dem Ende des großen Krieges vorerst bei den oberen Gesellschaftsschichten im Verkehr untereinander und nach unten zur Anwendung kommt und von da aus sich in die bürgerlichen Kreise fortpflanzt.

Diesen gegen früher völlig veränderten Ton finden wir auch in dem Hofleben der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Charaktere, wie die oben gekennzeichnete Elisabeth Charlotte von Orleans, sind den Zeitgenossen nur deshalb als etwas Besonderes in die Augen gefallen, weil sie einer vergangenen Zeit anzugehören schienen, die man kaum noch vom Hörensagen kannte. Die Offenherzigkeit und Wahrhaftigkeit jener Frau empfanden die Mitlebenden mit seltenen Ausnahmen nicht als solche, sondern vielmehr als tadelnswerte Ungeschlachtheit und ungezügeltes Sichgehenlassen. Unter Kurfürst Karl Ludwig scheint jene Umbildung des höfischen Verkehrstones am Heidelberger Hof noch nicht völlig zum Abschluß gelangt zu sein; er stand doch noch mit einem Fuße in der alten ungezwungenen fröhlichen Zeit, wenn auch sein Gemüt unter dem furchtbaren Druck der Jugendjahre notwendig eingeengt und verschüchtert werden mußte. Schon sein Äußeres — eine Adlernase unter einem Paar glühender Augen — ließ die ursprüngliche Leidenschaftlichkeit seines Gemütes erkennen. Und diese brach mehr als einmal mit elementarer Heftigkeit hervor! Mit Zähneknirschen hat er Turenne zum Zweikampf herausgefordert, als er seine blühenden Dörfer im Brand auflodern sah. Und als einst beim Wahltag in Frankfurt der bayrische Gesandte Dr. Oechsle das Andenken seines Vaters beleidigte, warf er ihm im Kreise der hocherschrockenen Kurfürsten ohne weiteres das Tintenfaß an den Kopf.

Dagegen zeigt sich bereits bei dem ersten Kurfürsten aus der Neuburger Linie der neue höfische Ton in voller Blüte. Da ist alles natürliche, unmittelbare Empfinden unter einer Außendecke des Ceremoniells und der Wohlanständigkeit erstickt. Jedes Wort, jede Bewegung ist wohlstudiert und -vorbereitet und darf nicht um einen Buchstaben oder eine Linie anders, als es die Vorschrift heischt, in die Erscheinung treten. Wer das Recht des Vortritts hat, wer sich im Beisein des Fürsten niedersetzen oder sein Haupt bedecken darf und ähnliche Fragen des Ceremoniells erscheinen der höfischen Gesellschaft des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts ebenso wichtig wie solche der großen Politik, und nicht selten haben Meinungsverschiedenheten der Etikette in der Geschichte der politischen Verwickelungen eine größere Rolle gespielt als dynastische Interessen und nationale Zwistigkeiten.

Aber auch sonst war das Leben am Heidelberger Hof ein anderes geworden. Das Fürstenhaus, im sechzehnten Jahrhundert und noch unter Friedrich V. und Karl Ludwig



Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans.
Nach einer Photographie der Photogr. Gesellschaft in Berlin. (Original von Rigaud im Herzogl. Museum zu Braunschweig.)

der Hort der reformierten Lehre und einer durch sie gezeitigten weitherzigen Duldsamkeit und Aufklärung, war jetzt ein katholisches, unduldsames und geistig arg beschränktes. Üppige Verschwendungssucht war an die Stelle des alten haushälterischen, für die Wohlfahrt der Unterthanen unermüdet thätigen Sinnes getreten. Es ist nach kurzem Bestand vergangen und hat einem anderen Platz gemacht, das womöglich noch weniger Fuß zu fassen verstanden hat und dem ersten Ansturm der französischen Revolution und ihren neuen Lehren und Anschauungen erlegen ist.



Städelsches Kunstinstitut.

Frankfurt am Main.

Ein Städtebild

von

E. Mentzel.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

An das Leinwandhaus grenzt das 1876 bis 1878 nach den Plänen des Dombaumeisters Denzinger im gotischen Stil erbaute Stadtarchiv, dessen untere Räume gleichfalls dem Historischen Museum dienen, während in den oberen die Aktenbestände der Stadt Frankfurt untergebracht sind. Es ist wohl eines der reichhaltigsten Stadtarchive Deutschlands und enthält Urkunden und sonstige Archivalien, die nicht nur für die Geschichte des Reiches und der Städte, sondern auch für die Entwickelung der Kultur und Kunst in deutschen Landen von größter Wichtigkeit sind. Welche historischen Schätze das Stadtarchiv bewahrt, beweisen unter anderem die Veröffentlichungen des Vereins für Frankfurts Geschichte und Altertumskunde, unter denen sich gerade in den letzten Jahrzehnten sehr wertvolle Bücher befinden.

Wenn einst der Kaiser nach der Krönung im kostbaren Ornat, die Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in den Händen, geleitet von den Kurfürsten, Fürsten und Herren, nach dem Römer schritt, so bestieg der pomphafte Zug eine niedrige mit Tuch belegte Brücke, die über den Alten Markt, an der Metzgerschirn und einigen Gassen und Gäßchen vorbei nach dem nahe gelegenen Römer führte. Derjenige Teil der Schirn, wo einst mancher Kaiser einen Ehrentrunk der Metzgerzunft aus goldenem Becher entgegennahm, ist noch vorhanden, der alte Freibrunnen auf dem Hühnermarkte jedoch längst verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich heute das 1895 errichtete und von dem Frankfurter Bildhauer Schierholz modellierte Denkmal für Friedrich Stoltze. Der herrliche Kopf des genialen vaterstädtischen Dichters blickt in erhobener Haltung hinaus. Die Bronzebüste steht auf blumenumrankter Säule, die aus einem Brunnenuntersatz aufsteigt. Das vordere Relief stellt die Francofurtia dar, während zwei andere Reliefs Stoltzesche Gedichte bildnerisch veranschaulichen. Auf der Vorderseite der Säule glänzt die Inschrift:

Der lebte nicht vergebens,
Auch ihm sei Dank und Sang,
Der um den Ernst des Lebens
Dem Menschen Rosen schlang.

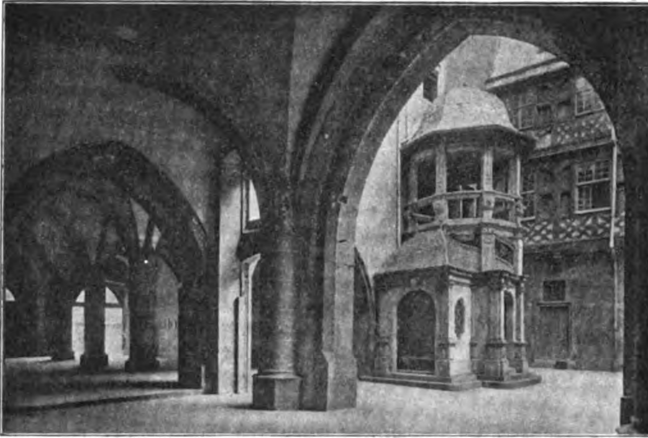
Wohl hat Stoltze es verstanden, mit liebenswürdigstem Humor die trüben Seiten des Daseins sonnig zu überstrahlen und in der traulich heimischen Mundart das Lob der geliebten Vaterstadt zu singen! Friedrich Stoltze, geboren 1815, gestorben 1891 zu Frankfurt, ist zweifellos einer der gemütvollsten Humoristen und tiefsten lyrischen Dichter der neueren Zeit. Selten findet sich so viel ernster Gedankengehalt mit kindlich lustiger Schelmerei und volkstümlicher Ursprünglichkeit vereinigt wie in seinen mundartlichen Gedichten und Prosastücken. Stoltze liebte seine Vaterstadt über alles, er ist bis in sein Alter nicht müde geworden, die heimischen Verhältnisse und Zustände in schnurrigen Geschichten zu schildern, und hat in einem seiner Gedichte das geflügelte Wort ausgesprochen: „Wie kann nur e Mensch net von Frankfurt sei."

Ganz in der Nähe des Stoltze-Denkmals liegen noch verschiedene sehenswerte Gebäude, die hier nur kurz Erwähnung finden können. Es sind dies das Haus „Goldene Wage" an der Ecke der Höllgasse, ein reich verzierter Quaderbau im Renaissance-Stil, das „Steinerne Haus" am Alten Markt, mit Ecktürmen und prachtvoller gotischer Stirnseite, erbaut 1464, und wenige Schritte von diesem, am Ausgang zum Römerberg, das Haus „Zum Engel" mit Überhängen und einem vorgebauten turmgekrönten Erker. Dieser alte spitzgiebelige Bau und das ihm gegenüberliegende Haus bilden die Umfassung zu einem schönen altertümlichen Bilde. Wer sich auf die andere Seite des Römerberges stellt, sieht in den stets belebten Alten Markt hinein, dessen malerischen Hintergrund der stolz über die niedrigen Bürgerhäuser aufragende schöne Domturm bildet.

Betritt man den von Süden nach Norden ansteigenden Römerberg, so ist überhaupt derjenige Punkt der Stadt erreicht, wo die Physiognomie des alten Frankfurt sich noch am treuesten erhalten hat und fast jedes einzelne Haus an ein denkwürdiges Kapitel seiner Geschichte erinnert. Der von meist altertümlichen Gebäuden und der Nikolaikirche umrahmte Römerberg, dessen östliche Hälfte früher Samstagsberg hieß, war oftmals der Schauplatz denkwürdiger geschichtlicher Vorgänge. Hier fanden unter freiem Himmel die großartigen Mysterienspiele des Mittelalters und viele Turniere statt, hier rotteten sich die Zünftler in wildem Aufruhr mehrmals zusammen, hier wurde bei Kaiserkrönungen der Ochse am Spieße gebraten und verteilt, der Brunnen mit einem doppelköpfigen Adler errichtet, aus dessen Schnäbeln sich roter und weißer Wein ergoß. Sobald der Erzmundschenk den Kaisertrunk daraus geschöpft hatte, wurde der Brunnen zwar unter allgemeiner Freude, aber nicht ohne Kämpfe leer geschöpft und getrunken. Ähnliche Vorgänge spielten sich ab, wenn das Geld unter die Leute geworfen wurde. Aber


Kaisertreppe im Römer.

ein wahrer Sturm der Begeisterung ergriff stets die schaulustige Menge, sobald die neugekrönte kaiserliche Majestät an einem Fenster des Römers erschien und huldvoll hinabgrüßte. Man hatte ungefähr ein Bild von dem altehrwürdigen Platze bei einer Kaiserkrönung, als Wilhelm II. zum erstenmal im Januar 1889 als deutscher Kaiser Frankfurt besuchte und von einem am Römer errichteten Balkon der ihm laut zujubelnden Menge dankte. Kopf an Kopf stand das Volk auf dem Römerberge, die Fenster und Fensterchen der reichgeschmückten alten Häuser waren dicht besetzt, selbst die hohe steinerne Galerie der Nikolaikirche war mit Menschen gefüllt.



Römerhalle und Römerhof.

Eine Zierde des Römerberges ist heute noch der alte Justitia-Brunnen, den der Frankfurter Bürger Gustav Manskopf vor einigen Jahren seiner Vaterstadt neu herrichten ließ.

Der Römer selbst, das ehemalige Rathaus der Frankfurter, wurde von 1405 bis 1416 erbaut und nach einem vorher auf diesem Platze stehenden Hause „Zum Römer" also benannt. Im Inneren vielfach und keineswegs einheitlich umgebaut, zeigt die Stirnseite wenigstens noch die drei Treppengiebel, von denen allerdings die zwei seitlichen den anliegenden Häusern „Alt Limburg" und „Löwenstein" angehören. Im Erdgeschoß befindet sich eine schöne zweischiffige Halle. Über ihr liegt nach dem Römerberge zu der Kaisersaal, ein großer Raum mit Stichbogendecke. Seine Wände zieren die Bilder sämtlicher deutschen Kaiser bis 1806, die von Städten, Fürsten und Bürgern gestiftet wurden. Das Andenken an den ersten Kaiser des neugegründeten Deutschen Reiches ehrte die Stadt Frankfurt durch das schöne von Kaupert modellierte Standbild Wilhelms I. Die zum Römersaal führende Kaisertreppe stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1740 und hat ein kunstvolles Geländer mit hübscher Schlosserarbeit. Außerdem ist noch manches Beachtenswerte im Inneren des Römers zu sehen. Die Fassade des Hauses, früher belebt durch reichen Freskenschmuck, kunstreiche Einfassung der Uhr und sonstige Verzierungen, sah bisher ziemlich kahl und nüchtern in die malerische Umgebung hinein. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß gerade augenblicklich deren Herrichtung im alten Stil erfolgt. — Die Nachbarhäuser des Römers, das Haus „Frauenstein" und besonders das mit reichen Holzschnitzereien bis zum Giebel hinauf gezierte „Salzhaus", gehören zu den eigenartigsten Baudenkmälern des sechzehnten Jahrhunderts.

Am unteren Römerberge liegt das Stammhaus der Familie Manskopf, in dem sich im Frühling 1793 bei einem Balle die Herzen des Kronprinzen von Preußen und der Prinzessin Luise von Mecklenburg, der Eltern des ersten Kaisers des wiedererstandenen Deutschen Reiches, in inniger Liebe fanden.

Die Nikolaikirche, am südlichen Teile des Römerberges gelegen, stammt aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Sie ist eine Hallenkirche ohne südliches Seitenschiff und hat einen schlanken Turm. Ihre mit Ecktürmchen und durchbrochenem Maßwerk gezierte Galerie rührt aus dem fünfzehnten Jahrhundert her. In der Kirche selbst befinden sich die wohlerhaltenen Grabdenkmäler des um Frankfurts Emporkommen hochverdienten Siegfried zum Paradies und seiner zweiten Gemahlin Katharina von Melem.

Wenige Schritte führen vom Römerberge nach dem Rententurm am Mainquai, der 1455 errichtet wurde und sich an den Saalhof anlehnt. Dieser erhebt sich auf der Stelle der alten Kaiserpfalz und ist ein großes aus dem Jahre 1717 stammendes Gebäude mit zwei in Zopfformen ausgebildeten und reich verzierten Giebeln. Das letzte Überbleibsel der alten Kaiserpfalz ist die vom Main aus sichtbare Saalhofskapelle aus dem dreizehnten Jahrhundert. Etwas älter ist noch die St. Leonhardskirche am Mainquai, deren eigenartige Türme sowie zwei Portale und die nördliche Chormauer dem romanischen Übergangsstil angehören. Die im Inneren vielfach veränderte Kirche besitzt, besonders in dem spätgotischen Chor, prächtige Netzgewölbe, drei wundervolle alte Glasfenster, alte Malereien und den künstlerisch bedeutenden Kreuzigungsaltar im Salvatoris-Chörlein.

Zur Zeit ihrer Erbauung und auch noch Jahrhunderte später lag die Leonhardskirche an einem Hauptpunkte des geschäftlichen Verkehrs. Auf der einen Seite begrenzte sie einen Teil des stark befahrenen Handelsweges am Main, auf der anderen stieß der viel besuchte Kornmarkt an sie, dessen südliches Stück erst viel später den Namen Buchgasse annahm. Es hatte deshalb seine tiefe Bedeutung, daß früher nach der Buchgasse zu eine jetzt zugemauerte Kanzel mit steinernem Doppeladler angebracht war, von der herab dem Volke die kaiserlichen Privilegien verkündet wurden.



Haus „Frauenstein" und „Salzhaus" auf dem Römerberge.

Die Buchgasse hinaufgehend, erreichte man früher bald am Eingange der Schüppengasse das Haus „Zum Strauß“, in dem Luther 1521 während seiner Reise zum Reichstag zu Worms Quartier nahm. Dieser alte Gasthof bildete bisher einen Teil der Freiherrlich von Bethmannschen Stadtbesitzung und mußte vor kurzem nebst anderen hohen, schmalbrüstigen Häusern, luftarmen Ecken und dunkeln Winkeln der Verbreiterung der Schüppengasse weichen. Den stehengebliebenen Rest der Bethmannschen Liegenschaft — zwei durch einen Mittelbau verbundene Flügel — hat der Frankfurter Architekt von Hoven durch Errichtung stilgerechter Giebel und einer prächtigen Einfahrt in ein barockes schloßartiges Gebäude umgewandelt, das eine der größten Zierden dieses Stadtteiles bildet. Auf dem Platze der Häuserquadrate, an deren Niederlegung man zur Zeit arbeitet, wird sich künftig das neue Rathaus erheben.

Der Linie der Schüppengasse folgt die in den Paulsplatz mündende jetzt verbreiterte Paulsgasse. Auf diesem Platz erhebt sich die Paulskirche, eine in rotem Sandstein erbaute Rotunde mit viereckigem Turm. Sie war in den Jahren 1848 bis 1849 der Sitz der ersten Deutschen Nationalversammlung.* Zum Gedächtnis an diese Zeit soll auf dem Paulsplatz ein Denkmal errichtet werden. Man erörtert auch den Plan, aus der Paulskirche eine Erinnerungshalle zu schaffen.

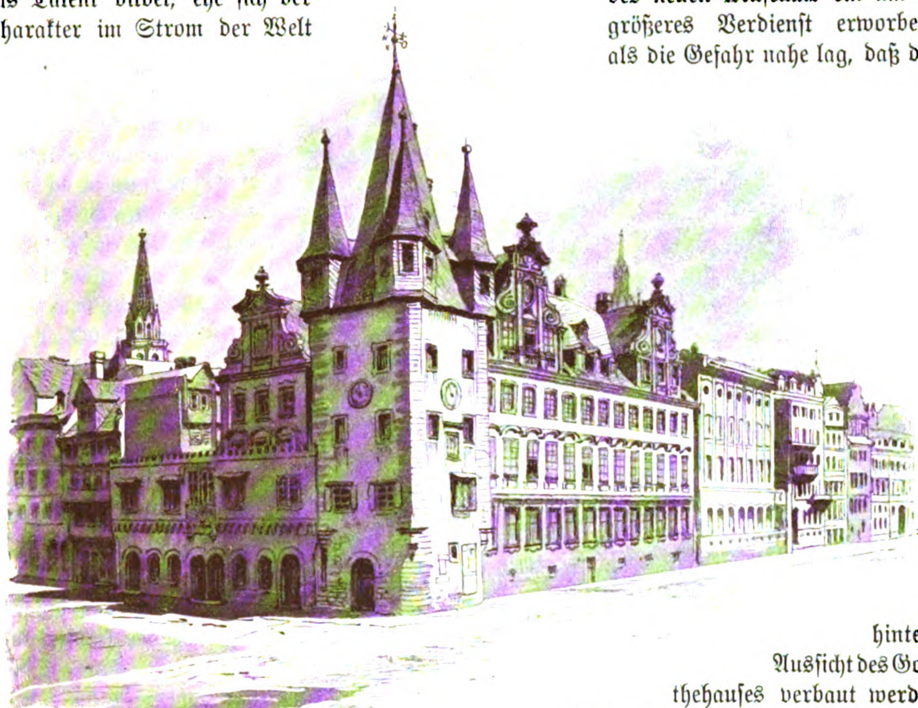


Leonhardskirche.

An den westlichen Ausgang der Schüppengasse grenzt der Große Hirschgraben, eine ziemlich breite Straße mit stattlichen Gebäuden. Eines davon, das „Haus zu den drei Leyern“, ist die Geburtsstätte des größten Frankfurter Sohnes, Johann Wolfgang Goethes. Das Haus wurde vom Vater des Dichters 1756 in seiner jetzigen Gestalt umgebaut und wird vom „Freien Deutschen Hochstift“, einer in ihm tagenden, Wissenschaft und Kunst pflegenden und fördernden Gesellschaft, im Inneren wieder so hergestellt, wie es zu Goethes Jugendzeit gewesen ist. Die alten trauten Räume des behaglichen Bürgerhauses und zahlreiche Erinnerungsgegenstände machen dem Besucher die Zeit wieder lebendig, in der die originellste aller damaligen Frankfurterinnen, Frau Rat Goethe, hier schaltete und waltete, ihr etwas strenger veranlagter, aber mit feinem liebevollem Verständnis das geistige Wachstum des genialen Sohnes fördernder Gemahl zur kindlich heiteren Lebensanschauung der Gattin den tiefen sittlichen Ernst gesellte. Hier hegte auch der Knabe und später der Jüngling Wolfgang Goethe die ersten glühenden Dichterträume, sammelte er mit glücklichem, angeborenem Geschick geistige Schätze, deren Gehalt in einem langen Leben nicht zu erschöpfen war. Frankfurt hat viele Schenkungen von deutschen Kaisern erhalten, aber keine ist so groß, so ehrenvoll wie die Gabe der Vorsehung, die den genialsten deutschen Dichter in seinen Mauern das Licht der Welt erblicken ließ. Und schaut man auf Goethes Anfänge zurück, so darf man wiederum kühn bekennen: es war ein Glück für ihn, daß er diese Eltern hatte, daß sich seine empfängliche Seele in solcher Umgebung entfalten durfte. Ebenso ließ ihn eine günstige Fügung seine sonnige Kindheit in Frankfurt,

* Vergl. Westermanns Monatshefte, Heft 405 u. 406, Juni und Juli 1890.

in einer Stadt verleben, die vieles bot, um den Künstler in ihm zu wecken und zu fördern, daneben aber auch wieder jene patriarchalische Stille zeigte, die das Talent bildet, ehe sich der Charakter im Strom der Welt



Rententurm mit Saalhof.

entwickeln kann. — In einem kleinen Anbau, den Goethes Vater später zu seinem Hause zog, verlebte noch ein anderer deutscher Dichter, Maximilian Klinger, geboren am 19. Februar 1752, seine Kindheit. In der sogenannten Genieperiode waren die beiden poetischen Nachbarssöhne miteinander befreundet, dann jedoch trennte das Schicksal die, um einen Ausspruch Goethes zu gebrauchen, über eine Schwelle ins Leben geschrittenen Männer.

Da das alte Goethehaus nicht mehr hinreichte, um alle im Laufe der Jahre geschenkten und erworbenen Erinnerungsgegenstände zu beherbergen, wurde ein neues Goethe-Museum erbaut und am 13. Juni vorigen Jahres eröffnet. Es grenzt an den Flügel des Goethehauses, hat im Erdgeschoß das reichhaltige hochinteressante Museum und bewahrt in den oberen Räumen die bedeutende wertvolle Goethe-Bibliothek. Die Stadt Frankfurt und das „Freie Deutsche Hochstift“ haben sich durch die Errichtung des neuen Museums ein um so größeres Verdienst erworben, als die Gefahr nahe lag, daß die hintere Aussicht des Goethehauses verbaut werden sollte. Nun bleibt auch sie erhalten. Ein Gärtchen liegt vor dem Museum und hinter dem alten Hofe, dessen Mauer zwar durch eine Gitterthür durchbrochen, doch deshalb in ihrem alten historischen Charakter keineswegs geschädigt ist.

Von wichtigen Gebäuden in der Nähe des Goethehauses wäre zuerst die Weißfrauenkirche anzuführen, ein spätgotischer Bau mit drei neuen Portalen. Im dreizehnten Jahrhundert stand hier das Kloster der weißen Frauen oder Reuerinnen, bei denen 1270 die Tochter Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen, Margarete, Gemahlin Albrechts des Unartigen, Markgrafen von Thüringen, Schutz vor den Verfolgungen ihres Gemahls suchte und bald darauf starb. Zur selben Zeit wurden auch noch zwei Mönchsklöster, das Karmeliter- und das Dominikanerkloster, in Frankfurt gegründet, deren Gebäude später teils niedergelegt, teils zu anderen Zwecken benutzt wurden. Die Kirche des Dominikanerklosters besaß viele Kunstschätze, unter anderen ein kostbares Altargemälde von

Albrecht Dürer. Das Mittelbild ist verbrannt, die Flügelbilder gehören heute zu den Schätzen der Alten Pinakothek in München.

Durchschreitet man die beiden Hirschgräben und die Bleidenstraße, so kommt man auf den Liebfrauberg, in Goethes Kindheit ein belebter Marktplatz mit einer Umrahmung aus altertümlichen Häusern und einem schönen Springbrunnen. Dieser ist heute etwas verändert, jedoch noch immer ein Schmuck des an die Neue Kräme grenzenden Platzes. Hier liegt auch die Liebfrauenkirche aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, deren spätgotischer Bau leider wegen allzudicht stehender Häuser und vorgebauter Läden wenig zur Geltung kommt.

Von den neueren Gebäuden, die während der letzten zwanzig Jahre im Inneren der Stadt entstanden sind, wären die neue Börse, die Markthalle und das Justizgebäude, das Sitz des Oberlandesgerichtes und anderer Gerichte ist, besonders hervorzuheben. Auch eine Anzahl architektonisch hervorragender Bankgebäude wurde in den letzten Jahrzehnten errichtet. Drei darunter, die Reichsbank-Hauptstelle, die Frankfurter und die Darm-



Goethehaus.

städter Bank, liegen in der Neuen Mainzer Straße, während die im italienischen Renaissancestil erbaute Hypothekenbank einen Schmuck der Gallusanlage bildet. Doch nicht nur monumentale Profangebäude, sondern auch verschiedene Kirchen verdanken der Vergrößerung der Stadt ihre Entstehung: die Christuskirche im Westende, nach englischen Vorbildern erbaut, die gotische Lutherkirche im Nordosten, die neue Peterskirche auf dem Peterskirchhofe, mittelalterliche und Renaissanceformen vereinigend, und die Friedenskirche unfern des Hauptbahnhofes, in ausgemauertem Holzfachwerk erbaut und in gotischen Formen gehalten. Sehr schön liegt die Peterskirche auf dem alten Peterskirchhofe. Sie erhebt sich über epheuumsponnenen Epitaphien, zerbröckelten Grabsteinen und umgitterten Grüften und ist rings von alten Bäumen und dichtem Buschwerk umgeben.



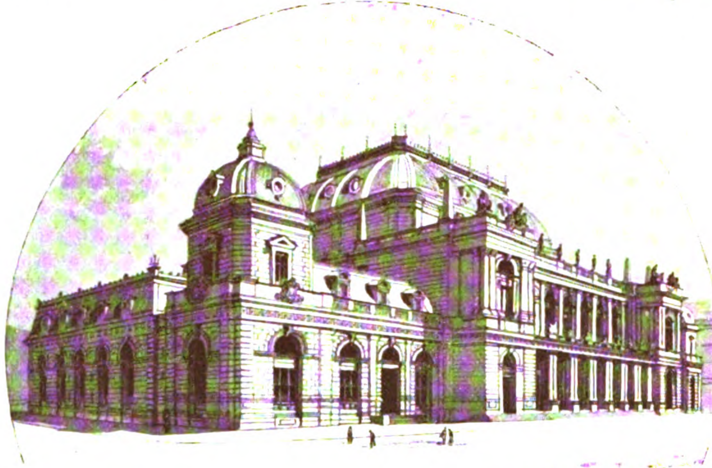
Haus „Zum Strauß“.

Der Peterskirchhof, auf dem bis 1828 bestattet wurde, ist einer der malerischsten Plätze des alten Frankfurt. Hier hat das von Rudolf Eckhardt modellierte Kriegerdenkmal seinen Platz, hier ruhen an der Umfassungsmauer neben dem zum Spielplatz für Kinder eingerichteten Teile des alten Gottesackers die Eltern Goethes. Am Durchgang nach der Straße fesselt eine alte, vom Bildhauer Rumpf restaurierte Kreuzigungsgruppe den Blick.

Eine dicht bei der Zeil, nur wenige Schritte vom Beginn der Fahrgasse nach Südosten abbiegende Straße ist die Börnestraße. Hier, an der Stelle, wo jetzt die im maurisch-byzantinischen Stil erbaute Hauptsynagoge steht, fing früher die Judengasse an. Ältere Leute können sich des engen schmutzigen Ghettos mit den hochragenden Häusern und vielen Trödelläden noch sehr gut erinnern. Obwohl die Frankfurter Juden im Mittelalter mehrmals rohen Plünderungen und Verfolgungen ausgesetzt waren, befanden sie sich in Frankfurt doch in einer weit besseren Lage als in fast allen anderen deutschen Städten. Sie standen als die Kammerknechte, d. h. als Zinshörige des Kaisers, unter dessen Schutz und gingen 1349 durch Kauf in den der Bürgerschaft über. Auch nach dieser Zeit verkehrten beide Teile noch friedlich miteinander. Rechtlich unterschieden sich die Juden nur insofern von den christlichen Bürgern, als sie in besonderer Weise ihre Abgaben entrichteten und der höheren politischen Rechte entbehrten. Kein Glied der jüdischen Gemeinde wurde gezwungen, an einem bestimmten Orte zu wohnen.

Erst im Jahre 1452 trat ein Wandel in dieser verhältnismäßig glücklichen Lage ein.

Damals mußte unter stetem Andrängen Kaiser Friedrichs III. den Juden förmlich das Bürgerrecht abgesprochen und eine völlig abgesperrte Gasse als Wohnstätte angewiesen werden.



Börse.

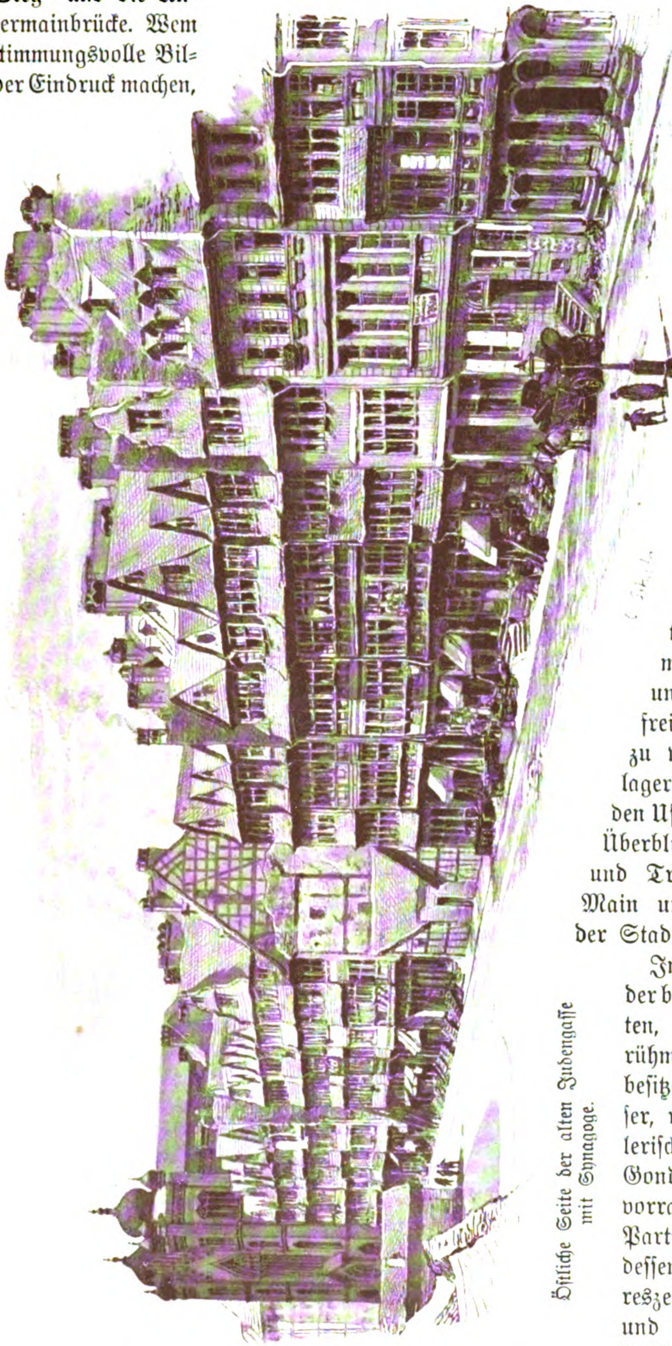
Trotz der Enge ihres neuen Quartiers war den Juden auch anderswo der Genuß der frischen Luft sehr verkümmert. Die Gasse war durch Thore abgeschlossen, die nicht nur nachts, sondern auch während der christlichen und der jüdischen Festtage nicht geöffnet wurden. Die Spaziergänge der Stadt und mehrere Straßen durfte damals kein Jude betreten. That er es dennoch, so war er vor Beleidigungen und Mißhandlungen des Pöbels nicht sicher. Das alte düstere Ghetto der Juden in Frankfurt hat den Umgestaltungen der Neuzeit weichen müssen, und längst schon hob ein milderer Geist die harten Verordnungen früherer Zeiten auf. Seit dem Jahre 1853 genossen die Juden in der alten freien Reichsstadt dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie die Christen. Nur ein Gebäude erinnert noch an die verschwundene Judengasse: es ist das Stammhaus der Familie von Rothschild. Es wurde in die neue Straßenflucht eingerückt und ganz in der einstigen Weise wieder hergerichtet.

Ein malerischer Winkel ist auch der alte, seit 1828 geschlossene jüdische Friedhof am Börneplatz. Im dreizehnten Jahrhundert angelegt, enthält er viele Grabsteine von Frankfurter jüdischen Familien.

Nicht weit vom Börneplatz liegt am Schaumainquai die Stadtbibliothek. Sie wurde 1825 in antikem Stil erbaut und in den letzten Jahren durch Flügelbauten erweitert. Eine Säulenvorhalle mit Giebel ziert die Stirnseite des Gebäudes und giebt ihm einen ungemein edlen und vornehmen Anstrich. Die kürzlich getroffenen neuen Einrichtungen der Bibliothek stehen auf der Höhe der Zeit und erleichtern deren Benutzung in jeder Weise. Die Bibliothek enthält wertvolle Handschriften, seltene Drucke, darunter eine Gutenbergsche Bibel, sowie Autographen und zählte am 1. April 1896: 365916 Einzelschriften in 206524 Bänden. Seit Jahrhunderten wurde die Stadtbibliothek durch großartige Schenkungen und Stiftungen von Frankfurter Bürgern bedacht, sowie durch planmäßige Neuanschaffungen stetig vermehrt. Einen schönen Schmuck der inneren Vorhalle des Gebäudes bildet die in Marmor ausgeführte sitzende Statue Goethes von Marchesi, die von einigen Frankfurter Bürgern gestiftet wurde.

Vor der Stadtbibliothek erhebt sich auf hohem Sockel ein Denkmal Lessings, von Kaupert modelliert. Tritt man auf die nahe Obermainbrücke, so bieten sich dem Auge höchst fesselnde Bilder dar. Gegenüber liegt Sachsenhausen, dahinter steigt der Mühlberg mit zahlreichen gewerblichen Anlagen, besonders Brauereien, hinan, und die Rundsicht begrenzen die waldigen Höhen mit der Goetheruhe. Stromaufwärts läßt sich der Fluß bis zu der zwischen Bäumen liegenden Gerbermühle, dem einstigen Landsitz von Marianne von Willemer, Goethes Suleika, verfolgen, stromabwärts überschaut man den

malerischen Quai am rechten Ufer und drei über den Main setzende Brücken, nämlich die alte Brücke, den sogenannten „Eisernen Steg“ und die Untermainbrücke. Wem stimmungsvolle Bilder Eindruck machen, der betrete die angegebene Stelle auch am Abend. Sobald sich die Flammen der in langer Linie an beiden Ufern blitzenden Laternen im Main spiegeln, die Brücken erleuchtet sind und die elektrischen Lichtströme von da und dort die Mauern, Dächer, Giebel und den geisterhaft aufragenden Pfarrturm treffen, macht gerade Frankfurt einen ganz unvergleichlichen Eindruck.



Östliche Seite der alten Judengasse mit Synagoge.

Seit 1886 besitzt die Stadt auch einen Mainhafen, der zur Hebung des Wasserverkehrs sehr wesentlich beiträgt. Das in hochwasser- und eisgangfreier Lage hergestellte Hafenbecken am unteren Main vermag Schiffe größter Gattung zu bergen. Ein Lagerhaus und eine Werfthalle auf der rechten Mainseite nehmen die Güter auf, während die linksmainischen Anlagen zum unmittelbaren Umschlag zollfreier Güter und namentlich zu weitausgedehnten Kohlenlagern dienen. Ein Gang an den Ufern entlang gewährt freien Überblick über das bunte Leben und Treiben auf und an dem Main und schöne Ansichten von der Stadt.

Im Osten Frankfurts liegt der bedeutende Zoologische Garten, im Westen der weltberühmte Palmengarten. Beide besitzen schöne Gesellschaftshäuser, reizende Anlagen und malerisch eingebettete Teiche zum Gondelfahren. Von ganz hervorragender Schönheit sind die Partien des Palmengartens, dessen Blumenbeete, der Jahreszeit folgend, oft erneuten und stets mit künstlerischem Farbensinn in den mannigfaltigsten Formen hergestellten Schmuck zeigen. Den größten Anziehungspunkt des Palmengartens bildet aber das herrliche Palmen-

haus mit den prachtvollen Exemplaren der Sagodattelpalme, der mächtigen großblättrigen Dachpalme, der stacheligen Wurzelpalmette, der Bogenpalme und mit sonstigen tropischen Gewächsen aller Art, von denen viele aus den Gewächshäusern des Schloßgartens zu Biebrich erworben sind.



Stadtbibliothek.

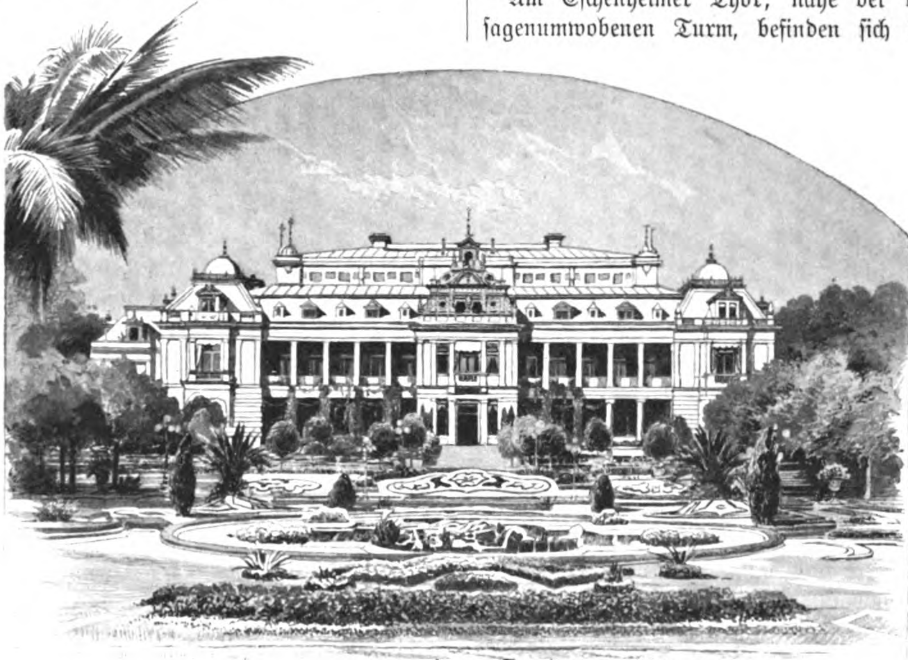
Das schönste Gebäude des Westens ist das Opernhaus, 1873 bis 1880 durch Professor Lucae im Stile der italienischen Renaissance erbaut. Es faßt ungefähr zweitausend Personen und zeigt im Inneren eine ebenso edle als reiche architektonische und dekorative Ausstattung. Das Treppenhaus und das Foyer, durch viele Malereien und Bildhauerarbeiten geschmückt, sind ganz besonders schön. Das Opernhaus liegt inmitten der Promenaden auf einem großen freien Platz und überragt mit dem vom Pegasus gekrönten Giebel sämtliche monumental gehaltene Gebäude in seiner Nähe. Ihm gerade gegenüber in der Taunusanlage ist das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. von Clemens Buscher errichtet worden, für dessen Figuren die grüne Umrahmung einen höchst wirksamen Hintergrund bildet.

Wer von dem mächtigen Bau des Opernhauses den rechten Eindruck gewinnen will, muß sich in den sogenannten neuen Durchbruch von der Bockenheimer Anlage nach der Hochstraße begeben. Dort ragt das Opernhaus über den aus Buschwerk und alten Bäumen gebildeten grünen Vordergrund wie ein riesiger attischer Tempel empor. Durch die Hochstraße an der schönen neuen Börse vorüber gelangt man bald an das alte Schauspielhaus. Es wurde 1782 am 3. September mit einer für jene Zeit höchst glanzvollen Vorstellung eröffnet. Nur noch wenig Jahre mag es dauern, dann hat das alte Schauspielhaus, in dem einst sich schon Frau Rat Goethe so köstlich amüsierte, seine Rolle ausgespielt, wird ein prächtigerer, den modernen Bedürfnissen mehr entsprechender Kunsttempel sich in der Neuen Mainzer Straße erheben. So ändern sich die Zeiten! Aus den engen Buden am Main zog die dramatische Muse in Frankfurt in die Ballhäuser der Gasthöfe, von da in den Tagen der Neuberin in eigene bretterne



Gesellschaftshaus des zoologischen Gartens und Schützenbrunnen.

Theater und umgebaute Konzertsäle, von dort aber in ein eigenes, für die damalige Zeit glänzendes Heim, dessen trauliche Räume ihr nun wieder zu eng geworden sind und nicht länger genügen können. Das Frankfurter Theater hat eine bedeutende künstlerische Vergangenheit und gehört namentlich



Gesellschaftshaus des Palmengartens.

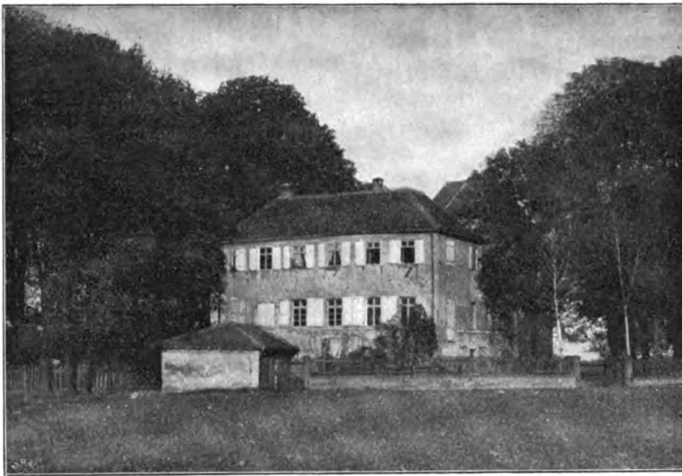
seit der Errichtung des Opernhauses zu den ersten Bühnen Deutschlands.

Fünfzig Jahre älter als das Schauspielhaus ist das Thurn- und Taxissche Palais, in dem 1815 Dalberg als Großherzog von Frankfurt residierte und später der Bundestag seinen Sitz hatte. Lange Zeit war Frankfurt der Mittelpunkt der Thurn- und Taxisschen Post. Das Palais liegt inmitten der Großen Eschenheimer Straße, an deren nördlichem Ende sich der mit Türmchen, Zinnen und einem Bogenfries gezierte Eschenheimer Turm erhebt. In den Jahren 1400 bis 1428 errichtet, ist er eine wahre Perle der Festungsbaukunst und gilt als ein Wahrzeichen von Frankfurt.

Aus den Zeiten der zu Beginn dieses Jahrhunderts gefallenen Befestigungen haben sich außer ihm und dem Rententurm am Mainquai noch einige Warten außerhalb der Stadt erhalten, die einst zur Verteidigung der Landstraßen und zur Überwachung der Umgegend dienten. Es sind dies die Gallus-, die Bockenheimer, die Friedberger und die Sachsenhäuser Warte, sämtlich im vierzehnten Jahrhundert erbaut.

Am Eschenheimer Thor, nahe bei dem sagenumwobenen Turm, befinden sich das stattliche Haus des Bürgervereins und die Gebäude der „Senckenbergischen Stiftungen", nämlich: das sogenannte Bürgerspital, die Anatomie, die Bibliothek, das Haus des Physikalischen Vereins und das Museum. Dies Gebäude macht einen höchst einfachen, fast nüchternen Eindruck, birgt aber im Inneren die wertvollsten naturwissenschaftlichen Sammlungen, von denen die Abteilung der Vögel allein 11000 Exemplare in 3600 Arten zählt. Den Hauptteil seiner Schätze verdankt das Museum dem 1794 hier geborenen und im hohen Alter von dreiundneunzig Jahren auch in Frankfurt verstorbenen Dr. Eduard Rüppel: Dieser besuchte Ägypten, Arabien, die Küstenländer des Roten Meeres und das damals noch ganz unbekannte

Abessynien und vermachte seine sämtlichen Sammlungen und einen großen Teil seines Vermögens der Senckenbergischen Gesellschaft.



Gerbermühle.

Dr. Eduard Rüppel und Dr. Johann Christian Senckenberg, der Stifter dieser bedeutenden Anstalten, sind zwei von den hochverdienten Männern Frankfurts, deren opferwilliger Gemeinsinn sich nicht nur in der Gründung milder und wohlthätiger Stiftungen aller Art, sondern auch durch die Pflege und Förderung von Kunst und Wissenschaft in großartigster Weise bethätigte. Senckenberg (geboren 1707, gestorben 1772) hat seine letzte Ruhestätte in dem zu den Anstalten gehörigen Botanischen Garten gefunden. Eine gegen dreihundert Jahre alte Eibe (Taxus baccata), die zu den stärksten Exemplaren dieses Baumes in Deutschland gehört, verdient besondere Beachtung.

Der gemeinnützigen Gesinnung eines dritten Frankfurter Bürgers, des Bankiers Johann Friedrich Städel, verdankt eine andere wichtige Stiftung, das Städelsche Kunstinstitut, seine Entstehung im Jahre 1815. Die Sammlungen, seit 1878 in einem neuen, architektonisch hervorragenden, von Professor Sommer entworfenen Gebäude am linken Mainufer untergebracht, erhalten ihre besondere Bedeutung durch die Gemäldegalerie. Diese, seit ihrem Bestehen durch Schenkungen und Erwerbungen bedeutend vergrößert, enthält neben den Werken jüngerer Meister die Schulen der verschiedenen Länder vom vierzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. Es befinden sich in den einzelnen, klar gesonderten Gruppen hervorragende Werke. Zu dem Institut gehören auch ein Handzeichnungen- und Kupferstich-Kabinett, eine Bibliothek und eine Kunstschule, an der bereits mancher bedeutende Lehrer wirkte und aus der schon viele große Künstler hervorgingen.

Seit den ältesten Zeiten hat auch die Musik in Frankfurt eifrigste Förderung gefunden. Die im siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in den Gotteshäusern der Stadt, besonders in der heute verschwundenen Barfüßerkirche, abgehaltenen vokalen und instrumentalen Kirchenmusiken waren berühmt und wurden unter Leitung der Frankfurter Kapellmeister aufgeführt. Zu denselben zählten damalige musikalische Größen wie König, Strettner und Telemann. Der Rat hielt eine bedeutende Kapelle und einen Sängerchor, er förderte die Musik auch dadurch, daß er hiesigen und auswärtigen Komponisten für ihre vorgelegten Werke ansehnliche Geldgeschenke zukommen ließ. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann sich das Konzertwesen mehr und mehr in Frankfurt zu entwickeln. Wer einen musikalischen Ruf besaß, ließ sich hier hören und war bedeutender Einnahmen sicher. Am Anfang dieses Jahrhunderts wurde die Museums-Gesellschaft gegründet, die allwinterlich große Orchester-Konzerte, Kammermusikabende und volkstümliche Sonntagskonzerte veranstaltet. Der Cäcilien- und der Rühlsche Gesangverein führen namentlich Oratorien auf, während andere trefflich geleitete Gesangvereine das deutsche Lied pflegen.

Frankfurt besitzt auch zwei bedeutende musikalische Lehranstalten: das Hochsche und das Raff-Konservatorium und hat eine derartig musikliebende Bevölkerung, daß es

zweifellos einen der ersten Plätze unter den größeren deutschen Musikstädten einnimmt.

Außer den genannten Instituten giebt es noch mehr Anstalten in Frankfurt, die Kunst, Wissenschaft und Industrie fördern und durch die Freigebigkeit der Bürger in den Stand gesetzt werden, segensreich auf den verschiedensten Gebieten einzugreifen. Obenan steht in dieser Beziehung die Polytechnische Gesellschaft, die mit den Erträgnissen ihrer großen Sparkasse eine ganze Reihe von gemeinnützigen Instituten unterstützt. Auch an Wohlthätigkeitsanstalten aller Art ist Frankfurt so reich wie kaum eine andere deutsche Stadt. Die Stiftungen reichen oft Jahrhunderte zurück, sie zeugen für den frommen patriarchalischen Sinn der Bürger und umfassen alle Gebiete menschlicher Hilfe. Ja, es gab sogar Frauen und Männer, die in ihrem Testament in Gottes Namen auch an das sinnliche Vergnügen ihrer Mitmenschen dachten. So bestimmte der reiche Patricier Claus Stallburg 1518 die Erträgnisse eines bedeutenden Legates zum Vertrinken. Der Stadthauptmann, Söldner zu Pferde und zu Fuß, die in der Stadtkanzlei angestellten Beamten, die Mitglieder einzelner Zünfte, die Weinknechte (Kellner) in den Wirtschaften: alle bekamen aus den Zinsen ein gewisses Geld für Wein oder andere Getränke.

Neben den vielen günstigen Verhältnissen, die sein inneres Leben fördernd und wohlthuend beeinflussen, genießt Frankfurt auch den äußeren Vorzug, inmitten des weitausgedehnten Häuserbereiches die prächtigsten Anlagen zu besitzen. Zwischen der Innen- und Außenstadt ziehen sie sich gleich einem grünen Bande vom Main im Osten bis zum Main im Westen und enden dort in dem von seltenen Pflanzen und Bäumen reichgeschmückten „Nizza". Diese Anlagen, Promenaden genannt, nehmen die Stelle der äußeren Festungswerke ein und haben für die Stadt einen um so größeren Wert, als auch die Wallgärten hinter dem heute ausgefüllten Stadtgraben, die nicht bebaut werden dürfen, als ein Teil der Anlagen gelten können. So ist die neue sich nach allen Himmelsgegenden stets weiter ausbreitende Stadt vom älteren Frankfurt durch ein parkartiges Gebiet getrennt, wie es durch die reizenden Baumgruppen, die entzückenden Ausblicke und gärtnerischen Verschönerungen nicht malerischer gedacht werden kann. Besonders diejenigen Teile der Promenaden, in denen Teiche mit Springbrunnen zwischen die Baumgruppen eingebettet sind, erscheinen ganz besonders reizvoll.



Opernhaus.

Die erste Anregung zur Schaffung dieser 1806 bis 1812 entstandenen Promenaden gab der Hofkammerrat und spätere Maire von Frankfurt, Jakob Guiollet; der da-

malige Stadtgärtner Sebastian Rinz hingegen hat das Verdienst, die Promenaden angelegt zu haben. Beide Männer besitzen hier Denkmäler, Rinz in der Gallus-, Guiollet in der Taunusanlage. Die Monumente anderer hervorragender Frankfurter, wie des Dichters Börne, des Erfinders der elektrischen Telegraphie Sömmering, des Dr. Senckenberg, des Geschichtschreibers Anton Kirchner, des um seine Vaterstadt hochverdienten Freiherrn Simon Moritz von Bethmann und des Philosophen Schopenhauer, sind ebenfalls in den Anlagen aufgerichtet worden. Das Denkmal Schopenhauers erhebt sich wohl mit in dem schönsten Teile, in einem malerischen Winkel am sogenannten Recheneigraben in der Obermainanlage. Die auf hohem Sockel stehende Büste blickt nach dem Weiher, an dessen Rande Rüstern, Ulmen, Zitterpappeln, Schwarzerlen, verschiedene Weidenarten, Ebereschen, Ahorne, Tannen, ja sogar eine Libanon-Ceder und eine prächtige hohe Sumpfcypresse in malerischer Gruppierung über niederem Buschwerk aller Art aufragen. In dies herrliche Stückchen Natur müßte eigentlich ein freundlicheres Antlitz schauen als das zwar bedeutende, aber verbitterte und zerklüftete Gesicht des großen Pessimisten, der bekanntlich in Frankfurt einen großen Teil seines Lebens verbrachte.



Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I., von Clemens Buscher.

Auf einem freien Platze neben der Fried-

berger Anlage steht das großartige Hessendenkmal. König Friedrich Wilhelm II. ließ es „den gefallenen Kampfgenossen“, die am 2. Dezember 1792 das von den Franzosen besetzte Friedberger Thor erstürmten, als Anerkennung für ihre Tapferkeit aufrichten. Gegenüber dem Denkmal liegt das Bethmannsche Museum. Neben anderen Schätzen birgt es auch das berühmteste plastische Kunstwerk Frankfurts, die bekannte, auf einem Leoparden ruhende Ariadne von Dannecker, eine Figur von vollendeter Schönheit.

Es wäre noch auf manche Sehenswürdigkeit aufmerksam zu machen, noch auf viele durch ihre Lage oder ihren architektonischen Schmuck hervorragende Stellen der neuen Außenstadt, besonders neben zahlreichen großartigen Schulbauten auf das neue schöne Goethe-Gymnasium hinzuweisen, allein es genüge hier die Bemerkung, daß ihre meisten Häuser einen villenartigen Charakter tragen und vielfach von schön gepflegten Gärten umrahmt sind. Im Gegensatz zu den älteren Teilen Frankfurts bilden also viele der neueren eine Gartenstadt, deren vornehmes Gepräge stark entwickelten Schönheitssinn und große Wohlhabenheit verraten. Daß dieser Charakter wenigstens gewissen Stadtteilen gewahrt bleibt, dafür ist durch die städtische Bauordnung gesorgt.

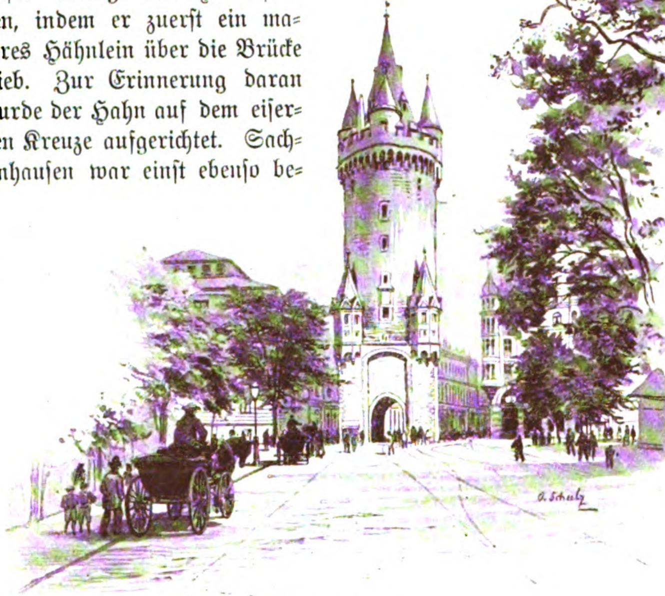
Trotzdem das eigentliche Geschäftsleben in der Innenstadt seinen Sitz hat, ist doch auch der Straßenverkehr in dem neuen Frankfurt äußerst lebhaft. Die nach allen Richtungen laufenden Schienenstränge der Straßenbahnen durchschneiden seine Hauptstraßen und stellen zwischen den entferntesten Punkten gute Verbindungen her.

Am linken Ufer des Mains, oder um einen Ausspruch des Liebetraut im Götz zu gebrauchen: „gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen.“ Die erste Verbindung zwischen dieser Vorstadt und Frankfurt war die alte, am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbaute Brücke. Ein sehr schönes Standbild Karls des Großen in rotem Sandstein, modelliert von den Bildhauern Zwerger und Wendelstädt, ziert die Brücke. Unfern davon erhebt sich ein uraltes eisernes Kreuz mit einem vergoldeten Hahn auf der Spitze, der für ein Wahr-



Standbild Karls des Großen.

zeichen Frankfurts gilt. Wie die oft vorkommende und immer anders gemodelte Sage erzählt, hatte der Baumeister der Brücke dem Teufel für dessen Hilfe das erste lebende Wesen zugesagt, das sie nach der Vollendung überschreiten würde. Der Teufel glaubte den Baumeister selbst zu gewinnen, allein dieser betrog den Höllenfürsten, indem er zuerst ein mageres Hähnlein über die Brücke trieb. Zur Erinnerung daran wurde der Hahn auf dem eisernen Kreuze aufgerichtet. Sachsenhausen war einst ebenso befestigt wie Frankfurt, jedoch nur ein einziger Turm, der sogenannte Kuhhirtenturm, hat sich von den ehemaligen Wehrbauten am oberen Main erhalten.



Eschenheimer Turm.

Ist die alte Brücke überschritten, so sieht man gleich links beim Eintritt in Sachsenhausen die Gebäulichkeiten des deutschen Ordens mit der Deutschordenskirche. Diese ist ein einschiffiger gotischer Bau, am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aufgerichtet und 1748 verlängert und mit einer barocken Fassade und einem Turm versehen. Kirche und Gebäude gehörten ehemals zur Kommende des deutschen Ritterordens und sind heute noch eine Zierde des Deutschherrnquais und der Brückenstraße. Am unteren Mainufer Sachsenhausens, da, wo ehemals auf der Flußmauer eine Reihe spitzgiebeliger Häuser hing, erhebt sich die nach Plänen von Denzinger (1875 bis 1880) im gotischen Stil erbaute Dreikönigskirche. Sie steht dicht am Main malerisch auf erhöhtem Untergrund und beherrscht mit ihrem schlanken Turm alte Mauerreste in ihrer Nähe und die geduckten, noch aus alten Zeiten stammenden Häuschen ringsum. Obwohl gerade in neuerer Zeit in Sachsenhausen manche malerischen Winkel verschwunden sind, ist es trotzdem noch reich an altfränkischen Gebäulichkeiten, an eigenartigen Höfen und sehenswerten Brunnen. Seit den letzten Jahrzehnten ist auch Sachsenhausen nach allen Seiten hin gewachsen und eine ganz moderne Stadt geworden. Jedoch die Eigenart der alten eingesessenen Sachsenhäuser, welche meist Gärtner sind und für das Obst und Gemüse der Frankfurter sorgen, ist dieselbe geblieben wie in früheren Zeiten. Wer ihre urvolkstümliche derbe Redeweise, ihren sprudelnden Humor, ihre bodenlose Grobheit und ihren treuherzig biederen Sinn kennen lernen will, der muß eine der berühmten Sachsenhäuser Apfelweinkneipen besuchen. Der Apfelwein oder, um mit Stoltze zu reden, das „Reweblut von Appelbääm“, ist das Nationalgetränk der Sachsenhäuser, die sich bei seinem Genusse allen Schmerz von der Seele wälzen. Gar manche Sachsenhäuser Schnurren, Schwänke und launigen Geschichten hat Friedrich Stoltze in prächtigen humorvollen Dichtungen erhalten.

An den jetzt niedergerissenen, einst vielbesuchten Gasthof „Zum Storch“ in Sachsenhausen knüpft sich eine Episode aus Schillers Jugendzeit. Hier wohnte auf der Flucht von Stuttgart nach Mannheim der junge Dichter im Oktober 1782 mit seinem treuen Freunde Streicher; hier schrieb er, obwohl bedrängt und einem unbestimmten Schick-

sal entgegengehend, die ersten Scenen des Trauerspiels „Kabale und Liebe“ nieder.

Von verschiedenen Höhepunkten um Sachsenhausen herum, besonders vom Mühlberge und von der nahen Goetheruhe aus, genießt man ein herrliches Panorama der Stadt. Im Osten wird das Bild durch die Hügel des Röderberges und Buchwaldes begrenzt, während nach Norden zu, wo das Gebiet der Stadt stetig ansteigt, die Taunuskette hinzieht und dem Blick sich im Westen die weite vom Flusse in Schlangenwindungen durchzogene Mainebene eröffnet. Goethe hat diese Aussicht oft bewundert; in etwas engerer Umgrenzung genoß er sie im Herbst 1814 im Gartenhäuschen der Familie von Willemer, wo er oft mit der geliebten Suleika zusammen war.

Frankfurt, unter 50 Grad 6 Minuten nördlicher Breite und 26 Grad 20 Minuten östlicher Länge von Ferro und 91 Meter über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels gelegen, hat bei vorwiegend südwestlichen Windrichtungen ein sehr mildes Klima.

Der Flächenraum der Gemarkung Frankfurt, die Vorstädte Sachsenhausen und Bornheim* und die 1895 zu Frankfurt gekommene Stadt Bockenheim mit eingerechnet, beträgt einschließlich der Wasserfläche des Mains 8014 Hektar. Nach der letzten Volkszählung im Dezember 1895 hatten Frankfurt und die genannten Orte zusammen eine Einwohnerzahl von 229284, und zwar 108693 männliche und 120591 Personen weiblichen Geschlechts. Bis zum 1. Januar 1898 war die Zahl auf 244000 gestiegen. Frankfurt wird also an Einwohnerzahl nur von sieben deutschen Großstädten übertroffen. Wie stetig sich diese in den letzten zwei Jahrhunderten, besonders aber seit der politischen Wandlung im Jahre 1866 steigerte, dürfte aus folgenden Zahlen hervorgehen. Im Jahre 1707 hatte Frankfurt ungefähr 30000, 1811 etwa 40500 Einwohner. Nach den Ergebnissen der Volkszählung betrug deren Zahl 1864: 78245, 1873: 91040, 1875: 103136.

Dem Glauben nach gehören 60 vom Hundert der Einwohner zur evangelischen, 30 vom Hundert zur katholischen Kirche, während 8,5 vom Hundert Juden sind.

Von den Bewohnern Frankfurts liegen über vier Zehntel der Industrie und dem Bauwesen, ein Drittel aber dem Handel ob.



Portal des Deutschordenshauses.

Während vom Mittelalter bis in unser Jahrhundert hinein die Haupterwerbsquelle der Stadt in den berühmten Messen bestand, bildete sich Frankfurt in neuerer Zeit zu einer der ersten Handelsstädte Deutschlands

* Eins von den sieben früher zu Frankfurt gehörenden Dörfern, seit 1877 der Stadt einverleibt.

aus. Seitdem außer den günstigen Eisenbahnverbindungen auch noch der kanalisierte Main der Güterbeförderung besser dienstbar gemacht worden ist, wuchs neben dem Geldverkehr der Handel in Waren und Produkten, gewinnt auch die Industrie erhöhte Bedeutung.


Gartenhäuschen der Familie Willemer.

Die Frankfurter Fondsbörse ist nach derjenigen Berlins die bedeutendste Deutschlands. Neben der Reichsbank-Hauptstelle hat eine ganze Reihe großer Geldinstitute und reicher Versicherungsgesellschaften ihren Sitz in Frankfurt. Wie sehr es Geldstadt ist, geht daraus hervor, daß die Reichsbank-Hauptstelle 1896 einen Geschäftsumsatz von 8958,9 Millionen hatte und damit hinter Berlin und Hamburg an dritter Stelle stand, während der nächstwichtigste Platz, Leipzig, erst 3964,5 Millionen zählte.

Dem Reiche und Preußen führt die Stadt ebenfalls reiche Einnahmen zu. Es wurden 1896 beinahe 16 Millionen für Zölle, Stempel und Verbrauchssteuer, fast 6⅓ Millionen Mark für Porto und Telegramme eingenommen. In Bezug auf den Postverkehr ist Frankfurt überhaupt die erste Stadt Deutschlands. Dies erhellt die Thatsache, daß, nach dem Kopf der Bevölkerung berechnet, die Post 1893 in Berlin 18,87, in Hamburg 21,20, in Frankfurt aber 28,35 Mark erheben konnte. — In den Bahnhöfen Frankfurts fuhren 1896 über fünf Millionen Personen ab, ebensoviel mögen wohl auch angekommen sein. Der gesamte Güterverkehr Frankfurts betrug 1896 etwa 3⅓ Millionen Tonnen, die zur größeren Hälfte auf dem kanalisierten Main befördert wurden.

Von jeher war Frankfurt eine reiche Stadt, deren Mittel manchen deutschen Kaiser aus peinlicher Notlage befreiten. Jetzt werden hier über sieben Millionen Staats- neben fast zehn Millionen städtischer Steuern erhoben. Unter den Einwohnern der Stadt sind 157, die mehr als 100000 Mark Einkommen versteuern, 216 die einfache und 152 die mehrfache Millionäre sind. Auch aus einem anderen Umstande läßt sich auf den Reichtum der Stadt schließen. Nach der Berufszählung von 1895 gab es in der Stadt über 16260 Dienende, eine Zahl, die im Verhältnis zur Einwohnerzahl von keiner anderen deutschen Stadt erreicht wird.

Wer die Verhältnisse nicht genauer kennt, vermag seit den letzten zwanzig Jahren den eingeborenen Frankfurter von dem hinzugezogenen Fremden kaum zu unterscheiden. Allein trotzdem der heimische Kern der Bevölkerung von dem immer stärker zuflutenden Fremdenstrom mehr und mehr eingeengt, ja vielfach sogar zerspalten wird, hat er sich doch seine ursprüngliche Eigenart zu bewahren gewußt. Der Frankfurter hat noch heute etwas Stolzes, Selbstbewußtes, er ist nicht leicht zugänglich, aber zuverlässig und von großer Herzensgüte. Es liegt dem Frankfurter im Blute, alles, was arbeitet, nach Gebühr zu schätzen. Deshalb behandelt er seit den ältesten Zeiten seine Dienstboten sehr gut und hält es zumeist auch für Pflicht, sie im Testament zu bedenken. In den Geschäften war von jeher und ist auch heute die Frau die thätige Genossin des Mannes. Dafür stand und steht sie noch jetzt in vieler Beziehung gleichberechtigt an dessen Seite. Der berühmte Rechtsgelehrte Fichard rechnete in der 1578 zum Gesetzbuch erhobenen

„Frankfurter Reformation" mit den örtlichsten Verhältnissen, als er die Gattin dem Gatten fast rechtlich gleichstellte und in einer für seine Zeit geradezu idealen Weise der Thätigkeit der Frau den höchsten Wert beimaß.

Prunkliebend ist der Frankfurter gerade nicht, jedoch sein Heim zeigt stets eine gediegene und feine Einrichtung. Ein großer Freund eines guten Tisches weiß immer, wo es in der nächsten Umgebung etwas Gutes zu essen und zu trinken giebt. Jeder echte Frankfurter ist auch ein warmer Lokalpatriot und freut sich darüber, daß er gerade hier und nicht anderswo zur Welt kam. Gehört er dem Bürgerstande an, so äußert sich sein Kunstsinn zumeist in der Liebe zum Theater, ist er ein Patricier, so sammelt er daneben auch und fördert außerdem durch geistige und materielle Hilfe Kunst und Wissenschaft. Wie in alten Zeiten, so bilden die eingeborenen vornehmen Familien noch heute einen streng abgeschlossenen Kreis. Wer nicht durch irgendwelche wichtigen Fähigkeiten oder Verbindungen die Linie zu durchbrechen vermag, wird die höheren Frankfurter in ihrer Eigenart und ganz unter sich nie kennen lernen. Ein idealer Zug des sonst vorwiegend praktisch veranlagten Frankfurters ist auch die Anhänglichkeit an die Toten. Wer die parkartigen Friedhöfe mit ihren vielen herrlichen Denkmälern — darunter Kunstwerke ersten Ranges — besucht, wird zugeben müssen, daß man von jeher hier der Pietät zu edlem künstlerischem Ausdruck verhalf.

Es ist leicht, von Frankfurt aus in den Stadtwald, den Odenwald, den Taunus mit seinen berühmten Bädern und an den nahen Rhein Ausflüge zu machen. Die Lage der Stadt ist auch in diesem Punkte derartig günstig, daß es nur wenig Zeit erfordert, um aus dem Treiben und Hasten des Lebens hinaus in die Stille einer schönen Natur zu entfliehen.



Frankfurter Adler.



Der letzte Fabier.

Antike Novelle

von

E. Wüscher-Becchi.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie dem Wanderer zu Mute ist, der zum erstenmal das ehrwürdige, goldene Rom, das Haupt der Welt, von der Appischen Straße aus erblickt, mit klopfendem Herzen, also war es Stichus, der in dieser Stadt alt und grauhaarig geworden war und der bei geschlossenen Augen die Straßen und Plätze vor sich sah, ums Herz, jedesmal wenn er morgens vom Dache des großen Mietshauses, wo er wohnte, auf die Stadt der Städte hinunterblickte.

Stichus war in Antiochia geboren, der Sohn eines Sklaven, und zog vor Jahren mit seinem Herrn und dessen Gefolge nach Rom, wohin dieser vom Prokurator geschickt worden war, um sich eines politischen Vergehens wegen vor dem Tribunal des Kaisers zu rechtfertigen. Der Prozeß zog sich in die Länge. Flavius Aristarchus, so hieß sein Patron, starb darüber, da er aber keine Erben hatte, setzte er den Kaiser als solchen ein und schenkte den Sklaven, die ihn auf seiner Reise begleitet hatten, die Freiheit.

Stichus war nun frei, was für ihn so viel als verlassen und hilflos bedeuten wollte. Er fand sich allein in der ungeheuren Stadt, in dem gewaltigen Treiben, das ihn umwogte, von niemand gekannt, niemand kennend, ohne Aussichten und Hoffnungen auf eine Lebensstellung, die ihm auch nur den dürftigsten Unterhalt gewährt hätte. Zu seinem Glücke aber auch vollständig frei von Furcht vor dem gähnenden Rachen, der ihn zu verschlingen drohte, vor dem Massenelend, das viele seiner Leidensgenossen ohne Barmherzigkeit verschlang und Millionen von ihnen schon verschlungen hatte. Wovon sich nähren? Wie leben? — Er hatte nie etwas gelernt, noch war er unterrichtet worden. Er konnte nichts und hatte nichts als eine herrliche sonore und modulationsfähige Stimme, weshalb ihn sein Herr auch als Nomenklator, der vor seiner Sänfte hergehen und im Hause die Klienten anmelden mußte, bestimmt hatte. Er hatte noch eine andere Tugend, die wohl für einen freien und reichen Römer etwas Herrliches und Hochgelobtes war, die aber an einem Bettler lächerlich und toll erschien. Das war sein ungezähmter Stolz. Stolz auf was? Diese so übel angebrachte Tugend war sein ganzer Schmerz, aber auch sein bester Trost, sein treuester Herzens-

freund und sein geheimer Rat. Seit er hinausgeworfen worden war in das Gewühl der Hauptstadt, hatte sich dieser Stolz weder gelegt noch gebeugt. Im Gegenteil, er empfing täglich neue Nahrung, wuchs und erstarkte, machte sich breit und herrschte bald ganz allein in ihm außer der Liebe, einer schwärmerischen, an Anbetung grenzenden Liebe. Der glühend geliebte Gegenstand aber war kein sterbliches Wesen, sondern allein die herrliche Göttin Roma, die unvergleichliche, ruhmvolle, unsterbliche Herrin der Welt.

Er hatte sie seit dem ersten Tage geliebt. Von der Arx, der stillen Insel mitten im tosenden und brausenden Rom, sah er sie allabendlich vor sich ausgebreitet in ihrer Pracht, da gab sie sich ihm hin und zeigte ihm alle ihre Reize. Er belauschte sie morgens, wenn die Sonne über den Bergen Latiums aufstieg und den dunklen Schleier, den die Nacht über sie gebreitet hatte, wegscheuchte. Er sah sie zu seinen Füßen ruhen, das mit goldenen Sternen gezierte Himmelszelt über sich, wenn er mit einbrechender Nacht todmüde und gebrochen die vier steilen Treppen erklomm, um sein Lager zu erreichen.

Im Traume erschien sie ihm noch herrlicher und schöner, und er wandelte in ihren Säulenhallen, von Liktoren angekündigt, von einem Sklavenschwarm begleitet. Dann sah er sich wieder auf der Rostra, von einer unzähligen Volksmenge umjauchzt. Oft machte der donnernde Beifall sein Herz schwellen, wurde er bewegt von seinen eigenen Worten, und oft geschah es, daß er von seiner eigenen Donnerstimme erschreckt aufwachte.

Schon als er das erste Mal Rom erblickte, als er von Portus herkam, entstand die fixe Idee in ihm, daß er sie wohl schon früher einmal geschaut habe. Alles kam ihm so bekannt und doch wieder so neu vor, daß er sich fragen mußte, ob er nicht wohl dereinst in einem früheren Leben und unter anderen Umständen in diesen Straßen gewandelt haben möchte. Und immer mehr befestigte sich in ihm diese fixe Idee. Er grübelte oft stundenlang darüber nach. Manchmal schien es ihm, als wäre er nahe daran, das Rätsel zu lösen, aber immer wieder wurde er von neuem ungewiß und zweifelnd. Dann war er sehr unglücklich.

Woher stammte er, wer war er eigentlich?

Das Gesetz gab kurze und bündige Antwort darauf: ein Sklave, ein recht-, heimat- und herdloses Individuum, ein Nichts, ein Schatten. Und sein Erzeuger war vor ihm schon Sklave gewesen, sein Ältervater desgleichen. Woher aber dann seine Ahnung? Vielleicht stammte er doch von Freien und Edlen? Und war er denn wirklich immer Sklave gewesen, auch der Vater seines Vaters? Er hatte gehört und erinnerte sich noch dessen, daß jenen das Elend der Verbannung getrieben, sich selbst zu verkaufen, da keiner seiner zahlreichen Familie ihm die Hand zur Hilfe bot, die er erflehte. Vielleicht war er ein römischer Bürger, verbannt, geächtet, vielleicht von altem Adel. Das Blut der großen Vorfahren, er fühlte es, es wurde in ihm rebellisch. Er, der hungrige Bettler, träumte, daß eines Tages alles ans Licht kommen und er als der echte Sproß erkannt werden würde. Sein Vater hieß Quintus, seines Vaters Vater Fabiolus — wahrscheinlich nur eine Entstellung, eine schwache Verhüllung des wahren Namens. Fabiolus — Fabullus — Fabius. Jetzt war er der Sache schon näher. Fabiolus — Kosename oder absichtliche Entstellung von Fabius, der Vatername dazu, Quintus — Quintus Fabius. Das klang schon ganz anders, so hieß der Held von Veji! Wenn er nun gar ein Fabier wäre?

Ja, ja, das war's! Jetzt erklärte er sich alles, daher seine Ahnungen, das alte Heldenblut floß also in seinen Adern! Er richtete sich hoch auf, stolz wie ein König. Er glaubte zuletzt steif und fest daran und machte kein Hehl daraus.

Doch blieb er nicht lange allein mit diesen Gedanken, da war ja Roma selber, die ihn bezauberte und jeden Tag seinen Stolz nährte, da war sein ehemaliger Mitsklave Eutychian, der, obwohl jetzt freigelassen wie er, doch als Pädagog bei einer römischen Familie diente, und der ihm die Geschichte, die Thaten der Helden der Republik erzählte, die er, wie ein dürres Erdreich den Regen, gierig in sich aufnahm. Besonders interessierte ihn die Geschichte der Fabier, bei denen Eutychianus diente: er wußte ja warum, und es gelang ihm, mit der Schar

der übrigen Klienten in ihrem Hause eingeführt zu werden.

Aber Eutychianus war ein Schalk. Er kannte die schwache Seite seines Freundes, und es war ihm eine Lust, ihn in seinen ehrgeizigen Ideen zu bestärken. Stichus hielt sich auch für einen Märtyrer, einen von bösen Mächten Verfolgten, einen Entthronten. Er hätte sich lieber beide Hände abhauen lassen, als eine Arbeit zu thun, die er für seiner unwürdig hielt. Er wählte sich dann einen Patron, dann mehrere, und lebte von der Sportel, die er von ihnen erhielt. Er errötete nicht, als Parasit zu leben, und sah oder wollte nicht sehen, daß er mit Hohn und Spott und Verachtung noch mehr als ein Sklave überschüttet wurde. Es genügte ihm, frei zu sein und, wie ein römischer Bürger, nichts zu thun. Er fehlte bei keinem Fest. Bei allen Distributiones und Largitiones, bei allen Congiaria war er voran zu sehen, er aß und schlief während der mehrtägigen Feste im Theater, im Amphitheater und der Naumachie. Er folgte und drängte sich an die kaiserliche Sänfte, wenn sie das Palatium verließ, inmitten des Pöbels, um etwas zu erhaschen, wenn Geld von dem freigebigen Fürsten ausgestreut wurde, und kehrte nie leer zurück.

Als der Kaiser Domitianus ein großes Congiarium gab, bei dem auf jeden Bürger tausend Sesterzen kamen, war er einer der ersten, die mit vollem Beutel zurückkehrten. Keiner kannte wie er den Festkalender. Er wußte auf Monate voraus, wann ein Fest im Cirkus, eine Opfermahlzeit auf dem Kapitol, ein Fest der Isis stattfand, und keiner wie er studierte so eifrig die acta diurna. Vor allem aber interessierte es ihn, wenn ein præfectus urbis seine Stelle antrat, ein siegreicher Feldherr aus der Provinz zurückkehrte, die neuen Konsuln gewählt wurden oder ein kaiserliches Dekret irgend ein neues Fest irgend einer fremdländischen oder wieder zu Ehren gebrachten einheimischen Gottheit verkündete, denn regelmäßig gab es da Spiele und Schmausereien, die oft tage-, ja wochenlang dauerten.

So wurde Stichus dick und fett, aber das Alter trat an ihn heran und mit dem Alter die Sorge. Wenn er früher mit seiner herkulischen Gestalt sich durch die Menge Bahn brach, so wich man ihm, obwohl widerwillig, aus. Jetzt gelang es ihm nicht mehr, bei den öffentlichen Verteilungen seine Korn-, Wein- und Ölration als einer der ersten zu erhalten, denn jetzt schoben Jüngere und Kräftigere ihn zur Seite. Auch wurden die Zeiten immer ernster und trauriger. Er dachte mit Wehmut an die schönen Tage zurück, wo Rom in beständigem Festtaumel schwamm, an das glänzende, nie mehr wiederkehrende Saturnalienfest des Jahres 90, an die Triumphe des Kaisers über die Chatten und Dacier, an die über alle Beschreibung herrlichen Säkularspiele! Es war, als wenn ein Inkubus über Rom läge. Der Kaiser verschloß sich, durch die vielen wirklichen und eingebildeten Verschwörungen mißtrauisch gemacht, in seinen Palast, und den Festen folgten Hinrichtungen auf Hinrichtungen. Die Patrone des Stichus wurden seiner überdrüssig, er wurde immer seltener zu den Gastmählern eingeladen, wo er früher durch seine komisch erscheinende Würde das Gelächter und die Unterhaltung der Tischgenossen nährte.

Er war aus der Mode gekommen, und das Elend klopfte bei ihm an!

Im Hause der Fabier wurde er vor die Thür gesetzt, da er sich seiner angeblichen Abstammung aus diesem edlen Geschlecht gerühmt hatte. Erst belustigte man sich an dem schäbigen Prätendenten; der Herr des Hauses aber, ein Mann, der durch Gunst und Adoption seines Patrons dem Sklavenstande vor noch nicht langer Zeit entstiegen war, fürchtete sich lächerlich zu machen, wenn er Stichus in seinem Hause duldete. Er gebot deshalb dem Pförtner, den Menschen nicht mehr über seine Schwelle zu lassen.

Dies machte Stichus trostlos. Er hatte immer noch gehofft, eines Tages anerkannt zu werden, und jetzt zerschlug sich alles so grausam. Er konnte sich nicht in das Unglück finden, er unterließ es auch nicht, zäh wie er war, seinen Freund Eutychian mit Bitten zu bestürmen, ihm die Gunst des Patrons wiederzugewinnen. Alles vergeblich.

Er konnte sich's auch nicht verbergen, daß noch ein anderes ihn quäle. Da war Violantilla, die Lieblingssklavin des grausamen Patrons, die er in seinen Wahnvorstellungen

zu seiner Herrin und Geliebten geschaffen und die er sein zu nennen wünschte, wenn er erst als der, den er sich wähnte, erkannt würde.

Violantilla war eine Campanierin; auch sie stammte aus einem alten Geschlechte jener Provinz, das in Armut verkommen war. Sie war schön wie die Dea Roma, von schlanken Formen wie eine Amazone. Volles rabenschwarzes Haar, in das sie Perlenbänder geschickt zu weben verstand, umgab ihr herrliches Haupt wie ein Prunkhelm. Ihre Augen von ungewöhnlicher Größe und Schönheit überwölbten feingeschwungene Brauen, unter deren Bogen sie Blitze schossen. „Wer von ihr angeschaut wird, stirbt vor Liebe,“ sang von ihr der Dichter Valerius Martialis. Was Wunder, wenn auch Stichus sich nach ihr sehnte! Durch sie mußte er wieder ins Haus kommen, das wußte er. Er drängte sich an ihre Sänfte, wenn sie in die Bäder getragen wurde, er schrie ihr lauter als alle übrigen sein „Salve!“ sein „Dii propitii“ zu, wenn sie in den Portiken der Via Lata sich zeigte, denn das konnte man ihm nicht wehren. Er erreichte es auch, daß man aufmerksam auf ihn wurde. Kaum verließ das Gefolge des Fabius den Palast, so reckten sich auch die Hälse aller, um zu sehen, ob nicht Stichus, ein Haupt höher als alles Volk, erscheinen würde, seinen Heilruf zu brüllen. Die Neger, die die Sänfte trugen, deuteten, ihr weißes Gebiß zeigend, lachend auf Stichus, wenn er in der studierten Stellung eines Rhetors zwischen den Säulen eines Tempels auftauchte. Fabius Marcellinus aber wurde es zu bunt: er beschloß, ein Ende zu machen.

* * *

In der Morgenfrühe des vierten Tages vor den Iden des Oktobers lag das Gäßchen, das vom Intermontium auf die Arx führte und wo Stichus wohnte, im hellen Sonnenlichte. Der warme Tag hatte die Bewohner vor die Thüren gelockt, aus den finsteren Erdgeschossen heraus. Die wenigen Händler des Quartiers stellten ihre Tische und Bänke in die Sonne und spannten ihr Schirmzelt darüber; der Schuster Lupus stand in der Sonne, die Ärmel aufgestülpt und plaudernd mit seinen Gesellen, bevor sie zum Pechdraht griffen. In einer nahen Werkstätte rauschte die Säge eines Marmoristen. Die Weiber, die in den oberen Stockwerken und Lauben wie eine Spatzenschar lärmten, warfen sich Seile zu, spannten sie aus und behingen sie mit Wäsche, die sich lustig im Morgenwinde zu blähen anfing. Die wilden Tauben auf dem Giebeldach eines uralten Tempelchens flogen mit Geräusch auf und machten ihren Freunden drüben auf einem alten, noch stehengebliebenen Turm der Serviusmauer einen Besuch.

Eutychian, der Pädagog, der, um Stichus zu suchen, die Gasse hinanstieg, war nicht wenig verwundert über diesen eigenartigen Winkel Roms. Er fand hier alles so friedlich, so ganz anders als unten in der Stadt. Ja, die schmutzigen, dichtbevölkerten Quartiere des plebejischen Aventin, die der Piscina Publica, wo das geschäftige Treiben der Weltstadt ruhelos und fiebrig toste, die eleganten Viertel, die nach dem neronischen Brande am Quirinal, Esquilin und Cölius erstanden, mit ihren breiten, rechtwinkelig sich schneidenden Prachtstraßen und hangenden Gärten, ja, das war Rom für ihn! Jedes dieser Quartiere verriet seine Zugehörigkeit zum Ganzen, man fühlte, daß sie nur Glieder eines Riesenkörpers waren. Hier oben aber glaubte er sich, losgelöst vom übrigen Rom, in einer der alten Städte Latiums mit cyklopischem Mauerwall zu befinden. Die großen Feuersbrünste unter Tiberius, Claudius und Nero, selbst der Brand des so nahen kapitolinischen Heiligtums hatten diese Häuserinsel verschont. Von unten glich ihre Gestalt einer großen Traube, denn die Häuser lagen hart aneinander wie Beere an Beere, die Gassen waren krumm und winkelig, viele in einen Sack auslaufend. Weitvorspringende Dächer toskanischer Art ließen die Gasse zum größten Teil, auch wenn die Sonne im Zenith stand, im Schatten, und alle Edikte der Kaiser hatten die hölzernen Lauben, die an der Außenwand hinaufführenden Treppen und die in die Straßen hinausragenden Buden, die die oft allzuenge Straße fast ganz versperrten, nicht entfernen können.

Eutychian, von einem kurzgeschorenen Haussklaven begleitet, durchsuchte das ganze Quar-

tier nach Stichus, den niemand kennen wollte. Er suchte am barocken Isistempelchen und stieg die steilen Gäßchen hinauf bis zum Tempel der Moneta auf der Höhe, bis ihn endlich ein Zufall vor das mehrstöckige Mietshaus führte, in dem Stichus wohnte.

Der Schuster Lupus hämmerte da vor seiner Bude wie alle übrigen Arbeiter, die vor ihren Höhlen Posten gefaßt hatten und sich nun über die enge Straße hinüber Schimpf- und Scherzreden zuriefen, um sich die Zeit zu vertreiben.

„Riecht ihr's nicht?“ schrie einer, und alle hoben den Kopf.

„Nach was riecht es denn?“ rief ein anderer. „Riecht es nur bei dir, oder sollen wir auch was davon haben?“

„Ich rieche, beim Herkules!“ rief der erste zurück. „Was geht es mich an, ob ihr mitriecht!“ Und dabei schien er mit Wollust sabäische Wohlgerüche einzuatmen. Die anderen fingen, ärgerlich gemacht, zu pfeifen an, aber er fuhr fort: „Und ich wette, wenn Quintus Fabius Maximus den Braten riecht, so werden wir ihn gleich seine vier Treppen herunterpoltern hören.“

„Quintus Fabius,“ sagte Lupus, indem er mit Klopfen einhielt, „Quintus Fabius ist unsichtbar geworden; seit drei Tagen hat ihn niemand mehr gesehen!“

„Gebt acht,“ schrie wieder der erste, „wenn seine Nase das Riechen nicht verlernt hat, so wird er erscheinen, er wittert den Braten.“

Wirklich erfüllte jetzt ein starker Duft von Gebratenem die Luft und machte allen den Mund wässerig.

„Was ist denn los? Wo wird denn gekocht und angerichtet?“ rief es durcheinander.

„Die Salier im Marsforum haben Festtag, Esel, die ihr seid —“ Ein Weib mit zerzausten Haaren rief es auf die Straße hinunter.

Einer erklärte es jetzt dem anderen; viele legten ihr Handwerkszeug weg und eilten gegen das Forum Martis hinunter, um die Prozession mit den heiligen Schilden und den Tanz zu sehen; andere aber pfiffen hinauf an das Haus, wo Lupus seinen Pechdraht zog, und riefen: „Fabius, Fabius, Zauderer, komm doch herunter, es giebt was zu schmarotzen. Riechst du nichts, Fabius?“

Eutychianus wußte nun, wo sein Freund zu finden sei und unter welchem Namen. Er gab dem Diener, der ihn begleitete und der ein Bündel trug, einen Wink, und sie stiegen die steilen hölzernen Stiegen empor, die sich an der Außenmauer des Hauses bis ins oberste Stockwerk hinaufzogen. Endlich kamen sie atemlos, keuchend oben bei den Dachschwalben an und sahen sich in schwindelnder Höhe über dem Forum, auf dem die Menschen klein wie Mücken erschienen.

Sie klopften an verschiedenen Thüren, ohne Antwort zu erhalten; die Gemächer waren fast alle verschlossen oder standen leer. Sie lauschten, vernahmen aber nichts als das Girren zweier Turteltauben, die sich auf dem flachen Dache jagten. Jetzt hörten sie endlich, nachdem sie an allen Thüren gehorcht hatten, aus der letzten das friedliche Schnarchen eines Schlafenden. Das mußte Stichus sein. Sie rüttelten an der morschen Thür und diese gab dem Drucke nach.

Ja, da lag er auf der Erde, auf einer dünnen Lage Stroh, der ganzen Länge nach ausgestreckt, so daß die Füße die Thür, sein Kopf die Rückwand des mehr als engen Gemaches berührte.

„Stichus, Stichus, feliciter, auf, auf, das Glück wartet auf dich!“ schrie Eutychianus durch die hohle Hand.

Der Schläfer reckte sich, starrte den Schreier mit blöden Blicken an, dann aber kehrte er sich wieder gegen die Wand und wollte seinen unterbrochenen Schlaf fortsetzen.

Vergeblich — Eutychian kitzelte ihn so lange, stieß und knuffte ihn, bis er sich auf seinem erbärmlichen Lager aufrecht setzte.

„Fortuna wartet,“ lachte der Eindringling und deutete vor die Thür.

„Laß mich schlafen,“ knurrte Stichus verdrießlich und rieb sich die geschwollenen Augen.

„Bist du verrückt? Jetzt schlafen, wo dir das Glück durchs Dach regnen will? Auf, Zauderer, Quintus Fabius Maximus Cunctator!“

Stichus sah, daß eine Gestalt vor der Thür auf- und abging; er sah es, denn von Zeit zu Zeit lief ein Schatten über das sonnenbeschienene flache Hausdach durch die halboffene Thür.

„Wer ist denn da? Was bringst du Neues?

Raus mit der Sprache, oder ich schlafe wieder ein."

„Alter Fabius, dir ist Heil widerfahren! Quintus Fabius Marcellinus, das Haupt der Gens Fabia, hat dich erhört. Er will dich sehen — hörst du? Er hat dich eingeladen, an diesem Tage, wo er seiner Lieblingssklavin, seiner Violantilla, ein Fest giebt. Er hat dich eingeladen, mit allen seinen Verwandten und Hausfreunden — dich eingeladen!" wiederholte er, „denn er vernahm, daß noch einer seines Geschlechtes hier im Verborgenen lebe — und — und da er heute die ganze Familie um sich sehen will, so — wer weiß, was noch geschehen wird."

Stichus glaubte nicht recht gehört zu haben, er traute seinen Ohren nicht. „Mich — mich eingeladen — also doch! — o Herkules Viktor — also dennoch."

Er sprang auf. In seinem kurzen, zersetzten und geflickten Hemd sah der Prätendent doch zu lächerlich aus.

Eutychian wollte sich ausschütten vor Lachen. Als er aber das Gesicht des armen Stichus immer länger und länger werden sah, hielt er mit Mühe inne.

Der Arme sprach mit bebender Stimme, es würgte ihn in der Kehle: „Eutychian, ich sage dir, du handelst wie ein Schuft, wenn du mich belügst. Wisse, daß ich seit drei Tagen keinen Bissen gegessen — wenn du meiner spotten willst, so kommst du zu ungelegener Stunde. Geh und laß mich weiter schlafen — laß mich in Ruhe."

„Du wirst schon sehen, daß ich mit der Wahrheit umgehe. Draußen steht ein Sklave Marcellins, mit allem Nötigen, das ein Edler, der zum Festmahl geht, benötigt."

Er gab der Thür einen Tritt, und Stichus sah draußen im Sonnenlicht einen bunt gekleideten Diener, der ein großes Bündel auf seinem glattgeschorenen Kopfe trug. Eutychian gab dem Sklaven Befehl, aus einer nahen Caupona gekochtes Gemüse und Wein zu holen. Als jener sich entfernte, öffnete er das Bündel und sprach: „Flugs, bürste, wasche dich, hier ist Salbe und Öl, hier ein Rasiermesser, dann schnell hinein in die Interula, in die Tunika —"

Und so geschah es; denn als der Diener zurückkam, saß Stichus schon auf dem Dache, in sauberer Tunika und mit saubergeschabtem Kinn, gewaschen und gesalbt.

Nachdem er mit Heißhunger gegessen hatte, legten sie ihm eine zweite Tunika an, die ihm bis auf die Knöchel reichte und auf der Mitte der Brust, von der Halsgrube bis zu den Füßen, einen prachtvollen, handbreiten, purpurgestickten Latiklav hatte.

Wenn man jetzt Stichus noch die Krone und das Reich angeboten hätte, er würde es ausgeschlagen haben.

Und jetzt kam das Hauptstück: eine schneeweiße, frisch vom Walker gekommene Toga, die dreimal seine Körperlänge überschritt. Er betrachtete sie mit andächtigem Schauern. Seine naturfarbene, geflickte und zu enge Toga war nur ein erbärmlicher Fetzen dagegen. Als das Prachtkleid ausgebreitet wurde, ergab es sich, daß es länger war als die Breite des Hauses und noch ein Stück über die Mauerbrüstung hing.

Das schwierige Geschäft des Ankleidens begann. Die erste Hälfte wurde auf seine linke Schulter gelegt, daß das eine Ende den Boden zu seinen Füßen streifte, dann zogen sie den ganzen langen Schweif, der über den Rücken fiel, unter der rechten Schulter herum und luden den Rest zum zweitenmal auf die linke Schulter.

Die beiden ordneten ihm den Sinus, daß er wie ein Wehrgehänge in eleganten Falten quer über die Brust hing, und zogen das Ende darunter hervor, damit ihm ein stattlicher Bausch darüber falle. Sie schoben Holzstreifen in die Falten, um sie in der geordneten Weise zu erhalten; dort knüpften sie, da hefteten sie, strichen glatt und nestelten, und — es war eine geraume Zeit verstrichen — da stand er so vor ihnen, wie sie ihn wollten, ganz eingepackt in das altväterische, unbequeme, aber ehrwürdige Nationalkleid, das allein den wahren Römer kennzeichnet.

Stichus hatte bei alledem nicht gewagt, sich zu rühren, sich zu räuspern, um den künstlich gelegten Faltenwurf nicht zu verderben, auch mußte er jetzt erst gehen lernen, um nicht bei jedem Schritt über die Toga zu stolpern, auf deren erstes Ende er immer, wenn er zu hastig schritt, treten mußte.

Er freute sich mit Zittern, als sie ihm den wasserhell polierten Bronzespiegel vor-

hielten. Ja, so hatte er sich in seinen Träumen über die Foren schreiten sehen, die Liktoren voran, den Weg nach der Rostra einschlagend. Er streckte die Hand aus über die zu seinen Füßen liegende Roma, als wollte er von ihr Besitz nehmen. Da lag sie ja wie eine geschmückte Braut vor ihm, in aller ihrer Pracht, ihrem Glanze, als wäre sie wie durch ein Schöpferwort diesen Augenblick aus dem Nichts entstanden, neu und glänzend.

Welchen Verführungszauber übte sie auf ihn aus! Sie, nur sie hatte ihm den Gedanken täglich bestätigt, daß er nicht ein herrenloser und elender Mensch, sondern einer ihrer besten Söhne sei. Dort drüben am Palatin konnte er noch die Höhle des Luperkals erblicken, wo die Wölfin die Gründer Roms gesäugt, und wo seine heroischen Urahnen das Fest der Luperkalien gestiftet hatten, dort die Porta Carmentalis, durch die die dreihundertundsechs Fabier, die Blüte des Geschlechtes, vom Konsul Fabius Caeso geführt, nach Veji zogen, um dort den Heldentod fürs Vaterland zu sterben, dort wo die Rednerbühne sich erhebt, hatte Quintus Fabius, der Pontifex, die greisen Senatoren, die vor den hereinstürmenden Galliern nicht fliehen wollten, dem Tode geweiht.

Was sich aber da unten in bezaubernder Schönheit vor ihm ausbreitete, war nicht das alte Rom, wie es jene gesehen hatten. Das war die flavische Neustadt, die sich auf den Trümmern, auf der qualmenden Brandstätte des alten Rom, zu der es Nero gemacht hatte, erhob, herrlicher und glänzender.

Marmorhallen im Schmuck unzähliger Bildwerke breiteten sich zu seinen Füßen aus, das goldene Dach der Vesta blitzte in der Sonne, das ungeheure Mauerrund des Amphitheatrum Flavium erhob sich am Horizont. Wie Schiffsmasten ragten die Triumphalsäulen der Konsuln und Kaiser. Über dem Giebeldach des Cäsartempels glänzte wie ein Diamant der Stern der Julier.

Aber Eutychian ließ ihn nicht länger träumen; nachdem ihm noch die glänzend schwarzen, mit den silbernen Monden gezierten Stiefel umgeschnallt worden, gelang es ihm, den Pseudo-Fabier ohne Unfall, ohne eine Falte der Toga zu zerknittern, heil und ganz auf die Straße zu bringen. Und nun ging's auf den Quirinal, in den Palast des Fabius Marcellinus, procurator viarum und Senator.

* * *

Fabius Marcellinus war ein fremdes Reis, das auf den absterbenden und verdorrten Stamm der alten Gens Fabia gepfropft worden war. Sein Vater, aus der Provinz Bätica gebürtig, war Sklave gewesen, dann Freigelassener des letzten Sprosses, des Quintus Fabius Marcellinus, der die Thaten des Kaisers Trajanus geschrieben hatte. Er wußte sich als procurator rationum oder Verwalter so nützlich, ja unentbehrlich zu machen, mit allen Listen und Ränken den kinderlosen Greis dazu zu bringen, daß er ihn adoptierte und ihn zum Erben einsetzte. Die anderen Zweige der berühmten Familie, die „Pictores“ unter anderen, waren auch am Aussterben. So führte denn Petro, wie der Freigelassene hieß, dem vertrockneten Körper neues, aber plebejisches Blut zu und machte den alten Stamm noch einmal blühen. Sein Sohn war Marcellinus, der trotz des großen Vermögens und seiner hohen Stellung die niedrige Abkunft und plebejische Gesinnung nicht verbergen konnte. Der Sohn des spanischen Freigelassenen fühlte sich nun bemüßigt, die Ehre seines von ihm usurpierten altehrwürdigen Geschlechtes zu retten und die Schmach, die diesem angethan worden war, zu rächen. Deshalb ließ er nach Stichus suchen, und um ihn um so sicherer zu fangen, bediente er sich dessen Freundes und schickte ihm Toga und Latiklav und einen Gruß der Violantilla.

Es war die zehnte Stunde, als Stichus auf dem Quirinal ankam. Er erstieg eben mit Eutychian und dem Sklaven den Clivus Mamurri, an den der Palast und Garten der Fabier grenzte. Der Janitor riß beide Thorflügel auf und führte den Togaträger ins prunkvolle Atrium. Eutychian verschwand, mit lachender Miene ihm zuwinkend.

Da stand er nun, wo er sein Leben lang gewünscht zu stehen — allein im dämmerigen Atrium des fabischen Geschlechts. Das Purpur-Velum, das über dem Impluvium ausgespannt war, verbreitete weithin einen

roten Schein über alles, über den marmorgefaßten Teich inmitten des Saales, in den aus bronzenen Löwenrachen krystallenes Wasser sprudelte, über das Sacellum der Hausgötter, wo eine vergoldete Statue des siegreichen Herkules thronte. Da saß er in feierlicher Ruhe auf der Löwenhaut, die Keule aufs Knie gestemmt, die Hesperidenäpfel in der Rechten. Die Silberschilde an den bunten Säulen waren wie blutübergossen, und auf den marmornen Hermen an den Wänden, die mit Purpurissum bemalt waren, tanzten die Lichter. Alles um ihn, der goldene und bronzene Schmuck des Saales, die unzähligen Ehrenkronen, die korinthischen Geräte, alles strahlte in magischem Schimmer. Er schien dem gewöhnlichen Leben entrückt zu sein.

Lautlose Stille ringsum, nur das Wasser ergoß sich plätschernd in das Impluvium. Ein jugendlicher Triton in der Mitte des Beckens, in dem halberschlossene Lotosblumen schwammen, spritzte es aus seiner Muschel in die Höhe, von wo es in melodischem Tonfall wieder zurückfiel. Stichus war wie verzaubert, in eine andere, ferne, ferne Welt versetzt. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte in seinem Leben in so vielen Atrien gestanden, um auf die Sportel zu warten, und niemals war ihm so geschehen! Er staunte die ihn umgebende Pracht an, er sah sie und sah sie doch wieder nicht, dann fiel sein Blick wieder wie ungefähr auf seine eigene verwandelte Gestalt und blieb wie gebannt an der Purpurstickerei des Latiklavs auf seiner Brust hangen. Er versuchte zu denken, was nun würde, wie sich sein neues Leben künftig gestalten, was er fortan thun würde. Aber von diesen Gedanken, die auf ihn in solcher Fülle eindrangen, konnte er auch nicht ein Schwänzlein erhaschen. So stand er, er wußte selbst nicht wie lange, wie im Schlaf, als er endlich Tritte zu hören glaubte. Er erwachte wie aus einem langen Traume. Es war nichts. Niemand war gekommen. Wieder blickte er um sich. Überall auf den Silberschilden, den Kronen, auf den Wänden glänzte ihm das magische Wort Fabius entgegen. Aber was war das für eine seltsame Versammlung, die auf Piedestalen, aus tempelartigen Schränken auf ihn herniederschaute, lauernd und stolz, lächelnd und trotzig, höhnisch und wohlwollend? Andere schienen über ihn weg in weite Fernen zu schauen und fremde geheimnisvolle Laute zu hören. Die an seidenen Seilen schaukelnde Purpurdecke spielte auf ihren Zügen mit Licht und Schatten, daß es schien, als ob sich die Züge veränderten, die Gesichtsmuskeln zuckten. Das waren die glorreichen Ahnen, deren Masken im Heiligtum des Hauses aufgestellt waren und die jeden Fabier zu Grabe geleiteten, wie er es oft gesehen hatte.

Es wurde ihm sonderbar zu Mute, aber er trat näher und faßte sich ein Herz. Da sah er unter jeder Maske Namen, Würden und Lobsprüche geschrieben oder in Bronze gegraben. Er sah sie so alle vor sich, die alten Helden seines Geschlechts, von den ersten, die mit Romulus die urbs quadrata gegründet hatten. Er fing an in der Reihe beim mythischen Ahnherrn, den Herkules mit der Tochter Evanders erzeugt. Da folgten sich alle die Heroen und Sieger und Selbstbezwinger, da nickte das bärtige Haupt des Fabius Vibulanus, der die Äquer und Volsker besiegt und die Beute, statt sie zu verteilen, zum Besten der Republik in den Schatz des Saturnus gelegt, der auf die größte Ehre, den Triumph verzichtete, um die Trauer des römischen Volkes über die Gefallenen nicht zu stören. Dort drohte unter buschigen Brauen der Held von Veji, der mit der Blüte seines Geschlechts an der Cremera fürs Vaterland fiel; dort das ehrwürdige Haupt jenes Quintus Fabius Pontifex, mit dem Albogalerus geschmückt, und das narbenbedeckte Antlitz des Fabius Dorso, der das Kapitol gegen die Gallier verteidigt hatte und sich dann durch die feindlichen Vorposten durchschlug, um auf dem Quirinal an den väterlichen Altären zu opfern.

In der Nische aber, auf blassem Gold, welch glänzende Erscheinung, in der toga picta und der tunica palmata! Er ist es, er weiß es wohl, es kann kein anderer sein als Quintus Fabius Maximus Rullianus, Censor, Prokonsul, zum viertenmal Konsul, der Sieger am Vadimonischen See, wo die Macht Etruriens in Staub versank; der Sieger über die Samniten, die er gezwungen hatte, durchs Joch zu gehen, und deren er siebentausend in die Gefangenschaft ver-

kaufte; der dreiundzwanzig Feldzeichen erobert, der Sieger von Cimetra und Tifernum, der Sieger über die Gallier bei Sentinum.

Aber er war mehr als Sieger, das weiß Stichus, weil er sich selbst bezwungen, seinen Stolz besiegt hat und zum Wohl der Republik seinem Todfeinde, dem Diktator Papirius Cursor, verziehen und sich ihm unterworfen hat. Welche Männer, welche Thaten! welch glänzendes Haus! Der wahre Tempel Honoris et Virtutis.

Ihm gegenüber stand aber der Größte von ihnen in einem besonderen Ehrentempel, der Diktator Quintus Fabius Maximus Verrucosus Cunctator, der nach der Schlacht am Trasimenischen See das Vaterland gerettet, der „Schild Roms“, der die Gefahr Hannibals abgewendet, der in seinem letzten Konsulate das stolze Tarent erobert hatte und dem Jupiter Capitolinus unermeßliche Beute zuführte.

Stichus berauschte sich förmlich, indem er diese glorreichen Thaten aufzählte, er begeisterte sich beim Anblick der Helden, die er jetzt alle um sich versammelt sah. Seine Brust begann zu schwellen, sein Blut zu wallen. O, auch er wollte sich ihrer würdig zeigen in dieser jämmerlichen Zeit, wo echte Römertugend so selten war. Er wollte auftreten auf der Rostra und dem Volke von seiner alten Freiheit, seinen alten Helden sprechen, er wollte — —

Plötzlich sah er sich Violantilla gegenüber. Sie war festlich gekleidet und strahlend von Schönheit. An ihrem Halse, an ihrer Brust glänzten kostbare Ringe und Kettchen, selbst ihre weißledernen feinen Schuhe waren mit Gemmen überladen und ihr Haupthaar mit Goldstaub gepudert. Ihre Kleider von feinstem ägyptischem Byssus, spinnwebefein und von leuchtenden Farben, dufteten wie die Gärten des Alkinoos, wie die Rosen von Pästum. Die Eleganz ihrer schlanken Gestalt, harmonisch in allen Teilen, wurde noch erhöht durch den anmutigen Wurf der Gewandung. Für Stichus hatte sie geradezu etwas Übermenschliches, Göttliches. Sie erschien ihm in diesem Augenblick als die Erfüllung aller seiner Wünsche, als der Schlußstein seines Glückes, der Morgenstern einer neuen Welt, die sich vor ihm aufthat.

Violantilla verbeugte sich vor ihm, sie nahm seine Hand, führte sie erst an den Mund, dann an die Stirn. „Fabius, mein Herr, mein Gebieter, du kommst in dein Eigen zurück, dein Stern ist aufgegangen, du bist erkannt als der rechtmäßige Herr, und alles, was du hier berührst, was deine Blicke streifen, ist dein — laß deiner Sklavin Gnade widerfahren,“ fügte sie wie erregt hinzu.

Stichus begann es zu schwindeln. Er verbarg einen Augenblick sein Antlitz in der Hand, um seine Bewegung zu meistern. „Also dennoch, dennoch,“ murmelte er für sich, „ich bin wirklich Fabius, es ist kein Traum!“

Violantilla spielte ihre Rolle gut, sie blieb auf den Knien, bis er sie aufhob, nicht ohne ihn von der Seite unaufhörlich zu beobachten. Sie hatte Anweisung bekommen, alle Freudenausbrüche des Narren ruhig zu ertragen, um ihn desto sicherer in seinen Wahn einzulullen. Nicht ohne Erstaunen sah sie aber, daß, wenn sie ihre Rolle gut spielte, ihr Opfer aufrichtig war. Er spielte nicht den Herrn, er war es wirklich und glaubte unerschütterlich, es zu sein. Sie sah zu ihm auf, der ruhig und majestätisch wie eine der Statuen des Atriums dastand und seine Bewegung niederkämpfte.

„Violantilla,“ sprach er endlich, „auch deine Vorfahren waren edlen Geschlechts, fürchte nichts, du gehörst mir zu, dir soll kein Leid geschehen. Ich werde dir die Freiheit geben, und noch heute soll es geschehen, denn du hast mir in meinem Hause zuerst dein ‚Salve!‘ zugerufen, du hast den ersten Anspruch auf meine Gnade.“

Violantillas Mund zuckte, ihre Augen glänzten, sie mußte sich halten, um nicht in ein Gelächter auszubrechen. „Gnade, bloß Gnade?“ rief sie endlich bitter.

„Ja, Gnade! Aber meine Gnade ist so viel größer gegen dich, als das Geschlecht der Fabier alle anderen überragt. Ich liebe dich, Violantilla, habe dich schon in der Zeit meiner Erniedrigung geliebt. Du sollst meinem Herzen am nächsten stehen. Als Freigelassene will ich dich in mein Haus führen, wo du herrschen sollst.“

„Herr, Herr!“ stammelte die Sklavin.

„Wir werden ein neues Geschlecht pflan=

zen, die Tage der glorreichen Vergangenheit sollen wiederkehren und der Stamm des Herakles wieder blühen."

Stichus glaubte plötzlich ein schlechtverhaltenes Gelächter zu hören, aber er schämte sich seiner Schwachheit. So tief also hat das lange Leben in Armut und Elend und Knechtschaft dich mit Furcht erfüllt, daß du selbst jetzt noch zitterst und zweifelst? sprach er zu sich.

Aber jetzt bewegten sich wirklich die babylonischen Tapetenwände, Schritte hallten in den Korridoren. Diener kamen, die den halb Betäubten einluden, ihnen zu folgen. Die schweren figurenreichen Teppiche wurden auseinandergezogen, und er sah in ein farbenprächtiges, im Sonnenlicht gebadetes Peristylium mit Rosen- und Hyacinthenbeeten, mit Myrtengebüschen und Palmen. In der Ferne, ganz hinten aus einem entlegenen Saale, hörte er fröhliches Lachen, Tellergeklapper, Musik und Gesang.

Das war wieder eine andere Welt!

Er mußte sich erst wieder vergegenwärtigen, daß er ein Gast des Fabischen Hauses war. Die reich mit Arm- und Ohrringen geschmückten mauritanischen Diener, deren Tritt auf den Teppichen erstarb, führten ihn in den glänzend ausgestatteten Festsaal, der bis oben an die vergoldete Balkendecke mit buntem Marmormosaik inkrustiert war. Er sah da auf vier Sigmaten, vier in Halbkreisform gebauten Sofas, eine zahlreiche heitere Gesellschaft bekränzt und in buntgestreiften Festkleidern beim Mahle liegen. Zimmet und Malabathron brannten auf reichvergoldeten Bronzebecken und verbreiteten einen süßen Geruch. Ein Büffett, voll der köstlichsten goldenen und edelsteingeschmückten Schüsseln, Vasen, Krügen und Schalen, leuchtete wie eine Sonne. Stichus sah zu beiden Seiten der Speiselager ein kleines Heer von buntgekleideten Sklaven jeden Alters aufgestellt. Die einen schöpften aus faßgroßen silbernen Krateren Wein, andere trugen dreistöckige, mit Elfenbein und Schildpatt eingelegte Repositorien oder Aufsätze mit den verschiedenen Gängen daher und setzten sie vor die Gäste auf die niederen Tische.

Stichus trat einige Schritte vor. Er erwartete, es würde einer ihn im Namen des Herrn willkommen heißen oder ein Diener kommen, um ihm die Toga abzunehmen und das bunte Festkleid dafür anzuziehen. Es wäre ja unerhört, in der Toga sich zu Tisch zu legen. Aber keiner rührte sich. Aller Blicke waren lauernd auf ihn gerichtet, keiner sprach, kein Laut wurde hörbar.

Doch faßte er Mut und rückte einige Schritte vor, um zuerst zu grüßen, vielleicht erforderte es das Ceremoniell also. Wie er aber den Mund öffnen wollte, stürzte er rücklings auf den Boden des Speisesaales.

Ein donnerndes Gelächter antwortete ihm. Man hatte unter den Teppichen verborgen eine Walze gelegt, die ihn zu Falle gebracht hatte.

Er glaubte noch nicht an Verrat, quälte sich aber ab, aufzustehen, was ihm in der ungewohnten Kleidung nicht gelingen wollte. Jeder seiner Versuche wurde mit unglaublicher Heiterkeit begrüßt. Endlich gelang es ihm doch. Aber, o weh! — was war aus ihm geworden? — Die schwere Toga hatte sich gelöst, sie hing unordentlich wie ein Sack an ihm. Er wollte sie hinaufziehen und ordnen, trat aber dabei auf das andere Ende und fiel von neuem hin. Jetzt blieb er liegen. Er dachte, man werde ihm endlich helfen. Keine Hand rührte sich. Wiederum stellte er sich mit aller Anstrengung auf die Füße, aber die Toga umstrickte ihn wie eine Schlange in vielen Windungen. Er war in einen unentwirrbaren Knäuel geraten. Die Gesellschaft wollte sich ausschütten vor Lachen. Mit Mühe — die Stirn stand ihm voller Schweißtropfen — schüttelte er sie endlich ab. Er keuchte, er ballte die Faust. Er war erhaben anzusehen in seinen wirren Haaren, seinem vom Zorn geröteten Gesicht und der wallenden Tunika, auf der der Latiklav wie ein breiter Blutstreifen vom Hals bis zu den Füßen lief.

Porphyrios, der Archivar des Hauses und Freund Marcellins, beugte sich, bewegt von dem Anblick, über sein Polster zum Herrn des Festmahls und bat ihn, dem unwürdigen Schauspiel ein Ende zu machen. Marcellin war nicht gelaunt, Ratschläge anzunehmen; auch gefiel der Spaß seinen anderen Tischgenossen zu wohl, genug — er schnalzte mit den Fingern, und wie auf ein verabredetes Zeichen flogen von allen Seiten auf den armen Stichus Knochen, Kohlstrünke, faule

Eier, so daß er im Nu, blutig geschlagen, zerkratzt, mit Unflat überschüttet, ein Bild des Jammers dastand, unfähig ein Wort zu sagen. Auch wären seine Worte im Geschrei und Gelächter, in das Herren und Sklaven einstimmten, ungehört verklungen.

Er war unkenntlich vor Schmutz geworden. Aber kaum ließ der Lärm und das Schreien nach, so fuhr er sich über Augen und Mund, und seiner von Schmach und Zorn gepreßten Brust entrangen sich die Worte, die er mit seiner mächtigen Stimme hinausdonnerte: „Fluch und Schmach dem Verräter! Du bist kein Fabier, Marcellin, ein fremder Hund bist du! Die Götter und Laren dieses hohen Hauses mögen mich rächen und dir vergelten. Höre mich, Herkules Viktor, höre mich! O, der Schmach, der Schande! Pavor und Pallor mögen dich würgen, Vulkanus dich brennen — Verräter! Verfault bei lebendigem Leib empfange dich Libitina!“ — —

Ob die Götter diesen Fluch gehört? Zur selben Stunde schrieb Kaiser Domitianus den Namen des Marcellin in seine Wachstafel, in die Liste der Proskribierten, der zum Untergang Reifen! — —

Alles stürzte sich jetzt auf Stichus, man schlug ihn und spuckte ihm ins Gesicht. Mit heiserer Stimme rief Marcellin dazwischen: „Schließt den tollen Hund in Ketten. Auf morgen das Gericht!“ Er befahl, Stichus wegzuführen und in das selbst für die niedrigsten Sklaven zu schmutzige Gemach zu sperren.

So geschah es, man verrammelte die Thür, und das Gelage nahm seinen Fortgang. —

Violantilla, die von ihrem Patron gezwungen worden war, den armen Stichus in die Falle zu locken, ihn sicher zu machen, um ihn dann die Schmach, die er ihm zudachte, doppelt fühlen zu lassen, begann, als die letzten Gäste sich entfernt und alles schon im Schlafe lag, über das Vorgefallene zu grübeln. Nicht etwa, daß es gerade Mitleid war, was sie mit dem alten Narren fühlte, stärker war erst bei ihr der Wunsch, ihrem Herrn einen Streich zu spielen, indem sie jenen entwischen ließe. Sie haßte Fabius Marcellin und verabscheute sein rohes und zugleich hinterlistiges Wesen. Immer und immer wieder aber trat ihr dann der arme Stichus vor Augen, sie erstaunte, wie verwandelt ihn das unerwartete Glück gemacht, wie würdig, wie hoheitsvoll sein Benehmen unter der wütenden Meute seiner Beleidiger geblieben war. Er erschien ihr wirklich wie einer, der einem Herrengeschlecht entsprossen ist, seine Stimme, sein Gang, seine Haltung hatten etwas Fürstliches gewonnen in der Toga des Senators, ein untrügliches Zeichen: denn, wer niedrig von Geburt, wird dies auch in Gold und Seide verraten lassen. Ja, der Plan wird immer mächtiger in ihr, den Mann der Rache des verhaßten Patrons zu entziehen; ja, sie will seinen Kerker öffnen. Ein wonniges Gefühl, etwas Gutes zu thun, und ein ergötzlicheres Gefühl der Rache beseelt sie. Sie will es, und die Riegel fallen.

* *
*

Es ging gegen Morgen. Die Dämmerung brach an. Das fahle Tageslicht drang durch eine Ritze der Mauer in das enge schmutzige Gemach. Stichus schlug die Augen auf. Es schien ihm, er höre den Riegel schieben, aber wie betäubt ließ er die Lider wieder fallen. Er befand sich in solcher Erstarrung, daß er kein Glied zu rühren vermochte. Die Thür stand offen. Er hörte oder glaubte Schritte zu hören, die sich entfernten und in fernen, abseits liegenden Gemächern verhallten. Nun wurde es allmählich heller und heller. Stichus zwang sich jetzt, die Augen offen zu halten, er that sich Gewalt an, seine erstarrten Glieder zu rühren. Die Augen schmerzten ihn von den scharfen Ausdünstungen des Gemaches. Er glaubte beim Aufstehen alle Glieder krachen zu hören; unmöglich schien es ihm, auch nur einen Schritt zu wagen. Jetzt blieben seine Augen wieder auf seiner Brust hangen. Er sah sie bedeckt mit Schmutz und Unflat. Da kam ihm alles wieder in Erinnerung, was gestern geschehen war, und eine namenlose Angst erfaßte ihn, wenn er der erlittenen ungeheuren Schmach gedachte. Als er sich aber vorführte, was zukünftig mit ihm geschehen würde, welche Schmach, Schande, Demütigung ihn noch erwartete, raffte er sich mit dem Rest all seiner Kräfte zusammen, stieß die halb offenstehende Thür auf und trat hinaus.

Alles war todstill um ihn. Tiefe Dämmerung füllte noch die menschenleeren Räume, die er durchschritt. Er tastete nach dem Ausgang, aber in dem weiten Hause war es nicht leicht, ungeführt den Weg zu finden. Er mußte öfter vor verschlossenen Thüren umkehren und stieß oft in dunklen Gemächern mit den Knien an Kisten und Kasten.

Endlich fand er das Peristyl, das in frostiger Morgenbeleuchtung vor ihm lag. Er wankte durch den dunklen Korridor links davon, tastete sich durch das Atrium in den Hausflur, ohne einen Blick auf die im Dunklen thronenden Ahnen zu werfen. Der Thürhüter saß im Halbschlaf auf seinem Bette in der Cella. Die Hausthür stand halb offen. Er schritt hindurch und befand sich alsbald auf der Straße.

Ein kalter Windstoß kam ihm entgegen und erfrischte seine Augen. Die Straße lag öde und leer im fahlen Schimmer der Morgendämmerung. Er hörte nur das Echo seiner Schritte, als er im Nebel über den Rücken des Quirinals schritt. Aus den Gärten der Via Alta Semita krähten die Hähne, andere unten in der Stadt antworteten ihnen. Keine Menschenseele ringsum.

Er lenkte unwillkürlich seine Schritte nach Hause und erstieg die steilen Gäßchen, die ihn zu seiner Inselwohnung führten.

Nun war er angelangt. Doch galt es erst noch, die vier steilen hölzernen Treppen, die nach vielen Windungen auf dem Dache endigten, zu erklimmen. Als er nun oben angekommen war, wankte er wie besinnungslos zu der kniehohen Brüstung, die um die Terrasse sich herumzog, dort, wo er so oft geschwelgt hatte im Anblick der Herrlichkeit Roms. Seine Knie zitterten vor Müdigkeit. Schmerz und Kälte hatten ihn erschöpft.

Dämmerung deckte das Forum. Die Hähne hörten nicht auf, den Morgen anzukündigen, im Tempel der Magna Mater drüben am Palatin begrüßten sie ihn mit Zimbeln und Handpauken.

Stichus öffnete die Augen, die ihm vor Erschöpfung zugefallen waren, und sah hinunter aufs Forum und Comitium, das menschenleer und öde, als sähe er es durch ein blaugefärbtes Glas, vor ihm lag.

Die Dea Roma schläft! Er starrte unbeweglich auf die kalte Marmorpracht ihrer Glieder, auf den Palatin und die Carinen, ihre ausgebreiteten Arme, auf das Forum, ihr Herz, das Kapitolium, ihr goldenes Haupt. Sie war unheimlich anzusehen in ihrer Ruhe, die dem Tode, der Erstarrung glich. Wird das Leben in sie zurückkehren?

Aber die ewige Sonne gab ihm Antwort. Es zuckte und glühte im Osten, ein feuerroter Saum breitete sich hinter dem flavischen Amphitheater aus, und endlich stieg der Wagen Sols über den Latinerbergen empor, langsam und feierlich, und jagte die blauen Dünste weit über das Kapitol ins Marsfeld.

Jetzt fingen die goldenen Viktorien auf den Ehrensäulen an der Sacra Via an zu glühen, die Giebelgruppen der Tempel am Clivus strahlten das Gold der Sonne wieder.

Fernes Summen und unbestimmtes Brausen zeigte das Erwachen der Stadt an.

Die Kaiserpaläste, die Häuser auf dem Cölius und den Carinen wurden von der immer höher steigenden Sonne mit einem zarten Rot übergossen, daß sie wie Rosen glühten.

Ja, sie lebt, sie erwacht! Überall regt es sich. Der Rauch der Morgenopfer steigt senkrecht zum krystallenen Himmel, die Sonne scheidet alles in Licht und Schatten, vergoldet, bemalt, belebt alles. Sie steigt höher und höher, wie ein Triumphator im roten, goldgestickten Gewand. Schon hat sie das Kapitol erklommen, das sie ganz mit Licht und Glanz überflutet. Unten die zweistöckige Riesenhalle des Lutatius Catulus glüht wie eine Purpurwand, von der sich die Tempel am Clivus in kalten Schatten abheben.

Wie herrlich, wie erhaben! Er schien es zum erstenmal zu sehen. Ja, sie erwacht, sie dehnt ihre weißen Glieder, die sie, gerötet von den Strahlen der Sonne, über die sieben Hügel ausbreitet in süßer Wollust, und ihr Haupt, ihr goldgeziertes, turmgekröntes Haupt lacht in unvergleichlicher Schöne jauchzend dem neugeborenen Morgen zu.

Stichus hört Stimmen hinter sich. Es sind die Nachbarn, die erwachen; armes, elendes Volk, das wie er sein Nest auf dem Dache hat.

Menschen? O, er will keine Menschen mehr sehen. Er ist alt und müde, und nach

der ungeheuren Schmach, die ihm angethan worden ist, will er keine Kreatur mehr sehen. Nur sie, die ewige Roma, will er noch mit den Blicken verschlingen bis zum letzten Augenblick und dann sterben. Der Kopf wird ihm so schwer. Es zieht ihn etwas Geheimnisvolles hinunter zu ihr, und er beugt sich weit, weit über die Brüstung. Es dreht sich alles vor seinen Augen, die Säulen der Tempel unten winden sich wie Schlangen zum Gebälk empor, die Statuen schwanken, alles kommt in Bewegung. Jetzt erfaßt es ihn wie ein Wirbelwind, Hören und Sehen vergehen ihm, der Atem stockt. Er fällt und fällt, sich in der Luft überschlagend, kopfüber in die Tiefe. Aber die flatternden Riemen seiner Stiefel, die sich gelöst haben, haken sich an dem Akroterion eines kleinen Heiligtums fest, und er bleibt einen Augenblick zwischen Himmel und Erde schweben.

Aber nicht lange, der schwere Körper reißt den Thonziegel aus seinen Fugen, und von neuem stürzt er in die Tiefe und zerschellt auf dem Basaltpflaster eines Sträßchens ohne Ausgang, hinter der Apsis des Cäsarforums und dem Kerker.

* * *

Auch Porphyrios, der Archivar, hatte die ganze Nacht kein Auge schließen können; das Jammerbild des armen Menschen wollte ihm nicht aus dem Sinne kommen. Ja, wenn er sich's recht gestand, so hatte der Bettler mehr Hoheit und Würde gezeigt als Marcellin. Er zündete seine vierschnäuzige Silberlampe an. Da er von den Ansprüchen des Stichus, ein Fabier zu sein, gehört hatte, die aus einer vagen Vermutung sich zur festen Überzeugung gestaltet, wollte er doch einmal den Versuch machen und im Hauptarchiv nachsehen. Er setzte sich an die Arbeit, entfaltete die Rollen und Briefe, die in den Kisten und Kasten des Tabliniums ruhten. Er las und las, suchte und suchte. Nach langem, fruchtlosem Bemühen fiel ihm endlich ein Dokument in die Hand, ein Brief, worin der Prokurator Syriens die Mitteilung macht und es zu registrieren befiehlt, daß bei der Pisonischen Verschwörung ein Quintus Fabius, Bruder des Rusticus, des Freundes Senecas, nachdem sein Vermögen vom Fiskus sequestriert war, zu Antiochia in der Verbannung gestorben sei. Der Sohn, den er hinterlassen, hätte, vom Elend gedrängt, seine Freiheit an einen rhodischen Kaufmann verkauft, den Flavius Aristarchus.

Aristarchus aber hieß der Patron des Stichus, den er mit sich nach Rom genommen, wo Aristarchus starb, nachdem er dem Stichus zu seinem Unglück die Freiheit gegeben hatte.

Und nun war der letzte Fabier gestorben, nachdem er die tiefste Schmach erlitten hatte, die ihn treffen konnte, auf seinem Eigen.





Insektenfressende Pflanzen.

Von

A. Hoffmann.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das immer reger werdende Interesse an der Botanik hat schon so manchen interessanten Aufsatz gezeitigt, doch ist über eine der merkwürdigsten Gruppen des Pflanzenreichs, über die Insektenfänger, bisher nur zu wenig geschrieben worden, um dem größeren Publikum ein klares Bild von diesen merkwürdigen Lebewesen zu geben. Dies einigermaßen zu erreichen, soll heute meine Aufgabe sein.

Betrachten wir den Schmuck von Wiesen, Feld und Wald, jene meist lieblichen Vertreter der Pflanzenwelt, so regt sich in uns wohl das Bedauern, daß das bevorzugte Tierreich mit diesem Schmuck der Natur ganz nach Willkür zu schalten vermag. Und doch ist dieses Mitleid zum Teil unbegründet, werden wir im folgenden doch gerade Pflanzen kennen lernen, denen eine Unzahl kleiner Insekten zur Beute fallen. Es giebt in der That nichts Wunderbareres als diese reizenden, teilweise geradezu bezaubernd schönen Pflanzen, die mit einem erstaunlichen Raffinement als wahre Mördergruben für jene kleinen Lebewesen der Insektenwelt eingerichtet sind. Man könnte bei der Beobachtung dieser Pflanzen fast zu der Vermutung gelangen, daß sie mit Überlegung auf den Fang ihrer Opfer gingen, ja geradezu ein gewisses Geistesleben besäßen. Die Pflanzenwelt schützt sich durch diese Fleischfresser gegen ein Überhandnehmen des ihr schädlichen Ungeziefers, und wir müssen sie daher als ebenso nützliche Erzeugnisse der allsorgenden Mutter Natur betrachten wie unseren Mäusefänger, die Katze.

Insektenfressende oder -vertilgende Pflanzen — dabei denken sicher viele an rein exotische, wohl gar innerafrikanische Gewächse, und doch treffen wir diese merkwürdigen Erscheinungen der Pflanzenwelt in allen Zonen, im Wasser wie auf der Erde oder unter ihr verborgen.

Da nun die Art und Weise, wie die Tierchen gefangen werden, sehr verschieden ist, so lohnt es sich, schon der besseren Übersicht wegen, folgende drei Gruppen zu unterscheiden:

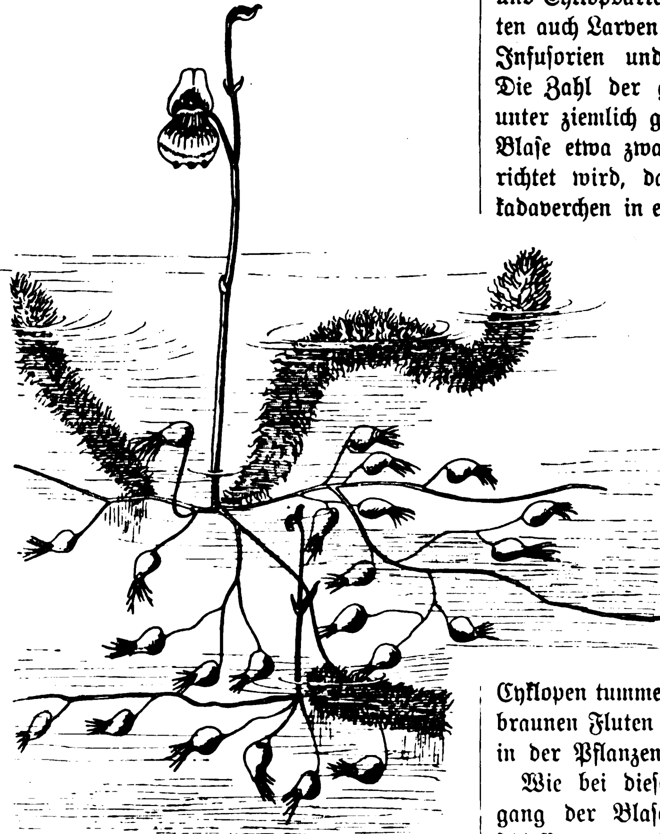
1) Solche Pflanzen, die mit Fallen und Fanggruben ausgerüstet sind;

2) solche, die zum Fange Bewegungen ausführen, die Insekten also gewissermaßen ergreifen;

3) solche, die Klebevorrichtungen besitzen, an denen die Insekten haften bleiben.

Betrachten wir nun zunächst die mit Fanggruben ausgerüsteten Pflanzen. Um eine solche kennen zu lernen, möchte ich den Leser bitten, mich auf einem Spaziergang an eine hier und da mit Wasserläufen durchzogene Wiese Mitteldeutschlands zu begleiten. Für die nassen Füße, die man sich hier mit Leichtigkeit erwerben kann, werden wir durch eine Menge der interessantesten Beobachtungen entschädigt werden. So bemerken wir in den Wasserläufen unter anderen Gewächsen hier und da eine Pflanze, die gar keine Wurzeln besitzt und sich schwebend im Wasser erhält, je nach der Jahreszeit aufsteigend oder hinabsinkend. Diese Pflanze sendet Seitenstengel aus, an denen sich schmale Blättchen befinden, die oben an der Spitze in äußerst

seine Zipfel gegliedert sind und entweder den ganzen Stengel oder auch nur die eine Hälfte einnehmen, während die andere mit kleinen Bläschen besetzt ist. Dieses Pflänzchen ist ein Wasserschlauchgewächs und gehört der Gruppe Utricularia an (s. nachstehende Abbild.) Die kleinen Bläschen stellen Schläuche dar und besitzen eine Mundöffnung, die mit steifen, spitzen Borsten besetzt ist und nur ganz



Utricularia vulgaris, gemeines Blasenkraut.

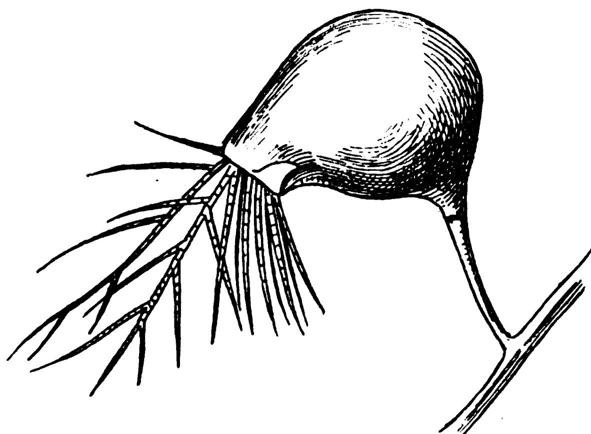
kleine Insekten einläßt, größeren jedoch, die die Bläschen beschädigen könnten, zur Abwehr die Stacheln entgegenstellt. Verdeckt ist der Eingang zum Inneren der Bläschen durch eine Klappe, die jedem Außendruck sofort mit großer Leichtigkeit nachgiebt. Infolgedessen vermag ein Insekt bequem durchzuschlüpfen, worauf sich die Klappe vermöge ihrer Elasticität an den Innenrand der Öffnung legt und das so hineingelangte Insekt außer stand setzt, wieder herauszukommen. Wenn nun so ein armes, kleines Tier, durch ein größeres verfolgt, in den Schläuchen eine Zufluchtsstätte zu finden hofft, so gerät es dort — aus der Scylla in die Carybdis, d. h. in eine regelrechte Falle, ist also gefangen und unrettbar dem Tode durch Verspeisung verfallen.

Die in die Blasen hineingeschlüpften Tierchen gehören meist den Krebsen an, vielfach sind es Larven kleiner Cypris-, Daphnia- und Cyklopsarten, doch findet man nicht selten auch Larven von Mücken, kleine Würmer, Infusorien und andere in den Bläschen. Die Zahl der gefangenen Insekten ist mitunter ziemlich groß: ich selbst fand in einer Blase etwa zwanzig kleine Leichen, und berichtet wird, daß schon bis dreißig Krebskadaverchen in einer einzigen bemerkt worden sind. Die Mehrzahl der Utricularien lebt in Wassertümpeln, in den moorigen Gründen längs der Flußläufe und in kleinen Wasserbecken, wie man sie häufig in den Torfsümpfen vorfindet; dort, wo die Brutstätte all des kleinen Ungeziefers ist, das uns im Sommer häufig so lästig wird. Millionen kleiner Lebewesen, Käfer und Mückenlarven, Wasserflöhe und einäugige Cyklopen tummeln sich hier in den schmutzigbraunen Fluten und versprechen den Jägern in der Pflanzenwelt reiche Beute.

Wie bei dieser ersten Gruppe der Ausgang der Blasen durch eine Klappe verschlossen war, so zeigen uns die nächsten Pflanzen Laubblätter, die zu Fanggruben umgestaltet sind. Diese besitzen an ihrer Innenseite nach unten gerichtete Spitzen und machen hierdurch den Insekten ein Entfliehen unmöglich.

Die Gestalt dieser Fallen ist sehr mannigfach. Man sieht sowohl schlauch-, röhren- und trichterartige als auch kannen- und krugförmige Gebilde, und diese sind ihrerseits bald gekrümmt, bald gerade oder auch gedreht. Die Insekten werden durch eine honigartige Ausscheidung angelockt, die häufig noch durch die lebhafte Färbung der betreffenden Stellen bei ihrem Verführungs-

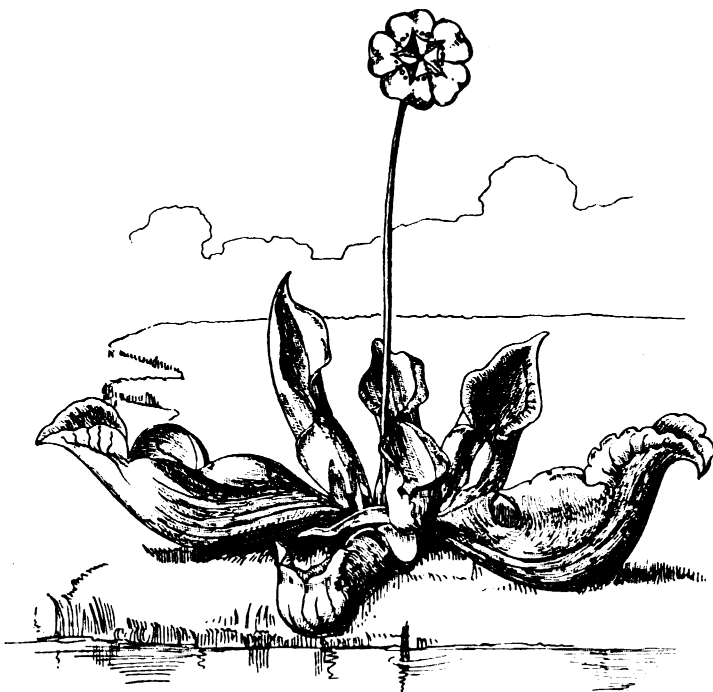
werke unterstützt wird, ein besonderes Zugmittel für beflügelte Insekten.



Bläschen von Utricularia vulgaris, stark vergrößert.

Zu dieser Klasse gehört unter anderen eine Sarracenienart, die in den Sümpfen des östlichen Nordamerika von der Hudson-Bai bis herab nach Florida verbreitet ist (s. nachstehende Abbildung). Die Schläuche dieser Pflanze sind rosettenartig gestellt und liegen mit ihrer Unterseite auf dem nassen Boden, sie krümmen sich dann empor und sind in ihrer Mitte ein wenig aufgebauscht, werden nach der Mündung zu jedoch wieder enger. An dieser Mündung sitzt die Blattspreite (das Blatt), die den Insekten als Anflugplatz dienen soll und honigausscheidende Drüsenhaare trägt. Die Blattspreite hat außerdem die Fähigkeit, dank ihrer schrägen Stellung zur Kanne, das aufgefangene Regenwasser in diese hineinrieseln zu lassen. So sammelt sich häufig in diesen Kannen eine so bedeutende Menge Wasser, daß man noch nach wochenlanger Trockenheit etwas davon in ihnen vorfindet.

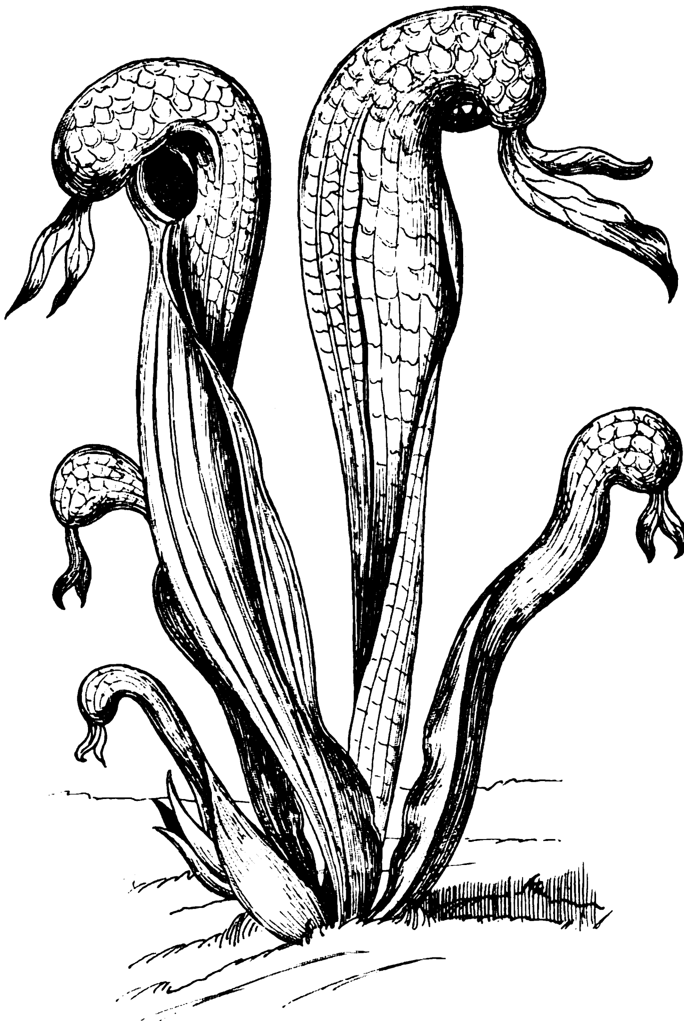
Die Insekten fliegen oder kriechen an, naschen von dem Honig und gelangen dabei auf die äußerst glatten Zellwände der Mündung, sie gleiten tiefer, und jeder Versuch, herauszukommen, wird durch die nach unten gerichteten starren Spitzen verhindert. So fallen sie in die mit Wasser gefüllte Tiefe, ertrinken und werden verzehrt. Die Menge der gefangenen Insekten einer Kanne ist oft so groß, daß die verwesenden Leichen einen üblen Geruch ausströmen, der auf verhältnismäßig große Entfernung hin bemerkbar ist. Ja, es wird erzählt, daß sich nach so reichlichem Fange selbst Vögel einstellen, die mit den Pflanzen gemeinschaftliche Sache machen und ihnen die Insekten vertilgen helfen. Die Flüssigkeit in den Kannen besteht nicht nur aus Regenwasser, sondern dieses ist stark vermengt mit einer Zellausscheidung, durch die eine schnellere Zersetzung der Insekten bewirkt wird, als es reinem Wasser gelingen würde. Sind bereits einige Tierchen zersetzt, so nimmt die Flüssigkeit eine braune Färbung an.



Sarracenia.

Ähnlich geht das Fangen der Insekten bei einer anderen Sarracenienart vor sich. Hier finden wir den Eingang zum Schlauch kuppelartig überdacht. Die Farben dieser Pflanze sind außerordentlich lebhaft. Ein breiter Honigweg, der besonders gern von Ameisen und kleinen Kriechtieren betreten wird, führt in das Innere zu all der Herrlichkeit; doch auch hier erweist sich die Passage als zu glatt, die Tierchen gleiten aus, fallen hinab in die Tiefe, und an ein Entweichen ist der starren Borsten wegen nicht mehr zu denken. Kleine geflügelte Insekten finden den versteckten Ausgang nicht, sie sehen nur das Licht, das durch ganz feine Zellen der Kuppel in den Raum dringt, halten diese hellen Stellen für Öffnungen, mühen sich vergeblich ab, hinauszugelangen, und müssen endlich, ermattet von ihren Versuchen, ablassen. So fallen sie zu den anderen Insekten hinab und werden binnen kurzem zersetzt. Es ist erstaunlich, wieviel Tierchen im Laufe der Zeit auf diese Weise gefangen werden, fand man doch in Kannen von dreißig Centimeter Länge tierische Reste in der Höhe von acht bis zehn Centimeter!

Ähnliches läßt sich an einer verwandten Pflanze, der Darlingtonia (s. nachstehende Abbildung), beobachten, in deren bis sechzig Centimeter hohen Kannen sich Kadaver in einer Höhe von siebzehn Centimeter vorfanden. Hier sind die Kannen gedreht, wohl um den Tieren ein Entweichen noch mehr zu erschweren. Was die Beute der Sarracenien im Vergleich zu der der Darlingtonien anbetrifft, so nehmen jene meist unbeflügelte Insekten auf, da der Krug bis auf den Boden reicht und es deshalb den kriechenden Insekten so recht bequem macht, zu der honigausscheidenden Lockleiste zu gelangen, während die Darlingtonien mehr beflügelte Insekten einfangen, da sie gerade in die Höhe wachsen und die eben erwähnte Honigleiste ihnen fehlt, dafür aber ihre lebhaftere Färbung den beschwingten Tierchen mehr ins Auge fällt und sie verführt. Eine weitere Anzahl von Schlauch- oder Kannenpflanzen verfügt über eine merkwürdige Bildung des Blattstiels, die wir in Gestalt von Kannen, Urnen, Trichtern oder Krügen bewundern können, über deren Öffnung sich ein schützender Deckel (die Blattspreite) befindet,



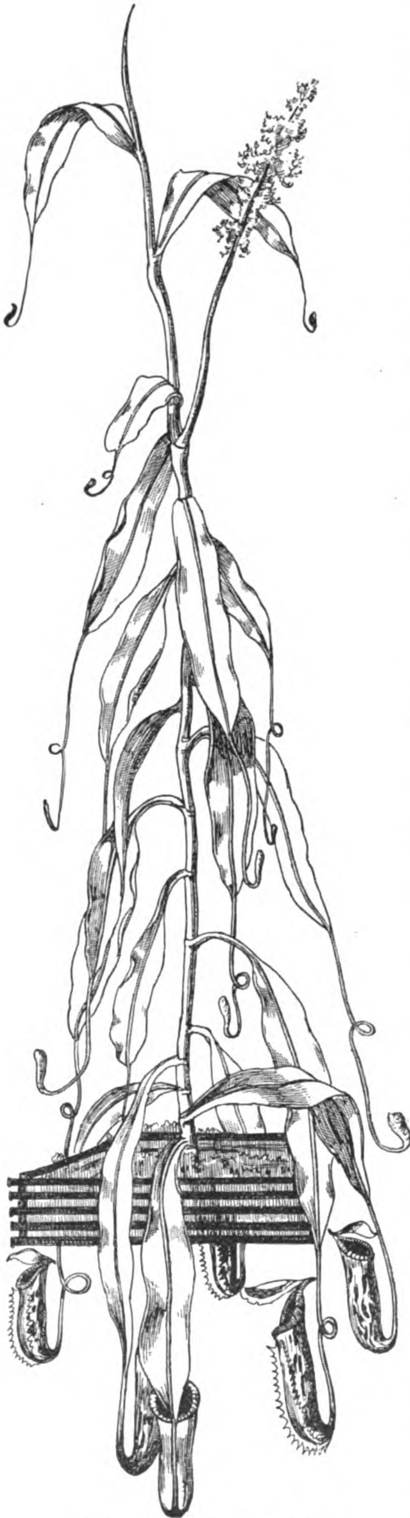
Darlingtonia californica.

der wohl das Regenwasser abhält, nicht aber den Insekten den Eingang verwehrt. Auch hier finden wir wieder einige Sarracenien- und Cephalotusarten und schließlich die so hochinteressante Klasse der Nepenthes, die unter dem Namen „Kannenpflanzen" weiteren Kreisen bereits bekannt sein werden.

Bei den Cephalotusarten (s. nebenstehende Abbild.) sind nur die Blattstiele der untersten Blätter in Kannen verwandelt. Sie sind mit leistenartigen Vorsprüngen versehen, um den Insekten den Aufgang zu der Krugmündung möglichst bequem zu machen. Der Deckel des Kruges ist mit weißen Flecken besetzt und dunkelrot gezeichnet, auch hier wieder eine reizende Farbenpracht, die die fliegenden Insekten so recht freundlich einladet, die Güte des Honigs zu probieren und sich das leckere Mahl nicht entgehen zu lassen. Wie bei den oben genannten Arten spielt sich auch hier der Vorgang mit der glatten Passage ab. Die ins Wasser gefallenen Tiere ertrinken zunächst; sollten einige aber wirklich diesem Verderben noch entronnen sein, so wird es ihnen doch nimmer gelingen, dieser Mördergrube zu entfliehen, da sich ihnen nach unten gekrümmte Haken, spitze Stacheln und schließlich noch eine nach innen gebogene Randleiste hemmend entgegenstellen. Mit welch tödlicher Sicherheit sie diesem kläglichen Ende verfallen sind, zeigt uns auch hier die Menge der Tierchen, die die Fanggruben aufgenommen haben.

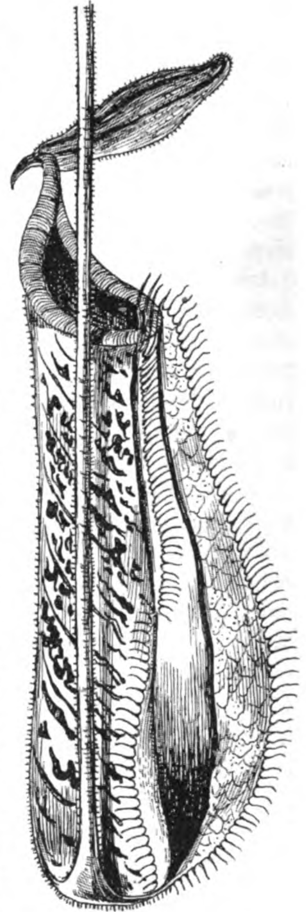
Rein tropische Verbreitung hat die interessante Pflanzenfamilie der Nepenthes. Man findet sie in Cochinchina, auf Madagaskar, in Bengalen, auf Ceylon, auf den Sunda-Inseln, auf den Philippinen und Seschellen, sowie über das ganze tropische Australien verbreitet. Auch sie liebt feuchte, sumpfige Gegenden, wo sie herrlich in Form und Farbe gedeiht (Abbild. S. 368). Der untere Blattstiel ist geflügelt und scheint uns das eigentliche Blatt zu sein, dann geht dieser blattähnliche Stiel in einen schlangenartig gewundenen Teil über, der rankenartige Funktion besitzt und schließlich in seinen dritten Teil, die eigentliche Kanne, endigt; erst an dieser Kanne sitzt als Deckel zur Krugmündung das Blatt. Die Kannen haben in ausgewachsenem Zustande eine Höhe von etwa zehn bis sechzehn Centimeter. Bei einzelnen Arten ist der Krug allerdings besonders zierlich, erreicht er doch hier und da nur eine Länge von vier Centimeter. Im Gegensatz hierzu könnte man wieder Pflanzen mit Kannen von fünfzig Centimeter Länge anführen. So besitzt beispielsweise eine Nepenthes Rajah eine Kanne von einem halben Meter Höhe und eine Mundöffnung von zehn Centimeter Durchmesser, worauf der Krug selbst sich bis zu einer lichten Weite von sechzehn Centimeter erweitert, so daß diese Gefäße mit Bequemlichkeit einem schon größeren Vogel als Versteck dienen könnten. Die nicht völlig ausgewachsenen Kannen sind häufig dicht behaart und erscheinen hier goldig, dort rostfarben oder gar mehlig weiß, doch verschwindet diese Hülle später, und zeigen sich die Krüge dann in ihrer charakteristischen Farbe: auf gelblichgrünem Grundton eine reizende purpurn gefleckte Aderung. Durch die schönen bunten Kannen, die die Insektenwelt für Blüten halten mag, wird hier die Lockung ausgeübt. Voller lebenslustiger Freude, ein herrlich reiches Erntefeld entdeckt zu haben, kommen die Tierchen angeschwirrt; und offenbar, sie haben sich nicht getäuscht: Deckel und Mund dieser reizenden Pflanzengebilde erglänzen von jener süßen, so vielbegehrten Honig-


Cephalotus.



Nepenthes-Pflanze im Korb.

masse. Doch ach, nur gar zu bald entdecken die armen Opfer das Verderbliche ihres edlen Vertrauens, sie geraten tiefer in die Kanne hinein, erreichen jene schlüpfrigen Bahnen, und ehe sie sich dessen recht versehen, stürzen sie meist hinab und geraten in die gefährliche Flüssigkeit, die ja eigens für sie aufgetafelt ist, woran sie sich ja, falls es ihnen beliebt, so recht nach Kräften laben können. Versuche, an der Wand der Kanne emporzuklettern, werden sich bald als nutzlose Selbstquälerei herausstellen, die Tierchen können sich ja an der glatten Wachsschicht der Innenwand nicht halten, und sollte wirklich eins oder das andere bis an den oberen, nach innen eingezogenen Rand des Kruges gelangen, so stellt sich ihm da eine unüberwindliche Wehr entgegen: starre, steife Spitzen, die den Flüchtlingen entgegengerichtet sind, zeigen ihnen gar bald das Eitle ihrer Bemühungen und — hinab — verloren — verzehrt.



Nepenthes-Kanne.

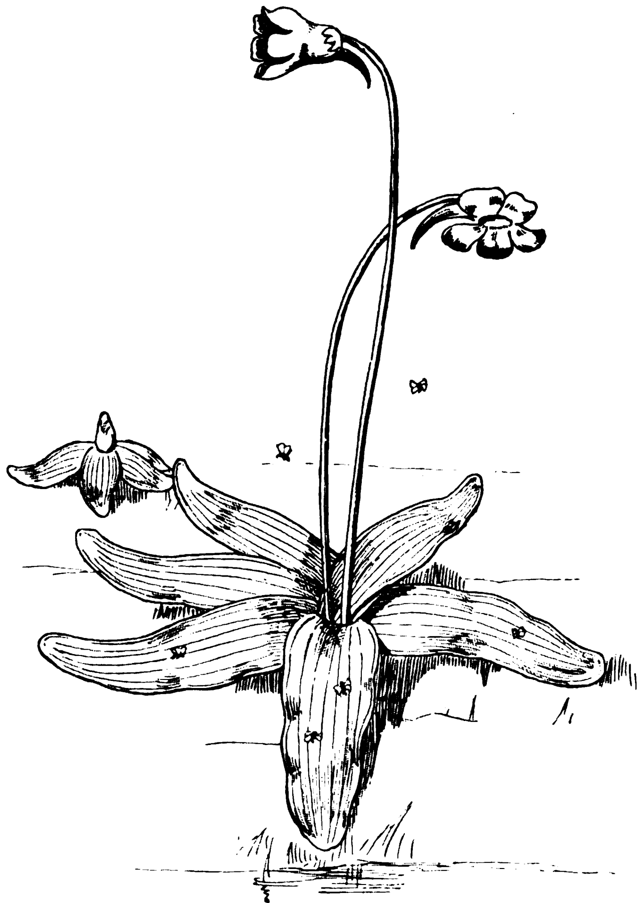
So wandert manch schöner Braten in die schier unergründlichen Kannen dieser reizenden Pflanzen, aber man sieht auch, wie gut sie ihnen bekommen. Strotzend vor Kraft, blühend in Gesundheit und üppiger Fülle bringt die Pflanze mehr und mehr Kannen und Blätter aus sich hervor. Sie alle in ihrem Werden tragen schon die Devise „Verrat, Tod den Insekten, Zufuhr dem großen pflanzlichen Magen“.

Die zersetzende Flüssigkeit, die wir in den Kannen der Nepenthes vorfinden, stammt aus Drüsenzellen der Kruginnenwände und besteht in der Hauptsache aus Wasser. Sie hat, solange noch

kein Insekt dumm genug war, in sie hineinzukriechen, eine nur schwach zersetzende Eigenschaft; thut aber so ein unvorsichtiges Geschöpf ihr den großen Gefallen, so erreicht die Substanz bald eine stark zersetzende Fähigkeit, gleicht dann vollkommen unserem Magensaft und zeigt neben organischen Säuren, wie Citronen-, Apfel-, Ameisensäure, auch noch ein Ferment, das stark an Pepsin erinnert. Hier bei den Nepenthes kann man daher getrost von einer „Verdauung" der gefangenen Insekten sprechen.

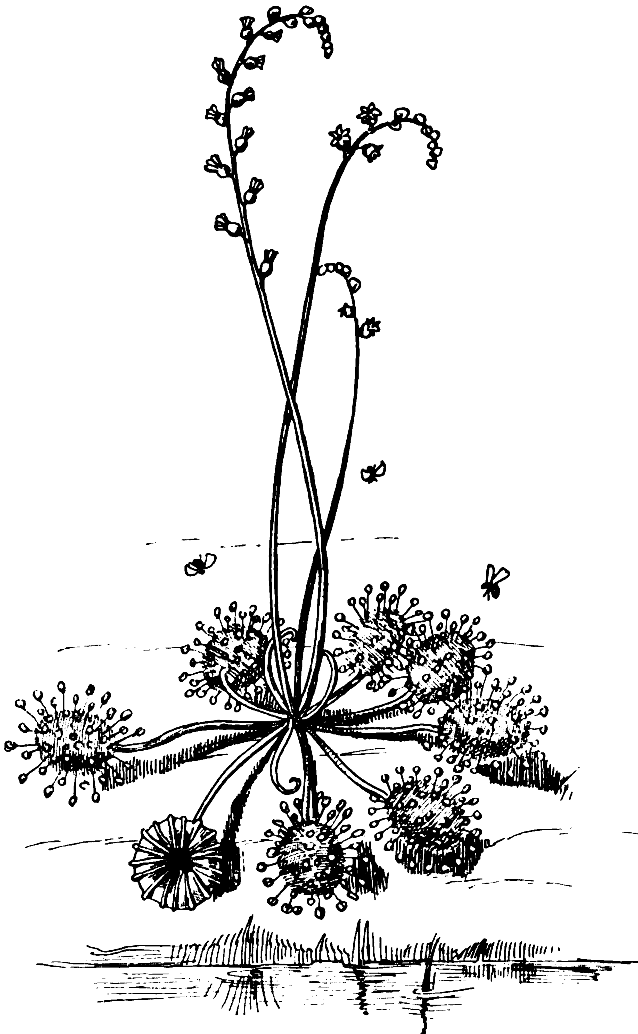
Zu unserer ersten Gruppe können wir auch noch eine unterirdische fleischfressende Pflanze zählen. Es ist dies ein Schmarotzergewächs, das durch Saugwurzeln seine eigentliche Nahrung aus den Wurzeln unserer Laubbäume zieht und „Schuppenwurz" (Lathræa Squamaria) heißt. Die Blätter dieser Pflanze bilden sonderbar geformte Hohlräume, die nur durch winzige Eingänge zu betreten sind; es können also nur äußerst kleine Kriechtiere hineingelangen. Im Inneren werden sie durch fadenartige Zellauswachsungen sofort in Beschlag genommen, festgehalten und ausgesogen. Wohl verhält sich die Pflanze passiv, insofern sie die Insekten in ihre Fanggruben einkriechen läßt, doch sehen wir hier zum erstenmal auch ein aktives Bestreben, fängt sie doch die Tierchen, indem sie sie durch jene fadenartigen Organe umklammert und aussaugt. Es bildet also dies Verhalten den Übergang von der ersten zur zweiten Gruppe, zu den Pflanzen, die die Tiere gewissermaßen ergreifen.

Wir können die Betrachtung dieser Gruppe mit einer gewiß vielen bekannten Pflanze, unserem heimischen „Fettkraut" (Pinguicula vulgaris), beginnen. Ein reizendes, kleines Pflänzchen, häufig im Torfmoor, in moorigen Wiesen, an Ufern von Bächen und ähnlichen feuchten Orten zu finden, mit veilchenblauen Blüten auf schlankem, nickendem Stiele, der sich anmutig aus der Mitte der grundständigen Blattrosette herausgehoben hat (s. nachstehende Abbildung). Diese grundständigen Blättchen von gelblichgrüner Farbe und elliptischer Gestalt liegen unmittelbar dem feuchten Boden auf. Sie sind an den Rändern leicht nach aufwärts gebogen und bilden so eine breite, flache Rinne, die mit einer klebrigen, schleimartigen Substanz bedeckt ist. Diese Masse stammt aus kleinen Drüsen der Blattoberseite. Ein flüchtiges Berühren dieser Blätter, das Auffallen eines festen Körpers oder eines Regentropfens ist nicht im stande, irgendwelche Veränderungen an dem Blatte hervorzurufen; kommt aber ein stickstoffhaltiger, organischer Körper mit



Pinguicula vulgaris, Fettkraut.

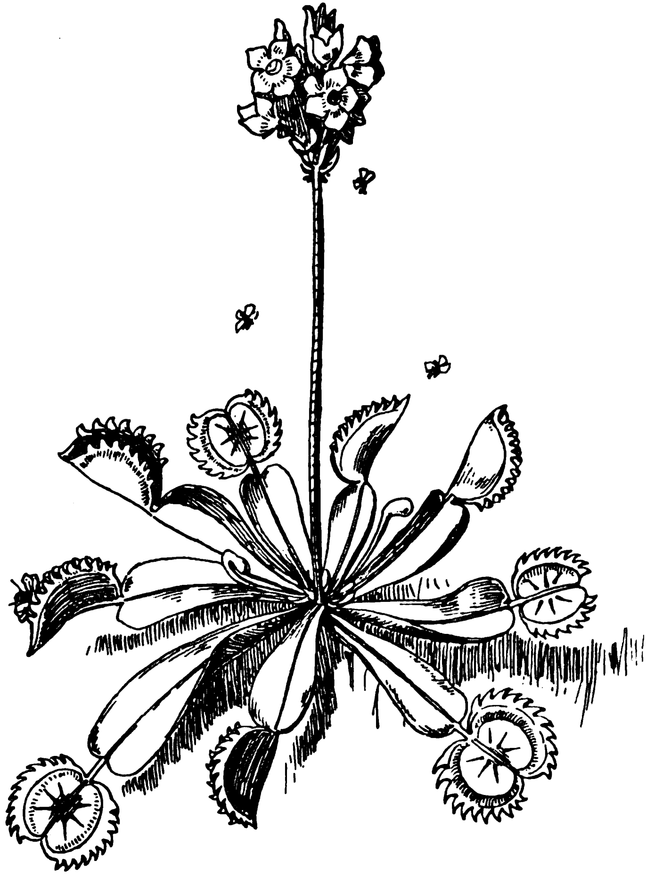
diesen Drüsen in Berührung, beispielsweise eine Fliege, so tritt eine plötzliche bedeutende Schleimabsonderung ein, die dieses Insekt mit Gewalt festhält, während sich durch heftige Anstrengungen des Tieres die Drüse veranlaßt fühlt, noch mehr Schleim auszusondern. Das Insekt, außer stande, sich auch nur im leisesten zu rühren, ist somit verloren und wird binnen kurzer Zeit — eine Fliege in vierundzwanzig Stunden — aufgelöst und aufgenommen, worauf auch der Schleim wieder zurückgezogen wird. Merkwürdig ist der Vorgang, wenn ein Insekt am Blattrande gefangen wird. Hier stehen nämlich die Drüsen nicht zahlreich genug, um die Zersetzung in rationeller Weise zu betreiben, es rollen sich dann die Blätter einf^ch zusammen und bringen so das Insekt mehr nach der Blattmitte, dort, wo genügende Hilfstruppen vorhanden sind, denen es dann auch sehr bald gelingt, etwaigen Fluchtgedanken des armen Tieres ein Ende zu machen. Auch hier verrichtet der Schleim sein Geschäft genau wie unser Magensaft. Das Zu- und Aufrollen dieser Blätter geht aber nur sehr langsam von statten und dauert oft stundenlang. Schneller schon wickelt sich eine ähnliche Bewegung bei unserer bekanntesten insektenfressenden Pflanze ab, dem „Sonnentau" (Drosera rotundifolia; s. nebenstehende Abbild.). Man findet sie an Stellen, wo auch das Fettkraut gedeiht, oft in trauter Gesellschaft mit ihr, dem gleichen edlen Weidwerk obliegend, im Wettbewerb um die größere Strecke. Während das Fettkraut aber nicht gar zu häufig anzutreffen ist und viele Gegenden unserer gemäßigten Zone gänzlich vermeidet, ist diese Drosera ein recht häufiger Sportsmann und so gut am Bodensee wie an der Memel, so gut bei Flensburg wie bei Oberberg anzutreffen. Den poetischen Namen „Sonnentau" hat das Pflänzchen deswegen erhalten, weil die Blättchen eine große Anzahl feiner Wimpern besitzen, die am freien Ende ein bordeauxrotes Tröpfchen tragen, das in der Sonne tauartig erglänzt. Überhaupt machen diese zierlichen Blättchen mit den zarten Wimpern einen anmutigen Eindruck, erscheinen sie uns doch fast als ein winzig kleines, mit Nadeln dicht besetztes Kissen. Nur die Oberseite des Blattes zeigt sich mit diesen Härchen bekleidet, während die Unterseite



Drosera rotundifolia, Sonnentau.

kahl ist. Die Blätter sind strahlenartig angeordnet, und aus ihrer Mitte ragt der Blütenstand hervor. Das kolbenartige Köpfchen am Ende der Wimpern ist eine Drüse, die eine klebrige, wasserklare, fadenziehende Flüssigkeit absondert.

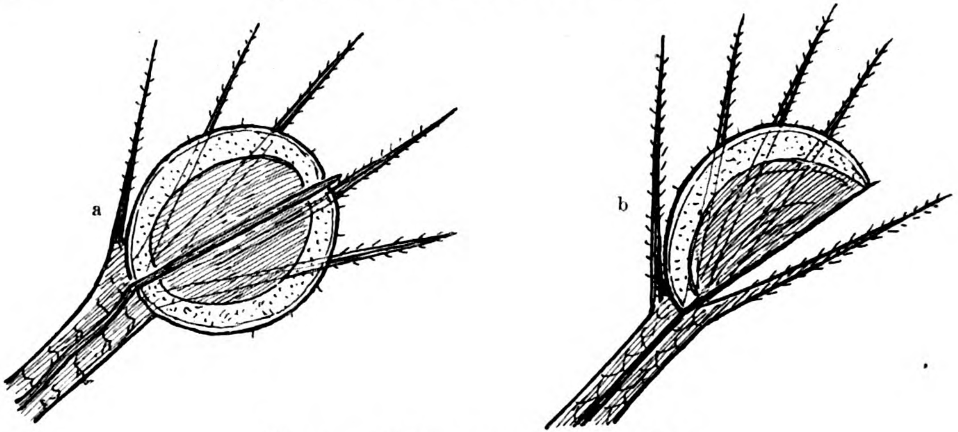
Was vorhin vom Fettkraut gesagt worden ist, gilt auch vom Sonnentau; es mögen Erdteilchen, Sandkörnchen, Holz oder sonst stickstofffreie organische Körper an die Blättchen gelangen, sie werden keine wesentliche Veränderung hervorzubringen im stande sein — sobald aber ein Insekt, durch die Pseudo-Honigtröpfchen gelockt, anfliegt, tritt sofort der ganze Apparat in Thätigkeit: die Ausscheidung des Sekrets wird stärker und hält den tierischen Körper fest. Jetzt spielt sich aber ein Vorgang ab, den wir beim Fettkraut nicht finden: eine Wimper fängt an, sich zu krümmen und das Insekt zu umklammern, bald folgt eine zweite, dritte, vierte u. s. w., so daß sich innerhalb zweier oder höchstens dreier Stunden sämtliche Fäden über dem Insekt geschlossen haben und nun mit vereinten Kräften beginnen, das schmählich gefangene Tier auszusaugen und zu verdauen. Ist das angeflogene Insekt verhältnismäßig groß, so höhlt sich das Blatt, bildet eine Mulde und nimmt in dieser Höhlung die Schleimabsonderungen sämtlicher Drüsen auf. Die Zahl der von solchem Blatte gefangenen Insekten ist nicht unbedeutend; fand ich doch selbst schon auf einem einzigen Blatte bis zu sechzehn kleinen Kadavern vor. Wie empfindlich übrigens die kleinen Drüsen sind, geht daraus hervor, daß der Querschnitt eines Menschenhaares in einer Dicke von 0,2 Millimeter, auf den Kopf einer Wimper gebracht, immer noch ein dem Auge sichtbares Beugen an ihr bemerkbar werden läßt, während dieser Haarabschnitt, auf die Zungenspitze des Menschen gelegt, hier keinerlei Empfindung hervorruft,



Dionæa muscipula, Venusfliegenfalle.

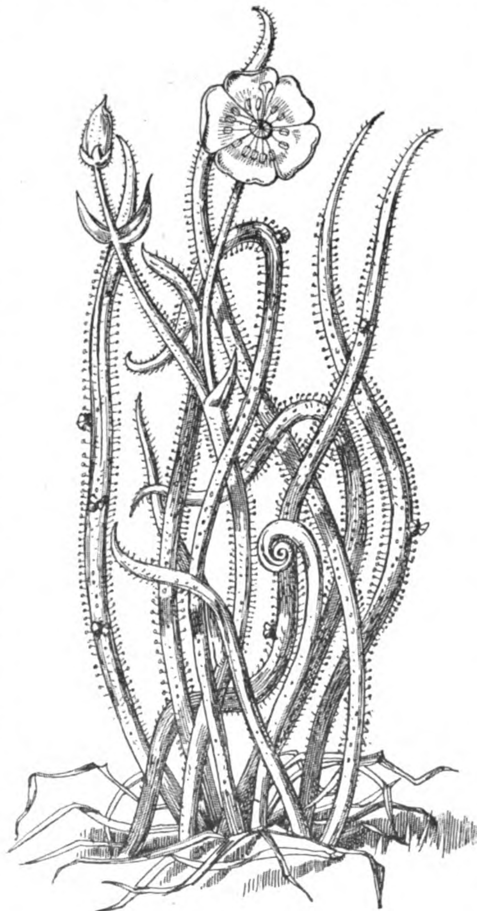
obwohl doch gerade die Zungenspitze als Sitz des feinsten Gefühls des menschlichen Körpers gelten darf.

Beschäftigen wir uns nun noch einen kurzen Augenblick mit der wohl interessantesten Art der Bewegungen ausführenden Tierfänger, mit der „Venusfliegenfalle“ (Dionæa muscipula; s. vorstehende Abbildung), deren Heimat im östlichen Nordamerika von Long-Island bis Florida reicht, wo sie an und in Torfmooren und deren Brüchen vorkommt. Auch hier finden wir jene rosettenartige Anordnung der Blätter, wie wir sie schon so häufig antrafen. Die Blätter ruhen, wie ja auch die der meisten bisher besprochenen Arten, auf der Erde, der Stiel ist blattartig nach beiden Seiten verbreitert und setzt plötz-



Blätter von Aldrovandia; a geöffnet, b geschlossen.

lich scharf ab, um durch einen einfachen runden Stengel in das eigentliche Blatt überzugehen. Dieses Blatt nun ist durch den Mittelnerv in zwei Hälften geteilt, die unter einem Winkel von 8 bis 100 Grad zu einander geneigt sind, und deren Rand in je vierzehn bis zwanzig lange, spitze Zähne ausläuft. Die obere Seite des Blattes ist mit einer großen Anzahl purpurner Drüsen besetzt; außer diesen finden sich aber auf den beiden Hälften der Blattoberseite noch drei starre und spitze Stacheln vor, die von der Blattfläche schief in die Höhe ragen. Sie stehen auf kleinen Polstern, die ein Niederbeugen zulassen. Erschütterungen oder Druck auf die ganze Pflanze durch Regentropfen oder Wind, sogar Beschädigungen der Blattstiele oder der Unterseite der Blätter rufen keinerlei Veränderungen am Blatt hervor; wird aber die Oberseite des Blattes berührt, so nähern sich die beiden Blatthälften einander so lange, bis die erwähnten spitzen Zähne wie die Finger gefalteter Hände ineinandergreifen. Wird der Druck auf die Drüsen ausgeübt, so geschieht dies Nähern langsam, schnell jedoch, sobald eine jener Borsten berührt wird; es dauert dann nur etwa zehn bis dreißig Sekunden, bis das Blatt sich buchartig geschlossen hat. Ist die Berührung nur flüchtig oder rührt sie von einem stickstofflosen Körper her, so faltet sich zwar das Blatt zusammen, klappt aber bald wieder auseinander. War dagegen die Berührung nicht gar zu vorübergehend und der Körper stickstoffhaltig, so bleiben die Blätter längere Zeit zusammen, die Höhlung, die die beiden Blatthälften beim Schließen bilden, ebnet sich, und das von ihnen umschlossene Insekt wird zerquetscht. Jetzt fangen auch die Drüsen an, jenes bewußte



Drosophyllum, Taublatt.

schleimige Sekret auszuscheiden und den tierischen Körper zu zersetzen. Ist dies geschehen, so saugen die Drüsen die klebrige Feuchtigkeit wieder auf, die Blatthälften lassen voneinander und der Fangapparat wird von neuem aufgestellt, den ahnungslosen Insekten Tod und Verderben zu bringen. Das rechte Noli me tangere, doch leider oder glücklicherweise von den sorglos heranschwirrenden, heraufkriechenden oder -fallenden kleinen Lebewesen nicht genügend respektiert. Je nach der Größe der gehaschten Beute bleibt das Blatt längere oder kürzere Zeit geschlossen; hier schwankt die Zahl der Tage zwischen acht und zwanzig. Während bei dem Sonnentau sämtliche Glieder eine gleiche Funktion hatten, teilen sich hier die einzelnen Gebilde in ihre Arbeit. Eins wartet, bis es gereizt wird, worauf ein anderes den Unhold fängt und ein drittes ihn verdaut, und das recht gründlich; findet man doch nach Beendigung der Mahlzeit nur noch die unverdaulichen Klauen, Beinschienen und Ringe, die Knochen des Mahles.

Mit der Fliegenfalle zunächst durch die Form der Fangapparate verwandt ist eine insektenfangende Wasserpflanze des südlichen und mittleren Europas (Aldrovandia), die in Gräben und Tümpeln anzutreffen ist und ein geschütztes warmes Gewässer liebt. Wie die Utricularia, so hält auch diese sich schwebend im Wasser und zeigt keinerlei Wurzeln (Abbildung S. 372). Der Fangapparat arbeitet genau so wie der ihm so sehr ähnelnde der Fliegenfalle; nur die Zersetzung der kleinen Wassertiere geschieht nicht so schnell, hat man doch nach fünftägigem Geschlossensein der Blättchen noch lebende Insekten in ihnen vorgefunden. Öffnet man nach Verlauf einiger Wochen die Fallen, so sieht man, daß auch hier die Arrestanten bereits ausgepfiffen haben: gestorben, verdorben, verschwunden bis auf wenige traurige Überbleibsel.

Betrachten wir uns nun die dritte Gruppe, „Pflanzen, die als natürliche Leimruten wirken“, an denen sich die Insekten fangen, um dann durch die Ausscheidung von Drüsen zersetzt und in die Pflanze aufgenommen zu werden. Da möchte ich wenigstens kurz noch eine Pflanze Nordafrikas und der Pyrenäischen Halbinsel erwähnen, das „Taublatt“ (Drosophyllum; Abbild. S. 372), das nicht nur feuchten Boden verschmäht, sondern im Gegensatz zu den bisher aufgeführten Pflanzen auf sandigem Boden, auf trockenem Fels wächst. Die etwa dreißig Centimeter langen, lineal geformten Blätter sind reichlich vorhanden, werden nach der Spitze zu schmäler und sind auf der Oberseite vertieft; sie sind beiderseits mit weinroten, tauartigen, in der Sonne glitzernden Tröpfchen versehen und erinnern dadurch an den Sonnentau, weshalb die Pflanze auch den Namen „Drosophyllum“ (Taublatt) führt. Die Tröpfchen sind Absonderungen aus den am freien Ende der Wimpern stehenden Drüsen und verdecken tiefer liegende, mit bloßem Auge nicht erkennbare Schleimspender. Fliegt nun ein Insekt an, so wird es von den Tröpfchen erstgenannter Drüsen, die außerordentlich klebrig sind, sofort festgehalten. Diese Tröpfchen lösen sich nun leicht von den Wimpern ab, nicht jedoch von dem Tierchen; dieses berührt mehr und mehr Drüsen und wird mit dem Schleim über und über bezogen; ermattet und fast erstickt fällt es sodann auf die tiefer liegenden Drüsen, die sofort in Thätigkeit treten und ihre Beute bis auf die unlöslichen Teilchen aussaugen.





Der Kirchspielrechnungsführer.

Von

Johannes Johannsen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist heiß, schwül und drückend, lange schon. Kein Blatt regt sich, keine Blüte. Der Wind schläft wohl an der See, der doch sonst herüberweht und braust und saust alle Tage.

Kennst du den Garten Gethsemane? — Nicht den meine ich in dem fernen Erdteil: ich denke an Phoebe-Sophie Bahnsens Garten Gethsemane. Du darfst wohl lächeln, ein jeder hat noch gelächelt oder mißbilligend die Stirn in Falten gezogen bei dem Klange dieses Namens. Der Garten heißt aber doch so, denn Phoebe-Sophie hat das wüste Fleckchen so getauft in ihrer Kindheit, und so ist ihm der Name geblieben bis auf den heutigen Tag. Es ist aber auch ein seltsamer Garten. Gleich hinter der Wagenremise liegt er, begrenzt von dem blanken stillen Gewässer des Hofgrabens und umzäunt von mächtigen Holunderbüschen, die im Herbst schwarzviolette Beeren herabhangen lassen oder im Sommer, wie eben jetzt, die weißgelben tellergroßen Blumendolden. Seine Ziersträucher sind Waldkerbel und riesige Klettenstauden, und Löwenzahn und die süßen blauen Blüten der Gundelrebe das sind seine Rosen und Nelken. Dicht an der Mauer der Wagenremise liegt ein Stein, ein Leichenstein, lang und schmal, grau und bemoost. Der ist vom Kirchhof herübergekommen im vorigen Jahr, da hat ihn der Totengräber gefunden tief in der Erde, als er das Grab grub für das Kind.

Auf diesem Stein sitzt jetzt Phoebe-Sophie. Sie ist noch sehr jung, aber gar nicht schön, dazu ist sie zu mager und zu blaß, und unter den Augen liegen tiefe Schatten. Den Oberkörper hat Phoebe weit vorgebeugt, lässig ruhen ihre Hände auf den Knien; fürwitzige Sonnenstrahlen treiben loses Spiel mit den Brillanten des Goldreifes, der viel zu weit ist für ihren mageren Ringfinger.

Im Grase vor Phoebe-Sophie hat sich ihr weißes Lieblingshuhn eingewühlt, das starrt sie immerfort an mit seinen roten gefühllosen Augen, aber Phoebe-Sophie merkt es nicht. Sie denkt ans vergangene Jahr, als hier an ihrer Seite ein kleines, gebrechliches Kind lag. Die Leute sagten, es müsse sterben; sie flüsterten es nur ganz leise, wenn sie unter sich waren. Phoebe-Sophie hörte es wohl, aber sie glaubte es nicht — das konnte ja nicht sein. Jens Bahnsen war ja

so schön und stark, und das Kind würde auch kräftig und gesund werden. Sie begruben es aber doch, sie sagten ihr auch, es sei gestorben, aber sie glaubte es nicht, sie konnte es immer noch nicht recht glauben. —

Gott, wie still es ist, daß sich gar kein Luftzug regt, daß gar kein Laut zu ihr herüberdringt von Mensch oder Vieh.

Phoebe-Sophie faßt eine Angst, sie springt jäh empor, daß das weiße Huhn erschrickt und mit einem einzigen Satz auf das morsche Staket fliegt; da sitzt es nun wieder regungslos am Holunderzaun und stiert immerzu auf sie mit seinen roten Augen. Nein, Phoebe will hier weg, es ist hier grausig, sie will zur Mamsell gehen.

Müde schreitet sie über die Werft, auf der es auch so tot ist, so still, so unheimlich, und dann durch den Garten ins Haus. Erst im Flur atmet sie wieder auf, da ist es kühl und schön. Die Fliesen sind noch feucht vom Aufwischen, und die kostbar geschnitzten Eichenholzschränke mit den alten Delfter Vasen darauf, das ist hübsch und behaglich. Aber sie kann doch nicht ewig im Flur bleiben; so öffnet sie denn die Thür und gelangt in die Wohnräume. Es sind sonderbare Stuben; an den Wänden stehen die schönen, noch neuen Mahagonimöbel und das Mobiliar aus schwarz gebeiztem Holz, das ihr der Tischler als Jacaranda verkaufte. Aber es ist etwas Modriges in den Zimmern, auch hier ist etwas Totes, das einem den Atem benimmt. In Jens Bahnsens Stube ist es erträglicher, da giebt es Bücher und Zeitschriften, die Wände sind mit Jagdbildern und Sportgerät bedeckt, und was das beste ist: in der Ecke steht Mamsell und poliert die Scheiben des Buchspindes.

„Ist mein Mann noch nicht nach Haus gekommen?“

„Nein, Frau Bahnsen,“ sagt Mamsell in ihrem breiten behaglichen Dialekt, „der Herr hat ja Termin um ein Uhr in der Stadt, aber nun wird er wohl bald hier sein.“

„Ich weiß nicht, Mamsell, ich fürchte immer, meinem Mann könne etwas zustoßen.“

Jetzt muß Mamsell wirklich lachen. „Ach, Frau Bahnsen, was sollte dem Herrn denn wohl passieren am hellen lichten Tage; der ist ja doch so gesund und so stark wie nur einer.“

„Recht haben Sie ja, aber ich ängstige mich doch immer.“

„Sie müssen sich gar nicht so viel trübe Gedanken machen, Frau Bahnsen, dann werden Sie auch viel schneller wieder gesund. Haben Sie schon die neue Modenwelt gesehen, der Postbote ist eben hier gewesen, aber er hatte nichts weiter, bloß die Zeitung und noch einen Brief für den Herrn.“

Mechanisch nimmt Phoebe-Sophie das Blatt und betrachtet gedankenlos in dem Stuhl am Fenster die Kostümbilder, die sie doch so gar nicht interessieren können.

Da klingt es von ferne wie der gedämpfte Laut einer Glocke.

Phoebe horcht auf. „Ging die Thür nicht eben?“

„Ja,“ sagt die Mamsell, „das war gewiß der Herr, nun muß ich nur schnell nach dem Essen sehen.“

Einen Augenblick ist es wieder ganz, ganz still, dann hört man im Nebenzimmer die schweren kräftigen Schritte eines Mannes und hinterdrein klatschende tapsige Hundefüße.

Jens Bahnsen ist ein sehr schöner Mann, groß, ein wenig zur Fülle neigend, mit kurz geschorenem Haar und einem dichten, weißblonden Schnurrbart. Achtlos wirft er die Reitpeitsche auf den Tisch, und dann sinkt er abgespannt und schwerfällig auf das eingesessene Sofa. Verstohlen beobachtet ihn Phoebe-Sophie; sein schönes gebräuntes Gesicht scheint verstört, und die Stirn ist so drohend in Falten gezogen. Was gäbe sie darum, vermöchte sie in diesen Zügen zu lesen, aber sie sind ihr ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, drei Jahre hindurch.

„Es ist ein Brief für dich angekommen, Jens,“ sagt sie endlich mit ihrer leisen, klanglosen Stimme.

Der Mann fährt zusammen. „Ach so, du bist da, Phoebe-Sophie, ich hatte dich ja gar nicht bemerkt.“ Lässig greift er nach dem Brief, mit einer sie ängstigenden Ruhe betrachtet er den blauen Stempel auf der Rückseite, dann öffnet er behutsam die Hülle und entfaltet langsam den Bogen.

Nur die erste Seite ist beschrieben, aber er liest lange, sehr lange. Sein Antlitz ist ihr verborgen, sie sieht nur das Papier zwischen seinen weißen, sehnigen Fingern zittern.

Dann plötzlich läßt er das Schriftstück sinken, stöhnt tief und schmerzlich auf und begräbt das Gesicht in den Händen.

In der nächsten Minute schon ist Phoebe-Sophie an seiner Seite. „Lieber, lieber Jens, sage mir, was du hast, was ist geschehen? Ich weiß ja längst, daß uns ein Unheil droht, sage mir bloß, was es ist, ich will ja alles, alles mit dir tragen.“

Sanft zieht sie ihm die Hände vom Gesicht und blickt ihm angstvoll in die verstörten Augen.

„Von wem ist der Brief?“

„Vom Landrat, er kommt am Mittwoch, um die Kirchspielkasse zu revidieren, und —“

„Und —?“

„Willst du alles wissen?“

„Alles!“

„Nun gut, einmal muß es ja doch sein, und ob heute oder morgen, das bleibt sich gleich. Die Kasse stimmt nicht; ich habe das Geld verwandt, unsere Zinsen zu bezahlen.“

„So müssen wir die Summe schaffen, wir werden sie aufnehmen!“ Ein Mut, eine Energie erwacht in ihr wie nie zuvor.

„Aufnehmen — uns leiht niemand etwas.“

„Dann,“ sagt sie, „dann“ — und es ist, als ob etwas in ihr zerreißt — „dann müssen wir eben Borsfleth verkaufen.“

Jens Bahnsen lacht höhnisch auf. „Heute ist Freitag, und Sonntag eingerechnet bleiben gerade noch vier Tage. Und was nützte es auch, uns gehört ja doch kein Ziegel mehr auf dem Dache, wir stehen unmittelbar vor dem Konkurs.“

„Aber hatte ich denn nicht viel Geld?“ fragt sie mit der Naivität eines Kindes. „War Vater denn nicht reich?“

„Dein Vater“ — er weiß jetzt, daß er roh ist, aber es ist der Groll, der ihm im Auge glüht — „dein Vater, der ließ sich nicht in die Karten sehen, der verstand es zu verbergen und zu verheimlichen, wie nur einer. Auch mich hat er betrogen; als er starb, hinterließ er nichts als Schulden, und als ich dich heiratete“ — jetzt weiß er, daß er ihr den Todesstoß giebt — „da warst du nicht viel reicher als eine Bettlerin — aber du machtest größere Ansprüche.“

Und von einem plötzlichen Wutanfall gepackt, nimmt Jens Bahnsen die Reitpeitsche und schleudert sie an die gegenüberliegende Wand, daß die Glasscheibe eines Bildes zerbricht und die Gerte polternd zu Boden fällt.

Phoebe-Sophie sitzt längst wieder auf ihrem Stuhl am Fenster, und der Mann geht dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und ab.

„Eine Kugel vor den Kopf, das wäre noch das einzige — oder das Gefängnis.“

Inzwischen ist es draußen finster geworden, der Himmel hat sich bewölkt, und ein furchtbarer Donnerschlag rollt grollend über das Land.

Jens Bahnsen bleibt stehen. „Das verfluchte Gewitter,“ sagt er wütend, „wenn es doch wenigstens einschlagen wollte in Borsfleth, wenn der alte Kasten in Flammen stehen möchte an allen vier Ecken und alles verbrennen wollte, der alte Buchschrank zuerst mit seinen zwei schrecklichen Schubladen. Das wäre Rettung, aber so etwas passiert ja nicht.“ Und dann geht er wieder ruhelos auf und ab, bis er ganz plötzlich wieder innehält. „Phoebe, Phoebe-Sophie“ — in seiner Stimme klingt etwas wie Hoffnung, und mit einem Schlage ist er auch wieder der liebenswürdige gutherzige Mann, als der er bekannt ist — „ich weiß noch ein Mittel. Dein Onkel Christian in Kopenhagen ist reich, der kann und der muß uns helfen. Du solltest ihm sogleich schreiben, wir befinden uns in dringendster Verlegenheit, es steht alles auf dem Spiel. Schlimmstenfalls verzichtest du auf alle weiteren Erbansprüche.“

Phoebe-Sophie weiß recht gut, daß Onkel Christian kein Herz hat und daß er nie und nimmer helfen wird, aber dennoch giebt sie durch ein Neigen des Hauptes ihre Zustimmung. Sie will so gern alles thun, was Jens will — ach, ihr Vater hat ihn betrogen, seinem Kinde zuliebe.

Jens Bahnsen eilt in die Küche und ruft nach Mamsell, sie soll den Koffer packen, den kleinen gelben Lederkoffer. Er will verreisen, sogleich, noch heute abend.

Währenddem ertönt abermals ein furchtbarer Donnerschlag, und die unglückliche Phoebe-Sophie sinkt auf die Knie und streckt die Arme nach oben. „O, du lieber Gott im hohen Himmel, laß es doch einschlagen auf Borsfleth und laß den Blitz alles, alles

zerstören, daß er sich nur nicht zu töten braucht, nur nicht zu töten."

Aber das Gewitter verzieht sich, und nach einer Stunde ist der Himmel wieder klar und heiter, doch es ist noch so heiß und schwül wie zuvor.

* * *

Das Vorsflether Herrenhaus ist ein altes Gebäude, es ist noch gebaut, wie es üblich war vor hundert Jahren. Das Wohnhaus ist durch einen Gang mit dem Kuhstall verbunden, der Kuhstall grenzt an die Tenne, und an die Tenne stößt das Vierkant. Im Winter ist hier alles voll Heu, aber jetzt ist es Sommer, und da ist es fast leer. Die losen Bodenbretter sind zurückgeschoben und aufeinander getürmt, und man blickt hoch, hoch hinauf bis an den First, wo die Spinnen an dem alten Sparrwerk hundertjährige Netze hängen haben, und wo die Schleiereulen ab und zu fliegen mit lautlosem Flügelschlag.

Phoebe-Sophie ist auf dem Heuboden gewesen, hastig und unbeholfen kommt sie von rückwärts die Leiter herabgeklettert. Sie hat die Schürze hochgehoben, und darinnen hütet sie etwas Weiches, Warmes, Zappeliges; hinter ihr her mit hochgebogenem Rücken schleicht leise miauend die weiß und schwarz gefleckte Katze.

Da kommt von drüben aus dem Stalle ein Knecht; der beobachtet verwundert ihr Beginnen.

„O, gnä Frau," fragt er erstaunt, er ist ein Hochdeutscher, „was machen gnä Frau doch auf dem Heuboden?"

Phoebe-Sophie ist weiß geworden wie der Kalk an der Wand, und sie kommt so ins Schwanken, daß der Knecht herzuspringen muß, sie zu stützen.

„Ich habe nur die kleinen Katzen heruntergeholt," sagt sie tonlos, „ich will mit ihnen spielen, es ist so einsam da drinnen."

Und mühselig schleppt sie ihre zappelnde Last durch den Stall, begleitet von der leise miauenden Katze.

Der Knecht schüttelt hinter ihr her den Kopf. Die Leute sagen, es sei nicht immer ganz richtig mit der Frau seit ihrer Verheiratung mit Jens Bahnsen, sie sagen, zuerst sei ihr das Glück zu Kopf gestiegen, weil er doch so schön ist, und dann das mit dem Kind. Eine verheiratete Frau holt sich junge Katzen herunter, um damit zu spielen. Man weiß wirklich nicht recht, was man dazu sagen soll.

Ganz ähnlich war es vorhin Mamsell ergangen, als sie Phoebe-Sophie vor dem Ofen hockend fand, in dem sie trotz der Hitze ein loderndes Feuer entfachte. Die junge Frau hatte die beiden Schubladen des Bücherschrankes ausgekramt und vergnügte sich nun damit, alle die alten Briefschaften in die Flammen zu werfen.

„Um Gott, Frau Bahnsen," erlaubte sich Mamsell zu bemerken, „dürfen Sie das auch? Wird der Herr auch nicht böse werden, wenn Sie ihm über seine Briefe kommen?"

Da hatte Phoebe-Sophie ganz glücklich gelächelt, ordentlich holdselig hatte sie ausgesehen, wie vor Jahren, als das mit dem Kind noch nicht geschehen war.

„Dies sind alles alte wertlose Papiere," sagte sie fröhlich, „und Jens hat es mir erlaubt. Sehen Sie nur, wie die Flammen züngeln!"

Was wollte Mamsell da machen, die Frau mußte ja wissen, was sie that, oder wußte sie es etwa nicht?

* * *

Es ist einige Tage später. Jens Bahnsen ist in Kopenhagen gewesen, und Onkel Christian hat ihn höhnisch angelassen, und Jens Bahnsen ist grob geworden, und nun ist auch das vorbei. Gewiß ahnt das Volk schon etwas. Auf der letzten Strecke der Bahnfahrt haben sie ihn so verloren angesehen und die Köpfe zusammengesteckt und getuschelt, aber er hat sich nicht darum gekümmert. Er hat nur immer finster vor sich hingeblickt, denn noch können sie ihm nichts vorwerfen, heute haben sie noch kein Recht, ihn über die Achsel anzusehen.

„Ist mein Fuhrwerk hier?" fragt er den Wirt, bei dem er abzusteigen pflegt.

„Gewiß, Herr Bahnsen, gestern auch schon."

„Gestern?"

„Ja doch, den ganzen Tag, aber es ist Ihnen wohl nicht möglich gewesen, zu kommen?"

Jens Bahnsen blickt durchs Fenster auf die Straße, wo eben der Wagen angeschirrt wird.

„Der Kutscher hat ja gar keine Livree an, und warum er wohl die Braunen genommen hat? Wenn ich allein bin, fahre ich doch immer mit dem Schimmel."

„Der Mann hat wohl noch nicht seine Gedanken beisammen gehabt. Bei solchen Vorfällen da ist das kaum zu verlangen."

„Zum Donnerwetter!" ruft Jens Bahnsen. „Sie sind hier alle so sonderbar, ist denn während meiner Abwesenheit etwas geschehen?"

„Mein Gott," ruft der Wirt ganz bestürzt, „Sie wissen ja wohl noch rein von nichts! Hat man Ihnen denn nicht telegraphiert? Wissen Sie denn noch nicht, daß der Blitz in Ihr Haus geschlagen hat, daß Vorsfleth niedergebrannt ist am Sonntag abend?" —

Was die Pferde laufen können, geht es nun vorwärts; Jens Bahnsen sitzt selbst auf dem Bock und peitscht die Gäule zu immer schärferem Trabe. Über Stock und Stein geht es, als wenn er nicht immer noch früh genug käme zu Qualm und Rauch und Schutt und Zerstörung. Aber Jens Bahnsen muß Gewißheit haben über alles, er muß sich überzeugen mit eigenen Augen.

Es dauert auch gar nicht so lange, da halten die dampfenden Pferde unter dem kühlen Schatten der Vorsflether Linden. In den dichten Blattkronen rauscht der Wind, und leise singt er sein eintönig Sommerlied, und vor vierundzwanzig Stunden da hat er geheult und gepfiffen und rote Wolken gen Himmel getrieben und die Flammen immer von neuem entfacht, wenn sie erlöschen wollten. Wo ist das alte Vorsflether Herrenhaus geblieben, wo der gepflegte Garten, die duftenden Blumenbeete? Das Rosenparterre unter den Fenstern der Wohnstube ist wie abgemäht mit der Sense, und überall riecht es nach Qualm und Rauch. Einzelne Leute stehen in den riesigen Trümmern des ausgebrannten Mauerwerks, an dem eingestürzten Dach, und gießen Wasser auf die gelben Flämmchen, die noch hier und da an verkohltem Balkenwerk hervorzüngeln.

„Warum hat man mir denn nicht gleich Mitteilung gemacht, weshalb hat meine Frau nicht telegraphiert? Sie kannte doch meine Adresse!" redet Jens Bahnsen die Männer an, einen nach dem anderen, aber sie zucken nur scheu die Achseln, eine Antwort wissen sie nicht zu geben.

„Ist denn etwas gerettet?"

„Nur einige wenige Möbel, das ist alles, drüben steht's in der Scheune."

Und Jens Bahnsen eilt nach der unversehrt gebliebenen Remise und betrachtet die Möbel, die Schränke, die Tische, die Stühle, alles Stück für Stück, und was er sucht — Gott sei Dank, er findet es nicht. Ein unaussprechlich wohliges Gefühl der Erleichterung, des Geborgenseins durchzieht seine Brust, er möchte aufschreien, laut aufjubeln, aber hier heißt es auf der Hut sein, daß nur niemand etwas merkt.

Wie es wohl Phoebe-Sophie geht? Er will jetzt eilends zu ihr, gewiß ist sie bei Pastors oder auch auf Seuseby, und am Ende ist sie gar ernstlich krank geworden vor Angst und Aufregung.

* *
*

Die Dämmerung brach herein, es ward Abend und Jens Bahnsen wußte alles. Lange war er zweck- und ziellos umhergeirrt auf einsamen Steigen, und nun war er fast wider Willen gelandet im Garten Gethsemane. Da saß er nun auf dem Totenstein zwischen den hohen Unkrautbüschen und dachte an Phoebe-Sophie, wie er sie so oft gekränkt und gequält in rauher Männlichkeit, und daß er es ihr nun nie und nimmer mehr würde abbitten können. Dann aber mußte er wieder daran denken, daß die Papiere jetzt verbrannt seien, und daß ihm jetzt niemand mehr etwas anhaben könne. Das Schloß des Geldschrankes war verdreht, das wußte jeder. Vor Dieben hatte er Furcht gehabt, aber wer dachte an Feuer, und nun war alles verbrannt und verkohlt in dem unseligen Bücherspind: Geld, Rechnungen und Belege. Augenblicklich war er natürlich ohne Mittel, aber die Versicherungsgesellschaft würde das Geld auszahlen, und so lange mußte die Gemeinde eben warten, das half nun nicht.

Da spürt er instinktiv die Nähe eines Menschen; ein feiner Duft von Parfüm dringt

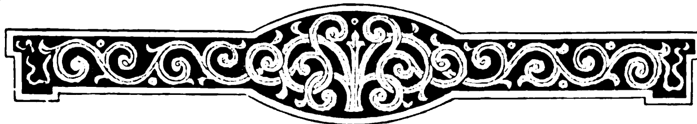
zu ihm herüber, und als Jens Bahnsen aus seinen Träumereien auffährt, steht Frau Peterson vor ihm, die reiche Witwe Peterson von Seusebyhof.

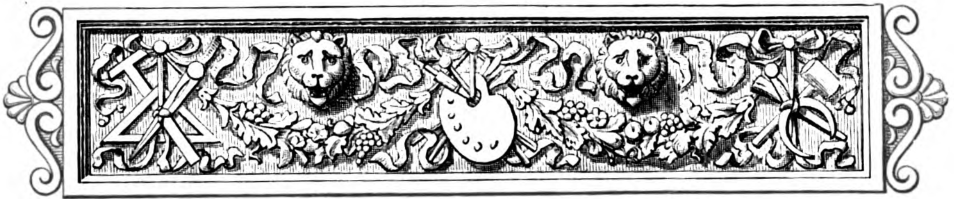
„O, Sie armer beklagenswerter Herr Bahnsen," sagt die Dame, „was müssen Sie leiden!" Dabei stehen ihre Augen voll Thränen, und sie muß unausgesetzt das spitzenbesetzte Tuch an die Wange führen, damit die salzigen Tropfen nicht hinabfallen auf die Krause. „Der Herr Pastor und ich suchen Sie seit einer Stunde überall vergebens. Es ist zu schrecklich, ich konnte es nicht aushalten, ich mußte einmal nach Ihnen sehen. Die arme, arme Phoebe-Sophie, man mag es sich ja gar nicht ausdenken, aber Sie dürfen es sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen, wir stehen alle in Gottes Hand, und wer weiß, was am besten ist. Denken Sie nur, wie wunderbar es sich manchmal trifft! Den Morgen hat sie noch die jungen Kätzchen vom Heuboden geholt, die wären sonst sicher verbrannt, und am Nachmittag hat sie zu Mamsell gesagt, ihr Bett solle nach oben geschafft werden, sie fürchtete sich allein in der großen Schlafstube. Sie wolle wieder in der grünen Kammer schlafen, die sie als Mädchen bewohnt, da habe sie einmal einen schönen Traum gehabt. Sehen Sie, wenn sie unten geblieben wäre, da wäre sie gewiß gerettet worden, denn die Schlafzimmermöbel sind fast alle unversehrt herausgekommen. Und als das Feuer dann plötzlich ausbrach, da hat man sie erst richtig oben vergessen, es ist wirklich zu schrecklich. Es war ja aber auch gleich zu spät. Sie können sich so etwas von Schnelligkeit nicht vorstellen, ein Flammenmeer im Augenblick! — Aber wie gesagt, Herr Bahnsen, wir wissen nicht, was am besten ist, denn unsere liebe Phoebe-Sophie hatte doch sonderbare Gedanken in den letzten Jahren. Denken Sie nur das mit dem Kind, das sollte nun durchaus lebendig begraben sein, und der Physikus ist doch selbst dabei gewesen und hat den Tod konstatiert. Nun wollen wir hier aber nicht länger bleiben, lieber Herr Bahnsen. Es ist graulich hier zwischen all dem Unkraut; Mücken sind hier übrigens auch. Jetzt kommen Sie nur mit," und Frau Peterson legt das Dritteil einer Sekunde ihre wohlgepflegte Hand auf Herrn Bahnsens kräftige Schulter, „jetzt müssen wir zum Herrn Pastor gehen, er sucht Sie ja ganz vergebens. Fürs erste sind Sie nun Gast bei unserer guten Pastorin, und wenn Sie sich einsam fühlen, oder wenn Sie sich einmal aussprechen wollen, Sie wissen, auf Seusebyhof sind Sie stets willkommen. Nachbarsleute müssen zueinander halten, besonders im Unglück, das ist so selbstverständlich."

Schwerfällig erhebt sich Jens Bahnsen von dem niedrigen Stein.

Er reckt sich und holt tief Atem, daß die mächtige Brust sich dehnt und alle Muskeln sich weiten und strecken.

Dann verlassen die beiden Menschen den in Dämmer gehüllten Winkel, und einsam und still bleibt der Garten Gethsemane.





Das Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Von

Kuno Walther.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Jahr 1898 ist das Jubeljahr eines der größten Meisterwerke der christlichen Kunst. Vierhundert Jahre sind vergangen, seit Leonardo da Vinci sein weltberühmtes Wandgemälde, das letzte Abendmahl des Herrn, im Kloster Santa Maria delle Grazie zu Mailand vollendet hat.

Voll lauter Bewunderung und tiefer Verehrung gegen den hohen Meister stand damals Mailand und die ganze Künstlerschaft vor diesem unvergleichlichen Seelengemälde, das, im frischen Glanze seiner Farben strahlend, einen wunderbaren Eindruck gemacht haben muß und in seiner geistvollen Erfindung und technischen Ausführung den Anfang einer neuen Kunstepoche ahnen ließ. Was davon heute noch erhalten ist und beim Eintritt in den Klostersaal uns entgegentritt, das ist nur ein kalter Schatten, das trübverschwommene Nebelbild einer untergegangenen Sonne, das nur mit Hilfe von Handzeichnungen und Kopien die einst so lebensfrischen Apostelgestalten und Charakterköpfe mühsam wiedererkennen läßt.

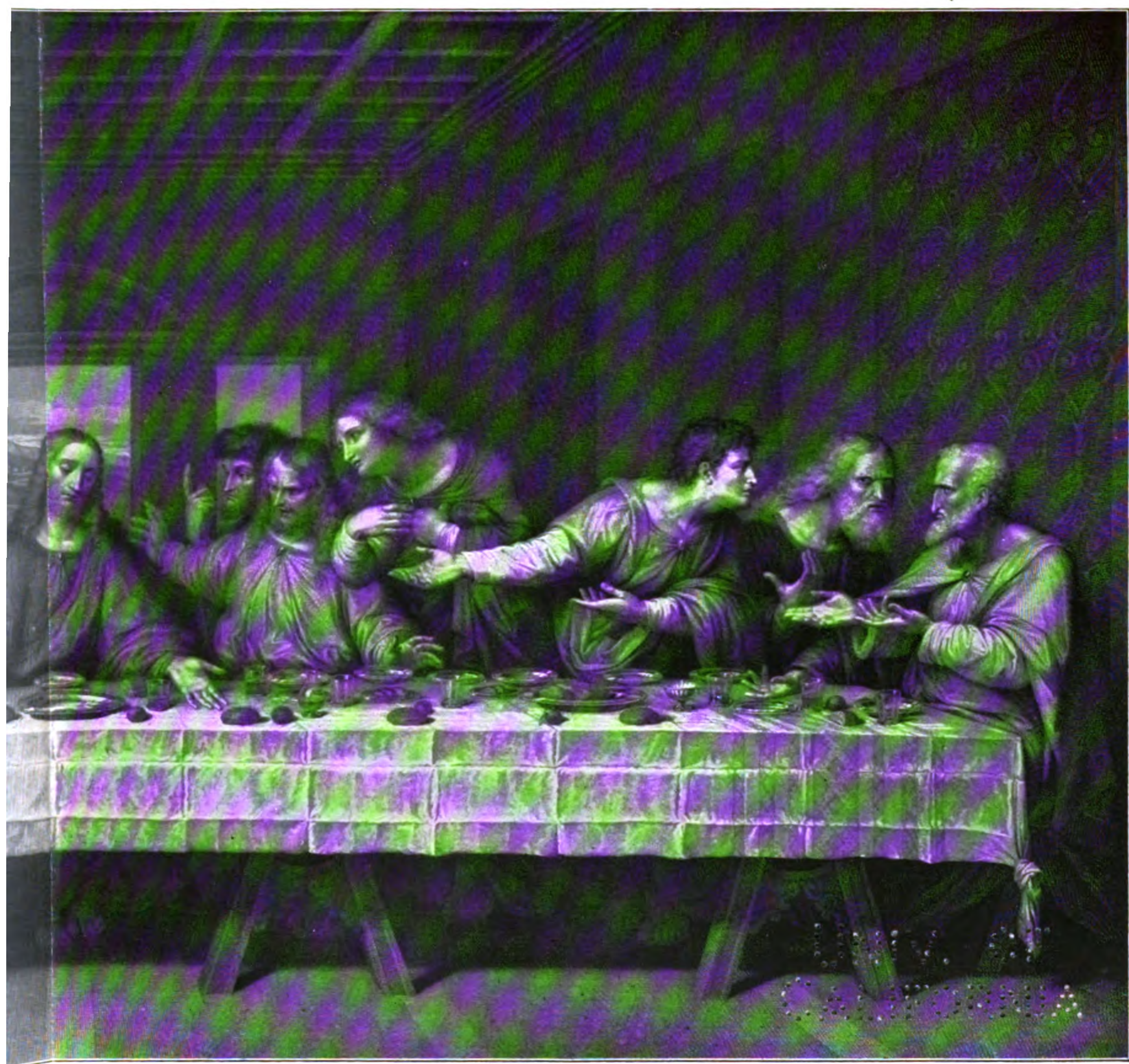
Wohl fehlt es nicht an feinsinnigen Beschreibungen der Santa Cena und zwar von den hervorragendsten Kunstkennern alter und neuer Zeit, die wie die vom Altmeister Goethe als abschließend und vollendet bezeichnet wurden; allein je nach dem verschiedenen Standpunkt, von dem aus man solch ein Meisterwerk betrachtet, treten für den sinnenden Beschauer doch immer neue Gedanken noch zu Tage, durch die das innerste Verständnis erst vermittelt wird. Nun ist das Abendmahlgemälde zweifellos ein biblisches Bild, und deshalb werden wir dabei vor allem die biblischen Berichte zu Rate ziehen müssen. Für einen Meister wie Leonardo, der sich nicht an der Wiederholung althergebrachter kirchlicher Darstellungen genügen ließ, sondern überall auf Grund eigener Forschung die Wahrheit erfassen und darlegen wollte, sind diese gewiß an erster Stelle maßgebend gewesen. So wollen auch wir mit besonderer Rücksicht das, was uns die vier Evangelisten über das letzte Abendmahl des Herrn eingehend berichten, bei Betrachtung der Santa Cena prüfen.

Vom Herzog Lodovico Sforza il moro zu Mailand, der seine Regierung durch Kunstwerke zu verherrlichen dachte, war Leonardo da Vinci, der neben den umfänglichsten Kenntnissen auf allen Gebieten menschlichen Wissens durch unermüdliche Studien vor allem jene wunderbare Meisterschaft in Darstellung menschlicher Seelenaffekte sich erworben hatte, als Hofceremonienmeister im Jahre 1482 berufen worden. Nachdem er zunächst die Bildnisse der beiden Geliebten des Herzogs, dann das Modell zu der kolossalen Reiterstatue des herzoglichen Vaters Francesco vollendet und durch Gründung der Mailänder Malerakademie sowie seinen Trattato della pittura als Meister aller Künste ruhmreich sich bewährt hatte, wurde er vom Herzog beauftragt, den Speisesaal des Klosters Santa Maria delle Grazie mit einem würdigen Gemälde zu schmücken. Nach sorglicher Erwägung wählte er dafür die Darstellung des letzten Abendmahls Christi im Kreise seiner Jünger.



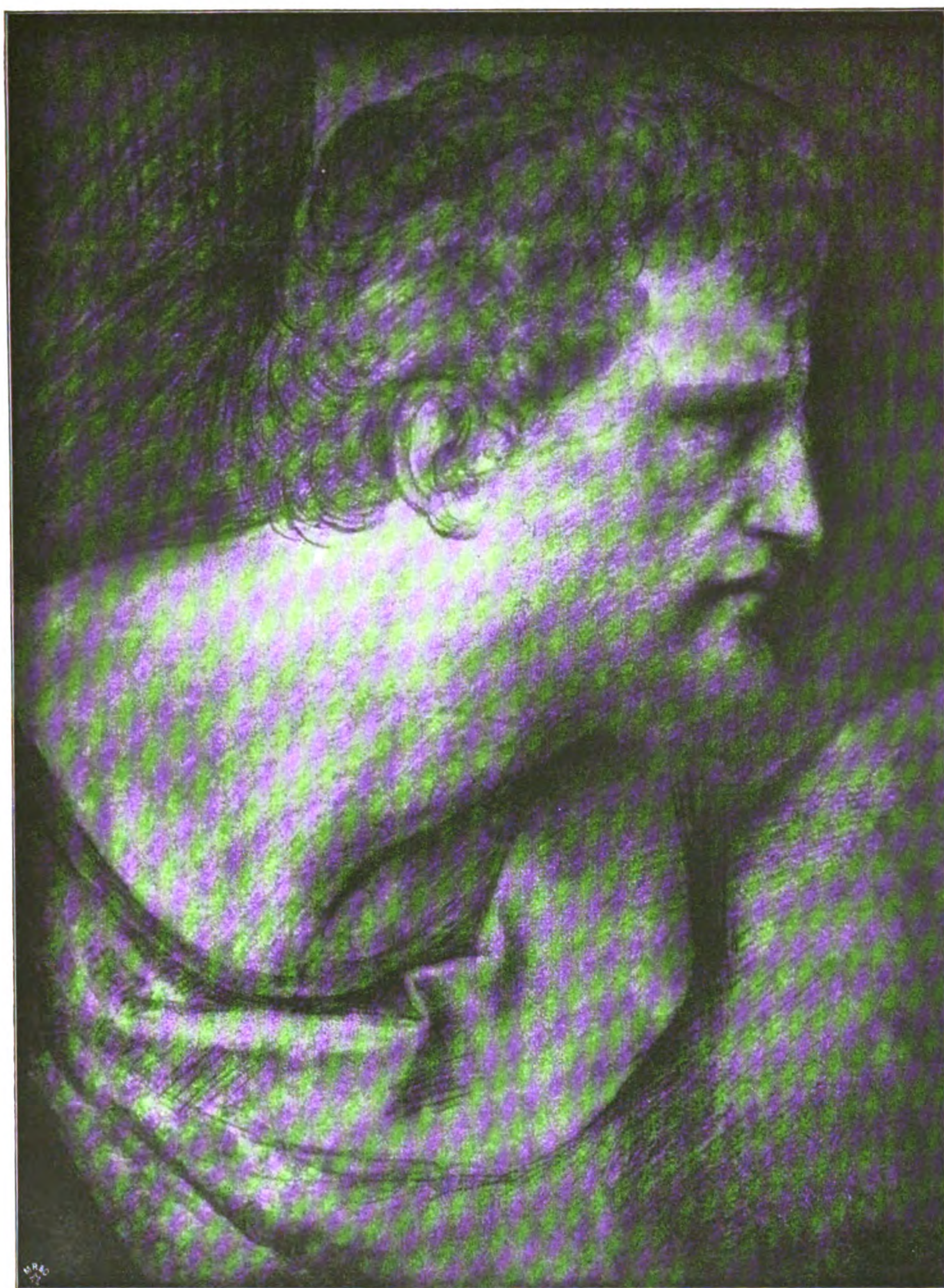
Jll. D. Monatshefte.

Leonardo da Vinci



Juni 1898.

)inci: Das Abendmahl.



St. Bartholomäus (Matthäus [?]).
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

„Für ein Refektorium,“ hebt Goethe treffend hervor, „konnte wohl etwas schicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?“ und fährt dann weiter fort: „Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch ungestört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saales, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht; und wenn nun der

Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzuhohen Thüren den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger, eben als wenn sie zu der Gesellschaft gehörten. Da muß es zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder aufeinander blickten und die Mönche an ihren Tischen sich dazwischen eingeschlossen fanden... Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchtische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüssel, Teller, Becher und sonstiges Geräte gleichfalls demjenigen nachgeahmt, dessen sich die Mönche bedienten. Alles sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl einnehmen bei den Dominikanern zu Mailand."

Wie fein hat Leonardo dies alles in seinem Gemälde zum Ausdruck gebracht! Es öffnet uns den Blick in ein klösterliches Speisezimmer, dessen Wände mit Teppichen verhängt sind. Im Hintergrunde drei offene Fenster mit dem Blick auf eine friedliche Abendlandschaft, von einem Flüßchen durchzogen, in der Ferne mattblaue Berge, nur links in tieferem Dunkel eine zweigipfelige Bergeshöhe, wohl der Ölberg, der Berg des Verrates.

Es ist ja der Abend vor Karfreitag, der Abschiedsabend, an dem Christus zum letztenmal mit den erwählten Aposteln brüderlich vereint bei Tische sitzt. Bei der Fußwaschung, die er kurz zuvor an ihnen vollzogen hat (Joh. 13, 1 bis 11), ist schon die Andeutung gefallen: „Ihr seid nicht alle rein," denn er wußte seinen Verräter wohl. Nun aber, nachdem er sich wieder zum Mahle gesetzt hat, hält er mit dem, was seine Seele tiefschmerzlich bewegt, nicht länger zurück. Die vier Evangelisten berichten darüber:

1) Mark. 14, 18. Und als sie zu Tische saßen und aßen (Joh. 13, 22), ward Jesus betrübt im Geist, zeugete und sprach: (Matth. 26, 21 — Joh. 13, 21 bis 22) „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: einer unter euch wird mich verraten." Da sahen sich die Jünger untereinander an und ward ihnen bange, von welchem er redete und (Luk. 22, 23) fingen an zu fragen unter sich selbst: welcher es doch wäre, der das thun würde?

2) Luk. 20, 21. Und Jesus sprach: „Siehe, die Hand des Verräters ist mit mir über Tische." — (Matth. 26, 24) „Des Menschen Sohn gehet zwar hin, wie von ihm geschrieben steht, doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird. Es wäre ihm besser, daß derselbe Mensch nie geboren wäre." — (Matth. 26, 22) Und die Jünger wurden sehr betrübt und huben an ein jeglicher unter ihnen und sagten zu ihm: „Herr, bin ich's?" (Mark. 14, 19) und der andere: „Bin ich's?"

3) Joh. 13, 23. Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische saß an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte, dem winkte Simon Petrus, daß er forschen sollte, wer es wäre, von dem er sagte. Derselbe lag an der Brust Jesu und sprach zu ihm: „Herr, wer ist es?" Jesus antwortete (Matth. 26, 23): „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verraten," und (Joh. 13, 26) „Der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe." Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Juda Simonis Ischarioth. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn.

4) Matth. 26, 25. Da antwortete Judas, der ihn verriet und sprach: „Bin ich's, Rabbi?" Er sprach zu ihm: „Du sagest es —" und sagte weiter (Joh. 13, 27): „Was du thust, das thue bald." Etliche meinten, dieweil Judas den Beutel hatte, Jesus spräche zu ihm: Kaufe, was uns not ist auf das Fest, oder daß er den Armen etwas gäbe. Da er nun den Bissen genommen hatte, ging er sobald hinaus. Und es ward Nacht. —

Nach diesem evangelischen Gesamtbericht hat Christus bei seinem letzten Mahle also vier verschiedene Äußerungen gethan: zuerst über den Verrat mehr im allgemeinen, dann mit dem Weheruf über den gegenwärtigen Verräter, weiter mit dessen bestimmter Kennzeichnung gegenüber Johannes und endlich mit der nachdrücklichen Erklärung an Judas: „Du sagest es, was du thust, das thue bald!"

Der gewaltige Eindruck, den jedes dieser vier Worte bei den Jüngern hinterlassen und wie er sich bei einem jeden, je nach sei-



St. Jakobus minor.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

nem Charakter, Temperament und Herzensstellung zu Christus äußerlich kundgegeben, das hat nun Leonardo hier in vier Gruppenbildern von je drei Gestalten so anschaulich zum Ausdruck gebracht, daß man auch ohne hörbare Worte jedem an seiner Haltung, Mienen und Gebärden ablesen und nachfühlen kann, was er im Innersten denkt und etwa zu seinem Nachbar geäußert hat.

Die Sprache der Hände, die gewählte Stellung der schlanken Finger ist dabei von ganz besonderer Beredsamkeit. „Nur ein

Italiener," bemerkt Goethe treffend, „konnte dies finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, jedes Gedankens. Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonardo sein forschendes Auge besonders zuwenden; hierin ist das gegenwärtige Bild einzig und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen."

Vergegenwärtigen wir uns darauf hin nun die einzelnen Gruppen und Gestalten.

Als Haupt- und Mittelpunkt des ganzen Gemäldes tritt das Brustbild des Herrn aus dem breiten Mittelfenster hochbedeutsam hervor.

Welchem Vor- oder Urbild hat Leonardo den Meister nachgebildet? Von einem zeitgenössischen Maler ist uns ein solches nicht erhalten worden, denn die verschiedenen Veronikabilder mit dem bluttriefenden Angesicht des Herrn gehören der Legende an. Aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche aber besitzen wir nur allegorische Bilder, und erst nach dem dritten Jahrhundert haben sich langsam und zögernd die ersten bildlichen Darstellungen Christi ans Licht gewagt. Die auf Goldgrund gemalten oder in Mosaik ausgeführten Christusgestalten der byzantinischen Zeit aber sind bei aller Pracht doch tot und lassen die Herzen kalt. Was aber Leonardo für sein letztes Abendmahl brauchte und schaffen wollte, das war ein lebenswahres und lebensfrisches Christusbild, und zwar nicht wie die fromme Andacht eines Künstlers es sich erdenken mag, sondern wie es auf Grund der evangelischen Berichte der Welt erschienen ist.

Die leiblichen Gesichtszüge des Herrn sind darin freilich nicht mit Worten beschrieben, wohl aber der Abglanz seiner inneren Herrlichkeit, seiner Geisteshoheit, seiner Gottesfülle, von der der Apostel Johannes rühmt: „Das Wort ward Fleisch und wir sahen seine Herrlichkeit, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

Beides nun, die Macht und Erhabenheit der Gottheit und die reinste edle Menschlichkeit in ihm als dem Gottmenschen vereinigt darzustellen, das war die Aufgabe, die sich Leonardo stellte. Und sechzehn Jahre soll er sinnend und oft kleinmütig zagend an seinem Christusbild gearbeitet haben, ohne sich selbst genügen zu können. Allein, was dem geistreichsten Seelenmaler irgend möglich ist, das hat Leonardo in seinem Abendmahls-Christus zum vollendeten Ausdruck gebracht.

Eine hoheitvolle göttliche Gestalt, in der feste männliche Kraft mit der zartesten weiblichen Milde, als dem Idealmenschen, vereinigt ist — das jugendschöne Haupt mit der hohen reinen Stirn und den ernsten, aber doch so sanften Zügen vom langen Lockenhaar weich umflossen — so sitzt er da in stiller Königsmajestät inmitten seiner Jünger, eingerahmt von dem breiten Mittelfenster, darüber ein hoher Bogen sich spannt, damit anzudeuten das Wort des Psalmisten (Ps. 24, 7): „Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!"

Was er als ein nur ihm bekanntes göttliches Geheimnis bisher in seinem Herzen still getragen, das hat er mit der furchtbaren Anklage: „Einer unter euch wird mich verraten!" soeben ernstfeierlich ausgesprochen. Allein kein vorwurfsvoller Blick aus seinem milden Auge trifft dabei etwa den Judas, das verlorene Kind, ihn als den Verräter zu brandmarken vor den Mitaposteln — vielmehr jedem die Antwort auf die ernste Prüfungsfrage anheimgebend, blickt er selbst mit tiefgesenkten Augenlidern still vor sich nieder, als wollte er klaglos in sich selbst das Weh verschließen, das sein treues Herz erfüllt. Aber wie schwer es ihn auch bedrückt — kindlich ergeben in den Willen seines himmlischen Vaters ist er bereit, das Kreuz auf sich zu nehmen und den Kelch zu trinken, wie's ihm bestimmt ist nach Gottes Rat.

Indem er dabei seine linke Hand offen nach oben breitet, will er dadurch und mit dem feierlichen „Wahrlich, wahrlich!" die ganze Last der schweren Anklage vor aller Welt frei und offen auf den Tisch hinlegen, während er mit der Rechten, die er abwärts gegen den Judas kehrt, dessen Annäherung von sich abzuweisen scheint.

Allein während Christus selbst, bei aller tiefinnersten Erregung, äußerlich dasitzt so



St. Andreas.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

still und gottergeben, ein Bild der göttlichen Ruhe — welch eine Sturmflut leidenschaftlicher Gemütserregung hat die Jünger zur Rechten und zur Linken erfaßt! Das Wort vom Verrat aus seinem Munde ist in ihre Mitte hineingefallen wie ein aus steiler Höhe in einen ruhigen See herabgestürzter Felsblock, der die Wellen hoch aufschlagen und ringsumher den Uferboden zittern macht. Ein Zittern und Beben geht durch aller

Seelen, und was ein jeder fühlt und denkt und fast wider Willen durch seine Worte und Gebärden verrät — das hat nun Leonardo, der unvergleichliche Seelenmaler, in vier Gruppenbildern in wunderbar ergreifender Weise auch zum Ausdruck gebracht.

Bevor wir uns aber deren Betrachtung zuwenden, müssen wir uns vergewissern, in welcher Reihenfolge der weise Meister den einzelnen Aposteln ihre Plätze an der langen Tafel angewiesen hat. Auf dem Originalbild in Mailand findet sich darüber nichts bemerkt. Dagegen ist uns in der Kirche zu Ponte Capriasca eine Kopie des Abendmahls in Fresko von Peter Lovino vom Jahre 1565 erhalten und zwar mit den beigeschriebenen Namen der Apostel. Danach wäre die Reihenfolge von links her folgende:

Bartholomäus (Nathanael), Jakobus jr.,
Andreas, Petrus, Judas, Johannes,
Christus,
Thomas, Jakobus maj., Philippus,
Matthäus, Thaddäus, Simon.

Man hat diese Reihenfolge anstandslos als richtig angenommen. Da aber Leonardo bei Zusammenstellung der Apostel ganz gewiß die Berichte der Evangelien zu Rate gezogen hat, so müssen auch wir sie hier zu Grunde legen. Neun Apostelköpfe sind danach so klar bezeichnet, daß über sie kein Zweifel aufkommen kann; nur über Matthäus, Philippus und Bartholomäus schwanken die Ansichten.* In den Apostelverzeichnissen (Matth. 10, 3. Mark. 3, 18. Luk. 6, 14) werden Philippus und Bartholomäus stets als brüderlich vereint nebeneinander genannt, weil einer den anderen dem Herrn zugeführt hat (Joh. 1. 45 f.). Nun ist aber jener schöne aufrechtstehende Jüngling, der dem Herrn seine Unschuld so rührend beteuert, gewiß kein anderer als Nathanael (Bartholomäus), der rechte Israeliter, in dem kein Falsch ist. Dann kann aber sein Nachbar zur Linken auch kein anderer sein als Philippus — und es müßte sogar höchst auffällig erscheinen, wenn der weise Leonardo diese zwei Busenfreunde beim letzten Mahle weit getrennt voneinander gesetzt hätte. In dem stehenden Jünger auf der äußersten Linken haben wir dann selbstverständlich den Apostel und Evangelisten Matthäus vor uns, und auch die übrigen Apostel schließen sich in bedeutsamer Reihenfolge zu vier Gruppenbildern aneinander.

* Johannes Schrott: Das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Beilage der Allgem. Ztg. 1889.

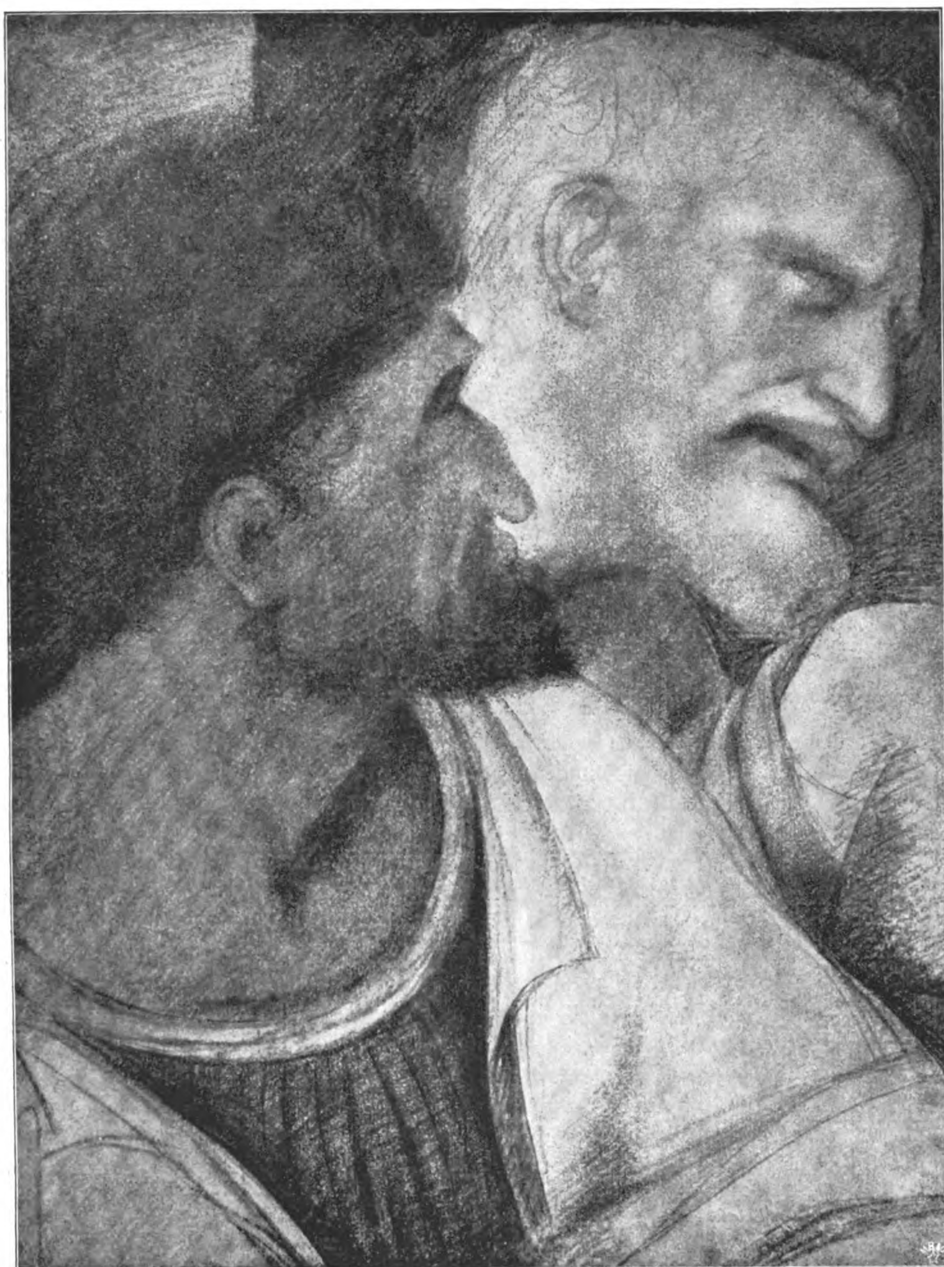
Erstes Gruppenbild

am rechten Tafelende, zur äußersten Linken des Erlösers: Simon Zelotes, Judas Thaddäus und Philippus.

Was mit Bezug auf die schwere Anklage des Herrn: „Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verraten,“ nach Lukas 22, 23 und Joh. 13, 22 berichtet wird: „Da sahen sich die Jünger untereinander an und ward ihnen bange und fingen an zu fragen unter sich selbst, welcher es doch wäre, der das thun würde —“ das wird uns in diesen drei Apostelgestalten vor Augen gestellt.

Simon Zelotes oder Kananites, einer von den Vettern Jesu und nach Jakobus' Tod Apostelbischof der judenchristlichen Gemeinde von Pella-Jerusalem, zeigt sich als eine ruhig-gemessene, fast greisenhafte Gestalt mit kahler Stirn, steil abfallendem Profil, hinabgezogener Nase, vorstehendem Kinnbart und vorgedrängter Unterlippe. Den Kopf etwas vorgebeugt, beginnt er mit befremdlich fragendem Blicke: „Wie? hab ich recht gehört? Das Wort ‚Verrat‘, kam es nicht aus des Herrn Munde? Aber wie? Verrat an ihm und noch dazu von einem seiner Jünger? Wie ist das denkbar! Einer von uns könnte so treulos sein gegen den Treuesten, so heimtückisch gegen den Wahrhaftigen, und den fälschlich verraten und seinen Todfeinden überliefern, der nur in Liebe für uns gelebt? — Nein, solch eine niedrige Gesinnung einem von uns zuzutrauen, das widerstrebt meinem Innersten, dafür möcht ich erst noch Beweise haben.“ Und an den zehn Fingern seiner beiden vorgeschobenen Hände, da möchte er diese Gründe und Beweise womöglich erst klargelegt sehen. In hohem Maße zweifelnd steht er der schweren Anklage gegenüber.

Ihm entgegnet, voll jugendlichen Feuers und von der Unumstößlichkeit der Worte seines Meisters überzeugt, Philippus von Bethsaida, der dritte von unten: „Aber, Simon, ich bitte dich, wie kannst du da noch



Judas und St. Petrus.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

zweifelnd fragen, wo der Wahrhaftige so bestimmt und klar sich ausgesprochen hat. Weiß er denn nicht, was in jedem Menschenherzen ist? Er kennt uns alle — kennt sicher auch den uns noch verborgenen Verräter." Eine herrliche Jünglingsgestalt ist dieser Philippus, und zwar mit offenbar griechischem Typus, den ihm Leonardo wohl absichtlich verliehen hat, um ihn als Freund der griechischen Juden darzustellen, die er ja bei dem Meister eingeführt hat.

Zwischen ihm und Simon tritt mehr aus dem Hintergrunde, allein durch seine Kopf- und Handbewegung bedeutsam hervor: Ju-

das Lebbäus oder Thaddäus, auch Judas Jakobi genannt. Das Wort des Meisters hat ihm nicht gerade Unerwartetes verkündet. Er ist kein Optimist wie sein Nachbar Simon, sondern vertritt mehr die pessimistische Anschauung im Kreise der Jünger. Dies giebt er durch seinen ganzen Gesichtsausdruck mit den tiefgezogenen Stirnfalten und dem mißtrauischen Seitenblick nach Judas Ischariot hin zu erkennen, und aus seinem halbgeöffneten Munde glauben wir zu vernehmen: „Mich überrascht das nicht, was der Herr gesagt hat; schon längst habe ich im stillen so etwas vermutet. Ja, es ist etwas im Werk wider unseren lieben Meister. Ach, nicht einmal hier im Kreise seiner Vertrautesten ist er vor feindlichen Anschlägen sicher. Und wenn ich musternd Umschau halte" — fährt er flüsternd fort, indem er dabei mit dem Daumen der rechten Hand auf Judas verstohlen hinweist —, „fast wetten möcht ich, dort zu seiner Rechten sitzt der, dem so etwas wohl zuzutrauen wäre." Zur Bestätigung dessen aber, was er gesagt, schlägt er mit der äußeren Fläche der rechten Hand in die auf dem Tische liegende offene Linke ein, daß man den niederfallenden Schlag fast zu hören meint. Fürwahr, ein Meisterstück anschaulicher Charakteristik, wie nur ein Leonardo dies andeuten konnte.

Zweites Gruppenbild.

Während diese letzten drei Jünger also untereinander noch zweifelhaft fragen und sich besprechen, da fällt mit feierlich-ernstem Nachdruck das zweite Wort aus Christi Munde wie ein Donnerschlag in den Kreis der Jünger: „Die Hand des Verräters ist mit mir über Tische. Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht — doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre ihm besser, daß der Mensch nicht geboren wäre." Bei diesem Worte stockt das Blut in ihren Adern, kaltes Entsetzen durchrieselt Mark und Bein, und das wiederholte „Herr, bin ich's? — bin ich's?" schallt von allen Seiten fragend ihm entgegen.

Drei der Jünger aber, ihm zunächst zur Linken, nämlich Thomas, Jakobus der Ältere und Bartholomäus (Nathanael) sind schreckdurchbebt von ihren Sitzen teilweise aufgesprungen und haben sich in leidenschaftlicher Erregung zum Herrn herangedrängt, ihm ihre Unschuld und wandellose Treue zu beteuern. Als der ihm nächste Jakobus der Ältere, Sohn des Zebedäus und der Salome, des Johannes Bruder. Was seine hochstrebende Mutter vom Herrn für ihre beiden Söhne früher erbeten hatte, „daß sie in seinem Reich einst neben ihm sitzen möchten zur Rechten und zur Linken" — diesen Wunsch hat Leonardo feinsinnig beim Abschiedsmahl ihr erfüllt: zur Rechten sitzt Johannes, zur Linken ihm Jakobus. Aber all ihre stolzen Hoffnungen, wie sind sie in diesem Augenblick durch das Wort des Herrn von Verrat und Tod auf einmal und für immer vernichtet und verloren! Schreckgelähmt ist Jakobus darob zurückgefahren, starrt mit ängstlich suchenden Blicken vor sich hin, und aus der schwer aufatmenden Brust ringt fast stammelnd sich der Seufzer: „Entsetzlich! — Unfaßlich! Verrat an dir, dem Verheißenen, der uns berufen vom Fischernetze zum Himmelreich, um den wir alles verlassen haben — Vater und Mutter! — Nein Herr — eher sterben als ohne dich leben!" Dabei öffnet er mit weit ausgebreiteten Armen die unbewehrte Brust, zum Zeichen, daß er bereit sei, um des lieben Meisters willen alles zu opfern und hinzugeben, für ihn zu leiden und zu sterben. Und was Jakobus also mit stummer Gedankensprache hier andeutet, das hat er als der erste Märtyrer von allen Aposteln im Jahre 44, wo sein Haupt unter dem Henkerbeil des Herodes Agrippa fiel, auch mannhaft bethätigt.

Neben des Jakobus schönem Angesicht, das, von lang aufgeringeltem Lockenhaar umrahmt und darin seinem Bruder Johannes ähnlich, uns durch so edle Züge fesselt, tritt aber das des schwarzköpfigen Thomas mit dem harten Schädel und dem wirren Haarbusch um so markanter hervor. Er ist hastig von seinem Sitze aufgesprungen und hat sich hinter seinem Nachbar in die unmittelbare Nähe des Herrn vorgedrängt. Den Zeigefinger seiner rechten Hand wie ein Ausrufungszeichen gegen die gefurchte Stirn erhoben, die schwarzen Brauen hochgezogen wie zwei Fragezeichen und die Augen weit



St. Johannes.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

geöffnet — so macht er den Eindruck eines Menschen, der vor allem mit eigenen Augen erst sehen will, ehe er glauben kann. Selbst der feierlichen Erklärung des Wahrhaftigen gegenüber kann er nicht zurückhalten mit dem Einwurf und Ausruf: „Herr und Meister — dein Wort in Ehren! Aber — einer von uns, die dein Brot gegessen — einer von uns, die zu deinen Füßen gesessen — einer von uns, die bei dir Leben und Seligkeit gefunden — der sollte, der könnte so schwarzen Undanks fähig sein und dich verraten! Verzeih's der Schwachheit deines Thomas — ich kann's nicht fassen."

Während also Thomas, der früher in aller Namen so entschlossen dem Herrn treue Gefolgschaft gelobt hat (Joh. 11, 16), hier hinter dessen Anklage wider die zwölf Apostel noch das große Fragezeichen setzen möchte, hat sich gleichzeitig mit ihm hoch erhoben Bartholomäus oder Nathanael. Eine schöne, edle Jünglingsgestalt, eine Seele ohne Falsch, die zuerst von allen Jüngern den Herrn mit dem Bekenntnis: „Rabbi, du bist Gottes Sohn!“ begrüßte. So hat ihn hier Leonardo uns vor Augen gestellt in jener Liebenswürdigkeit, die den Raphaelischen Jünglingen der Athenischen Schule eigen ist. Während Jakobus neben ihm seine Arme schreckhaft auseinanderbreitet, hat Nathanael die seinigen gegen die Brust gepreßt, als wollte er das Herz aus seinen Tiefen holen und dem Herrn zu Füßen legen; und aus seinen schmerzumzuckten Lippen glauben wir die Worte zu vernehmen: „Vielgeliebter Meister! Wie ich dir ins Auge — so schaust du mir ins Herz — du kennst das meine — dir dank ich, was ich hab und bin — hier ist mein Herz — Herr, nimm es hin!“ Alles an ihm — seine Stellung, seine Haltung, seine bittende Miene — ist der unverkennbare Ausdruck rückhaltloser Hingebung an den Herrn. Und was er also hier mit dem Munde bekennt und beteuert, das hat dieser unerschrockene Prediger des Evangeliums später auch durch die That bei seinem martervollen Tode am Kreuze bewährt.

Ist sonach für diese beiden Jüngergruppen links vom Herrn dessen Anklage: „Einer unter euch wird mich verraten,“ eine mehr oder weniger noch offene Frage — für die zweite Jüngerhälfte zu seiner Rechten hat sie bereits feste Gestalt gewonnen, und was uns hier vor Augen geführt wird, das ist die Feststellung des Verrats und das Entsetzen über den entlarvten Verräter.

Drittes Gruppenbild:

Johannes, Petrus und Judas. Johannes, Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, der Lieblingsjünger Jesu und der Apostel der Liebe, hat seinen gewohnten Sitz zur Rechten des Herrn. Aber sein jugendschönes Haupt mit dem kindlich-frommen Angesicht, das sonst so vertrauensselig an des Meisters Brust geruht hat, ist bei dem Schreckensworte vom Verrat seitwärts zurückgefahren und dann vorgesunken wie eine vom jähen Sturm geknickte junge Rebe. So sitzt er da nun, wie in Schmerz verloren — das Auge tiefgesenkt vor Scham ob der satanischen Gesinnung eines seiner Mitapostel — und nur mit halbem Ohr hört er auf des Nachbars leise Worte. Nach der feierlichen Erklärung aus dem Munde des Wahrhaftigen steht es für ihn über jedem Zweifel fest: es ist, wie er gesagt — es geht zum Sterben. Da schließen sich seine Hände wie von selber zum Gebet: „Barmherziger Gott, hast du es so beschlossen?! Ach, was soll aus uns dann werden? Was sind wir ohne Ihn? Arme Waisen — eine Herde ohne Hirten. Ach, du nur kannst noch helfen, retten, trösten — bleibe bei uns — laß uns nicht zu Schanden werden!“ Und diese zum stillen kindlichen Gebet gefalteten Johanneshände zwischen der schmerzlich abweisenden Rechten des Heilandes und der schreckerstarrten Linken des Judas, seines Verräters — sie sind für sich allein eine Seelensprache, wie nur die Meisterhand eines Leonardo mit wenig Strichen sie anzudeuten vermochte.

Allein neben dem mehr in passive Wehmut versunkenen Johannes sitzt ein anderer Jünger noch, der hat die Hoffnung auf Rettung nicht gleich aufgegeben: Simon Petrus, der Thatkräftige, Glaubensmutige. Er ist bereit, nicht nur mit seinem lieben Herrn zu leiden, sondern auch für ihn zu kämpfen. Hat er sich dazu auch noch nicht mit dem Schwert gegürtet, das Tafelmesser — durch das er, der Zerleger des Osterlammes, zugleich als der Hausvater der Kirche bezeichnet ist — hält er fest in seiner Rechten und drückt den Griff fast unwillkürlich dem Judas in die Flanke. Er zweifelt nicht an dem Worte seines Meisters, aber sicher wissen möchte er vor allem, wo der versteckte Feind zu suchen und zu fassen ist. Deshalb wendet er sich in leidenschaftlicher Erregung hinter seinem linksseitigen Nebenmann unmittelbar an Johannes, indem er ihn mit der linken Hand noch näher heranzieht, und flüstert ihm, auf Christus mit dem Zeigefinger deutend, ungeduldig for-



St. Thomas und Jakobus major.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

schend zu: „Johannes! Du bist der Nächste ihm zur Seite — bist der Vertraute seines Herzens — was er keinem sagt, dir offenbart er's. Bitte, frage du: wo ist und wo sitzt in diesem Kreise der Verräter?“ Dieser Kopf des Petrus, mit den problematischen Zügen, vereinigt, nach der Mitteilung des Kardinals Borromeo, der das Gemälde in

seiner Frische noch geschaut hat, in einem Gesichte sowohl die herzliche Teilnahme am Geschick des geliebten Meisters als auch die feste Entschlossenheit, wenn es gelten sollte, mit dem Schwerte dreinzuschlagen.

Durch sein leidenschaftliches Hinüberbiegen nach Johannes hat aber Petrus fast unbewußt den Judas aus der Reihe der Tischgenossen hinausgedrängt und über die Tafel hinein vorgeschoben, so daß dieser schon durch seine abgesonderte Stellung und auffällige Haltung die Augen aller Jünger auf sich ziehen muß.

Neben dem lichten Haupt des Petrus und dem sanften Engelangesicht des Johannes tritt das in unheimlichem Dunkel gehaltene scharfgeschnittene Profil des Judas Ischariot, des Verräters, um so markierter hervor. Eine weltgeschichtlich typische Gestalt des Bösen, einen Sünder im großen Stil galt es hier zu zeichnen. Dazu durfte aber nicht etwa ein Ausbund von Häßlichkeit gewählt werden, denn — bemerkt Goethe treffend — „der gute Geschmack konnte in der Nähe so reiner und redlicher Menschen kein eigentlich Ungeheuer dulden", zumal auch Judas ein vom Herrn erwählter Apostel war. Immerhin mußte aber der im Grunde seines Herzens versteckte Dämon auch äußerlich zum Ausdruck kommen, denn:

eine Gerechtigkeit giebt es schon hier auf Erden,
daß die Gesichter all wie ihre Seelen werden.

Wie fein ist dies mit Meisterstrichen hier nun ausgeführt! Da sehen wir eine mehr untersetzte Gestalt mit harttrotzigem Schädel, das struppige Lockenhaar über die steil vortretende Stirn wie vor Entsetzen nach oben gesträubt, und unter den buschigen Brauen funkelt, wie von einem in der Höhle lauernden Basilisken, der böse, stechende Blick. Die rechte Schulter mit dem kurzen, sehnigen Hals ist über die Tafel vorgeschoben, und mit den plumpen Fingern der rechten Hand krampfhaft den Beutel haltend, hat er das vor ihm stehende Salzfaß umgestoßen — eine symbolische Andeutung des von ihm gestörten Hausfriedens. Wohl fühlt er sich als der Schuldbewußte, allein vor den Mitaposteln versucht er vorerst noch den Unbefangenen zu spielen; darum halbseitig gegen den Petrus gewendet, stößt er wie beleidigt ein „Nur gemach! wozu das Drängen?" hervor. Um aber auch dem Herrn gegenüber sich nicht selbst durch dumpfes Schweigen zu verraten und um zugleich sich selbst zu vergewissern, ob der Herr nur so im allgemeinen eine Vermutung ausgesprochen oder ihn wirklich ganz durchschaut und ihn gemeint habe, richtet er mit ängstlich gespanntem Blick an ihn die Frage: „Bin ich's, Rabbi?" Da aus dem Munde des Wahrhaftigen vernimmt Judas das vernichtende Wort: „Du sagest es! Was du thust, das thue bald!" Und tiefinnerst davon getroffen fährt er zurück, die halbgeöffnete Hand, die eben mit dem Herrn in die Schüssel tauchen wollte, wie schreckerstarrt auf der Tafel lassend — und damit sich selbst verratend als den Verräter.

Unter dem erschütternden Eindruck der letzten Worte des Herrn stehen die drei Jünger des

Vierten Gruppenbildes:

Andreas, Jakobus der Jüngere und Matthäus. Andreas, der Bruder des Petrus und darum brüderlich an seiner Seite, eine hochadelige männliche Erscheinung, der imponierendsten Köpfe einer und dem Petrus ähnlich, nur etwas älter, mit hoher Stirn, feingebogener Nase, die Lippen fest geschlossen. Wie beim Anblick einer sich aufringelnden Viper ist er fast sprachlos vor Entsetzen, das ihm bis in die Fingerspitzen der beiden vorgespreizten Hände gefahren ist. Die Augen groß und weit geöffnet, starrt sein Blick halb auf Christus, halb auf Judas. Man sieht es ihm an, er möchte am liebsten aufspringen von seinem Sitz mit dem Ausruf: „Entsetzlich! Ein Kind des Satans in Menschengestalt hier in unserer Mitte — und noch dazu großgezogen am Herzen des heiligen Gottes!"

Ihm zur Rechten aber hat sich ängstlich-zaghaft erhoben Jakobus der Jüngere oder der Kleinere, der Sohn des Alphäus und der Maria, der Schwester der Mutter Jesu und somit dessen Verwandter. Eben deshalb trägt er in mancher Beziehung Jesu verwandte Züge, man möchte sagen: ein mehr weibliches Christusgesicht, mit gescheiteltem Haar, das ihm in zierlichen Löckchen um den Hals hängt, und das alles so zart an ihm wie an einer Sinnpflanze erscheinen läßt. Ihm



St. Philippus (Nathanael [?]).
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

geht ein Zittern durch die angstgelähmten Glieder, und wie um eine Stütze zu finden, hält er sich mit der Rechten an des Andreas Schulter, die Linke aber streckt er wie hilfesuchend aus nach Petrus, ihn zu sich herüberzuziehen mit der flehenden Bitte: „Simon! Simon! Hast du's nicht vernommen? Hier am Tische — vor dir — sitzt der Verräter — und das Verderben vom Meister und uns allen abzuwenden, mußt du mit Rat und That uns jetzt zur Seite stehen."

Neben ihm, als der letzte an der Tafel,

hat sich in ruhiger Gemessenheit Matthäus erhoben. Eine hochansehnliche jugendkräftige Gestalt, mit krausgelocktem Kopfe, fester Stirn, feiner Spürnase. Beide Arme auf den Tisch gestützt, den Oberkörper etwas vorgebeugt, die Lippen zusammengepreßt, so überschaut er mit aufmerksamem Forscherblick die ganze Tafelrunde. Er ist der verhältnismäßig ruhigste von allen Aposteln, wie sich dies auch noch in den beiden übereinander geschlagenen Füßen kundthut, und läßt uns so in dem stillen Beobachter schon jetzt den künftigen Geschichtschreiber und Evangelisten erkennen, der über alles genauesten Bericht erstatten wird. Bereits bei der Salbung des Meisters in Bethanien hat er einen Tiefblick gethan in das Herz des Judas, der unter der Heuchlermaske der Mildthätigkeit die überreiche Nardenspende verurteilt; und hier beim Hinblick auf den Beutel, den der Verräter über Tisch so krampfhaft in der Rechten hält, da wird ihm alles klar, wes dieser Jünger fähig ist, und voll tiefernster Trauer auf ihn schauend, stößt er aus tiefstem Herzen den Seufzer: „Unseliger Mensch! Vom Gold verblendet — vom Dämon des Geizes erfaßt! Ja, wer dem verfallen — der ist zu allem fähig — auch vor dem letzten wird er nicht mehr zurückschrecken und den vielgeliebten Meister, den Heiligen Gottes, um schnödes Gold verraten — mit dem Judaskuß!"

Und Judas — so schließt der evangelische Bericht (Joh. 13, 30) — nachdem er den Bissen genommen hatte, ging er alsbald hinaus.

So spielt sich hier der Beginn der größten Leidenstragödie, die je die Welt gesehen hat, in rascher Aufeinanderfolge vor unseren Augen ab. Bloßgelegt sind uns dabei der Herzen heimlichste Gedanken, die in der Jünger Mienen und Gebärden zum beredten Ausdruck kommen, und die uns an der Hand der evangelischen Berichte zu mitfühlenden Teilnehmern eines erschütternden Seelendramas machen, wie kein erhabeneres erdacht werden konnte.

* * *

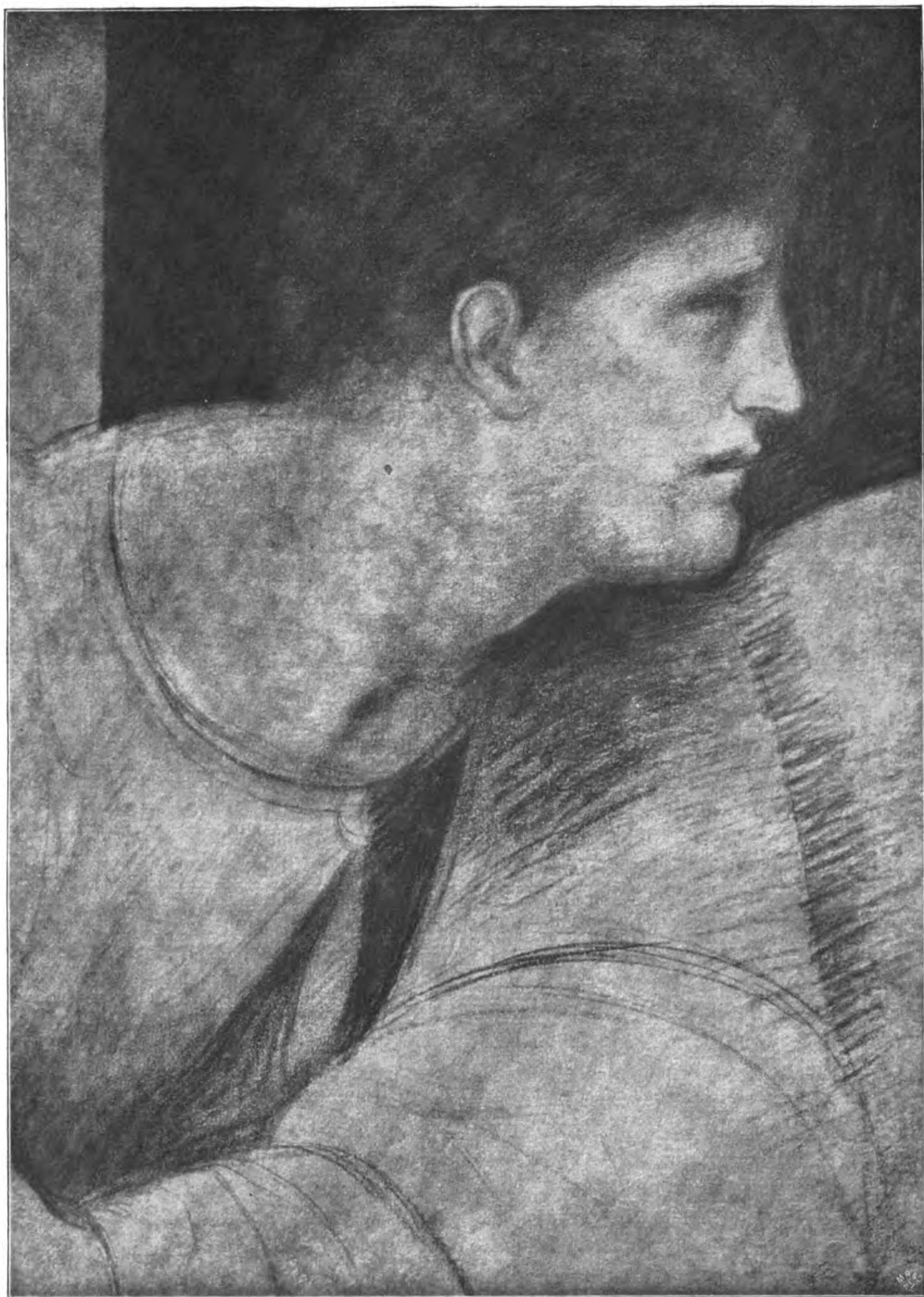
Es sei uns gestattet, an diese Exegese des Bildes noch ein paar Worte über die Schicksale des Gemäldes zu fügen.

Nur ein kurzer Morgenglanz war dem unschätzbaren Meisterwerke Leonardos, das nach jahrelangen Vorstudien und auf Grund vielfach veränderter Entwürfe und Skizzen in dem Zeitraume von zwei bis drei Jahren (1496 bis 1498) ausgeführt worden ist, beschieden — dann ist es mit raschen Schritten seinem Untergang entgegengegangen.

Die Hauptursache seines frühen Verderbens war die tiefe Lage des Klosterrefektoriums. Im Jahre 1500 drang bei anhaltendem Regen das Hochwasser in den Speisesaal, und infolge der zurückgebliebenen Feuchtigkeit überzog sich das Gemälde mit Moder, wurde rissig, und die Farben verloren ihren frischen Glanz. Dazu kamen Kriegsunruhen und wiederholte Einquartierungen, unter denen die bedrängten Mönche es unterließen, für ihr Klosterkleinod die nötige Sorge zu tragen. Blinde Flecken verdunkelten bald mehr und mehr die einzelnen Gestalten, so daß schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Bild als fast verloren bezeichnet wird.

Was aber die zerstörenden Elemente und die Ungunst der Zeitverhältnisse daran noch verschont gelassen hatten, das ging zu Grunde durch den Unverstand der Menschen. Um einen bequemeren Eingang in das Refektorium zu gewinnen, wurde 1652 unmittelbar unter dem Bilde des Heilandes eine gewölbte Thür durchgebrochen, und dadurch wurden nicht nur dessen und der Apostel Füße zerstört, sondern, durch die Haken- und Hammerschläge erschüttert, löste sich an vielen anderen Stellen auch die Kruste, deren Stücke man mit Nägeln wieder zu befestigen suchte. Kein Wunder, wenn man nach solchem Vandalismus bereits 1674 seufzen mußte, die Sonne sei untergegangen.

Allein bei günstiger Beleuchtung traten die ursprünglichen Umrisse gelegentlich doch noch zu Tage. Da fing man endlich wieder an, sich des geschehenen Frevels zu schämen und zu beraten, was für die Wiederherstellung des Bildes wohl geschehen könne. Unglücklicherweise meldete sich (1726) ein vermeintlicher Kunstmaler, der marktschreierisch vorgab, im Besitz eines Geheimmittels zu sein, durch welches das verblichene Bild wie neu erstehen werde. Und nachdem er daraufhin von den kenntnislosen Mönchen mit der Arbeit betraut worden war, fing



St. Matthäus (Philippus [?]).
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

er an, die Farben teilweise abzuschaben, dann mit kunstschänderischer Hand das Werk von oben bis unten zu übermalen und zu überfirnissen — und so für immer gründlich zu verderben.

Wohl haben später auf Anregung Mailänder Kunstfreunde noch verschiedene Versuche stattgefunden, da und dort nachzubessern und aufzufrischen; allein, was durch Pfuscherarbeit einmal verdorben und verloren war,

vermochte auch eine Meisterhand nicht wieder gutzumachen und zurückzubringen.

Den letzten verhängnisvollen Stoß aber sollte das Gemälde erhalten bei der 1796 erfolgten Einnahme Mailands durch die siegreichen Franzosen. Wohl hatte der junge, ruhmbegierige Bonaparte den strengsten Befehl gegeben, das Refektorium, das keine Kriegerwohnung sei, zu schonen, und diesen Befehl, bevor er zu Pferde stieg, noch auf den Knien unterschrieben, allein von einem nachfolgenden General wurde die Weisung mißachtet, das Refektorium zur Einquartierung für die Kavallerie bestimmt, die Thür eingeschlagen und der Saal in einen Pferdestall verwandelt. Die Vernichtung des großen Meisterwerkes ward damit besiegelt, denn infolge des Pferdeprudels überzog es sich alsbald mit dickem Moder und wurde also wie ein Toter mit dem Leichentuche überdeckt.

Da erschien 1805 Prinz Eugen in Mailand als Vicekönig des neubegründeten Königreiches Italien, und um den Anfang seiner Regentschaft nach dem Vorbilde des Herzogs Ludwig Sforza, des treuen Schutzherrn Leonardos, durch Begünstigung der Künste zu verherrlichen, erteilte er dem Künstler und Gelehrten Ritter Josef Bossi daselbst den Auftrag, das Meisterwerk Leonardos so viel wie möglich in einem neuen Gemälde wiederherzustellen. Damit dies unvergänglich bliebe, sollte es in Mosaik ausgeführt werden.

Wenn man bedenkt, daß ein Bild von 10 Meter Länge und 6 Meter Höhe aus tausend und abertausend Glasstiften zusammengesetzt werden sollte, so muß man staunen über die Riesenaufgabe, die dem Künstler gestellt worden war. Allein mit freudigem Eifer übernahm sie Bossi. Vorerst galt es, den Kunstnachlaß Leonardos, seine Manuskripte und alle Vorstudien zum Abendmahl zu durchforschen, alle noch vorhandenen Kopien zu sammeln und nach deren sorglichster Prüfung einen großen Karton für das ganze Bild zu entwerfen.

Siebenundzwanzig Kopien waren es, die dabei in Frage kamen; als die wichtigsten 1) die des Marco d'Oggione, eines Schülers Leonardos, vom Jahre 1510; es war dies aber eine Kopie im kleinen, nach der dann die größere für das Abendmahlgemälde im Speisesaal des Klosters zu Castellazzo ausgeführt worden ist; 2) die Kopie in Fresko auf der Wand zu Ponte Capriasca von Pietro Luini vom Jahre 1565, mit den beigeschriebenen Namen der Apostel; 3) die Kopie in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, die im Jahre 1612 von dem Mailänder Andrea Bianchi, genannt il Vespino, und zwar auf Anlaß des Kardinals Borromeo gefertigt worden war; und 4) die ebenfalls in der Ambrosianischen Bibliothek befindliche Kreidezeichnung eines edlen Jünglingsangesichtes auf bläulichem Papier, die angeblich von Leonardo mit Rücksicht auf den Christuskopf zum Abendmahl nach der Natur gezeichnet worden ist.

Von all diesen Kopien hatte Bossi mit feinem Verständnis seine Durchzeichnungen gemacht, und auf Grund deren bis Ende Oktober 1807 seinen wohldurchdachten Karton für das neue Bild, auch mit Untermalung der Köpfe Christi und dreier Apostel, bereits fertig gestellt. Da überfiel ihn an dem feuchten und verödeten Ort eine Krankheit, die ihn nötigte, hier seine Bemühungen einzustellen. Wohl arbeitete er trotz seines krankhaften Zustandes an seiner Aufgabe in der Stille unermüdlich weiter, allein infolge von Einwendungen und Widersprüchen seiner besten Freunde wurde ihm die Fortsetzung der Arbeit verleidet. Das für Mailand bestimmte Mosaikbild ist deshalb nicht zur Ausführung gekommen, wohl aber später ein solches für die Minoritenkirche in Wien hergestellt worden.

Allein auch die von Bossi mit unendlichem Fleiß gefertigten Zeichnungen und Vorarbeiten sollten nicht verloren sein. Bei seiner letzten Reise durch die Lombardei wurde der Großherzog Karl August von Weimar darauf aufmerksam gemacht, erkannte mit einsichtsvollem Blick sofort ihre hohe Bedeutung für die Kunstgeschichte und hatte das Glück, sie wenige Jahre nach des Künstlers Tode für die Weimarische Kunstsammlung zu erwerben.*

* In Anerkennung der Verdienste Karl Augusts um die Erhaltung der Bossischen Sammlung und deren Verwertung für weitere Leonardo-Studien wurde im Jahre 1817 in Mailand eine goldene Denkmünze geprägt, die auf der einen Seite das sprechende Bildnis Karl Augusts mit der Jahreszahl MDCCCXVII, auf der anderen die kleineren Brustbilder von Leonardo

Als Goethe die Bossische Sammlung bei deren Ausstellung in Weimar am 16. November 1817 lange still und mit steigender Bewunderung betrachtet hatte, fühlte er sich von dem ihm verwandten Geist des Leonardo erfaßt und getrieben, den tiefen Gedanken des großen Meisters bei seinem vollendetsten Kunstwerk forschend nachzuspüren und sie auch der Mitwelt darzulegen. Noch an demselben Abend nimmt er die Bossische Schrift „Del cenacolo di Leonardo da Vinci“ zur Hand, und vier Monate stand die Beschäftigung damit bei ihm in erster Linie. Als schönste und reifste Frucht seiner umfänglichen Studien erschien dann 1818 seine unübertreffliche Abhandlung über Joseph Bossi (Goethes Werke, Bd. XIII, S. 29 ff.), in der klar und überzeugend alles zusammengefaßt ist, was zum Verständnis und zur rechten Würdigung dieses unvergleichlichen Kunstwerkes nötig ist. Und wer heute in dem Refektorium des Klosters Santa Maria delle Grazie zu Mailand betrachtend vor das Gemälde tritt, der lernt es in der rechten Seelenstimmung erst verstehen durch Goethes Deutung.

Aber neben der Bossischen Sammlung erfreut sich Weimar noch eines viel kostbareren Leonardo-Schatzes, nämlich der Originalkartons der zehn Apostelköpfe zu dem Abendmahl. Bereits 1585 war von Lomazzo auf deren Vorhandensein hingewiesen worden, allein über ihren Verbleib wußte man lange Zeit keine Auskunft zu geben. Vergraben und vergessen haben sie jahrhundertelang in dem Palazzo italienischer Nobili gelegen, bis sie endlich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts von einem englischen Kunstsammler, Sir Thomas Lawrence, entdeckt und erworben wurden, und nach dessen Tode in den Besitz des Prinzen von Oranien, nachmaligen Königs Wilhelm II. der Niederlande, kamen. Als sie dann bei seinem Tode (1850) zusammen mit seiner reichen Gemäldesammlung öffentlich versteigert werden sollten, wurden sie im Auftrage seiner Miterbin, der Prinzessin Sophie, der damaligen Erbgroßherzogin von Sachsen, die auf den hohen Kunstwert der Blätter aufmerksam geworden war, zurückgezogen und bilden seit der Zeit den köstlichsten Schmuck im schönen Ecksalon der nun verewigten Frau Großherzogin.

und Bossi mit Umschrift zeigt. Diese Medaille ist uns erhalten in der reichen Münzsammlung der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Auf acht Blättern sind uns hier zehn Apostelköpfe — mit Ausnahme des Simon Zelotes und Thaddäus — erhalten. Es sind in zarten Farbentönen hingehauchte Seelenbilder von wunderbarer Schönheit, die uns die erste Auffassung dieser Charakterköpfe bei Leonardo in ihrer ursprünglichen Anlage mit steigender Bewunderung ahnen und erkennen lassen.

Von der linken Seite des Bildes angefangen sind es nach der Beschreibung von Dr. Ruland* folgende:

1) St. Bartholomäus (vielleicht St. Matthäus), das Haar rötlich blond, ebenso der leichte Kinnbart; das Gewand fast weiß mit gelbem Vorstoß;

2) St. Jakobus minor, mit braunem Haar und sehr leichtem Bart; das Gewand rot mit weißem Vorstoß;

3) St. Andreas, energischer Greisenkopf mit wenig Haar; über dem gelben Kleid ein fast weißes Obergewand;

4) Judas, mit dunklem Haar und Bart, in rotem Rock und gelblichem Oberkleid; hinter ihm St. Petrus mit greisem Haar und Bart, sich nach rechts zu Johannes beugend;

5) St. Johannes, ein Kopf von ausgesprochen Leonardoschem Typus, weicher, fast weiblicher Schönheit; das Haar bräunlich, das Gewand nur mit raschen Strichen und leichter Tönung angedeutet;

6) St. Thomas und Jakobus major, beide mit braunem Haar, der erstere ziemlich dunkel, der letztere ein wenig ins rötliche spielend;

7) St. Philippus (vielleicht Bartholomäus), bartlos, mit dunkelbraunem Haar; über dem hellgrauen Rock ein roter Mantel;

8) St. Matthäus (vielleicht Philippus), bartlos, mit hellbraunem Haar und leicht grauem Gewand.

Wohl wurden diese Blätter bei ihrem ersten Bekanntwerden in den sechziger Jah-

* Leonardo da Vinci und die Apostelköpfe zu seinem Abendmahl. Von Geh. Hofrat Dr. C. Ruland, Direktor des Großherzoglichen Museums zu Weimar. Braun, Clément u. Cie., Dornach im Elsaß und Paris, 1894.

ren von allen Kunstfreunden als „herrliche und äußerst wertvolle“ Zeichnungen anerkannt, allein daß uns in diesen „vortrefflichen und wunderbaren“ Köpfen die Originalkartons Leonardos und damit die Vorarbeiten zu seiner größten Schöpfung erhalten wären, wollte doch manchem noch zweifelhaft erscheinen. Erst den sorgfältigsten Studien des Geh. Hofrats Dr. Ruland ist es gelungen, ihre Echtheit überzeugend darzulegen, indem er mit feinem Kennerblick darauf aufmerksam machte, wie fast jeder der zehn Köpfe die Spuren von wiederholten Änderungen, manchmal zwei-, ja dreifache Umrisse aufweist, z. B. an dem Kopf des Johannes, dessen niedergeschlagene Augenlider zuerst weit mehr geöffnet waren, sowie an der mehrseitigen Wendung des Hauptes und der anfänglich weniger auseinander gerückten Hände des Andreas und den Änderungen des Ausdruckes in den übrigen Apostelköpfen. Daraus ist für jedermann aber unschwer zu entnehmen, daß wir es hier nicht mit der Kopie eines wenn auch noch so „tüchtigen“ späteren Künstlers, sondern „mit dem allmählichen Herausarbeiten der Idee durch die erwägende Hand des schaffenden Meisters“ selbst zu thun haben.

Die Verbreitung des Abendmahlbildes, als eines erhebenden Schmuckes für jede Familienwohnung, verdanken wir den Meisterwerken des Grabstichels, nämlich den Kupferstichen von Raphael Morghen (1810) und von Rudolf Stang (1888) Jedes ist ein in seiner Weise gleich vollendetes Kunstwerk, aber die verschiedene Zeit ihrer Entstehung und die verschiedene Nationalität des Bildners ist nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Morghen war Neapolitaner, und in den energisch-scharfen Profilen seiner Apostelköpfe, bei deren Zeichnung die Kopie von Marco d'Oggiono vorbildlich war, tritt mehr der italienische Charakter hervor, während in den edlen, jugendlichen und vollkräftigen Gestalten des Stangschen Kupferstiches, dem in erster Linie die Weimarischen Apostelköpfe zu Grunde gelegen haben, mehr der deutsche Typus entsprechenden Ausdruck gefunden hat.*

Als eine Jubiläumsgabe für 1898 haben wir noch die in der Photographischen Gesellschaft zu Berlin erschienene Photogravüre des heiligen Abendmahls zu begrüßen, die auf Grund der vom deutschen Maler Alphons Holländer nach dem Wandgemälde im Refektorium ausgeführten Zeichnung im größten Maßstab (45×87 Centimeter) hergestellt worden ist und in ihrer künstlerischen Vollendung den schon genannten Kupferstichen würdig zur Seite steht.

Für das im Kloster Santa Maria delle Grazie noch befindliche Originalgemälde aber, über dem, trotz aller Unbilden und Verwüstungen, die es erlitten hat, doch noch der Geist des großen Meisters schwebt und zeitweise in Augenblicken günstiger Beleuchtung dem sinnenden Beschauer verheißungsvoll zum Herzen spricht, bleibt nur der eine Wunsch noch übrig: daß es nach den vom deutschen Leonardo-Biographen Paul Müller-Walde (1892) gegebenen Anregungen gelingen möge, das Refektorium in seinem ursprünglichen Stande wiederherzustellen und vor allem durch eine zweckmäßigere Beleuchtung von oben das unsterbliche Meisterwerk Leonardos in klareren Umrissen wieder hervortreten zu lassen und so der Nachwelt lange noch pietätvoll zu erhalten.

* Ruland: Leonardos Abendmahl, gestochen von R. Stang. Weimar 1888. — Lübke: Das Abendmahl von Stang. Allgem. Ztg. 1888.





Alphonse Daudet.

Von

Felix Poppenberg.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Unaufhörlich ist er ausgezogen auf die Eroberung von Herzen, die Flut der Liebe ist um ihn stetig angestiegen von einem Ende seines Lebens bis zu dem anderen, und bis hierher ist ihm der Zug gefolgt wie einem König ...“

Auf dem Père-Lachaise rief Emile Zola diese Worte in das offene blumengeschmückte Grab Alphonse Daudets zum letzten Scheidegruß. Was er sprach, gilt nicht von Frankreich allein, es gilt von der ganzen litterarischen Welt. Alphonse Daudet war der siegreichste Eroberer unter den französischen Dichtern seiner Zeit. Kein gewaltsamer Eroberer wie Zola, der ganze Wälle leidenschaftlichen Hasses und geiferndster Erbitterung mit robusten, nie ermattenden Armen einreißen mußte, seinen Platz zu gewinnen. Alphonse Daudet war einer von den lachenden Siegern, blumengeschmückt, vor dem die Thore springen und die Brücken sich senken. Ein Sieger mit leichten, feinen Händen, der mühelos nimmt, um dessen flüchtigen Schritt die Anmut blüht.

Und ein reicher Mensch, mit der Gaben Fülle überschüttet, der verschwenderisch von den Schätzen seines Inneren geben konnte und immer gab. Eine vielseitig spielende

Persönlichkeit, glänzend ausgeprägt, in allen seinen Wesenszügen ein echter Abdruck seiner Zeit und seines Landes. Kontrastreich und voll reizvoller Anziehung lockend, ist er zugleich Provençale und Pariser, ist er zugleich idyllischer Naturlyriker, dessen Seele und Sinne sich in Blumenduft und Sonnenstrahlen wiegen, und Sittenschilderer, der die keuchende Großstadt in ihrem innersten Leben belauscht. Und Schilderer nicht nur, er ist auch Erzieher. Er hält dem Jahrhundert einen Spiegel vor — einen Spiegel, blank wie sein eigenes Gewissen, das immer das Gewissen eines ehrlichen Mannes war.

Diese strenge moralische und künstlerische Ehrlichkeit macht ihn zu einem der lautersten Zeitzeugen. In ihm haben die inneren und äußeren Ereignisse seines Vaterlandes, die Kultur- und Geschichtsscenen der letzten dreißig Jahre, das Wesen und die Art seiner Bluts- und Stammesgenossen einen unvergleichlich treuen Niederschlag gefunden.

In seinem Schatten Rast zu halten, seiner Persönlichkeit nachzudenken, wird gerade für den Nichtfranzosen erkenntnisreich sein.

* * *

Mehr noch als bei jedem anderen Künstler gehört bei Daudet zur Geschichte seines Schaffens die Geschichte seines Lebens. Immer, bis ins kleinste nachzuweisen, wachsen aus dem eigenen Erleben die Bilder und Gestalten seiner Bücher. Dieser Gewissenhafte zeichnet nichts auf, was die persönliche Erfahrung nicht kontrolliert und als prägeecht erprobt hat. Die litterarhistorische Untersuchung würde im Vergleich von Leben und Dichten Daudets ein weites Parallelenfeld entdecken. Aber auch der rein menschlich Betrachtende wird immer wieder, wenn er bei diesem Dichter zu Gaste ist, im Dichter sich den Menschen suchen. Und das bunte, wechselnde Bilderbuch seines Lebens, von dem er so viele Seiten selber in „Le petit chose“, in „Trente ans à Paris“, von dem andere sein treuer Bruder Ernest („Mon frère et moi“) gezeichnet hat, mag ihn zu Zeiten vielleicht mehr locken als die bekannten und berühmten Romane.

Über den ersten Seiten dieses Bilderbuches lacht und leuchtet die Sonne des Südens: „Beaucoup de soleil, pas mal de poussière et deux ou trois monuments romains.“ Dazu das Zirpen der Cikaden an den milden Abenden, die Platanenalleen. Das ist Nimes. Hier wurde Alphonse Daudet am 13. Mai 1840 geboren.

Die Daudets waren eine alte royalistische Familie in der Languedoc; die Großeltern eigene feste Persönlichkeiten, vor allem die Großmutter. Ernest Daudet schwärmt von ihren „formes sculpturales“, den „yeux largement fendus“. Sie glich einem Porträt von David. Eine tapfere, beherzte Frau, die ihre Überzeugungen durchsetzte. Sie führte mit dem Großvater, der Seidenweber war und seine Erzeugnisse selbst verkaufte, eine patriarchalische Wirtschaft.

Der Sohn Vincent wird schon weltläufiger. Ein eleganter, zierlicher Mann mit einem Bourbonenkopf, immer gewählt und streng korrekt angezogen, im langen Überrock mit der weißen Krawatte. Dabei durchaus Südländer, temperamentvoll, stets aufgelegt, der Typus des „Gaillard“, „tout feu, tout flamme“. Er reiste mit den Waren des Vaters durch die großen Städte. Früh verheiratete er sich. Er verband den Namen Daudet mit dem Namen der Familie, die im Handel von Nimes die führende war, mit den Reynauds.

Wichtiger als die Vermischung der beiden Handels-Dynastien scheint uns die Wesensmischung in jener Ehe, aus der dann Alphonse Daudet entsproß. Der Vater gewandt, weit gereist, mit Beobachterblick, voll Charme, bezaubernd, dabei leichtherzig sprühend, ausgelassen. Die Mutter, Adeline Reynaud, zart und schlank, mit mattgetöntem Teint und großen, traurigen Augen. Träumerisch, romantisch, phantastisch, eine leidenschaftliche Leserin.

Der Stern, der über dieser Ehe steht, verdunkelt sich bald. Das Glück der Daudets versinkt. Alphonse, der heitere kleine Junge, wird zu einer harten, dornenvollen, früh erkenntnisschweren Jugend geboren. Der Vater falliert, Fabrik und Haus werden verkauft, Nimes wird verlassen, und Alphonse muß den ersten schmerzlichen Abschied von den Freuden seiner Kindheit, von den Platanen und den munter springenden Brunnen seiner lieben Stadt nehmen: „Adieu, mes chers amis, nous ne nous verrons plus.“

Ein lebhaftes, phantastisches Kind, der kleine Alphonse. Immer in einer bunten Welt reicher innerer Vorstellungen. Mit einer bösen Kurzsichtigkeit behaftet, bildet er früh alle anderen Organe zu scharfen Beobachtungsmitteln aus. Er entwickelt einen förmlichen Indianerinstinkt. Dazu überaus temperamentvoll, fast maßlos in allen seinen Gefühlsäußerungen. Und dann doch wieder still und träumerisch in den Gärten, unter den Blumen. Dies zarte Edelgewächs, das Licht und Luft und Sonne brauchte, wird rauh und schonungslos aus dem lieblichen Nimes in die brutale Atmosphäre Lyons versetzt.

Wie ein Frostschauer, erdrückend, ertötend geht es über die junge Seele. Statt der heiteren hellen Farben ein lastender Himmel voll Nebel und Fabrikruß, eine immer feuchte Luft, die sich brodelnd und dampfend an die Wände hängt: die Mauern weinen.

Das ist so recht der geeignete Rahmen für die qualvolle häusliche Tragödie der Familie Daudet: „l'ennui, l'exil, la détresse d'une famille méridionale perdue dans la brume lyonnaise“ (Le petit chose).

Es ging und ging nicht vorwärts. Was auch der Vater angriff, es glückte nicht. Eine elende Misere im Haus. Die Erziehung der Kinder Alphonse und Ernest wird nur mit größten Opfern und schmerzlichen Demütigungen erkauft. Der kleine Alphonse in seiner dürftigen fadenscheinigen Bluse muß sich im Collège von seinen wohlhabenden Mitschülern belehren lassen, daß in Lyon nur die Straßenjungen Blusen tragen.

Das ist die Zeit, in der die beiden Brüder am meisten geweint haben. Die Not reift sie aber auch beide und schärft ihr Urteil und ihren Blick — sie entwickelt ihre Selbständigkeit. Schon nimmt Ernest einen kleinen Schreiberposten an, um sich sein Essen selbst zu verdienen.

Die ersten litterarischen Anregungen fallen in diese Zeit. In dem Jammer und dem erstickenden Grau bringt den beiden fast verschmachtenden Brüdern eine Bekanntschaft einen Lichtblick. Es ist ein Pariser Redacteur, der einen Teil des Jahres in Lyon zubringt: „il nous apportait une odeur de Paris, que nous respirions avec délices.“

Nun kreist's durch ihre Köpfe, in denen in seltsamer Mischung frühe Sorgen, ängstliches Lebensbangen mit nicht zu unterdrückenden Illusionen und verstohlenen Hoffnungen sich vereinen. Nachts in dem gemeinsamen engen Bett sprechen sie von ihren Plänen, von den Büchern, die sie schreiben, von dem Ruhm, den sie sich erringen wollen. Denn das steht beiden fest, Schriftsteller müssen sie werden, und zwar berühmte Schriftsteller. Und wenn sie endlich mit heißen Backen einschlafen, dann sehen sie in ihren Träumen weite blendende Straßen mit Menschen- und Wagengewirr und herrlichen Gebäuden, strahlendes, rauschendes Leben ringsum. Und das ist Paris.

Dann hungert sich Ernest nun wirklich durch nach der Hauptstadt seiner Träume, für ihn der Hauptstadt der Welt, dem Inbegriff aller seiner Wünsche, der Lebens- und Geistesfülle, der glänzenden Zukunft. Doch Alphonse muß, ehe der Bruder ihn holt, noch ein Fegefeuer durchmachen: die schreckliche, verachtungs- und schmerzensreiche Hilfslehrerzeit. Er, kleiner und dürftiger aussehend als die Schüler selber, ein Opfer ihrer kindlichen Bosheit und hinterlistigen Streiche.

Diese Zeit schließt seine erste Jugendphase und seine schwerste. Er hat auch später noch gehungert, aber nicht so geistig und körperlich zugleich wie in jenen Tagen, da er nicht nur das eigene Unglück trug, sondern das ganze Leiden seiner Familie schmerzlich in sich miterlebte: Thränen, Gläubiger, die ewige Frage: Wie wird es morgen? Er steht jetzt, ein gelehrig und reif gewordener Schüler der Not, ein fertig ausgebildeter Soldat im Lebenskampf, trotz seiner zarten siebzehn Jahre, vor der Thür zu einem neuen Leben. Er hat sich eine dürftige Summe gespart, und der Bruder will seine eigene Armut — er verdient in Paris mit Artikeln hundert Franken im Monat — mit ihm teilen. Schlimmer als bisher kann es nicht werden. Zu verlieren giebt es nichts. Also auf nach Paris!

*　*
*

Ein schmutziges, menschengefülltes Coupé im Zuge, der von der Provinz Languedoc drei Tage bis nach Paris braucht. Betrunkene, rohe Lieder brüllende Matrosen wälzen sich auf den Bänken, dicke Bauern schlafen mit offenem Munde gleich toten

Fischen. Eine atembeklemmende Atmosphäre von Tabak, Branntwein, Knoblauch und verschimmeltem Stroh. Zwischen einem dicken Manne und einem riesengroßen Tambourmajor sitzt ein zarter Jüngling, wohl mehr ein Knabe, mit weichen, vollen Lippen, braunwallendem Haar, auf den kindlichen Wangen den ersten Flaum. Verschüchtert, zusammengezogen sitzt er da. Grotesk wirken an den kleinen Füßen die großen Gummischuhe. Es stecken keine Stiefel darin. So üppig seine Ausstattung zu vervollständigen, hat das Geld nicht gelangt. Die Füße frieren dem Kleinen in den kalten Galoschen, und des Nachts, wenn die Reisegefährten schnarchen, nimmt er sie in die Hand, um sie zu wärmen. Auch zu einer Wegzehrung reicht es nicht. Halbverhungert kommt Alphonse Daudet in Paris an.

Am Bahnhof wartet Ernest Daudet, der bei dem jüngeren Bruder von nun an Elternstelle vertritt und dem Alphonse später dankbar als „Mère Jacques“ in „Le petit chose“ ein Denkmal gesetzt hat.

War Ernest auch gerade kein Illusionist, so hatte er sich doch des Bruders Einzug etwas reicher vorgestellt, denn er brachte optimistisch zur Beförderung des Gepäcks einen Schubkarren mit. Der verfehlte seinen Beruf. Die geflickte, dürftige Tasche, in der die fahrende Habe des Ankömmlings sich barg, ließ sich bequem in der Hand tragen.

Die Brüder gehen eng umschlungen nach Haus. Alphonse ist zu erschöpft und benommen, um einen Eindruck zu empfangen. Erst oben in der Mansarde des fünften Stockes der Quartier Latin-Wohnung taut er auf. „Feuer, welch ein Glück!“ ruft er und stürzt an den Kamin. Jetzt sieht auch der Bruder die seltsame Fußbekleidung, er nimmt sie aber als erfahrener Bohemien nicht tragisch: „Mancher ist in Paris schon in Holzschuhen angekommen,“ meint er tröstlich.

In den nächsten Tagen ist der Kleine wie losgelassen. Mit starrenden Augen und offenen Nüstern trabt er in seinen blauen Strümpfen, den zu weiten Gummischuhen, zu langen Haaren, zu kurzen Hosen durch die Straßen, und er schwört sich's zu, sich dies Paris zu erobern.

Es berauscht ihn und macht ihn trunken. Die ersten Eindrücke nehmen ihn vollkommen gefangen. Keine aber mehr als die des Odeontheaters. Das „Mekka seiner Sehnsucht“ ist es. Er schleicht um das Haus herum, als möchte er es stehlen; seine ganzen Hoffnungen scheinen ihm darin enthalten. Mit ehrfürchtigem Schauder sieht er aus dem kleinen Pförtchen die Berühmtheiten des Tages heraustreten, und ihn überläuft's, wenn er zu denken wagt, auch er könne dort mit Flaubert Arm in Arm aus der Thür kommen.

Mit der Eroberung von Paris geht es aber langsam. Die Brüder leben beide von den hundert Franken Ernests. Alphonse hat zwar jetzt ein Paar Stiefel, aber sie knarren; die Haare sind immer noch lang wie bei einem Pifferaro, und der kleine verwitterte Provinzhut hat gar nichts Siegermäßiges. Und der Band Verse, der endlich bei einem Verleger untergebracht wurde, verschaffte dem jungen Dichter in dem kleinen Kreise der Studenten wohl Anerkennung — „c'est quelqu'un“ —, aber kein goldener Regen wollte sich ergießen.

Noch manche tragikomische Scenen ziehen in dem Bilderbuche der Daudetschen „Jungen Leiden“ vorüber, ehe es ruhiger Mittag wird.

Eine ist besonders charakteristisch. Ernest, als erfahrener Pariser, wollte seinem Bruder auf die übliche Weise durch Salonprotektion aufhelfen. Die notwendige Grundlage war dazu — ein Frack, le premier habit. „Il faut un habit, quand on veut faire son chemin dans le monde.“ Der Frack war erschwungen, aber der Abend lief übel aus. „Ces gens-là ne voyaient pas ma lyre,“ klagte Daudet später humoristisch. Er kam sich verraten und verkauft in dem Schwarm der Menschen vor. Und als er zum Trost eine verstohlene Attacke auf das Büffett machte, riß er in seiner Kurzsichtigkeit einen ganzen Flaschenaufbau zu Boden. Wie gescheucht stürzte er aus dem Hause. Ein Diener rief ihm nach: „Sie vergessen Ihren Überzieher.“

Ach, der vornehme Gast hatte keinen Überzieher zu vergessen, er hatte gar keinen erst mitzubringen gehabt. Im Frack, den Kragen des teuren Kleidungsstückes in die Höhe geschlagen, läuft er in die Nacht hinaus. Der Magen knurrt ihm elend, und die Salonsoiree, die ihn nicht gespeist und nicht genährt

hat, endet kümmerlich in der Kantine der Markthalle, wo sich der ausgehungerte Lyriker wütend auf einen Teller Kohlsuppe stürzt.

Langsam führte aber doch der Weg aufwärts. Daudet gewann sich den „Figaro“, auch andere Blätter nahmen seine Chroniken, seine Dialoge in Versen; dann kommt ein Theatererfolg: „La dernière Idole“, die ersten Romane, bis schließlich der unerhörte Triumph von „Fromont jeune et Risler aîné“ ihm einen nicht mehr zu erschütternden Platz in den vordersten Reihen giebt. Nach den grauen Bildern folgen jetzt heitere und sonnige. Die Feerie der ersten großen Reise nach Algier mit orientalischem Farbenrausch, und mitten in diesem Märchen unter dem Zelt mit seinen Diwanen die Glückwunschdepeschen des Pariser Theatererfolges. Daudet atmet das Aroma der windgefächelten Orangenbäume und sehnt sich doch nach dem dumpfen, modrigen Geruch der Bühne. Wie gern hätte er in diesem Augenblick Algier und den Atlas, seine afrikanischen Freunde, den blauen Himmel, die weißgrauen Marabus und die rotglühenden Blumen gegen die grauen Arkaden des Odeons eingetauscht, gegen den kleinen Künstlerkorridor, gegen das Kabinett Konstanz, des Portiers von Geschmack, das ganz und gar mit Autographen und Bildern der Schauspielerinnen tapeziert war.

* *
*

Neben den koloristischen Bildern stehen die schlichten Landschaftsstimmungen.

Daudet der Gefeierte flieht den brausenden Rhythmus von Paris und wandert in die Stille jener alten verfallenen Mühle, in der er die „Lettres de mon moulin“ schrieb. Ein träumerisches Retiro. Eine alte provençalische Familie betreut ihn dort. Die Mühle ist halb zerfallen, ihre Flügel kreisen nicht mehr, sie ist „inutile comme un poète“. Hier vergräbt er sich. Nach den dämmernden Tagen der Ruhe aber packt ihn wieder die alte südliche Lebensfreude, und er sucht seine provençalischen Dichterfreunde heim, die Féliber, vor allem ihren Häuptling Frederic Mistral. Da geht denn die Stimmung hoch. Wein und Verse blühen, ein stürmischer Tanz mit den Mädchen des Ortes macht den Kehraus, und Mistral, strahlend wie ein junger Gott vor Lebenslust, „fier, comme le roi David“, sagt zu der mißbilligenden Alten: „Laissez, laissez, les poètes, tout leur est permis. C'est nous qui faisons les psalmes.“

Träumerischer aber noch sind die Intermezzi auf der Seineinsel, sein Wasserleben „sur un joli coin de Seine, une Seine de province, champêtre et neuve, envahie de roseaux, d'iris, de nénufars, charriant de ces paquets d'herbages, de racines où les bergeronnettes fatiguées de voler s'abandonnent au fil d'eau.“ Er steuert sein Boot in das hohe Schilf hinein, das wieder zusammenschlägt und ihn wie mit einer Mauer umgiebt. Hier genießt er den Duft der Ufer, das Summen der Insekten in den Binsen, das Rauschen der großen Blätter, er schlürft das Schweigen und heimliche Weben der Natur.

* *
*

Daudet ist jetzt ein berühmter Schriftsteller. So berühmt und erfolgreich, daß es ihn selbst fast vor seinen Freunden geniert, vor Flaubert, Zola, den Goncourts, deren litterarische Triumphe nicht die weite Resonanz der Daudetschen haben.

Bei Flaubert in der Rue Murillo trafen sie sich des Sonntags. „Le dîner des auteurs sifflés“ nennen sie ihre Zusammenkünfte. Als Gast kam Turgenjew oft hinzu. Jeder Teilnehmer mußte einen entschiedenen Zischerfolg eines seiner Werke aufzuweisen haben. Flaubert berief sich auf seinen „Candidat“, Zola auf „Bouton de rose“, Goncourt auf „Henriette Maréchal“, Daudet auf die „Arlésienne“, das für Bizet verfaßte Libretto; Turgenjew begnügte sich mit einem heiligen Eid, daß er in Rußland ausgepfiffen worden sei, und man gab sich damit zufrieden.

Das waren überaus geschmackvoll komponierte Stunden, Zusammenkünfte von Genußkünstlern, „autant de gourmandises que de tempéraments, de recettes que de provinces.“

Flaubert liebte Enten aus Rouen; Edmond de Goncourt, als raffinierter Exotiker, forderte türkische Früchte, Zola Muscheln und Schaltiere; Turgenjew blieb bei seinem nationalen Kaviar. Jeder ließ sich gehen,

wie es ihm beliebte. Flaubert und Zola aßen in Hemdsärmeln, Turgenjew streckte sich auf dem Diwan.

Unter den feinen und klugen Köpfen ist am auffallendsten der Kopf Daudets. Er ist den Pifferarohaaren seiner armen Jugend treu geblieben. In üppiger, nicht gelichteter Fülle umwallen sie sein weiches Gesicht. Ein Christuskopf ist es, vergeistigt, gütig, dazu aber ein seltsam scharf beobachtender Zug und mit keckem Kontrast vor dem verschleierten Auge das Monocle. Daudet ist der gekaufteste Autor unter den Freunden. Jeden Sonntag hört er die stehende Frage: „Et les éditions? ... A combien en êtes-vous?“ Jedesmal muß er eine neue Auflage zugeben. Und Zola sagt „sans envie, mais avec un peu de tristesse“: „Nous ne nous vendrons jamais, nous autres.“

Auch ein häusliches Bild haben wir von Daudet: Daudet chez lui. Der Schöpfer der „Femmes d'artistes“, der alle Spielarten unglücklicher und fehlgeratener Künstlerehen aufgezählt hatte, war selbst auf das glücklichste verheiratet. Er hatte früh, sobald sein Leben anfing aufzusteigen, seine Wahl getroffen und eine Gefährtin gefunden, die ihm unendlich viel gegeben hat und der er zu danken nie müde wurde. Julia Allard aus Ville d'Avray hatte ein feines, tiefes innerliches Künstlertum, das sich nie bewußt, sondern stets in kleinen unwillkürlichen Zügen äußerte. Dabei eine zurückhaltende Bescheidenheit, nicht eine Spur des überlegenen Litteraturweibes. Sie war eine jener Frauen, die Anmut und ästhetische Stimmung um sich verbreiten, ohne es selbst zu wissen. Sie hat an allem teilgenommen: keine Seite, auf der nicht ihr Blick geruht hat. Als ihr aber der „Nabab“ gewidmet werden sollte, hat sie sich entschieden gesträubt. Das Buch mußte ohne die Widmung hinausgehen, nur in zehn Freundesexemplaren steht sie.

Ein Familienbild voll Sammlung und innerem Frieden sehen wir: der Lärm der Straße ist verhallt. Die Ruhe schwebt über dem mächtigen Arbeitszimmer. Der Schein der Lampe tanzt über die goldenen Bilderrahmen und die Kupferschalen mit den hohen Pflanzen. An dem mächtigen Schreibtisch sitzt Alphonse Daudet in seine Arbeit vertieft, ihm gegenüber an der anderen Seite die junge Frau, die die Kinder zu Bett gebracht hat. Und ihre Augen hangen an den lieben fleißigen Händen.

* * *

Der Eingang seines Lebens hart und rauh, die Mitte leicht, mühelos und sonnig, der Ausgang wieder schwer und grausam. Den Dichter, dem äußere Ehren und Reichtum in Fülle zuflossen, der nichts zu wünschen hatte, schlägt tückisches Siechtum. Ein Martyrium wird sein Leben. Er sieht sich langsam sterben, und er schreibt unter Qualen sein Vermächtnis: „Ma Douleur“.

Seine Schmerzensbrüder, die Neuropathen der Geschichte und der Kunst, will er in diesem Buch der Passion versammeln. Das ganze Inferno seiner Leiden will er grausam selbstquälerisch enthüllen: die Schlaflosigkeit, die Hallucinationen, die völligen Lähmungen, die schmerzliche Jagd nach Ruhe, das tägliche Nachlassen der geistigen Kraft, das Versinken in stumpfe Apathie.

Der heitere Provençale ist zu einem finster grübelnden Secierer seiner selbst geworden. Doch in dem vollen Bankerott des Geistes und des Körpers gab ihm ein Gott zu sagen, was er leide. Bilder von erschütternder dichterischer Wucht werden sich in diesen Aufzeichnungen finden. Den Gestalten der griechischen Sage, die in Bildsäulen oder Bäume verwandelt werden und erstarrend zusehen müssen, wie ihr Leben, ihre Bewegung stockt und versteint, vergleicht er sein Geschick.

Doch er duldete heroisch. Zu Lemaitre sagte er das einfache und große Wort: „Wenn ich denke, wie ich früher in das Leben verliebt, lebensnärrisch und lebensstolz war, dann sage ich mir, daß es gerecht ist, wenn ich leide.“

Der Tod kam als ein Erlöser für ihn. Die ihn gekannt und geliebt, werden mit Coppée empfunden haben, der ihm nachrief: „In diesem Augenblick sehe ich ihn wieder, ihn, den ich so lebendig und schön gekannt habe, wie er in seinem Krankenstuhl sitzt; ich sehe sein Antlitz, abgemagert wie das des Christus von Morales, und wenn ich auch meinen teuren Daudet, den ich liebte und der mich zärtlich liebte, beweine, so denke ich doch zugleich, daß er nicht mehr leidet — und ich murmele das christliche Gebet: Re-

quiem, requiem æternam! O Gott, schenke ihm die ewige Ruhe, der so viel gelitten und so viel gearbeitet hat."

* *
*

Die Züge des Menschen Daudet sind restlos im Dichter wiederzufinden. Wenn man die Galerie seiner Werke durchschreitet, so wird man bei jedem einzelnen die Provinz der Seele Daudets, die ihre Heimat ist, nennen können.

Wir haben Daudets schwärmerische Liebe für seine provençalische Heimat gesehen. „Flamme und Wind des Südens, ihr seid unwiderstehlich!" rief er begeistert, und er sehnte sich danach, jener Heimatsstimmung Worte zu leihen in einem Buch, „où je mettrais le bourdonnement qui me restait aux oreilles de ces chants, de ces rires clairs, de ces féeriques légendes, un reflet aussi de ce soleil vibrant, le parfum de ces collines brûlées." Er schrieb die holden „Lettres des mon moulin", hingehuschte Aquarelle und Pastelle, heitere Ferienblätter, über die es wie von Sonnenstäubchen flimmert und zittert. Doch nicht nur idyllisch sah er sein Land und seine Leute. Er hatte die humoristische Auffassung für die Eigenart dieser Menschen, die sich gern selbst betäuben und sonne- und lebenstrunken ihre flinken Zungen ohne ängstliche Kontrolle spielen lassen, harmlose Renommisten, die gern auf den blauen Wogen der schönen Gefühle plätschern und sich selbst lieblich trügerische Seifenblasen vorgaukeln. Und Daudet schuf den unvergeßlichen großen Tartarin, den Tartarin von Tarascon, den Mützenjäger und Löwennimrod, den kleinbürgerlichen Don Quichotte.

Wir haben aber auch die Jugendsehnsucht des Knaben Daudet belauscht, seine hoffnungshungrige Sehnsucht, die er in „Le petit chose" aussprach. Ein Gedanke flammt erregend hindurch, eine fascinierende Vorstellung: das war Paris. Und von dem Augenblick, da Paris den hungernden und frierenden Knaben aufnahm, ließ es ihn nicht mehr. Mit einer brennenden, schmerzlichen Liebe hing er an der Stadt, niemand konnte schärfer als er die dunklen Seiten, die Sonnenflecke, die Schwächen, ja Brutalitäten dieser Geliebten erkennen, und doch, vielleicht gerade darum, war er ihr ganz und gar verfallen. Wir haben gesehen, wie mitten auf sehnsüchtig erwünschten Reisen, mitten in der unwiderstehlich begehrten Muße ländlicher Stille die Großstadtleidenschaft ihn verzehrend erfaßte.

Und dieser pariserische Drang in ihm manifestiert sich auch bald deutlich litterarisch. An einem Abend in einer Vorstellung seiner „Arlésienne" dämmerte es ihm plötzlich auf: was soll in diesem Paris das Zirpen der provençalischen Cikaden, was sollen hier die Mädchen von Arles, die Idyllen seiner stillen Mühle. Dies wälzende rastlose Leben verlangt eine andere Kunst. In diesen Augenblicken ward der Gedanke an „Fromont jeune et Risler aîné" geboren.

Auch in diesem Buche, das mit einem Schlage seinen litterarischen Ruhm begründete, ist er ganz der Daudet, den wir kennen. Der Schüler der Not, der sich durch eigene Arbeit seinen Lebensplatz erkämpft, der die Parasiten, den Schein, die verlogenen Flitter bekämpft und verachtet, spricht daraus. Der ausgesprochen bürgerliche Sinn giebt dem Buch das Gepräge. Daudet manifestierte sich mit ihm zum Dichter des französischen Bürgertums und zum Dichter der Arbeit. Der alte Risler, der, ohne zu schwanken, das ganze Lügengewebe, den scheinbaren Glanz seiner Existenz zerstört und wieder zum einfachen Arbeiter wird, ist nicht nur eine dichterische Figur, sondern auch ein Vorbild. Daudet wäre kein Franzose, wäre er nicht Moralist.

So hat ein eifriger und bekümmerter Zuschauer der Zeitgeschichte, der Schauspiele des zweiten Kaiserreiches einen unbarmherzigen Spiegel aufgestellt. Der Spiegel trägt die Aufschrift „Mœurs parisiennes".

Den Ehebruch, den der Esprit gaulois bald witzig spielend, bald mit dem vernichtenden und verdammenden Elan des Dumasschen Tuez-là behandelt hat, nahm sich Daudet auf seine Weise vor. Nicht überlegen geistreich, nicht fanatisch als messerwetzender Arzt der Ehre, sondern wieder als ein Zögling der Not, der viel gesehen und viel zu vergeben gelernt hat, wieder als ein bürgerlicher Mann, dem die Blutsühne nichts geben kann.

Und er sah die Gefahren, die dem Bürgertum drohen, und er schrieb die „Sapho" mit

ihrer Widmung an seine Söhne, quand ils ont vingt ans.

Das auflösende, verderbende, jeden festen Halt nehmende Leben einer wilden Ehe, das Verfallen und Verliegen junger hoffnungsstarker Spannkraft wird mit erschütternder Kraft gemalt.

Die Zeittypen wandern nacheinander vorüber; die entthronten verjagten Kleinkönige, die nun als gelehrige Lebemänner den Boden von Paris unsicher machen in den „Rois en exil“; die Rastaquouères, die Schwindelexistenzen im „Nabab“; die „Struggleforlifeurs“, die, mit einer eigenen „moral insanity“ begabt, über Leichen gehen, denen jedes Mittel recht ist, um ihren Platz zu erreichen, im „L'Immortel“; die religiösen Fanatiker in „l'Évangéliste“.

Diese Bücher sind wohl alle moralistisch, aber ihre Moral steht zwischen den Zeilen. Sie macht sich nicht breit. Daudet ist kein Pädagoge und er schwingt keine Zuchtrute. Er ist ein Betrachter, der leidend viel gelernt und statt des Urteilens das Mitgefühl walten läßt. Und neben dem Mitgefühl wuchs in ihm, der die raffinierten Streiche des großen Unglücks und des kleinen Pechs in buntester Vielseitigkeit auf seinem eigenen Rücken erprobt hat, ein starkes Organ für die Ironie des Lebens, für die Kehrseiten glänzender Fassaden, für die Dekorierung der Blender.

Er zeigt, wie das Schicksal mit den Menschlein spielt, wie die Katze mit der Maus, wie es ihnen Wünsche eingiebt, deren Erfüllung das Gegenteil ihrer Hoffnungen ist. In den „Königen im Exil“ entsagt der verkommene Vater endlich zu Gunsten des Sohnes der Krone; aber das arme verkümmerte Kind erblindet.

Häufig läßt er auch das Schicksal sich durch kleine äußerliche Anzeichen symbolisch ankündigen. Die betroffenen Personen merken sie nicht, aber der tiefer sehende Leser versteht ihre Beziehung und kommt zu dem weiten menschlichen Mitleid, das der Schauende dem im Dunklen tappenden Blinden gegenüber hat. Vordeutend für den ganzen Weg der Leidensstationen ist der Treppenaufstieg Jeans mit Sappho im Arm.

Mit jeder höheren Stufe wird die Last schwerer, er keucht und glaubt es nicht mehr aushalten zu können. Das orientalische Geschmeide ihres Maskenkostümes, die Sterne und scharfen Halbmonde schneiden ihm ins Fleisch, aber er schleppt sich weiter. Und da sie endlich oben sind — ihm schien es eine Ewigkeit —, reckt und streckt sie sich wie eine Katze und sagt: „Schon?“

* *
*

Daudet ist Franzose, aber er ist kein Chauvinist. Er hat das Unglück seines Vaterlandes nach der Niederlage schmerzlich tief empfunden. Ohne Pathos und ohne Emphase legte er es in zwei kleinen Skizzen nieder, erschütternd in ihrer Einfachheit und Schlichtheit. In der einen schildert er die letzte französische Unterrichtsstunde in einem elsässischen Dorfe, in der anderen zeichnet er jenen alten Oberst, dem auf seinem Krankenlager die Kinder einreden, Berlin sei erobert, und der tot zusammenbricht, als die Preußen einziehen mit dem Rasseln der ihm nur zu wohlbekannten kleinen Trommeln.

Napoleon le Grand-Stimmung — es stirbt die alte Garde, doch sie ergiebt sich nicht — liegt darüber.

Doch in all seinem Schmerz hatte Daudet ein scharfes Gefühl für die Schwächen und Fehler des Vaterlandes. Als Nationalgardist hat er tapfer gegen den Feind gekämpft, aber er bemerkte auch, wie so mancher Feind im eigenen Lager war. Die Skizze von dem Major, der seine Partie Billard ruhig zu Ende spielt, während draußen seine Leute unter den Kugeln der überrumpelnden Gegner fallen, ist das Schärfste, was Daudet, der Moralist, geschrieben hat.

* *
*

Das Wesen des Daudetschen Schaffens ist eine unbedingte Wahrheitsliebe, ein brennender Eifer für die Echtheit der Dinge. Er haßt das Gefälschte und liebt nur das ehrlich ohne retouchierende Zuthaten gegebene Bild. Zola sagte von ihm: Daudet ist hypnotisiert von der Wirklichkeit.

Er liebt das Leben in allen seinen Äußerungen und studiert es, wo er nur seiner habhaft wird. Er hat einen wahren Menschenhunger. Jede neue Erscheinung, die seinen Weg kreuzt, ist seinem Formensinn eine reizvolle Aufgabe.

Aus dem strengen Wirklichkeitssinn ent-

wickelte sich seine künstlerische Methode, die peinlich, gewissenhaft, ja wohl manchmal fast pedantisch war.

Er arbeitete stets nach erlebten Modellen, ja er ließ ihnen oft sogar ihren thatsächlichen Namen, um sich die Illusion ihrer Lebenswahrheit nicht zu verwirren. Andererseits arbeitete er auch mit Anpassung. Er nimmt von verschiedenen Personen Züge und vereinigt sie in einer. So ist der große Mime Delobelle eine Reinkultur.

Nur zu häufig erkennt man die Vorbilder. Der Nabob ist der Bey von Tunis; in Numa Roumestan steckt Gambetta.

Die größte Freude war es für Daudet, wenn seine Gestalten ausgeprägte Träger für bestimmte Begriffe im Publikum wurden. Zu hören, daß man von jemand sagte: „C'est un Tartarin“ — „c'est un Delobelle“, erfüllte ihn mit Genugthuung. Er empfand Vaterstolz und hätte am liebsten laut gerufen: „C'est mon garçon!“ Die gleiche Studiensorgfalt verwandte er auf die Schauplätze, auf die Einzelheiten.

Er hatte wie die Maler sein Skizzenbuch, in das er jeden wertvollen Eindruck, eine Geste, eine Körperhaltung, das Neigen zweier Gestalten zu einander, eine bezeichnende Nuance des Ausdruckes sofort eintrug.

Die Inspiration durch die Wirklichkeit kam vor allem „Fromont jeune et Risler aîné“ zu gute. Daudet nahm zu seinem Boden den Schauplatz, auf dem er ihn schrieb, das alte Quartier du Marais.

Das Leben, das er schildern will, flutet in sein Arbeitszimmer hinein: „La vie ouvrière des Faubourgs, la fumée droite des usines, le roulement des camions. La rentrée, la sortie des ateliers, les cloches des fabriques, passaient sur mes pages à heures fixes.“ Für Einzelberichterstattung hat er sich sogar Hilfstruppen geworben. Seine ganze Familie muß mitarbeiten.

Förmliche Expeditionen werden angestellt. Um das Diner Rislers und Sigismunds nach dem Zusammenbruch recht mit zu erleben, ißt er mit Frau und Kind im Palais Royal zur Musikzeit, „quand les chaises de paille en cercle, les attitudes lasses des gens qui écoutent jusqu'à l'égouttement du jet d'eau dans la poussière d'une chaude journée finissante, dégagent une mélancholie tout particulière.“ Seine empfindlichen Nerven fangen unter diesen Eindrücken, bei dieser lustigen und in ihrer Banalität wehmütig stimmenden Musik an zu schwingen, und er hört in seinen geistigen Ohren deutlich die trübselige Unterhaltung seiner beiden Gestalten.

Die Menschen stehen lebendig vor ihm. Er sieht sie gehen und stehen, er hört ihre Stimme, er weiß viel mehr von ihnen, als er nachher im Buche sagt. Ganz genau kennt er sie. Zelle hat sich an Zelle krystallisiert. Le travail est à demi fait.

Nun erzählt er noch das im Kopf fast vollständige Werk einem anderen — meistens ist dies Versuchsobjekt seine Frau — pour élucider son sujet, und dann wird es gleichsam aus dem Gedankenkonzept glatt abgeschrieben.

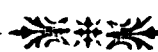
Dieser Methode verdanken die Bücher Daudets ihre unauslöschliche plastische Wirkung. Der Reiz des augenblicklichen Eindrucks ist stets vorhanden, alles Bewegung; nie ein bloßes farbloses Wort, immer die Ganzheit des Bildes, der Scene mit Geste und Mienenspiel.

* *
*

Daudet war keiner von den Großen und Einsamen, deren Kunst sich spröde der Menge verschließt. Mit seinem Charme und seiner Grazie war er der geborene Liebling des Volkes. Und daß sich seine Kunst auf das Bürgertum stützte, gab ihm und seinen Erfolgen ein festes und fruchtbares Fundament.

Wenn man von seiner leichten Hand und der spielenden Anmut absieht, die ihm Rasseneigenschaft und Erbschaft ist, so möchte man am liebsten diesen Dichter des französischen Bürgertums mit dem Dichter des deutschen Bürgertums, mit Gustav Freytag vergleichen.

Beider Schicksal wird ein gleiches sein. Es kommt für beide eine Zeit, da man andere künstlerische Wege sucht, die Daudet und Freytag nicht gegangen sind und nie gegangen wären. Die Erinnerung an die beiden wird aber diese trotzdem nicht erlöschen; denn beiden wohnt eine Eigenschaft inne, die ihnen bleibende Bedeutung verleiht: ihre Werke sind Kulturdokumente.





Litterarisches.

Bereits hat sich die Form der Lieferungsausgabe und der periodischen Veröffentlichung so eingebürgert, daß sie in der heutigen Praxis gleichwertig neben dem Erscheinen vollständiger Bücher steht. Fast alle Bücher und Werke, von denen ich hier zu reden habe, verteilen ihre Ausgabe auf eine kürzere oder längere Zeit.

Auf etwa drei Jahre berechnet, also bis zum Ende des Jahres 1900, ist eine glückliche Veröffentlichung der Berliner Photographischen Gesellschaft: **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen**, herausgegeben von Karl Werckmeister. Zu populären Preisen werden Serien von trefflichen Tafeln ausgegeben, die die wichtigsten Männer und Frauen unseres Jahrhunderts in besonders interessanten Bildnisaufnahmen darbieten. Von dilettantischen guten Versuchen bis zu den Meisterwerken Lenbachs sind alle Arten Künstlerhände vertreten, und alle Stände und geistigen Berufe ziehen in ihren ersten Vertretern an uns vorüber. Vielleicht ist diese Art von all den Experimenten, die zur Feier der Jahrhundertneige gemacht werden, die aussichtsvollste. Denn es giebt selten eine so gute Übereinstimmung zwischen dem Volke und den Einsichtigen wie in dieser Schätzung individueller Bedeutung, in dieser Anbetung der großen Persönlichkeit. Ein fortlaufender Text erhöht übrigens nicht nur das Interesse, sondern ist auch ein treffliches biographisches Material. Man hat erste Kräfte dafür herangezogen, wie Frimmel für Beethoven, Grisebach für Schopenhauer.

In der Ausstattung befolgt dieses Werk das ältere Muster des Spemannschen **Museums**, das fortfährt, eine Sammlung erster Kunstwerke aller Zeiten darzubieten, die in allen den ähnlichen populären Unternehmungen unserer Zeit keine Konkurrenz hat. Die Tafeln sind geradezu mustergültig, sie wechseln sehr geschmackvoll im Ton, ihre Auswahl ist lehrreich, und die Textbeilagen finden sich zu einer kleinen fliegenden Kunstgeschichte zusammen. Beispielsweise bietet das letzte Heft eine gute Abhandlung des Leiters der Berliner kunstgewerblichen Bibliothek, Peter Jessen, über den Schöpfer der modernen dekorativen Bewegung, den englischen Socialisten Morris, und auf den Tafeln sieht man den von Morris und Burne-Jones entworfenen Wandteppich „Der Stern von Bethlehem“ sowie Proben des Morrisschen Kelmscott-Preß-Drucks, der an der Spitze der neuerwachten typographischen Kunst steht. Andere Tafeln bieten den berühmten Berliner Del Borro von Velasquez und die Fontana dei Quattro Fiume in Rom von Bernini. Zwei Doppeltafeln endlich bringen die ganze Michelangelosche Decke der sixtinischen Kapelle in einer Sorgfalt und Ausdehnung, wie sie bisher dem volkstümlichen Kunsthausschatz nicht geboten worden ist.

Diejenige Bewegung, welche augenblicklich in der Kunst die besten Früchte zeitigt, die dekorative, vertreten neben dem englischen „Studio“, der immer noch als Weltblatt die Führung behält, in Deutschland zwei Organe: **Deutsche Kunst und Dekoration**, das neben der gleichfalls renovierten „Zeitschrift für Innendekoration“ bei Alex. Koch in Darmstadt erscheint, und **Dekorative Kunst**, im Verlage von F. Bruckmann A.-G. in München. Jene Monatsschrift widmet sich mehr besonders nationalen Interessen, diese dagegen ist international. Als bestes Heft der Kochschen Zeitschrift stach das Sonderheft für Melchior Lechter hervor, den Berliner Meister des modernen, zarten Glasbildes, der aber auch als Maler, Möbelzeichner, Buchbandskizzierer und auf all den anderen Gebieten des feinen Geschmacks sich in ganz persönlicher und technisch vollendeter Weise äußerte. Die Bruckmannsche Zeitschrift bot in einem ihrer letzten Hefte eine Einzelstudie über Voysey, den englischen Architekten und Möbelkünstler, der durch seine Mittelstellung zwischen einem nackten Nützlichkeitsstil und einer übertriebenen Ornamentik von besonders günstigem Einfluß geworden ist.

Weniger an Inhalt als an Ausstattung voran steht die österreichische Zeitschrift dieses Gebietes: **Kunst und Kunsthandwerk**, die unter der vielversprechenden Redaktion von A. v. Scala bei Artaria u. Co. in Wien erscheint. Es ist die Monatsschrift des K. K. Museums für Kunst und Industrie und steht mit staatlichen Druck- und Reproduktionsanstalten in Beziehung. Das Papier, die Typen, die vornehme Raumbehand-

lung machen die Zeitschrift selbst zu einem kunstgewerblich wertvollen Gegenstand. In Farbdrucken für die Monate haben sich einheimische Künstler versucht. Unter den Textbeiträgen ragt Wickhoffs Anregung zur Neubelebung altösterreichischer Holzschnitzerei hervor und Hungerfood-Pollens Zusammenstellung englischer Möbel seit Heinrich VII.

Zwei andere Wiener Veröffentlichungen sind: **Hausschatz moderner Kunst**, eine von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgegebene Reihe von Original- und Reproduktionsradierungen, die zwar dem etwas anspruchsvollen Titel nicht ganz entsprechen, aber doch einige wertvollere Blätter von Liebermann, Feuerbach, Steinle, Schönleber, Defregger enthalten, die mit den minderwertigen aussöhnen müssen; dann die Lieferungen des Prachtwerkes über das **Burgtheater**, von Oskar Teuber im Auftrage derselben Gesellschaft ausgearbeitet, eines der schönsten Bücherdenkmäler unserer Zeit: als Vollbilder sind Photogravüren von Kaunitz, Gluck und Joseph Lange der letzten Lieferung beigegeben.

Von laufenden Lieferungswerken ist in erster Linie ein Unternehmen der G. Hirthschen Buchhandlung in München zu erwähnen, das **Der Stil** betitelt ist und die Idee, allgemein geschätzte Kunstwerke auf autotypischen Tafeln zu billigen Preisen darzubieten, wieder einmal in anderer Weise nutzbar macht: indem nämlich die Tafeln gleich nach Stoffen geordnet sind und so ein Überblick über das betreffende Gebiet recht bequem gemacht wird. Die erste Serie ist dem „schönen Menschen" gewidmet und bringt von den Ägyptern bis in die neueste Zeit in zweiundvierzig Lieferungen zu je zwölf Tafeln Darstellungen des zumeist nackten menschlichen Körpers, die einen höchst lehrreichen Aufschluß geben über die unendliche Mannigfaltigkeit, in der sich die Vorstellungen der Normalschönheit bei allen Kulturvölkern bewegt haben — auch ein Stück Ästhetik! Wir halten diese Idee für besonders glücklich; sie bietet das bestgeordnete Material, das sich ein kunstforschender Laie oder Gelehrter nur wünschen kann. In derselben Weise sollen die Gebiete der Sitten und Kostüme, der Tiere und Sagen, der Pflanze, der Baukunst, der Innendekoration, der Stickerei und Weberei, der Möbel, der Werkzeuge, der Gefäße, Schmiedearbeiten, Waffen, Schmuck, Allegorien, Schrift, Landschaft ꝛc. behandelt werden.

Das alte Müllersche **Künstlerlexikon** wird weiterhin von Singer in neuer Bearbeitung bei der Litterarischen Anstalt in Frankfurt a. M. herausgegeben. Fünf Bände liegen bereits vor und lassen im Fortschritt der Arbeit auch einen Fortschritt in der selbständigen und modernen Behandlung des schwierig herbeizuschaffenden Materials erkennen, so daß die letzten Artikel auch den strengsten Ansprüchen genügen und das Werk im allgemeinen nicht nur unentbehrlich, sondern auch zuverlässig dastehen wird.

Die einzigartige **Nordische Altertumskunde** von Sophus Müller (Straßburg, Karl J. Trübner) schreitet fort, und die Neuauflage von Georg Hirths **Aufgaben der Kunstphysiologie** (München, G. Hirths Verlag) ist zum Abschluß gelangt.

O. B.

* * *

Raffaels Handzeichnungen in der Auffassung nimmt sich Wilh. Koopmann zum Gegenstand einer ausführlichen, auch für weitere Kreise berechneten Untersuchung (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Er zählt dabei auf die anderweitige Beschaffung der Vorlagen, die ja heute in jeder größeren Bibliothek in Reproduktion zu haben sind. Es ist ein fruchtbarer Gedanke, einen alten Meister nach einem solchen abgeschlossenen Gebiet zu charakterisieren, zumal die Besichtigung von Handzeichnungen unter keinem Farbmangel zu leiden hat. Eine gewisse sichere Grundlage für die Auffassung des ganzen Künstlercharakters wird so gegeben, wenn man auch nie vergessen möge, daß man es mit Atelierarbeiten oder Studien zu thun habe, nicht mit dem fertigen Werk, das in der Renaissance mehr als heute als einzig berechtigtes Kunstwerk galt. Es ist bezeichnend, daß Koopmann, indem er sich die Handzeichnungen Raffaels zum Gegenstand einer so eingehenden Forschung erwählte, diesem modernen Zug nach einer systematischen Durchsuchung der Kunst hinter den Coulissen folgte. Um so unberechtigter ist seine von Zeit zu Zeit herausbrechende Empörung über eine moderne „ideenlose Wirklichkeitsmalerei", deren Anhänger sich einbildeten, über Raffael den Stab brechen zu können. Wenn im Ernst dieser oder jener Vertreter einer modernen Richtung sich so geäußert haben sollte, so ist er eben ein Ignorant, mit dem nicht erst zu rechten ist. Für jeden Feinfühligen wird der Reiz der Raffaelschen Linie etwas Unvergängliches sein, und ob man den Meister für größer oder kleiner hält, ist eine kindische Frage gegenüber seinem geschichtlichen Einfluß. Warum muß Koopmann ausrufen, daß eine ellenlange moderne Leinwand nichts wäre gegen einen Strich Raffaels? Ich fürchte, er hat noch keine gute moderne Landschaft gesehen. Von dieser polemischen Würze abgesehen, die so zwecklos wie kindlich ist, wird der eigentliche positive Inhalt der einzelnen Beschreibungen und Analysen Raffaelscher Handzeichnungen ein wertvolles Material bleiben.

In der Herderschen Verlagshandlung (Freiburg i. B.), giebt Adolf Fäh einen **Grundriß der Geschichte der bildenden Künste** heraus, der offen gestanden keinem Bedürfnis entspricht, höchstens demjenigen von einseitig-christlichen historischen Gemütern, die alle Antike gern als eine Vorbereitung auf die christliche Weltreligion angesehen wissen wollen. Es ist leider klar, daß damit eine Verschiebung objektiver Begriffe eintritt, die bei einer „Kunst"-Untersuchung nur von sehr zweifelhaftem Werte sein kann. Auch vom Kompilationsstandpunkt aus genügt der Text nicht. So z. B. hat der Verfasser es nicht beachtet, daß — wie ja auch unsere Leser aus dem kürzlich erst in den „Monatsheften" veröffent-

lichten Aufsatz von Ferdinand Noack wissen — die neueren Forschungen über das griechische Theater zu anderen Ergebnissen geführt haben, als sie Bergk in seiner Litteraturgeschichte, die hier als Quelle benutzt wird, zur Verfügung hatte. Sehr ergötzlich ist, wie der „dorische" Stil als ein Stil der „Dorier" betrachtet wird, in der Weise, wie man es vor fünfzig Jahren that. Auch die Abbildungen stehen nicht immer auf der Höhe moderner Reproduktionstechnik.

Um so erfreulicher ist der von derselben Buchhandlung herausgegebene **Briefwechsel Edward von Steinles mit seinen Freunden**, den sein Sohn Alphons Maria von Steinle bearbeitet und mit einer Biographie und Aufzählung der Werke versehen hat. Die sympathische Gestalt Steinles, einer jener seltenen Künstlernaturen, in denen Malerei, Musik und echte Frömmigkeit einen wunderbaren Bund eingegangen waren, wird in das hellste Licht gerückt. Solche Briefdokumente sind die besten Zeugen einer Zeit, aus deren Seele heraus sie geschrieben sind. Unscheinbares selbst wird interessant, weil es eine persönliche Farbe erhält. Indem hier nicht nur Briefe Steinles selbst, sondern auch die Antworten in weitem Umfange berücksichtigt werden, ist das Werk zu einer der ergiebigsten Briefveröffentlichungen angewachsen, die die Kunstgeschichte der letzten Zeit erlebt hat. Briefe aus der Sphäre der Romantiker haben immer den Vorzug, wirkliche breite gemütvolle Briefe zu sein, wie sie diesen Männern mit ihrem ausgeprägten Freundschaftssinn nun einmal Herzensbedürfnis waren.

Unter die verdienstvollen kunstarchivarischen Bücher, die dem erwachenden geschichtlichen Sinn Deutschlands zu danken sind, gehören G. Schönermarks **Bau- und Kunstdenkmäler des Fürstentums Schaumburg-Lippe** (Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn). Nach Orten geordnet zieht die kleine interessante Kultur des Ländchens vom Fürstensitz bis zum Bauernhaus an uns vorüber; zahlreiche gute Abbildungen sorgen für die anschauliche Vorstellung. Wenn auch aus diesen Teilen Deutschlands keine praktische Anregung für neuere bauliche Ideen zu erhoffen ist, so hat doch die fleißige Sammlung aller Reste einen hohen geschichtlichen Wert. Vielleicht aber wäre es gut, wenn bei solchen Archivunternehmungen Männer von wirklich künstlerischem Blick nebenbei herangezogen würden, um etwaige praktische Folgerungen zu ziehen. Man lese Lichtwarks Aufsatz über bürgerliche Wohnhäuser am Harz (im „Pan"), um die Wertschätzung dieses wahrhaft fruchtbaren Anschauens einer alten Kultur zu gewinnen. Vielleicht würde ein solches Auge aus den Resten alter Gewohnheiten doch noch mehr Anregung entwickeln, als der einfache Sammler vermag.

Eine Erscheinung von weittragender Bedeutung ist die nun vollständig vorliegende deutsche Ausgabe von Maxime Collignons **Geschichte der griechischen Plastik** (Straßburg, Karl J. Trübner). Den ersten Band übertrug Thrämer, den zweiten Baumgarten. Verschiedene Abbildungen kamen in der deutschen Ausgabe hinzu, auch im ersten Band einige Zusätze, die infolge des früheren Erscheinens des französischen ersten Bandes (1892) nötig geworden waren. Die Ausstattung ist glänzend, die Bilder sind gut und einige seltenere Stücke, besonders aus französischen Sammlungen, von höherem Interesse. Der Preis ist geringer als der des französischen Originals. Ich muß gestehen, daß ich Collignons Werk dem entsprechenden deutschen (Overbecks Geschichte der griechischen Plastik) vorziehe. Die Bilder bei Overbeck sind zum Teil veraltet, hier sind sie auf technischer Höhe. Die Materialbenutzung bei Overbeck ist schwerfällig und allzu gelehrt, obwohl das Werk auf weitere Leserkreise rechnet. Hier dagegen ist alles, was die neuere Forschung (auch die deutsche) in dieser flüssigen Wissenschaft hinzubrachte, durchaus passend verwertet, und dennoch ist ein leichtes und elegantes Äußere geblieben. Collignon liest sich angenehm (die Übersetzung behielt den Ton bei), und doch nimmt man eine Fülle von Kenntnissen in sich auf. Kaum ist es möglich, diesen gewaltigen Stoff freier und kühner zu behandeln. Auch der leichte subjektive Ton, der uns ein Buch als persönliche Gabe erst wertvoll macht, ist nicht unterdrückt. Die Sprache Overbecks ist kaum genießbar; seine Sätze schwellen und treiben Blasen wie Geschwüre. Collignon aber ist ein Meister der Sprache, und von der anmutigen Plaudergabe, ohne die alle Bücher langweilen, ist ihm das rechte Maß zu eigen. Es ist eben der alte Unterschied zwischen dem schreibenden Franzosen und dem schreibenden Deutschen. In Frankreich haben unter zehn Schriftstellern neun ein natürliches Sprachgefühl, in Deutschland einer.

O. B.

* * *

Leitfaden für Aquarien- und Terrarienfreunde. Von Dr. Zernecke. Mit einer Tafel und hundertzwölf Abbildungen im Text. (Berlin, Gustav Schmidt [vorm. Robert Oppenheim].) — Bei der immer mehr zunehmenden Liebhaberei für Aquarien und Terrarien ist ein Buch wie das vorliegende ohne Zweifel als ein Bedürfnis für viele zu bezeichnen, die ihren Pfleglingen aus der Pflanzen- und niederen Tierwelt eine möglichst sachliche Behandlung angedeihen lassen und ihrem Trieb nach Beobachtung oder dem Wunsche nach künstlerischer Naturbetrachtung im kleinen Genüge leisten wollen. Allerdings gab es bereits eine Reihe von kleineren und größeren Werken über diesen Gegenstand; jedoch ist nicht zu leugnen, daß es an einem zuverlässigen, auf allseitiger Erfahrung beruhenden Berater in allen den in Betracht kommenden Fragen noch durchaus fehlte. Eine Gewähr für diese Zuverlässigkeit bietet das vorliegende Handbuch, abgesehen von der Person seines Verfassers, schon durch die Art seiner Entstehung. Es ist nämlich im Auftrage des bekannten Vereines „Triton", der auch die alljährlichen großen Berliner Ausstellungen veranstaltet, herausgegeben; und als Grundlage für die Sichtung und Behandlung

des Stoffes hat der während eines Zeitraumes von zehn Jahren angesammelte Inhalt von dessen Fragekasten gedient. Man darf also wohl annehmen, es werde hier nichts vergessen sein, was der verständnisvolle Besitzer eines Fischgartens oder Kerbtierhäuschens wissen muß oder wissen möchte. In der That finden wir in dem Buche eine ungemeine Reichhaltigkeit des Stoffes und, soweit es sich von dem in die Sache selbst nicht völlig Eingelebten beurteilen läßt, geschickte Auswahl nach der Seite der gebotenen Beschränkung hin. Wir finden genaue Anweisungen über die Herstellung und Aufstellung von Aquarien, über die innere Einrichtung, wie Bodengrund, Bepflanzung, Anbringung von Felsen, Springbrunnen-Anlagen, Durchlüftung, Heizvorrichtungen u. s. w., ferner über die Besetzung mit geeigneten Bewohnern aus dem Reiche der Fische, Lurche und niederen Tiere, ein besonderes Hauptstück über die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren u. dergl. m. Hervorzuheben ist dabei, daß auch die in der letzten Zeit so vielfach eingeführten fremdländischen Fische, Pflanzen u. s. w. nach Naturgeschichte, Pflege und Zucht ausgiebige Berücksichtigung gefunden haben. Ausführlich werden im ersten Teile die Süßwasser-Aquarien behandelt; es findet sich aber auch ein besonderer, eingehender Abschnitt über Seewasser-Gärten, von denen so mancher Benutzer wohl aus diesem „Leitfaden“ zum erstenmal erfahren wird, daß ihre Einrichtung durchaus nicht mit so großen Schwierigkeiten verknüpft ist, wie man anzunehmen pflegt. Zumal die Bewohner von Küstenorten oder der Reichshauptstadt, wo das Berliner Aquarium auch Tiere liefert, seien auf diesen Teil des Buches besonders hingewiesen, um so mehr, als es den meisten Lebewesen des Meeres zum Gedeihen nicht einmal auf den sonst so unumgänglichen hellen Platz ankommt. Auch den Terrarien ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Aus dem allgemeinen Teile über Instandhaltung, Fütterung, Überwintern u. dergl. sei noch besonders die sehr eingehende Darstellung der Fischkrankheiten nebst ihrer Behandlung hervorgehoben. Th. J.

* *
*

Elementare Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus. Von Silvanus P. Thompson. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. A. Himstedt. Zweite Auflage. Mit 283 Abbildungen im Text. (Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung). — Mit vielen anderen englischen Naturforschern teilt auch der bekannte Verfasser des vorliegenden Buches den Vorzug, wissenschaftliche Stoffbeherrschung mit durchsichtiger, auch ohne Vorkenntnisse leicht verständlicher Schreibweise zu verbinden. Es ist daher kein Wunder, daß auch von der deutschen Übertragung bereits die zweite Auflage erscheint, da es bei uns an eigenen derartigen Werken immer noch fehlt. Thompsons Buch kann jedermann warm empfohlen werden, der sich von Grund auf über unsere heutige Kenntnis und Erkenntnis der elektrisch-magnetischen Erscheinungen unterrichten und gleichzeitig einen Überblick über den Stand der Technik auf diesem Gebiete erlangen will; es dürfte sich aber auch vielfach als besonders wertvoll für den Lehrer der Physik bei der Gestaltung seines Unterrichtes erweisen. Dem Werke liegen durchweg die gegenwärtigen, freilich ja auch immer noch sehr im Flusse befindlichen Anschauungen zu Grunde. Der erste Teil behandelt die Hauptstücke „Reibungs-Elektricität“, „Magnetismus“ und „Elektrische Ströme“; der zweite entwickelt zunächst die elektrische Potentialtheorie und giebt dann Darstellungen über Elektrostatik, Elektromagnetismus, elektrische Messungen, elektrische Energie, Selbstinduktion u. s. w., worauf eine eingehende Behandlung der Kraftmaschinen und Umwandler, der Elektrochemie und des Fernschreib- und Fernsprechwesens folgt. Zum Schlusse behandelt ein besonderes Hauptstück die Lehre von den elektrischen Wellen und die Hertzschen Versuche; auch ist ein Anhang über Röntgensche Strahlen beigegeben. Gegen die erste Auflage sind die Abschnitte von den Influenzmaschinen und von der Selbstinduktion vermehrt, über die magnetischen Eigenschaften des Eisens, die Lehre vom magnetischen Kreise und über elektrische Energie sind neue Vorlesungen hinzugekommen. Die Übersetzung ist im allgemeinen als gut und einwandsfrei zu bezeichnen. Th. J.

* *
*

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Mit einer Titelzeichnung von Otto Schwindrazheim. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Der Verfasser bietet uns in dem vorliegenden Werkchen eine reichhaltige Sammlung von Sagen und Märchen, die so zu sagen der naturforschenden Volksdichtung angehören. Sie sind aus der Volksseele entsprungen und suchen aus dem Gemütsleben des Volkes heraus in oft sinniger Weise die Natur in ihren einzelnen, dem Volke vertrauten Erscheinungen zu deuten. Man könnte sagen, sie zeigen uns das Erklärungsbedürfnis, das in jedes sinnenden Menschen Brust schlummert und das in seiner höchsten Steigerung Naturforschung, Theologie und Philosophie geschaffen hat, auf der untersten Entwickelungsstufe. Auch das ungeübte, urwüchsige Denken des Volkes begnügt sich nicht damit, die Naturthatsachen einfach hinzunehmen; aber es läßt sich an einer, der nächstliegenden Ursache genügen, die es dagegen oft aufs liebevollste ausschmückt und gern mit dem Geheimnis des Wunders umgiebt. Daß eine alltägliche Erscheinung durch ein Vorkommnis ganz unerhörter Art „erklärt“ wird, während diesem selbst nicht im mindesten nachgeforscht wird, ist darum gar nichts Seltenes. Oft spielen der Teufel, der liebe Gott, der Heiland und Sankt Peter, die Jungfrau Maria u. s. w. eine Rolle bei diesen „naturwissenschaftlichen“ Erklärungen, und gar manches der

beigebrachten Stücke erweist sich bei näherer Betrachtung als Umdichtung aus heidnischer Ursage. Die Schweine haben aufgedrehte Schwänze, weil der Teufel einst mit einem Bauern um die Wette dessen Schweine über das Stalldach warf, wobei er, um es bequemer zu haben, jedem eine Schlinge in den Schwanz machte, und so gewann. Der Stör hat sein Maul unten, weil er einst durch seine Gefräßigkeit die Heringe fast zum Aussterben brachte, weshalb ihm der liebe Gott den Rachen zunähte und ihm dafür weiter unten ein neues Loch in den Hals schnitt. Auch wie die Feindschaft zwischen Hund und Katze entstanden ist, warum sich die Hunde beschnüffeln, warum die Eichblätter eingekerbt sind, warum des Menschen Fußsohle gewölbt ist, wie die Knorren ins Holz gekommen sind u. s. w., erklärt uns die allzeit geschäftige Volksphantasie; sie giebt uns Auskunft über die Entstehung der Fliegen, der Bienen, der Affen, über das bunte Kleid des Stieglitzes, über das Ab- und Zunehmen des Mondes u. dergl. m. Die meisten der Märchen entstammen germanischem, zum Teil auch slavischem Gebiete; doch hat der Verfasser neben den uns verwandten auch völlig fremde Volksstämme zur Beisteuer herangezogen und giebt uns z. B. Proben japanischer, ja selbst hottentottischer und kamerunischer Naturfabeln. Mit Beziehung hierauf kann ich ihm freilich nicht beistimmen, wenn er im Vorworte selbst bei den verschiedensten Völkern noch eine auf Einheit zurückweisende Gemeinsamkeit der Denkweise feststellen zu können glaubt. Man vergleiche nur das Verstandesmäßige in dem japanischen Märchen von der Qualle, dem man leicht noch manches ähnliche, in dem Buche nicht vertretene Stück an die Seite stellen könnte, mit dem Empfindungsgehalt, der aus den Erzählungen arischen Ursprungs hervorsticht, oder mit dem derben Humor, wovon ihrer so viele durchtränkt sind. Jedenfalls aber hat sich der Verfasser mit der Herausgabe der Sammlung den Dank aller derer erworben, die der Volkskunde und namentlich auch dem so wünschenswerten Zusammengehen von Volks- und Naturkunde zugethan sind, das vor allem auf der Schule noch reichere Förderung verdient. Th J.

* *
*

Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, Elektrotechnik, der Gewerbe, der Industrie, Chemie, Land- und Hauswirtschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Koller. 25. Jahrgang. Heft 1. (Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.) — Das vorliegende erste Heft des laufenden Jahrganges dieser altbekannten Zeitschrift bringt Berichte über die neuesten Fortschritte in der Leuchtfarben-Herstellung, über Erfahrungen in der Pecherzeugung und der Wasserdichtung für Tuche, Neuerungen auf dem Gebiete der Glühbeleuchtung, der Luftpumpen, der Herstellung von Lichtpausen, der Haltbarmachung von Früchten und Fruchtgallerten, der Obstweinbereitung, der Duftwaren-Erzeugung, der Erkennung gefälschter Wertpapiere, der Elektrotechnik, der Acetylen-Industrie, über elektrische Koch- und Heizgeräte, Herstellung von Kunstleder, Vorschriften für amerikanische Kohlensäure-Getränke u. s. w.; schließlich eine Anzahl Bücher- und Patent-Besprechungen und einen sehr reichhaltigen Frage- und Antwortkasten. Wo es zum Verständnis nötig erscheint, sind die gegebenen Darstellungen durch zweckentsprechende Abbildungen erläutert. So dürfte die Zeitschrift jedem willkommen sein, der Veranlassung findet, die Fortschritte der angewandten Wissenschaften auf irgend einem der ihn näher angehenden Gebiete genauer zu verfolgen und sich nichts Wichtiges entgehen zu lassen.
Th. J.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Das große Schweigen.

Novelle
von
Paul Robran.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ein heißer Augustsonntag lastet über Berlin.

Die Sonne brennt auf das Wellblechdach des Bahnhofes Jannowitzbrücke und scheint durch die staubigen Scheiben. Um die Hitze zu mildern, hat man reichlich gesprengt; schmutzige Pfützen stehen auf dem grauen Asphalt, und nasse Fußspuren führen die Holztreppe hinunter auf die Steinfliesen der Vorhalle. Die Beamten haben einen arbeitsvollen Sonntag. Alle fünf Minuten brausen die Züge fast gleichzeitig von beiden Seiten in die halbgeschlossene Halle. Ehe sie ganz stehen, stürzen die Menschen darauf los, springen auf die Trittbretter, klammern sich an die Messinggriffe, hindern die Aussteigenden und kämpfen mit Händen und Schultern gegen den Druck der Nachdrängenden. Wenig Plätze sind verfügbar, weil die Züge schon überfüllt einlaufen. Erhitzt, schreiend oder lachend laufen die Leute von Wagen zu Wagen, verängstigte Kinder werden von scheltenden Müttern und Vätern mitgezerrt, Familien auseinandergerissen.

Der Vorsteher erhebt die Hand.

„Abfahren!“

Der Zugführer giebt das Zeichen: ein Rütteln und Zucken durchbebt den Zug; die Lokomotive fährt ein paar Meter zurück, weil die Maschine auf dem toten Punkt stand, und dampft erst langsam und dann schneller hinaus. Die Beamten laufen nebenher und schlagen die noch offenen Thüren zu, es klingt wie Gewehrfeuer. Im letzten Augenblick suchen noch Leute einzudringen.

„Zurückbleiben!“ brüllen die Beamten mit aufgeregt heiseren Stimmen.

Einigen gelingt es trotzdem noch einzusteigen, andere werden zurückgezerrt und lassen ruhig das Schimpfen der ärgerlichen Männer über sich ergehen.

Der ganze Wirrwarr hat kaum eine Minute gedauert. Der Bahnhofsvorsteher wirft noch einen prüfenden Blick über die Geleise, geht in sein kleines Dienstgebäude und zieht die Glasthür hinter sich zu. Die Beamten wischen sich den Schweiß von der Stirn und trinken einen Schluck aus dem großen Weißbierglase, das zum allgemeinen Gebrauch dasteht.

Ehe die nächsten Züge einfahren, hat sich der Bahnsteig wieder gefüllt. Ladenmädchen

in hellen Kattunkleidern und bunten Sommerhüten necken sich mit ihren Beschützern; andere drängen sich Arm in Arm lachend durch die Menge; junge Männer werfen kecke Blicke auf die hübschen Mädchen und streichen ihnen nach, wenn sie kichernd weitergehen und thun, als ob sie es nicht merkten, während sie doch über die Schulter halbe Blicke zurückwerfen.

Wieder brausen die Züge herein, die scharf angezogenen Bremsen quietschen gegen die rollenden Räder, der ausgelassene Dampf zischt aus den Röhren und hüllt den Bahnsteig in weiße feuchte Wolken. Wieder werden die Coupés gestürmt, wieder knallen die Thüren, während die Züge nach Ost und West davonfahren. —

Marie Mertens war schon seit einer halben Stunde auf dem Bahnhof.

Um zwei hatte sie sich hier mit ihrem Verlobten treffen wollen, der von Bellevue aus kam. Sie hatten verabredet, daß er aus dem Fenster sehen wollte, damit sie zu ihm einsteigen könnte. Jetzt war es halb drei, und sie wartete noch immer. Jedesmal musterte sie aufmerksam die Wagen zweiter Klasse und trat enttäuscht aus dem Gedränge zurück, wenn sie seinen blonden Kopf nicht unter den anderen entdeckte.

Unzählig oft war sie schon von einem Ende zum anderen gegangen. Sie las die Fahrpläne, ohne viel davon zu verstehen, und betrachtete lange ein buntes Reklamebild der Rigibahn mit dem grünen Berg, auf den ein Zug hinaufkriecht, und dem grünen Vierwaldstätter See zu seinen Füßen. Daneben hing ein anderes der Ostseebäder. Die Sehnsucht weitete ihre Augen, als sie die wohlbekannten Namen der Orte entdeckte, in deren Nähe sie ihre Kindheit und erste Jugend verbracht hatte — Sehnsucht nach dem Meer mit seinem gelben Strand und den Buchenwäldern, nach der frischen Salzluft und dem kühlen Winde. Fruchtlose, quälende Sehnsucht auf dem heißen Bahnhof, die ihren Mund ausdörrte, während sie an den endlosen Blick über das blaue Wasser dachte. Neben den Bildern waren optische Instrumente ausgestellt. Marie überzeugte sich, daß das Thermometer gerade noch wie vor einer halben Stunde vierundzwanzig Grad im Schatten zeigte und die Quecksilbersäule im Barometer auf „Beständig" blieb.

Sie ging aus der Halle auf das spitz zulaufende Ende des Bahnsteiges zu bis dahin, wo eine Holzbarriere das Weiterschreiten hinderte, und sah über das Ferngeleise und das eiserne Gitter auf das gegenüberliegende Ufer mit den Steinplätzen und Fabrikgebäuden, die ihr Gelände bis an die Spree erstrecken. Aus den Schornsteinen wälzte sich der Rauch in schwarzen Wolken; von der schweren, stillen Hitze zurückgepreßt, lagerte er sich auf die Giebel der hohen Häuser, und über den Brücken flimmerte die Luft.

Die Töne verstimmter Blechinstrumente klangen hell in den Bahnhofslärm. Neugierig liefen die Leute heran, um die Abfahrt einer großen Gesellschaft zu sehen: das Personal einer Fabrik, das einen Sonntagsausflug machte. Marie zählte sechs Dampfer mit bunten Wimpeln, Fahnen und Guirlanden. Auf dem Verdeck wimmelte es von hellen Gestalten.

Dann rasselte ein endloser Fernzug auf dem Außengeleise heran und verdeckte den Blick auf die Spree. An die Fenster der vierten Klasse drängten sich viele Köpfe, Männer mit struppigem Haar und langen Bärten, Frauen in grellen Kopftüchern: russische Auswanderer, die in verschlossenen Wagen nach der Ruhlebener Station befördert wurden und im Vorüberfahren einen Blick auf die fremde Stadt thun wollten. Andere Wagen folgten. Soldatenmützen und Uniformen, braune Gesichter und weiße Zähne hinter strohblonden Schnurrbärten, und wieder lag die Spree mit den lustigen Dampfern frei vor ihr.

Sie ging zurück und setzte sich müde auf eine Bank.

Alex ließ sie so lange warten!

Und noch dazu an ihrem Verlobungstag.

Mitten in dem Qualm und dem Lärm tauchte jener andere Augusttag in der Erinnerung auf, als sie sich verlobte — jung — dumm — und hoffnungsselig. Sie wollten heiraten, sobald er sein Examen gemacht hatte. Daß die Patienten gleich kommen würden, daran zweifelten sie überhaupt nicht. Hätte sich Alex gleich entschlossen, in die Landpraxis seines Vaters hineinzugehen, wäre es ihm wohl eher geglückt. Aber in

Berlin hatte er seine letzten Stationen durchgemacht, und er konnte sich nicht mehr denken, daß man wo anders ebensogut lebt. Er hatte einen Abscheu vor dem kleinstädtischen Treiben. Es mußte durchaus Berlin sein. Berlin, wo in jeder Straße mehrere Ärzte wohnen. Berlin, wo man alle drei Häuser das bewußte weiße Schild neben der Nachtglocke sieht. Da muß man schon viel Glück oder besonders gute Verbindungen haben.

Berlin!

Marie seufzte leise.

Seit sieben Jahren lebte sie nun schon hier, und immer fühlte sie sich noch nicht heimisch. Nach dem Tode der Mutter war sie hergezogen, weil sie wenigstens in der Nähe von Alex sein konnte und hoffte, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. In der kleinen Fischerstadt konnte sie das nicht. Da waren keine Wege für eine alleinstehende höhere Tochter offen. Hier hatte sie wenigstens als Schreibmaschinenarbeiterin und Stenographin eine Stelle gefunden, die es ihr möglich machte, anständig zu leben. Eben zu leben, freilich nicht mehr. Und dafür saß sie täglich von neun bis sechs an der klappernden Schreibmaschine und tippte und tippte. Darüber ging das Leben hin und die Jugend.

Sie dachte daran, mit welchen Erwartungen sie nach Berlin gefahren war und wie ihr das Herz geklopft hatte, als die ersten Lichter in langen Reihen auftauchten. Wie glücklich war sie Alex auf dem Stettiner Bahnhof in die Arme gesprungen. Und dann hatte sie ihn am nächsten Morgen in seiner kleinen Wohnung besucht, auf die er unendlich stolz war, obgleich er jedes Stück von geborgtem Gelde kaufen mußte. Alex machte das wenig Sorge, weil er so sicher an seine Zukunft glaubte. Hätte sie damals selber mehr Mut gehabt, wäre alles anders geworden. Aber so wollte sie nicht eher heiraten, als bis die schlimmsten Schulden wenigstens nicht mehr drängten.

Die Patienten blieben aus, die Zinsen und die Wohnung verschlangen Geld und stürzten ihn in neue Schulden.

So waren Jahre verronnen, fast ohne daß sie es merkten, Tag hatte sich an Tag gereiht, die Hochzeit wurde immer wieder aufgeschoben, und endlich hatten sie kaum noch Pläne gemacht, weil alle ja doch ins Wasser fielen. In der öden Tretmühle der täglichen Arbeit war sie allmählich stumpfer geworden. Zu Theater oder Konzert reichte das Geld nicht, weil sie auch noch auf die Ausstattung hin sparte. Wenn sie einmal von der Hochzeit anfing, gab er verdrießliche Antworten und sprach von etwas anderem oder schwieg achselzuckend. Sehr mitteilsam war er überhaupt nicht — nicht mehr. Denn früher hatte er von Hoffnungen übergesprudelt, in ihrer Gegenwart beredt, in Gesellschaft von Fremden ein scheuer Mensch, der vor Verlegenheit rot werden konnte wie ein Mädchen.

Sie sah nach der Uhr. Soeben sprang der große Zeiger um einen Strich weiter; er schwankte und stand dann auf zwölf fest.

Drei Uhr!

Wie eine Närrin vertrödelte sie ihren freien Nachmittag, und die Wagenwärter sahen sie schon an, wenn ein neuer Zug durchgefahren war, und sie immer noch da saß.

Sollte sie noch länger warten? Vielleicht war er zu einem Patienten gerufen und hatte sie nicht mehr benachrichtigen können. Oder hatte er die Verabredung vergessen wie andere auch?

Die Falten verschärften sich auf der Stirn, und sie preßte die schmalen Lippen fest aufeinander.

Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, zu gehen. Starr sah sie nach der Uhr, auf der der Zeiger immer weiter rückte.

Endlich sprang sie auf und ging nach der Treppe, gerade als eine Lokomotive neben dem Glasverschlag hervorbrauste. Mechanisch musterte sie noch einmal die Wagen und erkannte seinen blonden Bart hinter der Scheibe. Rasch kehrte sie um. Es war schwer, durch das Gedränge zu kommen; sie lief Leute an, die sich ärgerlich umdrehten und auf ihre Rücksichtslosigkeit schalten. Außerdem war sie sehr weit hinten gewesen. Schon war das Abfahrtssignal gegeben und sie hatte sein Coupé noch nicht erreicht. Sie hob das Kleid auf, um ungehinderter laufen zu können. Alex beugte sich aus der Thür und winkte heftig. Ohne auf das ärgerliche „Zurückbleiben!“ zu achten, hastete

sie weiter und sprang auf das Trittbrett, während der Zug schon wieder fuhr. Er faßte nach ihrem Arm und zog sie vollends hinein. Sie fiel auf den Platz, den er für sie freigemacht hatte, und die Thür wurde hinter ihr zugeschlagen.

„Eben wollte ich gehen," stieß sie atemlos hervor.

„Ja, weshalb denn? Es ist ein viertel vier, und wir hatten uns um drei verabredet."

„Um zwei."

„Bitte um Entschuldigung: um drei! Ich weiß es ganz genau."

Marie wußte es besser, aber sie schwieg, weil sie keinen Streit um eine geringfügige Sache anfangen mochte.

Alex stand vor ihr am Fenster und blickte zu ihr hinunter. „Von dem bißchen Laufen bist du so außer Atem!"

Marie bemühte sich, leiser zu atmen, und lächelte statt der Antwort.

„Deine Augen thränen mal wieder," sagte er und zog die Mundwinkel nach unten.

Sie fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht. „Du weißt ja, sie leiden von dem schlechten Licht im Bureau."

Er stieß einen ärgerlich zischenden Laut aus. „Ich habe dir schon hundertmal geraten, zu kündigen, wenn sie dir deinen Tisch nicht in ein helleres Zimmer stellen wollen."

„Ja, aber wo finde ich gleich etwas anderes? Außerdem müßte ich wieder mit einem niedrigeren Gehalt anfangen, während ich im Geschäft gestiegen bin."

„Es ist ein Hundeleben," sagte er mißlaunig.

„Heute finde ich das auch. Alex!"

Er beugte sich zu ihr herunter.

„Ich mag nun nicht länger warten," flüsterte sie ihm ins Ohr. „Was für dich ausreicht, reicht auch für beide. Du weißt gar nicht, wie sparsam ich bin."

Alex schnellte in die Höhe und runzelte die Stirn mit einem Blick auf die Leute. „Davon sprechen wir wohl an einer geeigneteren Stelle oder Gelegenheit."

Marie wurde rot und lehnte sich zurück. Es war dumm gewesen, jetzt gerade davon anzufangen, weil er immer ängstlich war, man könnte etwas hören; aber ihr Herz war zu voll nach dem langen Sinnen und Warten.

Der Zug fuhr in die weite Halle des Schlesischen Bahnhofs neben einer gewaltigen Menge ein. In einem Augenblick war der Mittelgang ihres Coupés voll. Vor Marie allein standen drei Herren, und immer mehr wollten hinein. Drinnen stemmten sie sich gegen den Ansturm, von außen schoben sie nach. Grobheiten wurden gewechselt, dann machte einer einen Witz, über den alle trotz des Ärgers lachten, und nun schaffte man bereitwilliger Platz.

Alex war nach der anderen Fensterseite gedrängt worden und so eingekeilt, daß er sich nicht rühren konnte.

Die Hitze in dem überfüllten Wagen, auf den die Sonne den ganzen Tag gebrannt hatte, war unerträglich, trotzdem beide Fenster aufstanden. Marie strich sich über die Stirn und fühlte dabei, daß sich die gebrannten Locken aufgelöst hatten und ihr in Strähnen ins Gesicht hingen. Sie versuchte, die Haare unter den Hut zu streichen, aber sie kamen immer wieder hervor. Das ärgerte sie, weil sie wußte, wie schlecht es ihr stand. Dazu war der Mund unangenehm trocken, und sie hatte brennenden Durst.

Von ihrem Eckplatz sah sie hinaus in lange sonnige Straßen mit schmucklosen Häusern — das Arbeiterviertel Berlins, das in sonntäglicher Öde dalag. Nach dem Norden zu dehnte sich unbebautes Gelände, hinter dem andere Häusermassen auftauchten. Dann wieder Brandmauern mit grellbunten Bildern: die Jungfraulandschaft als Reklame für Suchardsche Schokolade, zwei Kühe in einem grünen Thal, die Nestlesches Kindermehl anpriesen, Anzeigen von Maschinenfabriken. An Schienensträngen jagten sie vorüber, auf denen Wagen an Wagen gereiht standen. Neue endlose Straßen, Sandstrecken und vereinzelte Häuser auf freiem Felde — und Marie schloß die Augen, geblendet von der Sonne und dem gelben Reflexlicht.

Als sie sie wieder öffnete, hatte sich das Bild geändert. Grün und weit floß die Spree zwischen bebuschten Ufern. Auf dem Flusse fuhr ein Dampfer; schäumend durchfurchte er das Wasser, und weiße Segel standen schlaff in der reglosen Luft. Am

Ufer lagen die Zillen, aus den Kajüten stieg kräuselnd grauer Rauch.

Der Zug hielt in Treptow. Tausende stiegen aus. Es war ein buntes, lärmendes Treiben. Als sie aus dem Gedränge waren, nahm Marie seinen Arm und schmiegte sich an seine Schulter.

„Wohin gehen wir, Marie?"

„Nach dem Eierhäuschen?"

„Da ist es am vollsten, und es ist auch so weit."

„Also zu Zenner. Mir ist alles recht, wenn ich nur etwas zu trinken bekomme."

Sie waren durch die Anlagen an die Spree gegangen. Alex machte eine ungeduldige Bewegung und ließ den Arm sinken. „Es ist so heiß, und man wird noch wärmer, wenn man sich unterfaßt."

Schweigend schlenderten sie weiter, er ein paar Schritte voraus an der Wiesenseite, Marie am anderen Wegrand. Alex schlug mit seinem Stock auf die verdorrten Grasbüschel, die auf den grauen Sand hingen. Der Rasen war braun, nichts mehr von Frische auf den weiten Wiesen. Die Büsche ließen ihre Blätter hängen, und auch die Kronen der Bäume hatten etwas Welkes, Verstaubtes von dem regenlosen August bekommen. Alex konnte Hitze nicht vertragen und Sonntagsausflüge nicht leiden, bei denen er sich in heiße Wagen einpferchen lassen mußte.

Marie empfand aufatmend die freiere Luft hier draußen und freute sich über das Wasser. Es war ja nicht viel, aber doch eine Erinnerung, ein Hauch der Natur, deren Kind sie in dem Häusermeer geblieben war. Aber sie kam doch nicht zum vollen Genuß. Vorhin hatte sie seine schroffe Antwort entschuldigt, weil sie wirklich einen schlechten Zeitpunkt für ihre Bitte gewählt hatte. Jetzt waren sie allein. Die paar Leute auf dem Wege achteten nicht auf sie. Sie wartete auf ein freundliches Wort, auf eine bescheidene Liebkosung, und wenn es nur ein Händedruck gewesen wäre. Und er hatte sie noch nicht wieder angesehen, seitdem er ihren Arm fallen gelassen hatte.

Er war schlechter Laune. Das merkte sie auch aus seiner Haltung. Nachlässig schlürfte er durch den grauen Wegsand, daß der Staub sich hinter ihm zusammenballte. Den Hut hatte er in den Nacken geschoben und den Rock aufgeknöpft. Der schlechtsitzende Anzug hing um seine kräftigen Glieder. Er hatte überhaupt trotz des jahrelangen Aufenthalts in Berlin etwas Provinzielles behalten, weil er kein Auge für Mode hatte und auch bei keinem teuren Schneider arbeiten lassen konnte. Dennoch war er ein schöner Mann, viel schöner als vor zwölf Jahren bei ihrer Verlobung, weil er da nicht den blonden Siegfriedsbart hatte und seine Züge lange nicht so männlich waren.

Marie kannte ihn zu gut. Sie wußte, daß in dem kräftigen Körper eine Seele steckte, die sich von jedem imponieren ließ und einen blinden Respekt vor Geld und Stellung hatte. Dabei konnte er kleinlich sein, wenn es sich um seinen Vorteil handelte. Mit all diesen Fehlern hatte sie sich bereits abgefunden. Die lange Verlobung hatte sie geistig zu seiner Frau gemacht. Auch seine schlechten Launen ertrug sie so geduldig, als wäre sie schon die ganze Zeit mit ihm verheiratet gewesen, denn er hatte immer um Entschuldigung gebeten, wenn die Verstimmung vorüber war. Aber seit dem letzten Winter war es damit schlimmer und schlimmer geworden. Er war nergelig und rechthaberisch und manchmal gründlich unliebenswürdig. Noch nie so wie heute. Eine große Angst vor der Zukunft stieg in ihr auf, während sie still in dem Staube ging, den er aufwirbelte.

„Alex!"

Er blieb stehen und ließ sie herankommen. Er sah gereizt aus und hatte eine ärgerliche Falte zwischen den Brauen.

„Was hast du nur, Alex?"

Er zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Was soll ich denn haben? Es ist doch kein Vergnügen, in dieser Bruthitze zu rennen, nachdem ich schon den ganzen Morgen in der Praxis herumgelaufen bin."

„Bist du müde? Da vorn ist eine Bank, wir können uns ja ausruhen."

„Die Bank ist besetzt."

„Das schadet doch nichts. Wir beide haben noch genug Platz."

Er hob wieder die Schultern und folgte widerwillig, während sie auf das freie Bankende zuging und sich setzte. Auf seinen Stock rückwärts gestützt, blieb er stehen und warf

einen halben, bedeutungsvollen Blick auf das Paar neben Marie, einen Blick, den sie mit einem nachsichtigen Lächeln erwiderte. Der Mann, ein Arbeiter mit rissigen Händen und abgebrochenen Nägeln, hielt das Mädchen fest im Arm. Sie hatte gebrannte Ponyhaare und ein graues Gesicht, dem man die Arbeit im dumpfen Fabriksaal anmerkte. Der Arbeiter bemerkte das Zögern des Bourgeois und küßte das Mädchen herausfordernd, um ihn zu ärgern. Sie schlug nach ihm und sprang auf. Der Arbeiter faßte sie derb um die Taille, sie wehrte sich und zog ihn mit in die Höhe. Sie kreischte und sträubte sich mit einem koketten Blick auf Alex. Dann gingen sie eng umschlungen lachend und sich wiegend weiter.

„Willst du dich jetzt nicht setzen, Alex?“

„Meinetwegen.“

Sorgfältig stäubte er die Bank ab, nahm die Rockschöße vorsichtig zusammen und ließ sich in einiger Entfernung von ihr nieder. Er nahm den Hut ab, trocknete sich die Schweißperlen von der Stirn und fuhr mit dem Taschentuch über den feuchten Lederrand. Dann ließ er den Stock in Halbkreisen durch den Sand fahren und bohrte im Mittelpunkt ein Loch, alles ohne zu sprechen. Dabei hielt er im Geiste die schönsten Reden, mit denen er Marie überzeugen wollte, sie zu einem Entschluß bereden, den er schon seit einem Jahr in sich herumtrug. Aber es war so schwer, nach der langen Verlobung von der Notwendigkeit einer Auflösung des Verhältnisses zu reden. Und doch mußte es sein, oder seine Jugendthorheit verdarb ihm weiter das Leben — die ganze Carriere.

„Ich hatte mich so auf diesen Tag gefreut,“ sagte sie vor sich hin.

Alex sah sie von der Seite an, und ein leichtes Mitleid wallte in ihm auf, weil ihr Mund in verhaltenem Weinen bebte.

„Weshalb denn, Marie?“

„Heut ist unser Verlobungstag.“

Seine Nerven zuckten, als hätte man sie mit einem Stahl berührt. „Erinnere mich nicht an den unglücklichen Tag,“ sagte er heftig.

„Unglücklich? — Alex!“

Er bereute sein rasches Wort, gleich nachdem es ihm entfahren war. Er sah, wie weh er ihr gethan hatte. Schweigend streckte er seine Hand hin, und sie legte die ihre hinein.

„Weißt du noch, Lexi, du warst mir heimlich in den Wald nachgegangen und schlichst dich heran, während ich Heidekraut pflückte. Ich schrie vor Schrecken auf, als du mich umarmtest. Und dann küßten wir uns zum erstenmal. Wir gingen Arm in Arm durch die Dünen hinunter an das Meer. Die Sonne stand ganz tief, es war still, die Wellen plätscherten leise, und eine Möwe flog vor uns her. Weißt du noch?“

Er lächelte und drückte unwillkürlich ihre Hand. „Du hattest ein weißes Kleid an und trugst noch zwei Zöpfe. Ich habe lange nicht mehr daran gedacht. Damals war ich noch jung. Gott, war ich jung und grün!“

„Und ich?“

Alex sah sie versonnen an. War sie wirklich einmal jung und reizend gewesen, und hatte er sie so rasend geliebt? Dieses verblühte Mädchen mit dem altjüngferlichen Körper, der jeden Reiz für ihn verloren hatte? Wo waren die dicken Zöpfe? Wo die klaren Augen? Spärliche Haare, trübe, rotgeäderte Augen und Krähenfüße nach den Schläfen hin! Und das war die Marie seiner Jugend, an die er seine ersten himmelblauen Gedichte gerichtet, die ihn mit einem Kuß in einen Taumel versetzt, die seine frischen Sinne gepeinigt hatte bis zur Tollheit.

Sie bemerkte seinen kritischen Blick und zwinkerte unruhig. „Du hast das wohl alles vergessen?“

„Nein, nein. Es ist nur verblaßt — so ein grauer Schleier liegt auf der ganzen Zeit. Die Jugend ist undeutlich geworden.“

„Für mich nicht. Aber ich habe in all den Jahren nichts erlebt und du sehr viel.“

Ein flüchtiges Lächeln zuckte unter seinem blonden Schnurrbart. Er hatte allerdings mehr erlebt, als sie wußte. Schon als Student und später. Aber er war ein Mann, und es war nicht von ihm zu verlangen, daß er sich mit der halben Liebe des Brautstandes begnügte, die erregte und dabei sich versagte. Und die Frauen hatten es ihm immer leicht gemacht.

Marie bemerkte seine bessere Stimmung und kämpfte mit sich, ob sie den günstigen

Moment benutzen sollte. Ein paarmal war sie im Begriff zu sprechen und schwieg wieder. Endlich bewegten sich die Lippen halb unwillkürlich: „Alex —“

Sie stockte doch.

„Nun?“

Marie hatte noch einmal von der Hochzeit anfangen wollen, aber im letzten Augenblick fehlte ihr der Mut, und sie ging lieber auf einem Umweg zum Ziel. „Deine Praxis macht sich besser, nicht wahr?“

„Weshalb? Wie kommst du darauf?“

„Aus deiner Äußerung vorhin, daß du den ganzen Morgen zu thun gehabt hast.“

„Ich vertrete den Kassenarzt in der Heydemannschen Fabrik.“

„Ist er krank?“

„Hoffnungslos.“

„Wirst du es werden?“

„Vielleicht. Aber viel kommt auch nicht dabei heraus.“

„Wieviel denn?“

„Der vorige hat sich auf dreitausend Mark gestanden.“

Marie preßte die Hände auf die Brust. Das Herz schlug ihr stark. „Alex!“

„Was denn?“

„Aber dann könnten wir ja endlich heiraten!“

Alex biß sich auf die Lippen und lachte unsicher. „Mit dreitausend M's in Berlin eine Familie gründen? Ich danke bestens!“

„Das ist doch eine ganze Menge, und es wird nicht deine einzige Einnahme sein.“

„Wenigstens die einzige sichere — und vorläufig habe ich sie noch nicht. Es hat sich schon ein Haufen Ärzte gemeldet — und außerdem —“

„Außerdem?“

Er atmete gepreßt. Nur die fünf Worte sagen: Ich liebe dich nicht mehr — bah, wenn er nur den Mut finden könnte!

„Außerdem, Alex?“

Sausend fuhr er mit dem Stock durch die Luft. „Ah — nichts. Wollen wir endlich Kaffee trinken?“

Sie folgte ihm schweigend. Am liebsten hätte sie auf der Antwort bestanden und wagte es doch nicht. Zum erstenmal hatte sie das Gefühl, daß er ihr nicht die Wahrheit sagte — sie nicht sagen wollte. Es war nicht das einzige Sichere. Er war in verschiedenen Familien Hausarzt. Warum verschwieg er das? Von anderen Leuten hatte sie es erfahren müssen. Das war ja beinah, als ob sie es nicht wissen sollte, damit sie keine Ansprüche machen konnte. Es mußte einmal eine entscheidende Aussprache stattfinden.

Ein Schauer überlief sie mitten in der heißen Sonne — ein Schauer der Angst vor dem Unausgesprochenen, dem Halben, dem immer wieder Vertuschten.

Sie waren im langsamen Schlendern an das Thor des Zennerschen Gartens gekommen und traten ein. Es war sehr voll. Ein Gewimmel von hellen Kleidern, Hüten und farbigen Schirmen. Viele Tische zu langen Tafeln zusammengerückt, um für große Gesellschaften Platz zu schaffen. Kinder liefen zwischen den Stuhlreihen umher, sprangen auf die laut klappernden Personenwagen und drängten sich um den Automaten, um eine Schokoladentafel herauszuholen. Die Sonne schien durch die verstaubten Blätter auf die Holztische mit ihren Bierkringeln, Kaffeeflecken und Kuchenkrümeln. Der Kies knirschte unter den eiligen Füßen der Kellner, die auf der Hand große Bretter mit Obertassen, aufgestapelten Unterschalen, Milchtöpfen und Zuckernäpfen balancierten. Ihre Frackschöße flogen bei dem hastigen Bedienen, und die Gesichter waren abgehetzt und glühend rot.

Ein einziger Tisch war noch frei, weil er mitten in der prallen Sonne stand. Marie hatte ihn gleich entdeckt und belegt, während Alex noch suchend weiter ging. Auf der Spreeterrasse stand eine gedeckte Tafel, aber der Kellner hinderte ihn, als er zwei Plätze nehmen wollte.

„Bedaure — ist bestellt — zum Diner. Die Herrschaften haben sich telegraphisch angesagt — ganz unmöglich.“

Alex ärgerte sich scheußlich über die „Protzen“, aber es blieb ihm nichts übrig, als unverrichteter Sache zu Marie an den sonnigen Tisch zurückzukehren. „Hier bleibe ich nicht.“

„Wo anders ist es ebenso voll — und wir können ja gehen, sobald wir Kaffee getrunken haben.“

Alex überlegte und fand, daß sie recht hatte. „Diese abscheulichen Sonntagsaus=

flüge," sagte er gereizt. „Das ist aber auch zum letztenmal, daß ich mich dazu überreden lasse."

„Früher hast du es gern gethan, und da war ich es, die sich vor dem Gedränge scheute."

„Dann habe ich eben meine Ansichten geändert."

„Wenn man aber auch jede Kleinigkeit schief nimmt und nicht ein bißchen gute Laune mitbringt."

„Ich weiß gar nicht, was du immer von meiner Laune willst."

Marie preßte die Finger unter dem Tisch zusammen. Nur keinen Streit, um Himmels willen!

Ein Kellner schoß vorbei und Alex rief ihm seine Bestellung nach.

Er hatte sich seinen Platz so gewählt, daß er die Sonne im Rücken hatte; Marie schien sie gerade in die Augen, und sie mußte den Schirm aufspannen, obgleich sie es ungern that, weil er in den Kniffen lauter kleine Löcher hatte und Alex schon neulich deswegen gescholten hatte. Heute machte er wenigstens keine Bemerkung darüber. Er mißhandelte seine Cigarre, die nicht brennen wollte, und trommelte mit der linken Hand ungeduldig auf die Tischplatte.

Marie konnte ein Stück der Treptower Chaussee überblicken. Radler fuhren klingelnd in Trupps vorüber, vollbesetzte Kremser, unter denen Bierfäßchen schwankten, Schlächterwagen, die zu Breaks umgewandelt waren, und dazwischen einzelne Droschken.

Dann kam ein eleganter Landauer, mit zwei Füchsen bespannt. Im Fond saßen zwei Damen, auf dem Rücksitz drei Herren, die ausstiegen und den Damen behilflich waren.

„Sieh dich mal um, Alex."

„Weshalb?" — Er drehte sich um und fuhr heftig zurück. „Heydemanns!"

„Ah!"

Marie sah die Gesellschaft interessiert an. Also das war Heydemann! Ein alter Herr in tadellosem Sommeranzug mit weißen Bartkoteletten und rasiertem Kinn. Er führte ein junges Mädchen am Arm, das ihn überragte — eine schwippe Erscheinung in dem bunten Blusenhemd, ein englisches Hütchen auf dem vollen braunen Haar. Hinter ihr ging eine ältere Dame mit verdrossenem Gesicht, behäbig und mit ausgesuchter Einfachheit angezogen, der Typus einer christlichen Kommerzienrätin, und neben ihr die beiden jungen Herrn, die sie sehr beflissen begleiteten.

Sie sah zu Alex hinüber. Er hatte sich hinter den Schirm geduckt und war dunkelrot.

Von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, sah Marie wieder zu dem jungen Mädchen, das spöttisch amüsiert durch den Garten ging, wo sie der Zielpunkt der ganzen Aufmerksamkeit war, und den Kopf noch einmal wie suchend über die Schulter wandte, ehe sie die Stufen zur Terrasse hinunterstieg und hinter der Ligusterhecke halb verschwand.

Marie beobachtete Alex gespannt.

„Die Tochter ist sehr hübsch," sagte sie tastend.

„Nicht so laut!" warnte er nervös.

„Sie können mich nicht hören. Findest du es nicht auch?"

„Was?"

Marie zog die Unterlippe zwischen die Zähne und atmete gepreßt. Er war doch sonst nicht schwerhörig! „Ich sagte, daß die Tochter sehr hübsch ist."

Alex richtete sich wieder auf und strich sich verlegen mechanisch den Bart. „Es ist nicht ihre Tochter — eine Nichte aus Bremen — Ruth Heydemann. Sie ist bei ihnen zu Besuch."

„Das erste Mal?"

„Nein — schon im vorigen Winter. Sie wollte die Berliner Gesellschaft kennen lernen."

„Und — du kennst sie auch schon seit vorigem Winter?"

„Ja. Ich hatte sie auf einem Ball getroffen, und weil Heydemanns junge Leute brauchten, wurde ich aufgefordert, bei ihnen Besuch zu machen."

„Du verkehrst auch gesellschaftlich bei Heydemanns?"

„Natürlich. Habe ich dir nie davon erzählt?"

„Kein Wort."

„Daraus siehst du, wie wenig Eindruck es auf mich gemacht hat."

Marie zog ungläubig die Augenbrauen

zusammen. „Und du hast sie jetzt noch nicht wieder gesehen?“

Er bewegte ungeduldig den Kopf. „Du fragst ja wie der Großinquisitor!“

„Und du weichst aus.“

Alex vermied ihren geraden Blick und lachte gezwungen. „Weshalb sollte ich das? Ich mache gar kein Geheimnis aus diesem Verkehr. Jedermann weiß, daß ich häufig bei ihnen bin. Ich kann doch die Leute nicht vor den Kopf stoßen, wenn sie mich bitten, ihre Nichte beim Radeln zu begleiten.“

„Wann radelt ihr denn?“

„Gewöhnlich morgens — noch vor meiner Sprechstunde.“

„Allein?“

„Sollen wir vielleicht auch noch eine alte Tante aufs Rad setzen?“

Der bestellte Kaffee kam endlich, und Marie schob ihm still die Tasse zurecht und stellte Milch und Zucker vor ihn hin. Dann trank sie selber einen Schluck, um den brennenden Durst zu löschen, der sie schon seit einer Stunde quälte. Die schwere Schale zitterte in ihrer Hand. Sie setzte sie wieder hin und starrte nach der Hecke. Durch eine Lücke konnte sie deutlich das schöne spöttische Gesicht sehen mit den losen Haaren, die in dichten Locken unter dem Rande des Strohhutes hervorquollen und hinten zu einem Knoten geschlungen waren. Marie sah sie lachen und sprechen und merkte, daß die braunen Augen herumwanderten mit einem gewissen gespannten Ausdruck und sich dann auf ihrem Tisch fixierten. Gleich darauf bog sie sich zur Seite, und Marie hörte sie hell lachen.

„Ich glaube, Fräulein Heydemann hat dich gesehen.“

Alex schob seinen Stuhl mit einem Ruck nach hinten, so daß er durch ein paar Leute verdeckt war. Er wollte nicht gesehen werden — nicht an der Seite Mariens.

Marie sah das kleine Manöver, aber der Grund war ihr nicht klar. Vorhin hatte sie geglaubt, daß ihm das schöne Mädchen nicht gleichgültig war; nun wurde sie doch wieder schwankend. „Die beiden Herren machen ihr wohl sehr den Hof?“

Alex lachte gezwungen und warf einen eifersüchtigen Blick nach dem verborgenen Tisch. „Natürlich, das kannst du dir doch denken.“

„Wen bevorzugt sie denn?“

„Keinen von beiden. Sie mokiert sich über sie und behandelt sie scheußlich. Aber es ist ein reines Wettlaufen zwischen den beiden. Keiner gönnt dem anderen ein Wort, und sie stehen sich wie Hund und Katze.“

„Natürlich ist sie reich?“

„Ich glaube — ich habe mal so etwas sagen hören. Ihr Vater soll ein Großkaufmann in Bremen sein, und Ruth ist sein einziges Kind.“

„Nur sagen hören?“

„Was meinst du?“

Marie schrak vor dem hellen Blitz in seinen Augen zurück. „Ach — nichts Besonderes. Seltsam übrigens, daß Heydemanns an einem Sonntag hierher kommen. Das ist doch nur ein Vergnügen für kleine Leute wie wir.“

Alex kaute mißmutig an seinen Lippen und schwieg einen Augenblick. „Wahrscheinlich eine Laune von Ruth. Sie fragte mich gestern, was man Sonntags unternimmt, und da erzählte ich ihr von Treptow. Nun wird sie es sich wohl in den Kopf gesetzt haben, so etwas zu sehen. Im Heydemannschen Hause muß alles nach ihrer Pfeife tanzen, weil der Alte ihr immer die Stange hält. Er ist in seine hübsche Nichte verliebt und verdreht ihr vollends den Kopf.“

„Und — man hat dich nicht zu der Partie aufgefordert?“

„Sie wußte ja, daß ich eine Verabredung hatte. Entschuldige mich einen Augenblick — ich muß ihr doch wohl guten Tag sagen.“

„Ihr,“ sagte Marie leise.

„Ihr und allen — ich komme gleich wieder.“

Ehe Marie antworten konnte, war er aufgesprungen und wand sich eilig — nicht auf geradem Wege — zwischen den Tischen hindurch, verschwand an der linken Seite und tauchte nach ein paar Sekunden unten auf.

Marie beugte sich vor und strengte sich an, um schärfer zu sehen. Jetzt hatte ihn Ruth bemerkt. Ein Zucken im Gesicht, und sie sprach eifrig zu einem für Marie Unsichtbaren.

Alex trat heran. Die Herren erhoben

sich, drei Oberkörper erschienen über der Ligusterhecke. Alex schüttelte den Herren die Hand und ging zu dem jungen Mädchen. Sie lachte, daß alle Zähne blitzten, und nickte ihm spöttisch vertraulich zu. Heydemann machte eine auffordernde Bewegung; Alex schien zu zögern, dann aber setzte er sich an Ruths Seite. Von Zeit zu Zeit erschien sein blonder Kopf neben ihrem braunen. Marie hörte das Gelächter der Gesellschaft. Man schien ja sehr lustig zu sein.

Die Augen fingen ihr von der Anstrengung an zu thränen. Sie rieb daran herum, aber dadurch wurde es noch schlimmer. Zuletzt verschwamm alles in einem weißlichen Nebel, durch den rote Flecke tanzten.

Marie zwang sich, nicht immer wieder dorthin zu sehen. Die zackigen Kreise verschwanden, während sie auf den Boden starrte, wo die Sperlinge dreist herumflatterten. Marie hatte noch ein paar Kuchenkrümel und warf sie ihnen hin. Gierig hüpften sie heran und bissen sich um die Brocken. Wenn einer etwas erwischt hatte, flog er damit auf, und die anderen folgten ihm schreiend, um es ihm wieder abzujagen. Die wilde Jagd ging durch die Zweige, und dann flatterten andere heran, und der Kampf erneute sich.

Marie hatte das letzte Krümel verfüttert und wandte sich um. Eine Fliege hatte ihre Unachtsamkeit benutzt, um aus dem Milchtöpfchen zu trinken, war hineingepurzelt und ruderte angstvoll herum. Mit dem Löffelstiel holte Marie sie heraus und setzte sie vorsichtig auf den Tisch. Anfangs lag sie ganz betäubt in dem nassen weißen Mantel; dann fing sie an, sich zu regen, bewegte die Beinchen, rieb sie an den Flügeln und putzte sie am Kopfe wieder ab, bis sie gereinigt davon surrte.

Langsam ließ Marie einen großen Tropfen Milch auf den Tisch fließen. Den Kopf in die Hand gestützt, wartete sie, daß die Fliegen von allen Seiten heransummten und -krochen und ihre Rüssel gierig eintauchten — ein schwarzer Klumpen häßlicher Leiber um den weißen Fleck, der immer kleiner wurde.

Und dabei dachte sie, daß sie sich zwei Wochen lang auf diesen Tag gefreut hatte, um hier zu sitzen und Sperlinge und Fliegen zu füttern, während Alex ein paar Schritte weiter den Liebenswürdigen bei der hübschen und reichen Bremerin spielte.

Natürlich war er in sie verliebt.

Aber sie empfand keine Eifersucht darüber; nur einen herben Neid, daß ihr Leben so ganz anders war wie das Ruth Heydemanns.

Sie war auch einmal jung gewesen, und mancher hatte ihr den Hof machen wollen. Aber weil sie mit Alex heimlich verlobt war, hatte sie jeden zurückgewiesen, sobald sie es merkte, und es waren Männer darunter, die ihr ein sicheres Los bieten konnten — nicht glänzend, aber doch behaglich für ihre bescheidenen Ansprüche. Damals glaubte sie, nicht ohne Alex leben zu können. Wenn sie ihn nie kennen gelernt hätte, wäre doch manches anders geworden.

Am Nebentisch lachten sie laut. Marie fuhr zusammen und sah dann mit einem Seufzer hinüber. Die Leute waren so fröhlich und harmlos vergnügt bei ihren bescheidenen Genüssen. Große Kuchenhaufen lagen auf Zeitungspapier, rings um den Tisch standen Kaffeetassen und Biergläser. Ein paar rotbäckige Frauen mit derben Gesichtern und derben Gestalten versorgten die große Gesellschaft. Echt berlinische Witze flogen von einem zum anderen. Die Männer qualmten billige Cigarren und neckten sich mit den Mädchen. Dann kreischten die und lachten. Niemand störte es, daß ein kleines Kind dazwischen schrie. Sie hatten alle gute Nerven und waren gegen dergleichen abgehärtet, froh im Grünen zu sitzen und sich nach der harten Arbeitswoche einen guten Tag zu machen.

Wenn Alex nur eine Spur von dieser Genügsamkeit gehabt hätte!

Sie brannte vor Ungeduld, und es kribbelte ihr in den Fingern. Doch wagte sie nicht, ihm einen Wink zu geben. Zu tief saß ihr die bescheidene Ergebung in den Willen des Mannes — des Herrn. Und dazu die quälenden Gedanken, die immer wieder kamen, so oft sie sich bemühte, sie zu verscheuchen.

Zwei junge Leute, ein kleiner Dicker und ein Größerer in gelbkariertem Anzug, gingen auf der Suche nach freien Plätzen durch den Garten. Sie sahen Marie allein sitzen,

verständigten sich durch ein paar Worte und traten heran.

„Erlauben Sie?“ sagte der Dicke und lüftete seinen Hut.

Marie hob den Kopf etwas von der Hand. Die beiden hatten ein fröhlicheres Gesicht unter dem einsamen Strohhut erwartet und sahen sich mit herabgezogenen Mundwinkeln bedeutungsvoll an.

„Wenn der Tisch nicht mehr frei ist —“ sagte der Gelbkarierte.

„Dieser Platz ist besetzt, die anderen nicht.“

Zerstreut ließ sie das Kinn wieder sinken.

„Na — also. Dann man zu,“ sagte der Dicke und rückte die Stühle heraus. „Heda! Kellner!“

„Sofort, Herr!“

Der Dicke blinzelte den Gelbkarierten bierselig an.

„Ich habe schon wieder einen mächtigen Durscht. Jetzt woll'n wir aber tüchtig sumpfen. Heda, Kellner! — Der Mensch hört nicht. Herr Oberkellne—e—r! Excellenz!“

„Laß doch die Dummheiten! Die Leute nehmen das übel.“

„Keine Spur!“

Er hielt einen vorübereilenden Kellner an der Serviette fest.

„Nicht wahr, Nummer Dreizehn, das nehmen Sie doch nicht übel, daß ich Sie Excellenz schimpfe. Wie können Sie Nummer Dreizehn haben, Excellenz! Das bringt ja Unglück.“

Der Kellner lächelte pflichtschuldig zu dem Witz.

„Was befehlen die Herren?“

„Nicht so eilig, Excellenz. Wir sind auch Menschen.“

„Zwei Glas, Kellner.“

„Laß mich bestellen, du verstehst das nicht.“

„Helles oder Echtes?“

„Echtes, Excellenz. Wir werden doch kein Helles trinken.“

„Mir ein Helles,“ sagte der Gelbkarierte.

„Ein Echtes — ein Helles — sehr wohl, Herr.“

Der Kellner wollte fort, aber der Dicke hielt ihn fest.

„Bringen Sie mir auch ein Helles — aber gut eingeschenkt und etwas dalli!“

Er ließ die Serviette los, und Nummer Dreizehn stürzte fort.

„Laß doch die Uzereien, Mensch.“

„Was? ich uze?!“

„Na, wir spendieren ja doch kein Echtes — bei deinem Massenkonsum. Kannst du mir eine Cigarre geben? Ich habe meine Tasche vergessen.“

Der Dicke lachte schallend.

„Ja — mit Willen! Dich kenne ich. Da hast du eine.“

Sie hatten Marie während des Gesprächs beobachtet und gaben sich ein Zeichen mit den Augen, die sie halb zukniffen.

„Nischt zu wollen,“ sagte der Gelbkarierte leise.

„Laß mich nur machen.“

Er wandte sich höflich an Marie.

„Dürfte ich Sie wohl für meinen Freund um die Streichhölzer bemühen, Fräulein?“

Marie sah sich um und zuckte mit den Achseln.

„Sie sehen ja, daß keine da sind.“

„Ah — wirklich — Verzeihung. Ich bin stark kurzsichtig.“

Der Gelbkarierte pruschte und zog hastig sein Taschentuch, um sich mit großem Geräusch die Nase zu schnauben, und der Dicke legte sich mit einem stillen Lachen zurück und schüttelte sich, daß der Stuhl wackelte.

Marie geriet in Unruhe. Die Situation mit den lärmenden angetrunkenen Menschen wurde entsetzlich peinlich. Sie winkte Alex zu, aber er bemerkte es nicht.

Dem Dicken war der Wink nicht entgangen.

„Suchen Sie jemand, Fräulein?“

„Ja — meinen Bräutigam,“ sagte sie mit Betonung.

Der Dicke gab seinem Freund ein halbes Zeichen nach ihrer Hand, die ohne Handschuh auf dem Tische lag. „Fräulein haben wohl Ihren Ring verloren?“

Marie drehte sich schnell um und maß ihn mit einem Blick, der wenigstens den Gelbkarierten stark ernüchterte. Er gab seinem Freunde einen energischen Puff in die Seite und trat ihn auf den Fuß.

Der Dicke zog seine Knie unter den Stuhl. „Au! Was willst du! Ich habe ja gar nichts gethan.“

Marie rief den Kellner und gab ihm den

Auftrag, Alex zu sagen, daß sie gehen wolle. Nummer Dreizehn führte die Bestellung aus. Marie sah, daß Alex hastig aufstand und sich verabschiedete. Sie wartete sein Kommen nicht ab, sondern ging aus dem Garten und überkreuzte die Chaussee, ohne zu wissen, was sie that.

Alex holte Marie mit großen Schritten ein. Auf seiner Stirn lag die Röte des Zornes. „Wie kannst du mich durch den Kellner rufen lassen,“ sagte er gedämpft. „Was sollen Heydemanns davon denken!“

„Das ist mir ganz gleich.“

Sie sahen sich an mit Augen, in denen der Zorn glühte. Schweigend gingen sie weiter. Eine dumpfe Wut kochte in ihr, die sie noch mühsam zurückhielt. Wenn sie jetzt den Mund aufthat, mußte das Gefürchtete geschehen: die Aussprache, vor der ihr noch vor kurzer Zeit gebangt hatte. Diese neue Rücksichtslosigkeit brachte ihr geduldiges Blut in Wallung. Nachdem er sie der abscheulichen Scene ausgesetzt hatte, kein Wort der Entschuldigung, nur ein neuer ungerechter Vorwurf.

Alex atmete stürmisch durch die zitternden Nasenflügel. Den Griff des Stockes preßte er krampfhaft, daß sich die Nägel in seine Handfläche bohrten. Nach ein paar hundert Schritten blieb er stehen. „Du erlaubst wohl, daß ich dich zur Bahn zurückbringe. Die Lust an diesem reizenden Sonntagsausflug ist uns gewiß beiden vergangen.“

„Störe ich dich?“

„O, ich lasse mich durchaus nicht stören. Vorläufig bin ich mein eigener Herr.“

„Das heißt, du willst lieber mit Heydemanns zusammen sein als mit mir.“

„Das könnte sein.“

„Ich erlaube es nicht.“

Er lachte auf. „Ich möchte doch wissen, was du mir verbieten kannst.“

„Ich kann dir nichts verbieten, aber ich schwöre dir, daß ich dir vor deinen geliebten Heydemanns eine Scene mache.“

Alex zuckte verächtlich mit den Achseln, und das brachte Marie völlig außer sich.

„Vielleicht wäre es dir doch unangenehm, wenn ich mich der schönen Ruth als deine Braut vorstellte — von der sie überhaupt keine Ahnung hat.“ Sie sagte die letzten Worte aufs Geratewohl, aber an seinem Zusammenfahren merkte sie, daß sie ins Schwarze getroffen hatte. „Bis jetzt war wohl keine Gelegenheit, den Herrschaften deine Verlobung mitzuteilen?“

„Schrei doch nicht so,“ sagte er nervös, „die Leute sehen sich schon nach uns um.“

„Immer hübsch freundlich, wie beim Photographen,“ höhnte sie. „Ich will aber nicht freundlich sein. Schon viel zu viel habe ich mir von dir gefallen lassen, anstatt auf meinem Recht zu bestehen. Das thue ich nicht mehr. Du wirst mich ihnen vorstellen.“

„Das werde ich nicht.“

„Weshalb?“

Alex suchte nach Worten — nach irgend einer Ausrede. Dann sagte er sich wieder, daß damit ja auch nichts gewonnen wäre. Nun die Sache einmal so weit war — dann lieber brechen als biegen.

Marie sah ihn von der Seite an, während sie in der Aufregung sehr rasch durch den Park gingen, beide blaß und atemlos, und sie lächelte spöttisch über seine sichtbare Verlegenheit.

„Nun — also weshalb nicht?“

„Erstens — Sie wissen gar nichts von dir.“

„Das habe ich mir gedacht.“

„Ich kann doch nicht jedermann unsere ewige Verlobung erzählen, die schon nicht mehr wahr ist, so lange dauert sie.“

„Das ist deine Schuld. Warum hast du dir nicht schon lange eine Stellung geschaffen? Das ist die Sache des Mannes, nicht der Frau.“

„Und weshalb habe ich es nicht gethan? Weil ich in den ersten Jahren immer an deiner Schürze hängen mußte. Kam ich abends nicht zu dir, weintest du und machtest mir den nächsten Tag eine Scene. Allen gesellschaftlichen Verkehr mußte ich deinetwegen aufgeben.“

„Natürlich! Das Lamm hat wieder einmal das Wasser getrübt. An dir allein hat es gelegen. Du warst immer verlegen und standest beiseite, anstatt dir Geltung zu verschaffen, und ängstigtest dich wie ein Mädchen vor jeder Gesellschaft.“

„So mache ich es jetzt eben anders und werde mich auch nicht von dir daran hindern lassen.“

„Ich will dich gar nicht hindern. Im

Gegenteil: ich will teil daran haben und verlange, daß du mich mit einführst."

„Unmöglich!"

„Das wollen wir doch einmal sehen." Sie drehte sich kurz um und ging zurück.

Alex blieb erst starr vor Schrecken stehen und eilte ihr dann nach. „Was willst du?"

„Mich selber vorstellen, wenn du es nicht thust."

„Meinetwegen! Du wirst ja sehen, wie man dich empfängt, wenn du sagst, daß du Bureauarbeiterin bist. Ich freue mich nur auf Frau Heydemanns Gesicht. Man ist da genau so exklusiv wie in adeligen Kreisen. Stenographinnen gehören absolut nicht zum gesellschaftlichen Verkehr."

Der Atem stockte Marie. „Du — schämst dich meiner?"

„Wenn du es durchaus wissen willst — ja! Ich habe es dir schon oft durch die Blume gesagt, aber du scheinst so etwas nur zu verstehen, wenn man brutal wird. Also ja — und nochmal ja. Es ist mir unangenehm, daß ich eine Braut habe, die im Comptoir von Lanne und Veilchenfeld hinter der Schreibmaschine sitzt — und manchmal auch an der Kasse, wie ich es auch schon gesehen habe."

Marie schlug die Augen mit einem Blick zu ihm auf, den er nicht aushalten konnte.

„Ich schäme mich meiner Arbeit nicht," sagte sie stoßweise, „und nicht meiner Armut. Ganz allein habe ich mich nach dem Tode meiner Eltern seit sieben Jahren ehrlich und anständig erhalten. Keinen Pfennig habe ich ausgegeben, den ich nicht selber verdient habe. Ich will erst sehen, ob die beiden Damen, vor deren Reichtum du kriechst, dasselbe von sich sagen können — und dann will ich mich schämen — eher nicht. Aber schämen würde ich mich, einen jungen Mann auszufragen, wo er seinen Sonntag verbringt, und ihm dann nachzufahren mit zwei Anbetern, um den dritten zu reizen, und dem verliebten alten Onkel als vierten im Bunde. Geh doch zu ihr! Laß dich als Spielzeug behandeln, bis der Reiche kommt, den sie heiratet, denn Geld bleibt immer bei Geld. Geh doch! Laß dich von ihr an der Nase herumführen."

„Mich hat noch kein Mädchen an der Nase herumgeführt."

Marie lachte tonlos. Sie wußte, wie tief sie ihn damit verletzt, in seiner Eitelkeit gekränkt hatte.

„Du bist abscheulich in deiner grundlosen Eifersucht. Das Mädchen hat dir nichts gethan — sie kennt dich nicht einmal. Und du bewirfst sie mit Schmutz. Sie ist keine Kokette. Daß sie jung und hübsch ist, dafür kann sie doch nicht. Ihr Frauen gönnt euch eben nichts."

„Doch — dich gönne ich ihr. Versuch doch dein Heil. Du bist ja noch immer ein junger Mann, während ich deinetwegen eine alte Jungfer geworden bin. Jedenfalls bist du hübscher als die beiden anderen Courmacher. Sie kann sich mit dir zeigen — ihr müßt gut Arm in Arm aussehen. Und dann läßt du dich von deiner jungen Frau erhalten — ihr macht ein großes Haus — du schaffst dir von ihrem Gelde eine Equipage an — und zuletzt wirst du sogar ein bekannter Arzt — durch ihre Gnade."

Er blieb stehen und stampfte wütend mit dem Fuße auf, ohne darauf zu achten, daß ihnen Leute entgegenkamen. „Das ist unerträglich! Wenn du dich nicht anständiger ausdrückst, lasse ich dich hier mitten im Park stehen und gehe fort."

„Geh doch. Ich habe es dir schon ein paarmal gesagt."

„Marie!"

„Nun?"

„Wenn ich jetzt gehe, jetzt nach dieser Scene —"

„Nun?"

„Komme ich nie wieder zu dir zurück."

„Ich halte dich nicht."

Alex wurde ganz ruhig. Es war die Ruhe der gewaltsam unterdrückten, fieberhaften Aufregung. Das war die Entscheidung. Er wollte das trennende Wort von ihr hören, damit sie später keine Ansprüche machen konnte. „Hast du dir das reiflich überlegt?"

Marie warf den Kopf in den Nacken mit dem gleichen tonlosen Lachen, das ihren Mund verzerrte.

„Gut — du willst es — aber vergiß nicht, daß du die Initiative ergriffen hast. Ich habe bis jetzt mein Wort nicht zurückgefordert, wenn ich dich auch schon lange nicht mehr liebe — weil ich glaubte, daß dir noch

etwas an unserer unglückseligen Verlobung läge — ich hätte es auch nie gethan —"

„Nein — aber du hast es mir so nahe gelegt wie möglich. Geh doch nur endlich. Befreie mich von dir. Ich bereue den Tag, da ich dich kennen lernte — jeden Kuß, den ich dir gegeben habe — ich wollte, ich hätte dich nie gesehen."

Er beugte den Kopf vor dem Sturm hervorgezischter, atemloser Vorwürfe und hob ihn erst, als sie abbrach. „Also — leb wohl."

Ihre Brust wogte stürmisch; sie preßte die Lippen zusammen und nahm seine dargebotene Hand nicht.

„Wir trennen uns in gegenseitiger Übereinkunft — nicht wahr?"

Wieder keine Antwort. Nur ein spöttisches Beben um die Lippen, auf denen ihre Zähne eine weiße Spur hinterlassen hatten.

„Ich werde dir deine Briefe morgen zurückschicken und erwarte dagegen meine."

„Willst du — deine Geschenke — auch zurück?"

Alex zuckte unter diesem blutigen Hohn. Stumm lüftete er seinen Hut und ging — erst langsam und dann mit immer größeren Schritten.

Marie stierte ihm nach. Ein rasender Frost durchbebte sie nach der furchtbaren Erregung, und sie stöhnte laut.

Dann kamen ihr Menschen entgegen — viele Leute —

Sie ging durch die Gesellschaft, die ihr Platz machte, ohne auf sie zu achten, und taumelte mechanisch weiter. Sie sah nicht, wo sie war. Achtlos hastete sie weiter, wohin der Weg sie führte. Und dann dachte sie mit wilder Befriedigung, daß sie es ihm wenigstens einmal ins Gesicht geschleudert hatte, daß einmal alles hervorgebrochen war, was so lange schon in ihr gärte, und sie lachte triumphierend.

Mancher blieb stehen und sah ihr nach, weil sie totenblaß war und verstörte Augen hatte. Andere, an denen sie halblaut sprechend und vor sich hinlachend vorbeigekommen war, hielten sie für eine Verrückte und wichen zur Seite.

Stundenlang irrte sie umher; endlich fiel sie auf eine Bank, weil die Füße sie nicht mehr trugen, und saß da lange in einer dumpfen Betäubung, in der sie nichts mehr denken konnte. Es war eine halbe Ohnmacht, aus der sie langsam wieder zum Bewußtsein erwachte. Das Gehirn fing an zu arbeiten. Sie sah, wo sie war, und den Abendnebel aus den Wiesen steigen.

Sie erhob sich mechanisch und ging aus dem Park nach der Chaussee, um nach Hause zu fahren.

Das Leben flutete schon nach dem Bahnhof zurück und begegnete dem Strom, der noch aus der Stadt herauskam. Neben dem Fahrweg wanderten dichte Scharen und wirbelten den Staub auf, den die tiefer stehende Sonne rötlich durchleuchtete. In dem Lachen und Sprechen das Geheul müder Kinder, die sich an die Rockfalten der Mutter geklammert hatten und sich nachschleppen ließen. Ein paar halbwüchsige Burschen begegneten ihr, Arm in Arm, die Mütze schief auf dem Kopfe, johlend und pfeifend. Sie bog aus, und sie riefen ihr ein rohes Wort zu.

Und in all dem Lärm, der blendenden Sonne und dem Staub, der sich beklemmend auf ihre Brust legte, faßte sie eine Sehnsucht nach Ruhe, nach frischer Luft, in der sie wieder atmen konnte. Sie dachte, daß sie nun den ganzen Abend in ihrem Hofzimmerchen sitzen würde, in das kein kühlerer Hauch drang, nur der Dunst und der Lärm eines Berliner Mietshauses im Osten.

Unschlüssig blieb sie stehen, und von einer Erinnerung erfaßt, ging sie hinunter an die Spree, um sich ein Boot zu nehmen und hinauszufahren. Da war sie allein und brauchte keinem Menschen Rede und Antwort zu stehen, denn in der Pension würde man sie mit Fragen quälen, wie der Sonntagsausflug verlaufen wäre.

Der Bootsverleiher kannte sie dem Ansehen nach. Oft war sie mit Alex gerudert, oft mit den Mädchen aus dem Geschäft.

Die Boote waren alle verliehen; sie mußte warten, bis eins anlegte, das eben zurückkam. Ein junger Mann ruderte, und ein Mädchen saß am Steuer. Er konnte nicht rudern und sie nicht steuern. Sie fuhren im Zickzack hin und her und stießen fast mit einem vollbesetzten Dampfer zusammen, in dessen Fahrwasser sie herumschwankten. Der Kapitän schimpfte, die Leute auf dem Verdeck kreischten vor Schreck, und das Mädchen

schrie hell auf. Endlich kamen sie so nahe, daß sie mit einer Stange herangezogen werden konnten.

Der Bootsverleiher schalt, und der junge Mensch antwortete hochnäsig und that, als ob überhaupt gar keine Gefahr gewesen wäre. Während die Männer sich noch stritten, stieg Marie hinunter, brachte das Steuer wieder in Ordnung, legte die Ruder in die Dollen und fuhr in langsamen, regelmäßigen Schlägen an der Bastei vorbei auf das freie Wasser und stromaufwärts weiter.

Die Sonne glühte durch die Dunstmassen, die auf der Stadt lagen wie auf einem ungeheuren Ofen. Draußen wehte der Abendwind und blähte die weißen Segel der Sportboote, deren Kiele das Wasser rauschend durchschnitten. Überall schwärmten Ruderboote. In manchen schaukelten die Leute, dummdreist mit der Gefahr spielend.

Marie zog die Ruder ein und ließ sich treiben. Die Tropfen gluckſten leise. Vom Ufer drang verworrener Lärm — Hundegebell, Stimmen und abgerissene Töne verschiedener Melodien aus den Biergärten.

Die Sonne versank hinter dem Häusermeer. Schärfer wehte der Wind, und schon leuchteten schwach die Laternen durch die Abenddämmerung.

Marie starrte mit toten Augen in die heraufziehende Nacht.

Ihre Seele war grenzenlos müde.

Sie dachte an Alex ohne Empörung und empfand keine Eifersucht, daß er sie eines anderen Mädchens wegen verlassen hatte. Es war nur noch die Gewohnheit gewesen, die sie zusammengehalten hatte — nicht mehr die Liebe.

Sie grübelte darüber nach, seit wann sie ihn schon nicht mehr liebte, und suchte umsonst nach einem Tag, einem Ereignis, wo sie es zuerst bemerkt hatte. Es gab nichts. Diese Liebe war eben langsam eingeschlafen — geschwunden in dem endlosen Brautstand, vom Alltagsleben erstickt. Sie hatte sich nur noch an ihn geklammert in dem instinktiven Gefühl, daß er der einzige war, der sie vor der lebenslangen Einsamkeit schützen konnte.

Allein würde sie nun ihr ganzes Leben bleiben, denn sie war von der öden Arbeit verblüht, von den Entbehrungen frühzeitig verwelkt — ein alterndes, reizloses Mädchen.

Aber sie hatte die Liebe gekannt und konnte nicht mehr ohne sie leben. Die Liebe einer Braut, die ihre Ehre immer gewahrt hatte, und doch die Liebe, von der sie wußte, daß sie das Süßeste im Leben ist.

Und vielleicht kam einmal der Tag, wo sie ihn von neuem liebte, wenn er längst der Mann der anderen war. Dann konnte sie die Entbehrung zu einem Wege führen, den andere Mädchen gingen.

Ein Grauen überlief sie — das Grauen vor sich selber, vor dem, was halb gebändigt in ihr schlummerte und was sie scheu ahnte.

Ohne Schutz, ohne Halt in der Einsamkeit.

Von morgen ab wieder auf das Bureau gehen und die klappernde Schreibmaschine bedienen, um sich das bißchen tägliche Brot zu verdienen und abends müde zurückkommen. Und nichts mehr, worauf sie hoffen konnte, keine Aussicht auf eine bessere Zukunft, die sie so lange aufrecht erhalten hatte.

Sie krampfte die Hände ineinander.

Ach, nur eine einzige Menschenseele, zu der sie sich flüchten konnte, damit nur erst dieser Abend vorbei war, dieser furchtbare Abend! Irgend eine dämmerige Kirche mit einem Beichtstuhl, wo ein weißhaariger Priester saß, dem sie ihren Jammer klagte und der einen Trost hatte — einen einzigen Trost.

Von der Station Sadowa hallte ein Böllerschuß und weckte sie aus ihrem dumpfen Brüten.

Raketen stiegen auf und lösten sich in feurige Thränen, die im Herabrieseln erloschen und graue Spuren hinterließen. Schwach hallte das Bravo über das Wasser. Dann knatterte und krachte es, Leuchtkugeln und Funken sprühten in den nächtlichen Himmel. Lauter klang die Musik und der wirre Lärm aus den Gärten. Vorn flimmerten die roten und grünen Signale der Eisenbahn, in der Ferne spiegelten sich die Laternen in langen zitternden Streifen, und über der Stadt lagerte eine rötlich gelbe Wolke.

Dahin mußte sie zurück — es war Nacht — und sie war allein.

Und da packte sie der Ekel vor dem Leben, das ihrer harrte, und eine gewaltige Sehn=

sucht nach dem Schlaf, aus dem es kein Zurück mehr in das Dasein gab, das sie um Glück und Jugend betrogen und nichts übrig gelassen hatte als die grenzenlose Müdigkeit und die Verzweiflung.

Sie beugte sich über den Bootrand und tauchte die Hand tief ein. Das Wasser drang in den Ärmel und sie schauderte leise. Nein — das war ein qualvoller Tod, denn sie konnte schwimmen, und das dünne Sommerkleid würde sie nicht hindern, wenn die Lebenslust noch einmal erwachte.

Dann zuckte ein stilles Lächeln um ihre Lippen; sie nahm die Ruder auf und fuhr weiter hinaus auf die Mitte des Flusses. In der Fahrstraße hielt sie und sah aufmerksam um sich. Es war ganz dunkel — niemand konnte sie bemerken.

Aus der Biegung der Spree tauchten rote und grüne Laternen auf, die sich schnell näherten — zwei voraus und in langer Reihe andere hinterher — die Dampfer, die sie am Mittag hatte abfahren sehen. Die Kajütenfenster waren erleuchtet, Lampions schwankten auf dem Deck. Schon hörte sie das heisere Gebrüll einer vielhundertköpfigen Menge, die mit ausgesungenen Kehlen das Orchester begleitete:

Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,
Städtle hinaus,
Und du mein Schatz bleibst hier.

Marie kauerte sich auf der Bank zusammen, das Gesicht in den Händen, um nichts mehr zu sehen.

Übers Jahr, übers Jahr, wenn i wiederkomm,
Wiederkomm,
Dann soll die Hochzeit sein.

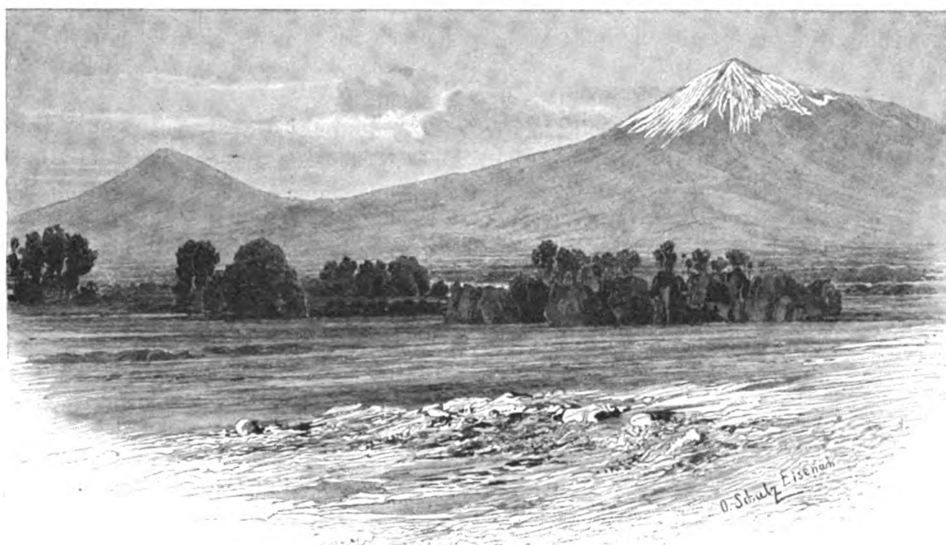
Ohrenbetäubend brüllte der Refrain durch das Gefiedel. Dazwischen kreischten helle Frauenstimmen und gellte der Pfiff der kurzen Flöten. Die Maschine stampfte, und das Wasser rauschte — lauter — immer lauter —

Und dann ein dumpfes Krachen — ein Schrei —

Aber es schrien viele und trommelten dazu mit den Fäusten auf die Tische. Weiter fuhr der Dampfer mit seiner johlenden, singenden, betrunkenen Fracht. Die fünf anderen kreuzten über die Stelle, und niemand sah in der Dunkelheit die treibenden Planken und die zerbrochenen Ruder, die aus dem Strudel wieder aufgetaucht waren.

Auf dem schlammigen Grunde lag ein stilles Weib, das langsam von der schwachen Strömung mitgenommen wurde — eine der Vermißten — der spurlos Verschwundenen — eine mehr in der gespenstischen Last, die der Fluß bei seinem Lauf durch die Riesenstadt aufnimmt — die Last derer, die sich aus dem Lebenslärm geflüchtet haben in das große Schweigen.





Ararat in fünfzig Kilometer Entfernung.

Am Ararat.

Von

F. Rinne.

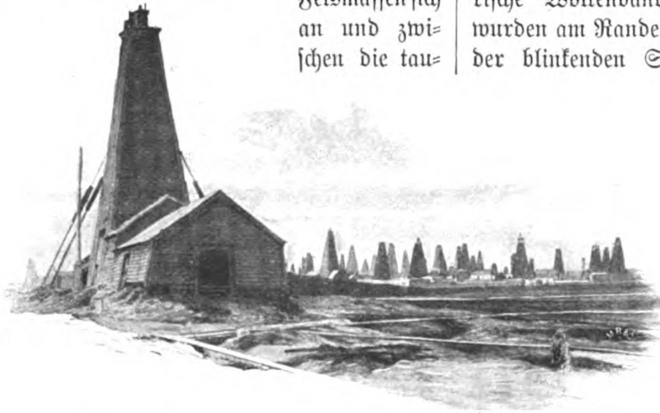
(Nachdruck ist untersagt.)

Als gewaltiger Grenzstein dreier Reiche erhebt sich der sagenumwobene Berg Ararat aus dem armenischen Hochlande. Sein schneeiger Gipfel schaut weit hinein nach Rußland, Persien und in die Türkei, in einsame, menschenarme, schwer erreichbare Gegenden — ein selten erwähltes Reiseziel. Allerdings, wenn erst ein Schienenstrang Eriwan mit Tiflis verbindet, wird die ruhige Einsamkeit des Berges wohl öfter gestört werden, als es bisher geschah. Auch der jetzt Weltabgeschiedene wird dann wohl auf das Programm der Orientfahrer gesetzt, und Bädeker wird ihm ungefähr so viel Seiten als jetzt Zeilen in seinem Reisehandbuch widmen. Fürs erste ist aber der eiserne Weg nach Eriwan noch nicht gebahnt, und Räuber und aufsässige Kurden sorgen dafür, daß der Ararat seine Romantik nicht sobald verliert.

Nicht so sehr um diese Romantik auszukosten — wir wünschten uns nur ein bescheidenes Stück davon —, als vielmehr aus wissenschaftlichem Interesse machten wir uns auf den Weg ins armenische Land. Auf dem Bahnhof der Ölstadt Baku fand man sich zusammen, an fünfundzwanzig Herren und fast ein halbes Dutzend Damen, die tapfer ihre Männer in die unwirtlichen fremden Gebiete begleiten wollten. In den vortrefflichen russischen Bahnwagen war man allerdings über alle Unwirtlichkeiten der Gegend zunächst erhaben, selbst als ein kräftiger Wüstenwind sich zu wildem Sturm entfaltete. Gelbgraue Staubwolken fegten über den dürren Boden dahin; das strahlende Blau am weiten Himmel, von dem noch vormittags die Sonne heiß hernieder schien, hatte sich in Grau und Schwarz verwandelt, und aus dunklen Wolken fiel ab und zu schwertropfiger Regen auf die trockene Erde. Für eine Fahrt zum Ararat schien es nicht das rechte Wetter. Doch da es so plötzlich unfreundlich hereingebrochen war, war es

ja möglich, daß der Sturm auch schnell vorüberzog.

Der Abend senkte sich herab auf die gelbe Wüste, die mit ihren Sand- und kahlen Felsmassen sich an und zwischen die tausend Bohrtürme der Petroleumstadt drängt und auch die Bahnlinie Baku—Tiflis noch weithin begleitet. Man richtete sich zur Nachtruhe ein, nachdem man noch auf dem Bahnhof von Adshi-Kabul eingekehrt war. In den russischen Eisenbahnwagen erster Klasse ist man auch in der Nacht wohl geborgen. Wer das Glück hat, eine Abteilung zu zweien zu haben, richtet sein Lager auf einem der breiten Sitzpolster ein. Wo man in der Viererzahl ist, wird auch für alle bequem gesorgt: die Rücklehnen werden emporgeklappt, durch mechanische Vorrichtungen gestützt, so daß an beiden Seiten des Raumes zwei Lager übereinander entstehen. Kissen und Matratzen zur Unterlage findet man unter den Sitzen bereit gelegt. Bettwäsche liefert auf Verlangen der Schaffner, der auch das Reinigen der Kleider und Putzen der Stiefel übernimmt. Man schließt seine Abteilung ab, geht in dem eilenden Zuge zur Ruhe und schläft die Nacht hindurch fast wie zu Hause. Eine Kerze, die der Schaffner vom Wagengange aus erneuert, wenn sie zu Ende geht, erleuchtet das kleine Schlafgemach, falls man es nicht vorzieht, das Licht durch den Laternenschleier zu dämpfen.



Balakhany bei Baku.

Am Morgen war alles früh in Thätigkeit, denn schon um sechs Uhr sollten wir den Zug in Akstafa verlassen, um links, südlich, von der Bahnlinie abzuschwenken. Ein wundervoller Sonnenaufgang belohnte uns Frühaufsteher.

Der Sturm hatte sich ausgetobt. Malerische Wolkenbänder am weiten Horizont wurden am Rande wundervoll vergoldet von der blinkenden Sonne, die ihre Strahlen nun ausgoß über das weite Thal der Kura, die Steppen im Norden und die blauen Berge im Süden.

Im Bahnrestaurant dampft der Samowar. Man trinkt seinen Morgen-„Tschei“, vortrefflichen Thee, den man sich aus dunkler Brühe und dem heißen Wasser des Samowars mischen und mit einer Citronenscheibe würzen läßt. Wir haben noch viel Zeit bis zum Aufbruch. In Rußland hat man ja immer noch Zeit. Da der weißgekleidete Koch hinter seinen blanken Schüsseln erscheint, deren Inhalt er durch Spiritusflämmchen erwärmt, sorgen wir gleich weiter für unseren leiblichen Menschen. Inzwischen wird unser Gepäck, soweit man es für Armenien nötig zu haben glaubt, auf einen gemeinsamen Wagen verladen. Alles Überflüssige bleibt bis zu unserer Rückkehr nach elf Tagen auf dem Bahnhof.

Und nun ging's gegen neun Uhr vorwärts in den prächtigen Septembermorgen hinein! Zu sechs bis zehn Personen als kleine Reisegesellschaften vereinigt, saß man in gut gehaltenen Wagen, die uns zunächst bis Delijan bringen sollten. Sie hatten ein Schutzdach, waren aber seitwärts, vorn und hinten offen und erlaubten somit, die Gegend zu betrachten. Die vier Pferde vor jedem Wagen griffen kräftig aus. Weit voraus sprengte ein Kosak. Malerisch hing ihm der rote Baschlik auf dem Rücken. Vier andere ließen ihre kleinen Pferde neben unseren Wagen traben, und einer machte den Beschluß unseres Zuges. Die kleine Schutztruppe war nicht zur Parade da, sie hatte vielmehr den recht praktischen Zweck, uns die Bekanntschaft mit den Räubern zu ersparen, deren Handwerk in der Gegend von Delijan

in Blüte steht, und begleitete uns von einem Kosakenposten zum anderen, wo sie von frischen Reitern abgelöst wurde und, vergnügt über das „Tschei“-Geld, in Reih und Glied salutierend sich empfahl. Da die Postpferde öfter am Tage ersetzt wurden, ging die Reise munter vorwärts, zumal die Landstraße vortrefflich gehalten war.

Akstafa mit seinen einfachen offenen Läden lag hinter uns. Die Straße führte allmählich in freier Gegend bergan. In Kasak, das wir nach einer Stunde erreichten, war Viehmarkt. Große Herden schwarzer Büffel, Ziegen und Fettschwanzschafe waren auf einem Platze vor dem Orte zusammengetrieben und wurden verhandelt; andere Scharen wanderten noch auf der Landstraße. Sie war somit reichlich belebt, und unsere Kosaken hatten viel zu thun, um mit offenbar wenig höflichen Worten, auch wohl mit geschwungener Knute den Weg frei zu halten. Oft begegneten uns hochbeladene Lastwagen, dann Gefährte, in denen ganze Familien unterwegs waren; kurzum, man merkte, daß man sich auf einem länderverbindenden Hauptverkehrswege befand und daß die Eisenbahnschienen noch nicht in der Richtung unserer Fahrt verliefen. Ähnlich wie hier müssen — mutatis mutandis — auch bei uns die großen Landstraßen ausgeschaut haben, als noch nicht der Lokomotivführer, sondern der Fuhrmann die Waren- und Personenbeförderung vermittelte.

Wir kamen den blauen Bergen näher. Der bisher freie Blick nach rechts und links wurde allmählich eingeschränkt, und unsere Frühstücksstation Karawanserai erfreute uns durch ihre malerische Lage zwischen bewaldeten Bergen. Das Postgebäude nahm uns unter sein gastliches Dach.


Begleitende Kosaken.

An den Bergen hingen noch einzelne dunkle Wolken. Es waren die Nachzügler vom nächtlichen Sturm. Wir kamen bei weiterem Anstieg noch einmal in ihren Bereich, und das wechselnde Spiel von Regen und Sonnenschein verschaffte uns den prächtigen Anblick eines oder vielmehr einer ganzen Schar strahlender Regenbogen, die sich als gewaltige Farbenbrücken quer über das waldige Thal spannten. Über dem Hauptbande wölbte sich konzentrisch in umgekehrter Farbenfolge ein zweiter Bogen, während unter ihm noch zwei grünviolette Streifen den Fluß in der Tiefe überbrückten. Wir nahmen die herrliche Erscheinung hin als ein gutes Zeichen, das unseren Einzug in Armenien wie eine Riesenehrenpforte einleitete, und wir deuteten diesen Willkommgruß als einen Widerspruch gegen die Warnungen, die man bezüglich unseres ungewöhnlichen Reiseplanes im Hinblick auf die vorgerückte Jahreszeit, die landesüblichen Räuber und den drohenden Kurdenaufstand erhoben hatte.

Unser nächstes Reiseziel lag noch fern und ließ sich erst nach Einbruch der Dunkelheit erreichen, die sich schnell einstellte. Die Straße zog sich hoch oben am Bergesabhang entlang, und tief unten lag bereits in Finsternis das Thal, als die Wachtfeuer eines großen Kosakenlagers, das beim Dorfe Delijan eingerichtet war, uns unseren in schwarzen Schatten verborgenen Ruheort ankündigten. Uns schien ein Lager unter nächtlichem Himmel in Anbetracht der niedrigen Temperatur wenig verlockend, und unser bald entdecktes, freundlich erhelltes Wirtshaus war entschieden vorzuziehen, wenngleich auch hier unsere Reiseschar sich mit Massenquartier begnügen mußte. Da aber jeder sein Bett oder doch Lager erhielt, fühlte man sich wohl aufgehoben. Die rührige Wirtsfrau hatte ein fürstliches Mahl für uns bereitet, dem trotz vorgerückter Stunde natürlich alle Ehre angethan wurde. Wenn man in weltentrückter Gegend Suppe mit Pasteten, Fische, Ge-

flügel, Braten, Nachtisch und schließlich köstlichen Tschei oder Kaffee erhält, so kann man sich wahrlich nicht beklagen. Das that denn auch wohl keiner und keine; man zog sich vielmehr zufrieden auf seine Lagerstätte zurück, mit Ausnahme natürlich der unglücklichen Liebhaber-Photographen, die erst noch die dunkle Nacht benutzten, um den Plattenvorrat im Apparat zu erneuern. Schließlich erlosch das letzte Licht in unserem Schlafgemach, und sanfte Träume führten wohl die Schläfer in die Heimat, nach Deutschlands Norden und Süden, nach den Schweizer Bergen, ins sonnige Italien oder in Frankreichs schöne Hauptstadt, an den Strand der Themse oder über den weiten Ocean, wo gerade ihr Heim lag und liebe Angehörige an die fernen Wanderer dachten. Soviel ich weiß, sind die Träumer nur in einem Schlafraum durch nächtliche kleine Gäste, die man in Rußland mit viel Gleichmut betrachtet, von Zeit zu Zeit in die Wirklichkeit zurückgerufen worden.

In Massenquartieren stehen auch Langschläfer früh auf. Die meisten Fahrtgenossen fanden sich sogar schon auf der hochgelegenen Veranda unseres Gasthauses ein, ehe die Morgensonne die schneeigen Gipfel vergoldete. Wie ein schweizer Alpendorf lag Delijan im Thale vor unseren Füßen, eingerahmt von waldigen Bergen, die ihrerseits von schroffen Zacken überragt waren. Auf den höchsten kahlen Spitzen war Neuschnee gefallen. Wir waren gerade zur rechten Zeit gekommen, um das Aufflammen der Bergeshöhen im ersten Sonnenstrahl beobachten zu können, und wie dann die Lichtfülle an den Bergriesen tiefer und tiefer sank und die über dem ausgezackten Horizont aufblitzende Sonnenscheibe das Thal mit warmem Licht erfüllte. Es war ein prächtiger Anblick, der denn auch manchen zu mehr oder weniger gelungenen Skizzen begeisterte. Unsere freundliche Wirtin sorgte dafür, daß auch der leibliche Mensch seine Erquickung fand, indem sie auf der aussichtsreichen Veranda den dampfenden Samowar zwischen Tellern mit Brot, Butter, Käse und sonstigem Zubehör malerisch gruppierte.



Karawanserai im Akstafathal.

Eine vielsprachige Reisegesellschaft von zwei Dutzend Herren und einem halben Dutzend Damen um sieben Uhr in der Frühe reisefertig antreten zu sehen, ist ein seltener



Nordabhang des armenischen Hochlandes bei Semenowka.

Anblick und eine besondere Leistung des verantwortlichen Führers. In der That aber ereignete sich dies an dem in Rede stehenden Morgen in Delijan. Mit frischen Pferden, frischen Schutztruppen und frischer guter Laune ging's in den herrlichen Morgen hinein, auf vielen Windungen zwischen den grünen Laubholzwäldern hinauf zur armenischen Hochebene. Manche der Schlangenlinien der Landstraße wurde zu Fuß abgeschnitten. Öfter traf man hierbei versteckte Doppelposten, die mit schußbereitem Gewehr an Wegebiegungen die Straße hinauf und hinab sicherten. Unsere Kosaken ließen uns nicht einmal die Fußwege zwischen den Chausseewindungen allein beschreiten, so daß wir das Gefühl nicht unterdrücken konnten, es sei für einen einzelnen friedlichen Wandersmann hier wohl nicht ganz geheuer.

Immer höher zog sich unser Wagenzug an der Thalwand hinauf. Der Wald wurde spärlich, hörte mit ziemlich scharfer Baumgrenze auf, und schließlich war der Blick vorwärts gegen Süden nicht mehr gehemmt und schweifte über das weite, kahle, hochgelegene Plateau, das sich unabsehbar vor uns ausbreitete. Im Rücken hatten wir die tief eingeschnittenen, herrlich bewaldeten Thäler, von denen eins uns emporgeführt hatte, vor uns eine stark wellige, baumlose Hochebene mit einzelnen aufgesetzten Bergkegeln und Zacken. Dazwischen blitzte eine riesige Wasserfläche. Es war der Goktschasee, der silbern das Sonnenlicht wie ein riesiger Spiegel zurückwarf. Man stand offenbar an der Grenze zweier sehr verschiedener Ländergebiete mit stark abweichenden Daseins- und Ernährungsbedingungen für die Bewohner.

Am meisten fällt natürlich der Gegensatz in der Pflanzenwelt auf. Dort holzreiche Wälder, hier grasbedeckte Flächen, vielfach verdorrt durch die mächtig wirkende Sonnenglut. Dem entsprechend schwindet das Holz hier fast ganz aus dem Häuserbau. An seine Stelle treten natürliche Gesteine, welche die Lavamassen, aus denen der Boden weit und breit besteht, reichlich zur Verfügung stellen. So heben sich denn die Ortschaften mit ihren oft weitläufig zerstreuten niedrigen Steinhäusern wenig vom Untergrunde ab. Ganz eigentümlich erscheint ihr Anblick infolge der zahlreichen hohen, oft die Häuser überragenden bräunlichen Kegel und Pyramiden,

zu denen der Heizvorrat für den Winter und für die täglichen Koch- und Backzwecke aufgestapelt ist. Er besteht aus getrocknetem Mist, der nach Art der Briquetts zu rund-



Brennstoffpyramiden.

lichen, flachen Stücken geformt, an der Sonne getrocknet und dann zu den erwähnten Bauwerken aufgeschichtet wird. Der weiteren Durchlüftung wegen sind die Pyramiden und Kegel hohl. Sehr eigenartig wirken auch riesige Heuhaufen auf den flachen Dächern auf das Bild der Dörfer ein.

Unser Weg führte uns durch Semenowka an das Ufer des großen Goktschasees heran. Er zieht sich an 85 Kilometer auf der kahlen Hochebene hin. Eine Insel mit einem Kloster und eine Halbinsel unterbrechen kaum die ruhige Einfachheit seiner Linien.

Mittlerweile ist das Licht des Tages hoch aufgestiegen. Im warmen Mittagssonnenschein bewegt sich unsere Wagenreihe am Seeufer hin; das blendende Licht, die einsame Landschaft verleiten dazu, „für ein paar Augenblicke“ die Augen zu schließen, und alsbald zeigen die nickenden und langsam sich hin und her wiegenden Häupter an, daß sanfter Schlummer unsere Sinne der Gegenwart entrückt. Es war nach der Wagenfahrt von über siebzig Werst doch wohl zu früh, um fünf Uhr aufzustehen.

Im kühlen Postgebäude von Jelenowka harren unserer wieder Tafelfreuden. So gute Forellen, wie sie der Goktschasee spendet, findet man selten. Sie werden wie die übrigen Gerichte gebührend gewürdigt, zumal da auch der Kachetiner Wein recht trinkbar ist und die gute Forellenstimmung nicht verdirbt. Wenn wir das gastliche Haus trotzdem bald verließen, so war daran der Gedanke an den Ararat schuld, den wir noch am selben Nachmittag erblicken sollten, und weiter auch der Umstand, daß Eriwan, unser nächstes Nachtquartier, noch weit entfernt war.

Es ist ein prächtiger, sonniger Nachmittag. Klar und zart heben sich die Berglinien auf der Hochebene ab, über deren sanfte Wellenberge und -thäler unser Weg uns führt. Und da ragt er nun empor, erwartet und doch überraschend, der Ararat, unser Reiseziel. Zwar erst in weiter Ferne erhebt er sein breites, schneeiges Haupt, und doch ist es sofort klar, daß er in seiner riesigen Gestalt der mächtigste in der Runde ist. Noch verdecken die Lavawellen der Hochebene seinen Fuß, ja, zuweilen verschwindet er ganz hinter den Vulkankegeln, die dem Hochplateau aufgesetzt sind. Nun aber hat ihn ein Bergesvorhang zum letztenmal verhüllt, die Hochebene liegt hinter uns, wir blicken in das weite Thal des Araxes, das quer zu unserer Wanderrichtung sich dahinzieht, und uns gegenüber liegt in einsamer Ruhe der Ararat, frei vom Fuße bis zu den Gipfeln.

Wir sind zur rechten Stunde gekommen. Die Sonne ist dem Horizont nahe. Die Himmelsfarben stufen sich vom tiefen Blau der Gewölbemitte zu grünen, gelben, roten Zonen ab. Flammende, goldige Wolken ziehen sich wie riesige Pinselstriche am Himmel hin, und aus all dem Farbenmeer erhebt sich der sagenumwobene Berg. Sein breiter Unterbau verliert sich allmählich in das flachere Gebirge. In kühner, steiler Linie erhebt sich die obere Bergmasse, und ein

doppelter Gipfelbau schafft eine eigenartige, stark geschwungene Wellenlinie. Die zwei Kegel, in die sich die riesige Bergmasse nach oben gliedert, der Große und der Kleine Ararat, machen den Eindruck des Zusammengehörigen; sie bilden nicht zwei Berge, sondern einen Doppelberg mit gemeinsamem breiten Fuße. Das Eigenartige des Anblickes, den wir genießen, liegt vor allem in der Abgeschlossenheit des aufragenden Kolosses. Wir haben kein Gebirge, sondern einen Riesenberg vor uns. Mit seinen fünftausendzweihundert Metern beherrscht er, selbst aus der Entfernung von fast hundert Kilometern, die uns noch in Luftlinie von seinen Gipfeln trennt, durchaus den Blick in das vor uns liegende armenische Land. Er drückt diesem sein Gepräge auf.

Doch wer möchte an diesem Abend länger an Zahlen denken oder den Eindruck des Riesen zergliedern! In fast weihevoller Stimmung versenkt man sich mit genießendem Anschauen in die Landschaft. Die Sonne verfärbt den schneeigen Gipfel des Großen Ararat zu einer goldigen Kappe auf dem blauvioletten breiten Bergkörper, der sich aus den brennenden Farben des Abendhimmels heraushebt. Allmählich wird die goldene Spitze kleiner und kleiner, und der Berg steht als mächtiger, dunkler Schattenriß am Himmel.

Im Gefühle tiefer Befriedigung, wie es der Anblick eines erstrebten Zieles giebt, ziehen wir weiter, dem Ararat entgegen. Am Wege erfreut sich die Schar der Gesteinskundigen noch an den Gängen schwarzer und roter Obsidiane, die in prächtigen Aufschlüssen studiert werden, dann aber besteigt man die Wagen und hüllt sich in seine Decken, denn die Abendkühle macht sich in dem hochgelegenen Lande stark bemerklich. Aus der tiefen Finsternis blitzen die Lichter Eriwans, und bald hat jeder sich häuslich in seinem Gasthause eingerichtet.



Armenisches Hochland bei Jelenowka.

Frisch, klar, voll Sonnenschein zeigte sich der Morgen. Er sollte zu einer Fahrt nach Etschmiadzin benutzt werden, dem Klostersitze des armenischen Katholikos. Man gelangt dahin auf einer etwa zwanzig Kilometer langen Landstraße. Sie führte uns über den Araxes, an dessen Felsenbett Eriwan erbaut ist. Der Fluß hat sich eine cañonartige Schlucht in die Lavaströme des Untergrundes genagt, die in prächtiger Säulenform abgesondert sind. Jenseit des Araxes breiten sich grüne Gärten und Weinfelder aus. Abgeleitete Wasserläufe spenden hier ihr Naß; wo die künstliche Wasserzufuhr fehlt, bedeckt nur dürftiger Graswuchs den an sich fruchtbaren Boden, oder graue, steinige Trümmerfelder erstrecken sich zu beiden Seiten des Weges in vollkommener Unfruchtbarkeit. Oft wird der Blick durch hohe Mauern an den Wegseiten beengt.

Außerhalb des Gartengürtels zieht sich die Straße durch trockene, steppenartige Landschaft. Sie erhielt einiges Leben durch weithin sichtbare Kamelkarawanen, durch Wanderer und Büffelgefährte auf der staubigen Landstraße. Die uns begleitenden Kosaken sprengten gern von ihr ab und zeigten auf dem flachen Felde ihre Reiterkünste. Unsere Anerkennung begeisterte sie zu besonders wagehalsigen Sprüngen vom galoppierenden Pferde herab und in den Sattel hinein. Trotz schwerer Uniform und umgehängtem Gewehr vollführten sie ihre Kunststücke mit großer Gewandtheit und Anmut.

In Etschmiadzin empfingen uns die Mönche am Eingang zu den weitläufigen Klostergebäuden. Die Brüder, meist prächtige Gestalten, gingen im schwarzen Gewand mit schwarzer Kapuze, das sie tiefernst erscheinen ließ. Wir überzeugten uns aber bald, daß die dunklen Gewänder freimütige, auch zu frohem Scherze geneigte Menschen umhüllten. Wir wurden in die sauberen, hellen, großen Schlafsäle geführt, wo wir uns vom Staub befreiten, und weiter in die bildergeschmückte Aula, aus deren Fenstern man einen unvergleichlich schönen Blick über den Klosterpark zum Ararat genießt. Im Sprechzimmer empfing uns der Patriarch, eine ehrwürdige Erscheinung, trotz seiner fünfundsiebzig Jahre ungebeugt aufrecht stehend. In eine violette Kutte gehüllt, mit großem goldenem, mit Edelsteinen verziertem Kreuz geschmückt und den Patriarchenstab in der Hand haltend, begrüßte er uns. Seine freundlichen armenischen Worte übersetzte ein Mönch ins Deutsche. Wir hatten bereits oft in Rußland die große Verbreitung der Kenntnis deutscher Sprache erfahren, ganz besonders wurden wir aber hier am Fuße des Ararat gewahr, wie im Kloster Etschmiadzin deutsche Sprache und auch deutsche Sitte gepflegt und welche Hochachtung vor deutschem Wissen und Können hier im fernen Armenien gehegt wird. Mehrere Mönche hatten ihre Ausbildung in Deutschland erfahren, und sie vermittelten nun ihren Zöglingen die in Deutschland erworbenen Kenntnisse. Manche Mönchszimmer mit Bildern aus unserem Vaterlande, mit Gestellen voll deutscher Bücher, Tischen mit Ansichten aus deutschen Städten muteten uns ganz heimatlich an, ja, im Gemach des liebenswürdigen Archidiakonus Dr. Garezin fehlte selbst das deutsche Studentengruppenbild nicht. Er hatte in Halle studiert und kommersiert.

Die Mauern Etschmiadzins bergen eine Fülle des Interessanten: uralte armenische Schriften, Sammlungen kirchlicher Geräte, Reliquien und unter diesen auch einen großen Holzsplitter von der Arche Noah. Mit Freimut jedoch bekannten unsere Führer ihre Zweifel an der Richtigkeit des Fundes.

Ein Mittagsmahl vereinigte uns mit einer Anzahl Mönche und dem Patriarchen. Es gestaltete sich zu einer herzlichen Kundgebung für unsere schwer bedrückten Gastgeber. Wenngleich der Patriarch wie die Mönche im Hinblick auf den freudig von ihnen begrüßten „Besuch aus Europa“ eine frohe Gastfreundsstimmung zu halten suchten, so brach doch bald hier und da ihr Schmerz über die bekannten unmenschlichen, an ihren Stammesgenossen verübten Greuel durch. Sie sahen



Gartenstraße bei Eriwan.

mit Trauer in die Zukunft. Nach Möglichkeit suchen sie helfend einzugreifen. Man erzählte, daß die Klostermauern noch an dreihundert Verstümmelte bergen, die in Etschmiadzin gepflegt werden. Im Kloster wird regelrechter Schulunterricht erteilt, wie wir uns gern überzeugten; er wird sonst im Lande infolge der Unterdrückung der armenischen Schulen meist vermißt. In Etschmiadzin haben die Mönche eine eigene Druckerei eingerichtet, um durch Herausgabe von Schriften, auch einer Zeitschrift „Ararat“, zu wirken.



Kleiner Ararat.

Noch auf unserem Heimwege nach Eriwan hatten wir Gelegenheit, die gedrückte Stimmung der gebildeten Armenier kennen zu lernen, als eine Familie, die an unseren zufällig an einem Weinberge haltenden Wagen freundlich Weintrauben als Geschenke trug, ihre Trauer mitteilte über das „im Sterben liegende Armenien“.

In Eriwan langten wir am späten Nachmittage wieder an. Es galt nunmehr dem Ararat. Noch an demselben Abend fuhren wir nach Aralik, einem Dorfe mit Militärstation, von dem das allmähliche Ansteigen des weitausgreifenden Araratfußes beginnt. Spät in der Nacht oder vielmehr am frühen Morgen, gegen drei Uhr, langten wir im Orte an. Trotz dieser ungewöhnlichen Stunde wurden wir von den Soldaten mit einem vortrefflichen Mahle versorgt, das nach der kühlen fünfstündigen Fahrt den inneren Menschen kräftig aufrichtete. Das allmähliche Schwinden der Civilisation machte sich aber doch geltend, hier zunächst durch fehlende Betten. Die Vorsichtigen hatten sich Feldbetten erstanden und mitgebracht. Im übrigen war durch eine große Zahl von Teppichen Ersatz geschaffen.

Wiederum strahlte am Morgen unser Himmel im schönsten Blau. In herrlicher Klarheit erhob sich der doppelgipfelige Berg, nun scheinbar nahe vor uns. Manche Platte wurde ihm von den Photographen gewidmet, die besonders zur Verschwendung durch den malerischen Vordergrund verführt wurden. Hier lagerten auf dem umfriedigten Hofe der Militärstation unsere sieben Kamele, die das Gepäck zum Sattel Sardar Bulak zwischen den beiden Gipfeln bringen sollten. Vor dem Gitter des Platzes grasten noch unsere Reitpferde, behütet von ihren braunen Besitzern.

Unser Plan war, bei dem Kosakenposten auf dem Sardar Bulak zu nächtigen und folgenden Tages den viertausend Meter hohen, noch schneefreien Gipfel des Kleinen Ararat zu ersteigen. Gegen neun Uhr morgens trabte die Reiterschar dem Berge zu. Durch einen Offizier mit sieben Grenzjägern und eine größere Zahl von berittenen Kurden, die im Polizeidienste standen, war für unsere Sicherheit gesorgt. Vorbei an den weißen niedrigen Häusern von Aralik, zwischen Gärten und Baumwollenfeldern hindurch ging's durch das allmählich ansteigende Gelände, in der Richtung auf die sanft ge-

schwungene Einsenkung am Bergsattel, die wir in sieben Stunden erreichen, sollten. Halbmannshohe Büsche bedeckten zunächst auf weite Strecken den Boden, verloren sich aber beim weiteren Anstieg, und dürre Grasflächen wechselten allein mit steinigem, vegetationslosem Gelände. Bald kreuzten tiefe Schluchten mit ziemlich steilen Seitenhängen unseren Weg; mancher Reitersmann ergriff gern die Gelegenheit zum Absteigen und zog sein Rößlein am Zaume nach; denn war schon vielen das ungewohnte Reiten an und für sich unbequem, so war es das besonders in diesen schauderhaften engen Sätteln, an denen die Steigbügel meist an so kurzen Riemen hingen, daß ein Beinstrecken in ihnen ganz ausgeschlossen war. Mancher hing wenig malerisch auf dem Rücken seines Gaules und um so weniger je länger. Schließlich leuchteten aber doch die weißen Zelte des Kosakenlagers unterhalb des Bergsattels tröstlich uns entgegen, und nicht lange so hatte jeder in seiner luftigen Behausung sich eingerichtet und konnte die mehr oder minder zerschlagenen Glieder ruhen.

Am Sardar Bulak — man sagte uns, daß die Worte „Quelle des Statthalters" bedeuten — fast zwischen den beiden kegelförmigen Vulkangipfeln, hat die russische Militärverwaltung einen starken Kosakenposten eingerichtet. Im Sommer besteht er aus achthundert Mann. Wir trafen noch über hundert, die man für uns dort gelassen hatte. Im Winter wird die unwirtliche Stelle von den Truppen geräumt. Der starke Posten dient zur Bewachung der Grenze nach Persien und nach der Türkei, die am Ararat an das Russische Reich stoßen. Die Grenzbewohner der drei Staaten leben nun durchaus nicht in Freundschaft miteinander. Die Kurden drüben in der Türkei und im Lande des Schahs nehmen es mit dem Paßzwang der Russen nicht so genau und suchen bei Wassermangel das für Mensch und Vieh unentbehrliche Naß auch jenseit der Grenze, wo ihnen dann die Russen drohend entgegentreten. So hat sich allmählich eine Art Kriegszustand herausgebildet, in dem man Menschenleben natürlich nicht gerade hoch achtet. Es wird reichlich hin und her geschossen, und räuberische Überfälle der türkischen und persischen Kurden sind häufige Ereignisse. Im übrigen ist auch den russischen Kurden am Ararat nicht zu trauen, und es wird berichtet, daß sie unbeschützte kleine Karawanen oft ausgeplündert haben. Die Erforschung des Ararat würde mithin für einen allein ziehenden Naturforscher seine Schwierigkeiten haben, denn es kann ihm natürlich wie jedem anderen einsamen Wanderer geschehen, daß er auch das Hemd vom Leibe lassen muß. Unsere starke Bedeckung schloß ja nun jede Gefahr in dieser Hinsicht aus, solange man beisammen blieb. Sich abzusondern war aber offenbar nicht zu raten, wie die drei Schüsse auf unseren Rittmeister bewiesen, der sich in Begleitung nur eines Kosaken auf die Hühnerjagd abseits begeben hatte. Glücklicherweise war schlecht gezielt. Vielleicht sollten die Schüsse Vergeltung üben für den Tod eines einige Tage vorher erschossenen kurdischen Räubers.

Allmählich senkte sich der Abend herab. Eingedenk der Höhenlage von fast zweitausendsiebenhundert Metern und der Notwendigkeit, in übrigens vortrefflich eingerichteten Zelten schlafen zu müssen, suchte man sich durch heißen Tschei mit Cognak vor Einbruch der kühlen Nacht noch innerlich zu wärmen, lagerte sich am flackernden Wachtfeuer und wartete nur noch auf das Eintreffen der Kamelkarawane, um noch wärmere Kleidung über den Anzug, den man trug, zu ziehen. Doch die „Kamele", wie man bereits mit besonderem Nachdruck sagte, ließen lange auf sich warten. Sie haben es ja wohl niemals eilig. Es wurde tiefdunkle Nacht, ehe sie den Lagerplatz erreichten, und sahen die Tiere schon am hellen Tage abenteuerlich genug aus, so war ihr Anblick vollends seltsam, als sie, unmittelbar aus dem tiefen Schatten der Nacht hintereinander heraustretend, riesengroß, hochbeladen, gemessenen Schrittes durch den gelbroten Schein des Wachtfeuers zogen.

Bei dem Lichte in Flaschen gesteckter Kerzen vereinigte man sich zum Abendessen in dem großen Zelte der Offiziere, eine gemischte Reihe von Vertretern vieler Nationen, alle im derben Touristenanzug, in den Wettermantel oder gar in die Burka gehüllt, den langhaarigen schwarzen Umhang, der hier landesüblich ist.

Am anderen Morgen regte man sich früh-

zeitig im Lager, früh genug, um den Sonnenaufgang noch genießen zu können. Ein eigenartiges Bild erwartete uns: das weite Thal des Araxes vor und unter uns war mit ruhendem weißen Nebel erfüllt, und wir standen zwischen unseren Bergkegeln wie auf einer doppelgipfeligen Insel. Hier und da ragten auch andere Zacken aus dem Nebelmeere heraus. Der schneebedeckte Große Ararat glänzte erst rot und goldig im Sonnenschein, bis er in allmählich absterbender Farbe kalt und weiß in den blauen Himmel ragte.

Noch mehr als der Große interessierte uns jedoch zunächst der Kleine Ararat, den wir ja heute erklettern wollten. Er stellte sich als Riesenkegel dar. Die steile Neigung seiner Umrißlinien, die mit zwanzig, dreißig, ja wohl zum Teil an vierzig Grad emporstrebten, ließ ahnen, daß uns tüchtige Kletterpartien bevorstanden. In der klaren Luft ließ sich jede seiner Schluchten erkennen. Wie gewaltige, oben schmale, unten breite Risse liefen sie an seinem Mantel herab. Eine breite Schuttzunge quoll besonders aus der mächtigsten dieser durch das Wasser ausgenagten tiefen Rinnsale heraus. Offenbar mußte man einen Grat zwischen zwei Schluchten zum Aufstieg benutzen, wie es schon unser umsichtiger, vortrefflicher, wissenschaftlicher Führer bei einer früheren Besteigung gethan hatte.

Eine Stunde lang konnte man vom Lagerplatze aus noch die Anhöhe hinaufreiten, dann begann der steile Anstieg. Langsam ging es den zuerst noch mit Gras bedeckten, dann rein steinigen Kegel hinauf. Die dünnere Luft machte bald häufige Pausen im Klettern nötig, die dann im Anblick der sich immer weiter aufthuenden Landschaft ausgekostet wurden. Gegenüber erhob sich scheinbar immer gewaltiger der große Bruder unseres Kleinen Ararat mit seinem blinkenden Schneegipfel und seinen schwarzen und roten Lavaströmen. Wundervoll erhaltene Nebenkrater sitzen seinen Flanken auf; man konnte vortrefflich von unserem erhöhten Standpunkte in die Kraterschlünde hineinsehen. Einige waren rundum unversehrt, einer seitlich aufgerissen und durch herausgequollene Lavamassen, die sich tief ins Thal ergossen hatten, wieder ausgeheilt.



Patriarch Mkrtitsch I.

Die losen Steinmassen machten große Vorsicht beim Aufsteigen nötig. Sie wurde auch allseitig geübt, doch ließ sich schwer vermeiden, daß zuweilen unter den Tritten der Kletternden sich Blöcke löſten, die dann in zuweilen gewaltigen Sätzen zur Tiefe eilten. Glücklicherweise wurde keiner von solchen sausenden Geschossen getroffen, man vereinigte sich vielmehr wohlbehalten nach vier- bis fünfstündiger Anstrengung auf dem Gipfel

des Berges, der sich über einem Ringwall, vielleicht einer älteren Kraterumrandung erhebt.

Tief unten lag wie Spielzeug unser Lager.



Kirche in Etschmiadzin.

Sonst war in der weiten Runde nichts von menschlichen Ansiedelungen zu sehen. Der Morgennebel war verschwunden. In violetten und blauen Tinten breitete sich das Thal des Araxes aus. Drüben im Südwesten die einsamen Gelände der Türkei, im Südosten die blauen Seen Persiens. Über allem friedlich, ruhig ein strahlender Himmel voll Sonnenschein. Wir selbst weit entfernt vom menschlichen Getriebe auf einer einsamen Bergspitze im fernen fremden Lande. Es war wie ein großer Feiertag. Der ruhige, schweigsame Frieden des Hochgebirges lag ausgebreitet über dem eigenartigen, stillen Bilde, das doch den wildesten und stürmischsten Ereignissen, die sich auf der Erde abspielen, sein Aussehen verdankt.

Denn nicht immer ist ja der Naturfriede hier zu Hause gewesen. Im gewaltigen Aufruhr haben sich hier vielmehr vor undenklichen Zeiten die Kräfte der Tiefe gezeigt, als die Erde barst und feurig-flüssige Lavaströme viele Meilen weit sich ergossen, als mit Donnern und Krachen der Ararat entstand, sich aufbauend aus zerstäubten Schmelzflüssen, die durch gewaltsame Explosionen ausgeworfen wurden, und aus glühenden Gesteinsströmen, die dem Krater auf der Höhe und den aufgerissenen Flanken des Berges entquollen. Keines Menschen Auge hat den Ararat in seiner ersten, stürmischsten Zeit gesehen, denn er ist wohl älter als das Menschengeschlecht. Seine wilden Gesteinsmassen reden aber deutlich genug von seinen Jugendjahren, in denen er emporwuchs. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert soll er thätig gewesen sein. Jetzt ist er, wie es scheint, im Greisenalter und im Verfallen. Frost und Hitze und alle die langsam arbeitenden neptunischen Kräfte der Verwitterung ebnen allmählich wieder ein, was die plutonischen errichtet haben. Auch für unseren gewaltigen Doppelberg wird die Zeit erscheinen, in der nur niedrige Stümpfe den Kundigen an herrliche Kegelberge erinnern, bis schließlich der ganze Riesenaufbau wieder eingeebnet ist und nichts seine frühere stolze Größe mehr verrät. Doch wie kein Mensch seinen Anfang sah, wird wohl auch dies sein Ende kein Menschenauge beobachten.

Einen seltsamen Anblick gewährt der oberste Gipfel bei genauerer Betrachtung. Die Blöcke sind hier mit grünlichem Glase stellenweise bedeckt, von wirr durcheinander laufenden, grün und schwarz ausglasierten Röhren durchzogen und abenteuerlich durcheinander geworfen. Offenbar hat hier der Wetterfunke oft gehaust: der Blitz hat die Gesteinsmassen oberflächlich geschmolzen und in Schmelzröhren das Gestein durchdrungen und zerschlagen.

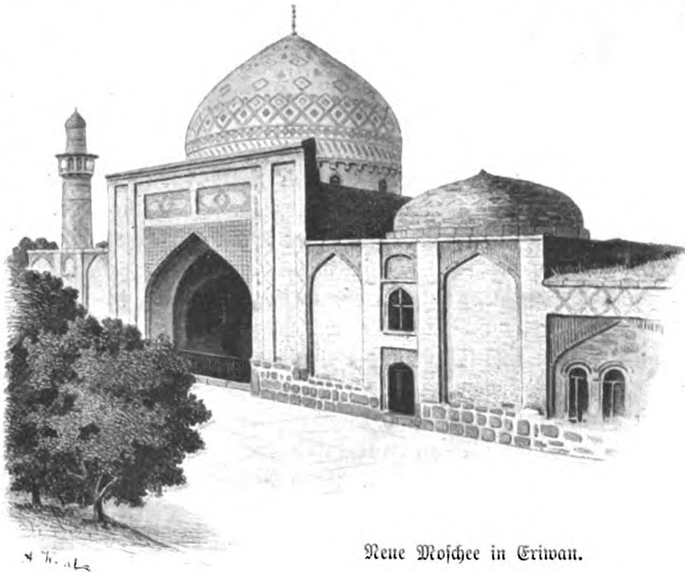
Unsere Kurden und Kosaken, die uns sogar auf die Höhe begleiteten, hatten die Vorräte ausgepackt, und ein der Festtagsstimmung angepaßtes kaltes Mahl vereinigte die auf dem Gipfel zerstreuten Reisegefährten. Manch guter Trunk wurde genommen und manch gutes Wort gesprochen.

Und nun vor dem Abstieg nochmals eine Umschau in die Runde, in das Reich des Halbmondes, nach dem Lande des Schahs

und nach dem gastlichen Rußland. Zuletzt blieb aber doch der Blick immer wieder hangen an dem gewaltigen Gegenüber, dem Großen Ararat, der in stiller Ruhe hoch und herrlich vor uns lag. Wir suchten mit Ferngläsern nach einigen unserer Reisegenossen, die bereits am Abend vorher aufgebrochen waren, um die Besteigung zu versuchen. Nichts war von ihnen zu entdecken. Sie waren für den Blick verloren, gewiß nur ein unmerkbares Pünktchen an dem Riesenkörper uns gegenüber. Hätten wir sie beobachten können, so wären wir in tiefe Trauer versetzt worden. Denn während wir im Anschauen des mächtigen, still ruhenden Berges versunken waren und in Freude über den herrlichen Tag in heiterer Rede uns ergingen, lag drüben einer unserer russischen Gefährten abgestürzt, mit zerschmetterten Gliedern, dahingerafft als Opfer des Berges.

Wir aber, unbekannt mit dem Schicksal unserer Gefährten, wanderten in voller Befriedigung zu Thal. Auf dem Steingeröll war der Abstieg nicht ohne Gefahr. Auch war der Blick von dem schmalen Grate in die gewaltigen Schluchten rechts und links neben uns gerade beim Hinabsteigen wenig angenehm. Wir bogen deshalb, um besseren Untergrund zu fassen, dort, wo die Wände der rechts gelegenen Schlucht anfingen sich etwas sanfter zu neigen, in diese selbst hinein und wanderten an ihrem Abhang entlang. Auf festem Fels wäre der Marsch wohl nicht leicht gewesen. Es lagerte aber hier fußtief vulkanischer Sand, worin man vortrefflich standfassen konnte. Man sank weit über die Knöchel ein und sackte sich in der Asche fest. Ja, es ließ sich ein förmlicher Laufschritt mit weiten Sprüngen sehr bequem ausführen, der schnell abwärts förderte. Unten fanden wir unsere Reitpferde wieder vor, auf denen wir dann wohlbehalten im Lager von Sardar Bulak einzogen.

Wir hatten unser Ziel erreicht, vom Glück wunderbar begünstigt, und konnten an den Heimweg denken. Natürlich war es für heute schon zu spät, den Ritt nach Aralik zu machen, denn die Sonne sank dem Horizont zu, und die beiden Araratkegel warfen schon zwei lange dreieckige Riesenschatten nach Osten ins Land zu unseren Füßen. So wurden denn unsere Wachtfeuer wieder angefacht und mit Wacholderbüschen unterhalten, die am Lagerplatze ziemlich reichlich wuchsen. Wieder breitete sich finstere Nacht über die Berggegend. Einige Gefährten kamen spät vom Großen Ararat zurück. Sie hatten ihr Ziel, den Gipfel des Berges, nicht ganz erreichen können. Die Zeit eines Tages war für eine volle Besteigung und für den Rückmarsch zum Lager nicht ausreichend gewesen. Eine zweite Gruppe, die aus dreien unserer Gefährten und einigen begleitenden Kosaken bestand, war am anderen Morgen noch nicht zurückgekehrt und hatte, wie es schien, noch einen weiteren Tag dazu genommen, um den Aufstieg zu vollenden. Da unter diesen drei Herren ein Russe war, konnte man ihnen die Rückreise von Sardar Bulak nach Aralik und Eriwan, wie auch für den Fall ihres längeren Ausbleibens verabredet war, allein überlassen.



Neue Moschee in Eriwan.

So rüstete sich denn unsere Reisegesellschaft zum Aufbruch. Während die grasenden Kamele zusammengetrieben und nacheinander beladen wurden, hatte man Zeit, noch einen Spaziergang im Lager und in seiner Nähe zu machen. Die Kosaken traten gerade in Reih und Glied, um gemeinsam ihr Morgengebet zu singen. Die kurdischen Soldaten hielten sich getrennt von ihnen, wohnten in einem besonderen Zelt und unterschieden sich von den Kosaken auch durch Tracht und Gebräuche, wie z. B. durch die Vermeidung der Fleischkost. Wir stiegen noch die paar Schritte zur Quelle hinab, deren Wasser man als kostbares Gut in großen Becken gesammelt hatte. Eine Schar flinker Bachstelzen und Elstern trieb dort in der Morgenfrühe ihr Wesen. Nach der Rückkehr zu unseren Zelten sah man noch dem Beladen der Kamele zu, von denen eins nach dem anderen herangeholt und zum Niederlegen gezwungen wurde, wozu sie sich meist nur mit vielem Gestöhne und ärgerlichem Grunzen bequemten. Mißtrauisch betrachteten sie mit rückwärts gedrehtem Kopfe die wachsende Ladung auf ihrem Rücken, und manches der Tiere stand dann wohl ärgerlich mit einem Ruck auf, wenn es glaubte, genug der Bürde bekommen zu haben. Das Streiken half ihnen aber nichts; sie wurden zu erneutem Niederlegen gezwungen und schauten dann unter noch weniger anmutigem Röcheln der weiteren Belastung zu.

Man bestieg die Pferde, und unter dem Hurra der Kosaken, die sich in Reih und Glied aufgestellt hatten und mit ihrem Kriegsruf manches unserer Rosse wild und damit manchen Reiter ängstlich machten, ging's abwärts, den Weg vom vorletzten Tage zunächst zurück, dann aber links seitwärts, um die Lavaströme des Großen Ararat und einen mächtigen Bergsturz zu besuchen. Unser Weg führte uns durch einige am Ararat versteckt liegende Kurdendörfer. Die braunen Einwohner hausten vielfach noch in ihren einfachen, aus ein paar Stangen und übergebreitetem dunklem Tuch bestehenden, also leicht transportierbaren Zelten. Im Winter beziehen sie rohe Steinhütten. In merkwürdigem Gegensatz zu der sonst sehr einfachen Einrichtung standen prächtige Teppiche, die zuweilen in herrlichen, wenn auch verschossenen Farben den Boden bedeckten, und die ihren Besitzern gelegentlich als Andenken vom Berge Ararat gegen billiges Geld von uns abgekauft wurden.

Im Tatarendorfe Achuri nahmen wir das Frühstück ein. In einem großen Zelte wurde getafelt, wenn man ein Mittagessen auf teppichbelegtem Boden so nennen darf. Es gab vortreffliche Milch, dann Schischlik (am Spieß gebratene Hammelfleischstückchen) und wundervolle weiße Melonen.

Unser Wetterglück schien uns jetzt verlassen zu wollen. Der Himmel bezog sich allmählich mit drohenden schwarzen Wolken. Sie hüllten die Araratgipfel ein, und bald fiel der Regen auf die ausgedörrten Abhänge. So wurde uns eindringlich zu Gemüte geführt, welch besonderes Glück wir mit unseren bisherigen Sonnentagen gehabt hatten. Bei diesem Wetter schien ein Aufstieg wenig verlockend. Vor uns im Araxesthale und hinter uns an den Höhen der Berge leuchteten die Blitze, und der Donner rollte, als ob der Vulkan von neuem erwacht wäre. Das Unwetter dauerte nur kurze Zeit, und so brachte es die Gunst der Umstände mit sich, daß wir fast trocken in Aralik einzogen. Nach kurzer Ruhe und stärkendem Mahl nahmen wir von den Offizieren unserer Begleitung Abschied. In der Nacht langten wir in Eriwan an, wo die zurückgebliebenen Damen unserer Reisegesellschaft uns in Empfang nahmen.

Ruhetag in Eriwan! Er war wohlverdient. Man benutzte ihn zum Spazierengehen in den Straßen und Gäßchen der Stadt, zum Besuch der neuen und alten Moschee, des zerfallenen Perserpalastes, der Weinberge mit ihren herrlichen, großen, länglichen, kernlosen Eßtrauben, von denen man das Pfund für drei bis vier Pfennige kaufte, zum Baden und zum Nichtsthun.

Es war kein großes Leben in Eriwan, doch beobachtete man ja immer wieder gern das fremdartige Treiben in dem Bazarviertel, mit seinen schattigen, engen Gassen, auf die die offenen Verkaufsräume und Werkstätten münden.

Da sehen wir die Bäcker in voller Thätigkeit. Auf Brettern schieben sie flache Teigmassen auf den groben Kies des Backofens, der durch eine seitliche Feuerung erhitzt wird.

Der Teig läuft zu einem langen, dünnen Kuchen auseinander und ist bald gar gebacken. Geschickt holt ihn der Bäckersmann aus dem Ofenraum heraus, schiebt die dünnen, lappenartigen Brote in den Laden, wo sie über eine Leine geworfen werden wie dünnem hohlem Rohr geschnitzten Feder. Seine Tinte verdünnt er mit Wasser, das er mit einem kleinen Messinglöffel zugiebt. Auf dem Hofe der Moschee sprudelt leise der Springbrunnen in einem weiten flachen Wasserbecken, in dem der gläubige Musel-



Großer Ararat von Eriwan aus gesehen.

ein Handtuch, oder er hängt sie übereinander an durchspießenden langen Nägeln auf. Für den Käufer wird eine Elle Brot abgerissen, zusammengerollt und gewogen.

Dort an einer anderen Stelle arbeitet ein Kupferschmied. Sein Gehilfe putzt die Töpfe blitzblank und bedient sich dabei nicht der Hände, sondern eines Fußes, mit dem er in einem Topf auf einem sandgefüllten Lappen steht. Er dreht sich kräftig um sich selbst und mag wohl durch den Druck seines Körpers bessere Wirkungen erzielen als durch den Druck mit der Hand. Zierliche Metallgefäße locken uns zum Einkauf, nicht minder hübsche Tücher aus Seide und Wolle. Auffallend sind die vielen Läden mit Süßigkeiten. Fremdartig mutet uns der Verkauf des Kochsalzes an, das als Steinsalz in Blöcken und großen Stücken feilgehalten wird.

An der Thür der neuen Moschee hockt der öffentliche Schreiber, der mit großer Brille in dem ernsthaften alten, vom Turban eingeengten Gesicht ruhig den Bericht eines Landmanns anhört, der einen Brief verfaßt haben möchte. Er schreibt von rechts nach links mit einer von ihm selbst aus

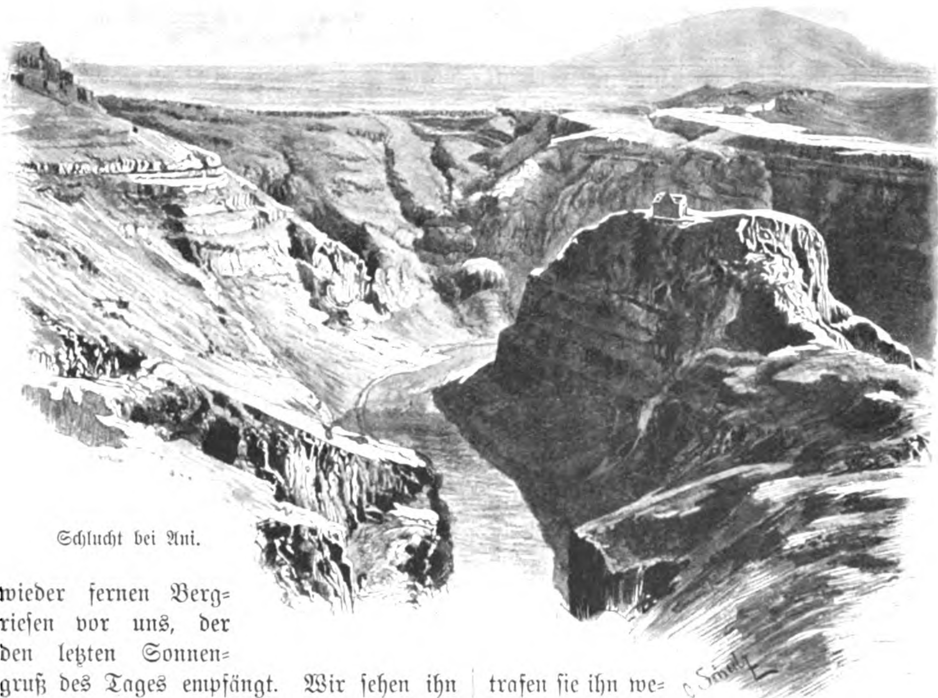
mann seine Waschungen vor dem Gebete vornimmt. Ringsum sind offene Hallen, in denen Koran-Lesende mit untergeschlagenen Beinen kauern, den Kopf tief auf das Buch gebeugt. Weiter im Inneren der Gebäude gewahren wir die Schüler, die, wie bei uns, auf parallel gestellten Bänken sitzend oder im Zimmer verteilt auf dem Boden hockend, ihre Leseübungen treiben. Ihr Lehrer scheint sich nicht allzusehr anzustrengen. Mit untergeschlagenen Beinen sitzt auch er regungslos auf einer Erhöhung und raucht seinen Tschibuk in gleichmäßigen Zügen.

Die alte Moschee liegt auf den Felswänden über dem Araxes. Sie ist in starkem Verfall begriffen, und auf ihrem Hofe wächst hohes Gras. Bunte Kacheln liegen umher, die der zum Schutz und zur Erhaltung des Gebäudes angestellte Wächter losbricht und verkauft, über die halb eingestürzten Wände sieht man ins Innere der früheren Schul- und Gebetsräume. Dicht neben ihr zerfällt gleichfalls allmählich mehr und mehr der alte Chanpalast. Aus seinen bunten Fenstern schweift der Blick in die Araxesschlucht und über sie hinweg bis zum Ararat.

Aus dem Trümmerfelde lenken wir unsere

Schritte zur Stadt zurück und wandern zum Badehause, das von den Eriwanern fleißig benutzt wird. Es giebt gemeinsame Baderäume und solche für einzelne. In beiden Fällen hat man zwei Zimmer zur Verfügung. In dem einen mischt man in einem Steinkasten das heiße und kalte Wasser. Eine Wanne ist nicht vorhanden, vielmehr gießt man sich aus dem Mischkasten an der Wand mit einem Kübel das warme Wasser von oben über den Leib. Es läuft auf den Steinfliesen des Bodens ab. Der zweite Raum dient zum Abkühlen und Ankleiden. Auf Verlangen kann man sich nach dem Bade auch regelrecht massieren lassen.

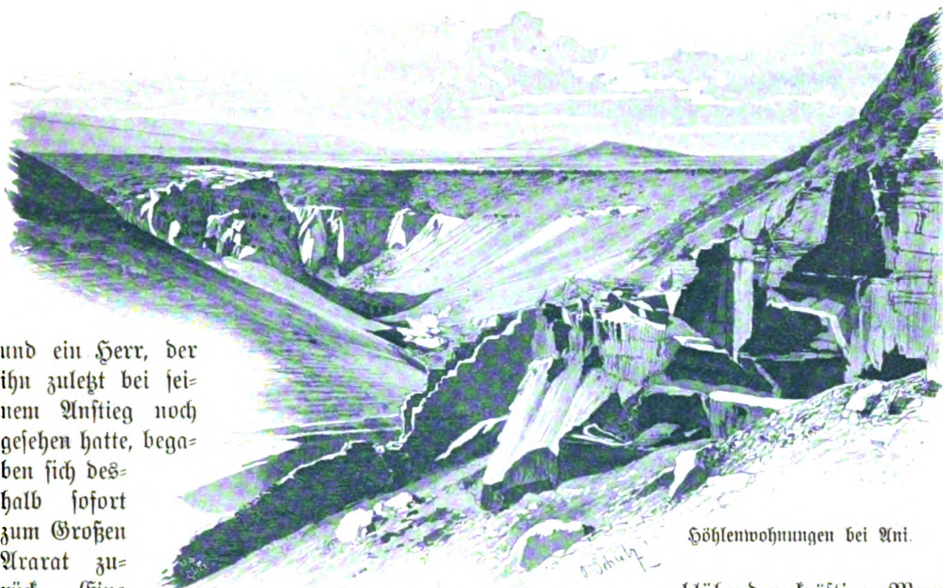
Am späten Nachmittage biegen wir in den Stadtgarten ein, der mit geringer Pflege gehalten wird. Auf einer Bank sitzend, verlieren wir uns in den Anblick des nun schon



Schlucht bei Ani.

wieder fernen Bergriesen vor uns, der den letzten Sonnengruß des Tages empfängt. Wir sehen ihn zum letztenmal in seiner Abendschöne, denn der folgende Tag soll uns bereits weiter führen nach Alexandropel. Wir haben diese Richtung für unsere Rückfahrt gewählt, um die berühmten Trümmer des „armenischen Pompeji“, der alten armenischen Hauptstadt Ani, noch zu sehen, die im Jahre 1319 durch ein Erdbeben zerstört wurde und seitdem ein malerisches Ruinenfeld darstellt.

Vor unserer Abreise stieß in Eriwan die früher erwähnte zweite Gruppe der Herren wieder zu uns, die eine nicht programmmäßige Besteigung des Großen Ararat versucht hatte. Indes war sie nicht vollzählig. Es fehlte ein russischer Gefährte, Stöber aus Wladikawkas, der bei der schwierigen Besteigung des gewaltigen Berges leider allein vorangeklettert und den nachfolgenden beiden Gefährten in den unübersichtlichen Lavamassen bereits früh morgens aus dem Gesichtsbereich gekommen war. Als seine Begleiter ihn auch auf dem am späten Nachmittage erreichten Gipfel nicht vorfanden, mußten sie annehmen, daß er seinen selbständigen Weg auch beim Abstieg fortgesetzt hatte. Indes trafen sie ihn weder in Sardar Bulak noch in Eriwan, so daß in anbetracht der unsicheren Gegend, der Gefahren, die mit der Besteigung eines Schneeberges verbunden sind, leider Grund zu ernsten Besorgnissen vorlag. Stöbers beide Begleiter



Höhlenwohnungen bei Ani.

und ein Herr, der ihn zuletzt bei seinem Anstieg noch gesehen hatte, begaben sich deshalb sofort zum Großen Ararat zurück. Eine Umkehr der gesamten Reisegesellschaft mußte unterbleiben, da nur einzelne auf die Besteigung eines Schneeberges eingerichtet waren und Grund zu der Befürchtung vorlag, daß bei der Beteiligung einer größeren Schar in dem weiten schneebedeckten und vergletscherten Gebiet des Großen Ararats leicht zu dem einen unglücklichen Ereignis noch weitere sich gesellen könnten. Drei unserer Gefährten kehrten somit zurück, um unter Aufbietung des Kosakenpostens thatkräftige Nachforschungen anzustellen. Wie wir später erfuhren, war das Ergebnis ein sehr trauriges: man fand Stöber abgestürzt, als Leiche. Aus der Lage seines Körpers, aus den Umständen, daß sein gebrochener Fuß noch im Schuh steckte und keine schriftliche Kundgebung bei ihm gefunden wurde, die der Bedauernswerte bei wiedererlangtem Bewußtsein gewiß für Frau und Kinder zurückgelassen hätte, war zu schließen, daß ihn gleich beim Absturz der Tod umfangen hatte. Die Leiche Stöbers wurde von Kosaken den Ararat hinunter nach Sardar Bulak getragen, von hier, auf einem Kamel festgebunden, nach Aralik und dann im Wagen nach Eriwan und Akstafa übergeführt. In Tiflis liegt Stöber begraben.

Wohl in Besorgnis über das Ausbleiben unseres Gefährten, aber noch unbekannt mit dem überaus traurigen Schicksal, das den blühenden, kräftigen Mann betroffen hatte, verließ unsere Reisegesellschaft Eriwan in der Richtung auf die Festung Alexandropel. Die Straße führte uns auf eine Anhöhe, und wir konnten das unvergleichliche Bild der am Araxes ausgebreiteten Stadt mit ihren grünenden Gärten und dem gewaltigen Hintergrunde des Ararat nochmals in uns aufnehmen. Heute hingen lange silberne Wolkenbänke an dem Berge. Doch sein Haupt ragte mächtig aus ihnen empor. Ja, man konnte sagen, über den Wolken fing ein Riesenberg erst von neuem an, denn er durchbohrte sie nicht etwa bloß mit seiner Spitze, sondern schwamm noch mit breiter Ausladung wie eine weiße, schneeige Insel hoch auf ihnen.

Vor uns lenkte ein anderer Schneeberg unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war der über viertausend Meter emporragende Alagös. Da er einem bereits recht hohen Untergrunde aufgesetzt und nicht so einheitlich wie der Ararat gebaut ist, kann er an Formenschönheit mit ihm wohl nicht verglichen werden. Auch er ist, wie weit und breit das ganze Land, vulkanischer Natur. Eine ganze Tagereise und mehr fuhren wir auf Lavaboden. In vielen meilenlangen Ergüssen sind vor undenklichen Zeiten hier die glutflüssigen Massen aus der klaffenden Erde geströmt; mächtige vulkanische Explosionen haben staubförmige Asche weit herum ausgestreut, die

nun lagenweise mit den ergossenen Laven als Tuffe wechseln. Nur selten verhüllt spärlicher Pflanzenwuchs diesen vulkanischen Untergrund, oft ziehen sich weit ausgedehnte



Trümmer von Ani.

Gesteinstrümmerfelder in schwarzen, grauen und roten Farben, auch mit gefleckten und geflammten Zeichnungen, an unserem Wege hin. Die Sonne hatte den Erdboden ausgedörrt und den Pflanzenwuchs bereits absterben lassen, doch wo Wasser zugeleitet war, zeigte sich die Fruchtbarkeit des Lavabodens noch in überraschender Weise. Die Flußläufe haben sich bereits tief in die Lavamassen eingefressen. Die an und in solchen Schluchten liegenden Ortschaften gruppieren sich, wie z. B. Aschtarak am Kasak, höchst malerisch an den Felswänden. Man erblickt nur sehr einfache Steinbauten. Wir nahmen Gelegenheit, im Dorfe Basch Abaran einige zu besuchen. Die Bewohner zeigten uns freundlich und selbst mit gewissem Stolz ihre einfachen, niedrigen Behausungen, Steinhöhlen, in denen Mensch und Vieh einträchtiglich nebeneinander leben. Fenster sind spärlich oder gar nicht vorhanden, das wenige Licht, das den Raum durchdämmert, kommt vielmehr von oben durch eine Öffnung, die zugleich dem Abzug des Rauches dient. Allmählich gewöhnt man sich an die schwache Beleuchtung und bemerkt eine Reihe gewiß recht harter, spärlich mit Teppichen belegter Schlafpritschen neben dem Hauseingang sowie einige abgeteilte Räume für die Pferde. Der „Salon“ des Hauses ist der größte Abschlag, an den Wänden mit Gestellen versehen, auf denen eine Reihe von bunten Koffern mit den wohl nicht luxuriösen Habseligkeiten der genügsamen Leute steht. Eine etwa anderthalb Meter breite und ebenso tiefe runde Grube in der Mitte des aus Erde gestampften Bodens dient als Backofen. Er ist gerade im Feuer, das man durch getrocknete Mistbriketts unterhält; dünne runde Brote kleben an den gemauerten heißen Seitenwänden des Ofens. Ein wichtiges Hausgerät ist die Handmühle. So wie hier hat dieser Apparat wohl schon vor viertausend Jahren ausgesehen: er besteht aus zwei rund behauenen Lavasteinen von etwa vierzig Centimeter Durchmesser, von denen der untere eine centrale Achse trägt, die durch ein mittleres Loch des oberen geht. Am Rande des oberen Mühlsteins ist ein dicker Holzstock als Handhabe eingelassen, an der man ihn auf dem unteren in Drehbewegung setzen kann.

Vor der Thür des Hauses ist man gerade mit der Gewinnung der Getreidekörner beschäftigt. Auch dies Geschäft hat sich in der Weltabgeschiedenheit des Landes nach wohl vieltausendjährigem Muster erhalten. Auf der Tenne hat man das Getreide ausgebreitet, um es von einer Reihe Büffel austreten zu lassen, die in einer Front nebeneinander sich im Kreise bewegen, so daß das mittlere Tier sich mühsam immer auf derselben Stelle in der Mitte des Platzes dreht und das äußere die Randzone bearbeitet. Einige der Tiere ziehen schleifende kurze Bretter wie Schlitten hinter sich her, die durch darauf stehende Menschen beschwert werden. Auf der Unterseite der Brettschlitten befindet sich eine große Zahl harter, eckiger Steine, die mit ihren scharfen Kanten das Stroh allmählich in kleine Hälmchen zerschneiden. Die Trennung von Korn und Spreu hilft der Wind bewerkstelligen. Man wirft mit Schaufeln oder Gabeln die Strohteilchen samt den Körnern in die Luft, wo sie dann beim Niederfallen vom Winde erfaßt und fortgetrieben werden, während die schweren

Getreidekörner senkrecht wieder herunter fallen. Es dauert wohl sehr lange, ehe durch öftere Wiederholung des Verfahrens eine saubere Trennung erreicht ist. Aber Zeit genug steht zur Verfügung. So leben die in allem auf sich selbst angewiesenen Menschen unter Bewahrung uralter Sitten dahin, genügsam, gewiß unter kärglichen Daseinsbedingungen, in zerschlissener Kleidung den Unbilden des Wetters stark ausgesetzt. Besonders die reichliche Kinderschar ging zuweilen in geradezu lächerlich wirkendem Anzug umher, in Hosen mit nur einem, dabei auch noch schlecht zusammenhaltendem Beinling und entsprechenden sonstigen Kleidungsstücken.

Spät in der Nacht, die uns wieder empfindliche Kühle brachte, langten wir in Alexandropel an. Das Gasthaus Italia nahm uns vortrefflich auf. Der Wirt hatte ihm diesen in Rußland seltenen Namen gegeben, um die vielen Italiener zu sich zu ziehen, die beim Bau einer Eisenbahn zwischen Kars und Tiflis beschäftigt waren.

Von Alexandropel kann man mit etwa dreistündiger Wagenfahrt auf Feldwegen und mit gelegentlicher Durchquerung von Flüssen, deren Fluten bis in die Wagen dringen, das Trümmerfeld der alten armenischen Stadt Ani erreichen. Es liegt einsam auf der spärlich bewohnten Hochebene an den Ufern des Arpatschai, eines tief in steilwandiger Schlucht in vielen Windungen dahin eilenden Flusses. Wo früher orientalisches Leben sich entfaltete, herrscht jetzt tiefe Stille. Ein Mönch und seine uralte Haushälterin sind die einzigen ständigen Bewohner der Trümmerstadt, die nach dem natürlich übertriebenen Bericht der Sagen einst 100000 Menschen barg. Man hat den Bruder Stephan hierher gesandt, um mutwilliger Zerstörung der ehrwürdigen Reste durch die Landbewohner vorzubeugen, die bei Häuserbau sich die nötigen Steine gelegentlich aus den Anitrümmern holten.

Eine wohlerhaltene Mauer mit malerischen halbrunden Türmen schloß an der Seite unserer Anfahrt das Stadtgebiet ab. Ihre Thore eröffnen uns den Blick auf die Trümmerwelt mit ihren hier und da noch aufragenden halbverfallenen Türmen, Häusern und Kirchen, von denen die Sage der einst blühenden Stadt 1001 zuschreibt. Vergangen aber ist die Pracht der Paläste, die einst von dem alten Königsgeschlechte der Bagratiden hier errichtet wurden; der Mensch und die mächtigsten Naturkräfte haben an ihrer Zerstörung gearbeitet. Byzantiner, Seldschukken und Kurden verwüsteten die Stadt, und fünfmal sind die Georgier als Eroberer in sie eingezogen, bis schließlich 1319 ein Erdbeben die immer wieder emporgeblühte Niederlassung endgültig in ein Ruinenfeld verwandelte.



Verfallener Turm in Ani.

In die größte der Kirchen traten wir ein und waren freudig überrascht von den herrlichen Formen des hohen säulengeschmückten Gotteshauses, über dem sich als natürlicher Dom der blaue Himmel an Stelle des eingestürzten Daches wölbte. Wir kletterten in den Trümmern der Stadt umher, stiegen auch hinab in die malerische Schlucht des Arpatschai, der sein Bett in die übereinandergeflossenen und mit Tuffen wechselnden Lavamassen eingegraben hat. In den weichen, leicht bearbeitbaren Tuffmassen

ziehen sich eine große Zahl künstlicher kleiner Aushöhlungen hin, die ehemals dem genügsamen Menschen als Wohnungen dienten.



Thal bei Ani.

Unsere Begleitung hatte während des Spazierganges vom Bruder Stephan einen Hammel gekauft, geschlachtet und kunstgerecht gekocht, so daß wir nach unserer Rückkehr in der Klause des Mönches das Mittagsmahl bereit fanden. Die einzelnen Gänge bestanden natürlich aus dem in verschiedenerlei Weise immer wiederkehrenden Hammel. Im Kaukasus, in Tiflis und Armenien giebt es wohl kein Mittagessen ohne Fleisch vom Schafe. Man sieht dies Tier in gekochtem und gebratenem Zustande mit so unabänderlicher Regelmäßigkeit immer wieder auf dem Frühstücks- und Mittagstisch, daß man schließlich mit einigem Grauen seinem unfehlbaren Erscheinen entgegenblickt. In Ani wirkte wenigstens der Gedanke tröstlich, daß uns nicht mehr viele Hammel zum Opfer fallen würden, denn unser Kurs ging nunmehr gen Europa, nach der Heimat.

In der Nacht langten wir wieder in Alexandropel an, das wir dann früh morgens bei strahlend blauem Himmel verließen. Eine Tagereise auf der Hochebene, entlang der entstehenden Bahn Kars-Tiflis, durchs Bambakthal, über das prächtig gelegene Karaklis, einen Hauptort „kühner Räuber“, brachte uns schließlich spät in der Nacht nach Delijan. Nur wenige Stunden Schlaf konnten wir uns hier gönnen, da wir am folgenden Tage noch über siebzig Werst bis zur Eisenbahnstation zurückzulegen hatten, von der unser Zug um vier Uhr nachmittags abgehen sollte. In der Morgenfrühe rollten unsere Wagen die Landstraße im prächtigen, waldigen Thale hinunter, in dem wir vor einer Woche hinaufgewandert waren. Rechtzeitig erreichten wir in Akstafa den Zug, der uns in der Richtung auf Tiflis weiter führte.





Giacomo Leopardi.

Eine Erinnerung zu des Dichters hundertstem Geburtstage

von

Berthold Wiese.

(Nachdruck ist untersagt.)

Recanati, ein kleines Städtchen in den Marken, nicht weit von dem berühmten Wallfahrtsorte Loreto, liegt auf einer Erhebung etwa 300 Meter über dem Meere. Man genießt von dort eine herrliche Rundsicht auf eine hügelige Landschaft mit lachenden Städten und Ortschaften, die im Osten durch die blaue Adria und landeinwärts durch den Hauptstock der Apenninen mit dem Gran Sasso d'Italia und anderen Bergriesen abgeschlossen wird. Von dem Palaste der Leopardi aus, dem mächtigsten Gebäude des Ortes, umfaßt man alle diese Schönheiten mit einem Blicke.

Hier wurde am 29. Juni 1798 dem Grafen Monaldo Leopardi und seiner Frau Adelaide aus dem Geschlechte der Antici ihr erstes Kind Giacomo geboren. Mit seinen jüngeren Geschwistern Carlo (1799) und Paolina (1800) verlebte er die ersten Lebensjahre in harmloser und fröhlicher Ausgelassenheit. Morgens schon vor dem Aufstehen erzählte er ihnen lange selbsterfundene Geschichten, und nach dem Unterricht, den Priester erteilten, hallten die Gärten oder die Säle von den Spielen der Kinder wieder, deren Seele stets Giacomo war:

Diese alten Säle,
Wenn hell der Schnee hereinschien, und der Wind
Um ihre weiten Fenster pfeifend schnob,
Erdröhnten vom Gelächter und Gelärm
Des Knaben, zu der Zeit, da noch das herbe,
Arglist'ge Weltgeheimnis uns so süß
Entgegenblickt, da noch der Jüngling, wie
Ein unerfahrner Liebender, sein Leben
Gleich einer ersten Liebe hätscheln mag,
Von selbstverträumter Himmelsschöne trunken.*
(Erinnerungen.)

Nur allzuschnell verstrich diese schöne Zeit, und es begannen körperliche und geistige Leiden des Dichters, die sich immer steigerten, und von denen ihn erst der Tod erlöste. Früh hatte sich in dem geweckten Knaben eine unermüdliche Lernbegierde gezeigt. Bei öffentlichen Prüfungen, die Monaldo vor einem auserlesenen Kreise veranstaltete, glänzte er durch sein Wissen, und er schrieb die verschiedenartigsten Dichtungen, sogar Tragödien. Die Priester, die seine ersten Studien leiteten, vermochten ihm bald nichts mehr beizubringen, und so wurde er sich selber überlassen. Er verbrachte nunmehr die ganzen Tage in der reichen väterlichen Bibliothek und nahm selbst die Nächte zu seinen Studien zu Hilfe. 1813 begann er auf eigene Hand Griechisch zu lernen, das er nach fünf Monaten beherrschte, und im selben Jahre fing er mit Hebräisch an, zudem lernte er Französisch, Englisch und Deutsch. Er las griechische und lateinische Schriftsteller, schrieb Erklärungen dazu, übte Kritik an den überlieferten Texten und übersetzte sie. Da er zum Geistlichen bestimmt war, studierte er auch theologische Werke und die Kirchenväter. Es entstand der Plan zu einer ganzen Reihe von Werken, von denen verschiedene ausgeführt wurden.

Durch diese übermäßige Anstrengung entwickelte sich in dem Knaben schnell eine rhachitische Anlage zu einem Leiden, das ihm häufig Schmerzen verursachte, und der rechte Schulterknochen krümmte sich, so daß er das Aussehen eines Buckeligen bekam. Dazu befiel ihn oft eine Augenkrankheit. Er selbst

* Die Übersetzungen nach Paul Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. II. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889.

klagt in einem Briefe vom 2. März 1818 an seinen Freund Pietro Giordani: „Ich habe mich durch sieben Jahre wahnsinnigen und hartnäckigen Studiums zu der Zeit, wo ich mich entwickelte und sich meine Konstitution festigen sollte, zu Grunde gerichtet. Und ich habe mich unglücklich und unwiderruflich zu Grunde gerichtet für das ganze Leben und meinen Anblick bejammernswürdig und jenen höchst wichtigen Teil des Menschen, auf den die meisten allein achten, ganz verächtlich gemacht."*

So mußte er wiederholt monatelang den geliebten Studien fast ganz entsagen und blieb gänzlich seinen Gedanken überlassen. Diese peinigten ihn noch furchtbarer als seine körperlichen Leiden: „Die zweite Sache, die mich unglücklich macht, ist der Gedanke. Ich glaube, daß ihr wißt, aber ich hoffe, daß ihr noch nicht erfahren habt, wie der Gedanke einen Menschen quälen und martern kann, der etwas anders als die übrigen denkt, wenn er ihn in der Macht hat, ich meine, wenn der Mensch keine Zerstreuung und Ablenkung hat oder nur das Studium, das mehr schadet als nützt, weil es den Geist fest und unbeweglich hält." (An Giordani 8. August 1817.)

Der Graf Monaldo war streng kirchlich gesinnt und ein unversöhnlicher Feind der freiheitlichen Gedanken, die im Gefolge der französischen Revolution auch in Italien eingezogen waren. In diesem Geiste wurden die Kinder erzogen. Sie waren stets unter Aufsicht, und ihnen wurde sorgfältig ferngehalten, was sie vom Glauben hätte abbringen können. Geistliche bildeten fast ausschließlich den Verkehr im Hause.

Es war kein Wunder, daß sich Giacomo diese Anschauungen anfänglich völlig aneignete. 1815 schrieb er eine „Rede an die Italiener" gegen Murat, als dessen Unternehmen gescheitert war, und im selben Jahre verherrlichte er am Schlusse seiner Abhandlung „Versuch über die volkstümlichen Irrtümer der Alten" die katholische Religion in begeisterten Worten. Bald aber konnte er die klösterliche Abgeschlossenheit nicht mehr ertragen. Er erkennt den engen Gesichtskreis seiner Umgebung. Seine Studien und sein Nachdenken führen ihn zum Abfall von der christlichen Glaubenslehre und öffnen ihm die Augen über die Lage seines Vaterlandes. Es bildet sich zwischen seinen und des Vaters Anschauungen eine tiefe Kluft, die nicht mehr zu überbrücken ist. Das Leben in Recanati, wo er sich unverstanden und von den Bewohnern verachtet und verspottet sieht, wird ihm zur Höllenqual, und unglückliche Liebe erhöht seine Verzweiflung, so daß er sogar auf Selbstmord sinnt, um ihr zu entrinnen.

Durch kleinere Abhandlungen philologischen Inhaltes, darunter auch die Veröffentlichung einiger von ihm selbst verfaßter griechischer Gedichte, die für echt gehalten wurden, war Leopardis Name inzwischen unter den Gelehrten rasch bekannt geworden, und er war mit verschiedenen in brieflichen Verkehr getreten. Das Verhältnis zu Pietro Giordani, dem vortrefflichen Stilisten, wurde bald die aufrichtigste Freundschaft, und Leopardi teilt ihm seine innersten Gedanken mit. Von ihm wird der Dichter, der sich auch mit der italienischen Litteratur eingehender zu beschäftigen begonnen hatte, nachdrücklich auf das Studium der Werke des vierzehnten Jahrhunderts, vor allem Dantes und Petrarcas hingewiesen, und ihm dankt er manchen Trost in seinen unsäglichen Leiden. Das schönste Zeugnis dafür ist der Briefwechsel der beiden Männer aus diesen Jahren. 1818 eilte Giordani sogar nach Recanati, um den Freund persönlich kennen zu lernen. In diesen Tagen war es Leopardi zum erstenmal vergönnt, einen Fremden ohne Zeugen sprechen zu dürfen. Monaldo schreibt von dieser Begegnung die Sinnesänderung seines Sohnes in politischer und religiöser Beziehung her. Diese hatte sich aber längst in Giacomo vorbereitet und ist von dem vierundzwanzig Jahre älteren Giordani höchstens gefördert worden.

Die unmittelbare Frucht des Zusammenseins der beiden Freunde waren zwei Kanzonen, die noch in demselben Jahre in Rom gedruckt wurden: „An Italien" und „Auf das Denkmal Dantes, das man in Florenz plante". Beide lassen deutlich die Vorbilder erkennen, unter deren Einfluß sie entstanden sind: einerseits Alfieri und Petrarca, ande-

* Epistolario di Giacomo Leopardi. Quinta ristampa. Firenze 1892. 3 Bde.

verseits die klassischen Schriftsteller. Sie enthalten Klagen über die endlose Schmach des einst so großen Vaterlandes und geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Söhne Italiens, die jetzt für einen fremden Eroberer kämpfen, sich einst erheben und ihre Mutter befreien werden. Als leuchtendes Beispiel stellt Leopardi seinen Landsleuten in dem ersten Gedichte die Griechen hin, die sich in den Perserkriegen die Freiheit erkämpften, und läßt es mit einem herrlichen, Simonides in den Mund gelegten Siegeshymnus ausklingen.

Monaldo hatte sich gegen den Druck der Kanzonen erklärt, und Giacomos Lage in Recanati wurde immer furchtbarer. Vergebens bat er seinen Vater um die Erlaubnis, den Ort verlassen zu dürfen. Die zerrütteten Vermögensverhältnisse der Familie, in die Adelaide nach Monaldos Entmündigung (1803 bis 1820) erst durch jahrelange sparsamste Verwaltung wieder Ordnung brachte, gestatteten einen solchen Aufenthalt außerhalb nicht. Nun beschloß Giacomo zu fliehen, blieb aber in Recanati, als sein Plan entdeckt war, durch die Bitten und Versprechungen der Seinigen zurückgehalten (August 1819). Nur zu bald sah er ein, daß man ihn getäuscht hatte, und die Rückwirkung auf seine Gesundheit war furchtbar. Eine Augenkrankheit hinderte ihn überdies ein halbes Jahr am Arbeiten. Die verzweifelte Gemütsstimmung, die fortan immer mehr die Herrschaft über ihn gewann, kommt in seiner Januar 1820 verfaßten Kanzone „An Angelo Mai, als er Ciceros Bücher vom Staate aufgefunden hatte“ zum Ausdruck. Die Entdeckung Mais begeisterte ihn, er erinnerte sich an die dahingegangenen Männer Italiens. Er wagt aber nicht zu hoffen, daß

— — dies Kotjahrhundert
Empor sich raffe und Begeistrung trinke
Zu edler That

und spricht von dem bejammernswerten Schicksale der Menschen. Was er von Tasso sagt, gilt von ihm selber:

Uns, o Torquato, ward dein hoher Geist
Vom Himmel da beschieden;
Dein eigen Teil sind Thränen nur gewesen.
Unglücklicher Torquato! Nicht zum Frieden
Half dir dein süßes Lied, nicht konnt es lösen
Den Frost, der deines Herzens warmen Strom,
So freudig einst geschwellt,
Vereist, durch Haß und schnöde Mißgunst. Liebe,
Liebe, des Lebens letzte Täuschung, ach,
Verließ dich auch. Ein wesenhaft Phantom
Schien dir das Nichts, die Welt
Ein öder Strand. Dein Auge, todestrübe,
Sah nicht die späten Ehren. Daß es brach,
War Wohlthat. Wer der Menschen Elend ganz
Begriff, ersehnt den Tod nur, keinen Kranz.

Vermag sich der Dichter auch auf kurze Zeit, wenn sich die körperlichen Leiden etwas mildern, wieder aufzuraffen, so verfällt er doch bald in die trostloseste Verzweiflung zurück. „Auch ich ersehne heiß den schönen Frühling als die einzige noch übrige Hoffnung auf Arznei für die Erschöpfung meines Geistes. Als ich vor wenig Abenden, ehe ich mich niederlegte, das Fenster meines Zimmers geöffnet hatte und einen reinen Himmel und schönen Mondesglanz und laue Lüfte fühlte und einige Hunde in der Ferne bellen hörte, erwachten in mir alte Bilder, und ich glaubte eine Regung im Herzen zu spüren, so daß ich wie ein Wahnsinniger zu schreien begann und die Natur um Erbarmen anflehte, deren Stimme ich nach so langer Zeit zu vernehmen vermeinte. Und als ich in diesem Augenblick meinen früheren Zustand ins Auge faßte, in den ich sogleich wieder zurückzufallen sicher war, wie es auch thatsächlich geschehen ist, erstarrte ich vor Schreck, nicht fähig zu begreifen, wie man das Leben ohne Illusionen und lebhafte Empfindungen, ohne Phantasie und Begeisterung ertragen kann. Diese füllten noch vor einem Jahre meine ganze Zeit und machten mich so selig trotz meiner Leiden. Jetzt bin ich verwelkt und vertrocknet wie ein dürres Rohr, und keine Leidenschaft findet mehr Eingang in diese arme Seele, und selbst die ewige und allbeherrschende Macht der Liebe ist für mich schon in meinem Jugendalter vernichtet.“ In demselben Briefe spottet er über die Philosophen, „die sich mit dem ungeheuren Wachsen der Vernunft trösten und meinen, daß die menschliche Glückseligkeit auf der Erkenntnis des Wahren beruhe, während es nichts anderes Wahre giebt als das Nichts.“ (An Pietro Giordani 6. März 1820.)

Dieser Kampf zwischen der Vernunft, die den ganzen Inhalt des Lebens für eitel erklärt, und dem Herzen, das doch an diesem Nichts hängt und fortfährt zu hoffen und zu fürchten, zu lieben und zu hassen, wahre Tugend und wahren Ruhm für erstrebens-

wert zu halten, dauert fortan in Leopardis Brust bis zu seinem letzten Atemzuge. In ihm hebt sich und sinkt die Lebenslust in dem Verhältnis wie seine Körperleiden ab- und zunehmen. Seine Gedichte spiegeln diese wechselnden Seelenstimmungen in allen ihren Schattierungen wieder. Dieser Zeit (1821 bis 1822) gehören die Kanzonen „Auf einen Sieger im Ballonspiel“, „Zur Hochzeit der Schwester Paulina“ (Herbst 1821), „Der jüngere Brutus“, „An den Frühling“, „Hymnus an die Patriarchen“ und „Sapphos letzter Gesang“ an. Sie alle sind von der düstersten Stimmung eingegeben. In Sappho und Brutus, den beiden gewaltigsten Dichtungen darunter, wird der Selbstmord verherrlicht. Hier liest man die furchtbare Strophe:

Ein unbezwinglich Schicksal, eine eh'rne
Notwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sklaven. Wenn sie nichts
Erretten kann, getröstet sich die Menge:
So sei's verhängt. — Ist minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung bar ist?
In ew'gem Kampf mit dir auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt,
Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand
Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löst die stolzen Glieder
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder.

Endlich gestattete Monaldo auf Bitten von verschiedenen Seiten seinem Erstgeborenen, sich nach Rom in das Haus seines Onkels, des Marchese Carlo Antici, zu begeben. Er hatte die stille Hoffnung, daß Giacomo sich doch noch entschließen würde, Priester zu werden, und dadurch eine einträgliche Stelle bekommen möchte. Am 20. Nov. reiste dieser ab und langte nach einer für ihn beschwerlichen Reise am 23. in Rom an. Er war von seinem Aufenthalt hier sehr enttäuscht. In einem Briefe an seinen Bruder Karl vom 20. Februar 1823 schreibt er: „Freitag am 15. Februar 1823 besuchte ich das Grab Tassos und weinte dort. Das ist das erste und einzige Vergnügen, das ich in Rom empfunden habe.“ Die Gelehrtenkreise stießen ihn ab, weil sie sich fast ausschließlich um Archäologie kümmerten; nur die Fremden, besonders Niebuhr und Bunsen, erkannten sein Genie und schätzten ihn hoch. Vergebens bemühte sich aber Niebuhr, ihm eine Stelle zu verschaffen; es scheiterte daran, daß Leopardi arme Unabhängigkeit dem reichen Priesterstande vorzog. Mit warmen Worten stellte derselbe Gelehrte den jungen Philologen in einer seiner Schriften auch den Deutschen vor und suchte ihn später ganz für unser Vaterland zu gewinnen.

Die Beschäftigung Leopardis in Rom war philologischen Arbeiten gewidmet, von denen er einige während seines Aufenthaltes dort veröffentlichte, um sich bekannt zu machen.

Am 3. Mai 1823 traf er unbefriedigt wieder in der Heimat ein. Aufs neue beginnt hier das unerträgliche Leben, und aufs neue sucht Leopardi sich ihm zu entziehen. Die Selbstmordgedanken haben aber einer dumpfen Resignation Platz gemacht. Ein Bild seines Lebens und seiner Seelenstimmung geben uns folgende Worte aus einem Briefe vom 6. Mai 1825 an Giordani: „Ich studiere Tag und Nacht, solange meine Gesundheit es zuläßt. Wenn sie es nicht aushält, gehe ich einige Monate im Zimmer spazieren, und dann kehre ich zu den Studien zurück, und so lebe ich. Was die Art der Studien, die ich betreibe, anbetrifft, so sind sie anders geworden, wie ich anders geworden bin, als ich war. Alles irgend Empfindsame oder Rhetorische langweilt mich, klingt mir als Scherz und lächerliche Kinderei. Ich suche nur noch die Wahrheit, die ich einstmals so gehaßt und verabscheut habe. Es macht mir Vergnügen, das Elend der Menschen und der Dinge immer genauer aufzudecken und zu betasten und kalten Schauder zu empfinden, wenn ich das unselige und schreckliche Geheimnis von dem Leben der Welt erforsche. Jetzt merke ich wohl, daß, wenn die Leidenschaften erloschen sind, in den Studien keine andere Quelle und Grundlage des Vergnügens bleibt als eine eitle Neugierde, deren Befriedigung jedoch auch sehr ergötzen kann, was ich früher, solange mir noch ein letzter Funke im Herzen geblieben war, nicht begreifen konnte.“ Und am Schluß fügt er hinzu: „Ich bin hier ohne Hoffnung, fortzukommen. Gern wollte ich mein Leben dem Zufall preisgeben und mir in irgend einer großen Stadt etwas Brot mit der Feder verdienen. Aber ich habe und sehe keine Möglichkeit, so viel zu haben, als genügt, um nicht des Tages, nachdem ich von hier abgereist bin, Hungers zu sterben.“

Vergebens bemühten sich Niebuhr und Bunsen weiter, dem Dichter eine Stelle zu verschaffen. Da kam ihm Hilfe von anderer Seite. Der Buchhändler Stella berief ihn nach Mailand, wo er eine Ausgabe des Cicero in lateinischer und italienischer Sprache leiten sollte. Am 18. Juli traf er in Bologna ein. Hier verweilte er neun Tage und fühlte sich sehr wohl, da er viele Bekanntschaften machte und überall gut aufgenommen und gefeiert wurde. Mailand gefällt ihm aber gar nicht. Er bleibt dort fremd und haßt die Arbeit, die er übernommen hat. So kehrt seine trübe Stimmung wieder; bereits am 31. Juli schreibt er an seinen Bruder Karl: „Zu meinem unendlichen Staunen habe ich Giordani und Brighenti zugeben müssen, daß die Herzensgüte sich dort (in Bologna) wirklich findet, ja sogar sehr gewöhnlich ist, und daß das Menschengeschlecht dort anders ist, als du und ich uns dachten. Aber in Mailand sind die Menschen wie partout ailleurs, und was mich in Wut versetzt, ist, daß dich alle anstarren und von Kopf bis zu Fuß mustern wie in Monte Morello (Straße in Recanati, in der der Palazzo Leopardi liegt).“ Daher überrascht es nicht, daß er schon Ende September nach Bologna zurückkehrte. Stella zahlte ihm ein Monatsgehalt von zehn Scudi für zu liefernde Werke, und um ohne Zuschuß leben zu können, übernahm er noch einige Privatstunden. Unter anderen Arbeiten entstand hier die erklärende Ausgabe von Petrarcas Kanzoniere. Eine Professur an der Universität Berlin mit hohem Gehalte, die Leopardi um diese Zeit durch Bunsen angeboten wurde, mußte er aus Gesundheitsrücksichten ablehnen, und eine Stelle im Dienste der Kurie zu erlangen blieb aussichtslos, solange er nicht Priester wurde.



Leopardi auf dem Totenbette.
Nach der Totenmaske gezeichnet von Gaetano Turchi.

In Bologna verkehrte Leopardi mit der geistreichen und hochgebildeten, aber nicht mehr jungen Gräfin Teresa Malvezzi. Vom Ave Maria bis Mitternacht unterhalten sich beide, und dem Dichter dünkt es ein Augenblick. Sein Herz entflammt bald in glühender Liebe: „In den ersten Tagen, als ich sie kennen lernte, lebte ich in einer Art Delirium und Fieber. Wir haben nie von Liebe gesprochen außer im Scherze, aber wir leben zusammen in einer zärtlichen und gefühlvollen Freundschaft, mit einem gegenseitigen Interesse und einer Hingebung, die wie Liebe ohne Unruhe ist.“ Diese Bekanntschaft wird einen Markstein in seinem Leben bilden, „denn,“ schreibt er, „sie hat mich überzeugt, daß es wirklich auf der Welt Freuden giebt, die ich für unmöglich hielt, und daß ich noch dauernder Illusionen fähig bin, trotz der Erkenntnis und der so eingewurzelten gegenteiligen Gewöhnung, und hat mein Herz wiedererweckt nach einem Schlafe, ja nach einem völligen Tode, der so lange Jahre gewährt hat.“ (An seinen Bruder Karl 30. Mai 1826.)

Diese Illusion wich bald wieder der Wirklichkeit, die ihn in seine Trostlosigkeit zurückschleuderte. Für den liebebedürftigen Dichter gab es keine Liebe. Als die Malvezzi merkte, welche Gefühle sie in Giacomo geweckt hatte, stieß sie ihn unter grausamer

Demütigung von sich. Dieser Umstand vor allem wird Leopardi dazu bewogen haben, dem Wunsche der Seinen, nach Recanati zurückzukehren, Folge zu leisten. Schon am 23. Juni schreibt er an Paolina: „Ich ersehne immerfort den Augenblick, Recanati wiederzusehen, was gewiß bald geschehen wird, wenn es Gott gefällt.“

Am 11. November langte er dort an. Trotz vieler Arbeiten und der Unterhaltungen mit den geliebten Geschwistern Carlo und Paolina fühlte er sich vereinsamt. Unter dem Vorwande, zur Vollendung einer Chrestomathie, die er für Stella schrieb, anderer Bibliotheken zu benötigen, reiste er schon am 23. April über Bologna nach Florenz, wo er am 21. Juni eintraf. Sein Augenübel war wieder zum Ausbruch gekommen. Es hinderte ihn an allem und stimmte ihn sehr trübe: „Ich bin des Lebens überdrüssig, der philosophischen Gleichgültigkeit überdrüssig, die das einzige Mittel gegen die Leiden und die Langeweile ist, aber die schließlich selbst langweilt. Ich habe keine anderen Pläne, keine andere Hoffnung, als zu sterben.“ (16. August 1827. An seinen Freund Dr. Puccinotti in Macerata.)

Nur die liebevolle Aufnahme in dem Florentiner Gelehrtenkreise, zu dem damals Giordani gehörte, tröstete ihn etwas. Den Mittelpunkt des regen geistigen Lebens in der Arnostadt bildete das Lesekabinet Vieusseux's und fand seinen Niederschlag in der von ihm herausgegebenen „Antologia“. Leopardi wurde bald mit Vieusseux selbst, mit Colletta, Niccolini, Capponi, Poerio und anderen befreundet und lernte hier auch Manzoni kennen. Gleichzeitig mit dem letzten Bande von dessen „Verlobten“ erschienen Leopardis schon früher geschriebene philosophische Dialoge unter dem Titel „Operette morali“.

Am 9. November siedelte der Dichter nach Pisa über und lebte in dem milden Klima wieder auf. Süße, längst vergessene Bilder steigen wieder in seinem Inneren empor. Er berichtet seiner Schwester (25. Februar 1828): „Ich träume stets von euch, im Schlafen und Wachen. Ich habe hier in Pisa eine gewisse herrliche Straße, die ich ‚Straße der Erinnerungen‘ nenne. Dort gehe ich spazieren, wenn ich mit offenen Augen träumen will. Ich versichere dich, daß ich in Sachen von Phantasien zu meiner guten früheren Zeit zurückgekehrt zu sein glaube.“ In dieser gehobenen Stimmung entstanden die beiden Gedichte „Auferstehung“ (13. April) und „An Silvia“ (20. April). Unter dem Namen Silvia besang er Teresa Fattorini, die Tochter des Kutschers im Hause Leopardi. Oft unterbrach der Jüngling seine ernsten Studien, um sie vom Fenster der Bibliothek aus zu betrachten und ihrem munteren Gesange, während sie emsig webte, zu lauschen. Das schöne Bild ihrer Jugend weckte ihm zehrende Liebe im Herzen. Am 3. September 1818 starb das Mädchen, noch nicht einundzwanzigjährig, an der Schwindsucht. Dies Schicksal erinnert ihn an den eigenen Jammer, und wehmütig klingt sein Gedicht aus:

Du, eh im Winter noch die Flur erstarrt,
Von tückisch leisem Siechtum hingerafft,
Verging’st, du Zärtliche, und schautest nicht
Die Blicke deiner Jahre
Und durftest nicht erst fühlen,
Wie süß das Lob auf deine schwarzen Locken,
Auf deine feurigscheuen Liebesblicke;
Nicht plauderten mit dir von holdem Glücke
Am Festtag die Gespielen.

Auch mir verging — wie bald! —
Mein liebstes Hoffen, meinen Jahren auch
Versagten die Geschicke
Den Jugendglanz. Wie bist du
Entschwebt, gleich einem Hauch,
Holde Gefährtin meiner Knabenzeit,
Hoffnung, du vielbeweinte!
Das also ist die Welt,
Die Freuden, Thaten, Lieb und bunten Fährden,
Die jeder fröhlich zu erleben meinte?
Dies das Geschick der Sterblichen auf Erden?
Beim Nahn der Wahrheit sankest du
Dahin, du Ärmste; und von ferne nur
Wies deine Hand den kalten Tod mir und
Ein Grab auf öder Flur.

Des Dichters Leiden auf der Erde waren noch nicht vollendet. Bald nach dieser Auferstehung packte ihn die Krankheit wieder furchtbar, und dazu drückte ihn der Schmerz über den Verlust seines Bruders Luigi nieder, der im Mai erst vierundzwanzigjährig starb. Es zog ihn nach der Heimat zurück, obwohl er sich darüber klar war, was seiner dort wartete. Zunächst konnte er aber nur bis Florenz gelangen (9. Juni); sein Zustand gestattete ihm nicht weiter zu reisen. Aufs neue kommen ihm Selbstmordgedanken, und nur die Rücksicht auf Freunde und Verwandte hält ihn von dem letzten Schritte zurück. (Brief an Antonietta Tommasini 5. Juli 1828.) Die Krankheit machte ihn

unfähig zum Arbeiten, und so mußte der Kontrakt mit Stella gelöst werden. Am 12. November reiste er von Florenz ab und traf am 23. in Recanati ein, wo er nun bis zum Mai 1830 zu bleiben gezwungen war. Trotz der Langsamkeit, mit der die Reise ausgeführt wurde, verschlimmerte sich das Leiden des Dichters noch. Wieder ist er zu völliger Unthätigkeit verdammt und sehnt den Tod als Erlöser herbei. Erst ganz allmählich kam er durch die liebevolle Pflege der Seinen zu neuen Kräften. Bald drängten ihn zwar die Freunde in Florenz, dorthin zurückzukehren, doch das war nicht möglich, da er keine Mittel besaß, sich zu erhalten, nicht so viel arbeiten konnte, um sie sich zu erwerben, und sein Vater sie ihm nicht gewähren konnte oder wollte. Eine Professur für Naturwissenschaften in Parma mit einem Monatsgehalte von 4 Louisdor, die ihm 1829 angeboten wurde, konnte er nicht annehmen, so gern er jede Möglichkeit ergriffen hätte, aus der verhaßten Heimat fortzukommen. Kurze Unterbrechungen abgerechnet, ließ ihn die Krankheit nicht los. Am 5. September 1829 schreibt er an Bunsen: „Nicht nur meine Augen, sondern mein ganzer Körper sind in schlimmerem Zustande als je. Ich kann weder schreiben noch lesen, noch diktieren, noch denken. Dieser Brief wird, bis ich ihn beendet habe, meine einzige Beschäftigung sein, und trotzdem werde ich ihn erst in drei oder vier Tagen beenden können. Aus Mangel an Mitteln zu diesem schrecklichen und verabscheuten Aufenthalte verurteilt und schon für jeden Genuß und jede Hoffnung gestorben, lebe ich nur noch, um zu leiden, und erflehe nur noch die Ruhe des Grabes."

Am furchtbarsten litt er in dem strengen Winter 1829/30. Seine Freunde in Florenz erkannten, daß sie ihn nicht länger allein lassen durften. Schon am 14. Dezember schreibt Colletta an Vieusseux: „Wenn er am Leben bleibt, ist es wahrlich die gemeinsame Pflicht der Guten, ihn aus jenem Tartarus zu ziehen." Ein Brief Leopardis vom 21. März 1830 ließ sie schnell handeln. Es heißt darin: „Ich bin entschlossen, mich mit dem geringen Gelde, das mir übrig blieb, als ich noch arbeiten konnte, auf die Reise zu machen, um Gesundheit zu suchen oder zu sterben und nie nach Recanati zurückzukehren. Ich will keinen Unterschied in der Beschäftigung machen. Jede mit meiner Gesundheit vereinbare Stellung wird mir genehm sein. Ich will nicht auf Demütigungen achten, denn es giebt keine größere Demütigung oder Erniedrigung, als ich leide, solange ich in diesem Centrum der europäischen Roheit und Ignoranz lebe. Ich habe nichts mehr zu verlieren; und selbst wenn ich dies mein Leben aufs Spiel setze, so kann ich nur gewinnen."

Die Freunde beschlossen, Leopardi ein Jahr lang in Florenz zu erhalten, und teilten ihm dies in einem Briefe Collettas vom 23. März mit. Er erfährt nur, daß ein Unbekannter die Mittel spendet, und nimmt das Anerbieten freudig an. „Euer Brief," antwortet er am 2. April Colletta, „ist mir nach sechzehn Monaten schrecklicher Nacht, nach einem Leben, vor dem Gott meine ärgsten Feinde bewahren möge, wie ein Lichtstrahl gewesen, gesegneter als der erste Schimmer der Morgendämmerung in den Polargegenden." (2. April 1830.) Am 29. April kehrte er Recanati den Rücken und sollte es nicht wiedersehen.

Im Herbste 1829 entstanden einige herrliche Gedichte: „Die Erinnerungen", „Die Ruhe nach dem Gewitter", „Der Sonnabend auf dem Dorfe" und der „Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien", der erst im April 1830 vollendet wurde. In der ersten Kanzone, vielleicht der schönsten, die Leopardi geschrieben hat, umschweben ihn noch einmal alle süßen Jugenderinnerungen, wachgerufen durch die Umgebung, in die er versetzt ist. Doch wie anders hat sich sein Leben gestaltet, als wie er es in der Kindheit erträumte! Herzzerreißende Verzweiflung quillt aus dem Bekenntnis:

O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
Wie sich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergeß ich euch! Trugbilder, weiß ich,
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein eitler Wunsch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
All meine Jahre, dunkel und verödet
Mein sterblich Dasein, raubt das Glück — wohl seh ich
Es ein — mir wenig nur. Doch ach, so oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einst so hold mir vorgeschwebt,
Und dann mein jammervoll armselig Leben

Erwäg, und daß von so viel schöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut noch übrig bleibt:
Krampft sich mein Herz zusammen, und mir ist,
Als gäb es keinen Trost für solch ein Schicksal.
Und wenn nun dieser oft erflehte Tod
Mir nahetritt, und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks stehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird, und meinem Blick
Die Zukunft schwindet: euer dann gewiß
Werd ich gedenken, euer Bild wird mich
Den letzten Seufzer kosten, bitter mahnend,
Daß ich umsonst gelebt, und in die Süße
Des schicksalsvollen Tags mir Wermut träufeln.

O, schon im ersten stürm'schen Jugenddrang
Der Freuden, Ängsten und Begierden rief ich
Den Tod so manches Mal und konnte lang',
Drauß an der Quelle sitzend, drüber brüten,
Ob ich nicht besser thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Flut zu stillen. Dann, durch schleichend
Siechtum gerissen an den Rand des Grabes,
Weint ich um meine schöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der schon so früh
Hinwelkt; und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, saß
Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geist und sang mir selbst,
Als schwänd ich scheidend hin, das Totenlied!

Wer kann an euch gedenken ohne Seufzen,
O erster Jugendaufgang, o ihr schönen,
Ihr unaussprechlich holden Tage, wenn
Dem sel'gen Sterblichen ein Mädchenlächeln
Zuerst entgegenglänzt! Rings um die Wette
Lacht ihn das alles an; es schweigt der Neid,
Noch schlummernd, oder schonend; und die Welt —
O seltnes Wunder! — scheint dem Unerfahrnen
Die Hand zu seiner Hilfe darzubieten,
Entschuldigt sein Verirren, feiert Feste
Dem neuen Lebensantritt und empfängt ihn
Und schmeichelt täuschend ihm als ihrem Herrn.
Die flücht'gen Tage! Wie ein Wetterleuchten
Sind sie verweht. Und welcher Sterbliche
Weiß noch vom Unglück nichts, dem schon die holde
Jahreszeit entschwunden, seine gute Zeit,
Dem schon die Jugend, ach, die Jugend auslosch!

Im zweiten und dritten Gedicht sind die trüben Betrachtungen über das Menschenlos an wunderbar fein gezeichnete Bilder aus dem täglichen Leben angeknüpft. Das Thema, das in dem herrlichen Nachtgesang behandelt wird, kehrt in dem Schlußaccord so wieder:

— — — — — — in Wieg und Hürde,
Und ob man niedrig sei, ob hoch erhoben,
Ist allen gleich das Leben eine Bürde.

Das Elend seines Daseins ist dem Dichter zum Jammer der ganzen Welt geworden.

Am 10. Mai traf Leopardi in Florenz ein. Unter selten unterbrochenen Leiden legte er Hand an eine Neuausgabe seiner Gedichte, während er seine philologischen Manuskripte dem Professor Ludwig von Sinner zur Veröffentlichung in Deutschland übergab, in der unerfüllt gebliebenen Hoffnung, daraus einen bescheidenen Gewinn zu erzielen. Die Ausgabe der Gedichte, deren Korrektur er nicht einmal selbst lesen konnte, erschien im April 1831. In der rührenden Widmung „An die Freunde in der Toscana" nimmt er Abschied von den Wissenschaften und Studien und denkt an einen nahen Tod in dem verhaßten Recanati.

Noch immer hatte er aber den Kelch seiner Leiden nicht geleert. Im Frühling 1831 flackerte sein langsam verlöschendes Lebenslicht noch einmal auf, und noch einmal loderte in seinem liebebedürftigen Herzen die Flamme einer gewaltigen Leidenschaft empor. Die junge und schöne Florentinerin Fanny Targioni-Tozzetti, deren Haus einen Sammelplatz der bedeutenden Männer der Stadt bildete, war ihm besonders liebenswürdig und freundlich entgegengekommen, zu innigem Mitleide mit seinem Schicksal gerührt, das sie aus seiner eben erschienenen Gedichtsammlung erfahren hatte. Leopardi glaubte an Liebe. Diese Leidenschaft, die gewaltigste, die ihn je ergriffen hatte, dauerte bis in das Jahr 1833 und endete, wie zu erwarten, mit einer furchtbaren Enttäuschung. In den Gedichten „Der herrschende Gedanke" (Frühling 1831), „Liebe und Tod" (Sommer 1832), „An sich selbst" (Frühling 1833) und „Aspasia" (Frühling 1834) ist ihre Geschichte aufgezeichnet. Die Liebe ist zwar nur eine Täuschung wie alles andere auf Erden, aber sie wird dem Dichter zur Wirklichkeit:

Welch eine Welt, welch neue
Unendlichkeit, o welch ein Paradies
Erschließt mir oft dein allgewalt'ger Zauber
In hohem Flug! Mir deucht
Zu wandeln unter einer neuen Sonne,
Wo all mein irdisch Fühlen,
Und was ich Wahrheit nannte, von mir weicht.
So müssen Götter träumen,
Sag ich mir dann. Ach, bist du doch fürwahr,
Holder Gedank, ein Traum, der oft uns mild
Verschönt der Wahrheit Bild,
Ein offenbarer Wahn; und doch vor allen
Holdsel'gen Wahngebilden
Bist göttlich du, von solcher Lebensmacht,
Daß du bestehst, wenn alle Masken fallen,
Oft wesenhaft erscheinest
Und erst entschwindest in des Todes Nacht.

Nur immer an die Geliebte vermag er zu denken:

Seit ich zuerst dich schaute,
Warst du nicht jeder meiner ernsten Sorgen
Inhalt und Ziel? Wo war nur eine Stunde,

Da ich nicht dein gedacht? Im nächt'gen Schlummer,
Wann trat dein stolzes Bild
Nicht vor mich hin? Du engelgleiches Antlitz,
So schön, wie wir's nur träumen,
Wohin in Erdenräumen,
Wohin im Weltall mag den Blick ich lenken,
Was mag ein Gott mir schenken,
Das wie ein Blick von dir die Seele stillt?
Was kann noch süßer sein als dein gedenken?

Die wunderbare Kanzone „Liebe und Tod" zeigt die Macht der Leidenschaft noch gewaltiger. Sie malt die süße Todessehnsucht, die im Herzen jedes Liebenden entsteht:

Wenn in der Jugend Blüte
Sich regt in Herzenstiefen
Ein zärtliches Verlangen,
Erwacht zugleich mit ihm ein müdes Bangen,
Ein schmachtend Todessehnen im Gemüte,
Nicht weiß ich, wie; doch allen,
Die wahr und heißgeliebt, ist's so ergangen.
Dann wohl mit Grau'n betrachtet
Der Mensch die Öde rings, und diese Erde
Dünkt unbewohnbar ihm, wenn seinem Herzen
Der eine Wunsch versagt wird,
Die neue, grenzenlose
Glückseligkeit, wonach die Seele trachtet.
Und ahnt er gar den Sturm, der seine Brust
Erschüttern wird um sie: ersehnt er Ruhe
Und möcht im Hafen landen,
Dem Aufruhr zu entrinnen
Der Leidenschaft, die ihm die Welt umnachtet.

Auch die letzte Täuschung schwand, und schauerlich singt Leopardi seinem Herzen den Grabgesang:

Nun wirst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Es schwand der letzte Wahn,
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief.
So ruh für immer. Lange
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers ist
Die Erde wert. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, andres nicht. Die Welt ist Kot.
Ergieb dich denn! Verzweifle
Zum letztenmal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur eins geschenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die schnöde
Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,
Und dieses Alls unendlich nicht'ge Öde!

Die Erinnerung an die Geliebte umspielt den Dichter auch noch an den Gestaden Neapels:

Und nie umwehen
Die Düfte mich von blumenreicher Flur,
Noch aus den Gärten in der Städte Mitten,
Daß ich des Tags nicht denke, wo ich dich
In deinen lieblichen Gemächern fand,
Durchduftet alle von den frischen Blüten
Des Frühlings, wo gekleidet in die Farbe
Des dunklen Veilchens deine himmlische
Gestalt erschien, nachlässig hingeschmiegt
Auf glänzende Polster, von geheimer Wollust
Rings überhaucht; indes du, ausgelernte
Verführerin, inbrünstig glühnde Küsse
Auf deiner Kinder sanftgeschwellte Mündchen
Laut schallend drücktest, deinen schneeigen Nacken
Vorbiegend und die arglos junge Brut
An den verhüllten, ach, ersehnten Busen
Zogst mit der wunderschönen Hand. Da schienen
Mir Erd und Himmel neu, und fast ein Strahl
Der Gottheit glänzt' in mir. Da traf, beschwingt
Von deiner Hand, die Brust, die wohlbewehrt schien,
Mit Macht der Pfeil, den unentreißbar fest
Ich stöhnend trug, bis sich zum zweitenmal
Im Lauf der Sonne jährte jener Tag.

Doch sein Herz ist tot für immer. Er hat eingesehen, daß eine Frau dem Ideal eines Mannes überhaupt nicht entsprechen kann. Auch Aspasia hat ihn nicht verstanden. Sie mag sich ihres Sieges rühmen, der Dichter will sich aber seiner Befreiung freuen:

Die Bezaubrung
Ist hin, mit ihr zerfiel in Trümmer auch
Das schnöde Joch, und ich frohlocke. Mögen
Die Tage leer sein: dennoch, nach der Knechtschaft
Und langem Wahn — wie froh umarm ich jetzt
Vernunft und Freiheit!

Seine letzten Lebensjahre verbrachte Leopardi in Neapel. Als er eines Abends dem jungen Neapolitaner Antonio Ranieri unter Thränen seine Verzweiflung darüber ausgesprochen hatte, daß er aus Mangel an Mitteln nach Recanati zurückkehren müsse, machte dieser ihm das Anerbieten eines gemeinschaftlichen Lebens. Leopardi willigte ein. Beide Freunde lebten im Winter 1831 bis 1832 in Rom und kehrten im März nach Florenz zurück. Vom August ab bewilligte Monaldo seinem Sohne auf dessen eindringliches Bitten ein bestimmtes Monatsgeld. Er stand so bis zu seinem Tode durchaus unabhängig von Ranieri da.

Im Herbst 1833 siedelten die Freunde nach Neapel über, wo sie am 30. Oktober eintrafen. Das sanfte Klima und die treue Pflege Ranieris und besonders dessen Schwester Paolina, die sich dem Kranken in rührender Hingabe widmete, führten nochmals eine Besserung in Leopardis Leiden herbei, so daß er sogar wieder arbeiten konnte und unter anderem eine Neuausgabe seiner „Operette morali" (Florenz 1834) und seiner Gedichte besorgte und viele „Gedanken" niederschrieb. Zu seinem täglichen Umgange gehörte August von Platen, bis er nach Sicilien abreiste (1835). 1836 verbrachte der Dichter die Monate April bis Juni in der

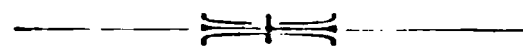
Villa des gastfreien Giuseppe Ferrigni in Torre del Greco und kehrte auch im August dorthin zurück. Hier dichtete er im Herbst den „Monduntergang“ und das berühmte Gedicht „Der Ginster“, worin die Allgewalt der Natur und ihre Erbarmungslosigkeit gegen das gebrechliche Menschengeschlecht, das sich für den Herrn der Welt hält, dargestellt wird. Die markige dichterische Schönheit wird darin freilich öfter durch die philosophischen Ausführungen erstickt. Die Furcht vor der Cholera, die inzwischen in Neapel ausgebrochen war, und Leopardis Krankheit hielten die Freunde bis zum Februar 1837 in der Villa zurück. Hier vollendete er noch die „Paralipomeni della Batracomiomachia“, eine Satire auf die neapolitanische Revolution von 1821 in acht Gesängen in Oktaven. Am 14. Juni, an demselben Tage, wo man wieder aufs Land übersiedeln wollte, verschied Leopardi in den Armen Ranieris an der Wassersucht, die sich in den letzten Monaten ausgebildet hatte.

Bunsen widmet in seinem Buche „Gott in der Geschichte“ dem Freunde folgenden Nachruf: „Friede sei deinem Andenken, du hoher Genius, der du mit leidendem Körper und in tiefem Drucke des häuslichen und öffentlichen Unglücks über diese dunkle Erde gezogen bist! Ewig Ehre deinem Namen für die Ströme göttlicher Begeisterung und Liebe, welche du bei diesem schweren Pilgerzuge in lieblichen Schwanentönen ausgegossen hast! ‚Deiner Gebieterin‘ getreu hast du gelebt, und deinem Genius getreu bist du gestorben, unvergängliche Sehnsucht zurücklassend deinen Freunden.“

Darin sind die Gründe für die trostlose Weltanschauung Leopardis richtig angedeutet. Der Dichter selbst sagt freilich in einem Briefe an v. Sinner (24. Mai 1832): „Wie groß auch mein Unglück gewesen ist — ich habe Mut genug gehabt, nicht danach zu streben, seine Last sei es durch nichtige Hoffnungen angeblicher künftiger und unbekannter Glückseligkeit, oder durch feige Ergebenheit zu mindern. Meine Gefühle gegen das Schicksal sind stets die gewesen, die ich im ‚Jüngeren Brutus‘ ausgedrückt habe, und sind es noch. Infolge desselben Mutes habe ich nicht gezögert, als ich durch meine Studien zu einer verzweifelten Philosophie geführt wurde, sie mir voll und ganz zu eigen zu machen, während man andererseits nur infolge der Feigheit der Menschen, die es nötig haben, von dem Werte des Lebens überzeugt zu werden, meine philosophischen Ansichten als das Ergebnis meiner persönlichen Leiden hat hinstellen wollen und hartnäckig meinen materiellen Verhältnissen zuschreibt, was man nur meiner Einsicht verdankt.“

Dies war eine Selbsttäuschung. Leopardis pessimistische Weltanschauung hat wirklich ihre Quelle in seinen körperlichen und geistigen Leiden und seinen Lebensumständen. Ihm war es verwehrt, sich an der reich besetzten Tafel des Lebens zu sättigen. Der Verstand erklärt daher, des Dichters Leiden verallgemeinernd, die Güter der Welt für eitel, dem Herzen aber bleibt ewig die Sehnsucht danach. Während Leopardi in seinen Dialogen seine angeblich objektiv gewonnene Lebensanschauung mit unerbittlicher Logik und in bestrickender Sprache entwickelt, spiegeln uns seine Lieder von dem Augenblick an, wo der Dichter sich von seinen Vorbildern losgemacht hat, nur sein eigenes Innere, die wechselnden Phasen seines Seelenkampfes wieder. Darin ruht der geheimnisvolle Zauber, der uns immer wieder zu ihnen hinzieht: es sind die qualvollen Bekenntnisse einer edlen leidenden Seele.

Nur mit Mühe gelang es dem Freunde, die Leiche Leopardis vor der Beerdigung im gemeinsamen Grabe auf dem Cholerafriedhofe zu retten und sie in dem Kirchlein San Vitale in Fuori-Grotta unweit des sogenannten Grabes Virgils und der letzten Ruhestatt Sannazaros beizusetzen. 1844 wurde dem Sarge eine endgültige Stätte angewiesen, die ein einfacher Stein mit einer von Giordani verfaßten Inschrift schmückt. Dort ruht der große Dichter noch heute. Zu der Feier seines hundertsten Geburtstages soll der Ort in würdiger Weise hergerichtet werden.





Unwiederbringlich.

Erzählung
von
Otto Salten.

(Nachdruck ist untersagt.)

I.

„Eins, zwei, drei, wer zuerst bei Mama ist, hat gewonnen!"

„Bei Mama? Wo ist sie denn? ich sehe nichts von ihr."

„Da, guck doch nur, gerade biegt sie ja in die Kastanienallee ein."

„Also los, Pluto, du auch mit, eins, zwei und drei!"

Bei diesen letzten Worten ging eine lustige Jagd los. In tollem Lauf, der Hund voran, stürmten die beiden Brüder die Allee entlang. Jauchzen und Hundegebell durchtönte den weiten Park.

So erreichten sie die helle, schlanke Frauengestalt, die jetzt an der Wegebiegung sichtbar ward und von dem stürmischen Anprall der Knaben sowohl als auch von dem liebevollen, aber etwas täppischen Empfang der großen Dogge fast wäre zu Boden gerissen worden.

„Ach, Mutterchen, war das mal schön! Ich hab gewonnen, denn ich hatte dich zuerst erwischt. Pluto, du dummer Kerl, so hör doch auf! Siehst du denn nicht, daß Mama keine von deinen Schmutzpfoten will?"

Pluto, der beste von allen wohldressierten Hunden, konnte wirklich in diesem Augenblick seine ehrliche Hundeempfindung nicht bemeistern. Frau von Hardegg mochte abwehren, soviel sie wollte, sie konnte es nicht verhindern, daß er seine allerdings sehr schmutzige Pfote auf ihren Unterarm legte, auf dem weißen Flanellärmel einen deutlichen Stempel hinterlassend. Dabei blinzelte er die Herrin aber sehr wohlmeinend an, stieß ein lautes Freudengebell aus und umsprang Mutter und Kinder in mächtigen, nicht eben sehr anmutigen Sätzen.

„Na, ihr seht ja wieder einmal schön aus, alle zusammen," sagte Frau von Hardegg, indem sie ihre Blicke über die schlimm zugerichtete Kleidung ihrer Söhne streifen ließ. Stiefel und Strümpfe, sowie der Saum der blauleinenen Beinkleider befanden sich in übler Verfassung. Über und über waren sie mit schmutzigem Wasser bespritzt, die großen Matrosenkragen zerknüllt, und die dichten Haare hingen wirr um die erhitzten Gesichter der beiden fröhlichen Burschen.

Und dennoch hätte die kleine Gruppe, die

jetzt den Weg entlang schritt, gar manchem Beschauer einen erfreulichen Anblick geboten: die von Gesundheit und Übermut strahlenden Knaben, rechts und links die schöne Mutter umschlingend, lebhaft lachend und plaudernd, es war ein überaus liebliches Bild.

„Nun erzählt aber, was ihr eigentlich getrieben habt," fing Frau von Hardegg wieder an, „ihr Bösewichter!"

Dabei aber sah sie die beiden „Bösewichter" mit ihren großen braunen Augen so zärtlich und stolz an, daß sie sich durch ihre Worte nichts weniger als eingeschüchtert fühlten. Wußten sie doch zu genau, wie sie mit „Mutterchen" standen, war sie doch die Vertraute in allem, was die kleinen Herzen bewegte. Gar niemand vermochte so ihre kleinen Leiden und Freuden nachzuempfinden wie sie. Ein trauriger Blick aus den sonst vor Güte strahlenden Mutteraugen wegen einer ernstlichen Unart, die sie sich hatten zu schulden kommen lassen, bewirkte bei diesen wilden Jungen mehr, als es die größte Strafe hätte thun können. So wußten sie auch jetzt genau, daß Mama ihnen wegen eines aus Übermut begangenen Streiches nicht ernstlich böse war, und es folgte ein eifriger Bericht über die Erlebnisse am Froschteich weiter unten im Park. Was doch die Kröten — „Krotten", wie der unverbesserliche neunjährige Kurt sie nannte — so „furchtbar komische" Kerle seien, wie er und Hans sie immer gefangen und dann wieder in den Teich hätten „hopsen" lassen.

„Weißt du," fuhr Hans fort, „gethan haben wir ihnen gar nichts, bloß angeguckt haben wir sie und dann wieder ins Wasser geworfen. Sie schwammen dann bis zu den großen Klettenblättern, setzten sich darauf, und nun ging ein Gequake los — nein, war das ein Konzert, rein zum Totlachen!" Der eifrige Sprecher stutzte in diesem Augenblick, erschrocken sah er seinen Bruder an, eine Uhr hatte sechs geschlagen. „Komm, komm schnell, Kurt, lauf, Herrgott ich hatt's ja ganz vergessen! O, die abscheulichen Schularbeiten zu morgen! Ach, und wir sollten um sechs — punkt sechs Uhr — zu Hause sein, hat Papa gesagt!"

Und sie setzten sich beide in schnellen Trab, die Mutter mit fortziehend.

„Das war aber sehr unrecht von euch, Kinder, Papas Befehl so zu vergessen, ihr wißt doch, wie sehr er auf Pünktlichkeit hält."

„Ja, weiß Gott!" entfuhr es Kurt.

„Aber lauft nicht so," fuhr die Mutter fort, „ich komme nicht mit, hatte auch eigentlich vorgehabt, Ellen noch bis zum Gartenthor entgegenzugehen, es wird mir sonst zu spät."

„Der Papa!" riefen jetzt beide Knaben wie aus einem Munde. „Mutterchen, bitte, bitte, komm mit bis zum Hof, wir wollten durch die Seitenthür ins Haus, jetzt um diese Zeit ist Papa im Stall!"

„Was nur los sein mag, sonst ist er doch auch um sechs nie da, gelt, du kommst mit?"

Sie hatten mittlerweile den Hof mit den ausgedehnten Stallungen erreicht. Baron Erich von Hardegg, sehr laut und, wie es schien, in gereiztem Ton mit einem Reitknecht sprechend, kam ihnen entgegen. Es war Tags zuvor ein neues Damenreitpferd eingestellt worden; der Baron hatte sich deshalb selbst nach dem Stalle begeben, um festzustellen, ob es in vorgeschriebener Weise verpflegt worden war. Dort hatte er die unangenehme Entdeckung gemacht, daß das schöne Tier, eine englische Fuchsstute, offenbar in Abwesenheit des Reitknechtes, von dem neben ihm stehenden Pferde geschlagen worden war und eine kleine Wunde am Oberschenkel davongetragen hatte.

„Pflichtvergessene Bande seid ihr, alle zusammen! Wenn man nicht immer selbst nach dem Rechten sieht, geht alles drunter und drüber! Noch ein einziges Mal kommt das vor, und du bist entlassen — werd's dem Inspektor sagen!"

„Ach Jott, Herr Baron," heulte der Bursche, „ich war ja man bloß 'ne kleene Stunde ins Dorf zu meine olle Mutter jejangen, se is — seit drei Dagen — is se wieder krank —, da hab ich mal nach se sehn wollen! Und nu jerade währenddem muß det Beest, de Holka, 'n neuen Jaul schlagen, et soll jewiß nich wieder vorkommen, daß ick mer entferne! Janz jewiß nich wieder!"

Erich von Hardegg drehte sich in diesem Augenblick um und ward seiner Frau und der beiden kleinen Sünder ansichtig. Er

war eine stattliche imposante Erscheinung, mit schönen, wenn auch etwas finsterblickenden Augen. Das dichte, dunkelblonde Haar war von einer Art eleganter Jockeymütze bedeckt, der weiche Vollbart, der das gebräunte Gesicht umrahmte, an den Seiten schon leicht ergraut. In der Hand trug er eine Reitgerte, wie überhaupt sein ganzer Anzug etwas Sportsmännisches hatte.

Der dreizehnjährige Hans hatte, während sein Vater noch den Reitknecht schalt, die Gelegenheit ergreifen und unbemerkt durch eine Seitenthür schlüpfen wollen, aber es war zu spät: das Unwetter entlud sich.

„So, das ist ja wirklich anerkennenswert! Siehe da, fünf Minuten nach sechs, meine Herren Söhne! Ist in der That recht nett! Der Herr Kandidat wird einen hübschen Begriff bekommen von der Hausordnung, die auf Ulmenhof herrscht. Ist mir unfaßlich, daß du, Helene" — und damit wandte er sich an die Baronin — „sie noch zu einer Promenade mitnimmst, statt sie an ihre Pflicht zu erinnern —"

„Papa," fiel hier Kurt ihm in die Rede, „Muttchen hat uns ja — ja, sie hat uns wirklich — ganz gewiß —"

„Schweigt, Bengels, marsch ins Haus, 's ist gerade, als ob heute alles hier verhext wäre!"

Die Kinder entfernten sich lautlos. Kurt drehte sich noch einmal nach der Mutter um, er war mutiger als sein Bruder, und es war ihm unheimlich, Mama jetzt mit dem erzürnten Papa allein zu lassen.

„Schicke mir meinen Shawl durch Lisette herunter," rief ihm die Baronin noch nach. Erich von Hardegg brummte und polterte immer weiter, Helene schwieg. Sie wagte nie zu sprechen, wenn ihr Gatte heftig war, doch sie zitterte, und in den braunen Augen standen Thränen, als sie sich jetzt umwandte, damit er ihre Erregung nicht sehe. Lisette brachte inzwischen das Gewünschte und legte ihrer Herrin den weichen Shawl um die Schultern.

„Nun, wohin willst du denn noch?" fragte der Baron seine Frau.

„Ich wollte Ellen eine Strecke weit entgegengehen, sie ist auf meine Veranlassung hin in das Dorf gegangen, um nach der alten kranken Dore zu sehen, die, wie du soeben durch Georg erfahren hast, wieder erkrankt ist."

„So, du könntest auch was Besseres thun, als noch bei einbrechender Nacht im Park herumzulaufen! Da wird's wieder 'ne gediegene Predigt des alten Feldern absetzen, wenn er in den nächsten Tagen herüberkommt und du dann womöglich ein wenig blässer als sonst auszusehen beliebst."

„Du mußt die wohlgemeinte Fürsorge des guten Sanitätsrats wirklich nicht so ernsthaft auffassen, Erich," entgegnete Helene vollkommen ruhig und sanft. „Er ist eben schon Arzt bei meinen Eltern gewesen, hat mich von frühester Jugend an gekannt, daher seine oft unbegründete Sorge um mein Wohl. Es ist mehr seine große Anhänglichkeit, die er damit beweist. Außerdem haben wir erst Anfang September, die Luft ist noch mild, der kleine Gang wird mir nicht schaden."

„Hättest den alten Knaben nur mal hören sollen," redete der Baron weiter, ohne auf die Entgegnung seiner Frau zu achten. „Fahre ich vorgestern, als ich des Pferdes für Ellen wegen in Steinach war, gerade am Kurhause vorüber, als Feldern — natürlich abgehetzt wie immer — auf mich losschnaubt. Denke, er will 'n bißchen plaudern und biete ihm einen Platz im Wagen an. Er steigt ein, sagt noch Friedrich, an welchem Hause er ihn wieder absetzen soll — und nun geht eine Rede los, daß es mir nur so in den Ohren schwirrt von den immer wiederkehrenden Worten: Ruhe, Pflege, mattes Aussehen, zu viel Anstrengung im Hauswesen, zu viel Bewegung und was noch alles. Natürlich drehte sich die Konversation nur wieder um dich, auch warst du der Gegenstand der ganzen Strafrede, die er mir hielt. Ich entgegnete ihm darauf, daß ich nachgerade nicht mehr wisse, wie man dich noch mehr schonen solle, weiß es auch wahrhaftig nicht! Hast die Neumann, eine Wirtschafterin, wie man sie selten findet, die Jungfer, ein vortreffliches Küchenpersonal, überhaupt an Dienerschaft, was du dir nur wünschen kannst. Und sonst? Umgiebt dich nicht aller nur erdenkliche Komfort? Kannst du dich über irgend etwas beklagen?"

„Erich, ich bitte dich, sprich nicht so, ich bin doch mit allem zufrieden; es ist nur,

daß ich zuweilen jetzt wieder mehr an Beklemmungen leide, wie immer, wenn der Herbst naht. Kürzlich, als Feldern uns besuchte, sah ich wohl etwas müde aus; du weißt, wir hatten tags zuvor das große Jagddiner gehabt, da mag er mir vielleicht das leichte Unwohlsein angesehen haben, es war übrigens gar nicht der Rede wert."

Der Baron war während dieser Unterhaltung eine Strecke weit verdrießlich neben seiner Frau hergeschlendert, ab und zu hieb er mit der Reitgerte durch die Luft.

Sie sahen gut zusammen aus, die beiden Gestalten. Der stattliche, stolz dreinschauende Mann und die schlanke, elegante Frau, die, obwohl sie schon fünfunddreißig Jahre zählen mochte, in fast mädchenhafter Anmut neben ihm einherschritt. Ein Maler hätte gewiß ein anziehendes Bild von beiden entworfen, dann aber jedenfalls in anderer Gruppierung: die zarte Gestalt Helenens vom starken Arm ihres Gatten umschlungen und so die schattigen Wege durchwandelnd, stilles Glück aus ihren, zärtliche Fürsorge und Stolz aus seinen Augen leuchtend.

In der Wirklichkeit war das anders. Sie gingen nebeneinander in beträchtlichem Zwischenraum. Nie, außer bei offiziellen Gelegenheiten, wäre es Erich von Hardegg in den Sinn gekommen, Helenen den Arm zu bieten, und diese war gewohnt, stets allein zu gehen, schon seit langer, langer Zeit.

Sie zog ihren weißen Shawl fester um die Schultern und beschleunigte etwas den elastischen Schritt.

„Ich muß übrigens jetzt zurück, hab eine Menge schriftlicher Arbeiten noch vor dem Abendessen zu erledigen," rief ihr der Baron zu, „kommt nicht zu spät, du und Ellen!"

Er hatte immer viel zu „erledigen", Erich von Hardegg. Ein Pflichtenmensch durch und durch, war er streng gegen sich selbst, wohl aber oft zu streng gegen seine Angehörigen und Untergebenen. Gegen diese besonders war sein Verfahren oftmals ungerecht, weil er ihre Leistungsfähigkeiten, namentlich aber ihre Intelligenz ausschließlich nach sich selbst bemaß. Er stellte große Anforderungen selbst an solche Menschen, die vermöge mangelhafter Bildung oder geringer natürlicher Beanlagung gar nicht anders handeln konnten, als sie eben thaten. Fiel nun in solchem Falle eine von dem Baron befohlene Leistung nicht ganz so aus, wie dieser sie sich gedacht hatte, so wurde der betreffende Mensch für „unbrauchbar" erklärt. Und doch war der strenge Mann nicht ohne Gemüt. Bei seinem in sich gekehrten, verschlossenen Wesen fühlte er doch sehr genau, wenn er eine Ungerechtigkeit begangen hatte. Er würde dies zwar niemals zugestanden haben. Suchte er aber, was allerdings nicht oft geschah, einen begangenen Fehler wieder gutzumachen, so war seine Art und Weise dann wiederum meist so rauh, daß er darin selbstverständlich mißverstanden wurde. Eine warme Empfindung zu zeigen, war ihm unmöglich; er tadelte viel, lobte fast nie, und wenn es ihm jemals begegnete, daß er sich zu irgend einer kleinen Gefühlsäußerung hinreißen ließ, so suchte er, gleich als schäme er sich der Schwäche, die durch ihn entstandene freudige Stimmung so schnell als möglich wieder zu ersticken.

Solche Menschen wie Erich von Hardegg erwerben sich keine Freunde und stehen innerlich meist allein. Auch er stand allein.

Sein Gut, eines der ältesten und schönsten in der ganzen Gegend, war musterhaft bewirtschaftet; denn trotz eines vorzüglichen Inspektors ließ er es sich nicht nehmen, nach allem und jedem selbst zu sehen. Als Vorstand mehrerer landwirtschaftlicher Vereine und im Besitz der verschiedenartigsten Ehrenposten und Würden hatte er stets reichlich mit schriftlichen Arbeiten zu thun. Auch Erfindungen auf den Gebieten der Landwirtschaft, des Maschinenwesens und der Forstwissenschaft beschäftigten seinen immer regen Geist und bannten ihn viele Stunden des Tages in sein Arbeitszimmer. Dieses, ein im ernst-edlen Geschmack der Renaissance ausgestattetes Gemach, bot aus den hohen Fenstern einen entzückenden Ausblick nach dem Park. Dort konnte man oft, wenn von unten herauf fröhliches Lachen und Plaudern ertönte, den ernsten, meist so finster dreinschauenden Mann stehen sehen, wie er, von den schweren Vorhängen fast verdeckt, in der Fensternische lauschend, Helenen und den Kindern beim Spielen zusah. Wer ihm in solchen Augenblicken in die Augen ge-

blickt hätte, der würde einen Ausdruck darin gewahrt haben, der mit seinem sonstigen Wesen kaum in Einklang stand.

* * *

Auf einer Steinbank etwas abseits vom Eingang des Parkes saß seit etwa einer Viertelstunde Helene. Der lachende Frohsinn, der vorhin aus ihren Augen gestrahlt hatte, als sie denselben Weg, den sie jetzt entlang schaute, mit ihren Knaben gewandelt, war verschwunden; eine sanfte Traurigkeit lag auf den schönen Zügen. Sie hatte das Gesicht in die eine Hand gestützt, während die Finger der anderen den in ihrem Schoße liegenden Kopf der dänischen Dogge mechanisch streichelten.

Sie sah öfter nach dem großen Gitterthor, durch das man einen weiten Ausblick nach der Dorfstraße hatte, und schien beunruhigt. „Pluto, wo sie nur bleiben mag!"

Der Hund wedelte und sah verständnisinnig blinzelnd zu seiner Herrin auf.

Die Dämmerung war schon vorgeschritten, aber die Sonne, die wie ein roter, feuriger Ball sich dort in dem klaren Wasser des Sees spiegelte, sandte noch ihre letzten Strahlen nach dem Parke hinüber. Langsam, langsam, die Wolken goldig färbend, senkte sie sich, während die bewaldeten Berge sich bereits in dunklerer Färbung vom Horizont abhoben. Helene schaute träumerisch zwischen den hochragenden Ulmen hindurch nach den schilfbewachsenen Ufern des grünen Sees; ein Kahn, der dort angebunden war, schaukelte leise im Abendwinde. Den Fußsteig zum Dorf hinunter schritten heimkehrende Männer, starke, wettergebräunte Gestalten, Sensen und Rechen auf den kräftigen Schultern tragend. Die Frauen folgten mit den geleerten Geschirren, in denen das Mittagsmahl gebracht worden war, viele davon ihr jüngstes Kind in ein buntes Tuch eingebunden auf dem Rücken tragend, die älteren Geschwister nebenher trippelnd. Melodisch tönten die Abendglocken vom Dorfe herauf. In schöner, stiller, friedlicher Ruhe lag die Natur ringsumher. Jetzt versank die Sonne ganz im klaren Wasserspiegel, die Schatten der Dämmerung kamen, ein sanfter Wind erhob sich.

Da endlich, ein leiser Fußtritt! Pluto sprang auf und ließ ein Freudengewinsel hören, seinen ganzen gewaltigen Körper am Gitter des Thores emporreckend. Die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens, unter den Apfel- und Nußbäumen, die zu beiden Seiten des Weges standen, herschreitend, ward jetzt sichtbar, offenbar bemüht, beim Anblick des Hundes den Schritt noch zu beschleunigen. Ein hellgestreiftes Blusenkleid schmiegte sich im Winde eng an die Trägerin an und zeigte schlanke, fast noch kindliche Formen. Der weit überfallende Schulterkragen ließ den Hals frei, und ein entzückendes Köpfchen, das Antlitz von kleinen schimmernden Locken umrahmt, die sich überall unter dem Rande des weißen Matrosenhutes lustig vordrängten, schaute mit großen, graublauen Kinderaugen ernst und zugleich schelmisch in die Welt. Das dichte Haar trug sie in einen einfachen Zopf lose geflochten. Es war Ellen.

„Kommst du endlich, Liebling?" rief ihr die Mutter entgegen; „ich fing schon an, mich deinetwegen zu beunruhigen. Wir müssen uns jetzt beeilen," fuhr sie fort, „Papa hat sich bereits über die Jungens geärgert, da wollen wir nicht auch noch zu spät kommen."

„Gewiß, Mutterchen, nur darfst du nicht zu sehr laufen, es könnte dir sonst schaden," entgegnete das junge Mädchen, Helene mit großer Zärtlichkeit umarmend und auf beide Wangen küssend. „Es war wieder mal so lieb von dir, mir die große Strecke entgegen zu kommen. Sei nur nicht böse über mein langes Ausbleiben, ich weiß selbst gar nicht, wie das nur zuging. Ich habe mich recht bei der alten Dore verplaudert, denn sie kam natürlich wieder auf ihr beliebtestes Kapitel: ‚Als Ihre verehrte Frau Mutter, die allergnädigste Frau Baronin, noch ein Kind waren' u. s. w. zu sprechen; na, das Undsoweiter kennst du ja. Ich höre ihr aber immer gern zu, wenn sie von dir und den Großeltern berichtet, die alte, treue Person. Es geht ihr etwas besser, sie war zu früh von ihrem Krankenbett aufgestanden und hatte sich auch noch den Fuß verstaucht. Georg kam ebenfalls, während ich dort war, auf einen Augenblick, um nach ihr zu sehen. Als sie aber bemerkte, daß er sich ohne Er-

laubnis entfernt hatte, jagte sie ihn geradezu hinaus. ‚Ne, min Jung, Ordnung muß sind, und die Pflicht jejen den jnädigen Herrn jeht nu mal über allens, ooch noch über din oll Mutting,‘ sagte sie. Ich habe übrigens auch Fritz Erlach gesehen, aber er mich nicht, denn ich stand versteckt hinter Dorens Geraniumstöcken am Fenster. Es war nämlich ein fremder Herr bei ihm, den ich nicht kannte, und eine rührende Scene des Wiedersehens wollte ich vor Dorens Häuschen nicht aufführen. Fritz neckt mich so wie so immer mit meinen Armenbesuchen, das mag ich gar nicht von ihm. Er ist überhaupt so leicht spöttisch. Der andere sah sehr gut aus. Beide waren zu Pferde, er saß famos im Sattel. Der hätte mich auch sicher nicht ausgelacht: die schönen, guten Augen, die er hatte, Mama, ich konnte sie nämlich sehen, denn er guckte mal herüber.“

„Du scheinst ihn dir in der That recht gründlich betrachtet zu haben, kleiner Schelm,“ warf hier die Baronin ein, Ellen am Ohrläppchen zupfend.

„Übrigens werd ich wohl bald erfahren, wer er ist,“ plauderte Ellen weiter, „das heißt, wenn du nichts dagegen hast, daß ich in den nächsten Tagen nach Doveneck fahre. Weißt du, Muttchen, Käthe hat so sehr darum gebeten bei ihrem letzten Besuche hier, und gestern schickte sie mir ein Briefchen durch den Kutscher herüber. Es ist immer so nett dort, ganz gewiß nicht schöner als bei uns, Herzensmutterchen, aber so urgemütlich! Und weißt du, wir wollen recht fleißig sein, Käthe und ich. Tante Melanie hat schon gesagt, wir sollten diesen Herbst zusammen kochen lernen bei der neuen Mamsell und auch beim Einkochen der Früchte helfen. So was muß man doch alles können,“ setzte sie mit wichtiger Miene hinzu.

„Ja, allerdings,“ sagte Helene lächelnd, „muß man das alles können, ich fürchte nur, es wird wieder bei den guten Vorsätzen bleiben. Seit ihr beiden übermütigen Backfische aus der Pension zurück seid, habt ihr immer so viel andere hochwichtige Dinge zu verhandeln, daß wohl schwerlich viel Zeit zu praktischen Beschäftigungen bleiben wird. Übrigens habe ich gegen deinen Besuch auf Doveneck nicht das geringste einzuwenden, Liebling; ich könnte dich nicht in besseren Händen wissen als bei Tante Melanie, die das Ideal einer deutschen Hausfrau ist.“

„Aber wird dir's auch nicht zu einsam werden ohne deinen Wildfang?“ meinte jetzt Ellen, die Mutter herzlich umschlingend.

„Gewiß nicht, Ellen, die Jungens werden schon für meine Zerstreuung sorgen, die paar Wochen gehen rasch vorüber; außerdem schreibst du mir, und für einen Nachmittag kannst du ja immer mal mit dem Wagen herüberkommen.“

Mutter und Tochter waren so sehr in ihre Unterhaltung vertieft gewesen, daß ihnen der Weg kürzer als sonst erschien und sie jetzt schon fast unmittelbar vor dem Schlosse, wie das stattliche Wohnhaus des Gutes Ulmenhof genannt wurde, angekommen waren.

Stolz und vornehm ragte es empor über die herrlichen alten Bäume. Die in ehemals weißem Sandstein aufgeführten, jetzt zwar teilweise verwitterten Mauern des Hauses waren über und über mit Epheu und wildem Wein umrankt, was den erfreulichen Gesamteindruck des Ganzen noch erhöhte. Über eine breite Freitreppe gelangte man, die halbrunde Plattform überschreitend, zu dem Hauptportal, das in einen weiten Hausflur führte. Sämtliche Thüren der hier im Hochparterre gelegenen Gesellschafts- und Empfangszimmer mündeten in diesen. Eine schwere, vom Alter gebräunte Eichenholztreppe führte in Windungen nach dem ersten Stock, wo die Familienzimmer lagen.

Schon beim Betreten des Flurs empfand man deutlich den ausgeprägt guten Geschmack und den Sinn für Gemütlichkeit bei den Hausbewohnern. Da war nichts Schablonenhaftes, alles wohnlich und heimisch. Weiche Teppiche dämpften den Schritt zwischen den hohen Thüren; an den Wänden entlang standen altertümliche geschnitzte Truhen, mit weichen Kissen belegt, und lederbezogene Stühle, deren Rücklehnen die Wappen der Vorfahren derer von Hardegg trugen. Die Wände waren reich mit Hirschgeweihen geschmückt, und von der Kuppel der Decke herab hing ein mächtiger Auerhahn, ein Beutestück Baron Ludolfs von Hardegg, der ein gewaltiger Nimrod gewesen war. Die Thüren des kleinen Speisesaales standen weit geöffnet. Baron Erich, pünktlich wie immer,

war der erste, der ihn betrat. Dann folgten die Baronin und Ellen. Diese hatte ihr einfaches Kostüm mit einem weißen Wollkleid vertauscht; ein heller Ledergürtel umschloß die schmale Taille. Ein paar gelblichweiße Rosen, die sie sich in den Gürtel gesteckt hatte, erhöhten den Reiz der anmutigen Gestalt. Helene trug ein terracottafarbenes Foulardkleid mit hohem Stuartkragen von gleichfarbigem Sammet und einem einzigen großen Opal, am Halse geschlossen. Der Hausherr liebte bei seinen Damen stets eine gewisse Eleganz, und selbst wenn keine Gäste zu Tisch waren, verstand es sich auf Ulmenhof von selbst, daß Mutter und Tochter die Toilette zu Tisch wechselten. Jetzt erschienen auch, begleitet von ihrem Hauslehrer, dem Kandidaten der Theologie Konrad Weber, die Söhne des Hauses, Hans und Kurt.

Lisette, die getreue Jungfer, hatte die kleinen beschmutzten Strolche in ein paar sehr chic dreinschauende Jungen verwandelt. Die langen schwarzen Strümpfe waren tadellos, die Halbschuhe von gelbem Leder blank geputzt, frische dunkelblaue Matrosenanzüge mit übergeknöpften weißen Kragen, vollends aber noch das sauber gebürstete Haar — das alles verlieh den beiden hübschen Burschen ein fast kavaliermäßiges Aussehen.

Man nahm Platz, der Hausherr präsidierte, rechts und links von ihm saßen Helene und Ellen, dann folgten die Knaben mit dem Kandidaten Weber. Dieser bekleidete erst seit kurzem seine neue Stellung auf Ulmenhof; sein ganzes Äußere, sowie die fast ungelenke, schüchterne Art, mit der er sich in diesem kleinen Kreise bewegte, ließen sofort erkennen, daß er aus sehr bescheidenen Verhältnissen stammte. Sein Vater war Landpastor. Er selbst hatte sich während seiner Studienjahre schwer durchkämpfen müssen. Als ihm die Stelle auf Ulmenhof angeboten wurde, fühlte er sich zunächst am Ziele aller seiner Wünsche: festen Gehalt und voraussichtlich auf mehrere Jahre, denn die Knaben waren noch jung. Dann aber beschlich ihn eine höchst peinliche Empfindung. Wie sollte er, der kaum jemals in gebildetem Verkehr gestanden hatte, der höchstens bei Gelegenheit seines Besuches im Elternhause ein paar Pastorenfamilien der Umgegend kennen gelernt hatte, der als Student, weil er über keinen überflüssigen Groschen verfügte, als Einsiedler hatte leben müssen — wie sollte er sich nun tagtäglich in diesem aristokratischen Kreise bewegen?

Namentlich die Damen der höheren Stände waren ihm als entsetzlich hochmütig, kalt und herzlos geschildert worden. Er kannte keine einzige, hatte noch nie in seinem Leben mit einer wirklichen Baronin gesprochen.

Und nun gar die Kinder, die kleinen „Junker“! Man hatte ihm von deren Verzogenheit, ihrer Anmaßung gegen die unglücklichen Lehrer ein geradezu schauerliches Bild entworfen, so daß er fast wieder in seinem Entschluß, die Stellung zu übernehmen, irre geworden war.

Und nun — wie ganz anders war dies alles gekommen!

Ein Blick in das schöne, vornehme Gesicht der Hausfrau, auf Ellens liebliche Gestalt sagten ihm, daß das kein Traum gewesen, daß diese Frau, eine wirkliche, echte Edelfrau im vollsten Sinne des Wortes, ihm, dem ungeschickten Fremden, beim Empfang die weiße Hand gereicht und die seinige herzlich gedrückt hatte. Noch sah er den gütigen Ausdruck in den braunen Augen, als sie ihn mit warmen Worten willkommen geheißen hatte. Noch vermeinte er Ellens helle freundliche Stimme zu vernehmen, als sie, die Jungen bei den Ohren ziehend, gesagt hatte: „Ja, ja, Herr Kandidat, nehmen Sie nur meine wilden Herren Brüder in strenge Zucht, es kann ihnen nichts schaden.“ Und nun gar Hans und Kurt, die ihm anvertrauten Zöglinge — was waren das für ein paar liebe, treuherzige, echt deutsche Jungen!

Von dem Augenblick dieses Empfanges an erschienen ihm die Damen des Hauses in verklärtem Lichte, wie die gütigen Feen im Märchen. Das stand bei ihm fest: er wollte aufs eifrigste bemüht sein, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und aus den beiden Knaben ein paar Musterschüler heranzubilden.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, saß er auch jetzt bei Tische zwischen Hans und Kurt. Das stilvolle Gemach, die einfach-elegante Ausstattung der Tafel, der lautlos servierende Diener, besonders aber

die dies alles überstrahlenden reizenden Frauengestalten am oberen Ende des Tisches versetzten ihn in eine traumartige Stimmung. Die Rosen an Ellens Gürtel dufteten zu ihm herüber — er ärgerte sich über seinen schwarzen Rock, der ihm schäbig vorkam, und rückte noch mehr als sonst an dem Kneifer, der niemals recht sitzen wollte.

Es herrschte eine schwüle, gedrückte Stimmung heute abend.

Des Hausherrn Stirn war noch immer nicht ganz geglättet, er schwieg, wie meist in solchen Fällen; gegen wen hätte er auch Rücksicht nehmen sollen? Er war in seinem Hause, da konnte er thun, was ihm beliebte, auch schweigen, so lange es ihm paßte. Helene wußte nicht, welches Gesprächsthema sie berühren sollte, ohne ihn noch mehr zu verstimmen. Ellen hätte für ihr Leben gern über das neue Reitpferd etwas erfahren, aber jetzt Papa zu fragen, das ging auch nicht, um ihn nicht an Georgs Nachlässigkeit zu erinnern. Hans und Kurt wagten kaum, den Vater anzusehen, und löffelten trübselig ihre Suppe.

Da fiel Helenens Blick auf Konrad Weber. Der arme Mensch, man mußte doch wenigstens mit ihm ein paar Worte reden.

„Herr Kandidat!“

Der so Angeredete hatte gerade darüber nachgedacht, ob Ellens Haar mehr aschblond oder goldblond sei. Wie vom Blitze getroffen fuhr er nun auf bei der unvermittelten Anrede der Baronin.

„Frau Baronin befehlen?“

Die Bewegung seines Kopfes war aber so urplötzlich und ruckweise, daß der Kneifer in diesem Augenblicke von seinem unsicheren Sitzpunkte herabgeschleudert wurde und geradeswegs in den noch gefüllten Suppenteller des armen Kandidaten fiel.

Ein schallendes, nicht zu bändigendes Gelächter der Knaben ertönte, auch Helene und Ellen lachten herzlich mit. Es war wie die Stille vor dem Sturme gewesen, jetzt gab's kein Halten mehr: Pluto heulte vor Vergnügen, und sogar Johann, der servierende Diener, der sonst im Bewußtsein seiner Würde keine Miene verzog, konnte sich eines Grinsens nicht erwehren. Er bewies übrigens die größte Geistesgegenwart, indem er den Teller samt dem darinschwimmenden Kneifer hinaustrug, um diesen nach wenigen Minuten dem todunglücklich dasitzenden Kandidaten reingeputzt wieder zu überreichen. Das Eis war gebrochen. Der Baron, im stillen ganz froh darüber, lächelte jetzt auch, und der Schluß der Abendmahlzeit verlief in heiterer, zufriedenstellender Weise.

* *
*

Es war ein herrlicher Septembernachmittag. Die Sonne schien noch einmal ihre ganze Wärme ausstrahlen zu wollen, denn sie brannte förmlich auf den breiten Fahrweg vor dem Schlosse, so daß der dort wartende Reitknecht die ihm anvertrauten Pferde unter eine hohe, schattige Kastanie führen mußte. Die mutigen Tiere schnaubten und stampften ungeduldig scharrend den Kies unter ihren Hufen. Zwei davon, eine englische Fuchsstute und ein weißer Araber, trugen Damensättel und Zaumzeug aus hellem englischem Leder. In einiger Entfernung, ein viertes Pferd am Zügel haltend, stand im flotten Jockeykostüm, das hübsche Gesicht bis auf den vorschriftsmäßigen kurzen Backenbart glatt rasiert, Friedrich, der herrschaftliche Kutscher. Es war eigentlich nicht seines Amtes, den Reitknecht zu spielen, aber in diesem und ähnlichen Fällen war er niemals abgeneigt, wußte er doch sehr genau, der gnädige Herr hielt auf Äußerlichkeiten und zog ihn, wenn die Damen ausritten, seines hübschen Aussehens halber dem sommersprossigen Georg vor, der so wenig herrschaftlich aussah und meist auf dem Heimwege eine Schnapsnase aufweisen konnte.

Jetzt öffnete sich die große Eingangsthür, und die Freitreppe herab kam Baron Hardegg, begleitet von seinen Damen.

„Das wird heute ein herrlicher Ausflug werden, Papa!“ rief Ellen, lustig ihre zierliche Reitgerte schwingend, und zu der Mutter gewendet fuhr sie fort: „Schaden kann dir der kurze Ritt auf keinen Fall, liebe Mama, es ist ja so warm wie im Hochsommer, paß mal auf, es wird riesig nett!“

Damit eilte sie leichtfüßig die Treppe hinab und auf die Pferde zu, wobei die kleinen ungarischen Stulpenstiefel unter dem modernen fußfreien Reitkleid sichtbar wur-

den. Der Baron half nun Frau und Tochter in den Sattel. Lisette war auch mit unten erschienen, um nach dem Aufsitzen an die Toiletten der Damen die letzte kundige Hand zu legen, hier und da noch eine Falte zurecht zu zupfen oder den Saum des Kleides über den im Steigbügel ruhenden Fuß zu ziehen. Mutter und Tochter trugen vorzüglich sitzende Reitkostüme aus Tuch. Das der Baronin war schwarz, nur am Halse und an den Handgelenken wurden schmale Streifen weißer Leinwand sichtbar. Den hohen Stehkragen und die Manschetten hielten kleine goldene Hufeisen geschlossen, die als Knöpfe und Brosche dienten. Ellen in dunkelblauem Kleide hatte heute das goldschimmernde Haar zu einem dicken Knoten aufgesteckt, fast zu schwer für ihr kleines Köpfchen. Beide Damen trugen, den unkleidsamen Cylinderhut verschmähend, kleine schwarze Filzhüte mit schmalem Rande als Kopfbedeckung.

Die Kavalkade setzte sich nun, anfangs im Schritt, in Bewegung, aber schon nach der ersten Wegbiegung sah man sie in flottem Trabe und erst an der kleinen Anhöhe, die zum Walde hinaufführte, eine ruhigere Gangart wieder anschlagen. Georg und Lisette schauten noch eine Weile den Davonreitenden nach.

„Wenn nur unserer gnädigen Frau das nicht wieder schadet,“ sagte Lisette liebevoll besorgt. „Der Herr Sanitätsrat meinte noch kürzlich, sie solle sich nicht viel bewegen.“

„Na, se bewegt sich doch ooch nich, sondern der Jaul! Mir haben se nadierlich wieder nich mitjenommen, unsereener is nu mal nich vornehm jenug ins Äußere. So'n jlattes Milchsuppenjesicht, wie der Friedrich, der — na, so wie der kann's ooch nich en jeder, und überhaupt — 's is mich zwar eejentlich janz schnuppe, sonst hätt ick ja Ihnen, Liseken, 'n janzen Vormittag nich jesehn.“ Er schaute die hübsche Zofe mit seinen kleinen, gutmütigen Augen zärtlich an.

Sie lachte.

„Übrigens, wat ick noch sagen wollte, unser jnädiges Fräulein, de Baroneß Ellen, die wird alle Dage niedlicher, ick hab man nur so schauen müssen, wie sie jetzt eben dahinsauste; bei Jott, 'n wahres Prachtmädel!“

„Es ist richtig, die Baroneß ist wunderhübsch; aber ich finde die gnädige Frau noch schöner — ja, lachen Sie nur, meine Gnädige geht mir mal über alles!“

„Wenn se bloß man 'n bißken rötere Backen hätte, dann jinge et ja, aber sone blassen Jesichter, nee, det is nich mein Fall. Se müssen nich denken, Liseken, dat ick wat jejen ihr sagen will, im Jejenteil, se is 'n wahren Engel, det weiß ein jeder von uns, und wat min oll Mutting is, die doch Kinderfrau bei se jewesen is —“

„Wissen Sie, Georg,“ unterbrach ihn hier Lisette, „die arme, gnädige Frau ist in den letzten Jahren gar nicht gesund, deshalb sieht sie auch so bleich aus, sie hat ein Herzleiden, ich habe gehört, wie der Herr Sanitätsrat es schon vor langer Zeit dem Herrn Baron sagte.“

„Een Herzleiden? Wenn det detselbe is wie 'n ‚Herzeleid‘, dann mag 'et wohl richtig sind, denn daß“ — und dabei zeigte er nach dem Schlosse — „da nich allens is, wie et sein sollte, det sieht ja 'n lahmer Schimmel! Und was de Jnädige is — so recht verjnügt is se man bloß immer, wenn se alleene mit de kleenen Herrschaften is, und oft hab ick schon jesehn, daß se janz rote Oogen hatte; et is nich allens Jold, wat jlänzt! Een ‚Herzeleid‘ hat se, det is jewiß! Bei mir is hier, wo det Herze sitzt, ooch schon lange wat nich janz richtig. Wenn ick bloß an Ihnen denk, Liseken, dann hab ick hier en janz kurioses Jefühl. Ob ick nich am Ende ooch herzleidend bin? Sie müssen et doch wissen, Sie verstehen sich doch uff so wat. Fühlen Se bloß man“ — er hatte Lisettens Hand ergriffen und sie gegen seine Brust gedrückt — „hören Se, fühlen Se, wie das da drinnen hopst und buppert?“

„Sie sind ein ganz verdrehter Kerl,“ sagte Lisette lachend.

„Liseken! Ach, wenn Se —“

„Lisette, Lisette,“ ertönte da die Stimme des gestrengen Fräulein Neumann, „man fragt nach Ihnen im Bügelzimmer, die Wäsche muß noch heute nachgesehen werden, die Baroneß fährt in drei Tagen nach Doveneck!“

Die Gerufene flog ins Haus zurück. Georg schlich betrübt von dannen.

„Verdammte olle Hexe, mußt de nu jerade brüllen, wo ick endlich mal so scheen im Zuge war!"

* *
*

Inzwischen hatten die Reiter den Wald erreicht und schlugen, unter herrlichen Buchen dahineilend, den Weg nach dem nahegelegenen Steinach ein. Noch eine halbe Stunde, und durch die Lichtung hindurch konnte man es schon liegen sehen, das trauliche, kleine, altehrwürdige Steinach.

In einem Bäderalmanach steht es jedenfalls nicht unter den modernen Kurorten, das stille Fleckchen Erde; auch keine mit Abbildungen versehenen gedruckten Prospekte verbreiten seinen Ruhm. Eisenbahn- und Postverbindungen sind mangelhaft; Wagen giebt es nur vier, wovon je der Hirschen- und der Kronenwirt einen Landauer und einen Viktoriawagen besitzen. Außer den Hotels, wenn man die sehr einfachen, aber in der Verpflegung vortrefflichen Gasthäuser so benennen kann, hat Steinach zur Unterbringung seiner Gäste nur noch einige höchst bescheidene, von freundlichen Gärten umgebene Privatpensionen aufzuweisen. Und doch hatte der kleine, unbedeutende Badeort einen ungemeinen Reiz, und wer aus der weiteren Umgebung sich einmal so recht gründlich von Überbürdung und großstädtischem Leben erholen wollte, der flüchtete in das stille, von bewaldeten Bergen umschlossene Plätzchen, um neugestärkt an Leib und Seele zu den Seinigen zurückzukehren. Eine besondere Anziehungskraft von Steinach war außerdem, daß man dort immer gute Gesellschaft fand, und zwar fast stets mehrere Jahre hintereinander dieselben Menschen traf. Wer einmal dort gewesen war, der ging im nächsten Sommer wieder hin, und so kam es, daß sich ein regelrechter Kreis von Stammgästen gebildet hatte, die mehr oder weniger alle freundschaftlich miteinander verkehrten.

Auch für die Gutsbesitzer der Umgegend war Steinach einer der beliebtesten Ausflugsorte; sogar im Winter, denn der Weg eignete sich vortrefflich zu Schlittenpartien, fanden sich diese, oft von ihren Damen begleitet, hier zusammen. Selbst der Jagdklub tagte hier im Gasthof zum Hirschen, der nebenbei berühmt war durch seinen ausgezeichneten Grog.

Das kleine, im ländlichen Stil errichtete Kurhaus, denn ein Kurhaus besaß Steinach, war von hübschen, parkartigen Anlagen umgeben. Davor befand sich eine ziemlich breite Terrasse, wo im Sommer des Nachmittags unter den Klängen einer aus acht Mann bestehenden Kurkapelle die Gäste meist ihren Kaffee einnahmen. Stufen aus Baumstämmen mit Geländern aus wildem Geäst führten von dort teils höher hinauf in den angrenzenden Wald, teils hinunter auf die Landstraße, wohin man unmittelbar von den Anlagen aus gelangen konnte.

An einem Tische etwas unterhalb der Terrasse, nicht sehr weit von der eben erwähnten Landstraße, die, von hohen Platanen eingefaßt, mehr eine Allee zu nennen war, saßen zwei Herren vergnügt bei Bier und Cigaretten.

Der eine, ein hübscher schlanker Offizier mit blondem Schnurrbart und lustigen Augen, war der Premierlieutenant Botho von Erlach, zur Zeit auf Urlaub, sonst im Husarenregiment Nr. 12 in der benachbarten Garnisonstadt stehend. Er war von Doveneck herübergekommen, um einen fidelen Nachmittag bei seinem Freunde, dem Sekondlieutenant Theodor Schneidwitz, augenblicklich zur Kräftigung seiner Gesundheit regelrechter Kurgast in Steinach, zu verbringen.

Beide Offiziere waren, wie es schien, in eifrigem Gespräch und stritten lebhaft über irgend einen Gegenstand, wobei zwei Namen, der einer Dame und der eines Herrn, sehr oft genannt wurden.

„Na," sagte endlich Erlach, „es bleibt eben jeder von uns bei seiner Meinung, so ganz klar muß die Sache doch schon früher nicht mit ihr gewesen sein; ich bitte dich, eine Frau vom Aussehen der Bergdorf!"

„Jawohl, der Rittmeister hat keinen üblen Geschmack bewiesen, mein Fall wäre sie auch!" entgegnete Schneidwitz.

Dann schwelgten sie beide im Genuß der türkischen Cigaretten und der wogenden Klänge der Musik, die gerade den Walzer „Rosen aus dem Süden" ertönen ließ.

Da wurde plötzlich, von der Richtung des Waldes die Chaussee entlang immer näher

und näher kommend, der Hufschlag mehrerer Pferde vernehmbar. Jetzt so dicht, daß man, zwischen den Platanen hindurchsehend, die Reiter bereits unterscheiden konnte.

„Alle Wetter, Erlach! Sieh doch, sieh mal da unten — giebt's denn so was in unserem biederen Steinach? Das ist ja — geradezu pyramidal, diese Gäule und die famosen Wei—"

„Mensch," schrie jetzt Erlach auf, Schneidwitz sehr unsanft am Arm packend, „schweig doch um Gottes willen! Das sind ja die Hardeggs, unsere nächsten Nachbarn und intimsten Bekannten! Mit dem reizenden Mädel auf dem Fuchs duze ich mich ja, sind zusammen aufgewachsen!"

„Nn—n—nä," brummte Schneidwitz, den Kameraden etwas mißtrauisch ansehend. Aber schon wenige Sekunden später wurde sein Blick entschieden sehr neidisch; denn wie um Erlachs Worte zu bestätigen, tönte jetzt eine helle Mädchenstimme herauf.

„Botho, Botho! Mama, sieh doch, da oben sitzt Botho Erlach; sollten wir hier nicht absteigen?"

Die Baronin hatte bei Ellens Worten den jungen Offizier gleichfalls erkannt und grüßte freundlich hinauf.

„Was meinst du, Erich, sollen wir absteigen?"

„Meinetwegen," entgegnete der Baron, „ist mir gleich, wo wir uns niederlassen."

Botho von Erlach war mittlerweile schon längst die paar Stufen hinabgeeilt und begrüßte die Ankommenden.

„Gehorsamer Diener, gnädige Frau; war wirklich ein famoser Gedanke von Ihnen, Hardegg, bei dem schönen Wetter den Ausflug zu unternehmen! Wie steht's, Ellen?" Damit schüttelte er der jungen Dame herzlich die Hand, „du lässest aber lange auf dich warten, Käthe ist schon ganz ungeduldig, und mein Urlaub läuft in wenigen Tagen ab. Aber sollten wir nicht nach der Terrasse gehen? Die Damen werden gewiß durstig sein!"

Man stimmte allgemein seinem Vorschlag bei.

„Friedrich," rief der Baron noch dem mit den Pferden sich entfernenden Kutscher zu, „also im ‚Hirschen' einstellen und in spätestens ein und einer halben Stunde wieder hier vorführen — verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Baron!"

Die kleine Gesellschaft lenkte die Schritte jetzt der Terrasse zu.

„Einen Augenblick Verzeihung," sagte Botho, „hab nämlich daneben am Tische noch einen Kameraden sitzen, wie Sie bemerkt haben werden. Gnädige Frau erlauben doch, daß er mitkommt?"

„Aber natürlich!"

„Gestatten die Herrschaften, Sekondlieutenant Schneidwitz."

„Habe vorhin gnädige Baroneß schon zu Pferde bewundert," wandte sich dieser, nach drei ehrfurchtsvollen Verbeugungen vor den Herrschaften, an Ellen, „reiten großartig, wie eine Amazone. Wo haben gnädiges Fräulein Reitunterricht genommen?"

„Eigentlich nur bei Papa, in unserer eigenen kleinen Reitbahn auf Ulmenhof."

„Mache Herrn Baron mein Kompliment. Alle Achtung vor solch vorzüglichem Lehrmeister!"

Erich von Hardegg lächelte etwas liebenswürdiger als sonst. Schneidwitz hatte unbewußt eine schwache Seite bei ihm berührt: Ellen und ihre Reitkünste waren sein Stolz.

Man hatte mittlerweile die Terrasse erreicht. Die Gruppe der Herannahenden erregte hier, wie es schien, einiges Aufsehen. Unzweifelhaft war man da oben noch kurz vorher mit einem höchst interessanten Thema beschäftigt gewesen. Etwas Außergewöhnliches bewegte unverkennbar die Gemüter sämtlicher anwesender Kurgäste. An allen Tischen wurde lebhaft gesprochen, an vielen sogar gestritten. Eine Notiz im Badeblatt mußte Anlaß dazu gegeben haben; denn alles studierte darin eine bestimmte Stelle, und zwei Namen, dieselben, um die sich bereits das Gespräch der beiden Lieutenants gedreht hatte, wurden immer und immer wieder, und, wie es schien, von den Damen mit besonderer Entrüstung genannt. Als die kleine Gruppe, voran Ellen mit Botho, sich der Terrasse näherte, stockte die Unterhaltung. Zwei sehr elegante Damen im Reitkostüm, das sah man nicht alle Tage in Steinach, und die nach allem Neuen lechzende Badegesellschaft erging sich in lebhaftester Kritik und den unglaublichsten Vermutungen. Endlich gelang es den Herren, sich durch alle die neugierigen Menschen hindurchdrängend,

einen Tisch zu erobern, und man ließ sich dort nieder.

„Sagen Sie mal, Herr Lieutenant, was ist denn eigentlich heute hier los?“ wandte sich jetzt der Baron an Schneidwitz. „Die ganze Gesellschaft scheint ja in Aufruhr — ist jemand ertrunken oder sonstwie verunglückt? Irgendwas muß entschieden geschehen sein!“

„Ach, es ist von wegen der dummen Geschichte — Herr Baron wissen nicht? Haben Sie nie, noch im vergangenen Sommer, hier eine gewisse Bankiersfrau Namens Bergdorf gesehen, gnädige Frau?“

„Doch, doch,“ entgegnete Helene, „ich erinnere mich ihrer sehr genau, sie wurde mir einmal im Vorübergehen gezeigt, eine allerliebste Erscheinung, sie hatte einen kleinen Jungen bei sich im Alter von unserem Kurt.“

„Stimmt, gnädige Frau; nun, heute kam eine irgendwo abgedruckte Notiz im Badeblatt, daß Frau Bergdorf mit einem Husarenrittmeister a. D. auf und davon sei; das haben ihr die Steinacher Heiligen sehr übelgenommen.“

„So,“ ertönte hier Erichs Stimme scharf dazwischen, „demnach billigen wohl Sie das Verhalten der Dame?“

„Das will ich nicht gerade behaupten, aber jedenfalls —“

Schneidwitz kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick steuerte eine höchst auffällige Erscheinung auf den Tisch los, und eine allen bekannte Stimme begrüßte die Anwesenden mit weithin schallender Herzlichkeit. Es war Sanitätsrat Feldern, der seit mindestens fünfundzwanzig Jahren hier ansässige Badearzt. Er schien in höchster Eile zu sein, denn der vielfach spiegelige Gehrock umflatterte wie ein Segel seine lange, hagere Gestalt. Das schon stark ergraute Haar hing unordentlich bis auf den Rockkragen herab. Über der scharfgeschnittenen Nase war die Brille verschoben, die Krawatte saß schief, und der mächtige Bart hing, vom eiligen Laufen arg zerzaust, über die Brust herab. Er sah aus wie ein Wüstenheiliger, der gute alte Feldern.

„Gestatten die Herrschaften, daß ich mich hier einen Augenblick verschnaufe,“ stieß er fast atemlos hervor und ließ sich dabei erschöpft auf einen Stuhl fallen.

„Das war wieder mal eine Hetze, nein, ich hab's nachgerade satt! Nicht genug, daß so ein Unglückswurm von Badearzt für jede Temperaturschwankung, jedes Gewitter und die unglaublichsten Dinge verantwortlich gemacht wird, jetzt zerreißen Sie mich nahezu wegen der Geschichte da, na, Sie wissen wohl alle bereits, worum es sich handelt.“

„Aber, lieber Sanitätsrat, wie kann man Sie auch noch damit belästigen, was will man denn von Ihnen?“ fragte Helene.

„Weil ich seit Jahren Frau Bergdorf in Behandlung hatte, weil ich sie kannte, die beklagenswerte Frau und sie nun mit Gewalt in Acht und Bann erklären soll. Von dem Augenblick an, wo die Notiz im Blatte erschien, bin ich meines Lebens nicht mehr sicher; auf der Straße überfällt man mich. ‚Sagen Sie, Herr Sanitätsrat, Sie müssen doch entschieden früher etwas bemerkt haben; wenn Sie uns nur gewarnt hätten, ja, ja, wäre man nur zeitig zurückhaltender gegen die abenteuerliche Person gewesen,‘ u. s. w. Unzähligemal habe ich heute schon versichert, daß ich wirklich und wahrhaftig nichts bemerkt habe, daß Frau von Bergdorf sich stets durchaus korrekt und im höchsten Grade taktvoll benommen hat. Es bleibt dabei! Die Steinacher Damenwelt fühlt sich samt und sonders durch dieses Ereignis kompromittiert, obgleich man der Sünderin, solange sie hier weilte, mit der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit begegnete, ja ihren Umgang suchte; sie selbst hielt sich am liebsten ganz zurückgezogen. Aber natürlich, sie war eine schöne, geistig hochbegabte Frau, das ist heutigestags oft schon genug, um verurteilt zu werden.“

„Ja, sagen Sie uns mal, lieber Feldern, ganz unter uns,“ fragte Botho von Erlach den aufgeregten alten Herrn, „was halten Sie denn nun von der Geschichte, ist die Frau schuldig, oder giebt es da Milderungsgründe? Sie sagten doch eben, sie sei Ihnen seit Jahren bekannt gewesen.“

„Milderungsgründe, wenn 'ne Frau ihrem Gatten mit 'nem anderen davonläuft,“ brummte der Baron spöttisch dazwischen, „bin begierig, mögen nette Gründe sein!“

„Es liegt mir sehr fern,“ hob Feldern an, den Baron von Hardegg ruhig ansehend, „hier der Unmoralität das Wort reden zu

wollen, aber ob es in einem Falle, wie der vorliegende einer war, Milderungsgründe giebt, das beantworte ich getrost mit Ja. Ich glaube jedenfalls, daß Tausende von Frauen sich in einer Ehe voller Mißklang und ewigem Mißverstehen bis an ihr Lebensende herumschleppen, aber nicht den Mut finden, in ihr Schicksal einzugreifen. Das sind dann in erster Linie diejenigen, welche andere, die wie Frau Bergdorf gehandelt haben, verdammen, und zwar nicht aus innerster Überzeugung — im Gegenteil, sie beneiden die Betreffenden, die das jahrelang entbehrte und ersehnte Glück sich dem bestehenden Gesetz zum Trotz errungen haben. Frau Bergdorf kannte ich seit den letzten vier Jahren. Sie kam hierher stets ohne ihren Gatten in Begleitung ihres Söhnchens."

„Den Jungen soll sie übrigens mitgenommen haben," warf hier Schneidwitz ein.

„Also in Begleitung ihres Söhnchens und einer älteren Gesellschafterin," fuhr Feldern fort. „Sie war eine grundgescheite, vielseitig gebildete Dame, die ihr einziges Kind auf das sorgfältigste erzog, und in deren Benehmen ich auch niemals während dieser Jahre das geringste beobachtet habe, das nicht auf die edelste Lebensauffassung und das reinste Gemüt hätte schließen lassen. Von ihrem Gatten sprach sie nie, er besuchte sie auch niemals, und ich vermutete, gewiß mit Recht, daß ihre Ehe keine glückliche war. Man hat ja als Arzt leicht einen Einblick in derartige Verhältnisse, leider, möchte ich fast sagen."

„Aber der Rittmeister? Sie müssen die beiden doch häufig zusammen gesehen haben. Wie war es denn damit?" rief Botho dazwischen.

„Allerdings sah ich sie häufig zusammen, bemerkte aber auch nicht das geringste Anstößige in ihrem Verkehr. Habe ich doch in meiner langjährigen Praxis hundertfach beobachtet, daß fast alle allein hier weilenden Damen einen sogenannten Bade-Kavalier hatten. Das ist überall in jedem Kurort so, es sind diese Beziehungen meist der allerharmlosesten Art und lösen sich mit dem Auseinandergehen ganz von selbst. Wenn zwischen Frau Bergdorf und dem Rittmeister A. eine ernstere Neigung, die sie schließlich die Grenzen des Erlaubten überschreiten ließ, vorlag, so beklage ich die Frau aufs tiefste, sie muß sehr unglücklich gewesen sein, daß es bei ihr dahin kommen konnte."

„Habe gar nicht gewußt, lieber Feldern, daß Sie sich neuerdings zur freien Richtung bekehrt haben und entartete Frauen so ritterlich verteidigen," sagte hier der Baron sehr bissig. „Was in aller Welt beanspruchte denn die Frau noch, wenn ihr Gatte sie, wie es doch den Anschein hat, in jeder Beziehung fürstlich versorgte?" Ein rascher Blick flog zu Helene hinüber. Diese sprach leise mit Ellen und hatte ihn nicht bemerkt. „Ist ein wahres Glück, daß Sie selbst nicht geheiratet haben mit solchen verschrobenen Ideen!"

„Allerdings," fuhr Feldern ernst fort, „habe ich alter verdrehter Kerl noch altmodische Ansichten von einer Ehe und meine, daß der Mann seiner Frau noch anderes zu bieten habe als nur eine gute materielle Versorgung. Das Glück einer feinfühligen Frau beruht meist auf ganz anderem, als Geld zu beschaffen vermag; es sind das oft recht kleine, unbedeutende Dinge, aber da, wo sie sind, beglücken sie, wo sie fehlen, werden sie oft schwerer entbehrt, als man ahnt. Doch, wie schon gesagt, er ist wohl nicht mehr zeitgemäß, mein Standpunkt."

Der alte Herr hatte sich so in Eifer geredet, daß er nicht bemerkte, wie unbeschreiblich peinlich die Unterhaltung auf Helene wirkte. Sie saß, den einen Arm um Ellen geschlungen, totenblaß da und sandte ihm jetzt, als Feldern endlich eine Pause eintreten ließ und zu ihr hinsah, mit einer Handbewegung nach Ellen einen flehenden Blick hinüber. Er mochte fühlen, daß die Debatte für die Ohren eines siebzehnjährigen Mädchens nicht sehr geeignet war, und ärgerte sich über sich selbst, daß er so etwas hatte vergessen können und die Baronin verletzt habe. Um dem Gespräch rasch eine andere Wendung zu geben, wandte er sich jetzt ziemlich unvermittelt an Helene.

„Freut mich übrigens ganz besonders, liebe gnädige Frau, Sie mal wieder in Steinach zu sehen. Wenn nur der Ritt nichts geschadet hat, es war eigentlich gegen die ärztliche Verordnung, aber wir wollen uns

mit dem alten Spruch trösten: Præsente medico nil nocet! Nur nicht zu scharfen Trab auf dem Heimweg!“ fügte er lachend, mit dem Finger drohend, hinzu.

„Ist auch die höchste Zeit, an den Heimweg zu denken,“ bemerkte jetzt verdrießlich der Baron, „in einer halben Minute ist die Zeit um und Friedrich, der Lümmel, noch nicht zur Stelle!“

„Da kommt er mit den Pferden, Papa, sieh doch!“ rief Ellen, „laß uns gehen, Mutterchen!“

„Adieu, lieber Sanitätsrat,“ erwiderte Helene, sich erhebend, „kommen Sie bald einmal nach Ulmenhof!“

Feldern küßte die dargebotene feine Hand und sah, wie um Verzeihung bittend, mit seinen treuen alten Augen zur Baronin auf.

„Adieu, adieu!“ riefen jetzt auch Ellen sowie der Baron und schritten, begleitet von Botho und Schneidwitz, zu den bereitstehenden Pferden.

„Also, ich melde dich an auf Doveneck, Ellen, in spätestens drei Tagen?“

„Ja, ganz bestimmt, Botho.“

„Will's nur gleich Fritzen melden, damit er die Guirlanden zu deinem Empfang winden kann. Herrgott, wird das 'ne Freude werden!“

„Das kannst du bleiben lassen, aber deine liebe Mutter und Käthe grüße tausendmal, adieu Botho!“

„Adieu Ellen! Auf baldiges Wiedersehen, gnädige Frau; hauen Sie doch den armen Gaul nicht so, Hardegg! — Empfehle mich den Damen gehorsamst,“ schallte es jetzt durcheinander, und fort ging's, Rosse und Reiter, in den wundervollen Herbstabend hinein.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Bist doch ein Glückspilz, Erlach,“ sagte Schneidwitz, als die Offiziere allein waren.

„Wieso?“

„Na, hör mal, thu nicht so lammfromm, aber das entzückende Mädel solltest du dir doch nicht entgehen lassen; wie sie im Sattel sitzt, die allerliebste blonde Hexe, das wäre so mein Fall!“

„Nein, Mensch, da bist du gründlich auf dem Holzwege, ich müßte mich dann mit meinem eigenen Bruder ihretwegen duellieren. Der Junge ist höllisch vernarrt in das niedliche Ding, so lange wie ich denken kann. Als sie noch im kurzen Kleidchen, den Kopf voll goldener Löckchen, zu uns kam, hat er ihr schon immer die dicksten Äpfel und Birnen zugesteckt. Aber er dauert mich, der Fritze, denn ich glaube, er hat nicht viel Aussichten; wir stehen wohl alle beide kameradschaftlich nett mit ihr, aber im Grunde macht sie sich aus keinem etwas Besonderes, das hab ich schon lange los. Kennt bis jetzt nur einen einzigen Abgott: ihre Mutter.“

„Ein Geschmack, den ich vollkommen begreife,“ unterbrach ihn der Kamerad.

„Übrigens war der Baron heute wieder in einer recht liebenswürdigen Laune; der muß einem doch immer durch seine Unausstehlichkeit die Stimmung verderben. Hast du gemerkt, wie er auf den alten Feldern losfuhr?“

„Vielleicht war ihm die Sache, die der Alte verteidigte, unsympathisch — die Baronin ist sehr schön!“

„Wieso? Was willst du damit sagen? Ich verstehe deine Andeutungen nicht.“

„Nun, ich meine, er hat vielleicht schon schlimme Erfahrungen gemacht. Wie eine Heilige sieht sie nicht aus. Zuerst erscheinen die rätselhaften Augen ja fast melancholisch, aber wenn sie spricht, dieses Leben — dieser entzückende Ausdruck!“

„Du willst sagen, sie hätte möglicherweise schon mal ein anderweitiges Verhältnis gehabt?“

„Ich will gar nichts sagen, finde sie nur ungewöhnlich anziehend. Sieht außerdem noch ungemein jugendlich aus, man könnte sie für 'ne Schwester von der Kleinen halten.“

„Sie war auch fabelhaft jung, als sie den alten Brummbären heiratete, was sie übrigens aus Neigung that. Was du da angetippt hast und jetzt nicht bekennen willst, ist bei dieser Frau ein für allemal ausgeschlossen. Kein Mensch weiß ihr auch nur das geringste nachzusagen, für die lege ich die Hand ins Feuer!“

„Wenn du dich nur dabei nicht verbrennst, lieber Freund!“

„Wenn ich dir's doch aber sage,“ fuhr Botho gereizt auf, „du solltest mal meine beiden Alten darüber urteilen hören! Mein Vater, na, der ist geradezu vernarrt, und

meine Mutter, die noch von der guten alten Schule ist, daher entsetzlich streng in alledem denkt, hält die größten Stücke auf sie. Die beiden sind, obschon die Baronin bedeutend jünger als Mama ist, die vertrautesten Freundinnen. Daß sie sich neben dem gleichgültigen, langweiligen Menschen, dem Hardegg, nicht glücklich fühlen kann, begreift ein jeder. Merken läßt sie's freilich nicht, schon der Kinder wegen, an denen sie riesig hängt, das ist so ihre Art. Mein Alter erzählte, der Baron sei anfangs ganz unsinnig in sie verliebt gewesen, habe sie aber schon sehr bald vernachlässigt und dann nur noch Interesse gehabt für seine eigenen Angelegenheiten, Erfindungen, Forschungen und mit was allem er sich abgiebt. Er gehört zu den Menschen, für die alles, was sie einmal besitzen, den Wert verliert. In den ersten Jahren ihrer Ehe haben sie noch viel geselliger gelebt als jetzt, wo sie eigentlich nur zur Jagdzeit, wie früher, Gäste bei sich sehen. Die Baronin widmet sich fast ausschließlich den Kindern, selbst zu uns kommt sie immer seltener rüber."

„Und auf Reisen geht sie auch niemals? Es muß doch ein solches Leben für eine Frau wie sie entsetzlich eintönig sein."

„Ich besinne mich nur auf ein einziges Mal, wo sie mehrere Monate vom Hause abwesend war und den Winter, wenn ich nicht irre, mit Bekannten im Süden zubrachte. Glaube, es war nach der Geburt des Jüngsten oder noch früher. Wir verkehrten damals noch nicht mit ihnen, und gesprochen hat sie selbst niemals darüber."

„Na, Erlach, nimm mir meine Zweifel nicht weiter übel, du magst ja in diesem Fall ausnahmsweise recht haben. Wenn man die Weiber so kennen lernt wie unsereiner, so im großen und ganzen, da vergeht einem der Glaube an die sogenannte edle Weiblichkeit. — Was meinst du noch zu 'nem Schluck Kulmbacher in den ‚Drei Königen'?"

Botho meinte nichts, aber er ging mit.

* *
*

Auf einer überdachten Veranda vor dem Wohnhause des Gutes Doveneck saßen zwei Herren beim Schachbrett, ein älterer und ein jüngerer, ganz in das Spiel vertieft. In dem älteren hätte wohl ein jeder, auch ohne es zu wissen, daß er, der Freiherr Max von Erlach, als Major seinen Abschied genommen, um, wie er sich auszudrücken pflegte, in Ruhe seinen Kohl bauen zu können, den ehemaligen Offizier erkannt. Er war eine noch außerordentlich rüstige Erscheinung. Das stark ergraute Haar trug er militärisch knapp gestutzt, und der gewaltige Schnurrbart gab seinem sonst glatt rasierten Gesicht ein entschieden martialisches Aussehen, aber die grauen Augen blickten im Gegensatze dazu ungemein herzgewinnend und wohlwollend auf seinen jungen Gegner, der, wie es schien, ihm im Spiel überlegen war.

Der alte Herr hatte soeben nach langem Nachdenken einen Zug gethan.

„Ach, was mache ich denn da wieder für einen Unsinn, 's ist doch wirklich zu dumm, setze mich deiner Königin direkt vor die Nase! Du erlaubst doch, Otto, daß ich den unüberlegten Zug noch mal zurücknehme?"

„Aber gewiß, Onkelchen."

„Siehst du, mein Junge, der alte Kopf will eben nicht mehr. Wenn ich mir so denke, wie dein Vater und ich so bei unserer Partie zusammen saßen, da war ich noch ein anderer Kerl, das war ein feines Spiel! Na, gezankt haben wir uns ja wohl oft genug gründlich dabei, auch wohl mal die Cigarre an den Schädel geschmissen, aber sonst ging's immer ganz friedlich zu."

„Lieber Onkel, du scheinst mir thatsächlich heute ein wenig zerstreut zu sein, jetzt ziehst du wieder mit dem letzten Springer, der dir geblieben ist, in die Schlaglinie meines weißen Läufers. Denk nicht so viel an vergangene Zeiten, sonst — so leid es mir thut — bist du in drei Zügen geliefert."

„Hast recht, Junge, ich bin zu dämlich!"

Nach wenigen Minuten hatte Max von Erlach die Partie verloren.

„Matt!" rief jetzt lachend der Sieger.

„Na warte, wenn ich erst mal wieder ein bißchen in Übung komme, dann soll dir's miserabel ergehen! Ist wahrhaftig mit ein Grund, das Schachspiel nämlich, weshalb ich mich so ganz unbeschreiblich über deinen Besuch bei uns freue!" Er klopfte dem jungen Manne neben sich liebevoll auf die Schulter.

„Überhaupt, daß du nun wieder da bist im deutschen Vaterlande, du, den wir als ganz verschollen betrachtet hatten! So sollte dein lieber Vater, mein unvergeßlicher, treuer Kamerad, dich mal sehen können! Glaube zwar, wenn er uns nicht so früh genommen worden wäre, wer weiß — du hättest damals gewiß nicht den bunten Rock so ohne weiteres an den Nagel gehängt. Ich will dich indessen nicht tadeln, wenn ich es auch nie begreifen konnte. Du mußt jedenfalls gewußt haben, was du thatest — es geht mich auch nichts an, aber der teure Name, ihn trügest du doch noch. Sei mir nicht böse, mein Junge, daß ich wieder auf das alte Kapitel gerate; es überkommt mich immer, wenn ich mit dir zusammen bin, dich ansehe und mir nun sagen muß: das ist der Sohn deines Falkenhorst, aber er heißt nicht mehr Falkenhorst, sondern Schatthalden, und ist nicht mehr Offizier, sondern wohlsituierter Gutsbesitzer auf Rittergut Schatthalden, da, siehst du — da könnte ich alter Kerl heulen, und das ehrliche Soldatenherz kann sich nicht zufrieden geben. Falkenhorst, ja, das hatte einen guten Klang in der Armee! Mußte denn nun auch gerade der verrückte Großonkel deiner Mutter, oder wie er sonst mit dir verwandt war, auf den dummen Gedanken kommen und die verdammte Klausel mit der Vererbung des Namens ins Testament setzen? Will sonst gewiß nichts über den Biedermann sagen, bist durch ihn ein wohlhabender Gutsbesitzer geworden, und wir haben dich wieder, aber —"

„Onkel," fiel ihm hier Otto von Schatthalden in die Rede, „es ist in der That nichts so Außergewöhnliches, wie du immer anzunehmen scheinst, daß, wenn ein Besitztum durch Erbschaft an eine Seitenlinie fällt, der Name mit auf den Erben übergeht. In England zum Beispiel kommt es sehr häufig vor."

„Laß mich mit den ollen Engländern in Ruh, die thun manches, was in unserem deutschen Vaterland verrückt erscheint!"

„Aber es ist doch nun einmal so," unterbrach hier Otto den vor Erregung zitternden alten Herrn. „Komm, rege dich nicht immer darüber auf. Ich bin wieder bei euch, ihr habt mich aufgenommen wie einen wirklichen Sohn, während nicht Blutsverwandtschaft, sondern nur treue Freundschaft meinen geliebten Vater und dich verband. Ich darf euch, wie ich als kleiner Junge that, mit vertraulicher Anrede nennen, das ist mir alles so neu, so ungewohnt und köstlich nach dem einsamen Leben in der Fremde, daß du mir wirklich nicht durch die doch eigentlich unbedeutende Sache so viele Stunden unnütz trüben solltest. Keiner von euch allen spricht jemals mit mir darüber außer dir; noch kürzlich hörte ich durch Tante Melanie, daß Fritz und Käthe nicht einmal wissen, daß ich jemals anders hieß als Schatthalden. Und was thut denn der Name, Onkel? Bin ich denn nicht derselbe geblieben, der ich war?" Er umarmte den Freiherrn herzlich. „Versprich mir, daß dies Gespräch das letzte über diese Sache gewesen sein soll; versprich mir auch, mit keinem anderen Menschen dich in Auseinandersetzungen darüber zu ergehen, du ereiferst dich nur ganz unnütz und weckst auch bei mir wehmütige Erinnerungen. Nicht wahr, bester Onkel, es bleibt dabei, und du hast deinen Otto von Schatthalden ebenso lieb, wie du den Otto Falkenhorst hattest. Bedenke, daß mit des Vaters Namen mein Teuerstes begraben ist — rühre nicht mehr daran."

Er hatte dem alten Herrn seine Hand hingestreckt, die dieser ergriff und herzlich schüttelte. „Ich verspreche es dir, Otto."

„Nun aber wollen wir eine Revanchepartie spielen, damit wir beide wieder auf andere Gedanken kommen."

„Solltet ihr die nicht lieber bis nach dem Kaffee verschieben?" fragte jetzt eine wohlklingende Frauenstimme Onkel und Adoptivneffen. Frau Melanie von Erlach war unter der Verandathür erschienen. „Außerdem," fuhr sie fort, „erwarten wir unsere Ellen in spätestens einer halben Stunde; die wirst du vorher auch begrüßen wollen, Max, ich freue mich ungemein auf das liebe Kind."

„Ist das Fräulein von Hardegg auch so eine Nichte, wie ich ein Neffe hier bin?" fragte Otto neckisch. „Tantchen, was hast du für eine große Familie!"

„Ja, allerdings, sie ist bei uns wie zu Hause."

„Das wundert mich nicht," versetzte Otto, die würdige Dame mit dem gütigen mütter-

lichen Ausdruck in den Augen freundlich ansehend. „Es ist ja auch bei euch ein Fleckchen Erde, wie geschaffen, um sich heimisch zu fühlen, so wohnlich, so gemütlich, man möchte gar nicht mehr an die Abreise denken."

„Nun, das thust du doch hoffentlich auch noch lange nicht, das wäre noch schöner! Gestern erst ging Botho wieder auf und davon, und nun fängst du auch schon an? Du weißt, Tante und ich fühlen uns niemals glücklicher, als wenn wir so einen ganzen Trupp junges, lustiges Volk um uns haben; nicht wahr, liebe Melanie, wenn du nur recht viele bemuttern kannst, das ist so dein Element?"

„Nun, zu dem sogenannten jungen Volk, Onkelchen, kannst du mich kaum noch zählen mit meinen sechsunddreißig Jahren — gestern habe ich mir ein graues Haar ausgezupft."

Otto von Schatthalden lachte übermütig, man sah ihm sein „unerhörtes Alter", wie Fritz sich gegen ihn auszudrücken pflegte, nicht an. Sein hübsches männliches Gesicht mit dem mutigen Ausdruck in den dunklen Augen, die kräftige, elastische Gestalt machten ihn zu einer höchst sympathischen Erscheinung. Und er hatte recht mit dem, was er von Doveneck und seinen Bewohnern gesagt hatte. Es war, um Ellens stetigen Ausdruck zu gebrauchen, „urgemütlich" dort. Der Freiherr Max von Erlach hatte sich mit seiner Familie, bestehend aus den beiden Söhnen Botho und Fritz und dem späten Nachkömmling, dem Töchterchen Käthe, erst vor elf Jahren auf dem Gute niedergelassen. Seine Vermögensverhältnisse waren gut. Seine geliebte Frau, deren Vater ebenfalls Gutsbesitzer gewesen war, hatte die erste Veranlassung dazu gegeben, daß er nach seinem Ausscheiden aus der Armee den lange gehegten Plan ausführte. Doveneck war nur klein, indessen genügte es den Anforderungen der Familie vollständig. Frau Melanie hatte hier den ersehnten, ihr so lieben Wirkungskreis gefunden und stand dem Hauswesen mit größter Umsicht vor.

Das im Villenstil erbaute Wohnhaus faßte außer der geräumigen Familienwohnung noch eine Anzahl von Fremdenzimmern, die fast niemals alle leer standen. Die geschmackvollen Gartenanlagen waren unter Anleitung des Hausherrn noch erweitert und verschönert worden. Überall gab es lauschige Plätzchen und mit Wein umrankte Pavillons, umgeben von Ziersträuchern und schattigen Bäumen. Auch das angrenzende Gemüseland sowie die ausgedehnte Obstplantage zeigten in allem die kundige und selbstwaltende Hand des Besitzers. Um dem vielfach ausgesprochenen Wunsche der jungen Besucher Rechnung zu tragen, hatte der zu jeder Neuerung bereite Freiherr sogar die große Rasenfläche gegenüber der Veranda in einen herrlichen Lawn-Tennis-Platz umwandeln lassen.

„Seit wann war Ellen eigentlich nicht hier?" fragte er jetzt seine Gattin. „Soviel ich mich besinne, zuletzt im Juni, und das da drüben" — er zeigte nach dem Platze hin — „war damals noch nicht fertig; wird sich freuen, das liebe Mädel."

„Fritz, Fritz, so komm doch nun endlich herunter!" rief da eine helle Mädchenstimme zu einem der oberen Fenster hinauf. „Bist wohl mittlerweile schön genug, nachdem du zwei volle Stunden zum Toilettemachen und Rasieren gebraucht hast!"

„Laß mich in Ruhe, albernes Ding!" schallte es nicht sehr lieblich zurück.

Ein junges, frisch aussehendes Mädchen mit braunen Zöpfen und sehr roten Lippen kam jetzt die Verandastufen herauf. „Liebste Mama, ich bitte dich, rufe du mal Fritz, er soll mir eine Guirlande in der Laube aufhängen helfen, Mamsell und ich bekommen es nicht fertig, und der Kaffeetisch ist dort gedeckt. Fritz ist schon endlos lange auf seinem Zimmer, dabei so grob und unausstehlich. Vorhin, als ich an seiner Thür war, hat er mich fast hinausgeworfen. Wenn er schon jetzt wieder anfängt, ehe Ellen überhaupt da ist, dann kann's schön werden!"

„Laß gut sein, Käthchen, er will doch einen möglichst guten Eindruck auf unser ‚Prinzeßchen Goldhaar' machen, sie hat einen verwöhnten Geschmack."

„Ach, Mama, wenn es auch ganz prachtvoll und elegant auf Ulmenhof ist, Ellen legt so wenig Wert auf Äußerlichkeiten, du weißt das aus vielen Beispielen; sie käme sonst gewiß nicht so gern nach unserem ein-

sachen lieben Doveneck. Deshalb brauchte Fritz nicht so übertrieben eitel zu sein.“

Kaum hatte Käthe geendet, als der letzte Gegenstand ihres Gesprächs auf der Bildfläche erschien. „A—a—h!“ tönte es unwillkürlich etwas sarkastisch von Papa Erlachs und Ottos Lippen. Der jüngste Sohn der Familie und zukünftige Erbe von Doveneck bildete entschieden einen erheblichen Kontrast zu seinem eleganten Bruder Botho. Er glich niemand in der Familie, war ganz und gar aus der Art geschlagen. In einem großkarierten Gigerlanzuge mit grellroter Krawatte, die langen Füße in kahnartig spitz zulaufende Halbschuhe gezwängt, sah er wunderlich genug aus. Sein strohgelbes Haar, reichlich nach Pomade duftend, stand wie Draht in die Höhe, allen Bemühungen, es in eine andere Richtung zu bringen, zum Trotz. Das rote Gesicht, in dem das einzig Schöne tadellos weiße Zähne in einem allerdings sehr breiten Munde waren, glänzte wie poliert, und die Backen bedeckten eigentümliche, zum Teil noch blutige Risse und Schmarren.

„Heiliger Nepomuk, Mensch, wie siehst du denn aus!“ rief Otto, den Angekommenen von allen Seiten musternd. „Man sollte denken, du kämst von einer Mensur, bei der man dich aber bedenklich abgeführt hat.“

„Ja, was hast du denn gethan, Fritz?“ sagte jetzt auch die Mutter, „du bist ganz zerschunden.“

„Ach, laßt mich gehen! Was ist da weiter? — das Rasiermesser war eben ein bißchen scharf. Kümmere dich um deine eigene braune Visage,“ fügte er, sich verdrießlich gegen Otto wendend, hinzu. „Hättest dich der Couleur wegen ruhig bei den Siouxindianern können anwerben lassen.“

Der so Angegriffene lachte gutmütig. Er hatte sich in den wenigen Tagen bereits an Fritzens Art gewöhnt, und Empfindlichkeit gehörte nicht zu seinen Schwächen.

Fritz hatte inzwischen die Schritte nach dem hinteren Teile des Gartens gelenkt. Dort blieb er an einem Blumenbeet stehen und schnitt einen Riesenstrauß der dicksten roten und gelben Georginen ab, um mit diesem bewaffnet sich unbemerkt an die andere Hausecke zu schleichen.

Endlich hörte man das Rollen eines herannahenden Wagens.

„Alle Wetter,“ sagte Otto von Schatthalden zu dem Freiherrn, „ich hätte mich doch eigentlich auch Fräulein von Hardegg zu Ehren umkleiden müssen, habe es, als ich vorhin von dem Ritt zurückkam, über dem Schachspiel ganz vergessen.“ Er überblickte seinen Anzug und überlegte noch einen Augenblick, ob er seine braune Jagdjoppe, die anliegenden Beinkleider und hohen Stulpenstiefel mit einem Gesellschaftsanzuge vertauschen sollte, als ihn das Vorfahren des Wagens belehrte, daß seine Reflexionen nun zu spät kamen.

Friedrich hielt gerade mit der Ulmenhofer Equipage vor dem Hauptportal. „Käthe!“ — „Ellen! O, wie nett, daß du da bist!“ und die beiden jungen Mädchen lagen sich glückselig in den Armen.

„Ich habe auch eine Menge Wirtschaftsschürzen mitgebracht, Käthchen,“ flüsterte Ellen dieser ins Ohr, „es wird lustig werden! Liebstes Tantchen, wie geht es dir? Mama läßt dich tausendmal grüßen, und ich darf bleiben, so lange ihr mich wollt.“ Damit umarmte Ellen Frau von Erlach liebevoll. „Onkel, wie famos du wieder aussiehst!“ Und auch der Freiherr bekam auf jede seiner glatt rasierten Backen einen herzhaften Kuß.

Fritz, der noch immer mit seinem Strauß dastand, hätte in diesem Augenblick seinen leiblichen Vater erwürgen mögen, und Otto von Schatthalden dachte, es sei doch unter Umständen recht angenehm, Adoptivonkel von solchen Nichten zu sein. Endlich hatte sich Ellen durchgeküßt, und Fritz konnte seinen Strauß überreichen.

„Vielen Dank, was für schöne Blumen!“ sagte sie freundlich. Käthe lächelte etwas über die letzte Bezeichnung, besonders als Ellen „die schönen Blumen“, die so dick und schwer wie kleine Steckrüben waren, kaum halten konnte und sie gar nicht unterzubringen wußte.

„Erlaube, liebes Kind, daß ich dir Otto von Schatthalden, den Sohn meines besten Freundes, vorstelle,“ sagte jetzt Papa Erlach.

Ellen sah überrascht auf, eine leichte Röte überzog ihr liebliches Gesichtchen. Sie dachte daran, wie sie ihn von Dorens Fenster aus

schon gesehen hatte, und betrachtete ihn aufmerksam mit den großen Kinderaugen.

„Ich habe gehört, daß Sie, mein gnädiges Fräulein, mit den liebenswürdigen Bewohnern von Doveneck im gleichen verwandtschaftlichen Verhältnis stehen wie meine Wenigkeit, wir sind demnach sozusagen auch miteinander verwandt. Es fragt sich nur noch, ob Sie mich nicht lieber zum Onkel als zum Vetter annehmen wollen?“ Um Ottos Mundwinkel zuckte es schelmisch.

„Dem Alter nach könntest du schon Onkel sein,“ ließ sich hier Fritz vernehmen. „Es wird ja immer netter, die reinsten Wahlverwandtschaften.“

„Jawohl, ich denke, es wird sehr nett werden, nicht wahr, Käthchen?“ Damit schlang Ellen den Arm um die Freundin und ging ins Haus, um den Reisestaub abzuschütteln. Bald danach wurde in der festlich geschmückten Laube der Nachmittagskaffee eingenommen, wobei es lustig zuging. Dann begann eine Inspektionsreise durch Haus, Garten, Hof und Stallungen.

„Wie jammerschade, Käthe, daß du nicht reitest,“ sagte Ellen, als sie gerade den Pferden ihren Besuch abgestattet hatten, „ich hätte sonst meinen neuen englischen Fuchs mitgebracht, er geht brillant.“

„Botho hat mir davon erzählt, als er von Steinach kam. Ich bin zu hausbacken zum Sport.“

„Du, hausbacken, du liebes, herziges Ding?“ entgegnete Ellen.

„Ich denke, ihr beide wollt hausfrauliche Studien machen?“ unterbrach Frau von Erlach das junge Mädchen, ihm mütterlich über das blonde Haar streichend.

„Gewiß, Herzenstantchen, ich will hier schrecklich viel lernen. Reiten, das kann ich zu Hause genug, aber Fräulein Neumann, unsere Wirtschafterin, ist so eigen, bei der lerne ich im Leben nichts. Drum war es Mama auch noch besonders lieb, als ihr mich einludet.“

„Am zweckmäßigsten wird es wohl sein, Kinder,“ fuhr Frau Melanie fort, „wir machen gleich heute eine bestimmte Zeiteinteilung. Der Vormittag gehört der Arbeit, der Nachmittag dem Vergnügen, einverstanden?“

„Natürlich!“

„Jetzt mußt du noch den Lawn-Tennis-Platz sehen, den Onkel Max inzwischen hat anlegen lassen.“ Käthe führte die Freundin dorthin.

„O, wie herrlich!“ rief Ellen ganz begeistert. „Aber, Käthchen, ich verstehe das Spiel noch gar nicht, wir haben nur eine Reitbahn, aber keinen Tennis-Platz auf Ulmenhof.“

„Das schadet nichts, du lernst es schnell. Wenn du willst, zeige ich es dir in den allernächsten Tagen,“ sagte Fritz, der nachgeschlendert war.

„Wie hübsch! Ich danke dir, Fritz.“ Sie reichte ihm die kleine Hand, die er selig ergriff und drückte.

(Schluß folgt.)





Luftschiffahrt.

Von

Richard Aßmann.

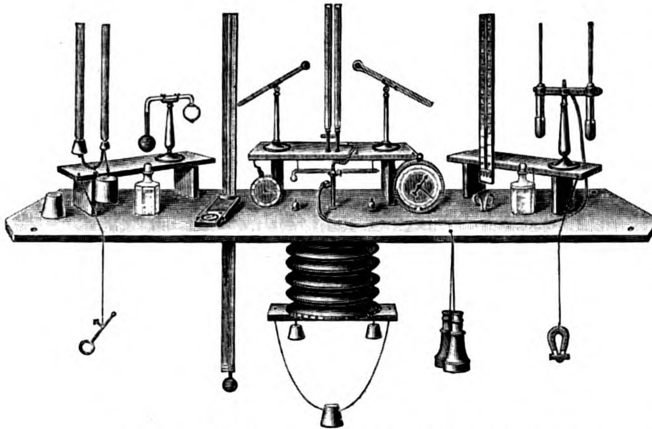
(Nachdruck ist untersagt.)

Kaum giebt es eine Abhandlung über Luftschiffahrt, die nicht, dem geschichtlich-humanistischen Sinne unseres Zeitalters insbesondere in Deutschland entsprechend, mit den verhängnisvollen Flugversuchen des weit über Gebühr bekannten Griechen Dädalos und seines Sohnes Ikaros beginnt. Ob die geschichtlichen Überlieferungen ausreichen, um diese mythischen Personen wirklich als die ersten Vertreter der heutzutage so hoffnungsfreudigen Flugtechnik oder auch „Aviatik" zu betrachten, oder ob die Fabel von ihren Thaten nur als der Ausdruck später aufgetauchter Wünsche anzusehen ist, läßt sich bei dem Mangel einer damaligen Fachzeitschrift für Luftschiffahrt nicht wohl entscheiden; man könnte sonst mit demselben Rechte die bekannte Auffahrt des alttestamentlichen Propheten Elias zum Himmel im feurigen Wagen als den ersten Versuch bezeichnen, mit einer Montgolfière unter Verwendung eines offenen Feuers unter dem lufterfüllten Ballon in die Höhe zu steigen.

Deshalb müssen wir wohl von den „klassischen" Luftschiffern absehen und annehmen, daß der natürliche, sicherlich schon bei den auf niedrigerer Kulturstufe stehenden Menschen lebhaft vorhandene Wunsch, dem Vogel gleich sich in die Lüfte erheben zu können, erst erheblich später so weit Gestalt gewonnen hatte, um experimentell in Angriff genommen werden zu können.

Ob der Bericht des französischen Missionars Basson im Jahre 1694, nach dem auf Grund amtlicher Aktenstücke im Jahre 1306 bei der Thronbesteigung des Kaisers von China, Fo-Kien, zu Peking ein Ballon aufgestiegen sei, der Wahrheit entsprochen hat, hat sich niemals mit Sicherheit ermitteln lassen. Von Vorschlägen in dieser Hinsicht wird zuerst aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts berichtet, so von Magnus Pegelius in Rostock, der in seinem im Jahre 1604 erschienenen „Thesaurus rerum selectarum" mit solcher Entschiedenheit die Sache der Luftschiffahrt vertritt, daß er behauptet, nur Ignoranten könnten darüber spotten. Daß seine Ansichten über gewisse physikalisch-theoretische Voraussetzungen nicht hinausgekommen sind, beweist die Thatsache, daß er keinerlei Vorschläge gemacht hat über das für die Füllung eines Ballons zu verwendende Gas.

Etwa auf derselben Stufe stand Kaspar Schott in Hersfeld, welcher im Jahre 1658 schrieb: „daß bei uns nahe der Erde oder in der mittleren Luftregion oder über den Wolken oder überhaupt innerhalb der Sphäre unserer verunreinigten und dicken Luft nichts der Wasserschiffahrt Ähnliches eingerichtet werden könne, davon sei der Grund der, weil jene ätherische Materie fehle, um das erbaute Schiff damit anzufüllen." Im Jahre 1670 wollte der Jesuitenpater Franz Lana eine „fliegende Barke" durch vier luftleer gemachte kupferne Hohlkugeln aufsteigen lassen, wobei jede dieser Hohlkugeln zu zwanzig Fuß Durchmesser und die Blechstärke zu $^3/_{68}$ Linie veranschlagt wurde. Die Kugeln sollten mit Wasser gefüllt und dann durch dessen Auslaufen luftleer gemacht werden: hernach würden sie etwa bis zur Mitte der Atmosphäre



Aufstellung der Instrumente bei den Fahrten Glaishers.
In der Mitte Aspirations=Psychrometer von Welsh.

steigen und dort dauernd schwimmen. Auf der gleichen unausführbaren Voraussetzung fußte eine Arbeit des Professors Lohmeier in Rinteln, die im Jahre 1676 unter dem Titel „Exercitatio de artificio navigandi per aërem“ erschienen war, ebenso eine Abhandlung des Altendorfer Professors der Mathematik Sturm.

Im Jahre 1709 stieg der Pater Bartholomeo Lourenço de Gusman, geboren 1685 in der brasilianischen Provinz Santos, am 8 August von dem Hofe des „Indischen Hauses“ in Lissabon vor dem Könige Don Juan V. von Portugal in einem aus zusammengeklebtem Papier angefertigten, mit Weidenruten ausgesteiften Ballon auf, unter dem auf einem Roste ein Feuer brannte. Hierbei stieß er gegen einen Vorsprung des königlichen Palastes, wodurch der Ballon beschädigt und zum raschen Sinken gebracht wurde. Die Thatsächlichkeit dieses Experiments wird durch einen auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrten Briefwechsel der Gemahlin des deutschen Kaisers Karl VI., Isabella von Braunschweig, bewiesen, worin gesagt wird, „das fliegende Schiff habe sich majestätisch in die Luft erhoben“.

Weitere Bestätigung findet diese Thatsache durch ein in der Universität Coimbra aufbewahrtes amtliches Schriftstück, worin die Möglichkeiten erörtert werden, „mittels des Gusmanschen Luftschiffes Nachrichten an entfernte Heeres= und Landteile zu übermitteln, rasch Geld und Wechsel einzusenden, belagerte Plätze mit Mannschaft, Lebensmitteln und Munition zu unterstützen und Personen kommen zu lassen, ohne daß der Feind es hindern kann. Man könne die Länder entdecken, die den Erdpolen zunächst liegen, und die Portugiesen würden den Ruhm und den Vorteil dieser Entdeckung davontragen.“ Der König verhängte darauf über denjenigen, welcher ohne Erlaubnis diese gefährliche Erfindung ausnützen würde, die Todesstrafe, verlieh aber dem Pater Gusman die Stelle eines Professors der Mathematik an der Universität zu Coimbra.

Es muß uns sonderbar anmuten, zu erfahren, wie schon fünfundsiebzig Jahre vor der sogenannten offiziellen, d. h. von der Mehrzahl der Gebildeten anerkannten Erfindung des Luftschiffes durch Montgolfier im Jahre 1783 alle Konsequenzen aus dieser Erfindung gezogen und die weitestgehenden Hoffnungen auf eine Eroberung der Atmosphäre erweckt worden sind — um so sonderbarer aber, daß erst heute, wo ein jeder die sorgenvolle Frage auf den Lippen hat: „Wo ist Andrée?“ — der vor hundertneunzig Jahren schon erörterte Plan mit derselben Hoffnungslosigkeit zur Ausführung gelangt ist wie damals.

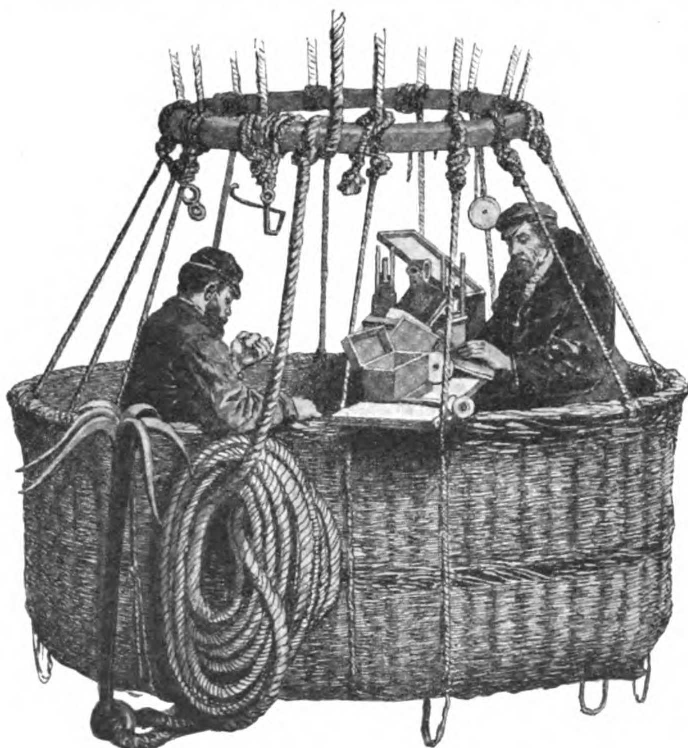


Aßmanns Aspirations=Psychrometer.

Während Don Gusman, von seinen geistlichen Widersachern verfolgt, im Jahre 1724 zu Toledo als Märtyrer der Wissenschaft im Elend starb,

feiert das dankbarere Frankreich den Nacherfinder Montgolfier als einen Nationalhelden. Übrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß Montgolfier von der Erfindung Gusmans keine Kenntnis gehabt hat. Die schon so oft gemachte Erfahrung, daß große Erfindungen mehrmals gemacht werden müssen, ehe sie Allgemeingut werden, hat sich auch hier wieder bestätigt.

Nachdem die Gebrüder Montgolfier am 4. Juni 1783 einen mit heißer Luft gefüllten Papierballon von 12 Meter Durchmesser hatten aufsteigen lassen und kurz darauf der Physiker Charles am 28. August desselben Jahres an Stelle der heißen Luft das damals noch äußerst schwer in größeren Mengen zu beschaffende Wasserstoffgas zur Füllung benutzt und am 21. Oktober Pilâtre de Rozier und Marquis d'Arlande die erste Auffahrt mit einem gasgefüllten Ballon ausgeführt hatten, war die neue Erfindung so gut wie abgeschlossen und hat auch bis auf die jüngste Zeit keine wesentlichen Vervollkommnungen erfahren.



James Glaisher und Coxwell im Ballonkorbe.

Wiederholte Unfälle, wie der tödliche Sturz Pilâtre de Roziers und Romains, führten nicht lange nachher zur Erfindung des Fallschirmes, mit dem Garnerin und dessen Frau im Jahre 1797 zahlreiche Versuche ausführten. Zum Vermeiden der hierbei auftretenden gefährlichen Pendelungen lernte man bald das Verfahren, im oberen Teil des Schirmes eine kleine Öffnung anzubringen, die die Luft nach oben entweichen ließ.

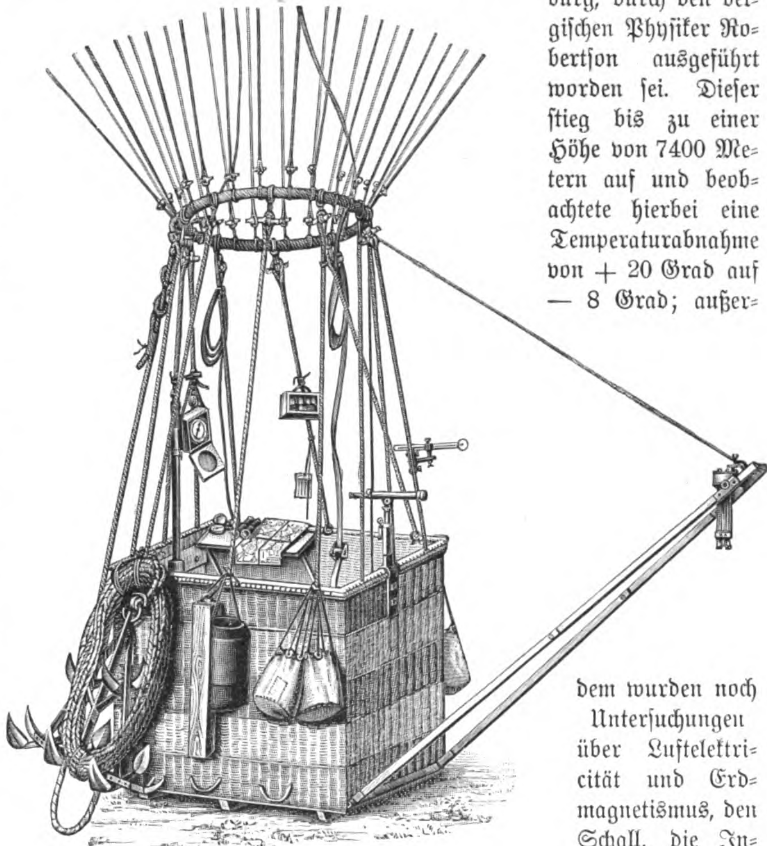
Von den vornehmlich bekannt gewordenen Luftschiffern dürfte wohl Charles Green, der bis zum Ende der siebziger Jahre in einer der Vorstädte Londons lebte, die meisten Fahrten ausgeführt haben, da man ihm deren mehr als sechzehnhundert nachgerechnet hat.

Nahezu alle Ballonfahrten, die zur Ausführung gelangten, dienten ausschließlich der Schaulust des Publikums, das, nachdem der erste Reiz der Neuheit verflogen war, hauptsächlich auf das Eintreten irgend eines schaurigen Unfalles wartete oder, wie bei den Fallschirm-Abstürzen, einen kräftigen Nervenreiz erhoffte.

Die überschwenglichen Hoffnungen, welche man von dem neuen Vehikel erwartet hatte, das bald der Entdeckung neuer Länder und Überwindung unwegsamer Gebiete, auch dem Überfliegen des Atlantischen Oceans zwischen Amerika und Europa dienen, bald die Vernichtung ganzer Armeen und Festungen durch Hinabwerfen furchtbar wirkender Sprengstoffe ermöglichen sollte, wurden allgemach durch zahlreiche Mißerfolge so weit herabgestimmt, daß man lernte, abgesehen von den besonders in Frankreich gebräuchlichen, sportlichen Zwecken dienenden Fahrten, den Ballon vornehmlich in den Dienst der Wissenschaft und des militärischen Rekognoscierungs- und Nachrichtendienstes zu stellen. Mit diesen beiden Verwendungs-

weisen des Luftballons, vornehmlich zunächst mit der ersteren, haben wir uns hier eingehender zu beschäftigen.

Der Luftballon war kaum erfunden und erprobt worden, als man auch bereits dessen Bedeutung für die Erforschung der Atmosphäre erkannte. Namens der Pariser Akademie stellte Lavoisier im Jahre 1784 ein umfassendes Programm für wissenschaftliche Luftreisen auf, das lange Zeit hindurch allen Beobachtungen im Luftballon zur Grundlage gedient hat und auch heute noch zu einem guten Teil zu dienen geeignet ist.



Ballonkorb mit voller Ausrüstung nach Aßmann.

Die erste, lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienende Ballonfahrt wurde, wie neuerdings G. Hellmann nachgewiesen hat, von dem amerikanischen Arzte John Jeffries ausgeführt, welcher die Anwesenheit des französischen Luftschiffers Blanchard in London benutzte, um am 30. November 1784 von London aus die erste kürzere und am 7. Januar 1785 eine zweite Fahrt zu unternehmen, welche quer über den Kanal nach Frankreich führte. Als sich der Ballon hierbei längere Zeit hindurch mitten über dem Kanal in vollständiger Windstille befand, ermittelten französische Offiziere von Calais aus auf trigonometrischem Wege dessen Höhe zu 4500 Fuß. Bei den Fahrten wurden Beobachtungen an einem Thermometer, Barometer, Elektrometer und Hygrometer angestellt und in Flaschen Luftproben aus verschiedenen Höhen entnommen. Bisher nahm man an, daß die erste wissenschaftliche Luftfahrt im Jahre 1803 auf deutschem Boden, in Hamburg, durch den belgischen Physiker Robertson ausgeführt worden sei. Dieser stieg bis zu einer Höhe von 7400 Metern auf und beobachtete hierbei eine Temperaturabnahme von + 20 Grad auf — 8 Grad; außerdem wurden noch Untersuchungen über Luftelektricität und Erdmagnetismus, den Schall, die Intensität von Gerüchen, optisches Verhalten der Atmosphäre u. s. w. angestellt.

Diese und die bei zwei weiteren Reisen Robertsons angestellten Untersuchungen gaben der Pariser Akademie Veranlassung, auf Antrag Laplaces eine Reihe von Ballonfahrten zur Kontrolle der vielfach bezweifelten Ergebnisse Robertsons vorzunehmen.

Gay-Lussac und Biot gelang es darauf im Jahre 1804, in zwei Auffahrten den Beweis zu erbringen, daß Robertsons Beobachtungen über Luftelektricität und Erdmagnetismus, besonders aber über die behauptete Abnahme der Sauerstoffmenge mit der Höhe irrig waren.

Die von Jungius in Berlin in den Jahren 1805 bis 1808 veranstalteten Auffahrten verliefen ohne wissenschaftliche Ergebnisse;

in Frankreich schien, abgesehen von vereinzelten Fahrten, das Interesse an der Sache erloschen.

Die wichtigsten aller bisherigen Ergebnisse wurden nun in den Jahren 1852 bis 1865 in England durch Welsh und James Glaisher gewonnen. Glaisher stieg zu der größten bis dahin erreichten Höhe von fast 9000 Metern auf. Der Ballon, der diese Leistung ermöglichte, enthielt 2500 Kubikmeter präparierten Leuchtgases; sein Preis betrug 12500 Franken, eine Summe, die wie alle übrigen Kosten von der British Association for the advancement of Science bestritten wurde.

So beruhte der größere Teil unserer Kenntnis von den Verhältnissen der Atmosphäre bis vor wenigen Jahren auf den Ergebnissen der berühmten achtundzwanzig Fahrten Glaishers, zumal alle in späteren Jahren von den Franzosen Flammarion, de Fonvielle und Tissandier angestellten Beobachtungen nicht im entferntesten an die mit unerschütterlicher Sorgfalt vorgenommenen Forschungen Glaishers heranreichen.

Diese Thatsache verlangte aber gerade wegen ihrer grundlegenden Bedeutung eine sorgfältige Prüfung der Zuverlässigkeit der benutzten Beobachtungswerte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ermittelung der wahren Temperatur und Feuchtigkeit der Luft schon in den untersten atmosphärischen Schichten eine bis vor kurzem ungelöste Aufgabe darstellte, da die Einflüsse der direkten und reflektierten Einstrahlung ebensowenig wie die der Wärmeausstrahlung von den messenden Instrumenten ferngehalten werden konnten.

Als das wirksamste Mittel, diese Einflüsse zu verringern, galt stets die Ventilation neben dem direkten Schutz vor strahlender Wärme, so daß man annehmen konnte, ein in bewegter Luft aufgestelltes, den hauptsächlichsten Quellen der Wärmestrahlung entzogenes Thermometer gebe Werte, die sich nicht allzuweit von den wahren entfernen.

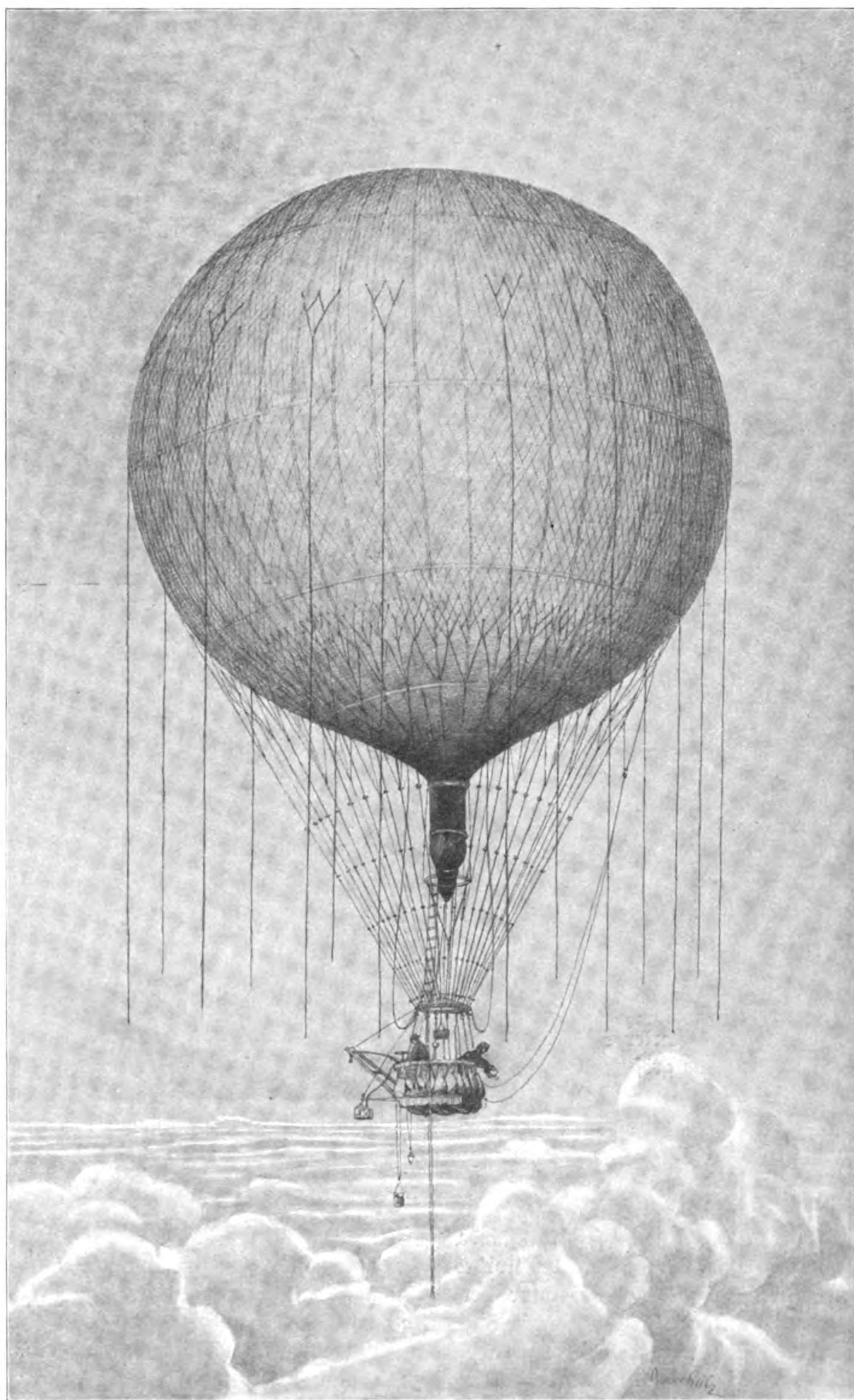
Für den freifliegenden Luftballon, der sich mit der Geschwindigkeit des Luftstromes bewegt, in dem er sich befindet, entfällt aber selbstverständlich ohne weiteres das wichtige Princip der Ventilation gänzlich. Jede Ballonfahrt bestätigt die Thatsache, daß in dem Korbe fast unter allen Umständen, selbst im heftigsten Sturme, vollkommene oder doch nahezu vollkommene Luftruhe herrscht. Nur vertikale Bewegungen oder Achsendrehungen des Ballons vermögen eine merkbare Luftbewegung gemeinhin zu erzeugen. Unter diesen Umständen muß man den günstigen Einfluß der natürlichen Ventilation als einen verschwindend geringen annehmen.

Eine weitere Erschwerung der Beobachtungen liegt aber in der mit zunehmender Höhe außerordentlich vermehrten Intensität der Sonnenstrahlung, deren Einfluß auf die Thermometer durch die gebräuchlichen Beschirmungen aus dem Grunde nicht abzuschwächen ist, weil der freifliegende Ballon nicht selten Drehungen um seine Vertikalachse erfährt, die einen allseitigen Einschluß der Instrumente erheischen würden. Daß ein solcher aber bei der fehlenden Ventilation und der großen Strahlungsintensität einen verderblichen Einfluß auf die Angaben der umschlossenen Instrumente ausüben muß, liegt auf der Hand.

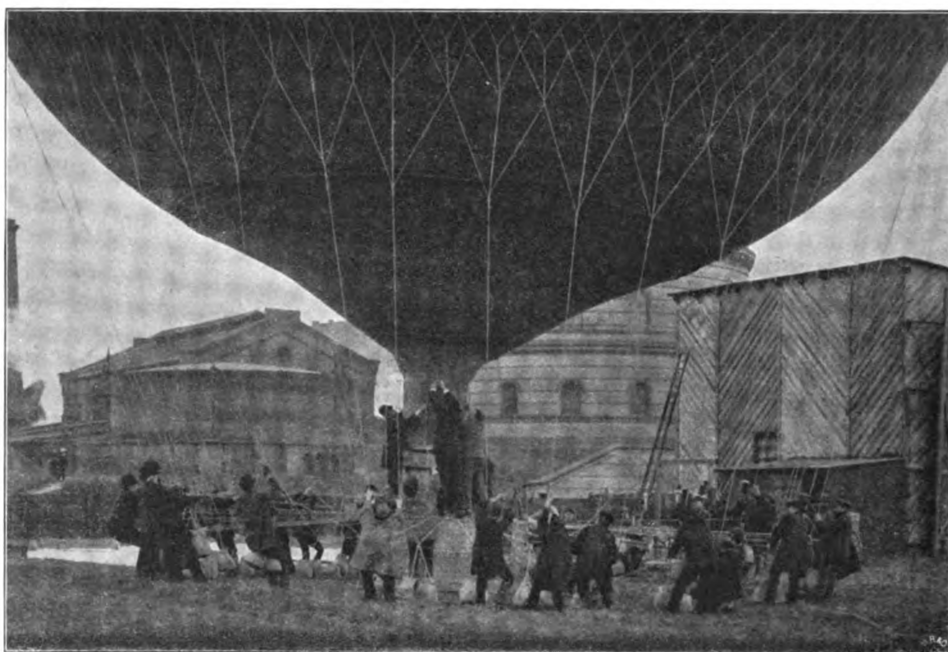
Man kann deshalb mit voller Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß alle mit frei am Ballonkorbe aufgehängten oder mit in Gehäuse eingeschlossenen Thermometern ermittelten Temperatur- und Feuchtigkeitswerte Fehler enthalten, die die üblichen zulässigen Grenzen weit überschreiten, sobald die Beobachtungen bei Sonnenschein stattfinden.

Eine weitere Fehlerquelle bestand in der geringen Empfindlichkeit der verwandten Thermometer, die den besonders bei vertikalen Höhenänderungen äußerst schnell erfolgenden Schwankungen der Temperatur und Feuchtigkeit nicht zu folgen vermochten. Gemeinhin mußten deshalb beim Aufstieg die Temperaturen zu hohe, beim Abstieg aber zu niedrige sein. In der That lassen auch die meisten Beobachtungsreihen Eigentümlichkeiten erkennen, die das Vorhandensein dieser Fehler wahrscheinlich machen.

Soweit zu ermitteln, war Welsh der erste, der im Jahre 1853 dadurch eine Abhilfe für diese Unsicherheiten zu schaffen suchte, daß er die fehlende natürliche Ventilation durch eine künstliche ersetzte. Das von ihm und auch später von Glaisher benutzte Aspirations-Psychrometer (Abbild. S. 479 oben), bei dem mittels eines großen Saugebalges Luft an einem trockenen und einem feuchten Thermo-



Ballon „Humboldt“ mit voller wissenschaftlicher Ausrüstung. Nach einer Zeichnung von Hauptmann Groß.



Montierung des Ballons „Humboldt“ vor der Auffahrt. Original-Aufnahme.

meter vorübergeführt wurde, war neben einem gewöhnlichen Psychrometer und anderen Apparaten auf einem quer über den Ballonkorb gelegten Brette befestigt. Durch diese Art der Aufstellung wurde aber der größere Teil der Vorteile, die aus der Anwendung der Aspirationsmethode entsprangen, wieder beseitigt, indem man den Thermometern Luft zuführte, deren Temperatur von der der freien Atmosphäre erheblich abwich. Denn es unterliegt keinem Zweifel und ist durch zahlreiche Versuche sicher nachgewiesen, daß unter dem Einflusse vollkommener Luftruhe und starker Sonnenstrahlung die in der Nähe von größeren Gegenständen befindliche Luft durch reflektierte Strahlung und Wärmezuführung ihre Temperatur beträchtlich über die ihrer Umgebung erhöht. So mußten die Oberfläche des Brettes, die Wandungen des Korbes (Abbild. S. 480) und alle in diesem befindlichen Gegenstände, nicht zum wenigsten die Insassen des Korbes selbst zur Erhöhung der Temperatur derjenigen Luft beitragen, die durch die Aspiration den Thermometern zugeführt wurde.

Bei dem häufigen und schnellen Wechsel der Sonnenstrahlung, wie dieser bei Ballonfahrten vorzukommen pflegt, wobei wiederholt Wolken durchschnitten werden, müssen diese örtlichen Einflüsse aber eine solche Mannigfaltigkeit der Fehler zuwegebringen, daß deren Beträge sich jeder nachträglichen Schätzung und Kontrolle entziehen.

Man kann deshalb nicht umhin, auch den mit dem aspirierten Thermometer gewonnenen Beobachtungen Welshs und Glaishers die Zuverlässigkeit abzusprechen, so undankbar dies auch angesichts der so außerordentlichen Energie und Kühnheit Glaishers erscheinen mag.

Wollte die Meteorologie einwurfsfreie Beobachtungen aus der freien Atmosphäre mittels des Luftballons erlangen, so mußte sie zuerst einen Apparat konstruieren, der im stande ist, allen Schwierigkeiten zum Trotz wahre Temperatur- und Feuchtigkeitswerte zu liefern.

Dem Verfasser dieser Zeilen ist es vor einer Reihe von Jahren gelungen, diese Aufgabe zu lösen, indem er, unbekannt mit dem auf demselben Princip beruhenden Apparate von Welsh, ein neues Aspirations-Psychrometer konstruierte und diesem schließlich eine Gestalt gab, die dessen Verwendung im Luftballon gestattet.

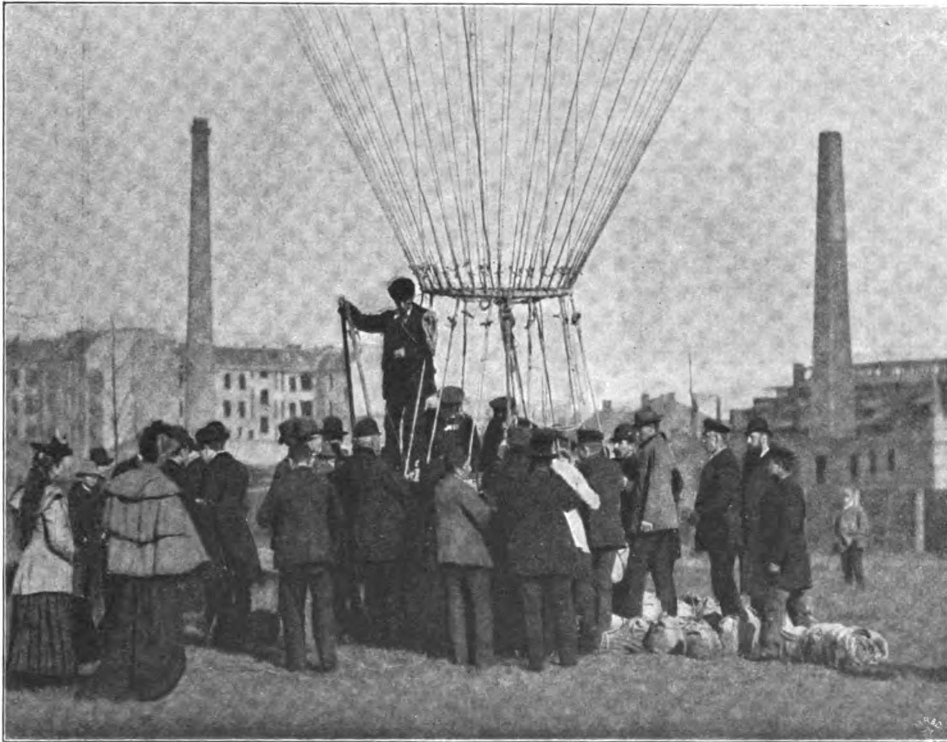
Der Apparat (Abbild. S. 479 unten) besteht

in seiner endgültigen Gestalt aus einem durch ein Laufwerk in schnelle Umdrehung versetzten Scheibenpaare, das, ähnlich dem bekannten Centrifugal-Ventilator oder Exhaustor, die zwischen den Scheiben befindliche Luft centrifugal nach außen schleudert und deren Verlust aus dem centralen Teile ersetzt. Die hierdurch bewirkte Luftaspiration führt an den Thermometergefäßen, einem trockenen und einem befeuchteten, Luft im ununterbrochenen Strome von gegen 2,5 bis 3 Meter in der Sekunde Geschwindigkeit vorbei.

Die Thermometergefäße sind durch zwei einander umschließende dünnwandige, außen und innen hochpolierte Cylinder (c der Abbild. S. 479) von vernickeltem Messing gegen die direkte Bestrahlung geschützt. Bei der geringen Masse und kleinen Oberfläche dieser Cylinder nimmt die mit verhältnismäßig großer Geschwindigkeit vorbeiströmende Luft so wenig Wärme auf, daß man deren Temperatur für alle praktischen Zwecke als identisch mit der wahren Lufttemperatur ansehen kann.

Für die Zwecke der Beobachtung im Luftballon bedurfte aber das Aspirations-Psychrometer noch einer Abänderung.

Es ist bekannt, daß das in der Musselinumhüllung des feuchten Thermometers enthaltene Wasser (oder Eis) nach kürzerer oder längerer Zeit so weit verdunstet, daß die Angaben des Instrumentes unbrauchbar werden, worauf eine erneute Wasserzuführung nötig wird. Durch diese wird aber selbstverständlich der Stand des Thermometers auf so lange Zeit unsicher, daher für Ablesungen nicht verwendbar, als zur Erreichung des Gleichgewichtzustandes zwischen Wärmeverbrauch zur Verdunstung und Wärmezufuhr erforderlich ist. Unter gewöhnlichen Verhältnissen sind die Schwankungen des Wasserdampfgehaltes der Luft so langsame und allmähliche, daß es nicht schwer fällt, die Wiedererreichung des Gleichgewichtszustandes daran zu erkennen, daß das bis dahin stattfindende Fallen des feuchten Thermometers sein Ende erreicht. Außerdem findet selbst bei künstlich bewegter Luft, wie im



Montierung der Instrumente am Korbe des Ballons „Humboldt“. Original-Aufnahme.

Aspirations-Psychrometer, die Verdunstung des Befeuchtungswassers gemeinhin nicht so schnell statt, um eine Wasserzuführung in kürzeren Pausen als etwa eine halbe Stunde zu erheischen. Die Zeit aber, in der die Wiedereinstellung auf den Gleichgewichtspunkt erfolgt, ist bei diesem Apparat verhältnismäßig kurz, sie beträgt etwa ein Viertel der bei einem unventilierten Psychrometer erforderlichen. Abgesehen von der kurzen Beobachtungspause, die zwischen Befeuchtung und Einstellung notwendigerweise stattfinden muß, bietet die fortgesetzte Ablesung des feuchten Thermometers unter gewöhnlichen Verhältnissen keine besonderen Schwierigkeiten.

Anders aber im Luftballon! Die in höheren Schichten nicht selten zu beobachtende außerordentliche Trockenheit der Luft bedingt eine sehr schnelle Verdunstung des im Musselin des feuchten Thermometers befindlichen Wassers oder Eises, demgemäß eine häufigere, etwa alle zehn bis fünfzehn Minuten stattfindende Befeuchtung. Hiermit muß aber die Unsicherheit über die wirkliche Erreichung des Gleichgewichtspunktes vermehrt werden, zumal da der Wechsel der wirklich vorhandenen Wasserdampfmengen gelegentlich ein äußerst schneller sein kann. Läßt man einen Ballon schnell seine Höhe ändern und hierbei an Wasserdampf reiche und ärmere Schichten, Wolken und wolkenfreie Räume durchmessen, so können die Thermometer dementsprechend fortwährende Auf- und Abbewegungen ausführen. Während das trockene Thermometer je nach seiner Empfindlichkeit diesen Änderungen ohne weiteres folgt, ist das feuchte Thermometer eine Zeitlang nach seiner Befeuchtung in einer von der Verdampfung abhängenden Eigenbewegung begriffen, deren Beendigung bei dem Vorhandensein wirklicher schneller Änderungen des Wasserdampfgehaltes durchaus nicht zu erkennen ist. Jede Ablesung des feuchten Thermometers muß deshalb längere Zeit nach der Befeuchtung eine unsichere sein.

Um diesen Fehler zu vermeiden, wurden dem Ballon-Apparat neben einem trockenen zwei feuchte Thermometer gegeben, die abwechselnd befeuchtet werden. An dem zuletzt befeuchteten werden so lange keine Ablesungen ausgeführt, als sein Stand von dem des früher befeuchteten noch abweicht. Geben beide gleiche Werte an, dann ist mit Sicherheit der Gleichgewichtszustand eingetreten, und es kann, wenn nach Maßgabe der verflossenen Zeit erforderlich, nun die Befeuchtung des ersteren Instrumentes vorgenommen werden, worauf das andere Thermometer zur Beobachtung benutzt wird.

Auf diese Weise gelingt es, auch die Ablesungen des feuchten Thermometers in der unerläßlichen Kontinuität auszuführen.

Die oben gerügten, von dem Ballonkorbe und allen Gegenständen darin, sowie von dessen Insassen ausgehenden schädlichen Einflüsse auf die Angaben der Thermometer verlangten aber ferner die Anbringung des Apparates außerhalb des Korbes.

Nachdem Kremser und von Siegsfeld bei ihrer Ballonfahrt am 23. Juni 1888 durch besondere Vorkehrungen festgestellt hatten, daß ein bemerkbarer Unterschied zwischen den Angaben zweier in 2 und in 11 Meter Entfernung vom Korbrande angebrachten aspirierten Thermometer nicht vorhanden war — die Annahme lag nahe, daß ein großer Ballon von 14 Meter Durchmesser eine mit ihm sich bewegende Luftmasse auf weitere Entfernungen hin beeinflussen oder bei Aufwärtsbewegungen selbst eine Luftmenge aus tieferen Schichten mit sich nach aufwärts befördern könne — erschien es ausreichend, in etwa 2 Meter Entfernung vom Korbrande die Thermometer an einer Stange aufzuhängen.

Bei einer Fahrt im Freiballon am 30. Januar 1891 wurde indes die Beobachtung gemacht, daß ein Einfluß des strahlungserwärmten Korbes noch dann deutlich bemerkbar wurde, wenn man die Thermometer zum Zwecke der Ablesung bis auf etwa 0,4 Meter Entfernung an den Korb heranzog. Es geriet dann ohne Zweifel Luft, die durch Berührung mit dem Korbe erwärmt war, durch die Aspiration in den Apparat und an die Thermometer, die vermöge ihrer großen Empfindlichkeit ihren Stand augenblicklich um 0,5 Grad und mehr erhöhten.

Für Kurzsichtige ist aber die genaue Ablesung der feinen Teilstriche der Thermometer auf weitere Entfernung hin recht schwierig, weshalb man sich so weit als thunlich über den Rand des Korbes vorbeugen mußte.

Für eine zweite Fahrt am 13. März 1891 wurde deshalb eine Einrichtung getroffen, die jedes Heranziehen der Thermometer an den Korb unnötig macht; diese neue Einrichtung ist denn auch wegen der hierdurch ermöglichten Ausschließung auch der letzten Fehlerquelle für alle ferneren zu streng meteorologischen Zwecken ausgeführten Ballonfahrten als Muster angesehen und demgemäß fast allgemein nachgeahmt worden. (Abbild. S. 481.)

Am untersten Teile der äußeren Korbwand sind zwei 2,4 Meter lange schwache Eschenholzstangen so eingelenkt, daß sie mit ihren oberen Enden, die in eine Spitze konvergieren, mittels einer am Ballonringe durch einen Kloben geführten Schnur leicht zwischen senkrechter und wagerechter Stellung auf- und abwärts bewegt werden können. Nahe der Spitze ist das dreifache Aspirations-Psychrometer in wagerechten Achsen derart gelagert, daß es bei jeder Stellung der Stützen senkrecht hängt.

Durch Nachlassen der Schnur wird der Apparat bis zu einer Höhe von etwa 1,5 Meter über dem Boden des Korbes gesenkt, wobei seine Entfernung vom Korbrande 1,6 Meter beträgt.

Am Korbrande selbst ist mittels einer überfassenden Klaue ein gewöhnliches kleines Nivellierfernrohr in der Höhe des mittleren Skalenteiles der Thermometer befestigt; mit Hilfe dieses Fernrohres werden nun alle Ablesungen vorgenommen, ohne daß der Apparat anders als zum Aufziehen des Laufwerkes und zur gleichzeitigen alternierenden Befeuchtung eines der beiden hierzu bestimmten Thermometer herangeholt wird. Dies hat etwa alle zehn Minuten zu geschehen.

Auf diese Weise dürften wohl alle vom Korbe ausgehenden Beeinflussungen der Instrumente so vollkommen ausgeschlossen sein, daß man die abgelesenen Werte als absolut sichere und thatsächliche bezeichnen kann.

Die Erfahrungen der ersten Ballonfahrt hatten aber den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß alle Beobachtungen im Korbe, wie sie von Welsh, Glaisher und wohl allen übrigen Forschern angestellt worden sind, große und unkontrollierbare Fehler enthalten müssen, die gegen die Korrektheit der auf ihnen aufgebauten Schlüsse starke und begründete Zweifel zu erwecken geeignet sind.

Wie groß die aus dem gleichzeitigen Herrschen niederer Lufttemperatur und starker Strahlungsintensität hervorgehenden Fehler leicht werden können, geht noch aus folgender Beobachtung hervor.

Das an einem Fußschen Gefäßbarometer angebrachte Thermometer zeigte z. B. am 13. März um 12 Uhr 50 Minuten nachmittags 9,5 Grad, nach drei Minuten aber, als infolge einer Drehung des Ballons die Sonne das Barometer beschien, 16,5 Grad an. Hieraus erhellt zugleich die Schwierigkeit korrekter Luftdruckbeobachtungen mittels des Quecksilberbarometers, dessen Verwendung im Ballon deshalb unerläßlich ist, weil selbst die besten Aneroidbarometer von erheblichen Unsicherheiten nicht frei sind. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Reduktion der abgelesenen Werte des Quecksilberbarometers auf 0 Grad eine fehlerhafte wird, da die große Quecksilbermasse ohne Zweifel den schnellen Temperaturänderungen nicht ebenso schnell zu folgen vermag wie das Thermometer. Während uns infolge der Sonnenstrahlung, die das Schwarzkugel-Thermometer auf 33,5 Grad bei einer Lufttemperatur von — 4 Grad steigen ließ, die Haut an Nacken und Gesicht verbrannte, war der im Korbe befindliche Wein wegen seiner Kälte fast ungenießbar.

Wo derartige Temperaturen unmittelbar nebeneinander vorkommen, muß jeder Wechsel zwischen Beschattung und Besonnung auf Instrumente, die nicht dem Bereiche des Korbes entrückt und gegen Strahlungseinflüsse völlig unempfindlich sind, erhebliche Unsicherheiten zur Folge haben.

Vielfach, besonders in Frankreich, wurde zur Verringerung der aufgezählten Übelstände das bekannte Schleuderthermometer, später auch das entsprechend konstruierte Schleuder-Psychrometer in Verwendung genommen; für den Gebrauch im Ballon empfahl sich dieses vornehmlich wegen seiner Handlichkeit und geringen Masse.

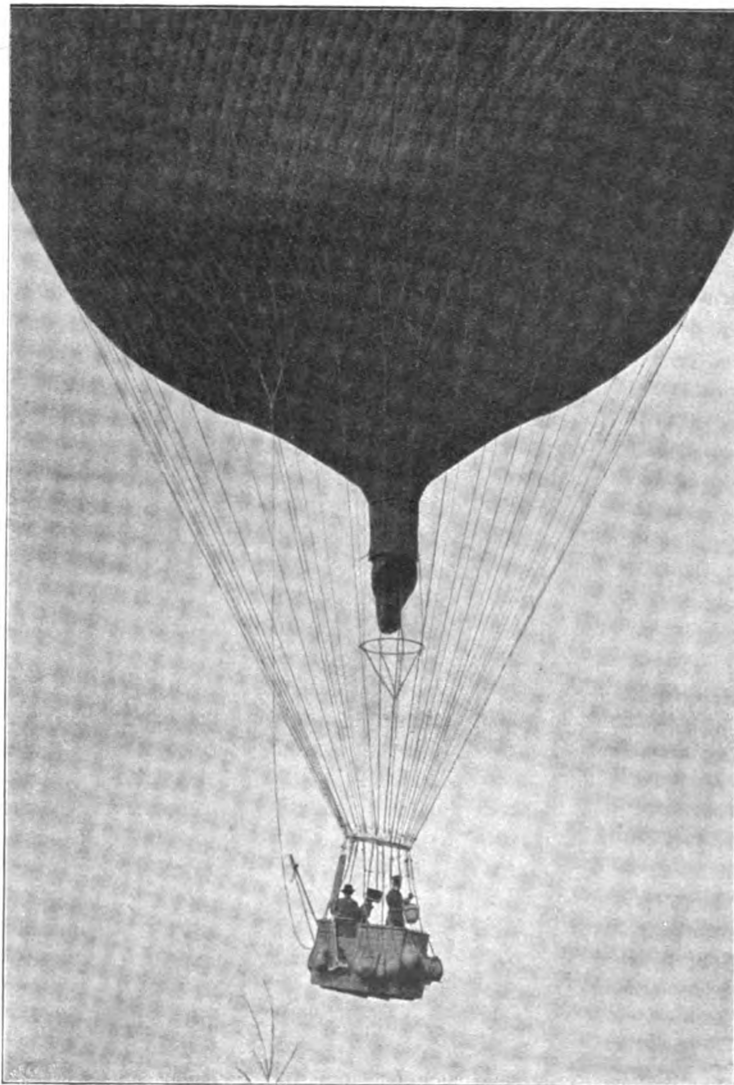
Sorgfältige Untersuchungen der neueren Zeit haben aber gelehrt, daß der Strahlungseinfluß auf dieses Instrument schon unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Betrag erreichen kann, der bei wissenschaftlichen Untersuchungen durchaus nicht vernachlässigt werden darf. Es ist aber ferner nachgewiesen

worden, daß dieser Betrag mit zunehmender Strahlungsintensität noch erheblich vergrößert wird. Außerdem wird das Schleuderthermometer im Luftballon stets in solcher Nähe des Korbes geschleudert werden müssen, daß dessen oben genannter Einfluß sicherlich wirksam wird.

Die Schwierigkeit der Ablesung dieses Instrumentes, die nur nach Sistierung der Schleuderbewegung und in der Nähe der Korbwandung ausführbar ist, giebt eine weitere Fehlerquelle.

Man kann deshalb auch die mittels des Schleuder-Psychrometers angestellten Ballonbeobachtungen nicht als einwurfsfrei ansehen.

Aus allen diesen Überlegungen, die sich auf Ergebnisse methodisch angestellter Experimente stützen, ging die Notwendigkeit mit voller Schärfe hervor, die Ballonbeobachtungen mit den inzwischen ermöglichten einwurfsfreien Methoden abermals aufzunehmen, um über die wichtigsten Grundlagen der atmosphärischen Physik endgültige, allen Schlüssen gerecht werdende Beobachtungsreihen zu gewinnen. Bei der grundsätzlichen Wichtigkeit der vorstehenden Darlegungen für die Gewinnung korrekter Werte bei wissenschaftlichen Ballonfahrten schien es uns geboten, die erforderlichen Auseinandersetzungen hierüber etwas ausführlicher zu geben. Wir können nun desto kürzer sein.



Ballon „Humboldt" im ersten Aufsteigen. Original-Aufnahme.

Nach sorgfältiger experimenteller Feststellung aller Anforderungen an eine wissenschaftliche Ballonfahrt durch mehrere Probefahrten ging in Berlin der „Deutsche Verein zur Förderung der Luftschiffahrt" an die Ausführung einer großen, durch die freigebige Unterstützung Sr. Majestät des Kaisers mit erheblichen Mitteln ausgerüsteten Aufgabe: mit einem großen, 2500 Kubikmeter Gas fassenden, eigens für diesen Zweck gebauten Ballon, der den Namen „Humboldt" erhielt, sollten gegen fünfzig Auffahrten zu rein

wissenschaftlichen Zwecken zu allen Jahres- und Tageszeiten und bei allen Wetterlagen ausgeführt und dabei, wenn möglich, in Höhen vorgedrungen werden, die bisher von Menschen noch nicht erreicht worden waren. (Abbild. S. 483.) Der erfahrenste Offizier der Luftschiffer-Abteilung, der damalige Premierlieutenant Groß, wurde für längere Zeit gänzlich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, und eine Anzahl von opferfreudigen jüngeren Gelehrten, meist dem Königl. Preuß. Meteorologischen Institut angehörend, war bereit, die erforderlichen Beobachtungen auszuführen.



Ballon „Humboldt" erhält am Blitzableiter der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg einen zwei Meter langen Riß. Original-Aufnahme.

In den bisher ausgeführten fünfundsechzig wissenschaftlichen Ballonfahrten wurde ein ausgezeichnetes Material für eingehende Forschungen auf dem Gebiete der atmosphärischen Physik gewonnen.

Die Verteilung der Fahrten über das Jahr war fast gleichmäßig:

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni
2	6	5	7	8	5
Winter 13			Frühjahr 20		

Juli	August	Sept.	Oktbr.	Nov.	Dez.
6	6	5	6	4	5
Sommer 17			Herbst 15		

Sechs von diesen Auffahrten begannen vor Sonnenaufgang (Frühfahrten), fünf vor Mitternacht (Nachtfahrten). Zwei Aufstiege gingen bis zu den höchsten je von Menschen erreichten Höhen: die vom 11. Mai 1893, die Premierlieutenant Groß von der Luftschiffer-Abteilung und Berson vom Königl. Meteorologischen Institut ausführten (rund 8000 Meter), und die höchste aller bisherigen Fahrten am 4. Dezember 1894, die von Berson allein unternommen wurde und bis zur Höhe von 9155 Metern führte. Ebenso wurden von den ohne Bemannung mit Re-

gistrierinstrumenten versehenen Ballons (Registrierballons) die Höhen aller ähnlichen Auffahrten bei weitem übertroffen, indem fast 22000 Meter erreicht wurden. Setzt man die bei diesen fünfundsechzig Auffahrten erreichten größten Höhen aufeinander, so kommt man auf eine Gesamthöhe von 307264 Metern = 307 Kilometer, entsprechend derjenigen Höhe, in welcher das von den Astronomen als obere Grenze angesehene erste Aufleuchten der fernsten Sternschnuppen stattfindet.

Die bei diesen Fahrten erreichten niedrigsten Temperaturen sind nicht minder bemerkenswert. Eine Lufttemperatur von — 48 Grad ist im Luftballon noch niemals sonst beobachtet worden als von Berson in 9155 Meter Höhe und ebensowenig eine solche von — 68 Grad, wie bei der Auffahrt des Registrierballons am 6. September 1894 in 17000 Meter Höhe. Betrachten wir übersichtlich die erreichten Maximalhöhen, so finden wir, daß erreicht wurden:

die Höhen in Metern				Die Temperaturen-Minima schwankten zwischen		
1000	bis	2000	11 mal	+ 10.5°	und	— 5.9°
2000	„	3000	9 „	+ 9.7°	„	— 7.0°
3000	„	4000	13 „	+ 1.6°	„	— 22.0°
4000	„	5000	11 „	— 4.0°	„	— 30.9°
5000	„	6000	7 „	— 9.5°	„	— 33.1°
6000	„	7000	3 „	— 25.2°	„	— 28.1°
7000	„	8000	2 „	— 36.7°		
8000	„	9000	1 „	— 42.8°		
9000	„	10000	1 „	— 47.9°		
11000	„	12000	1 „			
14000	„	15000	1 „			
17000	„	18000	2 „			
21000	„	22000	1 „			

Die Fahrtdauer der wissenschaftlichen Ballonfahrten war natürlich in erster Linie davon abhängig, ob die Fahrtrichtung durch die beiden aus natürlichen Gründen thunlichst zu vermeidenden Grenzen, Ost- oder Nordsee und russische Grenze, abgekürzt wurde oder nicht. Die längste unserer Fahrten währte fast 19 Stunden; 10 Stunden und mehr außerdem noch zehn Fahrten. Würden sämtliche Fahrten, hintereinander gereiht, ohne Unterbrechung erfolgt sein, so würden sie 419 Stunden oder gegen 17½ Tage lang im Gange gewesen sein. Reiht man aber sämtliche bei den Fahrten im Ballon zurückgelegten Entfernungen aneinander, so stellt sich die ansehnliche Summe von 14054 Kilometern oder mehr als ein Drittel des Erdumfangs am Äquator heraus. Würde man auf dem Breitengrade von Berlin nach Osten gefahren sein, so wäre man, da unter 52 Grad Breite die Entfernung zwischen zwei Meridianen rund 67 Kilometer beträgt, über Rußland, ganz Asien, den Stillen Ocean weg bis nach dem Winnipeg in Britisch-Nordamerika gekommen; nach West fliegend hätte man den Atlantischen Ocean, ganz Nordamerika, den Stillen Ocean und Japan gekreuzt und wäre fast nach dem deutschen Kriegs- und Handelshafen Kiautschau gelangt. Auf dem Meridian von Berlin nach Süden fliegend, wäre man über Afrika und das deutsche Südwest-Afrika hinweg bis zum 74. Grad südl. Breite, also mitten in die antarktischen Eismassen geraten; dem Meridian, zunächst nach Norden, später nach Süden zu folgend, würde man über den Nordpol hinweg bis an den Äquator im Stillen Ocean mitten in Polynesien hineingekommen sein.

Wir ziehen diese einigermaßen nach geographischer Zahlenspielerei aussehenden Schlüsse aus dem Grunde, um zu zeigen, wie große Entfernungen im Ballon zurückgelegt werden könnten, wenn die Richtung der Fahrt stets unverändert bleiben würde und der Ballon wochenlang tragend erhalten werden könnte. Obwohl die mittlere Windgeschwindigkeit aus allen unseren Fahrten keineswegs bedeutend war, da sie nur etwa 9,3 Meter in der Sekunde betrug, hätte sie doch hingereicht, um auf dem Breitengrade von Berlin fast genau in dreißig Tagen rund um die Erde zu fliegen. Der fernere Schluß liegt nahe und gewiß jedem Leser auf den Lippen, daß demnach der kühne Luftschiffer Andrée gute Aussichten hätte haben müssen, um den Nordpol und darüber hinaus bewohnte Länder anzutreffen. In der That würde er, mit unserer mittleren Geschwindigkeit von 9,3 Meter in der Sekunde stets in der Richtung des Meridians von Spitzbergen weiter fliegend, nach weniger als sechs Tagen schon in Alaska in Nordamerika haben ankommen können. Zweifellos ist dies richtig, aber — von den beiden aufgestellten Bedingungen treffen leider beide nicht zu: es könnte die eine, unveränderte Richtung und Stärke des Windes während einer Reihe von Tagen erheischende, höch-

stens in der Passatregion erfüllt werden; die andere, die die Tragfähigkeit eines Luftballons auf eine Reihe von Tagen verlangt, ist nach dem jetzigen Stande der Ballontechnik nicht erfüllbar, und alle gegenteiligen Behauptungen gelten dem Sachverständigen für nichts als eitel Schwindel oder bestenfalls als verhängnisvolle Selbsttäuschung.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Andréesche Ballon, der schon bei der Auffahrt so wenig Auftrieb besaß, daß Andrée, obwohl er sicherlich mit voller Absicht seine schweren Schlepptaue zurückgelassen hatte, sofort große Mengen von Ballast opfern mußte, um nicht sofort in das Meer geworfen zu werden, sich günstigsten Falls zwei Tage, wahrscheinlich sogar kaum einen Tag in der Luft gehalten hat, so daß die mehr als kühnen Luftschiffer nach kurzer Reise entweder in offenes Wasser gefallen und dann wohl ertrunken sein dürften, oder doch, was wir immer noch hoffen wollen, auf zusammenhängendem Packeis „gelandet" sein könnten und sich nun, ihren großen Vorbildern Nansen und Johansen nacheifernd, von dem Ertrage ihrer Büchsen bis zum Sommer durchschlagen würden.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse aus den vorgenannten fünfundsechzig Ballonfahrten sind, soweit sich das aus dem in Vorbereitung befindlichen großen Ballonwerk ersehen läßt, das bei Friedrich Vieweg u. Sohn im Laufe dieses Jahres erscheinen wird, ganz beträchtlich und versprechen durchaus, die hierfür verwandten großen Summen und die nicht geringe Arbeits- und Opferwilligkeit der Ausführenden reichlich zu lohnen. Einige der wichtigsten der vorläufigen Ergebnisse wollen wir hier kurz anführen.

1) Die Temperatur der Luftschichten oberhalb von 4000 Metern Höhe wurde ganz erheblich niedriger gefunden als bei den früheren Fahrten; die Abnahme der Temperatur mit der Höhe, die Glaisher als erheblich kleiner werdend mit zunehmender Höhe gefunden hatte, erwies sich im Gegenteil in den größten Höhen am beträchtlichsten.

2) In den zwischen 2000 und 4000 Metern liegenden Schichten fand sich eine verhältnismäßig hohe Temperatur, die mit der in dieser Höhe vornehmlich eintretenden Verdichtung des Wasserdampfes zu Wolken und Niederschlag offenbar zusammenhängt.

3) In Höhen von mehr als 7000 Metern scheint jahraus jahrein eine beinahe unveränderliche Temperatur zu herrschen.

4) Die Bildung mächtiger Haufwolken reichte wiederholt in ganz ungeahnte Höhen, bis über 7000 Meter, hinauf.

5) Die Oberfläche einer geschlossenen Wolkenschicht erwies sich thermisch und elektrisch ähnlich einer zweiten Erdoberfläche.

6) Der Wasserdampfgehalt der Atmosphäre wurde wiederholt auch in mäßigen Höhen als ganz unerwartet gering, bis unter 1 Prozent relativer Feuchtigkeit herabgehend, gefunden.

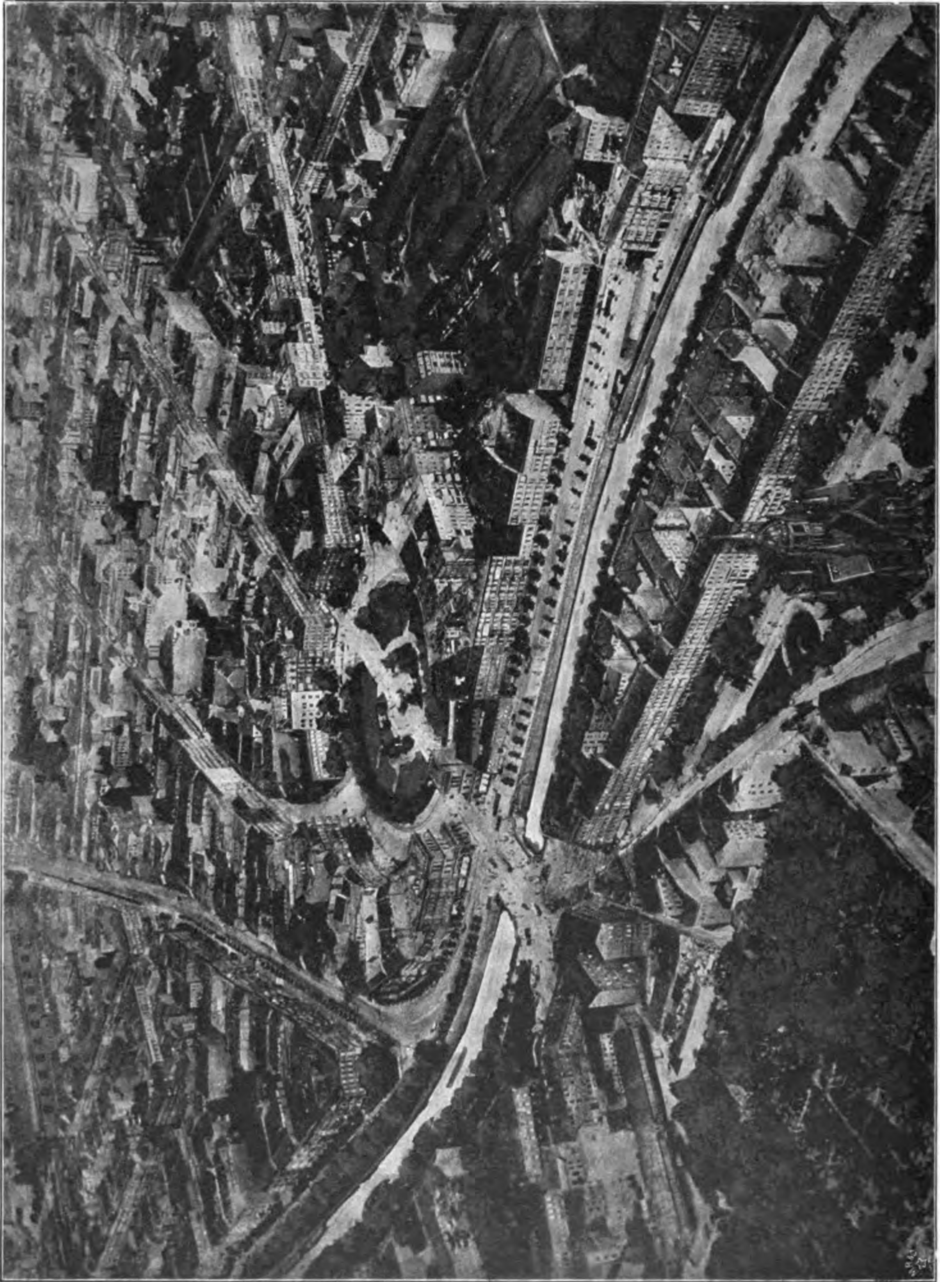
Um denjenigen unserer Leser, welche noch nicht in der Lage gewesen sind, den Maßnahmen bei der Füllung und dem Aufstiege großer Freiballons beizuwohnen, ein Bild hiervon zu geben, lassen wir eine Reihe von Original-Aufnahmen folgen, welche bei Gelegenheit der ersten wissenschaftlichen Auffahrten in Charlottenburg durch den wohlbekannten Photographen Anschütz ausgeführt worden sind.

Abbildung S. 484 zeigt die Arbeiten nach eben erfolgter Füllung des Ballons „Humboldt" kurz vor dem Augenblick, in welchem die Ballastsäcke auf die Korbleinen gehängt werden und dann, langsam nach der Mitte gleitend, die Erhebung des Ballons bis zum Tragen des Korbes, von Nichtsachverständigen gewöhnlich „Gondel" genannt, gestatten. Gegen dreißig starke Männer sind erforderlich, um unter Zuhilfenahme von etwa 1500 Kilogramm Sandballast den Riesen zu bändigen. Weht aber ein frischer, böiger Wind, welcher die mächtige Gaskugel hin und her schleudert, so daß sie sich wie ein wildes Tier im Käfig gebärdet, dann genügt oft die doppelte Anzahl nicht, um den Ballon an seiner Stelle zu halten. Bei schneebedecktem Boden kommen dann gelegentlich die sonderbarsten, einer drastischen Komik nicht entbehrenden „Gesellschafts-Schlittenfahrten" über den ganzen Ballonplatz hin vor.

Abbildung S. 485 zeigt die Montierung der Instrumente am Korbe des Ballons: Berson, der „höchste Mensch", steht auf dem Rand des Korbes, um den das Aspirations-Psychrometer tragenden „Galgen" anzubrin-

gen, Premierlieutenant Groß ordnet die Herausnahme der überflüssigen Ballastsäcke aus dem Korbe an, um den Ballon „abzuwiegen“. Zwei mächtige Schornsteine ragen rechts und links vom Ballon in die Lüfte — eine unwillkommene, ja, wie wir sehen werden, gelegentlich recht unbequeme Nachbarschaft!

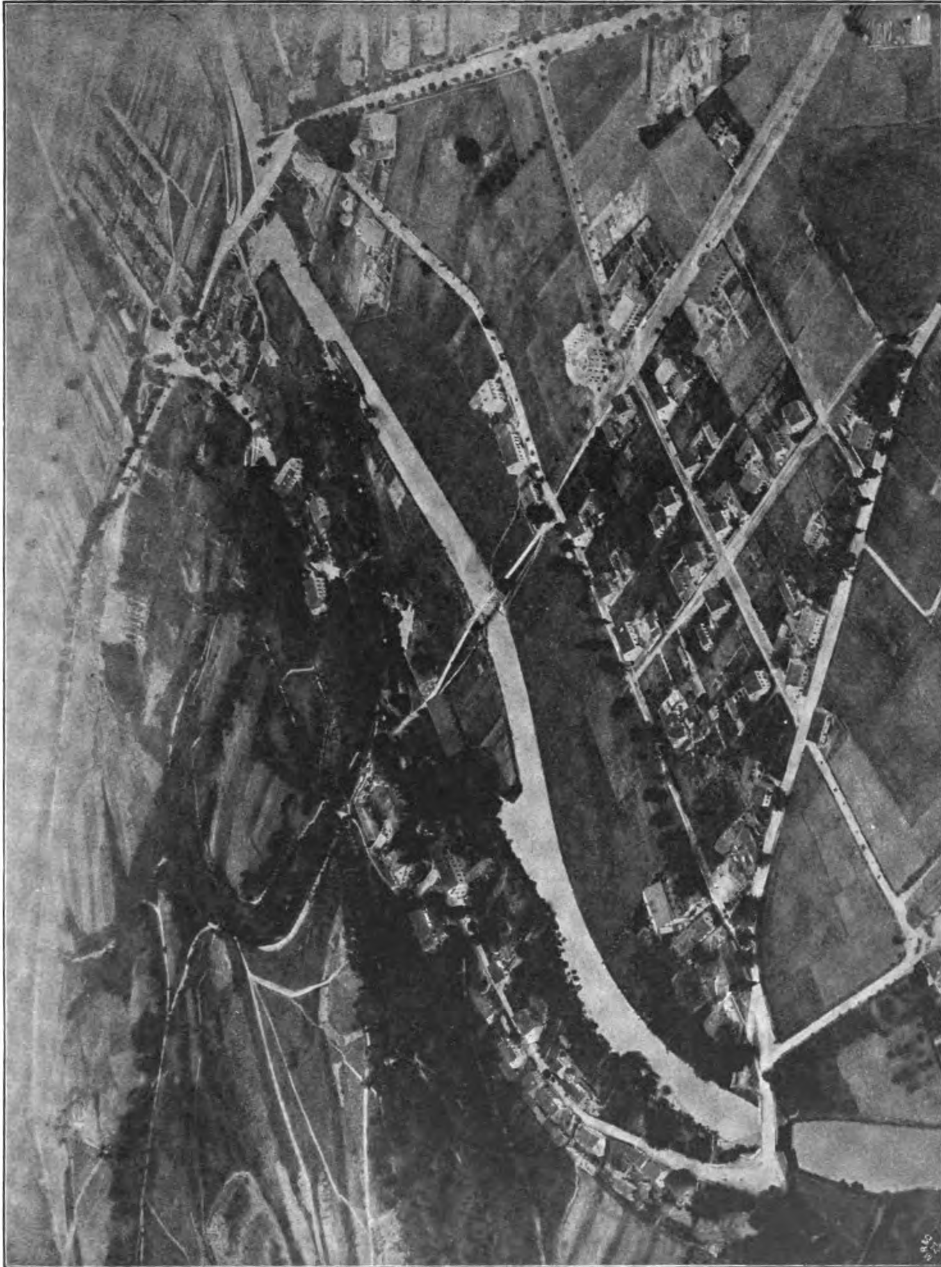
In der Abbildung S. 488 sehen wir den „Humboldt“ kurz nach dem Kommando „Los!“ langsam und majestätisch emporsteigen: der Luftschiffergruß „Glückab!“ erschallt noch von den Zurückbleibenden und wird von den Korbinsassen mit fröhlichem Abschiedwinken erwidert.



Berlin SW. vom Ballon aus in etwa 450 Meter Höhe gesehen. Original-Aufnahme der Königl. Luftschiffer-Abteilung.

Ein guter Ballonführer sucht seinen Stolz

darin, möglichst langsam aufzusteigen, was nur durch ein sorgfältiges „Abwiegen" geschehen kann. Bei unruhigem Wetter mit plötzlichen, oft geradezu abwärts gerichteten Windstößen ist aber der langsame Aufstieg zuweilen nicht ganz ungefährlich. Abbildung S. 489 zeigt uns hierfür ein Beispiel. Am 28. März 1893 wurde der Ballon „Humboldt" durch eine solche Bö gänzlich unerwartet niedergedrückt und gegen den hohen Schornstein der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg geworfen, dessen Blitzableiter tief in den Ballon eindrang und ihm einen über zwei Meter langen Riß beibrachte. Glücklicherweise war der Schornstein nicht in Thätigkeit, sonst



Rüdersdorf bei Berlin vom Ballon aus etwa 600 Meter Höhe gesehen. Original-Aufnahme der Königl. Luftschiffer-Abteilung.

hätte ein einziger herausfliegender Funke eine schreckliche Katastrophe herbeiführen müssen, indem er das Ballongas zur Entzündung gebracht hätte; glücklicherweise aber blieb auch der Riß auf den unteren Teil des Ballons beschränkt, so daß dieser nur die unterhalb der verletzten Stelle befindliche geringe Gasmenge einbüßte; trotz dieses Schadens erreichte der mit drei Personen bemannte „Humboldt“ eine Höhe von 3590 Metern und landete nach neunstündiger Fahrt ohne jeden Unfall bei Annaberg im sächsischen Erzgebirge, 275 Kilometer vom Auffahrtsorte entfernt.

Außer den streng-wissenschaftlichen Beobachtungen werden selbstverständlich vom Ballon aus photographische Aufnahmen des unten liegenden Geländes oder der Wolken ausgeführt. Abbildung S. 492 zeigt eine solche über dem südlichen Teile von Berlin aus etwa 450 Meter Höhe: im Mittelpunkte der Belle-Alliance-Platz mit den drei von ihm ausstrahlenden Straßen Wilhelm-, Friedrich- und Lindenstraße, vom Halleschen Thore ausgehend links die Königgrätzer, rechts die Gitschiner Straße, im Vordergrunde die Kirche zum Heiligen Kreuz am Johannistisch; Kähne auf dem Kanal, Pferdebahnen, Omnibusse, Droschken, ja die Menschen auf den Straßen sind deutlich, wenn auch im „verkleinerten Maßstabe“ erkennbar.

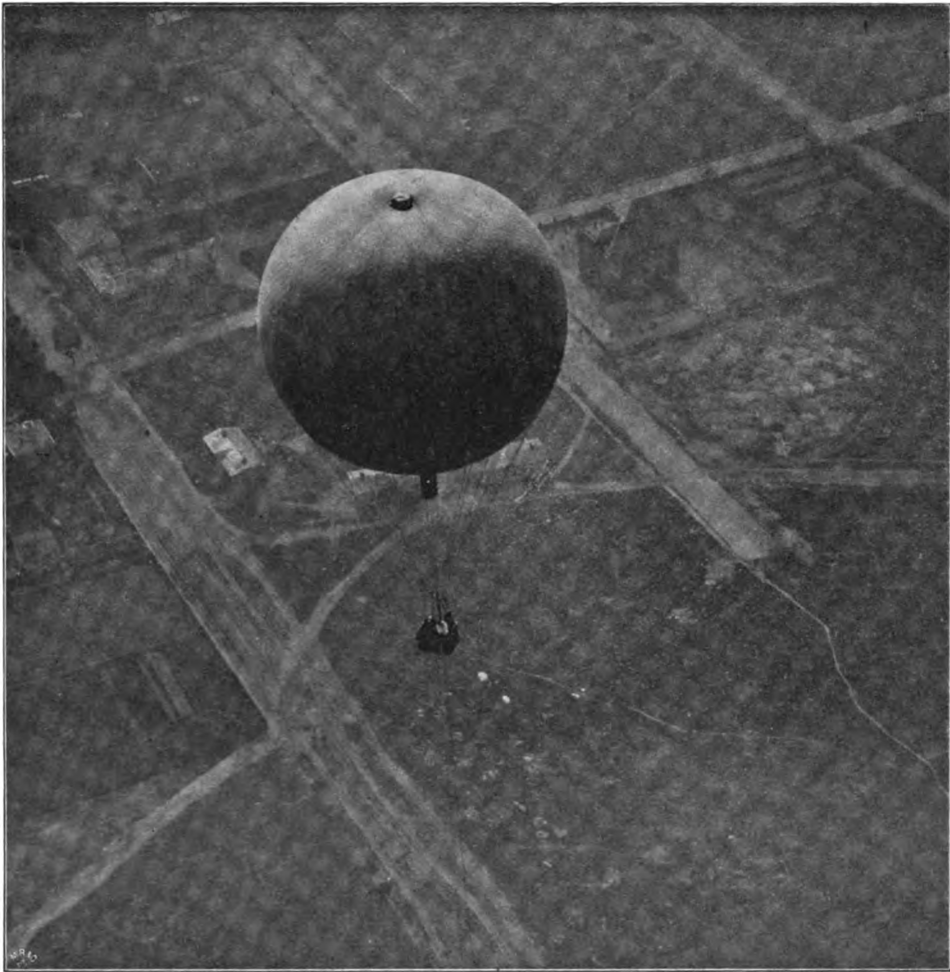
Abbildung S. 493 giebt den Anblick des Ortes Rüdersdorf bei Berlin, bekannt durch seine Kalkberge, aus etwa 600 Meter Höhe wieder.

Eine der sicherlich seltensten photographischen Aufnahmen stellt Abbildung S. 495 dar: die obere Ansicht eines über dem Tempelhofer Felde stehenden Militär-Fesselballons, von einem darüber hinwegfliegenden zweiten Freiballon aus photographiert. Die Originale der Abbildungen S. 492, 493 und 495 entstammen der Militär-Luftschiffer-Abteilung, bei welcher die Photographie zu einer außerordentlichen Vollkommenheit ausgebildet ist; sie wurden uns in überaus dankenswerter Weise für unseren Aufsatz zur Verfügung gestellt.

Um unseren Lesern weiterhin die Art und Weise vor Augen zu führen, in welcher man die Flugbahn des Ballons in vertikaler und horizontaler Beziehung darzustellen pflegt, geben wir in der Skizze S. 496 die Höhenkurve und den auf die Erde projizierten Weg des Ballons „Humboldt“ bei seiner ersten Auffahrt vom 1. März 1893 wieder; bei dem Aufstiege waren die Kaiserlichen Majestäten und die drei ältesten Prinzen anwesend.

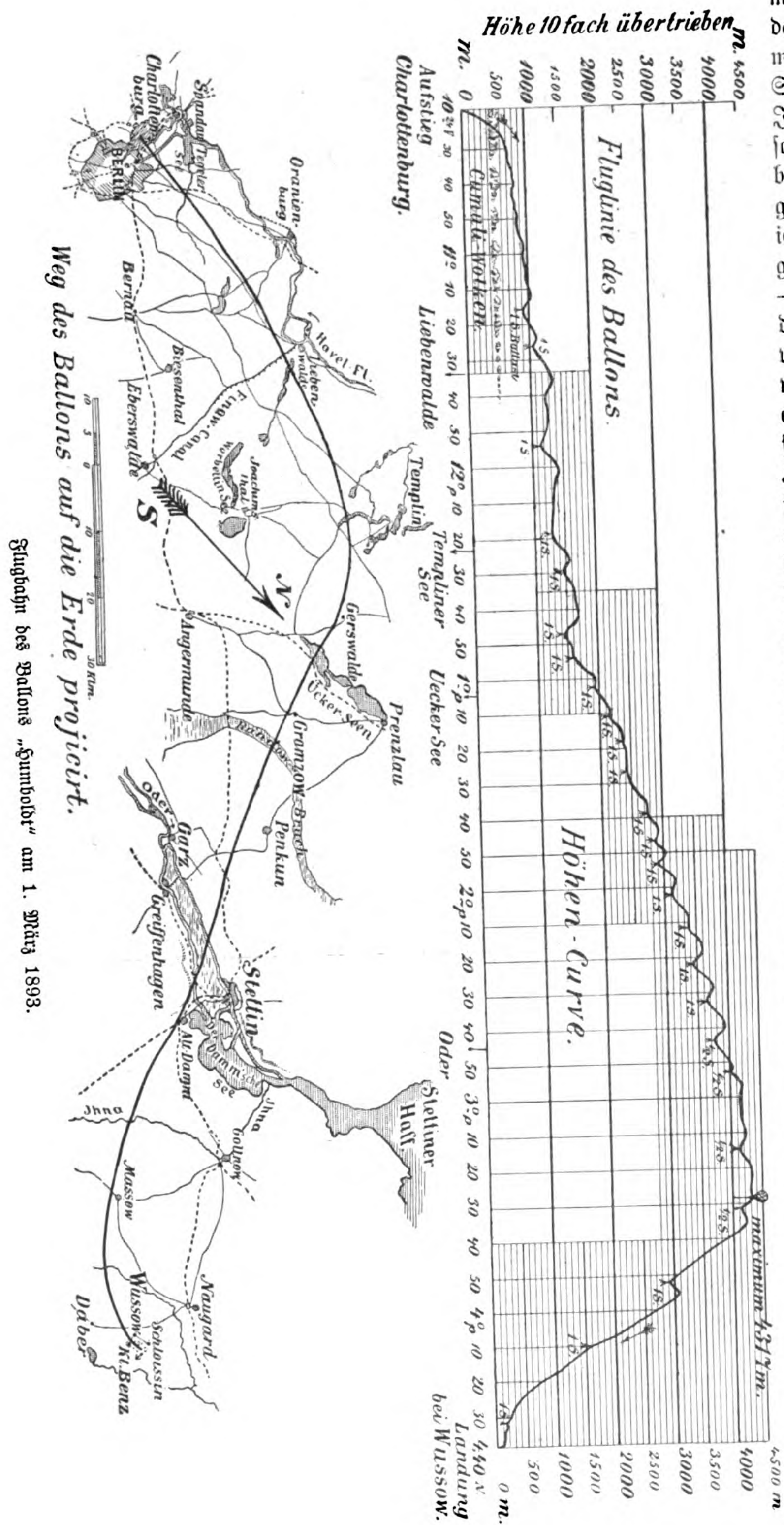
Zum Schluß dieses Aufsatzes lassen wir noch einen Auszug aus dem Berichte Bersons über seine berühmte Hochfahrt vom 4. Dezember 1894 mit dem Ballon „Phönix“, dem Ersatz für den nach seiner sechsten Fahrt durch einen elektrischen Funken zur Explosion gebrachten Ballon „Humboldt“, folgen, bei der die größte Höhe und die niedrigste Lufttemperatur erreicht wurde, die jemals bisher von einem Menschen im Luftballon beobachtet worden ist.

„Als ich mich,“ so berichtet Berson, „am 4. Dezember 1894 um 10 Uhr 28 Minuten morgens in Staßfurt, wo unser großer ‚Phönix‘ mit 2000 Kubikmetern reinen Wasserstoffgases gefüllt worden war, erhob, sah der Himmel dunstig und mit Cirruswolken bedeckt aus; ein leichter Südost näherte mich dem Harzgebirge, welches sich, da ich schnell aufstieg, bald erheblich unter mir abflachte. In fünfzehn Minuten hatte ich 2000 Meter Höhe erreicht, dabei war es um fast 5 Grad wärmer als unten. Schnell fing aber nun die Temperatur an zu sinken: in 5100 Meter, welche Höhe ich nach einer Stunde erreicht hatte, zeigte das Aspirationsthermometer bereits die nicht gerade mehr ‚drückende‘ Temperatur von — 17.5 Grad, in 6000 Meter Höhe — 25.5 Grad, doch war mir in meinem Schafspelz noch ganz behaglich warm. Auf Grund meiner früheren Erfahrungen in großen Höhen setzte ich nun meinen Apparat zum Einatmen von Sauerstoff in Gang, von welchem ich 1000 Liter, auf 200 Atmosphären komprimiert, in einer Stahlflasche bei mir führte. Bei 6700 Meter Höhe und — 29 Grad Temperatur, wo große Eiszapfen am unteren Teil des Ballons hingen, mußte ich die Ventilleinen, welche sich bei der trockenen Luft immer wieder reckten, wiederholt lockern. Dabei sage ich mir immer mit halblauter Stimme mein Programm vor: ‚jetzt Instrumente beobachten; Zeit, Druck, drei Thermometer, Hygrometer, Strahlungsthermometer; jetzt Messer zur Hand, einen Sack Ballast abschneiden!‘ Rapide steigt



Fesselballon der Königl. Luftschiffer-Abteilung, von einem darüber hinwegfliegenden Freiballon aus aufgenommen. Original-Aufnahme der Königl. Luftschiffer-Abteilung.

der Ballon: um 12 Uhr 24 Minuten habe ich meine bisherige größte Höhe von 8000 Metern bei — 38.5 Grad Temperatur überschritten. Noch befinde ich mich wohl, wenn ich dauernd Sauerstoff einatme; ich kann es also wagen, höher zu gehen. In 8500 Meter Höhe dachte ich daran, daß der berühmte Luftschiffer James Glaisher in dieser Höhe bewußtlos in seinem Korbe zusammenbrach und daß fast in derselben Höhe Sivel und Crocé-Spinelli trotz des mitgenommenen Sauerstoffs ihren Tod fanden. Doch, noch ist mir wohl, nur darf ich die Sauerstoffatmung nicht unterbrechen, dann überfällt mich ein gewaltiges Herzklopfen, und ich taumele im Korbe hin und her. Ich überrasche mich dabei, daß mir die Augenlider herabsinken; mit lautem Schelten auf mich selbst rüttele ich mich wieder auf. In 8700 Meter Höhe tauche ich in die Cirruswolken ein, welche ich bei dem Aufstieg unerreichbar hoch über mir gesehen; sie bestehen nicht aus Eisnadeln, sondern aus wohlgebildeten kleinen Schneeflocken, welche mich dicht umwirbeln. Ich opfere den letzten Ballastsack, welchen ich noch auswerfen durfte. In 9000 Meter Höhe taucht der Ballon aus der Eiswolke auf, doch noch hoch über mir schwimmen feine Dunstmassen, welche die Sonnenstrahlung stark behindern. Um 12 Uhr 49 Minuten, 2¹/₃ Stunden nachdem ich die Erde verlassen, zeigt mein Quecksilber-Barometer den ungewohnt niedrigen Stand von 231 Millimeter Luftdruck, das Aspirationsthermo-



Flugbahn des Ballons „Humboldt“ am 1. März 1893.

meter — 47.9 Grad, das Strahlungsthermometer in voller Sonne — 23.8 Grad. Ich fühle mich noch so wohl, daß ich unbedingt noch höher gehen würde, wenn ich noch den nötigen Ballast besäße — also muß es mit der erreichten Höhe von 9155 Metern, welche ich, ein Zeichen für meine geistige Frische, an der Hand der mitgeführten Tabellen im Kopfe ausrechne, für heute genug sein. In der spiegelnden Fläche des Aneroidbarometers sehe ich, daß mein Gesicht völlig blau erscheint; als ich das Instrument anfasse, glaube ich glühende Kohlen zu berühren, ich zittere an allen Gliedern so stark, daß ich mich vorübergehend festhalten muß. Jetzt erst, als der Ballon langsam fällt, werde ich der Stille gewahr, die mich umgiebt — jener ewigen, eisig-stillen Ruhe der höchsten Schichten des Luftmeeres, zu denen kein Geschöpf und kaum noch ein Laut der Erde vordringt. Das schwache Ticken des Uhrwerkes im Barographen, das bisher das einzige Geräusch war, welches ich noch hörte, hatte auch aufgehört, die Uhr war

unter der eisigen Kälte stehen geblieben. Beinahe krampfhaft bringe ich es durch Erschüttern wieder in Gang; dabei bemerke ich, daß mir zwei Finger meiner rechten Hand erfroren sind — kräftiges Reiben bringt sie wieder zum Leben und ermuntert meine Lebensgeister. In großen Windungen erscheint unter mir ein schmales Bändchen, das sich im fernen Nordwesten verliert: ich erkenne in ihm die Elbe. Kleine rote Flecken zeigen mir Dörfer und kleine Städte an, bei Dömitz hatte ich die Elbe überflogen. Nördlich von der Elbe hatte alles Land schlechtes Wetter, geschlossen lagen in immenser Tiefe unter mir die Wolken, die Erde vollständig meinem Blick entziehend, und damit ging für mich die Orientierung verloren. Der Ballon will nicht weiter fallen, in 7500 Meter Höhe fängt er von selbst wieder an zu steigen, ich muß also immer wieder das Manövrierventil ziehen. Langsam geht es abwärts, so daß ich eine vollständige Reihe von Beobachtungen bei dem Abstiege ausführen kann, welche die bei dem Aufstieg gemachten in schönster Art ergänzen. Indessen wird der Himmel über mir fast völlig wolkenrein. In 5000 Meter Höhe gebe ich die Sauerstoffatmung auf; bei — 10 Grad Temperatur notiere ich: ‚es wird angenehm warm‘; des Pelzes hatte ich mich schon vorher entledigt. Der langsame Abstieg des Ballons, so angenehm er sonst auch ist, fängt allmählich an, mich aus ‚geographischen‘ Gründen bedenklich zu machen: Wolken unter mir, soweit das Auge reicht, im Norden aber ist es heller. Ist das der ‚Wasserhimmel‘ der Polarfahrer? Schwaches Hundegebell dringt durch die Wolken, also habe ich wohl noch Land unter mir. Jetzt schneller hinab! In 1400 Meter Höhe wird es ‚unausstehlich heiß‘, da das Thermometer + 5.6 Grad zeigt, was gegen — 48 Grad einen recht ansehnlichen Unterschied bedeutet. Näher und näher kommt das geschlossene Wolkenmeer unter mir, dann schießen einige Wolkenköpfe scheinbar rapide empor, ich setze in einem Wellenthale des Nebeloceans auf, der ‚Phönix‘ stoppt, wie gewöhnlich, an der Wolkenoberfläche jäh im Fallen ab und beginnt auf derselben zu schwimmen. Nun schnell die Apparate verpackt bis auf die Hauptinstrumente. Den sehr beträchtlichen Sauerstoffrest lasse ich nun herauspfeifen, da er bei einem Aufprall auf die Erde unangenehme Wirkungen ausüben könnte. Nur noch 500 Meter bin ich über dem Erdboden, doch will der ‚Phönix‘ durchaus nicht durch die Wolken fallen. Dampfpfeifen und das Geräusch einer großen Stadt zwingen mich zur angestrengtesten Aufmerksamkeit. Plötzlich erscheint die graue Erde unter mir, der Schleppgurt taucht in einen See ein, so daß ich noch einen Sack Ballast werfe, um von ihm schneller loszukommen. Ein großes Gehöft neben mir verspricht mir die Anwesenheit hilfreicher Hände; darum hinab, das große Entleerungsventil gezogen, kräftige Hände packen das Schlepptau, und nach einigen leichten Stößen steht der Ballon still. Um 3 Uhr 45 Minuten ist die Hochfahrt des ‚Phönix‘ und damit die höchste bisher überhaupt ausgeführte zu Ende. Ich befand mich, nachdem ich ganz Holstein überflogen hatte, bei Schönwohld westlich von Kiel. Die wissenschaftlichen Ergebnisse werden erst später im Zusammenhange mit unseren übrigen Fahrten diskutiert werden; immerhin ist es interessant, zu konstatieren, daß in der Höhe von 8000 Metern, wo ich — 38.5 Grad gefunden, Glaisher infolge ungenügender Instrumente — 20.6 Grad und Tissandier in 7000 Meter Höhe gar nur — 11 Grad ermittelt hatte."

* *
*

Vorstehender Aufsatz sollte über einige der wichtigeren Maßnahmen und Vorgänge bei den wissenschaftlichen Ballonfahrten und deren bisherige Ergebnisse Bericht erstatten, zumal z. B. Deutschland auf diesem Gebiete unbestritten die erste Stelle einnimmt. Späterer Gelegenheit sei es vorbehalten, andere Gebiete der Luftschiffahrt, die Militär-Aeronautik, die Versuche zur Lenkbarmachung der Ballons und zur Konstruktion von Flugmaschinen u. a. m. einer Besprechung zu unterziehen.



Wohnungsanlage.

Von

Hans Schmidkunz.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Aufschwung der sogenannten angewandten oder dekorativen Künste und der verschiedenen Liebhaberkünste, mit denen sich jene ja zum Teil berühren, zieht augenblicklich die Aufmerksamkeit fast aller künstlerisch Interessierten auf diese Seiten der Kunst. An Beispielen und Mustern, an Vorlagen und Vorschlägen, an geschäftlichen und an schriftstellerischen Bemühungen fehlt es nicht. Nun fragt es sich aber, ob nicht vielleicht, wie so häufig, diese Bemühungen mehr auf die Symptome als auf den Grund der Sache gehen.

Jede bildende Kunst bedarf eines bestimmten und eigenartigen örtlichen Bodens. Der wichtigste war für alle bildenden Künste in den meisten Kulturen und Zeiten die Stätte des religiösen Kultus, also der Tempel oder die Kirche. Seit die Bedeutung dieser Stätte für uns abgenommen hat, geht auch durch das Leben der bildenden Künste ein eigentümlich heimatloser Zug. Ein provisorischer Aufenthalt ist ihnen allerdings angewiesen: das sind unsere Gemäldegalerien und Bilderausstellungen mit der herkömmlichen Begleitung von Plastik, Schwarzweißkunst, Architektur und neuerdings auch von Kunstgewerbe oder „dekorativer Kunst“. Die Verwahrung gegen einen solchen unwohnlichen Boden für das Wachstum der Künste ist nicht neu und hat schon zu manchen Verbesserungsversuchen des Ausstellungswesens geführt. Eine wahre Heimat für sie wird aber auch dadurch nicht geschaffen werden. Wo eine solche zu suchen sei, sagt uns gerade die jetzige Wandlung des Bestandes der bildenden Künste. Der Aufschwung der dekorativen und der Liebhaberkunst scheint berufen, unseren Museen zugleich eine Heimat zu schaffen.

Diese Heimat ist, kurz gesagt, das Haus. Lange waren das Haus im Sinne des Wohngebäudes und das Haus im Sinne unserer Wohnung vernachlässigt geblieben. Die Kunst des Empire und die an sie angeschlossenen Stilnuancen, hauptsächlich die sogenannte Biedermaierzeit, boten wenig Gelegenheit zur Entfaltung der Kunst ins Breite, zu dekorativen Wirkungen, zur Teilnahme weiterer Kreise; dazu waren sie zu nüchtern, zu konzentriert, und dazu war auch die damalige Zeit in socialer Hinsicht zu engherzig. Noch jetzt erinnern uns die langweiligen, mit den letzten klassicistischen Spuren getrösteten Gebäude und der „altväterische“ Hausrat älterer Familien an jene Zeit. Dann kam der moderne Aufschwung des industriellen und Verkehrslebens und mit ihm zwar noch kein neuer Kunstgeschmack, aber doch wenigstens die Sucht, in der Ausstattung der Gebäude und Wohnungen mehr zu thun als vorher. In einiger Verbindung damit stand der Aufschwung des Kunstgewerbes in den siebziger Jahren und sein Anknüpfen an die „altdeutsche“ Kunst; dies brachte unter dem Schlagwort vom „deutschen Haus“ einen zwar nicht sehr selbständigen, aber doch künstlerischen Zug in die Ausstattung des Wohnheims. Dann das überraschend schnelle Aufblühen der Liebhaberkünste, etwa als „Renaissance des Dilettantismus“ zu bezeichnen, gipfelnd vielleicht in der Amateurphotographie und in

den häuslichen Arbeiten für verschiedentlichen Kleinbedarf. Darauf, in einigem Zusammenhang mit den sozusagen naturalistischen Bestrebungen der modernen Malerei, ein gewisser Naturalismus im Gestalten der Möbel, der Kleidung und anderer Ausstattungsstücke, der zumal von England ausging und an den Kampf des englischen Geschmacks gegen den französischen in der Litteratur und selbst in der Gartenkunst des achtzehnten Jahrhunderts erinnerte. Dazu mag man auch die eigenartigen Bemühungen nach einem Socialismus in der Kunst rechnen, die von einigen oftgenannten Namen in England ausgingen und insbesondere durch Bilderbücher, Tapeten u. s. w. eine Kunst anregten, die allen zu gute kommen konnte und sollte. Schließlich, etwa zwanzig Jahre nach dem ersten Aufschwung des Kunstgewerbes, sein zweiter Aufschwung, weit selbständiger als der erste; von ihm sind wir heute wenigstens an den führenden Stellen allseits umgeben.

So fehlt es weitaus nicht an Gelegenheit, ein Haus in beiderlei Sinn des Wortes künstlerisch zu erfüllen. Allein vielleicht bedeutet dies nur erst eine Vergrößerung der Gefahr, irgend ein Gehäuse ebenso mit allerlei Kram vollzupfropfen, wie es in unseren Ausstellungen geschieht. Wir erlauben uns kurzweg die Behauptung: solange die Gebäude und Wohnungen auf die Bedürfnisse des Vermietens und der Repräsentation angelegt sind, solange wird auch dem ganzen Aufschwung der ausstattenden Künste der natürliche Boden fehlen.

Daß in der That unsere Behausungen auf das Vermieten und Repräsentieren eingerichtet sind, wird kaum eines Beweises bedürfen; ihre diesbezüglichen Eigenschaften wurden ja bereits so oft kritisiert, daß dieser Kritik jetzt nur eben die Praxis nachzufolgen braucht. So die überputzten oder überklebten Fassaden, die zellenförmige Aufteilung der „Mietskasernen“, die angeblich schöne, d. h. mietpreissteigernde Ornamentierung der Zimmer und Öfen, das auf ein paar Besuchszimmer gelegte Schwergewicht bei möglichster Vernachlässigung der eigentlichen Wohnräume. Man faßt dies alles gern in das Schlagwort zusammen, daß bei uns von außen nach innen, statt von innen nach außen gebaut wird. Dadurch wird alle dekorative Kunst verhindert, einerseits einen „intimen“ Charakter zu bekommen, andererseits, was damit teilweise zusammenhängt, aus den natürlichen Lebensbedürfnissen herauszuwachsen. Für die Fassade und die Zimmerdecken ein paar auffällige Ornamentformen finden, für ein Besuchszimmer einen Kronleuchter entwerfen und einen Wandschirm sticken ist eine scheinbar dankbare Aufgabe, führt aber in der Kunstentwickelung nicht sehr weit. Die bereits begonnene und bereits auch hervorgehobene Verbindung der modernen hygienischen Reformbewegung mit der modernen künstlerischen Reformbewegung, unseres Erachtens einer der fruchtbarsten Lebenstriebe für die Kunst, ist beispielsweise in einem kleinen dunklen Schlafzimmer schon nicht mehr aussichtsvoll. Die Forderung nach einem Durchdringen des ganzen Lebens mit Kunst im Sinne Walther Cranes bleibt eine bloße Forderung, solange die Wohnung in eine herrschaftliche Repräsentationsseite und in eine ärmliche Wohnungsseite zerfällt. Und Bände voll dekorativer Vorlagen bleiben Papier, solange die berüchtigte Raumsparung nicht genug Bodenfläche, nicht genug kontinuierliche Wände und nicht genug natürliches Licht in den Wohnungen zuläßt.

Gerade dieser letzte Punkt ist einer der wichtigsten. Zwar wird nicht für alle Zwecke die höchstmögliche Menge von Licht angemessen sein. Allein — das darf man nie vergessen — helle Räume lassen sich nach Belieben verdunkeln, dunkle jedoch nicht nach Belieben mit natürlichem Licht erhellen. Ein vom Erbauer des Hauses dunkel angelegter Raum ist, künstliche Beleuchtung ausgenommen, für mannigfaltigere Kunstbedürfnisse auf immer verloren. Eine Kunstepoche wie die der Empirestile mit ihrer dekorativen Leere konnte sich auf dunkle Zimmer beschränken. Eine Kunstepoche ferner wie die der „Renaissance der Renaissance“, d. h. des Zurückgreifens auf das sogenannte Altdeutsche, begünstigte oder verlangte geradezu das dunkle Zimmer. Die vorvergangenen Zeiten der Farblosigkeit, die sich mit Weiß, Schwarz und Gold begnügten, dann die jüngst vergangenen Zeiten der „braunen Brühe“ bedurften keines starken Lichtes. Als unsere Gemälde mehr durch ihren Inhalt und durch

ihre mit Vorliebe hart umrissene Zeichnung und weniger durch Farbe wirkten; als unsere Wände mit kühler Schwarzweißkunst, zumal mit den seligen Stahlstichen behängt waren; als die häusliche Liebhaberkunst sich auf braune Fensterteppiche, weiße Schutzdecken und dergleichen beschränkte: da brauchte man nicht viel zu sehen. Als aber die Gemälde anfingen, auch als Farbenflächen zu wirken; als man einsah, daß silhouettierte und verschwommene Zeichnungen auch Zeichnungen sind und zwar gute Zeichnungen sein können; als der augenschneidende Stahlstich der modernen Ausbildung der Griffelkunst und des mannigfach entwickelten Lichtbildes wich; als diese Werke in Mappen einen natürlicheren Ort fanden, als es der Hängerahmen war; als die Amateurkünste sich an alles heranwagten, was künstlerisch zu gestalten ist; als endlich der Grundsatz der Hellmalerei in unseren Bildern und schließlich auch dem entsprechend im Kunstgewerbe zur Geltung kam: da wurde das Drängen nach Licht immer stärker, und unter dem Schlagwort vom „hellen Zimmer“ appellierte man an die nächste Zukunft der Baukunst.

Jedes Werk der bildenden Künste ist auf ein gewisses Mindestmaß von Licht angewiesen, und jedes feinere Werk dieser Künste ist auf eine möglichst eng begrenzte Helligkeit, Richtung und Farbenqualität der Beleuchtung angewiesen. Diesen Weisungen entspricht, wenn es sich nicht um ganz bestimmte Einzelfälle handelt, einzig der hellste Raum, dessen Beleuchtung dann je nach Bedarf abgeändert werden kann. Ihnen widerspricht aber auch ein Raum, dessen Beleuchtung allzu wechselnd und unruhig ist, der aus einer Unzahl von Fenstern und jeden Augenblick auch aus einer der vielen Thüren, die seine Wände so brutal zerreißen, sein Durcheinander von Licht erhält. Ihnen wird aber auch solange widersprochen, als man in den Schatten, wie es vor einigen Kunstgenerationen geschah, nur ein farbloses Grau oder Schwarz sieht, und solange ein Zimmer, von den Gardinen an bis zu der hintersten Konsolennische, eine ganze Gespensterwelt von Schatten birgt.

Der erste und allgemeinste Ruf, der hier zu erheben ist, gilt zwar unseren socialen Verhältnissen, der zweite und speciellere aber dem Architekten. An ihm liegt es, uns eine künstlerisch brauchbare Wohnungsanlage zu schaffen. Beginnen muß er dann allerdings nicht beim Hausbau, sondern beim Städtebau. Aus diesem ganz eigenen Kapitel hier nur so viel, daß der Architekt im Maß seiner Befugnisse mitwirken möge, uns statt der Mietskasernen kleinere geschlossenere Häuser zu schaffen (Villenstil) und, wenn schon das nicht, so doch jedenfalls auf weiträumige Bebauung hinzuarbeiten. Dieses Schlagwort spricht davon, daß dem Wohnen möglichst viel Raum zugewiesen werde; das zu erreichen ist nicht bloß Sache des Reichtums, sondern auch und zunächst hauptsächlich eines geschickten Bauens. Die Weiträumigkeit der Bebauung ist eine Voraussetzung des Gedeihens der dekorativen und Liebhaberkünste.

Die Engräumigkeit der Bebauung, also das Zusammendrängen vieler Wohnbedürfnisse auf einen kleinen Raum, ist nun künstlerisch nicht nur deswegen von Übel, weil sie zu wenig Platz, sondern auch deswegen, weil sie zu wenig Licht gewährt. Typisch dafür die Anlage der Wohnungen in Berlin, obschon sie in den neuesten Bauten etwas besser wird. Das Schlimmste daran ist, daß, wenn einige Räume viel und andere wenig Licht haben können, das geringe Licht den mehr nützlichen und das reichliche Licht den mehr repräsentativen Räumen gespendet wird. Dunkel sind namentlich der Korridor und die Schlafstuben; diese besonders dann, wenn beim Zusammenstoßen zweier Hausflügel für das eine — sogenannte „Berliner“ — Zimmer nur eine Fensterecke übrig bleibt; eine Einrichtung, die aber hinwieder den Vorteil einer einheitlichen Beleuchtung und geschlosseneren Wandflächen hat. Ob jedoch nicht auch beim Zwang einer großen Raumsparung der Architekt eine bessere Verteilung machen, zumal das Licht besser ausnützen könnte: diese Frage sei vorläufig nur eben zur Anregung aufgeworfen.

Doch können wir schon hier bemerken, daß der Architekt nicht nur von seinen technischen Erwägungen, sondern auch von Rücksichten auf das Publikum abhängig ist. Dieses läßt sich einen stallartigen Korridor, ein gefängnisartiges Schlafzimmer, eine Sammlung von Thüren und Fenstern gefallen und läßt sich durch Firlefanz an Fassade, Eingang und

Zimmerornamentik imponieren. Allerdings gilt dies in erster Linie für die Vermieter und viel weniger für die Mieter, die meistens froh sind, nur überhaupt ohne allzuviele Kosten und Übelstände unterzukommen. Vor allem sollte der Vermieter es vermeiden, die Ausstattung der Wohnräume vorwegzunehmen; je mehr er auf gute Lage, reichliche Größe und genügende Beleuchtung, und je weniger er auf sogenannte „Schönheit“ der Zimmer giebt, je gleichgültiger er sie hält, desto besser. Was nützt die feinste Ausbildung des Kunstgewerbes, des meisterlichen wie des amateurlichen, wenn seine Werke im Zimmer von einer Riesentorte als Ofen und von marzipanartigen Gesimsen in Rokokolinien erdrückt und verspottet werden? Wohin mit den eigenartigen, auf weiten, freien Verlauf angelegten Linien moderner Wandteppiche und dergleichen, wenn ihre Fortsetzung den Blick weiterführt zu den teils in mechanischer Symmetrie, teils in unruhigstem Durcheinander laufenden Linien der Thüren, Öfen, Tapeten und Plafondverzierungen oder -verzerrungen? Wozu eine Verfeinerung der Liebhaberleistungen, wenn sie nur wie Ausverkaufskram in dunklen Zwickeln eines Zimmers ihr Dasein fristen können?

Wir sahen, wie grundlegend die Raumfrage ist. Gegenden einer inneren Stadt werden hier immer Schwierigkeiten ergeben. Um so wichtiger ist es, das Wohnen in freieren Gegenden zu erleichtern. Je weiter draußen, desto mehr Raum und Licht und desto größer auch die Möglichkeit, die Häuser kurz gesagt familiärer zu halten, weniger als Mietskaserne und mehr als Villa; von dem Ideal des eigenen Einfamilienhauses, der „nationalen Wohnungsreform“ u. s. w. gar nicht zu sprechen. Dazu aber gehört unter anderem ganz besonders eine Vervollkommnung des städtischen Verkehrswesens, wie sie selbst in Berlin noch besser zu denken ist. Und in diese Vervollkommnung ist auch eine Angelegenheit einzurechnen, deren weitere Folgen wohl noch zu wenig beachtet werden: die Verteilung der Arbeitszeit. Verteilt man sie nach deutscher Gepflogenheit in Hälften, auseinandergerissen durch eine „tote Zeit“ der Mittagspause, in der der Familienvater zu Hause erwartet wird, so daß er tagsüber viermal den nämlichen Weg zu machen hat und erst ganz spät abends endgültig nach Hause kommen kann, dann lohnen sich ein fernes freies Wohnen und eine kunstvolle Ausstattung des Heims weit weniger. Verteilt man dagegen die Arbeitszeit auf einen einzigen großen Zug des „Durcharbeitens“ nach englischem Muster, so wird an Zeit sowie an Ortsveränderung gespart, und ein früher Abend vereinigt die Familie bei der Hauptmahlzeit in einer unbeengten, halb ländlichen Behausung, die als „mein Haus, meine Burg“ Gelegenheit giebt nicht nur zur Entfaltung, sondern auch zur seelischen Verwertung von künstlerischer Meisterschaft und Liebhaberei. Die „englische Arbeitszeit“ ist somit geradezu eine Beförderung der häuslichen Kunst und dürfte sogar zur Vorherrschaft Englands in der modernen Hauskunst beigetragen haben.

Doch noch eins. Je enger der Raum desto mehr Verleitung zur Gleichförmigkeit und zu anderen Formen des elementaren, aber auch nur elementaren ästhetischen Princips der Wiederholung, insonderheit zur Symmetrie. Die Mietskaserne ist ein Würfel aus Würfeln; einzelne mehr prismatische als streng kubische Räume ändern an diesem Gesamtcharakter nichts. Zelle neben Zelle, und eine wie die andere; Thüren und Fenster fast überall gleich gelagert. Zu Oberlicht oder auch nur oberem Seitenlicht kaum irgendwo eine Gelegenheit. Keine Möglichkeit, die verschiedenen Bedürfnisse, die das gesamte Wohnungsbedürfnis zusammensetzen, in genügende Übereinstimmung mit den eben nicht hinreichend, nur in ein paar großen Gegensätzen verschiedenen Räumlichkeiten zu bringen; und erst recht keine Möglichkeit, den mannigfach abweichenden Bedürfnissen der verschiedenen Familien jeweils gerecht zu werden, namentlich bei dem so bedauerlichen und so unnötigen Mangel an mittelgroßen Wohnungen. Von der trostlosen Einförmigkeit der Zimmer für einzelne alleinstehende Personen ebenfalls gar nicht zu reden, obschon diese Angelegenheit für das Leben der studierenden Jugend weit bedeutender ist, als man zunächst meinen mag.

Die Frage, die wir behandeln, ist aber noch in anderer Hinsicht eine umfassendere ästhetische Frage: die der Umrahmung. Wir

stehen nämlich heute noch großenteils in einer Epoche der unnatürlichen Entfaltung und zugleich beträchtlichen Unvollkommenheit des Rahmenwesens im engeren wie im weiteren Sinn des Wortes. Wir stellen unsere Kunstwerke teils in erdrückend üppige, teils in allzu dürftige Umrahmung hinein; jenes wohl ein Nachklang des Rokoko, dieses ein Nachklang der Nüchternheiten jener Empirestile. Wir spannen unsere Gemälde in Rahmen, deren Gold und deren Liniengewirre nicht mehr unserer Zeit angehören, und wir stellen hinwieder unsere Kunstwerke, übereinstimmend mit den „Ausstellungen", irgendwohin, nicht aber in eine richtige Umgebung als den „Rahmen" im weiteren Sinn. Wir finden für das Ganze einer Zimmereinrichtung die Ornamentik, die der Erbauer anlegte, als einen ganz bestimmten aufdringlichen Rahmen vor. Dahinein müssen kommen Photographien mit Naturholzrahmen, japanische Malereien mit zarter Borte, Stickereien ganz ohne Rahmung. Die hygienische Frage nach den zweckmäßigsten Teppichen, Tapeten und anderen Wandstoffen ist noch lange nicht so künstlerisch gelöst, daß man für die eine Forderung sorgen kann, ohne die andere zu verletzen; die Heizungsmittel sind im Durchschnitt technisch noch lange nicht so weit, daß sie uns mit Schmutz und Staub verschonen, was wieder die Verwendung feinerer und dem Auge wohlgefälligerer Stoffe, als es etwa Linoleum ist, erschwert. Gute Hintergründe für die Arbeiten unserer eigenen sowie berufsmäßig künstlerischer Hände anzubringen, also die Forderung des Umrahmens im weiteren Sinn auch dahin auszudehnen: an dieser echt dekorativen und der Amateurhand zu allernächst zugänglichen Leistung hindern uns unzählige Mängel der Wohnungsanlage.

Alle diese Verhältnisse aber führen auch noch zu einem weiteren Übel: zur Zersplitterung der gesamten häuslichen Kunst in kleine und kleinliche Einzelheiten. Wo und mit welch geringer Wirkung lassen sich denn Arbeiten anbringen, die entweder eine gewisse räumliche Größe beanspruchen oder eines auf ihre Eigenart konzentrierten Blickes bedürfen? Vor ein, zwei Jahrzehnten etwa war die Hochflut der kindischen „Phantasieartikel" da; sie ist lange nicht ganz vorüber und kann es auch unter den heutigen Wohnungsverhältnissen nicht sein. Der „Zug ins Große" weicht auch hier dem „Zug ins Kleine". Die das Geniale ermöglichende Fähigkeit, mit wenigen Mitteln viel zu erreichen, weicht der Zwangslage, mit vielen und kunterbunten Mitteln wenig zuwege zu bringen.

Endlich bedenke man folgendes, das nicht dem Erbauer, sondern dem jeweiligen Einrichter einer Wohnung zur Last fällt. Die gegenwärtigen Lebensverhältnisse überschütten die einzelne Familie mit einem Wirrwarr von Interessen und Verpflichtungen. Es ist gleichsam ein Durcheinanderlaufen der Rücksichten auf die täglichen Lebensbedürfnisse, auf die für sie nötigen, meist so geringen Mittel, auf die Berufspflichten des Familienvaters, auf die Ansprüche des gesellschaftlichen Verkehrs, auf die nun immer ernster und reichhaltiger auftretenden Forderungen der Kunst; zu alledem die Kürze der durchschnittlich in einer Wohnung verlebten Zeit: dieses ganze Gewirr läßt bestenfalls manche Einzelheiten an Kunstleistung, aber keine großen Darbietungen und am wenigsten eine Durchdringung des ganzen Lebens mit Kunst aufkommen. Man besitzt nötigenfalls und „schandenhalber" inmitten des ganzen unkünstlerischen Wohngerümpels eine teure Majolikavase, eine „Landschaft", einen von der älteren Tochter gestickten Ofenschirm und eine von der jüngeren Tochter gezeichnete Holzbrandarbeit. Daß auch der Benutzer einer Wohnung mit seiner Ausstattungsarbeit „von innen nach außen" gehen soll, davon ist erst recht keine Rede.

Denn aus dem einen Fehler sind wir noch lange nicht heraus und sollen doch gerade nach den Grundgedanken der gegenwärtigen künstlerischen Reformbewegungen herauskommen. Wir scheiden noch immer Nützlichkeit und Schönheit, Praktisches und Geschmackvolles, Wohnzimmer und „schöne" Zimmer, Lesebücher und „Prachtwerke". Das Künstlerische wird als „unpraktisch" empfunden oder ist es auch, das Nutzstück wird keinen Anforderungen des Geschmacks unterworfen. Damit ist die Kunst wieder „bodenlos"; sie wurzelt nicht im Erdreich der Lebensbedürfnisse und verkümmert deswegen leicht. Diese Gefahr ist jetzt um so größer, als wir heute

wenig Religion, am allerwenigsten Religion als einen ausschlaggebenden Bestandteil unseres Lebens haben und dadurch eine der kräftigsten und geschichtlich bestbewährten Wurzelungen der Kunst vermissen. Auch das, was jetzt an Religion besteht, ist der Kunst nicht günstig. Von dem specifisch unanschaulichen Judentum gar nicht zu sprechen, so ist doch auch der Protestantismus viel zu verstandesmäßig und unsinnlich, um der Kunst viel zu bieten. Fremde Religionen, wie etwa der Buddhismus, den wir uns ja sogar im Gefolge der auch uns liebgewordenen japanischen Kunst denken könnten, sind vorläufig in unserer Kultur nur Kuriositäten. Bleibt noch der Katholicismus mit seiner Sinnenfreude und seinem Reichtum an Mitteln zum Gottesdienst.

Allein hier tritt wieder zweierlei dazwischen. Erstens befand sich der Katholicismus im größeren ersten Teil unseres Jahrhunderts in einem Wellenthal seiner Entwickelung; aus diesem tiefen Stand ergab sich auch ein tiefer Stand seiner bildenden Kunst, den seine Vertreter offen anerkannten und bedauerten. Mit seinem Aufschwung in den letzten Jahrzehnten erwachte auch der gute Wille zu einer Erhebung der katholisch kirchlichen Kunst; selbst ein Verein dafür wirkt in beachtenswerter Weise. Indes handelt es sich dabei so sehr um eine streng katholische oder vielmehr römische Bewegung, daß an ein Zusammengehen mit dem gegenwärtigen Entwickelungszuge der Kunst überhaupt nicht zu denken ist. Noch mehr: der Katholicismus wird auch hier mit seinem mittelalterlichen Stand als abgeschlossen betrachtet, und das Beharren auf dem romanischen und gotischen Stil, selbst mit Übergehung der kirchlichen Leistungen in den Renaissancestilen, wird geradezu vorausgesetzt. Unter solchen Verhältnissen sind die modernen Kunstbestrebungen fast rein weltlich.

Zweitens aber haben wir wieder eine bedauerliche Kluft, ähnlich jener, die sich zwischen dem Lebensbedarf und der „Schönheit“ ergab. Denn auch soweit heute Religion noch gepflegt wird, wird sie es doch in ziemlich festen kirchlichen oder kirchenähnlichen Formen, namentlich auf katholischer Seite. Unser Haus ist vorwiegend religionslos. Zwar lassen sich immerhin noch beim Künstler Gemälde, beim Kunsthandwerker Altäre bestellen und von Liebhaberhänden Altardecken sticken. Allein tief greifen wird ein solches Interesse nicht mehr. Für daheim denken wir schwerlich mehr an einen Hausaltar und an eine Madonna; für daheim sind wir von der Glasmalerei an bis zum gepreßten Leder, vom Gobelin bis zum Kerbschnitt, wenn nicht Atheisten, so doch Naturalisten. Das hat die Kunst, die so lange auf entgegengesetzten Bahnen gewandelt, allerdings nötig, und von da wird sie voraussichtlich auch den Weg zurückfinden zu den anderen Mächten.

* * *

Wir fassen zusammen. Inmitten all des heutigen Aufschwungs der Künste fehlt eine Hauptsache: eine richtige Gestaltung des häuslichen Bodens. Und dazu hinwieder fehlt es an vielem: an den socialen Verhältnissen, am Architekten, am einzelnen Wohnungsinhaber. Hier Wandel zu schaffen, ist für die Gesamtheit der Künste, insonderheit für die Wendung der Kunst zum „Dekorativen“ oder „Angewandten“ und für die Wendung der Kunstpflege zum Häuslichen und Liebhaberlichen eine Lebensfrage; eine Lebensfrage in dem doppelten Sinn, daß davon einerseits ein dauerhaftes und fruchtbares Leben der Kunst abhängt, und daß die Kunst andererseits einen zunächst noch unkünstlerischen, aber für sie nötigen Boden im alltäglichen „praktischen“ Leben gewinnen muß.

Sie hat ihn ja zum Teil schon gefunden, und ohne die heutigen ersten Spuren einer Rückkehr oder vielmehr eines Fortschrittes zum Haus, um vieles Hierhergehörige kurz zusammenzufassen, wären auch die jüngsten Erneuerungen der Kunst nicht möglich oder wenigstens dürftiger gewesen. Der Stil der „Bierrenaissance“ hat hier allerdings keine Bedeutung mehr.





Ein Roman in Briefen.

von

Alfred de Musset.

(Aus dem Nachlasse des Dichters.)

(Nachdruck ist untersagt.)

Erster Brief.

Meine Tournée ist beendet. Nach Bezahlung aller Kosten, auch der der Konzerte, die ich in der Schweiz und in Piemont gegeben habe, hat mir meine Reise in Deutschland nur eine elende Summe eingetragen. Welches Metier! Bin ich erst wieder in Paris, werfe ich mein Piano zum Fenster hinaus und werde Schuster oder Schneider; ich werde keinen Schritt mehr thun, um mit dem Dämon des Hungers um mein Leben zu kämpfen. Ich werde mich bei mir einsperren und zwischen meiner Thür und meinem Ofen auf- und niedergehen wie ein Fuchs in einer Menagerie.

Adieu! Morgen bin ich auf dem Wege nach Frankreich.

Zweiter Brief.

2. September 183—

Es ist mir etwas ziemlich Merkwürdiges begegnet.

Ich mußte mich gestern in M. aufhalten, da die Post von da nur alle zwei Tage abgeht. Ich richtete mich für den Tag in einem schlechten Wirtshause ein, die Leute bittend, sie möchten mich nur um Gottes willen in Ruhe lassen.

Nach dem Essen klopft man an meine Thür. Ich antworte nicht. Fünf Minuten später öffnet die Zimmermagd mit einem Hauptschlüssel die Thür und tritt, begleitet von einem großen Schlingel in grauen Kleidern und schwarzen Strümpfen, bei mir ein. Ich frage ihn um seinen Namen; er antwortet mir, er sei der Kammerdiener Seiner Hoheit.

Seine Hoheit, das ist der Herzog, und der Herzog ist in diesem Lande, was in Paris der König ist. Seine Hoheit hat also erfahren, daß ich in seinem Herzogtum bin, und will nicht, daß ich die Stadt verlasse, ohne daß man mich am Hofe gehört habe.

Ich antworte kurz und bündig, daß ich nicht an dem Hofe Seiner Hoheit erscheinen werde.

Eine Stunde nachher kommt ein anderer Kerl in grauen Kleidern und schwarzen Strümpfen mit einem Brief in der Hand. Man sagt mir, Seine Hoheit sei erstaunt,

daß ein Mann, dessen Profession es ist, für Geld zu singen, nicht an den Hof kommen will, um sich hören zu lassen, wenn Seine Hoheit ihn darum ersucht.

Darauf erwidere ich, daß ich kein Sänger bin, der sich verdingt, sondern ein Edelmann, der zu seinem Vergnügen reist und zu seinem Vergnügen singt, und daß man mich am Hofe nicht hören würde, und wenn sich selbst der Teufel hineinmischen sollte.

Wieder vergeht eine Stunde. Man klopft ein drittes Mal an meiner Thür. Ich hatte den Riegel vorgeschoben; ich gehe auf den Fußspitzen leise bis an die Thür und schaue durch das Schlüsselloch. Ich sehe einen dritten Bengel, wieder in grauen Kleidern und schwarzen Strümpfen! Ich atme kaum; lautlos schleiche ich an mein Bett, ziehe meinen Rock aus und lege mich hinein.

Kaum bin ich im Bett, als ein halbes Dutzend kräftiger Fußtritte die Thür aufspringen machen.

Zwei Lümmel von Lakaien gehen auf mich zu, packen mich an der Gurgel, ziehen mir meinen Rock an und stoßen mich in einen Wagen, der auch gleich abfährt.

Ich komme in das Palais des Herzogs. In einem meilenlangen Gange angekommen, heißt man mir, geradeaus zu gehen. Aber ich habe nicht die geringste Lust, mich zu bewegen. Ich ersticke vor Zorn. Ich stellte mich, die Hände auf dem Rücken, vor ein Bild, fest entschlossen, nicht einen Fuß vor den anderen zu setzen.

In dem Gange befand sich nur eine Schildwache, die, das Kinn auf den Lauf des Gewehres gestützt, ebenso unbeweglich dastand wie ich.

Nach einer Viertelstunde höre ich eine Art Ceremonienmeister zu meinen Lümmeln sagen, daß sie Esel seien, und warum der Musiker nicht gekommen sei.

In demselben Augenblick öffnet sich im Hintergrunde eine Flügelthür, und von drei Karikaturen begleitet, nähert sich der Herzog. Er macht mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Ich folge ihm, und plötzlich kommen wir in einen blendend erleuchteten Saal, in dem sich mehr als sechzig wie Schlittenpferde mit Federn geschmückte alte Frauen befinden.

Das war der Hof. Ich trete also hinter dem Herzog ein und ducke mich hinter eine der sechzig alten Frauen. Sofort kommt ein ungeheurer Riese auf mich zu und sagt mir, Seine Hoheit sei erstaunt, trostlos, sich gezwungen zu sehen — daß es sein lebhafter Wunsch ist — kurz, er stößt mich mit dem Ellbogen bis an ein Piano.

„Seine Hoheit,“ sagt er mir noch, „ist daran ganz unschuldig, er haßt die Musik!“

Ich hatte mich mechanisch hingesetzt. „Seine Hoheit,“ wiederholte ich mir, „haßt die Musik? Aber warum, zum Henker, bin ich dann nicht jetzt in meinem Bett, den Riegel vorgeschoben und meinen Rock an dem Kleiderhaken?“

Während ich noch darüber nachdachte, bemerkte ich, daß eine allgemeine Stille eingetreten war. Ich sang mittelmäßig und erntete übertriebenen Beifall. Immer wiederholte ich mir leise: „Seine Hoheit ist daran unschuldig.“ Wer aber ist dann schuldig? Ich dachte, daß es vielleicht die Gemahlin Seiner Hoheit sein könnte. Ich näherte mich dem mit Goldtressen geputzten Tölpel, der mich eben verlassen hatte, und teilte ihm meine Vermutung mit; er antwortete mir, daß ich richtig geraten hätte.

Er log; denn die Gemahlin Seiner Hoheit näherte alle Augenblicke einen Gehörtrichter ihrem rechten Ohre, und die sechzig alten Frauen kamen eine nach der anderen, ihre runzeligen Hälse darüber neigend wie Ziegen, die vor der Tränke stehen.

Nachdem Zuckerwasser serviert worden war, mußte ich wieder beginnen. Diesmal examinierte ich, während ich auf dem Piano präludierte, nicht eines, aber alle Gesichter, welche ich vor mir hatte, fest entschlossen, zu erfahren, „wer daran schuld sei,“ da Seine Hoheit die Musik haßte und seine Gemahlin stocktaub war.

Das erste, was ich an der rechten Seite Seiner Hoheit sah, war ein junges Mädchen.

„Ah,“ sagte ich zu mir selbst, „das ist die Schuldige. Die junge Prinzessin, bleich und blond, romantisch, musikalisch und kapriciös! Ich bin verloren!“

Als der Gesang beendet war, näherte ich mich zum zweitenmal dem Tölpel und fragte ihn, wer denn dieses verdammte junge Mädchen sei.

Es war wirklich die Tochter Seiner Hoheit.

„Parbleu!“ sage ich mir, „ich möchte doch wissen, wie ein solches Püppchen spricht, das sich den Spaß gemacht hat, einen fünfundzwanzigjährigen Mann zu entführen, um ihn zu zwingen, Klavier zu spielen.“

Ich näherte mich ihr, um sie zu grüßen. Sie reichte mir ihre Hand zum Kuß und sagte: „Es war nicht schlecht. Hauptsächlich das letzte Stück, nicht das erste — Sie werden mir das morgen bringen.“

„Morgen,“ erwiderte ich, „wird es mir unmöglich sein, Eurer Hoheit zu gehorchen. Mein Platz ist bestellt, ich reise ab!“

Ohne mir zu antworten und als habe sie gar nicht verstanden, wandte sie mir den Rücken.

Weißt du, was mir passiert ist, mein lieber Henri, du, der du dich jetzt auf dem Boulevard des Italiens in der Sonne wärmst, abends dinieren wirst, wo es dir beliebt, und nachher hingehen wirst, wohin es dir gefällt? Ich bin in einem elenden Wirtshaus in Deutschland hinter Schloß und Riegel, um mich herum stehen meine gepackten Koffer, und vor meiner Thür eine Wache; mein Wagen ist fort, und ich fluche und heule vor Wut.

Dritter Brief.

3. September 183—

Ich bin heute morgen wieder zu dem Püppchen gegangen. Ich habe niemals ein verzogeneres Kind gesehen. Eine von hellbraunen Haaren beschattete, stark vorspringende Stirn, eine gewisse Art, den Kopf zu neigen, um in die Luft zu sehen. Trotzdem ist etwas an ihr. Ich habe ihr alles gebracht, was ich nur in meinem Gedächtnis Fades und Gewöhnliches im Stil der komischen Oper finden konnte, und, Gott sei Dank! wir haben ja reichlich daran.

Sie warf mir alles ins Gesicht.

Sie will, daß ich ihr Lektionen gebe. Das wird eine schöne Arbeit werden! Es läßt sich zu ihren Gunsten nur eine Sache anführen: sie ist gegen alle Vernunft erzogen worden. Übrigens hat sie eine Altstimme, ziemlichen Geist und viel Stolz.

Siehst du, wie der Zufall sich gegen mich verschwört! Überall Verspätungen, Widerwillen und endlose Alfanzereien! Apropos! ich habe einen Brief von Emilie erhalten. Ach, ich liebe sie nicht mehr! Giebt es eine abscheulichere Idee als diese? Was mir gestern gefallen hat, langweilt mich heute, und was mir heute gefällt, wird mich morgen langweilen.

Welch ein gefräßiger Hund ist doch das Nichts!

Muß es uns unser Leben jeden Tag stückweise nehmen, da es ihm früher oder später doch ganz gehören wird? Muß es die Leiter unter uns wegziehen, sobald wir Halt machen; was sage ich, sie unter uns zerbrechen, Sprosse für Sprosse, wie wir nur den Fuß heben, um aufwärts zu steigen?

Vierter Brief.

2. Oktober 183—

Verzeihe mir, Henri, daß ich dir seit dem Monat, daß ich hier bin, noch keine Nachricht gegeben habe. Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du unter meinen Musikalien alles, was du von Rossini findest, hersenden wolltest; zugleich auch die Poesien von André Chenier, welche auf meinen Regalen liegen.

Füge zu dem Paket ein Hofkleid, das in dem Koffer ist, der rückwärts im Kabinett steht; sende das alles, sobald du kannst, mit dem Wagen, der von Notre-Dame-des-Victoirs abgeht: an Herrn Prevan, im herzoglichen Palais zu M—.

Fünfter Brief.

8. Oktober 183—

Wenn du noch nicht erraten hast, daß ich der Prinzessin Lektionen gebe und in sie verliebt bin, bist du ein Dummkopf. Wohin mich das führen soll, meinst du? Wohin führt es dich, wenn du auf den Bergen die würzige Waldluft atmest? Wohin führt es dich, wenn du dich in einer Nußschale auf den Wellen des Meeres schaukeln läßt, zwischen dir und dem Tode nur ein schwaches Brett?

Ich habe heute bei der Prinzessin einen jungen Offizier getroffen, der sich Baron Spark nennt. Er ist Adjutant des Herzogs. Er saß neben dem Piano und stand nicht

auf, als ich eintrat. Während der ganzen Lektion schien es mir, als sehe er zärtlich auf die Prinzessin, die sich davon nicht unangenehm berührt zeigte. Sie sang nacheinander alle Lieder und Arien, welche er zu hören wünschte.

Nach der Lektion bot er ihr seinen Arm, um mit ihr einen Spaziergang im Garten zu machen; sie nahm an, und ich blieb allein. Anstatt wie sonst die Musikalien zu ordnen, warf ich sie alle in einen Winkel und folgte ihnen.

Ziemlich lange Zeit gingen sie ruhig nebeneinander; es war mir unmöglich, mich zu nähern, ohne bemerkt zu werden. Nach etwa zehn Minuten beugte sich Spark zur Erde, um etwas aufzuheben, das von ihrer Brust gefallen war.

Beatrice blieb stehen; einen Augenblick sprachen sie zusammen, eines dem anderen gegenüber. Dann legte sie wieder ihren Arm in den seinen und sie gingen weiter. Nach zweihundert Schritten trennten sie sich plötzlich, und ich hörte die Prinzessin nach ihren Frauen rufen.

Sechster Brief.

Ich gehe im Schlosse aus und ein. Doch was liegt an dem, was ich sage, was ich thue! Ich denke jetzt öfter an eine kleine Schenke, in der ich oft saß und träumte! Ich denke an Paris, an den Boulevard, an die Frauen, die durch den Kot waten, an die Wagen, die sich kreuzen. Ich sinne über meine Arbeiten nach, und da erinnere ich mich all der Tage voll Mutlosigkeit, all der Phantasmagorien des Lebens, die mich umgaben.

Morgenluft, ich grüße dich! Es ist lange her, daß du meine Brust nicht mehr erfülltest — es ist lange her, daß ich dich, Natur, nicht mehr an mein Herz gedrückt habe.

Weißt du, wie oft ich heute den Namen Beatrice ausgesprochen habe?

Ich liebe Beatrice, Henri; laß mich dir diese zwei Worte schreiben, damit ich sie auf dem Papier küsse.

O, mein Gott! welch ein erhabener Altar ist das Glück! Könnte die Freude meines Herzens wie die Düfte milden Weihrauchs bis zu dir dringen! Henri, die Dichter haben sich geirrt: der gefallene Engel ist nicht der Geist der Bösen; es ist der der Liebe, welcher, nachdem er sein Werk vollendet hatte, die Erde nicht verlassen wollte, und der, während seine Brüder wieder zum Himmel emporstiegen, seine goldenen Flügel zu den Füßen der Schönheit fallen ließ, die er geschaffen hatte.

Siebenter Brief.

Gott sei Dank, ich habe nie nach einer Carriere gestrebt! Ich habe nie den gigantischen Kreis des Gedankens zu einem schmählichen Zwecke verengt. Ich ließ nur die Liebe zur Kunst dort eintreten, welche wohl der Weihrauch, aber nicht der Gott des Altars ist. Ich habe von meiner Arbeit gelebt, aber sie hat nur meinen Körper ernährt; meine Seele hungerte stets nach dem Himmel. Ich habe an der Schwelle meines Herzens die Peitsche niedergelegt, mit welcher Jesus Christus die Händler aus dem Tempel jagte; ich habe die Arme der Unermeßlichkeit geöffnet, und ich habe gewartet. Ich habe die Welt gekannt, und ich habe mein Wesen an dem Schleifstein gerieben, den man das Leben nennt; aber gleich dem Diamanten ging ich unverletzt aus dieser Berührung hervor, während der Stein sich aushöhlte.

Sei überzeugt, Henri, daß es Seelen giebt, die sich nie erniedrigen. Gott sei Dank, ich habe nie geliebt; niemand hat vor ihr mein Herz besessen. Und jetzt, da ich für sie arbeite; jetzt, wo ich einen Namen auf den Lippen habe, in diesem Augenblick, wo alle Nachtigallen erwacht sind, jetzt öffne ich mein Fenster, und von der Höhe meines Balkons beschaue ich den Sternenhimmel ...

Unendlichkeit! Du hast gut gethan, dich vor uns zu verhüllen, du hast gut gethan, über unsere Köpfe den bestickten Schleier zu werfen, den wir den Himmel nennen.

O! wenn du dich erkennen ließest! Wenn der menschliche Geist nur ein einziges Mal deinen furchtbaren Namen begreifen würde! Mag es sein! Der Raum ist endlos, aber der Mensch ist groß, da er seine Endlosigkeit sieht. Du spottest über seine Wünsche, aber seine Wünsche sind ebenso unermeßlich wie du; mit zuckender Hand reicht er dir

einen Kelch hin, der ebenso ungeheuer und ebenso leer ist als dein Inneres; du läßt einen einzigen Tropfen Himmelstau hineinfallen, und dieser Tropfen ist die Liebe; es ist eine Thräne, die aus deinen Augen geflossen ist, die einzige, die du zum Troste dieser Welt geweint hast — er bringt sie an seine Lippen und ist berauscht; dadurch steht er hinter dir zurück: du lebst von diesem Göttertrank, während er, wie Raphael, sterben muß, sobald er nur davon gekostet hat.

Achter Brief.

Wie seltsam ist doch das menschliche Herz! Du wirst darüber lächeln, und doch meine ich es aufrichtig: was ich an ihr liebe, ist ihre Seele; die milden Worte, die von ihren Purpurlippen kommen, die himmlischen Thränen, die ihren Augen entfließen bei allem, was schön, gut und rein ist wie sie selbst. Was ich an diesem schlanken, zarten Körper liebe, das ist die wunderbare Harmonie aller seiner Bewegungen, die Durchsichtigkeit dieser Alabastervase, welche jede Bewegung der göttlichen Lampe, die sie einschließt, verrät. Und doch manchmal — o, über das Leben eines Leichtsinnigen, selbst wenn sein Herz bei seinen Streichen nicht beteiligt ist! — ja, manchmal kann ich mich nicht verhindern, diese schöne Hülle zu bewundern, diese zarte feine Haut, durch die die blauen Adern schimmern, diese schönen Hände, die so weich und sanft in ihrem Schoße ruhen, während wir plaudern. Und wenn sich bei irgend einer Bewegung die Spitzen ihres Kleides öffnen … Henri, Henri, aus welchem Schmutz sind wir gemacht!

Unglücklicherweise wissen wir, und das ist eine fatale Wissenschaft, daß die Gedanken an die Materie gebunden sind, daß die Seele nur durch die Vermittelung der Sinne empfindet.

Höre! Ich muß dir erzählen, durch welchen Zufall wir darüber ins Gespräch kamen. Ja, ich werde dir jedes Wort wiederholen.

Diese Nacht ging ich in den Park hinunter. Sie war dort; ich näherte mich ihr; sie schloß ein Buch, das sie in der Hand hatte.

„Glauben Sie an Ahnungen?“ fragte sie mich.

„Ja, gewiß,“ antwortete ich.

„Ist es Ihnen schon vorgekommen,“ fuhr sie fort, „auf der Straße eine Person zu sehen, von der sie sich sofort sagen: ‚O, ein Bekannter!‘ dann aber zu bemerken, daß Sie sich geirrt haben? Wenige Schritte weiter begegnen Sie aber wirklich der Person, die Sie soeben zu sehen geglaubt haben, die aber damals noch viel zu weit entfernt war, um sie thatsächlich sehen zu können.“

„Es geschieht mir hundertmal,“ sagte ich ihr, „zu fühlen, daß dieser oder jener Freund den Abend zu mir kommen wird, ohne daß ich einen bestimmten Grund hätte, seinen Besuch zu erwarten.“

„Wie erklären Sie sich das?“

„Ich erkläre es mir gar nicht. Glauben Sie an den Magnetismus?“

Sie lächelte.

„Ich möchte daran glauben, aber ich glaube nicht daran! Es giebt so viel unveränderliche Gesetze um uns! Und denkt man erst ein wenig nach! Ich wünsche und fürchte; die Furcht macht mich zaudern und flößt mir einen milden Schrecken ein vor dem verzauberten Thor.“

„Ah!“ rief ich, „wären die vielen Betrogenen und Betrüger nicht, die sich, wie in alles, was geschieht, auch in diese Sache gemischt haben, was wäre es für eine wunderbare Entdeckung! Aber sie haben mit ihrem Somnambulismus, ihren Eisenstangen, das goldene Erz aus der Erde geholt und zu Münzen geschlagen.“

Beatrice: „Man liebt das Geheimnisvolle und man fürchtet es.“

Prevan: „Wo ist die Scheidungslinie zwischen dem Positiven und dem Mysteriösen? Ah, die Gewohnheit! Weil sie Steine auf der Straße aufgelesen und analysiert und alles in der Natur geregelt haben, selbst die Unordnung, glauben sie vielleicht, daß die Natur selbst sich ihnen unterworfen hat? Weil sie den Bauer über die Sonnenfinsternis und das Nordlicht aufgeklärt haben, glauben sie deshalb das Monopol des Vertrauens zu besitzen? Richten Sie Ihren Blick dorthin; sehen Sie den glänzenden Planeten?“

Beatrice: „Glänzend wie eine Thräne!“

Prevan: „Sie haben Frau von Staël gelesen? — Seitwärts von diesem Planeten,

etwas entfernt vielleicht einige tausend Meilen, sehen Sie einen Stern?"

Beatrice: „Ich glaube ihn zu sehen."

Prevan: „Gut. Stellen Sie sich vor, Sie wären jetzt auf diesem Stern und suchten in einem Himmel, der ebenso besternt ist wie dieser, den letzten der Sterne, den Sie sehen können, denn es giebt ebenso viele hinter ihm als vor uns."

Beatrice: „Wie seltsam!"

Prevan: „Auch er zweifelt an der Existenz einer Welt, die von ihm so weit entfernt ist, wie er es von hier ist. Ein Pfeil in gerader Richtung von unserer Sphäre abgesandt, würde auf diese Weise Tausende von Sandkörnern durchschneiden, die von ihrem gegenseitigen Dasein keine Ahnung haben. Wann, glauben Sie, daß er sich anhalten würde?"

Beatrice: „Niemals."

Prevan: „Liegt hier das Geheimnis? Sie haben hundert Jahre, um es zu sehen, ohne es zu verstehen, und wenn Sie nicht wollen, daß Ihre Augen von Ihren Gedanken genarrt werden, ist es besser, sie auf die Erde zu richten. Ah, die Vernunft ist ihrer sicher! Sie stimmt zu und sie weist ab. Möge sie sich doch nur hüten zu fragen, aus Furcht, daß ihr die Antwort in einer ihr unverständlichen Sprache gegeben würde. Betrachten Sie, Beatrice, diese herrliche Natur! Bedenken Sie, daß in dieser Staubwolke von Welten auch nicht ein Atom ist, das seinen Lauf nicht kennt, das mit seinem Leben nicht zugleich seine Mission erhalten hat und zu Grunde gehen muß, indem es ihr folgt. Warum ist dieser unendliche Himmel nicht unbeweglich? Sagen Sie mir, gab es jemals einen Augenblick, in dem alles bestanden hat? Vermöge welcher Kraft haben sich alle diese Welten, die niemals still stehen werden, in Bewegung gesetzt?"

Beatrice: „Durch die Ewigkeit des Gedankens."

Prevan: „Durch die Ewigkeit der Liebe. Der schwächste unter den Sternen eilte dem Gestirn zu, das er anbetet wie eine Geliebte, aber ein anderer liebte ihn ebenfalls, und das Weltall setzte sich in Bewegung."

Beatrice: „Ah! darin liegt das ganze Leben!"

Prevan: „Ja, das ganze Leben: von dem Ocean, der unter den Küssen Dianens anschwellt, bis zu dem Käfer, welcher eifersüchtig in dem Kelch einer geliebten Blume eingeschlummert ist. Ja, derselbe Gedanke ist überall. Was glauben Sie, was die Antilopen und die Meerpflanzen, die Wälder und die Steine sagen würden, wenn sie sprechen könnten? Sie haben die Liebe im Herzen und können sie nicht zum Ausdruck bringen. Was sage ich? Glauben Sie, daß das bescheidenste Blümchen nicht seine wohl überlegte Wahl trifft, wenn es im Busen der Erde den Saft sucht, der es ernähren soll, und es alle Elemente von sich stößt, die seinem Gedeihen schaden könnten? Denn wenn die Sonne sich erhebt, will es schön sein, es will sein kurzes Leben aushauchen unter den Strahlen des Gestirnes, das es aus dem Nichts entstehen ließ. Ich werde eine Frage an Sie stellen, die Sie lächeln machen wird: Glauben Sie an Sympathie?"

Beatrice: „Warum nicht? Auf Bällen habe ich oft daran gedacht."

Prevan: „Was giebt es Gewöhnlicheres als die beiden Worte: das gefällt mir, das gefällt mir nicht. Geben Sie mir Ihre Hand: die Hülle ist weiß, rein und durchsichtig. Wenn ich einen Tropfen Wasser darauf fallen ließe, würde sie in einigen Minuten kaum feucht sein. Würde ich sie einer starken Flamme aussetzen, so würde sie durch die Hitze mir den Wassertropfen bald zurückgegeben haben. Sehen Sie, wie die bläulichen Adern sich unter der weißen Haut hinziehen? Sie ist so frisch wie Marmor, und doch würde ich mich daran verbrennen, würden Sie sie mir nur eine Viertelstunde lang überlassen. Trotzdem ist meine noch kälter. Ist der menschliche Körper nicht ähnlich der menschlichen Gesellschaft? Die Bewegungen und die Umrisse sind bestimmt wie an einem rechten Bildwerk. Aber überall giebt es Freimaurer ... Ich fürchte, daß Sie böse werden ... Wie denken Sie über die Sinne?"

Beatrice: „Darauf kann ich nicht antworten."

Prevan: „Das Gesumme von tausend Worten und Ideen wird mit der Sommernacht entschwinden. — Wenn Sie traurig

sind oder leiden, legen Sie nicht die Hand auf Ihre Stirn?"

Beatrice: „Ja."

Prevan: „Würden Sie mir erlauben, die meine darauf zu legen?"

Beatrice: „Thun Sie es, wenn es Ihnen gefällt."

Prevan: „Lachen Sie nicht, das ist streng verboten. Die starken Geister sagen, daß der Magnetismus nur in der Einbildung besteht. Also muß diejenige, die daran glauben will, sich den Angriff, ohne sich zu verteidigen, gefallen lassen. Sie ist schon genug geschützt durch einen Helm blonder Haare und eine Elfenbeinstirn, welche ich kaum zu berühren wage. Sie braucht nur zu wollen, und all ihre Kraft verschwindet. Die meine ist so schwach! Zu viele Hindernisse trennen ihren Willen von dem Wesen, das sich mit ihr vereinen will. Selbst die Thür ihres Gefängnisses ist nicht dieselbe. Was nützt es, wenn der eine der Gefangenen die Hand durch die Stäbe seines Gitters streckt und der andere ihm nicht entgegenkommt, um sie zu drücken. Hier, Beatrice, hinter diesen zarten Schläfen ruht der Funke des Lebens. Er kann einen Augenblick an dem Rande der Lippen erscheinen, aber er kann sie nicht überschreiten. Er kann einen Moment in ihren klaren Augen aufleuchten, und, indem er verschwindet, eine Thräne darin zurücklassen, aber er kann die Vereinigung der beiden Seelen nicht vollziehen. Selbst ein Kuß würde nur eine Vorstellung davon sein; ein Seufzer das Bedauern darüber."

Während ich so sprach, hatte ich meine Hand auf ihre Stirn gelegt. Sie lehnte in ihrem Holzstuhl mit geschlossenen Augen. Ich fühlte, wie mir das Herz in der Brust sprang.

Nach fünf Minuten stand sie auf und sagte: „Sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen; es ist Zeit, umzukehren."

Ich reichte ihr meinen Arm, und wir kehrten schweigend in das Schloß zurück. Ich weiß nicht, woran ich mit ihr bin. Es ist unglaublich: ich fürchte, daß sie mich nicht liebt, und doch fühle ich, daß sie mich liebt. Sie spricht es beinahe aus; wenn ich ihr aber ein Wort darüber sage, dann wendet sie mir den Rücken und nimmt ein Buch zur Hand.

Neunter Brief.

Nein, nein, ich will es nicht: sollte mir auch das Blut aus allen Adern spritzen, der Schauder, der alle Fibern meines Wesens durchschüttelt, mich nie mehr verlassen, und wenn ihr auch alle, die ihr mich umgebt, mit den Fingern auf mich zeigen solltet, ich will es nicht! Dieses hochmütige Weib soll nicht glauben, daß es ihre Tugend ist, die sie schützt! Ihre Tugend? Welchen Sinn hat dieses Wort? Drückt es nicht das Gegenteil von dem aus, was die Natur befiehlt? Eine feine auf dem Gesicht inkrustierte Maske, um das Schlagen der Arterien zu verhindern, die Macht der Gedanken zu ersticken? Welches Mitleid, welche Verachtung! Mitleid, wenn sie unterliegt; Verachtung, wenn es ihr gelingt, einen Gegner zu finden, der schwächer ist als sie.

War ich in einem Delirium, als ich schwur, daß sie mir heilig sein sollte, daß ich die Quelle nie beschmutzen wollte, die allein mich hätte erquicken können? Du kannst es für Affektation nehmen, wenn du willst, für einen sinnlosen Traum. Weißt du, was ein Traum wert ist? Weißt du, was den Tropfen Öl aus Psyches Lampe hat entschwinden machen? Weißt du, ob Pygmalion glücklich war, als seine geliebte Statue lebendig wurde? Ich fühle wohl, daß eine solche Idee nichts Erhabenes hätte, würde sie bei den gewöhnlichen Menschen nicht Lachen erregen. Kann der, der die Hand gleich nach jedem Wunsche ausstreckt, verstehen, aus wieviel Eitelkeiten, seltenen Genüssen, geheimnisvollen Fäden sich eine so zartsinnige Liebe formt? Ich kann, ohne mir schmeicheln zu wollen, sagen: ich habe vor mir zu viel erheuchelte Schwäche unterliegen sehen; ich habe zu oft dieselben Bewegungen, dieselben Thränen, dieselben Gewissensbisse gesehen: die Liebe gleicht sich nicht immer, aber die Frauen gleichen sich alle.

Zehnter Brief.

Gott sei Dank, Henri, daß ich dich nie früher so banal gesehen habe wie in deinem letzten Brief. Fahre so fort, und du wirst bald nur noch ein Gemeinplatz sein, eine Straßenecke, an der sich die abgedroschensten

Ideen, verlaufene Hunde und zerschlagene Flaschen zusammenfinden. Ich liebe die Natur, ich verehre sie abgöttisch wie eine Schwester, wie eine angebetete Braut. Ich verabscheue, verachte und hasse die weltlichen Angelegenheiten und dich mit, weil du dich zu ihrem Vermittler machst. Dein Brief ist so geistreich, als er sein kann; dein Gehirn ist ein schwerer Schwamm, aus dem du vergebens einen Bimsstein zu machen versuchst. Drücke ihn, presse ihn, so viel du willst; immer wird noch ein letzter Tropfen zurückbleiben. Sage mir, woher die Manie kommt, niemals das sein zu wollen, was man ist? Weißt du, warum ich dich so gründlich kenne? Ha, gute Seele, weil du mir gleichst! Du bist nicht gut und nicht schlecht, nicht schön und nicht häßlich, nicht geistvoll und nicht dumm, und du hast Furcht vor der Leidenschaft. Dummkopf! Du und eine Leidenschaft! Für einen Jagdhund, eine Grisette, einen Hummer mit Senf; aber du leidenschaftlich für eine Sache! — Wenn dir an meiner Freundschaft liegt, so hüte dich ja, über etwas nachzudenken.

Ja, ich liebe ein Mädchen von königlichem Blute! Ja, hier hören meine Pläne von Ruhm auf; alle meine angefangenen Werke hinterlasse ich dir und dem Teufel. Ja, ich lebe hier von Tag zu Tag; man bezahlt mich nicht sehr gut, aber ich spiele. Wenn ich mit dem Schicksal zu thun habe, so will ich ihm ins Gesicht sehen, mit gleichen Waffen kämpfen; es soll auf der einen Seite des Tisches sitzen, ich auf der anderen, zwischen uns ein Würfel.

Wenn du würdig wärst, es zu hören, würde ich dir noch von etwas anderem sprechen, das mich hier festhält. Aber das ist ein zu gewichtiges Wort für deine breiten Ohren. In jedem Falle sollst du hier meine Antwort haben: das Vermögen hat geringeren Wert als das Leben, das Leben geringeren als die Liebe und die Liebe geringeren als die Freiheit! Ja, die Freiheit! Es muß wohl an dem Worte etwas sein, da es die Völker seit Tausenden von Jahren trunken macht, wenn es die Luft durchzittert.

Seit einem Monat bin ich jeden Morgen bereit, mir den Kopf zu zerschmettern, wenn ich beim Erwachen ihr tägliches Briefchen nicht finde: nächtelang wiederhole ich mir jedes Wort, das sie mir sagte, und führe mit ihr eingebildete Gespräche. Wenn sie mich in der ersten Woche verließ, ohne mir die geringste Gunst gestattet zu haben, stieg mir das Blut mit solcher Wucht zu Kopfe, daß ich glaubte, wahnsinnig zu werden; es schlug mit furchtbarer Kraft in meinen Schläfen, bis ich wie ein zu Tode getroffenes Tier hinstürzte.

War Mirabeau, der stark-sinnliche Mann, etwa verrückt, als er sagte, das größte Glück seines Lebens sei, die Stirn einer geliebten Frau zu küssen? Sind die Dichter deshalb Narren, weil sie sich aus dem Lärm der Welt und der Wirklichkeit in das Paradies ihrer Gedanken flüchten? War Petrarca vielleicht ein Wahnsinniger, als er ganz Italien über seine unglückliche Liebe zu Thränen rührte? Ah! ihr Beklagenswerten, die ihr diesen Wahnsinn nicht kennt!

Am meisten und am längsten wird der zu dulden haben, der ohne Grund weint und ohne Motiv leidet. Am meisten und am längsten wird der dulden, der seinem Wunsche keinen Namen geben kann, und der nur dies eine weiß, daß das, was er besitzt, nicht das ist, was er wünscht; derjenige, für den diese wunderbare Welt nur eine Bildsäule ohne Bild ist. Henri, hast du keinen von dieser Sorte gekannt?

O mein Freund, giebt es wohl einen begabten Menschen auf Erden, der nicht hunderttausendmal in seinen Träumen ein angebetetes Wesen gesehen hat, welches für ihn geschaffen schien? Und wenn er in dieser leeren öden Welt diesem Wesen begegnete, sollte er es nicht erkennen, es in seine Arme nehmen, an sein Herz drücken, sei es auch nur eine Stunde, eine Sekunde lang, und müßte er auch danach sterben!

Elfter Brief.

2. November.

Es ist ein großer russischer Gimpel hier angekommen, welcher die Hand der Prinzessin verlangte. Wäre ich besserer Laune, würde ich dich lachen machen, indem ich dir die Scene erzählte. Sie hat ihn kurz abgewiesen. Ihr Vater stand mit weitaufgespreizten Augen dabei, ohne ein Wort spre-

chen zu können. Würdest du ihr gedankt haben, wenn du an meiner Stelle gewesen wärst? Nein, denn du würdest geglaubt haben, dadurch in ihren Augen größer zu erscheinen. Siehst du, ich habe ihr gedankt. Du Dummkopf, du würdest es nicht gethan haben, nicht wahr? Nein, du würdest ihr an den Hals geflogen sein.

Es schien mir, als verstünde sie nicht, was ich ihr sagte. Ich gehe hin und her und brüte und murre; das alles muß ein Ende nehmen!

In früher Stunde ging ich in den Garten, in der Hoffnung, dort Beatrice zu finden. Ich traf eine ihrer Kammerfrauen, die in seltsamer Weise auszuschauen schien, woher wohl der Wind wehte. Da sie hübsch war, setzte ich mich an ihre Seite und fragte sie, ob sie einen Bräutigam habe.

Sie antwortete sehr heiter, und nachdem wir eine Viertelstunde geplaudert hatten, und ich eben im Begriff war, ihr ein Küßchen zu rauben, hörte ich hinter den Bäumen Schritte. Die Prinzessin!

Ich lief davon, als habe der Teufel mich geholt.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Gewiß, sie hatte mich gesehen! Ich war ganz einfach und ohne alle Hoffnung verloren; es blieb mir nur noch übrig, mir den Kopf zu zerschmettern: auf einer Seite Spark, auf der anderen die Kammerfrau! Alles ist zu Ende! Welches Einverständnis gab es zwischen mir und der Prinzessin? Mit welchem Recht hatte ich es gewagt, sie zu lieben? Launenhaft war sie ihrer Phantasie gefolgt; sie wollte mich hören, und da ich mich zu kommen weigerte, ließ sie mich entführen. Was ich ihr sagte, hat sie vielleicht einen Augenblick unterhalten; und dann? Habe ich ein Recht, mich zu beklagen?

Ich fand auf meinem Tisch eine Tasse mit Kaffee; ich stürzte sie mit einem einzigen Zug hinunter. Das thue ich oft, wenn ich mich traurig fühle. Ich legte mich auf mein Bett und entschied, Deutschland zu verlassen, um mich in Paris zu heilen. Es war kaum eine Viertelstunde so vergangen, als man kam, um mir zu sagen, daß mich die Prinzessin zur Musikstunde erwarte. Ich hatte die Stunde vollständig vergessen. Ich machte mich zurecht und kam halb geblendet in dem Zimmer der Prinzessin an; ihr Piano wurde eben ausgebessert, wir mußten in den großen Salon gehen, um zu spielen. Ich bot ihr meinen Arm.

Vielleicht war es, weil ich abreisen wollte, daß ich fand, daß sie besser als gewöhnlich sang; niemals war sie mir schöner erschienen und, soll ich es gestehen? sanfter und liebenswürdiger, denn gewöhnlich war sie stolz und eigensinnig.

Diese unbefangene Heiterkeit von ihrer Seite konnte ich mir nach meinem losen Streich im Garten nur in einer für mich sehr traurigen Weise erklären. Ich ging in dem großen Saal auf und nieder und wußte nicht, was ich thun sollte.

„Aber an was denken Sie denn?“ fragte sie mich plötzlich, sich nach mir umwendend.

„Kennen Sie,“ fragte ich sie, „die Geschichte von Fabre d'Eglantine?“

„Nein,“ erwiderte sie.

„Fabre d'Eglantine sang sehr schön. Eines Tages, als er sich selbst übertroffen hatte, bemerkte er in dem Saal ein junges Mädchen, das weinte, indem es ihm zuhörte. Er kannte ihren Namen und er hatte sie auch schon gesehen, aber nie mit ihr gesprochen. Er sah sie fest an, nahm ein Musikheft, stellte es vor sich hin und fing mit solcher Kraft wie nie zuvor zu singen an. Das junge Mädchen hob den Kopf auf, und während der ganzen Zeit, als er sang, schien eine übernatürliche Übereinstimmung ihre Blicke aneinander zu fesseln. Nachdem er geendet hatte, stand er auf und ging mitten durch die Menge geradeswegs auf sie zu. Als sie ihn auf sich zukommen sah, floh sie in einen Nebensaal, in dem sich niemand befand. Dort legte sie ihr Gesicht in die Hände und weinte. Fabre d'Eglantine war ihr gefolgt, und wie er plötzlich vor ihr stand, nahm er ihre Hand und fragte sie: ‚Liebst du mich, Marie?‘“

„Was antwortete sie?“

„Sie antwortete: ‚Ja.‘“

Beatrice erhob sich und setzte sich in meine Nähe. Sie blieb still, und indem sie sich den Anschein gab, als spiele sie mit Nadeln, die in ihrem Fauteuil staken, schien es mir, als zeichnete sie damit etwas auf den Sammet. Ich näherte mich, um zu sehen.

„Können Sie erraten, was diese Buch-

staben sagen wollen?“ fragte sie mich, indem sie auf die ausgesteckten Figuren zeigte.

Ich beugte mich nieder und fing an, mir den Kopf zu kratzen; der Kaffee, den ich getrunken hatte, machte in meinem Gehirn einen solchen Rumor, daß es mir schien, als hätte ich Mühlräder in den Ohren.

„Es sind ihrer zu viel,“ sagte ich.

Es waren vier.

Sie antwortete nicht, nahm meinen Arm und wir verließen langsam den Saal.

Ich mußte mir eingestehen, daß ich mich wie ein Tropf benommen hatte; was konnte ich thun?

Ich versuchte eine Phrase zu murmeln, in welcher sich Sparks Name befand; aber sie wollte nicht auf mich hören und verließ mich plötzlich in ihrer ungenierten Weise.

Nach und nach sammelte ich mich wieder. Ich ging wieder in mein Zimmer und fing an, einzupacken. Ich war entschlossen, in der dummen Geschichte, die ich mir eingebrockt hatte, nicht noch weiter zu gehen; war meine Eifersucht berechtigt oder nicht, ich wollte noch denselben Abend abreisen. Ich und eifersüchtig? Aus welchem Grunde? Warum verliebt? warum eifersüchtig?

Am Abend gab es Ball. Spark hatte ein triumphierendes Aussehen. Ich sah ihn nie so glänzend; wie gewöhnlich tanzte er sechs- oder siebenmal mit der Prinzessin. Ich betrachtete mich in einem Spiegel und fand, daß ich mit meinen Kniehosen und dem französischen Schnitt meines Rockes einem Vogel ähnlich sah. Welche Dummheit, in einem solchen Aufzuge mit Uniformen kämpfen wollen!

Während des Soupers ließ Beatrice ihr Armband fallen. Spark hob es auf, und ich sah ganz genau —

— — — — — — — — — — — — —

Nichts entgeht ihr. Hört sie einem zu, so würde man glauben, daß ihr Herz offen vor uns liegt, als ob sie sagen wollte: „Hier ist es, stoßen Sie nur zu“ — hat man aber falsch gestoßen, dann hat sie einen gewissen abwehrenden stolzen Blick.

Zwölfter Brief.

3. November.

Alles ist verloren. Man hat mich aus dem Palais gejagt: Befehl, das Herzogtum binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Du möchtest wissen, warum, nicht wahr? Ich habe sie in meine Arme genommen und geküßt — das ist alles.





Hoffmann von Fallersleben im sechzigsten Lebensjahre.

Zur Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben.

Von

Franz Hoffmann-Fallersleben.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ganz Deutschland hat in diesem Frühjahr den hundertsten Geburtstag Hoffmanns von Fallersleben gefeiert, nicht nur in dankbarer Anerkennung dessen, was er seinem Vaterlande gewesen ist, sondern auch in Hinblick auf das köstliche Erbe, das er ihm in Gestalt seiner Lieder hinterlassen hat.

Im Jahre 1798 in der kleinen hannoverschen Stadt Fallersleben geboren, die heute von der Bahnlinie Hannover — Berlin berührt wird, fiel seine Jugendzeit in die traurige Epoche der französischen Occupation. Unverlöschlich prägten sich diese Tage dem Jüngling ein, der in glühender Begeisterung, wie so viele Tausende, sich gar zu gern den Scharen, die gegen den Erbfeind zogen, angeschlossen hätte. Seine große Jugend aber verhinderte ihn daran, diesen Plan auszuführen; resigniert wandte er sich jetzt mit Fleiß seinen Studien zu. Nach Besuch der Gymnasien Helmstedt und Braunschweig bezog er die Universität Göttingen, ging dann nach Bonn und erhielt 1823 das Amt eines Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau. Hier wurde er 1835 zum ordentlichen Professor ernannt, trotzdem ihm die gesamte Fakultät nicht wohlwollte.

Eine zurückgegangene Verlobung, vielfache andere Enttäuschungen im Leben, besonders aber die traurigen Zustände im Vaterlande waren alsbald die Ursache, daß er seinem Groll Ausdruck gab, der in poetischer Form als jene berühmten „Unpolitischen Lieder“ (1840) zu Tage trat. Nach dieser Veröffentlichung, die für den Dichter zur Folge hatte, daß er 1843 seiner Professur in Breslau ohne Gehalt entsetzt wurde, trieb es den heimatlosen Sänger kreuz und quer durch alle deutschen Lande.

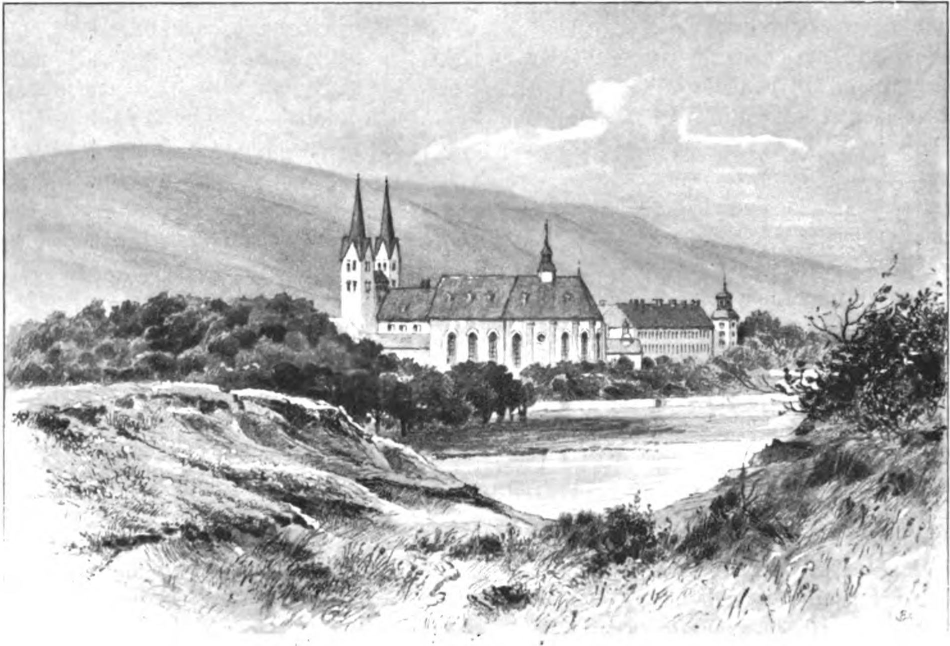
Doch auch dieses Wanderleben war bald

einer Beschränkung unterworfen. Den Vertretern der deutschen Bundesstaaten war der fahrende Sänger, der innerhalb ihrer Länder mit den oft so knapp gesteckten Grenzen unbekümmert seine Lieder sang, ebenso ein Dorn im Auge, wie es vorher der Professor, seine Vorlesungen haltend, gewesen war. Es wurden deshalb Polizeimaßregeln ergriffen, eine Ausweisung folgte der anderen, schnell erlassene Steckbriefe und ein ganzes Heer schreibseliger Beamten wie fußflinker Gendarmen hielten diesen unglückseligen Dichter und gefährlichen Menschen unausgesetzt in Atem und suchten ihn unschädlich zu machen. Preußen, Baden und Hannover zu betreten, ward ihm in unmittelbarer Folge verboten; sein Heimatland aber war dasjenige, worin Hoffmann am längsten und heftigsten verfolgt wurde.

Unmittelbar nach seiner Absetzung begab sich Hoffmann nach Fallersleben, um einige Zeit im elterlichen Hause bei den Seinigen verweilen und ungestört seinen Studien obliegen zu können. Froh empfangen, feierte er wohlgemut und heiter seinen Geburtstag, als ihm zwei Tage darauf der Landdrost verkündigte, er sei laut eines königlichen Specialbefehls ausgewiesen. Eine Auseinandersetzung mit dem Drost hatte keinen Zweck, der gutwillige Beamte gab aber dem Dichter, wie in dessen Tagebuch steht, einen Wink, dem Befehl sogleich nachzukommen. Hoffmann blieb jedoch trotzdem. Erst die Ankunft eines Lieutenants und der Landdragoner machte ihn stutzig, zumal als der Lieutenant sich bei der Schwester Hoffmanns, der Besitzerin des Elternhauses, lebhaft nach ihrem Bruder erkundigte, sehr politisch aber hinzufügte, er komme nicht etwa seinethalben. Am Abend sahen alle mit Besorgnis, wie die Dragoner, im Schatten der Häuser stehend, das Hoffmannsche Haus beobachteten. Jetzt war aber dem Dichter die Sache doch nicht geheuer. Heimlich wird in der hinter dem Hause auf freiem Felde liegenden Ziegelei, beim Vetter Behne, ein Wagen bestellt. Hoffmann geht ruhig mit seinen Geburtstagspantoffeln in der Stube, wo der Lieutenant weilt, vor dessen Augen auf und ab. Währenddem werden unbemerkt Mantel und Stiefel gebracht, in denen Hoffmann mit seinem Schwager im tiefsten Schatten der Gebäude über den Hof in den Kuhstall eilt. Von hier ist kein Weiterkommen, ohne Gefahr zu laufen, von den Wachthaltenden gesehen zu werden. Guter Rat ist teuer. Da kommt dem Dichter der Zufall zu Hilfe. Eine kleine Öffnung in der Mauer wird schnell erweitert, und während im Vorderhaus zur Unterhaltung und Täuschung der Dragoner von den Nichten die lustigsten Stücke gespielt werden, bricht Hoffmann durch die Wand, gelangt in den dichtverwachsenen Garten des Postverwalters Plinke und eilt im hellen Mondschein über den frisch gefallenen Schnee zu dem bereits harrenden Wagen, der ihn in einer Viertelstunde über die Grenze führt.

Dies war der Anfang langdauernder polizeilicher Verfolgungen, deren letzte hier gleichfalls noch erwähnt werden mag. Im Jahre 1858 verweilte Hoffmann bei seinen Schwiegereltern in dem der Residenzstadt Hannover benachbarten Bothfeld. Schnell wurde seinethalben der Gendarm Hirsch von Barsinghausen nach genanntem Orte abkommandiert, der den anrüchigen, gemeingefährlichen Poeten auf Schritt und Tritt beobachten und über ihn dann selber an den König, von welchem diese Maßregel ausging, berichten mußte. Dieser Ehrenmann teilt denn auch Sr. Majestät in tiefster Unterthänigkeit mit, daß „der Dr. Hoffmann bis jetzt still und zurückgezogen in Bothfeld lebt", und läßt einen zweiten, ebenso unterthänigen Bericht folgen, daß der Dichter „seine zurückgezogene, stille Lebensweise fortsetzt und den Ort Bothfeld nicht wieder verlassen hat". Das erwähnte Verlassen des Ortes bezieht sich darauf, daß Hoffmann einmal nach Hannover gegangen war und dort nach Erledigung seiner wissenschaftlichen Angelegenheiten auf der Bibliothek eine halbe Stunde mit seinem Schwager, dem Dr. zum Berge, in einem Restaurant, der Walhalla, zusammen gesessen und gefrühstückt hatte — also ein Haupt- und Kapitalverbrechen beging, wie seine darauffolgende Verwarnung und die Vernehmung des Teilnehmers durch den Polizeikommissar deutlich erkennen ließ.

Dieses kleine Beispiel möge genügen; man könnte ihm eine ganze Anzahl anderer, schlimmerer, aus Hannover wie aus den übrigen deutschen Bundesstaaten, beifügen, die alle darauf hinausliefen, daß man den heimat-



Schloß Corvey an der Weser. Wohnsitz Hoffmanns von Fallersleben von 1860 bis zu seinem Tode.

losen, verfemten Sänger von Deutschlands Einheit und Freiheit grimmig verfolgte und durch alle Lande hetzte.

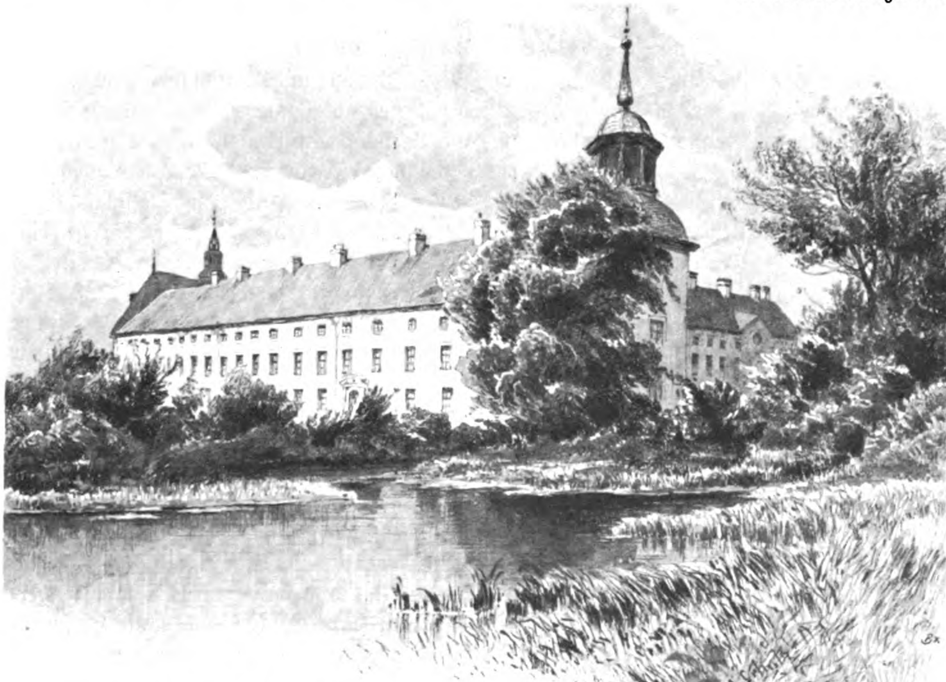
Trotzdem liebte Hoffmann nach wie vor sein Vaterland, ja seine Begeisterung erreichte jetzt erst ihren höchsten Grad. In kurzer Folge entstanden alle jene Lieder, die dies bezeugen; der glühende Patriotismus, der sich darin ausspricht, wird ihnen eine Lebensdauer verleihen, solange es ein Deutsches Reich und echte Deutsche giebt. Schon im Jahre 1824 sang Hoffmann sein zündendes „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", das nicht minder bekannte „Treue Liebe bis zum Grabe schwör ich dir mit Herz und Hand" folgte; vor allem aber verdanken wir ihm unsere Nationalhymne, das jubelnde „Deutschland, Deutschland über alles", das heute nicht allein eine Verbreitung im Vaterlande gefunden hat wie kaum ein anderes Lied, sondern auch die Deutschen in fremde Lande über den Ocean begleitet, wo es ihr Festgesang geworden ist. Keine Spur von Bitterkeit zeigt sich in diesen seinen Liedern, weder gegen sein Vaterland, noch gegen die, welche ihn verfolgten und mißachteten. Weder die glänzenden Aussichten auf eine bedeutende Stellung, die Hoffmann in den Niederlanden eingenommen haben würde, wo heute noch sein Name allgemein geachtet ist, dank seiner Verdienste um die holländische und vlämische Litteratur, noch eine Übersiedelung nach England oder dem aufblühenden Amerika konnten den treuen Vorkämpfer für Deutschlands Einheit veranlassen, seinem Vaterlande den Rücken zu wenden. „Wie könnt ich dein vergessen, ich weiß, was du mir bist" und „Ich bleib in meinem Vaterland, sein Los soll auch das meine sein!" tönt es uns mitten aus dieser für den Dichter so traurigen Zeit, mitten aus den „Unpolitischen Liedern" entgegen, aus jenen Liedern, die immer noch in gewissen Kreisen seine Gesinnung und Vaterlandsliebe in Frage stellen.

Wie unrecht das ist, wie Hoffmanns ganzes Fühlen und Denken, sein Ringen und Streben nur dem galt, was wir jetzt erreicht haben: „Ein einiges, freies Deutsches Reich", geht wohl zur Genüge aus dem Gedicht hervor: „Wenn der Kaiser doch erstünde!" vom Jahre 1837, wo auch der größte Optimist an die Verwirklichung solcher Wünsche unmöglich glauben konnte, er aber unentwegt

daran festhielt. In der Tüchtigkeit Preußens ahnte Hoffmann damals schon die künftige führende Macht Deutschlands; er läßt prophetisch als Seher in einem herrlichen Trinkspruch am 18. Oktober 1861 den König Wilhelm als Deutschen Kaiser leben und feiert den greisen Monarchen 1872 in dem Kommerslied:

Giebt es einen Trinkspruch wohl,
Einen freudevollern,
Als ein Hoch dem Deutschen Reich,
Hoch dem Kaiser, und zugleich
Hoch den Hohenzollern?

Trotz alledem erreichte er nichts. Wohl wurde er 1848 amnestiert und insofern rehabilitiert, als er unter der Bedingung, in Preußen zu leben, ein Wartegeld von 375 Thalern bezog. Wiederangestellt ward er nicht, selbst ein Versuch von seinem treuen Freunde, dem Hauptpastor Hirsche in Hamburg, der sich heimlich hinter Hoffmanns Rücken, wie wir aus dem Briefwechsel ersehen, „in einem nach allen Seiten hin ausgezeichneten Schriftstück“ geradeswegs an Bismarck wandte, schlug fehl. Es ward in dem Gesuch dafür plädiert, den im dreiundsiebzigsten Jahre stehenden Sänger vollständig zu rehabilitieren und ihm seinen ehemals gehabten Gehalt von fünfhundert Thalern für seine weitere Lebensdauer auszuzahlen. Nein, diese bescheidene Bitte, deren Erfüllung des Greises Lebensabend verschönt hätte, in Anerkennung seiner Verdienste um sein Vaterland, die Rehabilitation wie die Auszahlung dieser jährlichen Differenz von ganzen hundertfünfundzwanzig Thalern, die, als Summe betrachtet, den Dichter, der nie auf Geld und Geldeswert erpicht war, kalt gelassen hätte, ward verweigert und abgeschlagen. Das Gesuch ging — den Instanzenweg — an Herrn von Mühler. Damit war sein Schicksal besiegelt, und Hoffmann kam allerdings nicht in die Verlegenheit, diesem Minister „des Kultus und des Rechts“ für dreihundertfünfundsiebzig Mark danken zu müssen, die er doch nur noch zwei Jahre bezogen hätte. Als er von der ganzen Angelegenheit hörte, die einen so kläglichen Ausgang genommen hatte, schrieb er nur in sein Tagebuch: „Habe ich auch gar nicht anders erwartet.“



Östlicher Flügel des Schlosses Corvey.
(Im ersten Stock war die Wohnung des Dichters.)

Das unstete Wanderleben des fahrenden Sängers schloß für ihn mit dem Jahre 1849 insofern ab, als er endlich eine eigene Häuslichkeit gründen konnte. Jenes weit bekannte Lied: „Ja, du bist mein" sang er damals seiner jugendlichen Braut, der Tochter des Pastors in Bothfeld bei Hannover, Ida zum Berge, die mit Hoffmann elf Jahre vereint eine glückliche Ehe führen sollte. Zuerst zogen die Neuvermählten nach Bingerbrück; in größter Stille und Genügsamkeit ganz sich selbst lebend, hatten sie nur wenig Verkehr, den sie erst wieder genossen, als sie kurze Zeit darauf nach Neuwied übersiedelten.

Hoffmann suchte vergeblich lange Jahre hindurch wieder eine Anstellung in Preußen zu bekommen, als er 1853 vom Großherzog von Sachsen-Weimar nach seiner Residenz berufen wurde, um zusammen mit Oskar Schade das „Weimarische Jahrbuch" herauszugeben. Mit wenig Hoffnungen, eine gegründete Existenz mit festem Einkommen zu finden, ging Hoffmann nach Weimar. Es war ein schlechtes Omen, daß das Weimarische Jahrbuch, ehe es noch erschienen war, fortwährenden Ärger, stete Aufregung und ein Zerwürfnis über das andere mit seinem Genossen an diesem Unternehmen, dem Dr. Schade, herbeiführte. Beide Männer stimmten nicht zu einander. Das vom Großherzog unterstützte litterarische Unternehmen, das jährlich in zwei Heften erscheinen sollte, führte sie nicht zusammen, sondern immer weiter auseinander. Da blieb es denn nicht aus, daß dies dem Buche nicht zum Heile gereichte. Zudem mochte der hohe Protektor, der Großherzog, wahrscheinlich von dem ewigen Streit nichts mehr hören — kurz, er übergab Liszt, dem Freunde Hoffmanns, nachdem dies von seiner Seite gewiß mit großen Erwartungen ins Leben gerufene Werk sechs Jahre lang erschienen war, seine letzte Subvention in Gestalt von fünfhundert Thalern. „Seine Königliche Hoheit interessiert sich nicht mehr für das Unternehmen," berichtete Liszt. So war denn Hoffmann abermals getäuscht, wieder mußte er darauf bedacht sein, sich und seiner Familie eine dauernde Heimstätte zu suchen.

Einen Gewinn aber trug er aus dieser Weimarischen Zeit davon, das war die Erinnerung an den außerordentlich belebenden und anregenden Verkehr mit bedeutenden Männern und Frauen, an ein Schwelgen in der Kunst der Töne und Farben, was ihn ungezählte Male zu begeisterten Versen hinriß, mit denen er wiederum alle Welt erfreute. Unter den Männern, mit denen er damals verkehrte, waren besonders Franz Liszt und Friedrich Preller mit ihm durch innige Freundschaft verbunden. Auf der Altenburg in Weimar, wo die Fürstin Wittgenstein in jener Zeit alles von Bedeutung um sich versammelte, was nach der Musenstadt kam, herrschte ein vornehmes, geistig reges Leben. Allen Künsten wurde hier gehuldigt, natürlich der Musik in erster Linie. Liszts wunderbares Spiel, vielfach auf dem von ihm erfundenen Orgelklavier ausgeführt, die seelenvollen Vorträge Rubinsteins und Hans von Bülows entzückten Hoffmann so, daß er noch in seinen späten Tagen mit Begeisterung davon sprach. Mit Liszt stand Hoffmann auf du und du, wie auch mit Friedrich Preller. Während er Liszt redlich bei seinem Kampfe half, der neuen modernen Musikrichtung in Deutschland Eingang zu verschaffen, verfolgte er mit innigem Anteil die eben im Entstehen begriffene großartige Schöpfung Friedrich Prellers, die Odyssee.

Im Jahre 1860 löste sich langsam, aber stetig der Kreis der Männer, die gemeinsame Interessen an der Stätte so großer Erinnerungen verbunden hatten. Auch Hoffmann verließ Weimar. Auf die Fürsprache der Fürstin hatte der Herzog von Ratibor den Dichter zum Bibliothekar seiner kostbaren Büchersammlung auf Schloß Corvey ernannt. War auch das Einkommen, das er hier bezog, kein großes, so hatte doch der nunmehr Zweiundsechzigjährige eine Stelle gefunden, wo er in ruhigem Frieden seinen Lebensabend beschließen konnte.

Im Mai desselben Jahres fand die Übersiedelung statt. Noch einmal sollte Hoffmann ein schweres Schicksal treffen: ein halbes Jahr, nachdem er auf Schloß Corvey sein neues Heim gefunden hatte, verlor er seine geliebte Gattin. Eine lange Zeit dauerte es, bis daß er sich von diesem Schlage erholte, den er sein ganzes Leben hindurch nie wieder verwand. Mit seinem einzigen Sohn und der Schwester seiner verstorbenen Frau, die seinem kleinen Hauswesen vorstand, verlebte er zusammen stille Tage. Wenig

ward die Corveyer Einsamkeit unterbrochen von bedeutenden Ereignissen. Die alte Abtei träumt in Erinnerung an ihre glanzvolle Vergangenheit. Der Herzog, ihr jetziger Besitzer, bewohnt sie nicht. Nur selten, daß er von seinem Schloß Rauden in Oberschlesien zum Besuch nach Corvey kommt. mann die hohen Herrschaften erwartete. Er ward vom Herzog dem Könige vorgestellt, der ebenso wie Prinz und Prinzeß Karl sehr liebenswürdig gegen ihn war. Die aufgeschlagenen Bilderwerke sah man eingehend an. Bei der Besichtigung einer Prachtausgabe über Papageien blättert Prinz

Ein Maiglöckchen
aus
Neuwied.
1873.

Es ist so schön auf Gottes Erden,
Alt möchte drauf ein jeder werden,
Doch ist er alt, mag er's nicht sein.
Nun such dein Leben zu gestalten,
Daß du dir immer magst erhalten
Der Jugend Frühlingssonnenschein.

Wohnt Jugend dir in deinem Herzen,
Verwindest du die Sorg' und Schmerzen,
Womit das Alter dich bedroht;
Du wandelst auf immer grünen Auen.
Aus deines Lebens Winter schauen,
Dein Abend- wird zum Morgenroth.

Hoffmann von Fallersleben.

(Gedichtet im Cassius Pielschen Garten in Neuwied.)

1865 ward das Schloß indessen einmal aus seinem Dornröschenschlaf aufgeweckt. König Wilhelm hatte sich in Corvey zum Besuch angesagt. In Eile wurden von dem herzoglichen Paar die nötigen Vorkehrungen zum Empfange getroffen, die vortrefflich ausfielen. Der König mit Gefolge sah sich unter der Führung des Herzogs das Schloß an und gelangte in die Bibliothek, in der Hoff- Karl um und lacht: „Tausend ja, das ist ja ein ganz roter!“ — „Königliche Hoheit, das ist ein Republikaner,“ sagt Hoffmann. Die Umstehenden durchfährt es, König Wilhelm aber lächelt, als Hoffmann unbefangen das Buch schließt. Der König hatte die Äußerung nicht im mindesten übel vermerkt; im Gegenteil, auf eine freimütige Ansprache Hoffmanns, daß die Bibliothek die wert-

vollen Werke Friedrichs des Großen sowohl wie das von Lepsius über Ägypten nicht besitze, schenkte der König beide dem Herzog.

Das Verhältnis zwischen dem Herzog und dem Dichter blieb bis auf den letzten Tag nicht nur ungetrübt, sondern hatte einen wahrhaft freundschaftlichen Charakter, der sich auf alle Mitglieder des herzoglichen Hauses übertrug.

Im Jahre 1873 unternahm Hoffmann seine letzte Reise. So häufig es ihn auch hinausgetrieben hatte, um sich frische Anregung im persönlichen Verkehr mit geistig gleichgestellten Männern zu holen, im Laufe der letzten Jahre entschloß er sich, körperlich mitunter die Beschwerden des Alters spürend, nur schwer dazu, Corvey zu verlassen, zumal er Ersatz fand in häufigen Besuchen seiner Freunde. Doch in diesem Jahre trieb ihn die Sorge um die Zukunft seines Sohnes hinaus, der den Wunsch hegte, Maler zu werden. Er selbst hatte sich vorgenommen, ihn an der Akademie zu Düsseldorf anzumelden. Der Frühling kam zeitig in das liebliche Weserthal gezogen, schon zu Anfang des April leuchteten die Hänge der Berge und die weiten Fernen von dem sie überdeckenden weißrosigen Schimmer der Baumblüte. Die alte, berühmte Kastanienallee, die Höxter mit Corvey verbindet, steckte Tausende von blendenden Blütenfackeln auf, das zarte Grün, die gespreizten Blätter fast verschwinden lassend. Jetzt, glaubte der Dichter, sei die Zeit gekommen, wo die Reise angetreten werden könne. Aber kurz vor Beginn des Mai schneite es plötzlich in all diese Blütenpracht. Es war ein Jammer, zu sehen, wie so viel Hoffnungen auf ein fruchtbares Jahr vernichtet wurden. Traurig stand Hoffmann am Fenster seines Studierzimmers und sah tiefbekümmert auf die verschneite Landschaft. Er wandte sich ab — das sonst so anziehende Bild, die Mühle im Hofe, die schon seit dem Jahre 915 so vielen Geschlechtern mit lustigem Geklapper das Mehl geliefert hatte, stand still. Mit dumpfem Rauschen ergoß sich das Wasser über das Wehr. Der mächtige Fliederbaum vor dem alten Gebäude, in seiner Größe als Merkwürdigkeit in der ganzen Gegend



Aussicht aus dem Zimmer Hoffmanns von Fallersleben auf Schloß Corvey.

Unterhaltung begeisterten Hoffmann zur gerngeübten Kunst, Trinksprüche auszubringen, die Rit-



Das Grab Hoffmanns von Fallersleben und seiner Gattin auf dem Friedhofe von Schloß Corvey.

berühmt, war so dicht mit Schnee bedeckt, daß die belaubten Äste fast brachen. In tiefes Sinnen versunken setzte sich Hoffmann an seinen Tisch und schrieb mit der ihm eigenen charaktervollen Handschrift in sein Manuskript:

Die Mühle hör ich rauschen,
Der kalte Winter flieht;
Wie bald, da werd ich lauschen
Der Nachtigallen Lied.*

Es dauerte noch mehrere Tage, ehe endlich die Herrschaft des Winters gebrochen war und die beschlossene Reise angetreten werden konnte. In Elberfeld wurde Station gemacht. Scherenberg und Rittershaus wollte der greise Sänger aufsuchen. Rittershaus hatte seinen Freund von Lilienthal verständigt, der auf seiner entzückend gelegenen Villa ein festliches Mahl veranstaltete, das wohl allen Beteiligten unvergeßlich geblieben ist. Die edelsten Weine und eine belebte

* Deutsches Künstleralbum, Düsseldorf 1873.

tershaus, in geistreicher Weise improvisierend, erwiderte. Er begrüßte Hoffmann mit folgenden Versen:

Vor Kälte bebt ein jedes Reis,
Doch wir beim Saft der Reben,
Wir haben hier in unserm Kreis
Hoffmann von Fallersleben.

Ehrwürdig ist ein Sängersmann
Als würdige Ruine,
Doch besser, wer da singen kann
Mit jugendlicher Miene.

Wenn weiß dein Haupt ich glänzen seh,
Da wird mir's zu Gemüte,
Nur Schimmer sei's vom Blütenschnee,
Von deiner Seele Blüte.

An dir wird Zeitgewalt zu Spott,
Du kennest kein Veralten:
Die Jugend, mög sie dir ein Gott
Noch lange, lang' erhalten!

Trotz der langen Sitzung — der Morgen graute, als die fröhlichen Zecher heimkehrten — war Hoffmann doch schon wieder früh auf und befand sich so wohl, als sei nichts Besonderes vorausgegangen. In Düssel-

dorf ward der geschäftliche Teil der Reise schnell erledigt und bei herrlichem Wetter die geplante Rheinfahrt unternommen. In Neuwied rastete Hoffmann und nahm Aufenthalt bei seinen Freunden. Hier an der Stelle, wo er einst mit seiner Gattin so glücklich gewesen war, traten alte Erinnerungen lebendig vor seine Seele. Er freute sich des inzwischen so herrlich gewordenen Frühlingswetters und wandelte viel in dem gepflegten Garten seines Gastfreundes. Beim Blumenpflücken, an einem wunderbar schönen Maimorgen, entstanden hier die Verse, die erst vor kurzem in seiner pietätvoll verwahrten Brieftasche gefunden worden sind und die wir hier in Faksimile wiedergeben (S. 519).

Im Gartenwege auf- und abwandelnd, immer wieder die einzelnen Strophen recitierend, bald stehen bleibend, sich in der ihm eigenen ausdrucksvollen, schönen Deklamation einen ganzen Vers vorsagend, hat er das Gedicht vollendet. Längst schon hatte der Dichter vergessen, sein zierliches Sträußchen, das er so meisterhaft zu binden verstand, fertig zu ordnen. Nachdenklich sah er in dieses Blütenmeer, es lag etwas unendlich Wehmütiges in seinem Gesicht. Ahnte er, daß er den Frühling nie wieder schauen sollte?

Tags darauf reiste er in Begleitung seines Sohnes ab. „Wir sehen uns wohl niemals wieder," waren die letzten Worte, die die Frau seines alten Freundes an ihn richtete, ohne den Gedanken zu hegen, daß der Sänger vor ihr dahingehen könne. „Nur die Hoffnung festgehalten!" gab er bewegt zur Antwort. Doch die göttliche Vorsehung wollte es anders, es war ein Abschied für immer.

Hoffmann kehrte, nachdem er noch einen Ausflug nach Koblenz gemacht hatte, wo er einen erinnerungsreichen Tag auf dem „Monte Kasino" bei Vallendar verlebte, dem er stimmungsvolle Verse weihte, nach Corvey zurück. In diesem letzten Jahr sich am Kulturkampf eifrig mit neuen geharnischten Liedern gegen die Feinde des Vaterlandes beteiligend, entwickelte er eine staunenswerte Schaffenskraft — es hat kaum ein Jahr gegeben, in dem er so viel gedichtet hätte — und zwar stehen diese Gedichte denen aus seiner besten Zeit nicht nach. Die Muse blieb ihm treu bis zuletzt, wodurch sich sein Wunsch erfüllte, dem er schon vor vier Jahrzehnten Ausdruck gegeben hatte:

Ja, sie kehren immer wieder,
Niemals sind sie ausgesungen;
Eh die alten sind verklungen,
Tönen wieder neue Lieder.

Und solang' die neuen Lieder
Nicht dem Herzen sind entschwunden,
Kehren auch die schönen Stunden
Meines Lebens immer wieder.

Denn die Lieder sind mein Leben,
Eins geworden sind die beiden —
Beide laß zusammen scheiden,
Wie du sie, o Gott, gegeben.

Vor einem langen Siechtum bewahrte ihn ein schmerzloser, schneller Tod. Am 19. Januar 1874 nachts halb zwölf entschlief der Sänger still und sanft, ohne jeglichen Todeskampf, den Folgen eines Schlaganfalles erliegend, der ihn am 8. desselben Monats getroffen hatte. Seit dem geschilderten Königsbesuche im Jahre 1865 und wohl seit Jahrhunderten hatte Corvey nicht so viele Besucher innerhalb seiner Mauern gesehen wie am 23. Januar, dem Beerdigungstage. Von nah und fern strömten Tausende von Menschen herzu, dem Tiefbetrauerten die letzte Ehre zu erweisen. Unter den Klängen der Trauermusik der Militärkapelle, bei vollem Geläute der sämtlichen Glocken der ehrwürdigen Klosterkirche bewegte sich der Zug nach dem nahen Friedhofe, der sich dicht an die Kirche selbst anschließt. Hier sprach Ernst Scherenberg jene ergreifenden Verse, die er unmittelbar, nachdem er die Todesnachricht erhalten, gedichtet hatte:

Deutschland galt dein erstes Lieben,
Deutschland galt dein letztes nur;
Ja, du bist ihm treu geblieben,
Deinem edlen Sängerschwur —

und die dann in den Strophen ausklingen:

Und du fielst! — Aus deinen Händen
Sank des Liedes Feldherrnstab! —
Unsre letzten Grüße senden
Trauernd wir dem Dichtergrab.
Aber dann — wie Donner hall es —
Steig der Schwur zum Sternenzelt:
„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!"



Heerwesen und Kriegführung.

Studien

von

Reinhold Günther.

(Nachdruck ist untersagt.)

Von jeher hat der Staat, sei er nun klein oder groß, es als sein höchstes Recht angesehen, zum Mittel des Krieges greifen zu dürfen, um ein Ziel zu erreichen, das ihm in dem betreffenden Zeitabschnitt als ein begehrenswertes erschien. Der Krieg ist der höchste Ausdruck des Staatswillens, und die Politik hat ihn bisher niemals entbehren können. Solange die Politik wesentlich nur die Interessen der Regenten vertritt, gleichviel ob diese einzelne absolute Selbstherrscher sind oder aber sich als eine Oligarchie geben, handelt es sich nach einer Bemerkung von Clausewitz um eine reine Privatsache der wirklich Gebietenden. Den „Kabinettskriegen“, denen wir vorzugsweise im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus begegnen, stehen die „Nationalkriege“ und die „Religionskriege“ gegenüber. Aber auch diese und mit ihnen die Bürgerkriege erwachsen aus wesentlich nationalen Fragen; solche sind im weiteren Sinne selbst bei den Kabinettskriegen im Spiel. Denn auch der absolute Regent zückt das Schwert aus Staatsinteresse, und seine privaten Forderungen können leicht zu nationalen werden, ja sogar den Anstoß dazu geben, daß aus einem Volke eine Nation entsteht. Die fridericianischen Kriege liefern für diese Thatsache ein sehr passendes Beispiel. Andererseits haben die Napoleoniden als Herrscher wahrlich keine Nationalkriege geführt; ihre persönlichen Interessen blieben immer von ruhmvoll beendeten Feldzügen abhängig. So wäre Napoleon I. bereits als Konsul wieder gestürzt worden, wenn er nicht durch den „Donnerschlag an der Bormida“, den Sieg von Marengo die royalistisch-jakobinische Opposition in eine thatsächliche Ohnmacht versetzt hätte. Das preußische Volk dagegen verehrte seinen großen König mit erhöhter Liebe in dessen schlimmen Unglücksjahren; der fernere Kampf wurde durch die Opferwilligkeit der werdenden Nation ermöglicht. Die Napoleoniden verloren ihre Krone, als die einstigen großen Erfolge sich in schlimme Niederlagen umwandelten.

Ein Staat, der durch die Umstände zur Verfolgung einer kräftigen Politik gezwungen wird, muß, wenn er nicht über kurz oder lang sein Bestehen in Frage stellen will, das scharfe Werkzeug des Krieges, das Heer, in gutem Stande erhalten. Es ist dabei gleichgültig, welche Wehrverfassung zur Anwendung gelangt, sofern sie nur den nationalen Eigenarten entspricht. Die Wehrverfassungen sind in ihren Hauptformen abhängig von den Anschauungen, die eine bestimmte historische Periode darüber besitzt. So ist es z. B. ganz undenkbar, in einem modernen Staate das mittelalterliche Aufgebot einzelner Stände wieder einführen zu wollen. Als Japan den Entschluß faßte, mit den europäischen Nationen in Wettbewerb zu treten, mußte es die Kriegerkasten vernichten und ein Volksheer mit allgemeiner Dienstpflicht schaffen. Seitdem die preußisch-deutsche Armeeorganisation ihre Lebensfähigkeit bewiesen hatte, fand sie eine ganze Zahl von Nachahmern, die notgedrungen und zu-

meist sogar geradezu widerwillig zur Einführung der bezüglichen Gesetze schritten, dies aber thun mußten, um nicht auf die Vorteile einer kräftigen Politik zu verzichten. So kommt es auch, daß die Heere, welche jetzt noch das Söldnerwesen besitzen oder auf der Aushebung mit Stellvertretung (Konskription) beruhen, durchweg als minderwertig anzusehen sind. Nicht nur nämlich, daß diese Wehrordnungen den Forderungen der Zeit widersprechen, sondern sie stehen auch mit den nationalen Wünschen und mit der politischen Notwendigkeit in Widerspruch. Sie haben sich bislang einzig deshalb erhalten können, weil, wie in England, die großen Volkskreise in dem Glauben leben, daß das Inselreich unverwundbar sei durch seine geographische Lage und seine starke Flotte, oder weil, wie in Belgien, eine kleine ebenso mächtige wie selbstsüchtige Minderheit der allgemeinen Dienstpflicht widerstrebt.

Wenn von neuzeitlichen Heeresverfassungen die Rede ist, so kann nur von der Cadre- oder der Milizarmee gesprochen werden. Eine andere Frage ist es, ob in diesen Wehrordnungen ein Abschluß sich kundgiebt, ob sie bis zum Hereinbrechen des ewigen Friedens in ihrer allgemeinen Anlage bestehen bleiben. Hypothetisch kann man ja zunächst behaupten, daß das Cadreheer sich allmählich in das reine Milizsystem umwandeln wird. Man mag vielleicht auch von einer Periode träumen, wo die ganz und gar in ihrer bürgerlichen Thätigkeit aufgehenden Nationen die Kriegführung gewissermaßen in Unternehmung geben, also wieder zur Errichtung von Söldnerscharen greifen. Niemand kann jedoch so scharf in die unberechenbare Zukunft blicken, um überzeugende Beweise für derlei Thesen zu liefern. Nur das eine muß als feststehend erachtet werden: es ist nicht denkbar, daß die Staatssouveränität jemals vollständig auf das Recht, Kriege zu führen, Verzicht leistet — der Kampf, die Anwendung der Gewalt ist ein Naturgesetz, und der Mensch kann sich ihm niemals entziehen.

Das Volksheer allein wird die ganze Summe der physischen, moralischen und intellektuellen Kräfte der Nation auszunutzen vermögen; denn jeder gesunde Staatsbürger, gleichviel ob reich oder arm, ob feingebildet oder nur mit dem notwendigsten Wissen ausgerüstet, ob vornehm oder aus der großen Masse hervorgegangen, wird in seinen besten Jahren zum Dienste herangezogen. Volk und Heer stehen in inniger Wechselwirkung zueinander: während jenes in der Zeit der Erfüllung der Wehrpflicht gewissermaßen eine zweite Schule durchmacht, ist dieses erfüllt mit nationalen Gedanken und beeinflußt durch die allgemeine Gesittung. Und gerade solchen Vorteil entbehren die durch Werbung oder durch die Konskription aufgebrachten Armeen; denn der geworbene Mann wird vom zahlenden Bürger zumeist bitter verachtet, und der Konskribierte, welcher etwa noch eines wohlhabenden Wehrpflichtigen Stelle vertritt, gilt der Öffentlichkeit als ein der Hefe der Bevölkerung Entsprossener. Während in Italien, um Beispiele anzuführen, kein Mann die Fahne verläßt, ohne eine genügende Elementarschulbildung zu empfangen, ereignet es sich in England, daß altgedienten Unteroffizieren der Zutritt zu öffentlichen Lustbarkeiten versagt bleibt, weil sie im roten Rocke erscheinen, und aus Belgien erfahren wir, daß kein Jüngling aus wohlhabender Familie seiner Dienstpflicht als Ausgehobener genügt, indes die Offiziere nur selten die Uniform an Gesellschaftsabenden tragen.

Die innige Verkittung von Nation und Volk wird desto größer sein, wenn niemand irgend welche Vorteile rücksichtlich seiner Militärpflicht gewahrt bleiben, und wenn jedem, der sich dazu eignet, der Weg offen steht zu den Befehlshaberstellen, und zwar auch zu den höchsten. Solange die Söldnerheere existierten, durfte man von einem Wehrstande reden im Gegensatze zu der bürgerlichen Welt, und der Kastengeist der meist nur aus Angehörigen des Adels zusammengesetzten Offiziercorps nahm die Stelle des notwendigen Ehrbegriffes ein. Heute entstammen auch die Führer des Cadreheeres den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung, und darum geht es nicht mehr an, sich vor dieser abschließen zu wollen. Wo dies dennoch geschieht, liegen ungesunde Verhältnisse vor, deren Widersinnigkeit über kurz oder lang scharf hervortreten und böse Folgen nach sich ziehen muß.

Für die Söldnerheere bedeutet die Persönlichkeit des Kriegsherrn oder des obersten

Führers alles. Friedrich der Große, Napoleon — in früheren Zeiten Gustav Adolf und Wallenstein — vermochten es, aus einem an und für sich internationalen Heere ein Ganzes zusammen zu schweißen. Das moderne englische Heer kann hier nicht in Betracht kommen, weil seine Werbungen sich angeblich nur auf Unterthanen Ihrer Majestät erstrecken. Es giebt auch Volksheere, die gewissermaßen international sind, und die durch das Staatsgefühl ihrer Elemente zusammen gehalten werden. Das großartigste Beispiel dafür bildet im Augenblick der Donaukaiserstaat, aber es scheint fast, als wenn der böse Wurm, der Nationalitätenhader, auch schon an dem bisher so festen Holze der Armee nagt. Ein Gegenstück bildet in dieser Hinsicht das Milizheer der Schweizerischen Eidgenossenschaft, das Deutsche, Franzosen, Italiener, Romanische und Ladinen miteinander vereinigt und ungleich der österreichischen Armee, welche nur eine Befehlssprache, die deutsche, kennt, deren drei (deutsch, französisch, italienisch) besitzt. Auch Rußland hat kein Einheitsheer, aber die verschiedenen Nationalitäten des Zarenreiches, selbst die polnische, besitzen keinerlei Möglichkeit, ihre Eigenarten in einem dem Staatsgrundsatze ungünstigen Sinne zu äußern.

Der Geist der Volksheere kann demnach nur in seltenen, dann gewöhnlich freilich recht unglücklichen Fällen durch die verschiedene Nationalität ihrer Grundstoffe beeinflußt werden. Auch die innerpolitischen Gegensätze, welche sich in allen Verfassungsstaaten zum Teil recht scharf äußern, bedeuten trotz allem, was man sagen mag, wenig für den im Heere vorherrschenden Geist. Die jungen Leute, welche ihrer Dienstzeit genügen, sind in ihrer übergroßen Mehrzahl keine Politiker, und die unter ihnen, welche bereits am öffentlichen Leben einiges Interesse gewannen, werden gewöhnlich von sehr unklaren Ideen beseelt, Ideen, die sie gerade während ihrer Dienstzeit zu korrigieren unwillkürlich gezwungen werden. Es ist wohl zu bemerken, daß die Gedienten des Volksheeres in der übergroßen Zahl der Fälle mit Stolz und innerlicher, aufrichtiger Genugthuung ihrer Soldatenzeit gedenken. Daran vermag auch die geschickteste politische Bearbeitung der Massen nichts zu ändern, daß der einzelne, einmal in Reih und Glied, dort seine Pflicht thut. Das vielberufene und so oft verurteilte System des Militarismus ruht ja auf der breiten Grundlage des gesamten Volkes und wurzelt in ihm, weil es eine Kulturaufgabe durchzuführen hat, die Erziehung der Blüte der Nation nämlich. Das fühlt das Volk, vielleicht unbewußt, aber darum nicht weniger deutlich. Niemals werden die Schule, die Lohnarbeit in der Fabrik, die Arbeit des Knechtes auf dem Lande allein dazu hinreichen, um aus dem Knaben, dem Jüngling einen Mann zu machen, der alle ihm verliehenen Kräfte und geistigen Anlagen geschickt zu verwenden versteht. Es bedarf dazu der militärischen Erziehungskunst, die es zu stande bringt, die schlummernden guten Eigenschaften des Menschen zu wecken, die bösen zu beseitigen oder wenigstens herabzudrücken. In einer Zeit, wo der industrielle Großbetrieb mehr und mehr das Mark und die Gesundheit der Völker angreift, erweist sich die allgemeine Dienstpflicht, welche die körperlich Kräftigsten der jungen Bürgerschaft zu einem regelmäßigen Leben, zu einem hygienischen Wechsel von Arbeit und Ruhe während der besten Entwickelungsjahre zwingt, geradezu als eine Notwendigkeit. Jeder in die Kaserne einziehende Rekrutentrupp, jede das große Haus verlassende Reservistenschar zeigen uns den Gegensatz, den die militärische Ausbildung erzeugte.

Mit Ausnahme von Frankreich und in zweiter Linie von Deutschland und der Schweiz kommt in den übrigen Staaten, welche die allgemeine Dienstpflicht zum Gesetz erhoben haben, nicht alle wehrtüchtige Mannschaft zur Einstellung in die Friedensverbände. Rußland so gut wie Österreich-Ungarn und Italien haben nicht die finanziellen Mittel, um alle Leute, die sonst die nötigen körperlichen Eigenschaften besitzen, zur Leistung der Militärpflicht heranzuziehen. Im Frieden erzeugt diese Notwendigkeit auch keinerlei Nachteile für die betreffenden Armeen, im Kriege jedoch muß alsdann mit einer Masse von Reserven gerechnet werden, die nur höchst flüchtig ausgebildet und oft auch nur mangelhaft ausgerüstet und bewaffnet, kaum ersprießliche Dienste zu leisten vermögen. Aber unsere Zeit ist von der

folie des nombres befallen! Nur zu oft bemessen wir den Wert einer Sache nicht nach der Qualität, sondern nach der Quantität. So reden wir von den Millionenheeren, die im nächsten mitteleuropäischen Kriege gegeneinander marschieren werden, und gern zerbrechen wir uns darüber den Kopf, wie alle die Scharen einheitlich geführt und wie sie durch Wochen und Monate gehörig verpflegt werden sollen.

Als Napoleon, dessen Kriegführung noch nicht über Eisenbahnen, elektrische Telegraphen und Dauernahrungsmittel verfügte, am 24. Juni 1812 den Niemen mit 363000 Mann überschritt, glaubte er durch die Masse allein den Sieg zu erzwingen. Mit 95000 Mann zog er in Moskau ein, 8000 noch sollen am 15. Dezember wieder das linke Ufer des Niemen betreten haben. In der Größe des Heeres und der daraus folgenden Schwierigkeit der Verpflegung, in dem Mangel an Disciplin ferner, welcher jenen Scharen eigentümlich war, sind in erster Linie, in den natürlichen Hindernissen aber erst in zweiter Linie die Ursachen der ungeheuren Katastrophe zu suchen; der russische Widerstand endlich fällt dabei kaum in Betracht. Während des deutsch-französischen Krieges wurde die Grenze deutscherseits von 33101 Offizieren, Ärzten und Beamten, sowie von 1113254 Mann überschritten. Der Feldzug gegen die kaiserliche Armee (250000 Mann) ward mit 384000 deutschen Streitern begonnen. Ende Februar standen sich 630000 Deutsche und 250000 wirklich kampffähige Franzosen gegenüber. Diese Zahlen zeigen uns, daß die modernen Volksheere fast unerschöpfliche Behälter an Menschenmaterial darstellen und daß die modernen Verkehrsmittel die Sorge um den Nachschub an Streitern, Pferden, Kriegswerkzeugen, Nahrung u. s. w. stark verringern. Sie zeigen uns aber auch, wo ungefähr die Grenzen der militärischen Leistungsfähigkeit moderner Staaten liegen.

Frankreich hat 7,8 Prozent, Deutschland 6,5 Prozent, Italien 5,3 Prozent, Österreich-Ungarn 5 Prozent, Rußland nur 3,9 Prozent der Bevölkerung militärisch ausgebildet, d. h. man darf rechnen, daß Rußland 2,5 Millionen (Heer, Marine, Reserven, Kosaken ersten Aufgebotes), Deutschland 2,3 Millionen (Heer, Marine, Land- und Seewehr), Frankreich 2,2 Millionen (Heer und Marine), Österreich-Ungarn 1,3 Millionen (Heer, Marine und Landwehr), Italien 0,8 Millionen Streiter (Heer und Mobilmiliz) in erster und zweiter Linie aufzubringen vermögen.

Das sind erstaunliche Zahlen, die gewiß bestechend wirken, die uns aber doch nur sagen, daß die einzelnen Staaten diese Menschenmassen nach und nach im Verlaufe eines manchen Monat andauernden Krieges verausgaben können. Kein Staat ist jedoch so reich, um seine gesamte erste und zweite Linie auf einmal mobilisieren zu dürfen, und selbst wenn er die Geldmittel dazu hätte, so würde er wiederum nicht über die Anstalten verfügen, diese Scharen mit einem Schlage dorthin zu befördern, wo er sie gerade gebrauchen möchte. Gewiß, die Einrichtungen für eine außerordentlich rasche Mobilmachung, für eine gleichzeitige Beförderung von Hunderttausenden sind getroffen, aber mit der Größe dieses Unternehmens steigen auch die Schwierigkeiten, es ohne störende Zwischenfälle durchzuführen. Wenn die Großstaaten heute am Ende des siebenten Mobilmachungstages mit je achthunderttausend Streitern nebst den dazugehörigen Pferden und Fahrzeugen zum Schlagen an der vom Feinde bedrohten Grenze bereitstehen, so haben sie die äußerste Kraftleistung vollbracht, und wenn es ihnen gelingt, für diese Masse und weitere Viermalhunderttausend auf vier bis fünf Wochen die Verpflegung sicherzustellen, so werden sie am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sein.

Wahre Volksheere sind bereits an und für sich nicht dazu geneigt, die blutigrote Fackel des Ares zu entzünden, denn die ganze Nation weiß die Schrecknisse des Krieges zu erkennen und wird sie nicht leichtmütig heraufbeschwören. Volksheere im modernen Sinne bilden ferner gerade durch ihre Größe die stärksten Schwierigkeiten für ihre kriegerische Verwendung, weil ihre Mobilisierung unendlich tief in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingreift und die gewaltigsten finanziellen Anstrengungen erzwingt. Diese Thatsachen allein haben Mitteleuropa seit 1871 den Frieden gesichert.

Es ist eine urmoderne Idee, und sie findet besonders in den Kreisen junger österreichi-

scher Offiziere ihre Vertreter, daß die Volksheere einmal an ihrer Massenentfaltung zu Grunde gehen, daß sie von einer genial geführten kleinen und tapferen, also durchaus kriegslustigen Armee vernichtet werden würden. Dagegen darf man die Frage aufwerfen, ob das Europa der Volksheere derartigen Erscheinungen nicht von vornherein entgegentreten wird — diese Armeen fallen doch gewiß nicht vom Himmel und sind nur denkbar, wenn das System der allgemeinen Dienstpflicht wiederum dem Söldnertum den Platz räumt. Zu einem derartigen Entschlusse liegen aber die Bedingungen nicht vor, und in absehbarer Zeit werden sie auch nicht in Erscheinung treten. Vorerst müssen gewaltige historische und socialpolitische Veränderungen eintreten, deren Ausgang wir uns nicht einmal hypothetisch denken können, ehe die stetig wachsende Demokratie so weit gelangt, daß sie willenlos einer kleinen Schar von handwerksmäßigen Kriegern die Entscheidung über Sein oder Nichtsein der Staaten zugesteht.

Nur das Volk in Waffen ist Herr seines Geschickes!

* *
*

Der Krieg ist ein Mittel der Politik, und wie diese ihn zum Ausbruch kommen läßt und wiederum den Frieden abschließt, so wird sie selbst während der Dauer der kriegerischen Verwickelung weitergehende militärische Maßnahmen beeinflussen. Die Antike, welche lediglich eine Politik der ausschließlichen Gewalt kannte und verstand, führte folgerichtig jene Vernichtungskriege, die sehr häufig ganze Nationen fortschwemmten. In unserer Zeit wird der Zweck eines Krieges erreicht sein, wenn einer der Gegner den Willen des anderen anerkennt oder auf die Durchsetzung seines Willens verzichtet. Unserer Zeit erscheint es bereits undenkbar, daß eine Nation zum Verzicht auf ihre Souveränität gezwungen werden könne. Im Gegenteil, die Frage der Nationalisierung aller Völker schlummert nur eben einen Augenblick.

Die Kriegführung muß mit den politischen Ideen rechnen. Sie darf den Gegner strategisch vernichten, ihn wehrlos machen, aber nicht austilgen. Die Civilisation, das Völkerrecht und auch jene Rücksichten, welche man am besten mit dem Ausdruck „politische Klugheit" bezeichnet, schreiben die Grenzen vor, innerhalb deren die Kriegführung sich zu halten hat. Die völlige Wehrlosmachung des Gegners muß zwar angestrebt werden, aber sie wird nur in den seltensten Fällen vollständig zu erreichen sein. Lebenskräftige Staaten fügen sich wechselseitig während eines Krieges so viel Schaden zu, daß schließlich auch der Sieger ermattet und darum den für ihn immerhin günstigen Frieden willkommen heißt. Politische und militärische Erwägungen liefern die Grundlage zu dem folgenschweren Entschluß, einen Krieg zu erklären. Langjährige im Frieden durchgeführte Studien der Kräfte und der Mittel, über welche der voraussichtliche Gegner verfügt, bestimmen die eigenen Vorbereitungen zur einstigen Kriegführung und geben in letzter Stunde den Ausschlag bei dem Entschluß, ob man die Rolle des Angreifers oder des Verteidigers zu übernehmen hat. Daß ein Staat aus politischer Verzweiflung und ohne wirkliche Hoffnung auf Erfolg die Kriegserklärung erläßt, ereignet sich ebenfalls; die Vorfälle von 1897 auf der Balkanhalbinsel liefern dafür ein gutes Beispiel, wie sie auch das Ergebnis einer derartigen That klar zu Tage treten lassen. Kein Staat besitzt übrigens so genaue Kenntnisse über die Kräfte des möglichen Gegners und über seine politischen Absichten, daß er alle Wechselfälle eines Krieges genau vorher berechnen könnte. Aber die militärischen und politischen Behörden werden gutthun, die Macht des Gegners weder zu hoch anzuschlagen noch zu unterschätzen; denn im ersteren Fall wird die Thatkraft sicherlich eine Lähmung erleiden, im letzteren zu unvorsichtigen Schritten verführen.

Während des Krieges bleibt der Politik ein großes Arbeitsfeld. Die Diplomatie sucht das Ausland für den Staat zu interessieren, und zwar um so mehr, je weniger Lorbeeren die Armee im Felde erringt. Die Regierung wird aber auch, besonders wenn die kriegerischen Erfolge fehlen, auf das Land selbst beruhigend einwirken müssen. Wenn die Oberleitung des Staates aber den verschiedenen Parteiungen Gehör schenkt und in Extremen hin- und herschwankt, sind nach allen Seiten hin nur Mißerfolge zu erwar-

ten. Im Kriege muß der Parlamentarismus schweigen, die höchste Entscheidung aber allein einer einzigen Person zustehen, sei diese nun der Monarch oder ein für die Dauer der schweren Zeit erwählter Diktator.

Einzelne Kriegsrezeptmacher, wie sie sich seit dem achtzehnten Jahrhundert immer wieder melden, die das Geheimnis des Sieges entdeckt zu haben glauben, wollen der Strategie alle Erfolge zuschreiben und die Taktik, als ein handwerksmäßiges Thun, zur Dienerin der Kriegskunst herabsetzen. Gewiß sind Strategie und Taktik zwei besondere Gebiete, aber sie liegen nebeneinander und müssen sich gegenseitig ergänzen. Denn die Taktik führt die Gefechte, die Strategie hingegen verknüpft sie, um die Entscheidung im Feldzuge zu erzielen. Die Taktik ist so alt, wie Menschen gegen Menschen kämpfen, und sie verändert sich nach einem Napoleonischen Worte „alle zehn Jahre“, d. h. unaufhörlich; die Strategie tritt erst mit der geordneten Kriegführung auf, ihre Gesetze sind unwandelbar, ihre Lehre beruht auf der Erfahrung, aber die Ausführung der Grundsätze hat sich nach der jeweiligen Lage der Dinge zu richten. Da die Strategie gewissermaßen am grünen Tische und unter Zuhilfenahme des philosophisch-historischen Apparates bearbeitet werden kann, so fordert sie die Bethätigung der Dilettanten geradezu heraus, die dann mit dem unfehlbaren „Kriegsplan“ in der Hand dem Taktiker, dem praktischen Soldaten also, gerne bedeuten, daß er siegen müsse, ja gar nicht anders könne, als Erfolge erringen, wenn er nur den aus theoretischen Studien gewonnenen Vorschriften peinlich Folge leiste.

„Es ist eine Täuschung“ — sagt Feldmarschall Moltke — „wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu thun vermag.“

Niemals vor unserer Zeit hat die Welt die Kriegsvorbereitungen in gleich umfassender Weise getroffen, wie das seit fünfundzwanzig bis dreißig Jahren geschehen ist. Im Mittelpunkte aller einschlägigen Arbeiten steht die Sicherung der schnellen Mobilmachung, bei der man bereits mit Stunden geizt, während man über ihrem Vollzug noch 1859 und österreichischerseits auch im Jahre 1866 Wochen und Monate verstreichen ließ. Heute sind es die Eisenbahnen, welche die rascheste Sammlung der Streitkräfte ermöglichen: das dichte Netz der Verkehrslinien erlaubt es, ein ganzes großes Reich als Operationsbasis für die Kriege auszunutzen, d. h. aus ihm alle notwendigen Bedürfnisse zu ziehen, während früher die Operationsbasis auf den Umkreis einer Anzahl Festungen beschränkt bleiben mußte. Der rationelle Ausbau eines strategischen Netzes erweist sich für die Landesverteidigung ebenso nützlich, wenn nicht nützlicher als die Anlage großer Festungen, welche zwar ihre Bedeutung als Magazinplätze haben, aber einen energischen, offensiv auftretenden Gegner schwerlich lange von der Fortsetzung des Vormarsches abhalten und für geschlagene Armeen immer eine unheilvolle Anziehungskraft besitzen. Dennoch werden große Festungen einerseits natürliche Verteidigungslinien verstärken, andererseits die allgemeine Operationsbasis gewissermaßen centralisieren.

Jeder Operationsplan, der aber nicht mit dem legendenhaften „Kriegsplan“ verwechselt werden darf, muß zunächst feststellen, wie die Hauptstreitkräfte des Gegners entscheidend zu überwältigen, seine Streitmittel zu zerstören seien, ohne selbst eine die fernere Thatkraft lähmende allzugewaltige Einbuße an eigenen Faktoren zu erleiden. Der im Frieden bearbeitete und zunächst auf politischen Erwägungen — Bündnissen, Gegenkoalitionen, Beziehungen zu neutralen Mächten — beruhende Operationsplan bleibt bis zum Beginn der kriegerischen Verwickelungen ein Entwurf; er wird in sehr vielen Fällen je nach dem Eintreffen wichtiger politischer und militärischer Nachrichten oft noch sehr einschneidenden Veränderungen unterworfen werden. Gerade diese Thätigkeit liefert den Maßstab für das Geschick, die Einsicht und die Arbeitskraft des Chefs des General-

stabes der Armee. Es versteht sich, daß der Generalstabschef mit den politischen Einzelheiten, mit den Forderungen des Staates, mit den Ansprüchen der Gegner gleicherweise genau vertraut sein muß wie mit den verschiedenen militärischen Gesichtspunkten und Thatsachen. Die Diplomatie und der geheime Nachrichtendienst, die verschiedenen Ministerien und die Abteilungen des Generalstabes haben das nötige Material herbeizuschaffen und zu ordnen; den Extrakt daraus zu ziehen bleibt dem Chef selbst vorbehalten. Der Operationsentwurf wird sicherlich weitgehende Erwägungen in sich begreifen, aber niemals mehr mit Gewißheit ins Auge fassen können als die allerersten strategischen Maßnahmen, die beim Beginne des Krieges zu treffen sind. Alles übrige sind lediglich Zielpunkte, die man zu erreichen wünscht und mit allen Mitteln zu erreichen sucht. Die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts suchte den Gegner zu ermatten, die großen Feldherren des neunzehnten Jahrhunderts strebten danach, ihn strategisch zu vernichten und den Frieden in seiner Hauptstadt auf den Trümmern seiner Kräfte zu diktieren. So sehen wir die bedächtigen kaiserlichen Generale des Siebenjährigen Krieges manövrieren, ausnahmsweise nur die Schlacht annehmen und gelegentlich Berlin mit Streifzügen heimsuchen, während Napoleon immer und immer die Hauptarmeen der Gegner zerschmetterte und Moltke von vornherein daran festhielt, das französische Heer in der Richtung nach Paris zurückzuwerfen und die Hauptstadt, das Herz des Landes, einzunehmen.

Umgekehrt dachten die Franzosen 1870 in Berlin einzuziehen. Sie hofften in fünfzehn Tagen die Mobilmachung zu vollenden, um überraschend mit je einer Armee in Süddeutschland und nördlich vom Main aufzutreten, Österreich wie Italien als Bundesgenossen mit sich fortzureißen. Aber indes sie meinten, der Gegner werde seine Kräfte nicht rechtzeitig sammeln können, ging ihre Offensive bei der mangelhaften Mobilmachung vollständig in die Brüche. Deutschland aber gab der Welt das Beispiel eines mustergültigen und verhältnismäßig raschen Aufmarsches seiner Armeen. Es war das erste Mal, daß das moderne Kriegsmittel, die Eisenbahnen, in umfassendster Weise zur Anwendung gelangte; am 16. Juli erfolgte der Befehl zur Mobilmachung, am 1. August standen über dreimalhunderttausend Mann an den Rheinufern.

Seitdem sind erhebliche Fortschritte gemacht worden, und alle Staaten bemühen sich, die Aufmarschzeiten ihrer Heere möglichst herabzusetzen, um dem Gegner zuvorzukommen, den Krieg auf sein oder auf ein neutrales Gebiet hinüberspielen zu können. Mit dieser wachsenden Schnelligkeit Hand in Hand geht jedoch die Gefahr der Überstürzung; die Zukunft wird lehren, ob sie nicht den Beginn der Operationen weit ungünstiger beeinflußt als selbst eine verhältnismäßig langsam verlaufende Mobilmachung. Die gleichmütige Ruhe und innere Tüchtigkeit des einen Volkes wird in solchen Fällen über die Nervosität, das ungeordnete Hasten und die plötzlich hervortretende Leistungsunfähigkeit der Verwaltungsbehörden der anderen Nation sicher den Sieg davontragen — selbst wenn dort weniger Geldmittel als hier zu Gebote stehen.

Freilich, auch der Verteidiger der gerechtesten Sache, der durch die Vaterlandsliebe seiner Bürger zur Lösung der höchsten kriegerischen Aufgaben berufene Staat kann des Geldes nicht entbehren, will er mit ruhigem Vertrauen der Zukunft entgegensehen. Die Millionen zerrinnen in den ersten Tagen eines Krieges wie das auf eine polierte Stahlebene gebrachte Quecksilber, und in dem Augenblick, da der Tempel des Janus geöffnet wird, schließen sich die Börsen. Demnach müssen auch nach dieser Richtung hin umfassende Vorbereitungen getroffen werden, und wie die Staaten ihr Kriegsmaterial und die Verpflegung der Heere sicherstellen, so müssen sie auch einen baren Schatz magazinieren und den daraus entstehenden Zinsverlust ebenfalls auf die Rechnung setzen, die der bewaffnete Friede ihnen stellt. Gewiß ist es hoch, dieses Konto, und seine Zahlen lassen uns erstaunen, aber wir wollen bei ihrer Betrachtung doch nicht vergessen, daß ein durch Vernachlässigung in den Vorbereitungen herbeigeführter Krieg unter allen Umständen unglücklich verlaufen muß, und daß ein solches Unglück, in klingender Münze berechnet, leicht die Erträgnisse eines fünfzigjährigen Friedens aufwiegt.

Das Wort: Si vis pacem, para bellum darf füglich zu den ewigen Wahrheiten gerechnet werden.

* * *

Nach Clausewitz ist das Gefecht das verkleinerte Bild eines Krieges, denn auch im Gefecht bleibt in erster Linie die Vernichtung des Gegners mit allen Mitteln anzustreben, und alle blutigen Zusammenstöße, seien sie groß oder klein, stehen in einem innigen Zusammenhange mit der Gesamtheit der strategischen Handlungen. Ein Krieg ohne Gefechte ist nicht denkbar, ebensowenig wie diese sich ereignen können ohne die Einwilligung beider Gegner. Das Zusammenfallen der Wünsche findet nur dann statt, wenn beide Parteien durch ein Gefecht Vorteile zu erlangen hoffen. Solange die Kriegführung, wie noch im achtzehnten Jahrhundert, die Verschanzung der Heere im freien Felde kannte, und da man in jener Zeit befestigte Stellungen für unantastbar erachtete, war an ein Gefecht nur zu denken, sofern es gelang, den Gegner aus seinem sicheren Zufluchtsort heraus und in eine für das Schlagen günstige Gegend zu locken oder zu drängen. In jetziger Zeit wird jener Teil, der keine Schlacht wünscht, bei Nacht etwa, einen Rückzug antreten müssen, und dem anderen, welcher den Zusammenstoß erzwingen will, bleibt hierfür das Mittel, den Gegner zu umstellen oder ihn zu überraschen. Freilich, die Umstellung des Feindes dürfte nur dann zum Ziele führen, wenn er so schwerfällig in seinen Bewegungen erscheint, daß er das Wagnis eines Rückzuges angesichts des Angreifers nicht zu unternehmen vermag.

Jedes einzelne Gefecht hat seinen strategischen Zweck, aber dieser bedingt keineswegs immer die beiderseitige Vernichtungsabsicht. Während der eine dem Gegner eine Niederlage beizubringen sucht, wünscht der andere vielleicht aus besonderen Gründen Zeit zu gewinnen, er sucht demnach hinzuhalten. Wer eine Entscheidung anstrebt, muß den Angriff pflegen, auch wenn er anfänglich verteidigungsweise auftritt; denn die beste Defensive ist der Schlag. Ein hinhaltendes Gefecht wird meistens verteidigungsweise geführt, vor dem Hauptstoße des Gegners rechtzeitig abgebrochen und in neuen, rückwärts bezogenen Stellungen wieder begonnen. Daß ganze Kriege schließlich nichts anderes sind als eine Reihe von der einen Partei geführter hinhaltender Kämpfe, zeigt der jüngste Feldzug der Hellenen. Sie erklären sich aus dem dringenden Wunsche, Zeit zu gewinnen und den Gegner über die eigene moralische und physische Schwäche zu täuschen. Ein derartig geführter Krieg widerspricht den modernen Anschauungen, welche einen raschen und entscheidenden Verlauf der Operationen fordern im Hinblick auf die äußerste Anspannung der Kräfte des Staates und auf den ungeheuren Schaden, welchen ein solch abnormer Zustand bald nach sich zieht. Daß den Hellenen überhaupt die Möglichkeit gegeben ward, einen vollen Monat hindurch Widerstand zu leisten, erklärt sich aus der allen neuzeitlichen Ideen hohnsprechenden Kriegführung der Osmanen, welche in dreißig Tagen eine Offensivbewegung von nur hundertfünfundzwanzig Kilometer Länge ausführten.

Das achtzehnte Jahrhundert kannte wohl den hinhaltend geführten Krieg um Stellungen und Festungen, aber keineswegs das hinhaltende Gefecht. Dieses ist einzig denkbar, wo das Gelände den stärksten Bundesgenossen bildet und vollständig ausgenutzt wird. Die Heere des achtzehnten Jahrhunderts, welche, um die Fahnenflucht der Soldaten zu vermeiden, jedes durchschnittene oder bedeckte Gebiet ängstlich meiden mußten und nur in langen zusammenhängenden Linien im breiten, freien Blachfelde kämpften, schlugen wohl Entscheidungsschlachten, führten aber niemals hinhaltende Gefechte.

Diese sind ihrerseits jetzt vielfach als Einleitung zum wirklichen Entscheidungskampfe zu beobachten, weil sie die Möglichkeit gewähren, den Gegner vorerst zu täuschen und seine Kräftegruppierung zu erkunden. Sie werden ferner auf allen jenen Teilen des Schlachtfeldes geführt, wo keine Entscheidung angestrebt wird. Denn „die Kunst der Gefechtsführung besteht darin, daß man nur an den wichtigsten Punkten mit Überlegenheit aufzutreten, auf den übrigen Teilen des Gefechtsfeldes aber den Feind mit möglichst geringen Kräften zu bekämpfen sucht.“

Seit 1866 treten mehr und mehr an die Stelle einer einheitlichen taktischen Kriegshandlung, wie sie in ausgeprägtester Form die Schlachten des Siebenjährigen Krieges (mit Ausnahme von Torgau etwa) aufwiesen, die Teilkämpfe, deren Entstehen die Größe der modernen Armeen und die Art des Anmarsches ihrer einzelnen Unterabteilungen bedingen. Das gerade ist die Kunst der modernen Gefechtsführung, diese Teilkämpfe auf dem weit ausgedehnten Schlachtfelde derart zu verbinden, daß sich ein für den gesamten Kriegszweck ersprießlicher Erfolg aus ihnen ergiebt. Um das zu erreichen, um die der einheitlichen Kriegshandlung entgegentretenden Hindernisse siegreich überwinden zu können, bedarf der Feldherr selbstthätiger und einsichtsvoller Unterführer, die, von seinen Absichten unterrichtet, von sich aus auch ohne besondere Befehle zu handeln verstehen. Dennoch, auch im günstigsten Falle und trotz aller Hilfsmittel der Gefechtsführung, liegt die Gefahr immer nahe, daß in großen Schlachten Teilsiege errungen und teilweise Niederlagen erlitten werden. In dem großen blutigen Lotteriespiel wird jedoch der endliche Erfolg zuverlässig dem bleiben, der durch gewaltige Thatkraft seinem Gegner zu imponieren weiß.

Sehr selten kommt es in heutiger Zeit zu einer vorbedachten, also von beiden Parteien nach einem im voraus bestimmten Plane durchgeführten Schlacht; früher, da sich der Krieg mit methodischer Schwerfälligkeit abspielte, herrschte die vorbedachte Schlacht allein. Jetzt, da die Kriege rücksichtslos und rasch geführt werden und die Gegner danach trachten, kurz nach dem Aufmarsch ihrer Kräfte schon entscheidende Schläge zu führen, treffen sie gewöhnlich gleichsam zufällig zusammen und ringen miteinander in Begegnungsschlachten um den Lorbeer der Göttin. Derjenige Gegner, welcher dem anderen die Rolle des Verteidigers zuzuweisen vermag, indes er selbst zum kühnen, mit überlegener Kraft durchgeführten Angriff übergeht, trägt den Sieg davon. Sehr häufig entwickeln sich die Zufallsschlachten aus dem Thatendrang der Unterführer — man denke nur an das Vorgehen der Deutschen zwischen dem 4. und dem 16. August 1870 — und vielleicht, ja gewöhnlich gegen den Willen der obersten Heeresleitung. Diese muß dann aber die gebotene Gelegenheit, einen glänzenden Erfolg zu erringen, nicht durch zaghaftes Zuwarten verscherzen, sondern den Umständen entsprechend mit aller Thatkraft handeln.

Angriff und Verteidigung sind freilich gleichwertige Faktoren, aber sie dürfen niemals voneinander getrennt zur Einzelanwendung gelangen, vielmehr liegt die Möglichkeit des Sieges nur dann vor, wenn Offensive und Defensive zusammenfallen. Der Angriff hat das moralische Übergewicht, denn er zeigt Freund und Feind den Willen, den Gegner zu vernichten. Bei der taktischen Offensive bleibt dem Angreifer die freie Wahl der Angriffsrichtung, auf der er mit überlegenen Kräften vorgehen kann, er hat ferner die Möglichkeit, den Gegner überraschend anzufallen. Dagegen vermag der Verteidiger seine Stellung frei zu wählen und für seine Zwecke vorzubereiten. Aber er muß dort den Entscheidungsstoß aushalten, wohin diesen der Angreifer lenkt, und will er ihn gehörig abwehren, so bleibt nichts anderes übrig, als selbst die Offensive zu ergreifen und die lieb gewordene Stellung zu verlassen. Die Gefahr liegt gerade darin, diesen Besitz rechtzeitig und im entscheidenden Augenblicke aufzugeben, und weil das eben nur sehr selten geschieht, mißlingt gewöhnlich der Gegenstoß. Genug, bei dem Abwägen der Vor- und Nachteile der Offensive wie der Defensive denke man daran, daß es immer besser ist, Hammer zu sein als Amboß, daß es aber für eine sehr schlimme Fügung gelten muß, wenn man durch die Umstände gezwungen wird, einseitig die Rolle des einen oder des anderen zu übernehmen. Die Russen schwangen vor Plewna 1877 den Hammer der Offensive, sehr wider ihren Willen, aber durch die ungünstige Kriegslage dazu gezwungen; drei blutige Niederlagen bildeten das Ergebnis. Vergessen wir endlich nicht, daß eine angriffstüchtige Truppe auch verteidigungskräftig ist. Man erinnere sich nur an das 3. westfälische Infanterieregiment Nr. 16, das bei Mars-la-Tour ebensogut seinen Mann stand wie in Beaune. Umgekehrt wird die Truppe, welche durch ihre Ausbildung nur die Defensive auszuüben gelernt hat, niemals

zum wirklichen Angriff übergehen; die Hellenen haben das 1897 unwiderleglich dargethan.

Seit dreißig Jahren glaubt alle Welt, der Angriff müsse notwendigerweise immer zur Umfassung der gegnerischen Front führen. Zunächst ist wohl zu unterscheiden zwischen der rein strategischen und der taktischen Umgehung. Diese trifft gewöhnlich gar nicht die gegnerische Flanke, sondern schiebt vielmehr die Kräfte an ihr vorbei. Solche Umgehungen bedrohen die Rückzugslinie des Feindes und erreichen nur dann etwas, wenn ihnen die Überlegenheit gewahrt bleibt. Die Umfassung endlich ist lediglich eine Entwickelungsform des Angriffes und findet sich schließlich immer einer neu gebildeten Front des Verteidigers gegenüber; denn diesem bleibt bei einigem Geschick und wenn er nicht infolge seiner Unachtsamkeit geradezu überrascht wird, stets Zeit, aus den Reserven eine neue Front zu bilden. Zumeist wird demnach auch die gelungene Überflügelung zu einem Frontangriff führen — möglich ist sie jedenfalls nur dann, wenn die Offensive der Defensive an Streitkräften ganz erheblich überlegen ist. Die strategischen Flankenmärsche endlich führen in den wenigsten Fällen zu einem überflügelnden Angriff; meistens treffen sie nach ihrer Vollendung den Gegner wiederum in der Front.

Die Verteidigung wird in den Zukunftskriegen mehr noch, als dies bisher jemals geschehen ist, zur Errichtung von Feldbefestigungen u. s. w. schreiten, und es fehlt nicht an Stimmen, die auch dem Angreifer raten, seine taktischen Handlungen mit dem Schanzzeuge zu unterstützen, also gewissermaßen die Schlacht in eine kurze Belagerung umzuwandeln. Jedenfalls bleibt dem modernen schweren und bespannten Geschütz, das Brisanzgranaten auf große Entfernungen gegen tote Ziele zu werfen vermag, eine starke Thätigkeit vorbehalten, denn selbst der Shrapnelschuß des Feldgeschützes vermag gegen gehörig angelegte Schützengräben nur verhältnismäßig wenig auszurichten.

Die Hauptblutarbeit bleibt immer der Infanterie, ihrem andauernden Feuerkampfe, ihrem zähen Festhalten der Stellungen und ihrem todesmutigen Vorgehen im entscheidenden Augenblicke überlassen. Freilich, zum wirklichen Zusammenstoß der Gegner mit der blanken Waffe in der Hand, dem Bajonett, kommt es kaum jemals, die Fälle sind zu zählen in der Kriegsgeschichte, wo sich das überhaupt ereignete. Derjenige Teil, welcher sich moralisch und physisch geschwächt fühlt, wird den Zeitpunkt nicht abwarten, daß das Bajonett ihm in den Rippen sitzt, sondern vorher das Feld räumen. Ist er hingegen noch widerstandsfähig, so genügt sein rasendes Schnellfeuer, um jeden Ansturm zurückzuweisen und den dann etwa zur Flucht sich wendenden Angreifer zu vernichten. — Der moderne Feuerkampf des Fußvolkes, welcher den entscheidenden Stoß vorbereitet, dauert lange Stunden und stellt die höchsten seelischen Anforderungen an die Truppen; denn nicht nur streiten diese in langen aufgelösten Schützenlinien, die sich aus allen möglichen zusammengewürfelten Einheiten bilden, sondern sie entbehren auch bald der Führer, die, allezeit voran, das Beispiel der Todesverachtung geben und darum dem Tode rasch den höchsten Tribut zahlen. Dann zeigt sich die Mannhaftigkeit und der innere Wert der Truppe: unterliegt sie der menschlichen Schwäche, so wird sie bald auch vor dem Gegner weichen.

Neben der Infanterie spielt die Artillerie die Hauptrolle, aber sie ist und bleibt eine Hilfswaffe, welche trotz aller Verbesserungen des Geschützmaterials niemals allein die endliche Entscheidung herbeizuführen vermag. Die Artillerie muß möglichst einheitlich zur Verwendung gelangen. Die Ziele sind so lange zu beschießen, bis der Gegner wirklich niedergekämpft ist. Beim Angriff vereinigt sich das Geschützfeuer so lange wie irgend möglich gegen die Einbruchsstelle, also gegen die Infanterielinien. Andererseits wird der Verteidiger sich zunächst mit den feindlichen Batterien und später erst mit der vorbrechenden Infanterie beschäftigen. An Gelegenheiten zu todesmutiger Aufopferung fehlt es der Geschütztruppe keineswegs. Der offensive Gedanke findet seinen lebhaftesten Ausdruck darin, daß ein Teil der Batterien auf sechs- bis siebenhundert Meter an den Gegner herangeht, dadurch die seelische Kraft in den Schützenlinien unendlich hebt, während der Rest der Geschütze auf etwa zwölfhundert Meter Entfernung gegen die Hauptan-

griffsstelle feuert. Und wird der Sturm abgeschlagen, oder gilt es für den Verteidiger den Rückzug anzutreten, so muß die brave Artillerie aushalten, gelte es was es wolle. Geschütze, welche unter solchen Umständen eingebüßt werden, sind ruhmvoll verloren gegangen.

Die Hauptthätigkeit der Reiterei liegt im Sicherungs- und Kundschaftsdienst, sowie in der Durchführung einer raschen Verfolgung. Wenige mit Karabinern bewaffnete und etwa noch von Maschinengeschützen unterstützte Reiter können einem geschlagenen, hastig abziehenden Gegner den größten Schaden zufügen. Reiterangriffe werden auf den Schlachtfeldern der Zukunft gewiß vorkommen, um bei dieser oder jener Wendung des Gefechtes Zeit zu gewinnen, aber schlachtenentscheidend vermag die Kavallerie angesichts der modernen Bewaffnung und der Thatsache, daß das Fußvolk vorzugsweise im bedeckten Gelände kämpft, jetzt nicht mehr aufzutreten.

Der Grundsatz der Vernichtung fordert die rasche und nachdrückliche Ausnutzung des errungenen Sieges durch die Verfolgung des mehr oder minder geordnet sich zurückziehenden Gegners. Doch nur selten wird das zu ermöglichen sein, denn der Sieger ist ermattet von der langen Blutarbeit, er ist für den Augenblick thaten- und bewegungsunlustig, während der Geschlagene gewöhnlich außerordentliche Marschleistungen bewältigt. Der Sieger muß die im Kampfe durcheinander gekommenen Truppen frisch ordnen, ihnen Schießbedarf und Nahrungsmittel austeilen, und schließlich spricht das menschliche Gefühl in der Brust des Oberbefehlshabers dafür, den erschöpften braven Mitstreitern eine Ruhepause zu gewähren. So unterbleibt die augenblickliche Verfolgung, wider Willen werden dem Gegner goldene Brücken gebaut, und er vermag sich zu neuem Widerstande aufzuraffen; so erklärt es sich aber auch, daß Kriege niemals durch eine einzige Hauptschlacht entschieden werden.

Es ist eine häufig gehörte Behauptung, die Kriege würden in der Folge nur von kurzer Dauer sein, weil ihre Verluste ins Ungemessene anwachsen müßten. Die Geschichte stimmt dieser Behauptung aber nicht zu. Napoleon führte — im Verhältnis zu den damaligen Bevölkerungszahlen — Massen ins Feld, die selbst heute noch sehr ansehnliche Zahlen darstellen. Der Krieg, den er von 1812 ab schließlich mit ganz Europa führte, dauerte ein Jahr, neun Monate und siebzehn Tage (24. Juni 1812 bis 11. April 1814). Sehr lange währte auch der Krimkrieg, nämlich zwei Jahre, vier Monate und drei Tage (26. Oktober 1853 bis 29. Februar 1856); 1870/71 kämpfte man sechs Monate und neun Tage (19. Juli 1870 bis 28. Januar 1871) und 1877/78 standen sich die Gegner zehn Monate und neun Tage (24. April 1877 bis 3. März 1878) auf der Balkan-Halbinsel gegenüber. Während im achtzehnten Jahrhundert die Waffen jeweilen in der kalten Jahreszeit ruhten und die Winterquartiere eine große strategisch-politische Rolle spielten, dauert die Kriegführung der neuen Zeit ununterbrochen fort.

Die zukünftigen Kriege sehen die Staaten in der Aufbietung aller ihrer Kräfte; es werden zudem wahrscheinlich gewaltig starke Koalitionen gegeneinander streiten. Der Schluß liegt nahe, daß eine geraume Zeit verstreichen muß, ehe die Erschöpfung eintritt und der eine Teil der Kriegführenden seine Niederlage durch die Bitte um Frieden eingesteht.

Und nun die Verluste an Menschen! — Durch den Tod in der Schlacht und in den Lazaretten verloren die Kaiserlichen im Siebenjährigen Kriege 126000 Mann, obwohl sie kaum, alles in allem gerechnet, vierhunderttausend ins Feld gestellt hatten. Im Krimkriege wurde von den Heeren der Westmächte jeder vierzigste Mann getötet, jeder siebente verwundet, jeder sechste durch eine Krankheit (Cholera, Typhus) gefällt; für die russische Armee stellen sich die Zahlen im Verhältnis von 15 : 3 bis 4 : 9.* Im deutschen Kriege 1866 verloren die Preußen in Böhmen 3473 Streiter auf dem Schlachtfelde, die Österreicher dagegen 10404. Dieses ausgesprochene Mißverhältnis erklärt sich aus dem Einfluß der guten preußischen Be-

* Westmächte: Zusammen 428000 Mann; davon im Kampfe gefallen: 11000, an ihren Wunden gestorben: 6200, verwundet: 58300, an Krankheiten gestorben: 69200; überhaupt erkrankt: 362700. — Russen: Zusammen 325000 Mann; davon im Kampfe gefallen: 21000, an ihren Wunden gestorben: 14700, verwundet: 92400, an Krankheiten gestorben: 37500; überhaupt erkrankt: 322100.

waffnung einerseits und der österreichischen Stoßtaktik andererseits. Für den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 liegen bisher genaue Nachrichten nur über die deutschen Verluste vor. Die Daten lauten:

Nach Frankreich zogen (einschließlich der aus den Lazaretten u. s. w. Zurückkehrenden) im ganzen: 1146355 Mann. Es blieben tot auf dem Schlachtfelde oder erlagen an ihren Verwundungen: 28278 Mann. Es wurden verwundet: 88543 Mann. Es starben an Krankheiten oder infolge von Unglücksfällen: 12147 Mann. Zusammen demnach an Toten: 40425 Mann.

Die Franzosen wollen (nach den sehr anzuzweifelnden Berechnungen des Dr. Lagneau) 139000 Streiter durch den Tod verloren haben; andere französische Kriegsschriftsteller schlagen jedoch diese Zahl der année terrible auf rund 60000 an.

Schon aus diesen wenigen statistischen Erhebungen geht deutlich hervor, daß die Verluste der neueren Kriege nicht zu der schrecklichen Höhe ansteigen, die in den früheren beobachtet werden. Vollends die Seuchen dürften in Zukunft, wenn auch keineswegs ganz verschwinden, doch in ihren tödlichen Einflüssen durch geeignete Vorkehrungen eine starke Verminderung erfahren.

Der Verlust an Menschenleben in den einzelnen Schlachten sank stetig seit Einführung der verbesserten Feuerwaffen. Hier eine kurze Statistik verschiedener Verluste an Toten und Verwundeten in Prozentziffern:

Torgau (3. November 1760)	25	Proz.	Preußen,	6	Proz.	Kaiserliche.
Aspern (21. u. 22. Mai 1809)	30	„	Österreicher,	47	„	Franzosen.
Borodino (7. September 1812)	19	„	Franzosen,	31	„	Russen.
Leipzig (16., 18. u. 19. Oktober 1813)	16	„	Verbündete,	26	„	Franzosen.
Waterloo (18. Juni 1815)	15	„	Verbündete,	33	„	Franzosen.
Solferino (24. Juni 1859)	9	„	Verbündete,	10	„	Österreicher.
Königgrätz (3. Juli 1866)	4	„	Preußen,	11	„	Verbündete.
Wörth (6. August 1870)	11,3	„	Deutsche,	15,7	„	Franzosen.
Mars-la-Tour (16. August 1870)	22,4	„	Deutsche,	9,4	„	Franzosen.
St. Privat (18. August 1870)	10	„	Deutsche,	6,5	„	Franzosen.
Sedan (1. September 1870)	5	„	Deutsche,	18,9	„	Franzosen.
Lisaine (15., 16. u. 17. Januar 1871)	2,9	„	Deutsche,	5,4	„	Franzosen.

Im allgemeinen trägt die Infanterie die größten Verluste davon, erheblich geringer sind die der Artillerie, sehr klein die der Reiterei, sofern sich diese nicht ausnahmsweise opfern muß. Aber selbst in solchen Fällen büßt sie durchschnittlich nur ein Drittel bis zur Hälfte des Bestandes der betreffenden Truppenteile ein, während es bei der Infanterie nicht allzuselten vorkommt, daß von einzelnen Regimentern fünfzig, ja selbst siebzig Prozent der Steiter dem tödlichen Blei erliegen. Verhältnismäßig hoch sind immer die Verluste an Offizieren, denn diese sind den Gefahren des Gefechtes bei weitem mehr ausgesetzt als die Mannschaften. Als Beispiel mag erwähnt werden, daß das preußische Gardeschützenbataillon am 18. August 1870 hundert Prozent an Offizieren und vierundvierzig Prozent an Mannschaften verlor.

Endlich die materiellen Verluste! — Man berechnet die Kosten, welche die Franzosen für den Krieg von 1870/71 zu tragen haben, auf mindestens vierzehn Milliarden Franken. Das liefert einen Maßstab für die Abmessung der Einbußen, denen die Staaten entgegengehen, welche in Zukunft zum Schwerte greifen.

In Zahlen wird sich Gewinn und Verlust eines Krieges überhaupt nicht ausrechnen lassen. Er ist „ein furchtbar wütend Schrecknis“, und wenn dieses auch niemals aus der Welt verschwinden wird, so zeigt doch schon der Verlauf der europäischen Politik in den jüngsten zwei Jahrzehnten, daß keine Großmacht gewillt ist, leichtfertig das Schwert zu zücken. Sind doch die großen Bündnisse nicht zum Trutz, sondern wesentlich zum Schutz des Friedens geschlossen worden.



Litterarisches.

Frommanns Klassiker der Philosophie. Bd. I bis VI. (Stuttgart, Friedrich Frommanns Verlag [E. Hauff].) — Deutschland ist das klassische Land der Philosophiegeschichte. Einzeluntersuchungen und Gesamtdarstellungen von verschiedenartigstem Gepräge liegen in erfreulicher Anzahl vor. Aber seltsamerweise hat es bisher an monographischer Behandlung bedeutender Philosophen gefehlt: Gesichtspunkte, die in der Litteraturgeschichte (oft bedenklich) vorwiegen, sind in der Philosophiegeschichte vernachlässigt worden. Daher begrüßen wir es mit Freuden, daß die vorliegende Sammlung die hervorragendsten Denker — und zwar zunächst der Neuzeit — in ihren Lebens- und Weltanschauungen in gründlichen und lesbaren Einzeldarstellungen vorzuführen unternimmt. Über den Titel der Sammlung wollen wir mit dem Herausgeber nicht rechten: versteht man unter Klassikern der Philosophie diejenigen, die eine wesentliche Richtung des Denkens „klassisch" vertreten haben, so mag man auch Rousseau, Kierkegaard und Nietzsche dazu rechnen. Vielleicht ist es auch mehr als ein Zufall, daß unter den sechs bisher behandelten Philosophen nur zwei sind, die als solche von der Zunft anerkannt werden, und daß diese beiden — Engländer sind. — Die Reihe wird mit einer Darstellung Gustav Theodor Fechners eröffnet, die Kurd Laßwitz gegeben hat. Sie enthält in ihrem ersten Teil eine Übersicht über Leben und Wirken Fechners, im zweiten Teil eine systematische Darstellung und Kritik seines Weltbildes. Mit diesem Teil wird nicht jedermann einverstanden sein, denn die Natur Fechners und seiner Lehren ist einer systematischen Zusammenfassung nicht günstig, und die Beurteilung einer uns zeitlich so nahestehenden Philosophie muß die Züge des kritisierenden Einzelnen tragen, worauf es dem Leser vielleicht nicht sonderlich ankommt. Dem Fachmann freilich gewährt es Belehrung und Vergnügen, zu beobachten, wie Laßwitz — mathematisch geschult und doch in den Gegenden der Phantasie heimisch — sich mit einer ihm verwandten Persönlichkeit auseinandersetzt. Allgemein dagegen wird die Befriedigung sein über die Art, wie Laßwitz von Leben und Schriften Fechners spricht: ohne großes Rühmen und doch mit innerster Anteilnahme. Dieser Lebenslauf enthält viel des Rätselhaften: außer der geheimnisvollen Krankheit und der noch wundersameren Genesung die außerordentliche Vielfältigkeit der wissenschaftlichen Neigungen und die merkwürdige Verbindung des Exakten mit dem Mystischen. — Ganz auf die Seite des Exakten führt Hobbes, dessen Leben und Lehren im zweiten Bande von Ferdinand Tönnies geschildert werden. Er zeigt uns, wie auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte geforscht werden soll. Die noch jetzt üblichen Darstellungen reißen erstens den einzelnen Philosophen aus seiner Zeit und zweitens einzelne Kapitel aus seiner Lehre heraus; sie zergliedern einerseits nicht den Einfluß der Vergangenheit und der Umgebung (oder wo sie es zu thun vorgeben, folgen sie irgendwelchen Überlieferungen) und sie behandeln andererseits mit Vorliebe die erkenntnis-theoretischen und metaphysischen Abschnitte, obwohl z. B. die Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts sich durchaus als Naturphilosophen gefühlt haben. Tönnies gehört zu den wenigen, die mit den Augen des Zeitgenossen zu sehen wissen: er versteht den Hobbes ganz und gar aus seiner Zeit heraus. — England hat drei große Philosophen hervorgebracht: Johannes von Salisbury, Thomas Hobbes und Herbert Spencer. Alle drei vertreten in gewissen Abstufungen den englischen Geist, der unserem Nationalgeist durchaus fremd ist. Auch Spencer spricht zu dem Deutschen der Gegenwart gleichsam aus einer anderen Welt her. Die Art, wie unsere vornehmsten Denker das Leben auffassen und wie sie das Wesentliche von dem Unwesentlichen trennen, ist grundverschieden von der Weltanschauung Spencers. Das, glaube ich, muß dem nachdenklichen Leser klar werden, wenn er die umfassende und saubere Darstellung Spencers liest, die von Otto Gaupp verfaßt ist und das fünfte Heft der Sammlung bildet. Auf Einzelheiten wollen wir daher nicht eingehen, sondern uns mit diesem Hinweis begnügen. — Es bleiben drei Hefte übrig. Zwei sind von dem dänischen Professor Harald Höffding verfaßt, der durchaus zu den deutschen Philosophen unserer

Zeit gerechnet werden kann; sie behandeln Rousseau und Kierkegaard. Das letzte Heft enthält eine Darstellung Nietzsches und stammt aus der Feder des Professors Alois Riehl. — Rousseau, Kierkegaard und Nietzsche gehören dem gleichen Grundtypus des Denkens an. Es sind subjektive Menschen, Romantiker, nicht Klassiker der Philosophie. Ihnen fehlt der Sinn für Systematik, sie sehen nicht die objektiven Probleme und namentlich nicht die vielen Seiten, die jedes Problem hat. Philosopheme sind ihnen Lebensfragen, mit denen ihre ganze Individualität kämpft. Und solange Menschen mit den Mächten des Schicksals und den unterirdischen Gewalten ihres eigenen Ich ringen werden, müssen sie sich von solchen unausgeglichenen Naturen, die dem antiken Ideal entgegengesetzt sind, unwiderstehlich angezogen fühlen. Dieser Rousseau, über den Höffding in seiner liebenswürdigen, aber stark vereinfachenden Weise berichtet, hat in oft unzulänglicher und widerspruchsreicher Form die innersten Antriebe seiner Persönlichkeit zu bedeutsamen Lehren ausgestaltet, und sein Mut der Aufrichtigkeit sollte nicht nur menschlich, sondern auch philosophisch vorbildlich bleiben. Wie er den amour de soi, die Selbstbehauptung und das Streben nach dem Sichausleben, als Grundtendenz des Menschen nachweist, das deutet auf Nietzsche vor; seine Stellung zur Naturwissenschaft erinnert an die Kierkegaards. Aber allerdings giebt es unter seinen Ansichten viele, die ihm ganz eigentümlich sind, so namentlich in der von Höffding allzu kurz abgethanen Staatsphilosophie. Rousseaus Lehre ist überhaupt tiefer, verwickelter und ergiebiger, als man gewöhnlich in unvollständiger Kenntnis von ihr annimmt. — Immerhin: Rousseau glauben wir wenigstens zu kennen; wer aber hat jemals etwas von Soeren Kierkegaard gehört? Erst in letzter Zeit und zunächst nur noch wenigen ist er durch die dankenswerten Bemühungen von Schrempf, Dorner* und Höffding bekannt geworden. Und doch ist Kierkegaard einer der aufrüttelndsten Philosophen, die jemals gelebt haben. Er ist nicht leicht zu lesen, aber seine Sprache hat die Kraft und die Ergriffenheit, die sein Denken hatte. Höffding giebt Proben, denen wir hier eine weitere beifügen wollen. An einer sehr bemerkenswerten Stelle setzt Kierkegaard auseinander, daß der wahre Christ sich Gott unbedingt verpflichtet fühlt. Dies wird nun durch eine Vergleichung erläutert. Des Königs Kutscher giebt dem Pferd einen Schlag, es bebt, und dann steht es still, unbedingt still. „Was war dies? Es bekam den Eindruck des Unbedingten; darum steht es unbedingt still. Wenn ein Pferd, das der königliche Kutscher fährt, stille steht, so ist das etwas ganz anderes, als wenn ein Droschkengaul stille steht; denn bei diesem heißt das eigentlich bloß, daß er nicht geht, was keine Kunst ist; beim ersteren aber ist das Stillstehen eine Handlung, eine Anstrengung, die größte, und auch des Pferdes höchste Kunst; und es steht unbedingt still." Das Unbedingte im Verhältnis des einzelnen zu Gott ist ein Hauptpunkt in Kierkegaards Lehren. Nur dies Verhältnis erkennt er an, im schroffsten Widerspruch zum Staatschristentum und zum Leben in der Gemeinde; der akute und individuelle Charakter des Christentums sei von der Kirche ertötet worden. Das wahrhafte Leben im Glauben sei etwas Paradoxes und Absurdes und trete erst ein, nachdem der Mensch ein ästhetisches Stadium durchlaufen hat (worin das Leben mit Willkür aufgefaßt und in bloße Möglichkeiten verwandelt wird) und auch das ethische Stadium zurückgelegt hat (mit den Hauptbestimmungen: Wirklichkeit, Ernst, Verantwortlichkeit). Das ursprüngliche Christentum ist aber nach Kierkegaard durch den Einfluß des Weibes verweichlicht worden, und namentlich der Protestantismus hat durch seine Verherrlichung des Familienlebens das Christentum verderbt und den ihm notwendigen Gegensatz zu den Gütern und Aufgaben der Welt abgeschafft. Diesem sogenannten Christentum, dieser Gemütlichkeit will Kierkegaard ein Ende machen. Er wendet sich an den einzelnen Leser, wie er auch ganz aus der eigenen Einzelheit heraus spricht; er deckt ihm das Scheinwesen seiner Frömmigkeit auf und enthüllt ihm die verborgensten Schwierigkeiten des Lebens. Hierin wurzelt die ungeheure Wirkung Kierkegaards, für die Höffdings und Schrempfs Bekenntnisse in unserem Buche vorliegen. „Ich bin nur ein Dichter ohne Autorität," so hat er von sich selber gesprochen. Allein der Dichter, dem Subjektivität die Wahrheit ist, der aus Schwermut und Geisteskraft eine die alte Metaphysik und die neue Naturwissenschaft überwindende Lebensauffassung erzeugt hat — ein solcher Dichter ist uns mehr wert als tausend Autoritäten. — Über Riehls Darstellung der Philosophie Nietzsches können wir uns kurz fassen, da sie sich auf das Verstehen und Verständlichmachen beschränkt. Auch Riehl findet, daß es neben dem Denker einen Künstler Nietzsche giebt, aber er widmet jenem den Hauptteil seiner Ausführungen. Alles, was er hierbei sagt, fließt aus seiner Nachempfindung und ruhiger Würdigung, fast alles kann auch von uns unterschrieben werden. Immerhin ist dies Buch nicht das letzte Wort über Nietzsche, selbst nicht das letzte Wort, das Riehl sprechen könnte. Zwei Fragen harren noch der Antwort: erstens, worauf beruht der ungeheure und wirklich tief dringende Erfolg Nietzsches, und zweitens, was ist das Neue und Bleibende, das wir ihm verdanken? Die sicherste Antwort wird allerdings erst von der Zukunft gegeben werden — und auf jeden Fall bleiben wir dem Verfasser und dem Ver-

* Schrempf und Dorner sind Übersetzer und Herausgeber einiger Schriften Kierkegaards, die während der letzten Jahre teils bei Fr. Richter in Leipzig, teils in Friedrich Frommanns Verlag (E. Hauff) erschienen sind. Auch eine Abhandlung von Georg Brandes über Kierkegaards litterarische Persönlichkeit ist zu nennen.

leger dafür dankbar, daß sie dem Publikum eine sachlich gehaltene Darstellung des arg verleumdeten und arg gefeierten Denkers bieten. D.

* * *

Grundlegung der neusokratischen Philosophie. Von Heinrich Gomperz. (Wien, Franz Deuticke.) — Aus diesem Buch erfährt der Leser zu seiner Verwunderung, daß es gegenwärtig eine neusokratische Schule mit dem Mittelpunkt in Wien giebt; in einem Nachwort erklärt das Oberhaupt der Schule, er habe „kein Bedenken getragen, der Veröffentlichung dieses Buches zuzustimmen." Welchen Standpunkt die Neusokratiker vertreten, zeigt Gomperz durch einen kurzen Rückblick auf Persönlichkeit und Lehre des Sokrates, besonders aber durch eine Reihe psychologischer und ethischer Betrachtungen. Ein Mensch, dessen Grundstimmung freie Thätigkeit und Heiterkeit ist, der sich Unabhängigkeitsgefühl und Gleichgewicht errungen hat, ein solcher Mensch kennt keine Übel, weder im Leben noch im Tode. Er ist ein guter Mensch. Was an ihm Wert hat, ist ganz unabhängig von allen äußeren Dingen: nämlich der Zusammenhang von Gemüt, Verstand und Charakter. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, diesem Ideal nahe zu kommen; Gomperz schildert mehrere Wege, die hinführen. — Da hier nicht der Ort zu einer eingehenden Kritik ist, so wollen wir bloß die Vorzüge und nicht die Mängel der Schrift erwähnen. Der größte Vorzug liegt in der jugendlichen Frische der Auffassung, die noch nicht durch Jahre seelischer Leiden hindurch gegangen ist, sondern mit einer gewissen Unbekümmertheit sich des Lebensproblemes bemächtigt hat; lautes Lob gebührt ferner der klaren, manchmal sogar eigenwüchsigen und schwungvollen Darstellung. Endlich sind Einzelheiten, z. B. die Bemerkungen über das Gefühl von Wert. D.

* * *

Tagesfragen. Von Eduard von Hartmann. — **Ethische Studien.** Von Eduard von Hartmann. (Leipzig, Hermann Haacke.) — Eduard von Hartmann ist ohne Frage das größte philosophische Talent der Gegenwart. Seine Geistesart ist die echt philosophische, von naturwissenschaftlicher wie von geschichtlich-philologischer Veranlagung deutlich unterschieden: sie drängt auf das grundsätzlich Wesentliche, im Gegensatz zu dem Gesetzmäßigen und dem Faktischen. Und Hartmann gehört zu den großen Talenten, die mit dem Fleiß eine erstaunliche Ausdehnungsfähigkeit über die Fläche vereinigen. Nichts bleibt seinem Verstand unzugänglich. Er interessiert sich für alles und weiß über alles ein kluges Wort zu sagen. Dazu kommt schließlich eine Fähigkeit, die in den vorliegenden Schriften naturgemäß zurücktreten muß, die Fähigkeit nämlich, größere Stoffmassen so einzuteilen, daß eine klare Gliederung mit stetigem Übergang der Gruppen zu einander sich ergiebt. — Das erste der beiden Bücher enthält volkswirtschaftliche und einige andere Studien. Unter jenen scheinen die Aufsätze über Niedergang und Reform der Volksvertretung die bedeutendsten zu sein, obwohl oder weil sie den Instinkten unserer Zeitgenossen widersprechen, unter diesen sticht der Aufsatz über Schriftstellerei, Erfolg und Kritik hervor. Die andere Sammlung von Abhandlungen schließt sich enger an die Hauptarbeit Hartmanns an und trägt stellenweise den Charakter einer Verteidigungsschrift. Wenn es erlaubt ist, auch hier einen einzelnen Essay herauszuheben, so möchten wir die Untersuchung über Wertbegriff und Lustwert nennen. D.

* * *

Kultur und Humanität. Von Mehemed Emin Efendi. (Würzburg, Stahelsche Buchhandlung.) — Der gebildete Europäer der Gegenwart hat unbewußt Anschauungen in sich ausgebildet, die voll von Widersprüchen sind. Er glaubt Wahrheit und Recht als absolute Güter schätzen und verteidigen zu müssen und handelt instinktiv gegen Wahrheit und Recht, sobald Lebensinteressen auf dem Spiel stehen und gegen andere Rassen durchgesetzt werden sollen. Unsere Kolonialpolitik, das Verhalten gegen die Türkei und gegen China, zum Teil auch unsere Haltung gegenüber Polen, Juden und Arbeitern — dies alles ist nicht zu vereinigen mit den schönen Reden über christliche Kultur und Humanität. Es herrschen auch in den europäischen Völkern Rasseninstinkte von solcher Gewalt, daß sie selbst durch die Macht der Phrase nicht überwunden werden können. Etwa dies sind die Voraussetzungen, von denen der Verfasser ausgeht und die er benutzt, um wichtige Sätze über Völkerpsychologie und Völkermoral aufzustellen. Wer sich aus den Fangarmen einer einseitigen Überlieferung befreien will, wird in dem inhaltreichen Büchlein Hilfe finden; zugleich wird er lernen, die in Deutschland jetzt wieder lebhaft verhandelten socialen Fragen (wie die Arbeiter- und die Judenfrage) von einem höheren Gesichtspunkt aus zu betrachten. D.

* * *

Hellas. Geographie, Geschichte und Litteratur Griechenlands. Von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Carl Curtius. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Im Anfang dieses Jahrhunderts hatte Jacobs in München Vorträge über Heimat, Geschichte, Litteratur und Kunst der Hellenen gehalten. Sechs Jahre nach seinem Tode (1853) wurden sie veröffentlicht und wegen ihrer echt volkstümlichen Fassung mit Beifall aufgenommen. Inzwischen aber hat die Altertumswissenschaft solche Fortschritte gemacht, daß das Buch gründlich umgearbeitet werden mußte. Carl Curtius hat sich dieser Aufgabe mit Geschick unterzogen, manches Veraltete gestrichen und einiges Neue aufgenommen. In der Hauptsache natürlich hat er die Haltung des Werkes unverändert gelassen, und das bedeutet: daß eine

im achtzehnten Jahrhundert ausgebildete Auffassung griechischer Geschichte und Litteratur die gleichsam selbstverständliche Unterlage der Darstellung bildet. Es ist das Griechenland des Gymnasiasten, das uns geschildert wird, nicht das Griechenland des Kenners. D.

* * *

Psychologie. Von Friedrich Harms. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — **Glauben und Wissen.** Von Richard Adelbert Lipsius. (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.) — Diese beiden Bücher dienen der Erinnerung an heimgegangene Gelehrte. Harms war Professor der Philosophie in Berlin und unzweifelhaft ein feiner Kopf. Aber er war keine so starke Persönlichkeit, daß alles, was er lehrte und schrieb, deshalb Wert besäße; andererseits fehlt seiner „Psychologie" auch die sachliche Bedeutung, denn diese Wissenschaft ist inzwischen so weit fortgeschritten, daß die Harmsschen Betrachtungen im großen und ganzen als überwunden gelten müssen. — Auch die Herausgabe von Vorträgen und Aufsätzen des Theologen Lipsius ist ein Akt der Pietät. Aber die Fragen, die behandelt werden, und die Art, wie es geschieht, stehen uns Lebenden näher. Das Buch ist — um mit dem Herausgeber zu sprechen — wohl geeignet „zweifelnden und suchenden Laien das Bewußtsein zurückzugeben, daß Glauben und Wissen sich auch heute noch miteinander vertragen, daß die kritische Theologie nicht bei lauter Verneinungen endet, sondern Raum hat für das Bekenntnis zum gekreuzigten und auferstandenen Heiland, daß Freiheit und Frömmigkeit nicht Gegner sind, sondern erst in ihrer Verbindung die rechte christliche Persönlichkeit zu schaffen vermögen." D.

* * *

Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Von Ludwig Stein. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Das aus Universitätsvorlesungen hervorgegangene sehr umfangreiche Werk (es umfaßt beinahe achthundert Seiten) behandelt alle die Probleme, die sich hinter dem „irreführenden Stichwort" sociale Frage verbergen, also alle Bedingungen und Formen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens. Der erste Abschnitt erörtert die Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens mit besonderer Rücksicht auf den Übergang von präsocialen zu socialen Zuständen. Hierbei unterscheidet Stein vergleichsweise feste Formen wie Familie, Grundeigentum, Gesellschaft, Staat und veränderliche Formen, die leicht ineinander übergehen, als da sind: Sprache, Recht, Religion, Philosophie, Kunst. Der zweite Abschnitt giebt eine kritische Geschichte, der vierte ein System der Socialphilosophie, wobei auch Reformvorschläge unterlaufen. — Eigenart und Tiefe, auch die „naive Freude am Gestalten", von der der Verfasser einmal spricht, sind uns in dem Werk nicht überall entgegengetreten; aber als eine Übersicht über ein sehr weites und wichtiges Gebiet verdient das Buch alle Anerkennung. So wie Stein selber offenbar sich schnell überall hineinfindet, weiß er auch den Leser leicht und sicher an die Gegenstände heranzubringen, und dies Verdienst ist kein geringes. D.

* * *

Grundriß einer Seinswissenschaft. Von H. G. Opitz. I. Erscheinungslehre. 1. Erkenntnislehre. (Leipzig, Herm. Haacke.) — Das vorliegende Buch ist aus selbständiger Gedankenarbeit entstanden und gut geschrieben. Doch scheint es uns keinen wesentlichen Fortschritt in der gegenwärtigen Philosophie zu bedeuten. Denn der aufs Weite gerichtete Blick des Verfassers dringt nicht genug in die Tiefe — wenigstens nicht in dem bisher veröffentlichten Teil des ganzen Systems. Nach Opitz kann die Philosophie ihren Anspruch auf den Charakter einer Grundwissenschaft nicht anders behaupten, als indem sie sich zur Wissenschaft von der inneren Erscheinung unseres Ich macht. Das Ich wird zunächst seiner Erscheinung nach dargestellt in den beiden Sphären seiner aufnehmenden und seiner wirkenden Thätigkeit; die Wesenslehre soll dann das Verhältnis des Ich zur Außenwelt behandeln. Die Erkenntnislehre des Verfassers enthält wichtige Probleme der Logik und Erkenntnistheorie, die in neuer Bezeichnung und teilweise auch in neuer Auffassung auftreten. Da die Darstellung sehr faßlich ist, so dürfte namentlich der Anfänger auf philosophischem Gebiet Nutzen aus der Lektüre ziehen. Ein endgültiges und ausführliches Gutachten wird sich erst abgeben lassen, wenn das Werk im ganzen vorliegt. D.

* * *

Grundriß der Entwickelungsmechanik. Von Wilhelm Haacke. (Leipzig, Arthur Georgi.) — Unter Entwickelungsmechanik versteht der Verfasser die Wissenschaft von der physikalischen und chemischen Statik und Dynamik der Organismenformen, soweit es sich um fortschreitende und nicht um periodische Umbildungen der Individuen und Stämme handelt. Auf Grundlage allgemeiner und oft philosophischer Betrachtungen, sowie unter vollster Unabhängigkeit vom Darwinismus untersucht Haacke zunächst das System der Organismen. Alsdann bespricht er die Keimesgeschichte und die Rolle der Reize bei der Formenbildung. Schließlich werden Formenwandlung und Stammesgeschichte untersucht. Beigegeben sind Litteraturübersichten, die eben deswegen besonderen Wert besitzen, weil sie auf die nutzlose und ermüdende Vollständigkeit verzichten. D.

* * *

Sant' Ilario. Von Paul Mongré. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. (Leipzig, C. G. Naumann.) — Ich denke, dies ist

ein Buch, über das sich lange reden ließe. Aber ich meine auch, es führt zu nichts, wenn der Berichterstatter einige Bogen über das Buch schriebe oder aus ihm abschriebe. Des Verfassers Aphorismen beschäftigen sich mit unzähligen Problemen. Sie sind ohne Nietzsches Einfluß nicht denkbar, entspringen aber einer selbständigen und heiteren Seele. Die Gewohnheit der Selbstbeobachtung hat dieser Seele noch nicht jede Kraft und Freude geraubt, doch hat sie ihr — was kaum anders möglich ist — den letzten Rest von Naivetät ausgetrieben. Daher werden nur stark differenzierte, innerlich zerlegte Menschen Genuß von der Lektüre haben. Sie aber seien mit Nachdruck auf das Buch hingewiesen. Wer sich Zeit nimmt und einige Wochen hindurch täglich ein Stündchen in diesen Blättern liest, wird auf vieles stoßen, was ihm Genuß bereitet; anderes, was ihm verwunderlich erscheint, wird er von selbst beiseite lassen. D.

* * *

Buddha — Mohamet — Christus. Von Robert Falke. I. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) — Eine Vergleichung der drei Religionsstifter und ein Überblick über die Geschichte der drei Kirchen. Der Verfasser hat es verstanden, die Ergebnisse neuerer Forschungen zusammenzufassen und in volkstümlicher Darstellung wiederzugeben. Außerdem hat er Wertabmessungen beigefügt, die zu Gunsten des Christentums ausgefallen sind. D.

* * *

Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwickelung und praktischen Bedeutung. Von Josef Müller. (Mainz, Franz Kirchheimer.) — Ein vom katholischen Standpunkt aus und für Katholiken geschriebenes Buch, das auf wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch macht. Daher auch das allzu schroffe Urteil über moderne Schriftsteller, von Victor Hugo bis Ibsen, von Heyse bis Zola; selbst Chateaubriand wird zu den „Lüsternen" gerechnet. Daher die leidenschaftliche Verteidigung des Cölibats, die in Form eines Dialogs mit einem protestantischen Pfarrer gegeben wird. Nicht zum Thema gehören die seitenlangen Ausfälle gegen die Socialdemokratie und ihre vermeintlichen Ursachen. D.

* * *

Tier- und Menschen-Seele. Von W. Wurm. (Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt.) — Das Ergebnis der Untersuchung lautet dahin, daß die Seele — bei Mensch und Tier nur dem Grade nach verschieden — ein veränderlicher und endlicher Bewegungszustand des Centralnervensystems ist. Dies Ergebnis erscheint uns nicht so schwerwiegend wie die Summe der zuvor mitgeteilten eigenen Beobachtungen über das Seelenleben von Tieren, insbesondere über die Leistungen der einzelnen Sinnesorgane und die Lernfähigkeit der Tiere. Das Nacherzählen alter Anekdoten und das Aufputzen eigener Erlebnisse fehlen glücklicherweise in diesen kurzen und sachlichen Mitteilungen. D.

* * *

Im Wechsel der Tage. Monatliche Tierbelustigungen von W. Marshall. Erstes Vierteljahr. (Leipzig, A. Twietmeyer.) — Der Verfasser, bekannt durch eine ganze Anzahl vorausgegangener gemeinverständlich naturwissenschaftlicher Schriften, bewährt auch in diesem neuen Erzeugnisse seiner Feder seine alten Vorzüge: naturwissenschaftliche Belehrung in frischem, munterem Plaudertone zu geben, so daß sich seine Darstellungen geradezu als leichter Unterhaltungsstoff lesen. Er lehnt sich diesmal, wie er auch selbst im Vorwort betont, an des alten Roesel von Rosenhof „monathlich herausgegebene Insekten-Belustigung" an, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in vier starken Bänden nebst zugehörigen Kupfertafeln erschien und für die damalige Zeit eine hervorragende Bedeutung hatte. Sein Plan ist jedoch insofern ein strengerer, als er sich mit seinen Plaudereien in der That an die Kalendermonate anschließt und uns so durch alle Jahreszeiten des schlummernden, erwachenden, auf der Höhe stehenden und wieder zur Ruhe gehenden heimischen Tierlebens zu führen verspricht und sein Buch demgemäß in Hauptstücke teilt. Für die ersten drei Monate des bürgerlichen Jahres löst das vorliegende Heft die gestellte Aufgabe in vollendeter Weise, und wir dürfen uns auf die Fortsetzung um so mehr freuen, als die „Belustigungen", soviel ich sehe, frei von so mancherlei Sprachschnitzern sind, die in früheren Werken, wie z. B. in den „Spaziergängen eines Naturforschers", manchmal recht störend auftraten. Th. J.

* * *

Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas. Neu bearbeitet von Prof. Dr. R. und W. Blasius zu Braunschweig, Dr. Buri zu Bern, Stefan Chernel von Chernelhaza zu Kőszeg, Dr. Kurt Floericke zu Pest und vielen anderen, herausgegeben von Dr. Karl Hennicke zu Gera. (Gera-Untermhaus, Fr. Eugen Köhler.) — In neuer Gestalt erscheint hier ein altes berühmtes Werk, das Entzücken jedes Vogel- und Naturfreundes, sozusagen in einer Volksausgabe wiederum auf dem Büchermarkte. Das Vogelwerk der beiden Naumanns war ein Schatz des deutschen Schrifttums auf dem Gebiete eingehender und liebevoller Natur-Beobachtung und -Schilderung, wie sie im Herzen Deutschlands, in Thüringen, ihre eigentliche Heimat hat. Aber dieser Schatz mit seinen kostbaren bildlichen Darstellungen war nur wenigen zugänglich, denn die dreizehn Bände Text nebst 396 handgemalten Kupfertafeln kosteten noch in der zweiten Auflage (Oktav-Ausgabe) zusammen 636 Mark und waren selbst alt nie unter 400 Mark zu haben; überdies war das Werk selten

geworden. Herausgeber und Verleger haben nun die Bilder dieser zweiten Auflage von den als Mitarbeiter gewonnenen Künstlern vergrößern und mit landschaftlichem Hintergrunde versehen lassen. Als Text ist ebenfalls der alte Naumannsche zu Grunde gelegt, und die Bearbeitung beschränkt sich darauf, Irrtümer am Fuße zu berichtigen und die Ergebnisse neuerer Forschung unter besonderer, leicht ersichtlicher Bezeichnung an passender Stelle einzuschalten. So ist eine neue Großblatt-Ausgabe entstanden, in der von den alten Vorzügen fast nichts verloren gegangen ist, die aber in wissenschaftlicher wie in künstlerischer und technischer Hinsicht auf der Höhe der Zeit steht und die Annehmlichkeit bietet, für etwa hundert Mark käuflich zu sein, während das Erscheinen in Lieferungen den Bezug erleichtert. Der uns vorliegende zweite Band behandelt die Grasmücken, Schlüpfer (Timalien), Meisen und Baumläufer; er enthält dreißig Tafeln von vollendeter Ausführung mit durchschnittlich je vier Vogelbildnissen. Th. Z.

* *
*

Jahrbuch der Astronomie und Geophysik. Enthaltend die wichtigsten Fortschritte auf den Gebieten der Astrophysik, Meteorologie und physikalischen Erdkunde. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Hermann Klein. 7. Jahrgang. 1896. Mit fünf Lichtdruck- und Farb-Tafeln. (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.) — **Astronomische Abende.** Allgemeinverständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmelserforschung. Von Dr. Hermann Klein. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Mit fünf Tafeln. (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.) — Diese beiden Werke des rühmlichst bekannten Herausgebers und Verfassers bedürfen kaum eines besonderen Geleitwortes. Das „Jahrbuch“ bringt in alter Reichhaltigkeit Berichte über die Fortschritte der Himmels- und Erdforschung im allgemeinen, über Himmelserscheinungen, vulkanische Ereignisse, Erdbeben, Strandverschiebungen, Meerestiefen und Meeresströmungen, Quellen und Höhlen, Gletscherbildungen, Seen, Moore, wetterheitliche Beobachtungen aller Art u. s. w. aus der Feder zuständiger Mitarbeiter. Ein angemessener Raum ist auch zusammenfassenden Berichten über die genauere geographische Durchforschung noch wenig bekannter Erdräume durch neuere Reisende, wie der Insel Celebes durch die Vettern Sarasin, oder des Robinson-Eilandes Juan Fernandez durch Ludwig Plate, gewidmet. Von einzelnen Gegenständen seien auf gut Glück noch hervorgehoben eine Statistik über Sonnenflecken des Jahres 1895, die Abplattung des Mars, die Vulkane Japans, das Laibacher Erdbeben, die Seschellen, Höhlen auf Borneo, die Entstehung des Toten Meeres, die Gletscher Norwegens, die jährliche Periode der Stürme in Europa, Alpenglühen u. dgl. m. Unter den Tafel-Beigaben ist als die wichtigste die Karte von Nansens Nordpolfahrt zu nennen. — Die „Astronomischen Abende“ bewähren auch in ihrer diesmaligen Gestalt die alten Vorzüge von des Verfassers Darstellung, der keine planmäßige Himmelskunde schreiben will, sondern zwanglos mit dem Leser plaudert und ihm in fesselnder Unterhaltung die wichtigsten Errungenschaften der heutigen Gestirnforschung vorführt, indem er an die Lebensgeschichten der hervorragendsten Astronomen anknüpft. Die neue Auflage wird, wie die früheren, ihren Weg finden. Nur der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß ich mich mit den Schlußausführungen des Verfassers über das Erlöschen der Energie im Weltall und den daraus gezogenen Folgerungen, die meiner Meinung nach falsche Vorstellungen wachrufen, nicht einverstanden erklären kann. Th. Z.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Valeska.

Roman
von
Ernst Eckstein.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Valeska von Kronach schritt Arm in Arm mit einer der Ursulinerinnen, die bis heute ihre Erziehung geleitet hatten, durch den schweigsamen Klostergarten. Die übrigen Schülerinnen hatten noch Unterricht; sie selber war im Hinblick auf ihre morgen bevorstehende Abreise beurlaubt worden.

Das achtzehnjährige Mädchen setzte sich mit der lieblichen Schwester Marguerite, die selber noch blühend und jung war, kaum siebenundzwanzig, auf die hölzerne Bank unter dem halb schon vermorschten uralten Lindenbaum und ließ ihre Blicke mit augenscheinlicher Wehmut über die kleine basaltgraue Kapelle schweifen, die da im Glanze der Spätnachmittagssonne, von Fliedersträuchen und knospendem Rotdorn umbuscht, so friedlich und traut vor ihr lag. Wie oft hatte sie von dieser Stelle aus die schlichte harmonische Architektur des edel-zierlichen Bauwerks bewundert, an das sich die liebsten Erinnerungen ihrer jetzt beendigten Schulzeit knüpften! Und heute sah sie nun diese gotischen Fenster, diesen luftig durchbrochenen Turm, diese blumengeschmückten Pfeiler und Wimperge zum letztenmal! Und drüben das stille, ernste und doch so gottgesegnete Haus! Und den prächtigen, unvergleichlichen Garten mit seinen rauschenden Ulmen, Kastanien und Buchen, mit seinen Maiblumen und Lilien! Ja, das war nun die Trennungsstunde! Morgen schon würde Valeska von Kronach die glückselige Einsamkeit des belgischen Klosters Arley mit dem geräuschvollen Treiben der kunstfrohen Großstadt am Rhein vertauschen; ach, und vielleicht auf lange hinaus nicht mehr zurückkehren in diese heiligen Mauern, wo sie drei volle Jahre hindurch so über alle Beschreibung glücklich gewesen war. Gleichsam zur Abschiedsfeier hatte sie heute Vormittag in der Kapelle dort kommuniziert und aus dem Munde des ehrwürdigen Aumoniers Tarnot die Absolution empfangen. Sie fühlte sich jetzt so rein, so makellos und so völlig mit ihrem Gott versöhnt, daß der Gedanke an die sündhafte Welt da draußen ihr unschuldiges Herz mit seltsamer Angst erfüllte. Es bangte ihr vor den Steinen, die der Zufall oder die Tücke der Mit-

menschen den Kindern Gottes so leicht in den Weg schleudert. Dabei empfand sie etwas wie Beschämung über ihr Angstgefühl. Sie kehrte ja doch in ihr unvergeßliches Heim zurück, in die Obhut eines geliebten Vaters, der als ehemaliger preußischer Offizier und als Sprößling eines altwestfälischen Adelsgeschlechtes die geachtetste Stellung einnahm, und vor allem ans Herz einer frommen, strenggläubigen Mutter, die sich inmitten der anspruchsvollsten Geselligkeit ihre heilige Religion unangetastet bewahrt und sich den Übungen der römisch-katholischen Kirche nur in zwingenden Ausnahmefällen entzogen hatte. Wo diese herrliche Mutter so ganz und gar ohne Schädigung ihres Glaubens und ihrer christlichen Tugend gediehen war, zum Teil im Verkehr mit Andersgläubigen, Gleichgültigen, ja selbst mit offenkundigen Gegnern, da würde auch sie wohl unbeschädigt den Weg wandeln können, den sie sich vorgesetzt, dessen getreuliche Innehaltung sie erst heute wieder gelobt hatte, als ihr der Aumonier unter den sanft rauschenden Klängen der Orgel den Leib des Herrn reichte. Und bei all ihrer Schwärmerei für das Kloster und die gütigen Schwestern entsprach die Rückkehr doch auch dem tiefsten Drang ihres Herzens. Wenn sie sich ehrlich prüfte, mußte sie das vor sich selbst zugeben. Ja, sie freute sich unaussprechlich aufs Wiedersehen, auf das Betreten der lieben Räume, die ihr jetzt manchmal nur noch wie in der fahlen Beleuchtung eines unklaren Traumes vorschwebten, auf die Spaziergänge und Ausfahrten, auf die Stunden, da sie dem Vater vorlesen oder der Mutter in ihrem häuslichen Wirkungskreis helfen durfte.

Jetzt, unter dem Wipfel des breitschattenden Lindenbaumes, im Anblick der stillen, friedsam-schönen Kapelle und des schweigsamen Gartens gewann die Wehmut und die Abschiedsbeklommenheit völlig die Oberhand. Nachdem Valeska von Kronach ein paar Minuten lang wortlos die Finger Schwester Marguerites umklammert gehalten hatte, warf sie sich der lieblichen Ursulinerin leidenschaftlich ans Herz, lehnte den Kopf mit den tiefschwarzen Flechten wie hilflos an Schulter und Wange der jungen Nonne und brach stürmisch in Thränen aus.

„Aber ich bitte Sie, liebste Valeska,“ sagte die Ursulinerin, der Weinenden zärtlich das volle Haar streichelnd, „Sie thun ja gerade, als läge dies Kloster Arley am Ende der Welt! Wenn Ihre Sehnsucht einmal gar zu unwiderstehlich wird, dann kostet es ja nur ein paar Stunden Fahrt, und Sie sind wieder da und verleben mit uns ein paar Tage in froher Gemeinschaft.“

„Das klingt wohl tröstlich!“ schluchzte Valeska. „Aber ich weiß nicht recht —“

Und nun sprach sie in kurzen, abgerissenen Worten von dem, was ihr den ganzen Tag über vorgeschwebt und was sie zum Teil sich selber schon widerlegt hatte: von den Gefahren der großen Welt.

„Mein liebes Kind,“ versetzte die Ursulinerin, „Sie quälen sich da wirklich ganz ohne Grund! Sind Sie umsonst enfant de Marie geworden? Wenn Sie die himmlische Gottesmutter recht tief in der Seele tragen, wird selbst die Hölle vergebens auf Sie einstürmen. Ein Schützling der Gnadenreichen wandelt geruhig über den Abgrund wie unser Herr und Heiland auf den Wassern des Sees Genezareth. Wir Frauen können ja doch nicht alle der Welt entsagen, um zeitlebens hinter den Klostermauern Zuflucht und Heimstätte zu finden. Das liegt gar nicht im Willen Gottes, der an die meisten unseres Geschlechtes noch andere Forderungen stellt als die gläubige Hingebung.“

Valeska nickte. „Ich sehe das ein, Schwester Marguerite,“ sagte sie leise. „Und ich weine auch gar nicht deshalb, obschon es ja herrlich sein muß, ein für allemal sich in den Schoß des allgütigen Gottes zu betten wie eine Taube ins Nest. Ich bin auch im Grunde meines Herzens nicht bange, daß mich die Hölle verlocken könnte. Alles das habe ich in meiner Verwirrung so hin geredet. Aber ich fürchte, daß mich der Übergang aus dieser heiligen Stille und Friedsamkeit in das Leben da draußen, das ich so wenig kenne, manchmal erschrecken wird. Und ich muß ja doch nun allmählich Gesellschaften und Bälle besuchen und auch sonst wohl mit Herren verkehren, für die ich so gar kein Interesse empfinde —“

Schwester Marguerite lächelte. „Alles das fügt sich leichter als Sie vermuten. Die Tochter eines der reichsten, vornehmsten Häu-

ser hat doch gewisse Verpflichtungen. Was sag ich: Verpflichtungen? Maßvoll und reinen Herzens betrieben hat die Sache für ein achtzehnjähriges Mädchen sogar einen großen Reiz. Sie werden das kennen lernen."

Valeska blickte erstaunt zu ihr auf. „Ich wundere mich, Schwester Marguerite," sagte sie zögernd, „daß gerade Sie mir eine so weltfreundliche Predigt halten. Sie selbst haben ja doch von dem, was Sie da preisen und rühmen, nichts wissen wollen. Sie haben den Schleier genommen, trotz Ihrer großen Jugend und Schönheit. Ja, Sie brauchen nicht mit dem Kopf zu schütteln. Es ist keine Sünde, wenn ich das sage. Sie sind schön wie ein Engel."

Die Stirn der jungen Nonne umwölkte sich. „Ich höre das ungern," sagte sie mild, beinahe schmerzlich. „Was Sie da meine Schönheit nennen, hätte mich beinahe vom Pfade des Glaubens hinweggeführt. Aber das liegt ja nun, Gott sei Dank, weit hinter mir. Ich habe den Schleier genommen, weil ich im irdischen Leben nichts mehr zu suchen hatte. Ehe ich hier eintrat, war ich starr und verzweifelt: jetzt bin ich heiter und ruhig und voll göttlicher Zuversicht. Ich stand allein auf der Welt: jetzt habe ich hier eine große, liebe Familie, die meiner in Treue sich annimmt und mir lebendige zweckvolle Aufgaben stellt. Bei Ihnen, liebe Valeska, trifft das alles nicht zu. Die Charaktere und Schicksale der Menschen sind eben gar verschieden. Wenn Sie jetzt dauernd hierblieben, wer weiß, ob Sie dann nicht doch mit der Zeit eine Sehnsucht empfinden würden, die Ihren Frieden zerstören müßte. Jedenfalls ist es jetzt Ihre Pflicht, Ihren herzlieben Eltern ein recht frisches, frohes, zufriedenes Antlitz zu zeigen und Ihr Heimweh nach unserem Kloster mutig zu unterdrücken."

Valeska war nachdenklich geworden. In diesem Ton hatte die junge Schwester noch niemals zu ihr gesprochen. Was mochte das für ein Schicksal sein, auf das sie jetzt in der Scheidestunde so wehmütig anspielte?

„Sie haben recht, Schwester Marguerite," sagte sie leise. „Recht, wie immer. Ihren Ratschlägen möchte ich folgen, solange ich lebe! Ach, und morgen schon —!"

Die beiden umarmten und küßten sich voll zärtlicher Inbrunst. Dann erhoben sie sich. Wie in stillschweigender Übereinkunft schritten sie nach der Kapelle. Die schwere geschnitzte Holzthür drehte sich ohne Geräusch. Durch die Glasmalereien der Westfenster fiel rotes und blaues und goldgelbes Sonnenlicht. Rechts über dem festlich geschmückten Altar — man war im Mai, im Marienmonat — grüßte das Bildnis der ewigen Gottesmutter in sanfter Holdseligkeit aus der Umrahmung. Valeska und Schwester Marguerite knieten vor dem Altar nieder und falteten andächtig die Hände. Durch die Wölbungen des kleinen Gotteshauses schien ein heiliges Brausen und Rauschen zu gehen, wie von unsichtbar dahinschwebenden Engelsschwingen. Die Seelen der beiden Mädchen verschwisterten sich in heißem, lautlosem Gebet. Marguerite flehte für Fräulein von Kronach und Fräulein von Kronach für Marguerite allen Segen des Himmels und alle Gnade der Schmerzensreichen herab. Und Valeska gelobte sich, wenn ihr jemals im Leben etwas begegnen sollte, was ihr den Rat und die Hilfe einer wirklichen Freundin wünschenswert mache, sich an diese starkherzige, liebliche, gottselige Ursulinerin zu wenden, die trotz aller Schicksalsschläge so klar und gefestet war im sonnigen Glauben an ihren Herrn und Erlöser.

* *
*

Nach Verlauf einer Stunde fanden sich sämtliche Insassen des Klosters im Refektorium zusammen, wo fünf längliche Tische in Hufeisenform einfach, aber zierlich und sauber gedeckt waren. Die Frau Äbtissin, eine wohlwollend dreinschauende, würdige Dame von einigen Fünfzigen, hatte den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel. Dann kamen zu beiden Seiten die ältesten Schwestern, von der reizlosen Handarbeitslehrerin Schwester Agathe bis zu der wohlgenährten Geographielehrerin Schwester Susanne, deren Doppelkinn etwas unendlich Gutmütiges, aber auch etwas Derbkomisches hatte. Die jüngeren Nonnen saßen mehr nach dem Ende der Tafel zu, bei den Zöglingen, etwa dreißig schwarz und hellblau gekleideten Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren, meist

deutscher, zum Teil auch holländischer Nationalität, die hier im Kloster Arley Gottesfurcht und weltliche Wissenschaft, besonders französische Konversation lernen sollten, denn das Französische war nicht nur während der Unterrichtsstunden, sondern auch bei den Mahlzeiten, Spaziergängen und Spielen die einzig erlaubte Verkehrssprache.

Das Abendessen verlief in der gewöhnlichen Weise. Zum Beginn sprach eine der Pensionärinnen ein kurzes Gebet. Dann genoß man unter zwanglosem Plaudern die leichten, schmackhaften Speisen der vorzüglich geleiteten Klosterküche, erzählte sich die kleinen Erlebnisse des Tages, ließ auch wohl dann und wann einmal ein Wort über gewisse Ereignisse der Außenwelt fallen und war fröhlich und guter Dinge. Den Klosterschwestern setzte die Schaffnerin leichten Bordeaux in kleinen Krystallfläschchen vor; die Zöglinge bekamen vorschriftsgemäß nur Quellwasser, da die Äbtissin die sehr vernünftige Ansicht hegte, für jugendliche Personen sei dies der einzige wirklich bekömmliche Trank.

In der Nähe der liebreizenden Schwester Marguerite verfiel das Gespräch auf Nansen und seine damals noch nicht beendete Nordpol-Expedition. Unter dem Beifall sämtlicher Umsitzenden lieh Marguerite ihrer Bewunderung Ausdruck für die alles überwindende Tapferkeit dieser Männer, die, um der Menschheit zu dienen, dem Tod in hunderterlei Gestalten trotzten.

„Mais non!“ rief da mit klangloser Stimme die ältliche Handarbeitslehrerin Schwester Agathe von ihrem Ehrensitz neben der Frau Äbtissin herunter. „Ich bitte Sie, Schwester Marguerite, wie mögen Sie nur den Kindern eine so grundverkehrte Anschauung einimpfen? Was dieser Mensch da wagt in seiner verwerflichen Ruhmbegier, das heißt Gott versuchen. Es stehet geschrieben: Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um. Und Gott läßt sich nicht spotten. Nicht umsonst hat er die dunklen Regionen des Nordlandes mit Schrecknissen umtürmt und ewige Finsternis über den Pol gelagert ...“

„Nur halbjährige,“ fiel ihr Schwester Susanne, die wohlgenährte Geographielehrerin, freundlich ins Wort.

„Gleichviel! Gott will nicht, daß wir die Schranken, die er in seiner unendlichen Weisheit dem menschlichen Fürwitz gezogen hat, aus Überhebung und Eitelkeit antasten. Und glaubt mir: dieser tollkühne Norweger wird von seiner gottlosen Fahrt nie wieder zurückkehren! Ich fühle das mit so unmittelbarer Gewißheit, als ob mir's die Heiligen selbst offenbart hätten.“

Marguerite war heftig errötet. Sie wollte der strengen Handarbeitslehrerin etwas erwidern. Aber da klang schon die mild-versöhnende Stimme der Frau Äbtissin, die ihre schneeweiße Hand auf Schwester Agathens knochigen Arm gelegt und ihr begütigend zugenickt hatte.

„Streiten wir nicht, meine Kinder!“ sagte sie ernsthaft. „Gott allein, der das Herz sieht, weiß, ob jener Mann aus kleinlichen oder aus edlen Beweggründen handelt. Er wird ihn dereinst richten nach seinem Verdienst. Jetzt aber möchte ich eure Aufmerksamkeit von diesen äußeren Geschehnissen auf eine Angelegenheit lenken, die uns unmittelbarer und tiefer berührt ...“

Aller Blicke wandten sich unwillkürlich zu Fräulein von Kronach.

„Liebe Schwestern und teure Zöglinge!“ fuhr die Äbtissin fort. „Die gemeinsame Abendtafel von heute wird nun die letzte sein, an der sich unsere Valeska von Kronach als Pensionärin beteiligt. Morgen schon mit dem frühesten verläßt sie dies Kloster, um in die Arme der Eltern zurückzukehren. Da fühle ich das Bedürfnis, ihr in Gegenwart aller noch einmal zu sagen, was ich ihr neulich unter vier Augen gesagt habe: daß ich in ihr meine beste und liebenswerteste Schülerin hergebe. Merkt wohl — ich sage nicht: meine liebste Schülerin, denn mein Herz umfaßt euch alle mit gleicher Liebe. Aber ich darf wohl behaupten: Valeska von Kronach hat unter euch allen den ersten Kranz verdient. Seit Jahren besaß unser Kloster keine so fleißige, fromme, anspruchslose Genossin wie dieses teure Mädchen da. Ich kann euch das getrost in ihrer Gegenwart sagen. Sie wird nicht hoffärtig werden, sondern in meinen Lobsprüchen nur einen Sporn erblicken zu weiterem gottwohlgefälligen Lebenswandel.“

Ein beifälliges Murmeln ging durch das Refektorium. Valeska sah verwirrt in den Schoß. Die Äbtissin fuhr fort:

„Jedenfalls darf sich unsere Valeska versichert halten, daß sie hier treue und wahrhafte Freunde zurückläßt, die ihr ein zärtliches Andenken zeitlebens bewahren werden. Unsere glühendsten Segenswünsche begleiten sie.“

„Oh, oui!“ klang es von allen Seiten. „Chère enfant! Elle est si bonne et si douce!“

Fräulein von Kronach errötete und erblaßte. Halb zaghaft erhob sie sich. Schwankenden Schrittes eilte sie auf die Äbtissin zu, kniete vor ihrem Lehnstuhl nieder und küßte ihr leidenschaftlich die Hand.

„Oh, ma mère!“ hauchte sie voll brünstiger Dankbarkeit.

Die Äbtissin war so bewegt, daß ihr die Thränen ins Auge stiegen. Sie hob das zitternde Kind auf und schloß es in ihre Arme wie eine rechte Mutter.

Endlich sprach sie mit fester Stimme: „Ja, meine Tochter, es thut uns bitterlich weh, daß du von hinnen ziehst. Aber — auch das muß ich betonen — in dieses Weh mischt sich ein freudiges Hochgefühl. Für die heilige römisch-katholische Kirche bedeutet es immer ein schätzbares Ereignis, wenn ein so tiefgläubiges, reines Geschöpf wie du, meine süße Valeska, hinaus in die Welt tritt, um durch sein bloßes Dasein für uns zu wirken. Nicht nur der Unglaube und das Laster sind ansteckend, das Gleiche gilt auch von der wahrhaften Frömmigkeit. Und gerade zu dir, meine Tochter, habe ich ein felsenfestes Vertrauen! Du wirst der Kirche und ihren göttlichen Offenbarungen allezeit und in jedem Sturme des Lebens die Treue bewahren. Du wirst so mithelfen an der Förderung ihres gewaltigen Werkes — zu Gottes und deines Erlösers Ehre! Und nun rege dich weiter nicht auf! Wir bleiben vereint — auch in der Trennung!“

Valeska war unfähig, etwas zu antworten. Dem Wink der Äbtissin gehorchend, ging sie auf ihren Platz zurück.

Nach beendigter Mahlzeit strömten die Schwestern und Zöglinge von allen Seiten auf Fräulein von Kronach ein. Jedermann fühlte den Drang, dem lieben Mädchen wie zur Bekräftigung dessen, was die Äbtissin gesagt hatte, die Hand zu drücken oder die sanftglühende Wange zu küssen.

Ganz zuletzt, als sich schon sämtliche Nonnen und Zöglinge entfernt hatten und auch Valeska die breite Granitschwelle nach dem Garten betrat, wurde sie noch einmal zurückgehalten. Es war Schwester Agathe, die Handarbeitslehrerin, die sich mit ihren langen, fleischlosen Fingern an der Schulter Valeskas festhakte und jäh auflodernden Blickes ein Zwiegespräch heischte.

Schwester Agathe stand trotz ihrer untergeordneten Lehrthätigkeit in großem Ansehen. Vor Jahren schon hatte sie allerlei sonderbare Visionen gehabt. Es hieß, der heilige Mamertus sei ihr in Gestalt eines weißen Engels erschienen und habe ihr wertvolle Ratschläge für ihren kranken Bruder erteilt. Später wollte sie auch Dämonen und böse Geister gesehen, aber durch kräftige Anrufung des Mamertus verscheucht haben. Der Wundarzt Labiche, der ihr drei Wochen lang einen Knöchelbruch behandelt hatte, war der Meinung gewesen, das Nervensystem der Patientin sei im höchsten Grade überreizt. Er empfahl ihr nach vollendeter Heilung des Fußes kalte Bäder und viel Bewegung in freier Luft. Schwester Agathe jedoch erklärte ihm kopfschüttelnd, sie fühle sich außerordentlich wohl — und hatte am folgenden Tage wieder eine Erscheinung, die ihr etliche Stunden der größten Aufregung zuzog. Mit jedem beginnenden Morgen ward sie nun herber und hochfahrender; niemand liebte sie recht, aber just ihre Schroffheit flößte namentlich den jüngeren Nonnen und den verängstigten Zöglingen eine Art schauernder Ehrfurcht ein.

Die Handarbeitslehrerin zog Valeska von Kronach gebieterisch nach der vorhangumkleideten Fensternische. Dann drückte sie ihr pathetisch die Rechte.

„Auch ich, meine liebe Valeska, bedaure Ihr Scheiden von ganzer Seele!“ raunte sie weihevoll. „Ehe Sie nun Kloster Arley verlassen, möchte ich Ihnen aus heiligster Überzeugung ein Wort ins Gemüt senken, das Ihnen wohl bis jetzt noch niemals gesagt worden ist. Dies Wort lautet: Fliehe den Verkehr mit den Abtrünnigen! Sie verstehn mich, Valeska! Abtrünnige im Sinne des Herrn sind ja nicht allein diejenigen, die seine Gnade besessen und sie dann schnöde verleugnet haben, sondern auch

jene tausendmal Unglückseligen, die da im Elend der Ketzerei und der geistigen Finsternis aufwachsen. Teure Valeska! Weichen Sie diesen Beklagenswerten aus, wo immer sich die Begegnung vermeiden läßt!"

Fräulein von Kronach wußte nicht, was sie erwidern sollte. Im Haus ihrer Eltern verkehrten wenigstens fünf oder sechs Familien evangelischer Konfession. Wie sollte sie's möglich machen, jeder Berührung mit diesen Leuten enthoben zu werden?

„Ich fühle mich frei von Haß gegen die Andersgläubigen," fuhr Schwester Agathe fort, noch immer die Hand des jungen Mädchens fest in der ihrigen haltend, „aber ich weiß, wie rückhaltslos die ewig Verlorenen Propaganda für ihren Unglauben machen. Hüten Sie sich, Valeska! Wenn Sie im Herzen auch nur ein Jota von dem aufgeben, was Sie als gläubige Katholikin vor dem Altare Gottes bekannt haben, wahrlich, dann wäre es besser für Sie, man würfe Sie in das Meer, wo es am tiefsten ist! Wie in dem Himmelreich mehr Freude ist über den einen Sünder, der sich bekehrt, als über hundert Gerechte, so ist auch mehr Trauer über ein einziges Lämmlein, das sich verliert, als über zehntausend Fremdlinge, die niemals zu der Schar der Erkorenen gehört haben. Denken Sie dieser Warnung zu jeder Tagesstunde! Sie wissen, Valeska, der Satan geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge! Und glauben Sie mir: ich sehe hier schärfer als meine sämtlichen Mitschwestern! Gott der Allmächtige hat mir den Einblick verstattet in Dinge, die noch nicht sind, aber am Horizont emporgrohen wie ein aufsteigendes Unwetter!"

Heftig erschrocken stammelte Fräulein von Kronach ein paar Worte des Dankes. Nun ließ Schwester Agathe sie los und machte wie traumverloren das Zeichen des Kreuzes. Schwer atmend schritt Valeska hinaus in den abenddämmerungumhüllten Klostergarten.

* *
*

Es war acht Monate später — mitten im Winter. Valeska von Kronach hatte sich daheim bei den Eltern wieder vollständig eingelebt. Der Briefwechsel mit der Frau Äbtissin, mit Schwester Marguerite und den zwei oder drei Zöglingen, die sich enger mit Valeska befreundet hatten, nahm schon ganz erheblich ab. Nicht etwa, daß sich in der Gesinnung Valeskas irgend ein Wechsel gezeigt hätte, aber die Gegenwart stellte von Tag zu Tag größere Anforderungen und drängte so die Vergangenheit stark in den Hintergrund.

Das Kloster hatte an Sprachen nur Französisch gelehrt. Das bißchen Englisch, das Valeska früher in ihrer heimatlichen Töchterschule gelernt, drohte sich ganz zu verflüchtigen. Ihr Vater jedoch, selbst ein ausgezeichneter Kenner des Englischen, machte sich darüber Vorwürfe. Er trug Sorge dafür, daß nach beendetem Sommerausflug alles Versäumte von Grund aus nachgeholt wurde. Valeska bekam wöchentlich sechs zweistündige Lektionen bei der alten geistreichen Schottländerin Miß Waird, die ihre Schülerin sehr ausgiebig mit schriftlichen Arbeiten in Anspruch nahm. Ein regelmäßiger Klavier- und Gesangsunterricht, ein Tanzkursus im Damen-Tanzinstitut von Wilbrandt, sowie an drei Vormittagen rastlose Beschäftigung in der Küche thaten das übrige. Außerdem hatte der Oberst von Kronach sich aus der Zeit seiner Aktivität eine leidenschaftliche Vorliebe für den Reitsport bewahrt. Da seine zarte, etwas furchtsame Frau sich niemals hatte entschließen können, ein Pferd zu besteigen, so lockte ihn das Vergnügen, mit seiner blühenden, starknervigen Tochter auszureiten, unwiderstehlich. Valeska erhielt Reitunterricht und war schon Anfang Oktober in ihrer Führung so sicher, daß sie den Vater überallhin begleitete.

Allmählich war so das stille Heimweh des jungen Mädchens nach Kloster Arley vollständig erloschen. Sie betete fleißig, besuchte mit großem Eifer den Gottesdienst und war im Herzen die fromme, treue Valeska von ehedem. Aber sie sah doch jetzt ein, daß nicht nur die friedsame Weltabgeschiedenheit und Beschaulichkeit ihren Reiz hat. Auch die Arbeit hier draußen und der harmlose Genuß der Weltfreuden brachte Befriedigung, zumal wenn man sich innerlich eins fühlte mit dem Allewigen und als Hintergrund dieser Arbeit und dieser Freuden ein trauliches Heim hatte, ein liebe- und schutzgewährendes Elternhaus.

Jetzt, nach dem Christfest, nahm die Lebensführung Valeskas eine etwas veränderte Physiognomie an. Bis dahin hatte Fräulein von Kronach nur an etlichen ganz intimen Diners und an drei oder vier Mädchengesellschaften teilgenommen. Nun kam die Ballsaison. Valeska sollte zum erstenmal der großstädtischen Welt als vollendete Dame vorgestellt werden.

Am sechsten Januar gab der Kommerzienrat Oynberge in seiner prachtvollen Villa am Nordweg den ersten Hausball, zu dem auch die Kronachs geladen waren. Die Hausbälle des Kommerzienrats Oynberge erfreuten sich eines bedeutenden Rufes. Die Villa am Nordweg galt für ein neutrales Gebiet, auf dem sich alles begegnete, was aus irgend einem Gesichtspunkt Anspruch auf Bedeutung erhob — der Adel, das Offiziercorps, das höhere Beamtentum, die Künstler, die Geldaristokratie. Man rühmte das glückliche Einvernehmen, das unter dem Fittich der kommerzienrätlichen Gastfreundschaft zwischen den allerverschiedensten Kreisen und Individualitäten herrschte.

Valeska von Kronach war fast den ganzen Tag über in heimlicher Aufregung. Die unzuverlässige Schneiderin hatte sich ganz erheblich mit dem Ballkleid verspätet; sie brachte die reizende Merveilleuxrobe, die sie auf acht Uhr früh zugesagt hatte, erst in den Nachmittagsstunden, was natürlich die Unrast des jungen Mädchens beinahe zum Fieber steigerte.

Als Valeska nach Absendung dreier Boten zum fünfzigstenmal aus dem Fenster sah, ob die Ersehnte noch immer nicht auftauche, fiel ihr Blick auf eine fromme Schwester, die im dunklen Gewand, am Gürtel den Rosenkranz mit dem blinkenden Kreuz, über die Straße ging und ruhigen Schrittes in ein benachbartes Haus trat, wo sie vermutlich am Siechbett eines Schwerkranken beschäftigt war. Da stieg dem mißvergnügt harrenden Mädchen plötzlich das Kloster Arley und die stille, frommgläubige Schar der Ursulinerinnen so greifbar und deutlich vor dem inneren Auge empor, daß sie beinahe erschrak. Sie kam sich so strafbar-weltlich vor, so über die Maßen kleinlich und gottvergessen. Erst mit Aufbietung all ihrer Logik mußte sie sich beweisen, daß es doch keine Sünde sei, einem erlaubten Vergnügen mit wirklicher Teilnahme des Herzens entgegenzusehen und über die drohende Verzögerung etwas Ungeduld zu empfinden. Eins aber ward sie trotz der unleugbaren Folgerichtigkeit ihrer Betrachtung nicht los: das Bewußtsein des schroffen Gegensatzes zwischen dem sonnigen Gleichmut und der glückseligen Ruhe im Kloster und der peinvollen Mißstimmung dieses Nachmittages, peinvoll und kindisch zugleich, weil ein so unbedeutendes Vorkommnis wie die Unpünktlichkeit ihrer Schneiderin die Veranlassung war. Sie gelobte sich, von jetzt ab den Dingen dieser vergänglichen Welt kaltblütiger gegenüberzustehen.

Die Ballrobe kam. Bei all ihren guten Vorsätzen spürte Valeska ein starkes Herzklopfen, als sie in der Beleuchtung des sinkenden Tages das blütenduftige Meisterwerk über die Drahtpuppe hängte und dann die Rollläden herabließ, um eigenhändig den Kronleuchter anzuzünden. Im Schimmer der Gasflammen sah das liebliche Rosa des Kleides noch zarter und wolkiger aus als bisher bei den Anproben. Die Garnierung war einfach und doch höchst vornehm und eigenartig. Valeska mußte in diesem Lichtgewand ausschauen wie eine Elfe. Sie fühlte das — und obschon sie nicht eitel war, strömte ihr doch das Blut heiß in die Wangen.

* *
*

Punkt acht fuhr der Wagen vor. Valeska sah in der That reizend aus. Selbst Frau von Kronach, die es sonst grundsätzlich vermied, ihrer Tochter zu schmeicheln, strahlte vor Mutterstolz. Der Oberst leistete sich ein halb unterdrücktes militärisches Kraftwort.

In der Villa des Herrn Kommerzienrats war alles bis auf das letzte Fenster erleuchtet. Das Treppenhaus glich einem jungblühenden Garten. Rechts und links von den buntfarbigen Läufern quoll aus riesigen Kübeln die großartigste Fülle exotischer Blumen und Blattpflanzen. Die Ecken des Vestibüls waren mit vier hochragenden Palmen besetzt, die reich vergoldeten Eisengeländer des Aufganges mit Rosen und Veilchen geschmückt. Gleich beim Eintreten hörte man eine sanft-schmelzende, wundersüße Musik,

die mit traumhafter Unwiderstehlichkeit auf die Nerven fiel.

Die Gesellschaft versammelte sich oben rechts in dem altrömisch dekorierten Empfangssaal. Der Wirt, ein vornehmer, höchst sympathischer Fünfziger und seine weltkluge, liebenswürdige Frau, der man die unlängst erreichten Vierzig trotz der blendenden Klarheit des elektrischen Lichtes nicht ansah, machten mit ungekünstelter Herzlichkeit die Honneurs. Man begrüßte sich, ward hier und da vorgestellt, engagierte und plauderte. Dazwischen reichten die scharlachrot gekleideten Diener den Thee.

Valeska, die in dem tiefdunklen Haar keinerlei Schmuck trug und auch sonst bei aller Frühlingsduftigkeit ihres Gewandes den Eindruck vornehmer Schlichtheit machte, gefiel außerordentlich. Ihr frisches, offenes, liebes Gesicht, das gar bald jeden Hauch von Befangenheit abstreifte, und die bezaubernde Anmut ihrer Gebärden wirkte auf alt und jung wie belebender Sonnenschein. Die tanzlustigen Herren drängten sich geradezu stürmisch an sie heran. Im Handumdrehen war ihre Tanzkarte bis auf die letzte Nummer gefüllt. Und sie freute sich dieses Erfolges wie ein glückseliges Kind, das bei der Weihnachtsbescherung den Gabentisch mustert. Auch ihre Mutter, die sehr bald um das Ergebnis wußte, empfand eine tiefe Genugthuung. Aber aus Grundsatz ließ sie von dieser Genugthuung nichts merken.

Mit dem Glockenschlage halb zehn nahm der Ball seinen Anfang.

Ein glänzender Offizier, der Lieutenant von Hombrecht, hatte den Vorzug, mit Valeska die Polonaise zu gehen. Es war ein reizvoller, herzerquickender Anblick, das schlanke, blühende Mädchen so am Arm dieses hochgewachsenen Kavaliers durch den Saal wandeln und in harmloser Fröhlichkeit plaudern zu sehen, während die lockendsten Melodien aus der Goldmuschel des reichbesetzten Orchesters herniederbrausten. Valeska schien völlig im Genuß dieses Geplauders, dieser Musik, dieses flutenden Lichtmeeres aufzugehen.

Frau von Kronach, die seit etlichen Jahren auf Bällen grundsätzlich — sie war außerordentlich reich an Grundsätzen — jede aktive Beteiligung ablehnte, saß vorn auf der Estrade neben der alten verwitweten Frau Landgerichtsdirektor Knauff und verfolgte, zunächst schweigend, jede Bewegung ihres geliebten Kindes mit fast leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Obschon sie grundsätzlich eine große Feindin voreiliger Kombinationen war und früher bei anderen Ballmüttern dergleichen Verfehlungen scharf gerügt hatte, konnte sie doch nicht umhin, die Thatsache festzustellen, daß der Lieutenant von Hombrecht und ihre Valeska ausgezeichnet zusammenpaßten; daß die beiden in der Kolonne, die da so vielgestaltig vorbei defilierte, unstreitig das schönste Paar bildeten; und daß der Lieutenant von Hombrecht nicht nur vornehm, liebenswürdig und schön, sondern auch recht vertrauenerweckend, intelligent und bedeutend aussah. Sie selbst hatte bis jetzt mit Arthur von Hombrecht nur ein paar gleichgültige Worte gewechselt. Jetzt aber verspürte sie den dringenden Wunsch, diesen prächtigen jungen Mann so bald als möglich in längerem Zwiegespräch auszuholen und gründlich kennen zu lernen. Man konnte nicht wissen ... Wie die zwei miteinander verkehrten, machten sie trotz aller äußeren Reserve, die ihnen Takt und Erziehung ja auferlegten, manchmal den Eindruck, als spreche hier unwillkürlich aus Miene und Blick eine tiefere Sympathie ... Es war ja nicht ohne Beispiel, daß bei jungen edel veranlagten Herzen die erste Begegnung entscheidend fürs Leben blieb. Frau von Kronach, deren Belesenheit in den Klassikern sonst nicht hervorragend war, erinnerte sich der Festscene aus Shakespeares „Romeo und Julia“ ... Schon der Umstand, daß sich der Lieutenant gerade die Polonaise von Valeska erbeten hatte, schien hier bedeutungsvoll. Dieser Tour wohnte ja immer etwas Schwerwiegend-Symptomatisches bei. Meistens erwählte man sich zur Polonaisenpartnerin die heimlich Bevorzugte ...

Frau von Kronach erschrak, als sie sich so — im Widerspruch mit ihren Grundsätzen — bei Gedanken ertappte, die einer ganz gewöhnlichen Durchschnittsballmutter würdig gewesen wären. Sie hatte doch sonst etwas so Distinguiertes und erhob sich so turmhoch über das flache Niveau der Alltäglichkeit! Einen Augenblick lang glaubte sie über sich selbst erröten zu müssen. Dann aber zuckte

sie wie zur Abschüttelung dieses Vorwurfes leise die Schultern. Die Situation erschien ihr doch wesentlich anders geartet als bei den Durchschnittsballmüttern. Es war da vorhin thatsächlich über ihr Herz hereingebrochen wie eine seltsame Vorahnung, ja, wie eine himmlische Offenbarung! Der liebe Gott sollte sie gnädig davor bewahren, daß sie hier gleich auf dem ersten Ball in thörichtem Strebertum nach einem Schwiegersohn ausschaute. Im Gegenteil: volle Zurückhaltung war ja der Kern ihres Wesens. Aber wenn trotz alledem ihre Vorahnung recht behielt — nun, so wußte sie auch bestimmt, daß diese Schicksalsfügung zum guten führte. Arthur von Hombrecht hatte in jedem Zuge seines bildschönen Angesichtes etwas so Ehrenhaftes! Er stammte aus einer so gut katholischen, altadeligen, reichen Familie! Kein Zweifel ...

Jetzt brach die Musik plötzlich ab und setzte mit einem lustigen Walzer ein. Unter den vordersten Paaren, die leichtwirbelnd an der Estrade vorüberschwebten, befanden sich Valeska und Hombrecht. Die Gewandtheit und liebenswürdige Grazie der beiden kam jetzt vollends zur Geltung. Frau von Kronach war hingerissen. Wie beifallheischend blickte sie seitwärts nach der verwitweten Landgerichtsdirektor Knauff, mit der sie bis dahin kaum eine Silbe gewechselt hatte. Die alte Dame nickte ihr freundlich zu, als ob sie die unausgesprochene Empfindung der glücklichen Mutter bestätige. Ja, die schlanke Valeska war einfach entzückend, und die ruhig-kraftvolle Art, wie Lieutenant von Hombrecht sie durch das dichte Getümmel der etwas planlos entfesselten Tänzer dahinführte, flößte Bewunderung ein.

Es ergab sich nun wie von selbst, daß Frau von Kronach mit der Frau Landgerichtsdirektor während der nächsten Stunde fast unausgesetzt plauderte.

Frau Knauff beschützte hier als gütige Großmama ihre beiden verwaisten Enkelinnen Fanny und Mila, die beide nach beendigtem Polonaisenwalzer für ein paar Augenblicke herantraten. Es waren niedliche, aber unbedeutende Mädchen von neunzehn und zwanzig Jahren. Mila, die ältere, war hochblond, außerordentlich mager, blauäugig und von blendendem Teint; Fanny, die jüngere, ein braunlockiges, frisches, rundes Geschöpfchen mit üppigen Lippen und rastlos umhersuchenden großen Pupillen, ziemlich klein, aber gut gewachsen. Beide Mädchen galten mit für die reichsten der ganzen Gesellschaft.

Frau von Kronach wechselte mit den Enkelinnen der Frau Landgerichtsdirektor ein paar freundliche Worte, um sich dann gleich wieder zur Großmutter zu wenden, die vor dem Erscheinen Milas und Fannys etwas sehr Günstiges über den Lieutenant von Hombrecht gesagt, aber ihre Bemerkung nicht ganz vollendet hatte. Die Frau Landgerichtsdirektor war Feuer und Flamme für Hombrecht. Sie kannte ihn sehr genau. Der Lieutenant verkehrte seit dem vorigen Jahre vielfach in ihrem Hause und mehr noch in dem ihres Bruders, des Oberstabsarztes Böthling. Arthur von Hombrecht war fast in jeder Beziehung ein Unikum: nicht nur ein ausgezeichneter Tänzer, ein tollkühner Reiter, ein glänzender Radfahrer, sondern gewissermaßen auch ein Gelehrter. Seine kriegswissenschaftlichen Studien hatten an maßgebender Stelle Aufsehen erregt. Daneben las er die italienischen Klassiker in der Ursprache und war eifriges Mitglied des neugegründeten Dante-Vereins, dem auch ihr Bruder, der Oberstabsarzt, als zweiter Vorsitzender angehörte.

Frau von Kronach vernahm das alles mit tiefster Befriedigung. Die Frau Landgerichtsdirektor war ihr noch niemals so geistreich und feinsinnig vorgekommen wie heute abend.

Ein stattlicher Gutsherr aus dem Westfälischen, Freiherr von Günther, war der nächstfolgende Partner Valeskas. Die Art, wie der etwas beleibte fünfundvierzigjährige Mann sich abmühte, vor dem achtzehnjährigen Mädchen, das ihn augenscheinlich entflammte, mit aller Gewalt den Jugendlichen herauszubeißen, wirkte fast komisch. Fünfmal hintereinander sauste er um die geräumige Tanzfläche, bis sein gleich zu Anfang stark gerötetes Antlitz fast violett war und seine Brust auf und ab keuchte wie ein schnaubender Blasebalg.

„Ein Witwer," bemerkte Frau Landgerichtsdirektor Knauff, „der schon seit mehreren Jahren auf Freiersfüßen geht, aber sich überall Körbe holt."

„O, ich kenne ihn!“ lächelte Frau von Kronach. „Ein harmloser, treuherziger Mensch und auch sonst gar keine üble Persönlichkeit. Offen gestanden, begreife ich nicht ...“

„Sein wiederholtes Fiasko? Sehr einfach! Der gute Mann stürzt sich mit wahrer Verbissenheit immer nur auf die Jüngsten. Aber die Backfischchen haben doch Gott sei Dank immer noch ihren rosigen Idealismus. Weshalb sucht er nicht unter Reiferen? Da ist zum Beispiel die achtundzwanzigjährige Glitzner, oder die Rottmannsdorf; die nähmen ihn beide mit Kußhand.“

„Glaube ich, glaube ich! Günther ist wirklich ein höchst achtbarer Mann, dabei eine gute Partie und aus altem Geschlecht. Aber die Rottmannsdorf ...? Nein, das würde ich ihm sehr verdenken.“

„Mag ja sein, daß Sie recht haben. Die Rottmannsdorf ist allerdings völlig passée. Immerhin, wenn dies betagte Mädchen zu alt für ihn ist: die siebzehnjährige Malochowsky ist mindestens um ebensoviel zu jung für ihn. Und der kleinen Pauline Malochowsky hat er einen förmlichen Antrag gemacht.“

„Nicht möglich!“

„Das arme Kind ist von ihm weggelaufen und hat laut geweint und geschluchzt. Aber solche Erfahrungen scheinen ihn kalt zu lassen. Geben Sie acht, Ihre Valeska kommt auch an die Reihe. Sehen Sie nur, wie er sie anschmachtet! Und wie grundverliebt er den rotschwellenden Mund spitzt!“

„Bewahre! Das ist seine gewöhnliche Art, die Konversation zu führen. Wirklich, Sie täuschen sich.“

„Um so besser für ihn.“

Als die Musik jetzt wieder verstummte, kam Valeska für ein paar Augenblicke heran. Sie küßte der Frau Landgerichtsdirektor ehrerbietig die Hand und setzte sich dann, ihren hochroten Spitzenfächer emsig bewegend, neben die Mutter.

„Nun Liebling, wie amüsierst du dich?“

„Himmlisch!“ gab Valeska zur Antwort.

Frau von Kronach warf ihr einen ruhig-forschenden Blick zu.

„Du bist vielfach beneidet worden,“ sagte sie mit erkünstelter Schalkhaftigkeit.

„Ich? Wieso?“

„Um deinen glänzenden Polonaisenpartner. Der Lieutenant von Hombrecht gilt in der ganzen Stadt für den Löwen des Tages.“

„Ach? Das hab ich ja gar nicht gewußt! Nun, tant mieux! Ein bißchen beneidet werden, ist immer hübsch.“

Die Stimme des jungen Mädchens klang, dem Inhalt der Worte gemäß, natürlich und gleichmütig. Frau von Kronach indes, unter dem Druck ihrer mystischen Ballmuttervorahnung, hielt das nur für die Frucht äußerster Selbstbeherrschung. Kein Zweifel: Herr von Hombrecht hatte Eindruck auf sie gemacht, wie sie auf ihn ...

Das Orchester begann jetzt ein römisches Volkslied, das die geschickte Hand des Kapellmeisters in die flotteste Polka verwandelt hatte.

Ein bleicher glutäugiger Herr von mittlerer Größe, schwarzhaarig, die hohe Stirn merkwürdig ausdrucksvoll modelliert, trat auf die Damen zu, verneigte sich tief gegen die beiden älteren, weniger tief gegen Valeska, und murmelte ein paar unverständliche Worte. Das junge Mädchen erhob sich rasch, nahm seinen Arm und folgte ihm in die eben sich bildende Tanzkolonne.

„Wer war denn das?“ flüsterte Frau von Kronach.

„Ein junger Maler,“ versetzte die Frau Landgerichtsdirektor. „Sein Name ist Schurz, Karl Schurz. Ich glaube sogar, er ist ein entfernter Verwandter von dem gleichnamigen amerikanischen Staatsmann.“

„Kurios, wie der ausschaut! So große brennende Augen und so wildbuschige Brauen! Man könnte sich fürchten. Was malt er denn? Kann er etwas?“

„O, er hat ein sehr hübsches Talent! Drüben im Rauchzimmer des Herrn Kommerzienrats hängt seit kurzem ein prächtiges Genrebild von ihm: Zechende Mönche. So in der Art von Grützner.“

Frau von Kronach warf ein wenig die Lippen auf.

„Mir nicht eben sympathisch, diese Manier! Drehen Sie's wie Sie wollen: es liegt immer eine gewisse Entweihung darin. Gerade als hätten die Mönche nichts Besseres zu thun als bayrisches Bier zu trinken und geistlose Jagdgeschichten mit anzuhören! Auf das kirchliche Leben des Volkes müssen derartige Bilder verderblich wirken. Und zwar

um so mehr, je flotter und kunstgerechter sie ausgeführt sind."

„Aber ich bitte Sie!" meinte die Frau Landgerichtsdirektor. „Just in den Schöpfungen Grützners liegt so viel gesunder Humor und so viel herzliches Wohlwollen für die Klosterbrüder, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wen solche Bilder verletzen sollen. Weit bedenklicher scheint mir das Thema, das sich Herr Karl Schurz für seine neueste Arbeit gewählt hat ..."

„Was ist denn das für ein Thema?"

„Ein oft schon behandeltes: Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle. Mein Bruder, der Oberstabsarzt Böthling, hat die Entwürfe und Skizzen gesehn. Er findet sie ausgezeichnet. Aber — und das ist für uns hier die Hauptsache — Schurz nimmt unverkennbar und fast mit Begeisterung für Martin Luther Partei. Als Protestant hat er ja ganz unleugbar ein Recht dazu. Indes, da wir nun doch mal in einem paritätischen Staat leben, sollten die Künstler derartige Stoffe lieber ganz unversucht lassen. Sie treten sich und ihrem Erfolg damit selbst in den Weg, weil sie von vornherein ihr Publikum in zwei Lager zerteilen."

„Da stimme ich Ihnen vollständig bei. Es giebt so unendlich viel Großes und Edles, was der Künstler darstellen kann, ohne Gefahr des Ärgernisses und Anstoßes! Dieser Herr Schurz macht mir freilich den Eindruck, als ob ihm ein solches Skandalthema äußerst genehm wäre."

„Nicht doch! Soviel ich höre, ist er ein stiller, bescheidener Mensch, dem niemand was Übles nachsagen kann. Selbst an der Wahl dieses Lutherbildes soll er so ziemlich unschuldig sein. Professor Leipold, sein alter Lehrer, hat ihm die Geschichte aufgeredet."

„Gleichviel!" erwiderte Frau von Kronach verstimmt. „Man läßt sich gewisse Dinge nicht aufreden. Es berührt mich fast unangenehm, daß meine Tochter mit diesem Menschen tanzt."

„Aber, Verehrteste ...!"

„Können Sie wissen, ob er nicht Meinungen äußert, die das Herz einer gläubigen Katholikin beunruhigen müssen? Er sieht so fanatisch aus — wie soll ich nur sagen? Gott sei Dank scheint Valeska von seiner Unterhaltung durchaus nicht gefesselt zu sein. Sie schaut ganz nachdenklich vor sich hin; beinahe gelangweilt ..."

„Nun also!" versetzte die Frau Landgerichtsdirektor. „Und wenn die Polka vorbei ist, führt er Ihr liebes Schäflein wieder zurück — wohlbehalten und keines Flöckchens beraubt! Ich hätte nun doch nicht gedacht, daß Sie so schwarzsichtig wären."

„Ach, das bin ich auch gar nicht. Nein, gewiß nicht ... Ich habe nur manchmal pessimistische Anfälle. Ganz wie aus heiterem Himmel. Aber Sie haben ja vollständig recht. Wenn jeder Ballherr im stande wäre, zwischen zwei Saalrunden das Seelenheil seiner Tänzerin zu gefährden, da sollte man sich doch lieber gleich einmauern lassen."

* *
*

Auf diesen Ball beim Kommerzienrat Dynberge folgte nun eine bewegte Saison, fast zu bewegt vielleicht für eine Achtzehnjährige, die nach dreijähriger Klostererziehung hinaus in die große Welt tritt. Der Gegensatz zu dem Vorjahr gab der gemütstiefen Valeska manchmal zu denken. Oft tauchte ihr mitten im Strudel einer geräuschvollen Festlichkeit das friedsame Bild der uralten Kapelle mit ihren gotischen Fenstern und Wimpergen auf, wo sie zum letztenmal an der Seite der lieblichen Schwester Marguerite so inbrünstig gebetet hatte. Sie glaubte dann Marguerites holdverschleierte Stimme zu hören, die ihr so oft liebevoll an die Seele gerührt und ihr die süßen Geheimnisse stiller Gottseligkeit eigentlich erst vollständig erschlossen hatte. Zuweilen fiel ihr sogar die krankhafte Düsterkeit der Schwester Agathe bleischwer auf das Herz — wie ein heimlicher Vorwurf im Rausch dieser Lustbarkeiten. Da sie jedoch niemals verabsäumte, dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen, und auch im übrigen keiner der frommen Gewohnheiten aus ihrer Pensionszeit untreu ward, so neigte sie mehr und mehr zu der Auffassung, die Schwester Marguerite ihr kurz vor dem Abschied erörtert hatte: daß nicht jedes weibliche Wesen für die entsagende Einsamkeit hinter den Klostermauern geschaffen sei, und daß man auch draußen die ewigen Güter des Glaubens und der göttlichen Gnade unbeschädigt bewahren könne.

Je mehr der Winter sich seinem Ende näherte, um so mehr wuchs ihr Interesse an der Geselligkeit. Und zwar weniger um der Vergnügungen selbst willen, als mit Rücksicht auf eine gewisse Persönlichkeit, die sie, wenn auch nicht allzuhäufig, so doch mitunter bei diesen Anlässen traf. Diese Persönlichkeit war — allen Vermutungen, Vorahnungen und Kombinationen des Mutterherzens zum Trotz — keineswegs der vielbewunderte Lieutenant von Hombrecht, sondern der von Mama kaum in Betracht gezogene junge Maler Karl Schurz.

Arthur von Hombrecht tanzte weit öfter mit Fräulein von Kronach als der bleiche, dunkeläugige Künstler — schon aus dem einfachen Grunde, weil er fast allenthalben zur Stelle war, indes Karl Schurz in zahlreichen Familien, wo Fräulein von Kronach verkehrte, nicht Zutritt hatte. Frau von Kronach jedoch übersah, daß der glänzende Offizier vier, fünf junge Mädchen mindestens ebenso auszeichnete, besonders die rotblonde Mila Knauff, die steinreiche Enkelin der Frau Landgerichtsdirektor. Frau von Kronach wäre sich lächerlich vorgekommen, dies unbedeutende magere Geschöpf auch nur darauf anzusehen, ob es im stande sei, ihrer einzigen, reizend-lieben Valeska den Rang abzulaufen, zumal sie ja im Besitz ihres Vorgefühls war, das sie bei wichtigen Angelegenheiten noch niemals getäuscht hatte. Infolge dieser Verblendung nahm sie nicht wahr, daß sich da zwischen Karl Schurz und ihrer Tochter ernste Beziehungen anspannen — die Beziehungen einer noch unausgesprochenen, aber von Tag zu Tag mehr sich vertiefenden Leidenschaft. Öfter, wenn sie mit Valeska allein war, streckte sie vorsichtig, aber doch für das junge Mädchen durchschaubar, die Fühler aus — natürlich nur in betreff Hombrechts. Und Valeskas Antworten waren halb unbewußt darauf eingerichtet, die Mutter in ihrem seltsamen Irrtum verharren zu lassen. — —

Es war ein herrlicher Spätnachmittag in der zweiten Maihälfte. Karl Schurz lag, eine türkische Cigarette rauchend, auf seinem großblumigen Atelierdiwan und starrte mit weitgeöffneten Augen ins Leere. Dann plötzlich sprang er empor und trat links vor die kleine senkrechte Staffelei, wo eine ganz flüchtig hingeschleuderte Farbenskizze die untere Hälfte eines halbmeterhohen Leinwandquadrats einnahm. Die Skizze ließ eine Wasserfläche mit Schilf erkennen, darüber halb schon ersterbender gelbroter Abendhimmel mit blaß verschwimmender Mondsichel. Das Ganze atmete jetzt schon etwas von jener Stimmung, die aus den Lenauschen Versen spricht:

> Drüben ging die Sonne scheiden
> Und der müde Tag entschlief.
> Nieder hangen hier die Weiden
> In den Teich, so still, so tief.

Karl Schurz wollte das Bild „Heimweh“ nennen ... Und wie er sich jetzt breitspurig und schweratmend vor den Entwurf stellte, der ihm letzthin so überaus rasch und glücklich gelungen war, da packte es ihn wie eine stürmische Mahnung. „Heimweh“ — das Thema quoll ihm sozusagen aus dem Gemüt heraus. Er hatte unsägliches, herztiefes Heimweh nach dem leuchtenden Glück, das Valeska hieß. Das Motiv dieses Bildes entstammte dem großartig schönen Parke des Oberstabsarztes Böthling. Heute nun gab dieser Oberstabsarzt Böthling ein Gartenfest, auf dem Karl Schurz das angebetete Mädchen zu sehen hoffte. War das nicht wie ein Wink des Schicksals? Dort, wo sein „Heimweh“ entstanden war, sollte und mußte jetzt endlich die Glut seiner Sehnsucht gestillt, die Qual der ewigen Ungewißheit gelöscht werden. Die Gelegenheit, Valeska allein zu sprechen, gab sich gerade mit Rücksicht auf dieses „Heimweh“ so ungezwungen. Der Teich lag ziemlich weit von dem Hause ab. Karl Schurz brauchte ihr nur von dem Bild zu erzählen, ihr, die sich so stark für Malerei interessierte, nur die Frage hinzuzufügen: „Darf ich Ihnen von diesem neugeplanten Bilde das Urbild zeigen?“ Sie würde kein Arg haben, sie würde ihm folgen — und dann, fernab von den übrigen, wollte er endlich bekennen, daß er sie lieb hatte wie sonst nichts auf der Welt.

Eine Zeitlang überließ er sich jetzt vor der Skizze da den süßquälenden Zweifeln, was sie entgegnen würde. Mit aller Macht seiner Einbildungskraft rief er sich ins Gedächtnis zurück, was ihm während der letzten Monate mehr oder weniger deutlich dafür gesprochen hatte, daß Valeska, die Herrliche, Himmlische, ähnlich für ihn empfand wie er,

der Unscheinbare, Wertlose für sie. Zuweilen packte ihn die ganze Zaghaftigkeit des Tödlich-Verliebten, die zermalmende Angst, sich dennoch, trotz der Wahrscheinlichkeit seiner Glücksrechnung, getäuscht zu haben. Und dann biß er die Lippen fest und wild aufeinander und rollte unter den buschigen Brauen die Glutaugen, wie einer, der sich und der Welt Haß und Vernichtung droht. Die Hoffnung jedoch trug schließlich den Sieg davon. Es war ja undenkbar. Die stummen und doch so beredten Blicke Valeskas, die süße Verwirrung, die sich so frühlingsrosig auf ihrem holden Gesicht malte, das Beben der Stimme, das leise Flimmern um den weichblühenden Mund — das konnte nicht täuschen.

Hingerissen vom Überschwang seiner Gefühle wollte der junge Künstler sich wieder auf den großblumigen Diwan werfen und noch eine Weile verzückt dahinträumen, als es dreimal ans Atelier klopfte. Es war der freundlich grinsende Hausbursche Joseph, der auf neusilbernem Teller zwei Briefe und eine Kreuzbandsendung hereinbrachte.

Karl Schurz war nun doch einmal aus seinen Himmeln herabgerissen. Er warf sich in einen Lehnstuhl und durchmusterte stirnrunzelnd, was ihm Joseph da aufhalste.

Die Briefe enthielten nichts von Belang: ein Freundesgruß aus dem heimischen Odenwald — und eine Rechnung für gelieferte Malutensilien. Die Kreuzbandsendung jedoch war um so wertvoller: eine große Berliner Tageszeitung mit einem langen Aufsatz über das Lutherbild.

Vor drei Tagen erst war die Kunstausstellung eröffnet worden, und jetzt schon brachte der vornehmste Berliner Kunstkritiker eine so umfangreiche Besprechung.

Karl Schurz vertiefte sich in die drei enggedruckten Feuilletonspalten mit einer Aufmerksamkeit, die ihm vor fünf Minuten noch undenkbar erschienen wäre. Der Künstler trug für Augenblicke über den Menschen den Sieg davon.

Aber es waren auch in der That glänzende Worte der Anerkennung und des Verständnisses, die ihm hier von berufenster Seite gespendet wurden. Nach etlichen Allgemeinbemerkungen schrieb der geistreiche Schriftsteller buchstäblich, wie folgt:

„Diese Schöpfung des jungen Künstlers, der sich bereits durch etliche hübsche, wenn auch nicht sonderlich eigenartige Genrebilder vorteilhaft eingeführt hat, trägt unleugbar den Stempel echter und gottbegnadeter Meisterschaft. Es liegt etwas Herbes, Großes und vor allem durchaus Selbständiges in jedem Zug dieser gewaltig packenden Komposition."

Dann kam eine gründliche Beschreibung des ganzen Aufbaues und der Einzelfiguren, der Scenerie und der Farbenstimmung — fast durchweg rühmend, ja hier und da leidenschaftlich bewundernd, bis dann die Kritik in den Schlußsätzen gipfelte:

„Mit einem Wort: der Künstler löst seine Aufgabe vollständig und wahrhaft ergreifend. Man darf kühnlich behaupten: seit sich die bildende Kunst mit dem Vorwurf der Reformation befaßt, hat noch niemand den Kern und den Geist dieser Vorgänge so gründlich aufgefaßt und so lebendig dargestellt wie Karl Schurz. Man könnte ihn auf Grund dieser Meisterschöpfung den Maler des Protestantismus par excellence nennen. Wie aus den Bildern gewisser Präraphaeliten die ganze Tiefe und Innigkeit eines sanftschwärmerischen, poesiereichen Katholicismus spricht, so trägt das Lutherbild unseres Schurz den unverkennbaren Stempel echt protestantischer Eigenart. Man fühlt die sittliche Anteilnahme des Künstlers an der Person wie an dem Werke des machtvollen Reformators deutlich heraus. Nur eine durchaus ebenbürtige Natur konnte den todesmutigen, gottvertrauenden Mönch von Wittenberg und seine erste, urtrotzige That so überzeugend nachgestalten."

Karl Schurz hörte aus all diesen Erörterungen nur das eine heraus: du hast hier zum erstenmal vor der Öffentlichkeit eine entscheidende Schlacht gewonnen. Der Kunstkritiker, der ihn hier so begeistert lobte, war tonangebend nicht allein für Berlin, sondern für ganz Deutschland. Es war zweifellos: zehn, zwölf andere, die halb unbewußt unter dem Banne dieses Führers standen, würden jetzt ihrem Altmeister nacheifern und ihn womöglich noch übertrumpfen. Also endlich ein durchschlagender großer Erfolg! Wenn das Publikum die Aussprüche der Kritik auch nur halbwegs guthieß, so stand er jetzt ein

für allemal auf der Höhe. Wie das wohlthat nach so jahrelangem heißen Bemühen! Eigentlich sonderbar! Er hätte ja weiter gestrebt und weiter geschafft auch ohne dies unverhoffte Ergebnis! Und auf den äußeren Ertrag seiner Bilder war er nicht angewiesen! Trotzdem: das Bewußtsein, weit hinaus in allen Schichten des Volkes ein Echo zu wecken — es war und blieb ein reizvolles, beinahe taumelerregendes Hochgefühl.

Und sofort dachte er jetzt an Valeska. Sollte er sie von seinem großartig schönen Triumph in Kenntnis setzen, ehe er noch um sie warb? Nein, das wäre ihm kläglich erschienen. Er wollte den Ruhm, der ihm bevorstand, hier nicht mitsprechen lassen. Erst wenn sie sein war, später, in voller Ruhe mochte sie sich gemeinsam mit ihm dieser so überaus glücklichen Wendung freuen.

Es schlug fünf. Und auf halb sechs war man geladen ...

Karl Schurz legte das Blatt weg, dessen Inhalt ihm das Blut so ungestüm in Wallung versetzt hatte, und begab sich ins Nebenzimmer, um eilig Toilette zu machen.

* *
*

Das kleine, ziegelgedeckte Haus, das der Oberstabsarzt Böthling bewohnte, war an sich unscheinbar und nicht gerade stilvoll, zeichnete sich aber durch seinen parkähnlichen Garten und seine schöne Veranda vor sämtlichen Nachbargrundstücken vorteilhaft aus. Man glaubte hier Landluft zu atmen.

Auf dieser blumengeschmückten Veranda saßen kurz vor halb sechs der Oberstabsarzt Böthling, seine dreiundzwanzigjährige Tochter Mathilde und der Freiherr Kurt Günther auf Gräfenroda in lebhafter Unterhaltung. Seit jenem Tanzabend bei dem Kommerzienrat Oynberge war das heute zum erstenmal, daß der Freiherr von seinem westfälischen Landsitz herüberkam. Den ganzen Winter hindurch hatte er schwer und nachhaltig am Rheumatismus gelitten, dem alten Erbübel derer von Günther auf Gräfenroda, und nur der mannhaften Energie seiner Haushälterin war es geglückt, den abscheulichen Feind endgültig aus dem Felde zu schlagen. Auf Anraten des emeritierten Pfarrers Schmidtborn hatte er trotz des guten Verlaufs dieser Hausmittelkur vor etwa zehn Wochen den Oberstabsarzt, der auf dem Gebiete rheumatischer Leiden für eine Autorität galt, nach Gräfenroda rufen lassen. Die alte Wirtschafterin erlebte dabei die Genugthuung, daß Doktor Böthling ihre bisher getroffenen Anordnungen beinahe durchweg gut hieß und nur im Punkt der Diät noch ein paar Einschränkungen hinzufügte. Nach erreichter Genesung hatte es den Freiherrn gedrängt, dem Oberstabsarzt persönlich zu danken und sich ihm als vollkommen geheilt vorzustellen. So war er denn heute just in die Vorstunde des kleinen Parkfestes hereingeplatzt. Doktor Böthling, ein leichtlebiger, gastfreier Mann, ließ die Absicht des Freiherrn, sich sofort nach Erkennung der Situation taktvoll zurückzuziehen, durchaus nicht gelten, lud ihn vielmehr mit großer Herzlichkeit ein und erzielte so nach kurzem Parlamentieren ein dankbares, freudiges Ja. Der hellgraue Touristenanzug, den der Freiherr zu Anfang als zwingenden Ablehnungsgrund ausspielen wollte, paßte ja ausgezeichnet in den ländlichen Rahmen dieses zwanglos-heiteren Beisammenseins. Und der Tag war so außerordentlich warm, fast wie im Hochsommer, daß der Baron sicherlich keinen Rückfall riskierte, wenn er sich an den Laufspielen der Jugend und an dem kleinen Souper unter den Ebereschen beteiligte.

Jetzt kamen die ersten Gäste. Zunächst Frau Landgerichtsdirektor Knauff, die Schwester des Gastgebers, und ihre beiden äußerlich so verschieden gearteten Enkelinnen, die kleine rundliche Fanny mit ihrem braunen Tituskopf und die merkwürdig magere hochblonde, blauäugige Mila.

Die Terrasse war zum Empfangsraum gewählt. Das Hausmädchen führte die Herrschaften nach den Ablegezimmern; der Diener geleitete sie dann weiter.

Frau Landgerichtsdirektor Knauff schüttelte ihrem Bruder herzlich die Hand, gab der schlanken Mathilde einen flüchtigen Kuß auf die Wange und verneigte sich vornehmhuldvoll gegen den Freiherrn, der sich mit fürstlichem Anstand erhoben hatte. Mila und Fanny zogen sich mit der Haustochter gleich in die nächste Ecke zurück, während die stattliche, spitzengeschmückte Großmutter zwischen den beiden Herren Platz nahm.

„Also er kommt? Er hat zugesagt?“ raunte die hochblonde Mila.

„Natürlich!“ versetzte Mathilde Böthling. „Er wird doch meinem Papa keinen Korb geben! Aber du bist ja ordentlich aufgeregt! Ich glaube wahrhaftig, dein Interesse für den reizenden Menschen wird blutiger Ernst. Hüte dich, daß du dir nicht am Ende noch die Flügel verbrennst!“

Mila Knauff lächelte mit ihren schmalen hochroten Lippen ein pfiffiges Lächeln. Die großen mattblauen Vergißmeinnichtaugen blitzten sekundenlang von schalkhafter Zuversicht. „O du feine Beobachterin!“ sagte sie spöttisch. Dann ihre Stimme bis zum verlorensten Flüsterton dämpfend: „Kannst du schweigen?“

„Warum nicht!“

„So gieb mir dein heiliges Wort darauf, daß du von dem, was du jetzt hören wirst, nicht eine Silbe verrätst!“

„Gut, mein Wort darauf!“

„Liebste Mathilde! Heute über acht Tage vielleicht wirst du dich im Besitz einer schön lithographierten Karte befinden, auf der da zu lesen steht: Mila Knauff — Arthur von Hombrecht, Premierlieutenant, empfehlen sich als Verlobte. Ich habe ja vorhin nur so gefragt, weil ich mal sehen wollte, ob ihr Lunte gemerkt habt —“

„Sprichst du im Ernst?“

„Selbstredend. Nicht wahr, Fanny? Es handelt sich nur noch um den Konsens. Auch warten wir auf eine Nachricht aus Brandenburg. Dann wird's öffentlich. Kommenden Herbst soll schon die Hochzeit sein.“

„O du Beneidenswerte!“ fuhr Mathilde heraus. „Meinen herzlichsten Glückwunsch! Du bekommst einen Mann — first rate in jeder Beziehung!“

„Das sage ich auch!“ meinte die rundliche Fanny seufzend.

„Aber nun still!“ hauchte die Rotblonde. „Großmama soll nicht merken, daß ich hier schon aus der Schule geschwatzt habe. Und sie guckt mir so eigentümlich herüber.“

Der nächstfolgende Gast, der die Terrasse betrat, war Fräulein Valeska. Sie kam allein. Mylius, der Kronachsche Diener, hatte sie hergebracht und sollte sie nach elf wieder abholen. Ihr Papa war seit vorgestern verreist — nach Berlin, wo er geschäftlich zu thun hatte. Frau von Kronach fühlte sich angegriffen und wollte beizeiten schlafen gehen.

Valeska trug ein lichtblaues Sommerkleid, fast von der nämlichen Farbe wie Fräulein Böthling. Den beiden Schwestern Mila und Fanny fiel es beim Eintreten Valeskas auf, wie sehr sie auch sonst der Tochter des Oberstabsarztes ähnelte. Schon früher war diese Ähnlichkeit vielfach bemerkt, von manchen bestätigt, von anderen geleugnet worden. Heute jedoch in dem lichtblauen Kostüm fiel es auf. Die Gesichtszüge wiesen zwar bei genauer Betrachtung eine große Verschiedenheit auf. Besonders im Ausdruck. Bei Mathilde überwog das Verstandesmäßige, Kühle, Entschlossene, bei Valeska das Weiblich-Anmutige, Hingebungsvolle, Gemütstiefe; auch waren die Linien und Formen an sich durchaus nicht dieselben. Wohl aber zeigten Gestalt, Bewegung und Haltung viel Verwandtes.

Mila Knauff konnte sich nicht enthalten, zu Fräulein von Kronach etwas in diesem Sinne zu äußern.

„Wirklich?“ meinte Valeska. „Nun, da kann ich ja stolz sein! Übrigens hat mir das neulich auch der Lieutenant von Hombrecht gesagt. Ich muß mir Fräulein Mathilde doch mal eigens darauf ansehen.“

Kurz nach sechs war die Gesellschaft vollzählig: einige dreißig Personen, vorwiegend junge Leute. Karl Schurz war einer der letzten. Er hatte in seiner glückseligen Aufregung die Halsbinde vergessen und erst fünfzig Schritte vor der Böthlingschen Wohnung diesen Mangel entdeckt. Trotz der Schnelldroschke, die er nahm, kostete ihn das kleine Versehen zwanzig Minuten.

Es ward nun zunächst auf der Veranda zwischen den Blumenguirlanden und Blattpflanzen Thee, Kaffee und Limonade gereicht. Gelbe und grüne Chartreuse waren gleichfalls vertreten, fanden aber wenig Zuspruch. Dann verfügte sich alt und jung in den Garten. Auf der prachtvollen Rasenfläche vor den fünf Edeltannen machte man Halt. Unter der sachkundigen Führung des Lieutenants von Hombrecht, der heute ganz besonders bei Stimmung war, rollte sich hier eine Reihe anmutiger Bewegungs- und Laufspiele ab.

Für die kluge Mathilde Böthling war es ein Gegenstand interessanter Beobachtung, wie meisterhaft es der Lieutenant von Hombrecht verstand, jede irgendwie auffällige Bevorzugung seiner heimlichen Braut zu vermeiden. Der schneidige Offizier hatte seine Empfindungen wirklich unbedingt in der Gewalt. Mila Knauff war ihm in dieser Beziehung durchaus nicht ebenbürtig.

Der Freiherr Kurt von Günther auf Gräfenroda lief und sprang wie ein Fünfundzwanzigjähriger. Seine Aufmerksamkeit galt diesmal der kleinen rundlichen Fanny, die ihm jedoch die glutsprühende Ritterlichkeit schlecht lohnte; denn ihre großen Pupillen starrten, wie immer, ängstlich suchend umher, als erwarte sie anderweitige, ihrem Herzen willkommenere Huldigungen. Fanny Knauff war ungewöhnlich verliebter Natur. Sie schwärmte für blondlockige Hünengestalten, besonders in kleidsamer Uniform; aber auch hübsche Forstleute, geistreiche Referendare und bedeutende Schauspieler fanden Gnade vor ihren Augen. Nur gesetzte Persönlichkeiten im Alter des Freiherrn waren ihr stark zuwider. Sie langweilte sich bei Kurt Günthers liebenswürdigsten Redensarten. Sie vermochte die Huldigungen des Fünfundvierzigjährigen überhaupt nicht ernst zu nehmen.

Valeska von Kronach und Karl Schurz verrieten sich während der Laufspiele ebensowenig wie der Lieutenant von Hombrecht. Valeska war überhaupt ganz außerordentlich scheu. Im Bewußtsein ihres heißen Interesses für Karl Schurz hatte sie niemals gewagt, sich irgendwo nach seinem Leben und Treiben, seinen Verhältnissen oder Leistungen zu erkundigen. Sie erwähnte ihn überhaupt nicht — als wäre die bloße Nennung des teuren Namens eine Preisgebung ihres Geheimnisses. Auch sonst trat von ihren Gefühlen kaum etwas Greifbares an die Oberfläche. Das Publikum fand keinen ernstlichen Anhaltspunkt zu Bemerkungen. Überdies trafen die beiden Liebenden sich ja verhältnismäßig nur selten, und Valeska hatte auch da, wo sie gleichgültig blieb, stets eine liebenswürdige, sehr verbindliche Art.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden war man des Spielens müde. Man unterhielt sich noch eine Zeitlang paarweise oder in Gruppen. Der Freiherr von Günther machte einen letzten Versuch, die traumverlorene Fanny für sein Lieblingsthema, die Reize des Landaufenthalts, zu erwärmen. Das kleine widerborstige Ding mit dem Purpurmund richtete, statt ihm gebührende Antwort zu geben, kurzer Hand eine Frage an den weit abseits stehenden Referendar Mohl, was für den Freiherrn das unüberhörbare Zeichen zum endgültigen Abmarsch war.

„Eine strohdumme Gans!" murmelte er voll Ingrimm und zerkaute dabei seinen hellbraunen Schnurrbart. „Höchst appetitlich, aber von strafbarer Stupidität! Schwamm drüber!"

Und damit verließ er den Rasengrund.

Karl Schurz und Valeska von Kronach waren indes auf den schmalen Kiespfad getreten, der in mehrfachen Windungen zwischen halbhohem Gesträuch nach der Ebereschenallee führte. Da noch fünf oder sechs Paare teils hier, teils auf dem Wege vor der Veranda auf und ab schlenderten, fiel es nicht auf, wenn man dies harmlose Promenieren ein bißchen ausdehnte.

Der Augenblick war gekommen. Karl Schurz erwähnte die Farbenskizze zu dem Gemälde „Heimweh", betonte die große Kunstwirkung, die er sich von der Ausgestaltung verspreche, und fügte dann so leichtblütig hinzu, wie sein Herzklopfen ihm gestattete: „Es wäre mir von Interesse, Ihnen das einfach-schöne Motiv hier in Natur einmal zeigen zu dürfen. Ich möchte erfahren, ob es auch Sie, die Nichtkünstlerin, ähnlich ergreift. Vielleicht lerne ich dabei. Der Weiher liegt nur ein paar Schritte dort hinter dem Treibhaus. Wollen Sie?"

„Mit dem größten Vergnügen!" sagte Valeska. „Ich kenne den Böthlingschen Park überhaupt noch nicht — geschweige denn seine verborgenen Schönheiten. Und nun gerade ein Stück, das Sie als Künstler bevorzugen!"

Sie war vollständig harmlos. Im Herzen dankte sie ihm für sein schmeichelhaftes Vertrauen. Er mußte doch ihrem Urteil einen gewissen Wert beilegen. Daß es ihm einzig darum zu thun war, sie ungestört eine Weile unter vier Augen zu sprechen, daran dachte sie nicht.

Schurz und Valeska erreichten die kleine Wasserfläche im packendsten Augenblick. Die Beleuchtung war großartig — minder elegisch freilich als auf der Farbenskizze, aber doch weltfremd und träumerisch und voll überströmender Poesie.

Und der sonst so schweigsame Künstler ward in dieser bezaubernden Einsamkeit plötzlich beredt. Er schien zu fürchten, der günstige Augenblick werde nicht wiederkehren. Er sagte dem bang lauschenden Mädchen im Ton der bewegtesten Leidenschaft, das künstlerische Motiv, das er in dieses Stück unbelebter Natur hineingeschaut habe, verdanke er ihr; das „Heimweh", das er zu schildern strebe, sei nur das eigene unstillbare Heimweh nach Valeska von Kronach. Er habe sie vom ersten Augenblick an geliebt und könne nicht weiter leben, wenn sie jetzt nein sage.

Als er dann schwieg und sehnsuchtsvoll ihre Hand ergriff, war das Bündnis geschlossen. Ihr Auge strahlte so jubelhell, daß er sie mit einem Aufschrei der Wonne und Seligkeit an sein Herz riß.

Nun fing ein Flüstern und Fragen und Schwatzen und Plaudern an, das nicht enden wollte. Valeska beichtete ihm alles und jedes. Es war ihr ja ganz genau so ergangen wie ihm! Gleich an jenem ersten Tage im Oynbergeschen Landhause hatte sie das Gefühl gehabt: er oder keiner! Im Wirrsal der lauten Geselligkeit wie daheim in der Stille ihres Mädchengemachs, im Dom wie im Theater und auf der Eisbahn — überall war er von da ab ihr einziger Gedanke gewesen, und nur die Hoffnung, ihn wiederzusehen, hatte sie aufrecht erhalten während der öden, oft so entsetzlich langen Wochen der Trennung ...

Der Schlag der benachbarten Turmuhr, die schon ein Viertel auf neun verkündete, riß das glückselige Paar aus dem Rausch seiner Versunkenheit. Sie mußten zurück, wenn ihre Abwesenheit nicht bemerkt und besprochen werden sollte. Man vereinbarte noch, wie man zunächst sich verhalten wolle. Valeska wollte dem Geliebten Nachricht geben, wann der geeignetste Tag sei für die persönliche Werbung bei den Eltern. Jetzt war Papa verreist und die Mutter nicht wohl. Aber künftigen Montag vielleicht oder Dienstag.

Und nun schritten sie langsam parkeinwärts nach der Ebereschenallee, wo jetzt gerade die elektrischen Glühlampen aufblitzten. Rechts und links blühte das vollduftende Strauchwerk. Am azurblauen Himmel zeigten sich schon vereinzelte Sterne. Den beiden, wie sie wortlos dahinwandelten, ganz erfüllt von ihrer unsäglichen Daseinsfreude, war es zu Mute, als hätten sie alles Vergängliche ein für allemal abgestreift und seien nun eingegangen ins ewige, unverlöschliche, herzberückende Licht. Der Gedanke, daß ihrer Liebe irgend ein Hindernis in den Weg treten könne, fand in ihren stumm jauchzenden Seelen nicht Raum. Valeska wußte ja nicht einmal, daß Karl Schurz Protestant war. Sie hielt das Gegenteil für durchaus selbstverständlich, um so mehr, als sie beim Oberstabsarzt Böthling eine Madonna des jungen Künstlers gesehen hatte, deren rührende Anmut und Lieblichkeit ihr die süßeste Schwärmerei ihrer Klosterzeit ins Gedächtnis zurückgerufen hatte.

So verstrich ihnen der Rest des Abends in stiller, wolkenloser Glückseligkeit.

* *
*

Gegen halb zwölf kam Valeska nach Hause. Fast unhörbar schlich sie auf ihr Zimmer. Wenn Frau von Kronach Migräne hatte, schlief sie nur schwer ein und wachte gar leicht wieder auf.

Valeskas Blick fiel auf den Abreißkalender neben dem Spiegel. Heut in der Frühe hatte sie völlig gedankenlos den verstrichenen Tag abgelöst. Jetzt erst bemerkte sie mit Erstaunen das Datum ihres vorjährigen Weggangs von Arley. Ein brennendes Rot stieg ihr ins Angesicht.

„Welch ein Rätsel!" dachte sie in süßer Verschämtheit. „Damals war ich der Erde beinah schon abgestorben. Mehr Nonne als Weltkind. Heute haft ich mit allen Fasern am Diesseits, an dem einzig geliebten Menschen, der mich zu seiner Lebensgefährtin erkoren hat bis in den Tod. Und trotzdem ist mir heute genau so ruhig und klar und selig ums Herz wie damals! Ja, Schwester Marguerite hat die Wahrheit gesprochen. Die Gnade des Herrn begleitet uns überall, wo wir auch wandeln mögen. Nur die

Seele muß frei sein von Lüge und Schuld und fest stehen im Glauben ans Ewige, Unvergängliche."

Sie trat vor den Spiegel und schaute sich tief und gedankenvoll in die sanft leuchtenden Augen. Unwillkürlich die Hände faltend, sandte sie ein heißes Gebet zu Gott und der heiligen Jungfrau empor — inbrünstigen Dank für alles Gute und Große, was ihr der Himmel gespendet hatte, und ein stummes Gelöbnis, unverbrüchlich festzuhalten an ihrer Liebe, an ihrem Hoffen, an ihrer heiligen, trostvollen Religion.

Eben trat sie zurück, um sich auszukleiden, als es leise an ihre Thür pochte. Etwas erschreckt ging sie zu öffnen.

„Du, Mama? Ich denke, du liegst schon seit neun Uhr im Bett?"

Frau von Kronach strich ihrer Tochter zärtlich die Wange. „Das war diesmal unnötig," sagte sie lächelnd. „Kaum warst du von Hause weg, da hörte mein Kopfschmerz auf. Nach einer Tasse Thee mit Rum ward mir so vollständig wohl, daß ich beschloß, deine Heimkehr abzuwarten. Nur zuletzt bin ich dann auf dem Sofa ein bißchen eingenickt."

Valeska schwieg.

„Na, und wie war's denn?" fragte die Mutter bedeutungsvoll. „Hast du dich gut amüsiert? War der Lieutenant von Hombrecht da?"

Die Tochter verstand sie. Frau von Kronach hielt sich immer noch fest überzeugt, Valeska hege für Arthur von Hombrecht ein starkes Interesse. Welch ein ergötzlicher Irrtum! Die gute Mama that ihr ordentlich leid. Und da ihre Seele so ganz erfüllt war von ihrem unbeschreiblichen Glück, so wollte sie jetzt den neuen Morgen nicht anbrechen lassen, ohne sich der geliebten Mutter zu offenbaren.

„Mama," sagte sie plötzlich mit einem scheuen Blick in das feine, etwas übernächtige Antlitz, das ihr von Kindheit auf nur gütig und frauenhaft mild begegnet war. „Süße Mama! Es ist mir etwas geschehen ... Schau mich doch an, Mama! Rätst du nicht, was es ist?"

„Was könnte das sein?" flüsterte Frau von Kronach bewegt. „Wahrhaftig, du siehst ganz eigen aus! So strahlend und so verklärt! Ich weiß ja längst, was in dir vorgeht. Hat er dir heute endlich gesagt, daß er dich lieb hat?"

Valeska warf sich der treuen Mutter leidenschaftlich ans Herz. In dieser Minute vergaß sie durchaus, daß Frau von Kronach sie mißverstand. „Ja, ja!" klang es wie halb unterdrücktes Jauchzen von ihrem zuckenden Mund. „Er hat mir gesagt, daß er mich liebt wie sonst nichts auf der Welt! Ich kann mich ja gar nicht mehr lassen vor Wonne und Seligkeit!"

Frau von Kronach legte der Tochter tief atemholend die rechte Hand über das dunkle Haar. „Gott segne dich!" hauchte sie mit einem dankerfüllten Blick nach oben. „Es hat ja so kommen müssen. Von Anfang an war ich mir klar darüber, daß ihr beide füreinander bestimmt seid."

„Wirklich, Mama?" fragte Valeska, in der jetzt das klare Bewußtsein der Situation wieder aufdämmerte. „Und er darf nun getrost vor euch hintreten, vor dich und Papa? Obgleich er ein Künstler ist?"

„Ein Künstler? Wieso? Ach, du meinst, weil er ein bißchen die Geige spielt! Aber das hat doch mit dem, was die gute Gesellschaft mit Recht am Berufskünstler aussetzt, ganz und gar nichts zu thun. Im Gegenteil: ein ausgezeichneter Offizier, der nebenher noch solche Talente besitzt ..."

„Allmächtiger Gott! Liebe Mama, hast du denn wirklich geglaubt ...? Mein Auserwählter ist Karl Schurz, der berühmte Maler."

„Was? Aber du sagtest doch ... Kind, das ist ja unmöglich."

„Weshalb unmöglich? Du und Papa, ihr steht mit eurem Vorurteil gegen das Künstlertum wirklich ein bißchen vereinzelt da! Noch dazu, da Herr Schurz wohlhabend ist und durchaus nicht abhängig von dem Ertrag seiner Bilder!"

„Arme Valeska! Sein Künstlertum wäre noch das geringste. Was Papa mal so hinwirft, ist nicht so ernst gemeint. Aber es liegt etwas weit Schlimmeres vor. Und zwar etwas ganz Entscheidendes. Herr Karl Schurz ist Protestant."

„Davon wußte ich nichts!" hauchte Valeska erbleichend.

„Protestant und geschworener Todfeind

unserer heiligen römisch-katholischen Kirche!" fuhr die Mutter mit wachsendem Nachdruck fort. „Ihr Angreifer und schnöder Verunglimpfer! Du sollst dich mit eigenen Augen davon überzeugen."

Es war ihr jetzt eingefallen, daß heute nachmittag kurz vor dem Aufbruch Valeskas ein bedeutsames Blatt aus Berlin angelangt war. Ihr Gemahl, der an den „Zechenden Mönchen" wie an der lieblich-zarten „Madonna" des jungen Künstlers doch ein gewisses Interesse nahm und nun über die neueste Schöpfung: „Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle", als ehrlicher Katholik etwas verblüfft war, hatte ihr jene Studie des tonangebenden Kunstkritikers zugeschickt — unter Beifügung etlicher unübersehbarer Ausrufungszeichen. Frau von Kronach in ihrem leidenden Zustand hatte den Aufsatz ohne besondere Teilnahme gelesen und dann beiseite gelegt. Nun aber kam ihr zu Sinne, daß die Lektüre dieses Artikels, der den Künstler schlechtweg als den Maler des Protestantismus bezeichnete, für Valeska ein vortreffliches Heilmittel darbieten und eine Reihe trüber Erörterungen abschneiden würde.

Sie eilte in ihr Boudoir. Nach drei Minuten kam sie zurück.

„Da, meine arme Valeska," sagte sie traurig. „Lies und urteile selbst!"

Die todbleiche Valeska trat zu der Lampe heran und beugte sich ängstlich vor. Das Blatt knisterte unaufhörlich in ihren Fingern. Als sie zu Ende war, sank sie lautlos auf einen Stuhl.

„Du siehst, mein Kind, daß kein Gedanke ist... Guter Gott, wie du zitterst! Nimm's doch nicht gar zu schwer! So manches junge Herz geht einmal irre. Die Zeit und das Bewußtsein, daß du den Willen Gottes erfüllst, wird dich schon heilen."

Sie schüttelte schwer und langsam den Kopf.

„Doch, Liebling!" fuhr die bekümmerte Frau fort. „Jetzt, in diesem trostlosen Augenblick bist du ja keines Urteils fähig. Deshalb will ich auch gar nicht betonen, wie unrecht es von ihm war, daß er sich dir überhaupt genähert hat. Er wußte doch, welche Kluft euch trennt. Oder ist er am Ende selbst so religionslos, daß jedes Glaubensbekenntnis ihm gleichgültig ist? Daß er voraussetzt, wir könnten so pflichtvergessen und schwach sein ...? Der Aufsatz da läßt allerdings eher vermuten, daß er im Gegenteil ..."

„Ich habe noch nie über derartige Dinge mit ihm gesprochen!" schluchzte Valeska. „Ach, Mutter, Mutter, es zerreißt mir das Herz!"

„Bete zur heiligen Jungfrau, du armes, gequältes Kind, daß sie dir beisteht! Die Gottesmutter hat Balsam für alle Wunden. Morgen sprechen wir mehr! Leg dich getrost schlafen! Auch ich will für dich beten. Geh, liebste Valeska, und weine mir nicht! Jede Thräne von dir fällt mir ja auf die Seele wie glühendes Blei!"

Als Frau von Kronach ihre Tochter verlassen hatte, warf sich das unglückliche Mädchen laut stöhnend aufs Lager. In heller Verzweiflung drückte sie das Gesicht in die Kissen, zerwühlte ihr Haar und erging sich in maßlosen Vorwürfen gegen das Schicksal.

Endlich fand sie als letzten Trost eine aufdämmernde Hoffnung. „Er ist Protestant," so klang es in ihrer Brust, „aber nur, weil er von protestantischen Eltern geboren ist. Er kennt vielleicht gar nicht die Größe und Herrlichkeit unserer katholischen Religion! Wenn ich ihm das nun alles erschließe, wenn ich ihn einweihe, dann muß er ja doch als denkender Mensch einsehen, daß er bis jetzt im Irrwahn gelebt und das wahrhaftige Heil traurig versäumt hat! Er wird und er muß sich bekehren — noch dazu, wenn er mich wirklich von Grund seiner Seele aus liebt!"

* * *

Wo es sich um ihr Liebstes auf Erden, um ihre Tochter handelte, war Frau von Kronach, die sonst nie etwas ohne den Rat ihres Gemahls unternahm, außerordentlich rasch von Entschluß. Die Art und Weise Valeskas verrieten ihr, daß es sich hier um eine tiefgründige Leidenschaft handelte, die nicht früh und energisch genug bekämpft werden konnte. Einstweilen durfte das arme Kind den entsetzlichen Menschen, der sie so unwiderstehlich umgarnt hatte, um keinen Preis wiedersehen. Die Stadt sogar, wo sie ihn kennen gelernt hatte, die ganze gesellschaftliche Umgebung, die Luft, die sie hier atmete — alles mußte ihr für einige

Zeit entzogen und so die Zukunft mit einem kräftig geführten Schnitt von der Vergangenheit losgetrennt werden.

Frau von Kronach war schon beizeiten auf und packte die Koffer. Sie selbst wollte ihr Kind ohne Verzug von dem Schauplatz dieser gefahrvollen Erlebnisse wegbringen. Sie zweifelte nicht, daß ihr der Oberst bedingungslos recht geben würde. Alsbald war ihr das Kloster Arley eingefallen, wo sich Valeska zur Freude aller so herrlich und gottwohlgefällig entwickelt hatte. Die fromme Äbtissin würde das arme verstörte Schäflein mit tausend Freuden für ein paar Monate aufnehmen. Jedenfalls kam Valeska dort schneller als irgendwo sonst über den ersten Sturm ihrer Verzweiflung hinweg. Der Verkehr mit den gottseligen Schwestern mußte ihr ja täglich und stündlich vor Augen führen, was der Abgrund bedeutete, an dessen Rand ihr Fuß schon gestrauchelt hatte.

Gewohnt, ihren Eltern willenlos zu gehorchen, und überdies innerlich wie gelähmt, fügte Valeska sich schweigend. Sie beschloß im Einverständnis mit ihrer Mutter, von Kloster Arley aus an Karl Schurz einen Brief zu richten und ihm die eiserne Unerbittlichkeit der Verhältnisse klar auseinanderzusetzen.

Man frühstückte in äußerst gedrückter Stimmung. Valeska zwang sich, wenigstens ein paar Anstandsbissen und eine Tasse Thee zu genießen. Die arme Mama sollte nicht merken, wie todsterbenselend ihr um das Herz war.

Dann rollte der Wagen vor. Um zwölf Uhr zwanzig ging der Eilzug nach Brüssel.

Während der ganzen vielstündigen Reise durch das maigrüne, blütenbesäte Flachland sprach Valeska so gut wie nichts. Sie legte sich im Geist ihren Brief an Karl Schurz zurecht — unaufhörlich, bis zur Ermattung. Sie mußte ja überaus vorsichtig sein in der Wahl ihrer Ausdrücke, da die Äbtissin und Frau von Kronach von diesem Brief Kenntnis nehmen und jeden Naturlaut der Liebe und Leidenschaft als zweckwidrig austilgen würden. Trotzdem sollte er's klar zwischen den Zeilen lesen, daß sie ihm nach wie vor angehörte; daß sie hier nur dem Zwang einer ungeheuren Notwendigkeit folgte und ihm vertrauensvoll die Lösung der furchtbaren Lage anheimgab. Mit jeder Minute hoffte sie jetzt wärmer und lebhafter, so sehr auch ihr ganzes Nervensystem einer gewissen Abspannung unterlag. Er, der Kluge, der Geistvolle, der Getreue, der sie so heiß liebte, würde mit Gottes Hilfe das Rechte schon ausfindig machen.

Auch Frau von Kronach saß beinahe fortwährend in schweigendem Nachdenken. Sie hielt es für unklug, ihre wortkarge Tochter so unmittelbar nach dem entscheidenden Schlag durch langes Reden beeinflussen zu wollen. Das überließ man besser der Zeit und dem Kloster Arley. Wohl aber sann Frau von Kronach rastlos darüber nach, was man beginnen solle, wenn sich das tief erregte Gemüt Valeskas einigermaßen beruhigt hätte. Die fürsorgliche Mutter plante da alles Erdenkliche. Ein Landaufenthalt schwebte ihr vor — zum Beispiel in Gräfenroda, das ja nach der Versicherung des Freiherrn von Günther so großartig schöne Hügel und Wälder hatte und die ozonreichste Luft in ganz Westfalen. Sie dachte an buntwechselnde Sommerfahrten, an Hochalpen und Seebäder, an Zermatt und Misdroy, an Pontresina und Wyk. Sie träumte von der jetzt Mode gewordenen Julireise ins Reich der Mitternachtsonne. Ja, eine derartige Nordlandsreise war vielleicht von allem das ratsamste. Die wunderbaren, völlig neuen Eindrücke dieser großartigen Natur würden auch bei Valeska die oft erprobte Heilkraft bewähren. Inzwischen aber änderte sich wohl auch manches daheim. Künstler waren von jeher eitel und wetterwendisch. Wenn sich Herr Karl Schurz endgültig abgelehnt sah, regte sich in ihm unzweifelhaft jener Liebesverdruß, der schon der erste Schritt zur Anknüpfung neuer Beziehungen ist. Im regen Verkehr mit anderen, ebenso hübschen Mädchen, bei denen vielleicht kein Hindernis obwaltete, fand er Entschädigung ... Und wenn dann Valeska erfuhr, daß er durchaus nicht wie ein romantischer Toggenburg elend dahinsiechte, sondern sich flott amüsierte, dann kam ihr wohl auch ihr weiblicher Stolz zu Hilfe ...

Gegen halb sechs traf man im Kloster ein. Die Zöglinge hatten just Handarbeitsunterricht. Während nun die arme Valeska mit Schwester Marguerite bleich und zitternd

im Garten umherging und der treu teilnehmenden Freundin haltlos und in fast unverständlichen Andeutungen ihr Leid klagte, hielt ihre Mutter ein langes, eingehendes Zwiegespräch mit der Äbtissin. Frau von Kronach setzte ihr gründlicher, als nötig war, und mit häufig hervorquellenden Thränen den Sachverhalt auseinander.

Die würdige alte Dame begegnete ihr mit dem liebevollsten Verständnis. Sie gab ihr in jeder Beziehung recht und lobte besonders ihren glücklichen Einfall, die Tochter gerade zu ihr nach Arley gebracht zu haben. Das sei nicht nur das beste für den Gemütszustand des jungen Geschöpfes, sondern auch der Welt gegenüber am wenigsten auffallend; denn Valeska habe doch wahrscheinlich oft genug von ihrer großen Anhänglichkeit an das Kloster geredet. Auch im übrigen sprach die Äbtissin dem trauernden Mutterherzen gar wohlwollend und gütig zu, so daß Frau von Kronach schließlich fest überzeugt war, daß diese Prüfung in kurzer Zeit überstanden sein würde.

Als sie am Abend unter dem altfränkischen Betthimmel des sogenannten Turmzimmers einschlief, war sie schon klar darüber, was sie den neugierigen Menschen daheim sagen wollte; denn der wirkliche Sachverhalt sollte um keinen Preis ruchbar werden. Die Notlüge, die Frau von Kronach sich ausdachte, war einfach genug. Mitten im Strudel der frohesten Geselligkeit hatte sich bei Valeska urplötzlich eine Art Weltflucht geregt — und zwar im besonderen die glühendste Sehnsucht nach ihren teuren, unvergeßlichen Ursulinerinnen. Da nun gerade im selben Augenblick eine liebenswürdige Einladung der Äbtissin kam, so war man, kurz entschlossen, dieser Einladung gefolgt.

Frau von Kronach wollte nötigenfalls noch hinzufügen, die Abfahrt habe so über Hals und Kopf stattfinden müssen, weil ihre Tochter noch das vierzigjährige Priesterjubiläum des Aumoniers Tarnot habe mitfeiern wollen, das schon am folgenden Tage stattgefunden habe. Thatsächlich geschah das freilich erst eine Woche später.

Am folgenden Morgen reiste Frau von Kronach wieder nach Hause. Der Abschied zwischen ihr und Valeska hatte bei aller Herzlichkeit etwas Beklommenes. Valeska fühlte ja wohl, daß die Maßnahmen ihrer treuen Mama nur aus der redlichsten Absicht hervorgingen. Dennoch gab es im tiefsten Grund ihrer Seele einen verborgenen Winkel, wo sich der Widerspruch regte. Die große, reine, unendliche Liebe, die jetzt ihr ganzes Wesen wie mit überirdischem Feuer durchdrang, säte dort ihre Zweifel aus. Es konnte nicht unrecht sein, demjenigen als Lebensgefährtin angehören zu wollen, dem das junge Gemüt so heilig und so inbrünstig entgegenjauchzte. Von dieser Empfindung beherrscht, mußte sie wohl oder übel ihre sonst so gütige Mutter als die Störerin ihres Glückes betrachten. Und Frau von Kronach fühlte das gleichfalls. Zum erstenmal in ihrem Leben wich sie dem Blicke der Tochter unruhig aus, und als sie das Kind vor der epheubewachsenen Klosterpforte zärtlich umarmte, kam sie sich bei aller Genugthuung vor wie eine Schuldbewußte, die heimlich Abbitte leistet.

In dieser bangen Sekunde tönten von der uralten Domkirche des Städtchens Arley die Morgenglocken herüber. Unter dem grauwolkigen Himmel, der sich seit gestern abend wie ein undurchdringliches Bahrtuch über die Landschaft breitete, klang das doppelt erhaben und feierlich und rief mit zwingender Allgewalt die Seele vom Staube des Diesseits zur Betrachtung des Ewigen.

Gott der Herr in seiner unendlichen Güte und Weisheit wird uns schon den richtigen Pfad zeigen, dachte die schmerzlich bewegte Frau. Ich bin sein Werkzeug und handle nach bestem Wissen und Können.

Dann küßte sie ihre Valeska liebewarm auf den Mund, wandte sich nochmals mit ehrfurchtsvoller Begrüßung an die Äbtissin, die in ruhiger Freundlichkeit zusah, und stieg rasch in den Wagen.

* * *

„Mein Kind,“ sprach die Äbtissin feierlich, als sie nachmittags in ihrem schlicht ausgestatteten Arbeitsgemach mit Valeska allein war, „deine liebe Mama hat mir alles gesagt. Es ist ein schweres, schweres Geschick für dich, und ich beklage dich aufrichtig. Aber wenn du fest am Gebet hältst und dich vor Gottes unerforschlichem Ratschluß demü-

tigst, wirst du schon obsiegen. Der Allgütige legt deinen Schultern nicht mehr auf, als sie zu tragen vermögen. Von unserer Liebe umhegt und im Schutze dieses heiligen Klosters, das dir so teuer ist, soll dein wundes Gemüt allmählich heil werden. Und dann, mein Kind, wirst du erkennen, daß dir auch diese Prüfung zum Segen gereicht."

Die mildfreundliche Dame strich dem verstört dreinschauenden Mädchen liebkosend über die weiße Stirn. Da barg Valeska ihr zuckendes Antlitz tief im Schoß ihrer frommen Beschützerin und schluchzte zum Herzbrechen.

„Scheue dich nicht, deinem Schmerz freien Lauf zu lassen!" sprach die Äbtissin. „Weine dich aus, meine Tochter! Und wenn du der Thränen ersättigt bist, dann höre deiner alten bewährten Freundin einmal so recht klar und vernünftig zu!"

„O, ich bin ja schon ganz ruhig," sagte Valeska und blickte trüblächelnd empor. „Es kam nur so über mich. Denn ob es nun Sünde ist oder nicht: ich hab ihn so lieb wie sonst nichts, nichts auf der Welt."

„Auch lieber als deinen Herrn und Heiland? Auch lieber als Maria, die Gottesmutter?"

Valeska rührte sich nicht. Was sollte sie antworten?

„Sieh, mein Kind," fuhr die Äbtissin fort, „du mußt nicht meinen, weil ich betagt bin und so frühzeitig den Schleier genommen habe, daß ich nun gar nichts ahnte von dem, was in dem Herzen eines jungblühenden Mädchens wie du vorgeht. Deine Gefühle sind mir durchaus kein Rätsel. Ich weiß genau, daß sie edel und rein sind — und heilig wie alles, was einer unverdorbenen Seele entquillt. Ich begreife auch, daß du unsagbar leidest. Ein Martyrium sucht dich jetzt heim, so herb und so qualvoll, wie es dem Weibe auf seiner irdischen Pilgerfahrt nur irgend beschieden ist. Auch kenne ich deinen Charakter hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß es bei dir mit dem Vergessen nicht so geschwind geht, wie dies bei anderen scheinbar ebenso trostlosen jungen Mädchen häufig der Fall ist. Aber trotz alledem wirst auch du deines Kummers Herr werden. Mache dir nur einmal klar, was auf dem Spiele steht! Die Sache der Religion und dein eigenes Seelenheil würden gefährdet sein, wenn du nicht mutig standhieltest. Dünkt es dir nicht vollkommen unmöglich, daß ein Geschöpf wie du sich einem Manne verbindet, den die Volksstimme als den Maler des Protestantismus bezeichnet? Der die Abtrünnigkeit verherrlicht und den starrsten Widersacher des heiligen Vaters zum Heros stempelt?"

Valeska zitterte. Wie hilfesuchend umklammerte sie die weiche Hand der Äbtissin und lehnte den Kopf ächzend auf ihre Schulter.

Die Äbtissin fuhr fort:

„Denke doch nur diesen fürchterlichen Gedanken aus! Was sollte und könnte das im günstigsten Fall für eine Ehe werden? Vorstellungen, an denen von Kind auf dein ganzes Herz hängt, Personen und Dinge, die für dich das Heilige schlechthin bedeuten, erscheinen ihm als bloße Phantasmen, als Willkürlichkeiten des Irrtums und Aberglaubens! Jene Gemeinsamkeit des Empfindens und Hoffens, die selbst für das irdische Glück so unerläßlich ist, müßte euch ein für allemal fremd bleiben. Eine Kluft würde zwischen euch gähnen, die keine Liebe und keine Hingebung jemals ausfüllen könnte. Aber das wäre ja noch das geringste. Der Schwerpunkt der Frage liegt anderswo. Da er unleugbar ein hochbegabter, glänzender Geist ist, so würdest du die größte Gefahr laufen, in deinem eigenen Glauben von Grund aus erschüttert zu werden. O, meine Tochter, die falsche Weisheit arbeitet oft mit gar schneidigen und blendenden Waffen! Sie weiß es einzurichten, daß ihre sogenannte Logik den Gegner verblüfft und betäubt — und dann hat der Unglaube gewonnenes Spiel. Ein weibliches Wesen vollends, das da in so vielen anderen Beziehungen zu dem Mann seiner Wahl emporschaut, eine hingebungsvolle, weiche Natur wie du, besitzt nicht die Kraft eines dauernden Widerstandes. Du, mein Kind, du wärest unrettbar verloren in alle Ewigkeit."

„Allgütiger Heiland, beschütze mich!" hauchte Valeska.

„Ja, mein Kind, unrettbar verloren! Das ist meine feste und heiligste Überzeugung. Wären also die sogenannten gemischten Ehen nicht schon an und für sich der alleinselig-

machenden Kirche ein Greuel: du müßtest zurückschrecken um deines eigenen tödlich bedrohten Heiles willen. Zudem sind deine Eltern fest entschlossen, lieber zu Grunde zu gehn, als jemals ihre Zustimmung zu erteilen."

„Papa weiß noch von nichts," fuhr Valeska heraus.

„Frau von Kronach fühlt sich eins mit ihrem Gemahl," versetzte die Oberin würdevoll. „Ach, wenn du nur ahntest, wie deine gute Mama unter diesen Erlebnissen leidet, du würdest schon aus Liebe zu ihr mutig und mit aller Gewalt an dir arbeiten ... Nun gar dein vortrefflicher Vater, der so überaus stolz ist auf die untadelige Kirchlichkeit seiner uralten Familie! Es mag dir ja furchtbar schwer fallen, aber es hilft nichts: du mußt zur Erkenntnis kommen, daß diese Neigung in jeder Beziehung aussichtslos ist. Sonach halte ich's für meine Pflicht ..."

„Aber vielteuerste Frau Äbtissin," schluchzte Valeska, „trotzdem ist ja noch immer ein Weg denkbar ..."

„Keiner, mein Kind!"

„Doch, doch! Wenn er zur alleinseligmachenden Kirche übertritt!"

Die Äbtissin streckte abwehrend die rechte Hand aus. „Der Maler des Protestantismus?" fragte sie herb. „Und wenn selbst! Ein derartiger Übertritt wäre ja doch nur ein sittlich wertloser äußerer Akt, der an der wahren Gesinnung des Mannes durchaus nichts verändern würde! Ich hab mir den Aufsatz, der ihm so freigebig Weihrauch streut, Wort für Wort von deiner Mama übersetzen lassen. Ohne das Bild zu kennen, darf ich auf Grund dieser Lobsprüche dreist behaupten: ein Künstler, der so etwas gemalt hat, und die heilige römisch-katholische Kirche — das sind Gegensätze, die sich niemals versöhnen werden. Auch wenn er sich heut noch angeblich bekehrte — ich würde demungeachtet bei meiner Behauptung verharren: er ist unser Todfeind. Durch die Arbeiten dieses Herrn Karl Schurz weht ein Geist, der nun und nimmer in unserer katholischen Kirche Raum finden kann, der Geist der Verneinung, der Auflehnung, des krassesten Unglaubens. Nein, teure Valeska! Ein kurzes und rasches Entsagen ist hier das einzig Kluge, Verständige und Gottwohlgefällige! Laß uns jetzt abbrechen! Überleg dir das alles noch einmal ruhig im stillen Kämmerlein! Sobald du dann das Bedürfnis hast, reden wir über das Nähere. Es wird ja wohl nicht zu umgehen sein, daß du ihm schreibst ... Schriebe ein anderer, so könnte Herr Schurz sich noch mit der Hoffnung tragen, du seiest nicht völlig mit dem, was man ihm mitteilt, einverstanden. Und du hast doch unleugbar die Pflicht, ihn nicht zwecklos zu quälen. Geh jetzt, Valeska, und sammle dich! Gott schenke dir seinen Beistand!"

Valeska von Kronach begab sich sofort in ihr Zimmer. Sie hatte bereits am Vormittag um die Erlaubnis gebeten, sich für heute noch von den gemeinsamen Mahlzeiten ausschließen zu dürfen, was die Äbtissin ihr gern zugestand. Um sieben Uhr brachte ihr eine der Schaffnerinnen den Thee.

Es dunkelte schon, als Valeska in tiefster Niedergeschlagenheit durch die sanftrauschenden Baumgänge des Gartens schritt. Nach langer Selbstprüfung hatte sie Trost gesucht bei der liebreizenden Schwester Marguerite und auch hier nichts gefunden, was ihr gebeugtes Herz hätte aufrichten können. Schwester Marguerite hatte mit ihr geweint, ohne doch fähig zu sein, den wohlgemeinten Erörterungen der Frau Äbtissin auch nur mit einer einzigen Silbe zu widersprechen. Wie freudig hätte die Schwester ihre herzliebe Valeska beglückwünscht, wenn es sich um ein Bündnis gehandelt hätte, das nach Ansicht der strenggläubigen Ursulinerinnen statthaft und möglich war! Nächst der Himmelsbraut erschien ja auch ihr eine irdische Braut als das gebenedeiteste Wesen unter der Sonne. Ja, es gab vielleicht Augenblicke, in denen Marguerite trotz ihrer tiefen und echten Frömmigkeit der irdischen heimlich den Vorrang erteilte. Aber das setzte doch immer voraus, daß die Verhältnisse klar und von jedem bedrückenden Mißklang frei waren. Jetzt, angesichts dieser trostlosen Situation, konnte sie nur in teilnehmender Freundschaft für die arme Valeska beten und ihr den Rat erteilen, sich den Wünschen und Weisungen ihrer Mutter und der ehrwürdigen Frau Äbtissin demütig zu fügen.

Von diesen Eindrücken beherrscht, hatte Valeska den Drang verspürt, bei schon vor-

gerückter Stunde nochmals hinaus zu eilen in die Abenddämmerung des schweigsamen Klostergartens. Brennenden Auges schritt sie über die schlummernden Pfade, an den Plätzen vorüber, wo sie vordem so glücklich und froh gewesen war. Sie fühlte sich nun verlassen und elend wie nie zuvor.

So kam sie nach einiger Zeit in die Nähe der kleinen basaltgrauen Kapelle, auf deren Kreuzblumen, Fialen und Wimpergen der immer stärker werdende Glanz des Mondes lag. Das Herz wollte ihr fast in Stücke brechen, als sie bei diesem Anblick sich des Tages erinnerte, da ihr der greise Aumonier Tarnot hier zum letztenmal den Leib des Herrn gereicht und sie zur Treue ermahnt hatte gegen Maria, die gnadenreiche Beschirmerin jungknospender Mädchenseelen. Wie friedsam, wie ruhig und licht sah es damals in ihrem Gemüt aus! Und jetzt — welch öde Zerrissenheit, welch dumpfe, starre Verzweiflung!

Die kleine Kapelle war bei Tag und Nacht geöffnet. Ein heißes Verlangen ergriff die Unglückliche, hier vor dem Altar der heiligen Gottesmutter ihr Herz auszuschütten und sich Kraft zu erflehen, diesen schier unerträglichen Kampf durchzukämpfen bis ans Ende.

Sie trat ein. Verschwimmendes Mondlicht fiel gedämpft durch die buntfarbigen Glasmalereien, gerade nur hell genug, um die Dinge ringsumher notdürftig erkennen zu lassen. Vor dem hohen Gemälde, das die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben darstellte, glomm in matt-rötlichem Schimmer die ewige Lampe.

Valeska warf sich, das Antlitz gesenkt, in die Knie und klagte der Himmlischen aus gefolterter Seele ihr Leid, jenes größte und tiefste Leid des Sterblichen, das so alt ist wie die Menschheit, und doch jedem, den es befällt, so neu, so unerhört dünkt und so wider alle Natur und Gerechtigkeit.

Noch ungetröstet erhob sie sich. Es war ihr zu Mute, als könne sie überhaupt nicht mehr in voller Gläubigkeit beten. Und es graute ihr vor ihrer eigenen Verworrenheit.

Sie wollte sich eben, scheu wie eine Verfemte, zum Ausgang wenden, als sie heftig zusammenfuhr. Dicht vor ihr stand eine dunkle Gestalt, die langsam den Kopf bewegte. Das Mondlicht, durch ein weitflatterndes Kleid des Fenstergemäldes in magisches Grün verwandelt, spielte um ein vergrämtes, hageres Gesicht mit hohlblickenden Augen. Valeska erkannte die unselige Schwester Agathe.

„Fräulein von Kronach,“ raunte die Nonne geheimnisvoll, „suchen auch Sie hier Schutz gegen die Anfechtungen des Satans?“

Und dann nahm sie das aufschauernde Mädchen ungestüm bei der Hand und führte es abseits. Im äußersten Winkel der kleinen Kapelle niedersitzend, erzählte sie von ihren schreckhaften Visionen, von den Rätseln der Finsternis und den teuflischen Lockungen, die sich auf Schritt und Tritt an sie herandrängten. Sie sprach so tieftönig und dumpf, daß schon der Klang ihrer Stimme Grausen erregte. Sankt Mamertus war ihr jetzt schon zum viertenmal im Traum erschienen und hatte ihr zugeraunt, er fürchte mit jedem Tag mehr für ihr Seelenheil. Sobald der Marienmonat vorüber wäre, wollte sie sich die härtesten Büßungen auferlegen, um so mit Hilfe Marias doch vielleicht der ewigen Not zu entgehen und der Qual der Verdammnis. Sie bezichtigte sich der schwersten Verstöße gegen Gottes Gebot, der schmachvollsten Lästerungen, besonders aber der heimlichen Ketzerei. Das alles — sie wußte es wohl — waren unmittelbare Eingebungen der Hölle. Da galt es nun ringen und kämpfen und sich kasteien und mit blutigen Thränen aufjammern zur Mutter des Heilands, um nicht vom geistigen Tod überwältigt zu werden. Die Schwester hatte dies neue Weh noch keiner menschlichen Brust anvertraut. Jetzt aber sah sie es wie eine göttliche Fügung an, daß sie hier in der einsam-stillen Kapelle ein junges Geschöpf traf, dem da gleichfalls ein unergründlicher Schmerz an der Seele fraß. Valeska hatte sich ja im Gebet gewunden wie ein versehrter Wurm — und so qualvoll gestöhnt ... Einer Leidensgefährtin aber durfte man wohl sein todwundes Gemüt entschleiern.

Als Schwester Agathe mit ihrem Jammer zu Ende war, wollte sie, daß auch Valeska ihr beichte. Valeska jedoch fühlte sich trotz alles Mitleids von der Persönlichkeit dieser Nonne so abgestoßen, daß ihr ein solches

Geständnis stark widerstrebte. Sie gab nur im allgemeinen zu, von mancherlei Zweifeln und Gewissensbissen gequält, habe sie hier bei der heiligen Jungfrau Trost und Befreiung gesucht, und machte sich dann, sobald es ging, von der unheimlichen Gefährtin los. Eins aber war in ihrem Herzen zurückgeblieben: das unsäglichste Angstgefühl vor Sünde, Irrtum und Abtrünnigkeit, ein dämonisches Grausen vor dem Verlust ihrer Gotteskindschaft und ihres Erbteils im Reiche der Seligen.

Die ganze Nacht über that sie kein Auge zu. Am folgenden Morgen war sie in jeder Beziehung reif für die unwiderrufliche Absage, die man von ihr erwartete.

Und sie schrieb nach den Winken und Angaben der Frau Äbtissin an den Mann, der doch die ganze Glut und Kraft ihrer Liebe besaß, einen ruhig-höflichen Brief.

* *
*

Karl Schurz war nach jenem ereignisvollen Abend in der Taumelstimmung des glücklich Liebenden heimgeeilt. Das wildfrohe Erstaunen, das den Menschen ergreift, wenn er sich nach so langem Hoffen und Zweifeln endlich am Ziel seiner Sehnsucht gewahrt, ließ ihn vorerst nicht an den Schlaf denken. Alles rings um ihn her schien wie verwandelt. Das Unbedeutendste, der Faltenwurf der Gardine, das Arabeskenwerk der Tapete, sah ihn mit fremdartig-verwunderten Augen an. Zuweilen trat er ans halbgeöffnete Fenster und that einen tiefschauernden Atemzug. Die Welt lag so geheimnisvoll unter dem sternklaren Nachthimmel; die Giebel und Essen und Dachtraufen verschwammen so unerkennbar phantastisch im bläulichen Dämmerschein. Hatte er wirklich diesen märchenhaft-schönen Anblick früher unzähligemal gleichgültig hingenommen? Heut erst empfand er das herrliche Stimmungsbild da draußen als eine Sache, die ihn persönlich anging: als den Hintergrund, auf dem sich eine glückselige Zukunft abspielen sollte.

Am folgenden Tage erhob sich Karl Schurz auffallend spät. Mehrere Stunden lang trieb er sich ohne ernsthafte Thätigkeit im Atelier herum. Drei- oder viermal versuchte er das großartig geplante „Heimweh“, dessen erster Entwurf so farbenprächtig und frisch vor ihm stand, in endgültiger Form auf die schwarzbraun umrahmte Leinwand zu übertragen, die er zu diesem Zweck schon vor etlichen Tagen hier aufgestellt hatte. Aber er kam nicht weit. Sein Herz war zu voll, sein Blut zu aufgeregt. Nun machte er da und dort eine Korrektur an der Farbenskizze und fand, daß er so den ursprünglichen Ton des Ganzen eher verdarb als verbesserte. Das rasch aus dem Schubfach geholte Seidenpapier sog die zweckwidrige Zuthat ein und flog an den Boden. Es war heute nichts mit der Arbeit, das merkte er jetzt.

Er sah nach der Uhr: zwölf!

Schurz trat in das Ankleidezimmer und zog sich um. Valeska hatte ihm heute auf ein Uhr eine kurze Begegnung im Hofgarten zugesagt. Um diese Zeit kam sie aus der Klavierstunde. Er sollte dann von ihr erfahren, ob sie bereits mit ihrer Mutter gesprochen hatte, und ob es ratsam erschien, daß er schon jetzt Schritte that.

Er nahm den Filzhut und den grauen Naturstock und rannte die Treppe hinab. Es war ja noch etwas früh. Er würde jetzt in der großen Kastanienallee mindestens drei viertel Stunden lang warten müssen. Doch das war immer noch besser als das Herumlungern im Atelier, wo ihm die Ungeduld beinahe den Atem raubte.

Auch im hellsprühenden Tageslicht schien ihm die ganze Stadt wie vertauscht: alles so neu und so jung und so lebensfroh. Er hätte singen und jauchzen und lärmen mögen vor Wonne und Seligkeit.

Lange noch vor halb eins war er an Ort und Stelle. Er durchschritt die ganze Allee von Anfang bis zu Ende, was genau sechs Minuten beanspruchte. „Also noch fünfmal!“ sagte er zu sich selbst, machte rasch kehrt und hatte nun das Gefühl, als ob er durch sein gesteigertes Tempo auch das Erscheinen Valeskas beschleunige. Er mußte über den Trugschluß seines Instinkts lächeln. Aber die schnelle Bewegung wirkte thatsächlich wohlthuend auf sein Erwartungsfieber.

Trotzdem verging ihm die Zeit außerordentlich langsam. Wenigstens bis zu dem

Augenblick, da seiner Berechnung nach Valeska spätestens hinter dem großen Denkmal erscheinen mußte. Als dieser Augenblick vorbei war, ergriff ihn die wachsende Angst, sie werde jetzt überhaupt nicht mehr kommen. Und nun flogen ihm die Minuten auf Sturmesflügeln. Ehe er sich dessen versah, war es halb zwei, zwei. Jetzt gab es durchaus keinen Zweifel mehr: sie hatte ihr festes Versprechen aus irgend welchen Gründen höherer Gewalt nicht erfüllen können. Denn daran, daß sie aus eigener Schuld wortbrüchig sein könnte, dachte er keine Sekunde lang.

Ob sie krank war? Das dünkte ihm fast die einzige Möglichkeit. Jedenfalls mußte er sich Gewißheit verschaffen.

Ohne sich noch im klaren zu sein, wie er das anfangen solle, schlug er mechanisch die Richtung nach ihrem Hause ein. Er ging lange nicht mehr so flott und elastisch wie zu Beginn seiner Wanderung. Ein bängliches Vorgefühl hatte sich ihm kalt auf die Nerven gelegt. Der Besitz Valeskas war ja auch ein zu unermeßliches Glück, als daß sich dies alles so ganz und gar ohne Schwierigkeit hätte fügen können!

Er überlegte. Da er in Valeskas Familie noch nicht eingeführt war — eine seltsame Scheu hatte ihn stets von der Anknüpfung eines Verkehrs abgehalten — so war jetzt ein Vorwand für einen Besuch schwer ausfindig zu machen. Zwanzigerlei fiel ihm ein, was er sofort als unmöglich verwarf. Trotzdem steuerte er unentwegt auf die Kronachsche Wohnung los, vielleicht in der Hoffnung, jemand vom Dienstpersonal zu treffen, der ihm bei kluger Einfädelung Bescheid sagen würde.

In der That kam ihm der Zufall zu Hilfe. Als er noch dreißig Schritt von dem Eingang entfernt war, sah er den Oberstabsarzt Böthling heraustreten und geradeswegs auf ihn zuschreiten. Karl wußte, daß Doktor Böthling bei Kronachs Hausarzt war. Kein Zweifel, Valeska war unpäßlich. Von weitem schon suchte Karl Schurz in den Zügen des Mannes zu lesen, ob vielleicht gar etwas Ernsthaftes vorliege. Doktor Böthling indessen schaute so gleichmütig und so behaglich aus wie immer.

Der junge Künstler war schon im Begriff, den Oberstabsarzt anzureden. Aber der liebenswürdige Herr mit dem frischen, weinroten Gesicht blieb aus eigenem Antrieb ein paar Minuten lang bei ihm stehen, fragte ihn, wie ihm der gestrige Abend bekommen sei, und fügte dann lächelnd hinzu:

„Ihre niedliche Tänzerin, das Fräulein von Kronach, ist uns ganz unverhofft ausgekniffen. Ich wollte da eben zu ihrer Mama. Da hör ich vom Diener, die beiden Damen seien mit dem Zwölf-Uhr-Zug nach Brüssel gereist. So treiben's die Evatöchter! Gestern war noch die gnädige Frau todsterbenskrank; heut unternimmt sie Spritztouren."

„Das ist allerdings merkwürdig," stammelte Schurz. „So unerwartet?"

„Na, die Kronachs sind immer schnell von Entschluß gewesen. Vielleicht Familienverhältnisse ... Wer kann das wissen? Ich hätte mir nur den Gang sparen können. Seit acht Tagen bin ich höllisch in Anspruch genommen. Auf Wiedersehen!"

Ein kräftiger Händedruck — dann verschwand Doktor Böthling im Straßengewühl.

Karl Schurz war nun etwas beruhigter. In der That waren ja hundert Fälle denkbar, die eine derartige plötzliche Fahrt nach Brüssel erheischen konnten. Valeska hatte ihm sicher noch vor der Abreise Nachricht gegeben. Vielleicht fand er zu Hause bereits ihren Brief.

Er nahm eine Droschke, um ja keinen Augenblick länger als nötig in Ungewißheit zu schweben. Aber die sehnlichst erhoffte Botschaft war noch nicht eingetroffen.

Den ganzen Tag über wartete er in steigender Aufregung. Am Abend suchte er sich mit dem Gedanken zu trösten, Valeska habe wohl vor der Abreise keinen Augenblick des Alleinseins gefunden und ihrer Mutter einstweilen noch nichts verraten wollen. Zweifellos werde nun morgen ein Brief aus der belgischen Hauptstadt anlangen.

Als auch der folgende Tag verstrich, ohne von der Entschwundenen irgend ein Lebenszeichen zu bringen, fühlte sich Karl Schurz von unsäglicher Angst gepackt. Und nach und nach ward er hellseherisch. Der wahre Zusammenhang erschloß sich ihm bruchstückweise. Er wußte jetzt: Valeska hatte sich ihrer Mutter gleich offenbart, die Mutter

hatte ihr Veto eingelegt und diesem durch die sofortige Wegführung der Tochter Nachdruck verliehen. Halb unbewußt hatte er schon den Tag über nach Gründen gesucht, die Frau von Kronach gegen seine Persönlichkeit einnehmen könnten, und zum erstenmal war ihm eingefallen, was er bis dahin niemals in Betracht gezogen hatte: die Verschiedenheit der Bekenntnisse.

Ja, das mußte es sein! Das war die einzige Möglichkeit!

„Aber um Himmels willen,“ klang es in seiner Brust, „giebt es denn so etwas ...? An der Wende des neunzehnten Jahrhunderts? Würde es mir denn je beifallen, und wäre sie auch die glühendste Anhängerin des Papismus, ihr religiöses Bedürfnis und ihren Glauben irgendwie stören zu wollen? Würden mir nicht alle Symbole, an denen ihr Herz hangen mag, heilig und unantastbar sein, nur weil sie ihr heilig sind?“

Und ein dumpf-wühlender Groll stieg in ihm auf, daß gerade er ein so trübes Schicksal erleben sollte! Er, der sein Fühlen und Denken niemals in die Schranken einer kirchlichen Konfession gebannt hatte, sondern in all den mannigfaltigen Bildern und Gleichnissen nur die schwungvoll-dichterische Umrahmung der einen Wahrheit erblickte, der ewig unerforschlichen, unaussprechbaren! Er, der die nämliche Andacht in der Moschee fühlte wie in dem christlich-katholischen Dome, wenn er nur eins empfand: daß um ihn herum eine wahrhaft heilsbedürftige, lichtverlangende Menschheit kniete!

Er warf sich in seinen Lehnstuhl und stützte schwer beklommen die Stirn auf die Hand. In seiner frischen und fröhlichen Naivetät war es ihm gar nicht zu Sinne gekommen, daß diese Anschauungen von anderen hochgemuteten Herzen nicht geteilt werden könnten. Was ihn ausgefüllt hatte, war die Besorgnis: hat sie dich lieb? Wird sie auch ja sagen? Alles übrige schien ihm gering neben dem einen Punkte, von dem für ihn Tod und Leben abhing. Vorübergehend war ihm einmal der Adelsstolz der Familie eingefallen. Aber im Hochgefühl seines Könnens und seiner geachteten Stellung hatte er das rasch wieder über Bord geschleudert. Und nun tauchte da plötzlich wie eine Wolke am heiteren Himmel der Konfessionsunterschied auf!

Umsonst rief sich Karl die vollendete Liebenswürdigkeit der Kronachs auch im Verkehr mit Andersgläubigen und die harmlose Weltfreude namentlich der Mutter ins Gedächtnis zurück. Die Kernfrage blieb.

Noch am nämlichen Abend fand er Gelegenheit, in scheinbar gleichgültiger Unterhaltung mit zwei Bekannten Dinge zu hören, die seine Vermutung bestätigten. Ausdrücklich ward festgestellt, daß Herr von Kronach sowohl wie seine Gattin, geborene von Trußberg, der allerstrengsten, orthodoxesten Richtung huldigten. Von Fräulein Valeska wußte man in dieser Beziehung zwar nichts Positives, aber es war doch vorauszusetzen, daß sie als Tochter so frommgläubiger Eltern nicht weit vom Stamme gefallen war.

Am vierten Tag erhielt Karl Schurz einen Brief mit dem Poststempel Arley. Bebend riß er das große steife Couvert auf, und stockenden Herzens las er, was die Geliebte ihm hier in ruhiger Sachlichkeit mitteilte. Der Ton dieser frostklaren Zeilen übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Er legte das furchtbare Dokument auf den kleinen Trumeau unter dem Goldspiegel und durchmaß dann wohl eine Viertelstunde lang mit dumpfdröhnenden Schritten sein Atelier. Plötzlich machte er vor dem farbenprächtigen Skizzenblatt „Heimweh“ Halt und schlug die Hände vors Antlitz wie ein Verzweifelter.

Welch eine blutlos-öde Epistel! War das wirklich die heiß erglühende, wundersüße Valeska, die ihn dort vor dem abendrotüberfluteten Teich umhalst und geküßt hatte? Die ihm voll überquellender Leidenschaft zugeraunt hatte: „Ja, ich habe dich lieb wie sonst nichts auf der Welt!“ ... Der Brief war ja in seiner logisch unanfechtbaren Kälte geradezu grausenerregend.

Valeska von Kronach gab ihrem Verlobten schlankweg, obschon mit sehr höflichen Worten, den Laufpaß. Sie bat ihn zum Schluß aufrichtig um Verzeihung, daß sie ihm eine Hoffnung erweckt habe, die sie angesichts der obwaltenden Verhältnisse leider nicht zu erfüllen im stande sei. Auch versicherte sie ihn wiederholt ihrer vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

Alles das klang so herzlos und förmlich, daß es dem armen Karl Schurz in die Seele schnitt wie der entsetzlichste Hohn. Ein tieferer Absturz aus allen Himmelshöhen war ja nicht denkbar. Wie hatte er aufgejauchzt in dem Hochgefühl: das herrlichste, reinste, wonnevollste Geschöpf unter der Sonne liebt dich! Und nun war diese hingebungsvolle Glut, die ihn so maßlos beglückt hatte, mit einemmal wie ausgelöscht. Die mitleidsloseste Rauheit der Pflicht sprach hier aus jeder Silbe. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Das hat Valeska nimmermehr geschrieben, rang es sich endlich aus seiner keuchenden Brust los. Man hat sie gezwungen; man hat ihr das aufgesetzt. Dort im Kloster steht sie ja ganz unter dem Bann fremder Beeinflussung. Wer weiß, wie man die Ärmste gequält und gefoltert hat! Ich werde sie aufsuchen! Ich werde mit Gewalt zu ihr vordringen! Ehe ich's nicht aus ihrem eigenen Munde höre, daß sie mich aufgiebt, eher glaube ich's nicht! Nein, ich glaube es nicht!

In dieser Stunde noch wollte er abreisen. Er kam aber doch zu der Erkenntnis, daß es mit der Gewalt, die er da so als ultima ratio anrief, ein recht unzuverlässiges Ding sei. Jedenfalls war es vorerst ratsamer, den Weg der Verhandlungen und der List zu beschreiten. Es fiel ihm ein, daß nach den Schilderungen Valeskas die Pensionärinnen des Klosters jederzeit im Sprechzimmer ungehindert ihre Angehörigen sehen konnten. Hier mußte ihm die Äbtissin eine Begegnung mit Valeska erlauben. Wenn er die Sache so darstellte, als sei er bereit, zu entsagen, sobald die Geliebte selbst ihm persönlich und mündlich sein Wort zurückgebe, dann konnte man kaum etwas Verständiges einwenden. Sträubte sich die Äbtissin — nun, dann war der Beweis erbracht, daß man dem sogenannten Entschluß Valeskas nicht traute, daß dieser Brief nicht freiwillig verfaßt, sondern erzwungen war. In diesem Fall würde er an dem geliebten Mädchen trotz aller feindlichen Mächte mit eiserner Kraft festhalten und es um jeden Preis zu erkämpfen suchen.

Von neuem erwachte ihm der Mut und die Hoffnung. Schon der Umstand, daß er jetzt überhaupt handelte, wirkte belebend auf seine Niedergeschlagenheit. Er setzte sich und entwarf mit höchster Sorgfalt ein sehr maßvolles Schreiben, das er dann eigenhändig auf die Post trug.

(Schluß folgt.)




Piazza del Popolo.

Auf der Via Flaminia und dem Monte Pincio.

Von

Reinhold Schoener.

(Nachdruck ist untersagt.)

In der eisenbahnlosen Zeit zog der nordische Fremdling nicht wie jetzt von Süden, sondern von Norden her, gerade wie die zahllosen Erobererheere seit den Tagen der Völkerwanderung, in die ewige Stadt ein; nur daß der Vetturin, der das letzte Nachtquartier in Montefiascone oder Civita Castellana zu nehmen pflegte, nicht über den Monte Mario, den mons malus, auf dem jene zu lagern liebten, sondern über die Milvische Brücke den Weg nahm.

Die Via Claudia und die Via Flaminia trafen hier zusammen, nachdem sie meilenweit durch einen der ödesten, aber großartigsten und malerischten Teile des alten Patrimonium Petri gezogen waren. Wie so anders ward hier der Geist des früheren Romfahrers, den der Anblick der reizvollen Mittel- und Kleinstädte für die Beschwerden der Landstraßenfahrt entschädigte, auf das Ziel vorbereitet, als es heute durch die nüchterne Umgebung des Bahnhofes geschieht! Noch heute kann man am sichersten den Eindrücken der Umgestaltung Roms entrinnen, am leichtesten sich im Geiste um fünfzig oder auch hundert Jahre zurückversetzen, wenn man den Ponte Molle hinter sich läßt und entweder am leise murmelnden Tiber entlang auf der Via Flaminia in das durch die Strömungen des Urmeeres ausgehöhlte Thal wandert oder die weite wellige Hochfläche ersteigt, über die zuerst zwischen Osterien, weitschauenden, gartenumgebenen Landhäusern, pinien- und cypressenbeschatteten Gutsgebäuden, dann zwischen antiken Gräbertrümmern, armseligen Hütten der Wanderarbeiter und der Campagnahirten, niederem Buschwald und unabsehbaren Weideflächen die Via Claudia hinzieht.

Wie zur Zeit Konstantins, mit dem das

Christentum siegreich über diese Brücke in die ewige Stadt einzog, drängt der Tiber mit schlammigen Fluten zwischen den antiken Bogen des Pons Milvius hindurch; auch in der Rundschau, die sich von hier aus dem Auge bietet, mag sich seit Jahrhunderten wenig geändert haben. Über eine mit Weingärten, ländlichen Gehöften und Osterien besetzte Höhe zieht die alte Heerstraße in die baumreiche, von Bächen durchrieselte Niederung der Acqua Traversa, dann in Windungen eine kahle Anhöhe hinan, wo man urplötzlich die ganze meilenweite Steppe, malerisch von vereinzelten Bäumen und Gehöften unterbrochen, vor sich hat.

Bald zeigen Grabtrümmer deutlich, daß die heutige über die Hügelrücken sich windende Straße dem Laufe der vor zwei Jahrtausenden angelegten folgt. Beim fünften Meilenstein steigt ernst auf hohem, schwerfälligem, restauriertem Unterbau ein Steinsarkophag auf, der im Volksmunde „Grab des Nero" heißt, laut der Inschrift aber die irdischen Reste eines Provinzpräfekten Publius Vibius Marianus und seiner Gattin barg, denen die Tochter dieses Grabmal errichtet hat.

Auf welch erhabenes, großartig ernstes und doch liebliches Landschaftsbild von weitester Ausdehnung, in zarteste Tinten getaucht, schaut der wettergeschwärzte Marmorkoloß nun seit nahezu siebzehnhundert Jahren! Von den Ciminischen Hügeln, die sich im Norden über dem Lacus Sabatinus erheben, bis südlich zu den Albaner Bergen und dem Meere liegt die ganze schönlinige Ebene vor uns, von der langgezogenen Linie der Sabiner Berge im Osten umschlossen, deren duftiges Blau nur durch die schneebedeckten Höhen des großartig hingelagerten Monte Terminillo und des pyramidenförmig hinter ihnen aufragenden Monte Velino unterbrochen wird: „Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt." — Einsam aus den welligen grünen Weideflächen sich erhebend, mahnen die im Winter oft schneeglänzenden Flanken des wellenlinigen Soracte an das Horazische „Siehst du dort, bedeckt mit Eis, den Soracte ragen?" — Am Fuße des Monte Gennaro erheben sich die drei Vorhügel, von denen die Dörfer Monte Celio, Sant' Angelo Romano und Palombara malerisch herniederschauen. Weiter im Süden blinkt Palestrina, das uralte Präneste, von dem hochragenden Kastell San Pietro gekrönt, während vom Abhang der Tiburtiner Berge Tivoli unter blaßgrauen Olivenschleiern hervorleuchtet. Nach Süden ragt die schönlinige Gruppe der Volsker Berge aus dem Saccothale empor, teilweise verdeckt von dem vortretenden Albanergebirge, das, vom buchenumrauschten Monte Cavo gekrönt, die stillen grünen Seen von Nemi und Albano birgt und mit dem Fuß in die Ebene hinabreicht, in der das glänzende, vielgewundene Band des Tibers nach dem Meere strebt.

Im Vordergrunde, in einsamer hügeliger Steppe jenseit des Ponte Salaro, wo der Anio seine raschen gelblichen Fluten zwischen Buschwerk dem Tiber zuführt, liegen die Stätten uralter Römerschlachten. Auf dem Hügel, den beide Flüsse bespülen, lag Antemnä, „die getürmte", wie Vergil sie nennt, jetzt ein grasbewachsener Weideplatz mit einer modernen Befestigung; weiter flußaufwärts die mit üppig wucherndem Gestrüpp umsponnenen Mauerreste des alten Fidenä, der Rivalin des aufblühenden Rom, der ihre Freundschaft mit dem etruskischen Veji teuer zu stehen kam.

Noch weiter stromaufwärts über gestrüppbewachsene Weideflächen und Tuffhügelwände fliegt das Auge über das Land, das so heldenmütige Kämpfe für die höchsten Menschengüter, die Freiheit und Unabhängigkeit, gesehen hat. Dort lag Crustumerium; dort rieselt die Allia, der „Bach unseligen Namens", wo die frische Jugendkraft der Gallier dem römischen Übermut ein erstes Halt gebot. Auf einem Hügel in dem wellenartig sich hebenden und senkenden Boden steigt die Tenuta Prima Porta empor, wo prächtig auf steiler Höhe gelagert die Villa der stolzen Livia ad gallinas albas thronte, während ihr gegenüber das von den Bergen überaus malerisch umrahmte Castel Giubileo herüberglänzt und jenseit Prima Porta die rotbraunen Tuffelsen der ersten Station vom antiken Rom aus, der Saxa Rubra, im Sonnengold erglühen.

Das alles baut sich auf dem Grunde des wie in Meereswellen wogenden Landes auf, ein „Bild für Könige und Dichter", in der

goldbraunen Färbung der moorigen, mit Binsen, Heidekraut, Thymian, Ginsterbüschen und Gras bedeckten Steppe, hier und da von einer dunklen Pinie, einer Cypresse oder einem knorrigen Ölbaum unterbrochen. Dazu die weithin schimmernden, altersgrauen Aquädukte, die malerischen Villen- und Dorfruinen, die zerstörten Grabmäler, um die die Herden der Schafe und Rinder in stiller Mittagstunde nach Schatten suchen, während der Hirt, an seinem Stabe lehnend, voll Sehnsucht nach den blauen, jetzt schneebedeckten Abruzzenhöhen ausschaut. Es ist ein Gemälde von so wundersamer Harmonie und schwermutsvoller Größe, daß es unauslöschlich in der Seele haften bleibt.



Sogenanntes Grab des Nero an der Via Claudia.

In der Nähe des „Nerograbes“ mündet auf die Via Claudia ein Feldweg, welcher der Spur der antiken Via Vejentana folgt.

Man braucht nicht weit auf der kaum noch kenntlichen, fast völlig unter dem Weidelande verschwundenen Straße hügelauf und -ab vorwärts zu gehen, um die Beweise ihres hohen Alters an mancherlei trümmerhaften Bauresten aufzufinden. An einsamer Stelle ragt ein schwarzgrauer, würfelförmiger Unterbau von Gußmasse in die blaue Luft auf. Die Überlieferung bezeichnet die Stelle als das „Grab der Fabier“, des heldenmütigen Geschlechts, das im Kampfe gegen das „Troja der römischen Geschichte“ sich dem Vaterlande zum Opfer brachte.

Auf wenige Gegenden mag die Bezeichnung „historische Landschaft“ besser passen, als auf diese erhaben schwermutsvolle, schweigende, unermeßliche römische Campagna. Kein menschlicher Laut weit und breit über der öden Fläche, über der der lachendste Himmel blaut; ein Schwarm schwarzer Krähen zieht krächzend seine Kreise über der Gruppe von Korkeichen am nahen Hügelsaum; am Fuße der Grabruine hat ein Wanderhirt seine Rohrhütte aufgeschlagen; seine Herde tummelt sich an den grünen Ufern der Cremera.

Es ist der große Reiz der Campagnawanderungen, daß Schritt vor Schritt sich ein großartiger geschichtlicher Hintergrund eröffnet, der der trümmerhaften Ruinenwelt ihren ursprünglichen Glanz wieder verleiht, gleich der strahlenden Sonne, die sie mit ihrem Goldschimmer umspinnt.

Wir erinnern uns an eine Wanderung in jener Gegend um die Weihnachtszeit. Da es an dem kurzen Dezembertage unmöglich war, Veji zu erreichen, verließen wir die zu einem Herdenwege gewordene antike Straße, um querfeldein der Via Flaminia und dem Tiberufer zuzustreben. Hügel auf, Hügel ab ging es durch das Weideland, vorüber an den spitzen Binsenhütten und den Netzhürden der satyrähnlichen Hirten, vorüber an großen Herden schmutziggrauer, von den Winternächten hart mitgenommener Schafe, deren zottige, vierfüßige Wächter nur durch Steinwürfe fernzuhalten waren, quer durch vereinzelte Pinienpflanzungen, vorüber an großen, klassisch geformten Tränken, in denen die Campagna-Rinder und -Pferde ihren Durst löschen. Schon stand die Sonne tief im Südwesten, und das Sabinergebirge hüllte sich in purpurne Schleier, als wir auf die uralte Völkerstraße der Via Flaminia gelangten, welche die gegen Vitellius marschierenden Legionen



In der Campagna südlich von Rom.

Vespasians gesehen hat und von dem Blute der Völkerschlacht zwischen Konstantinus und Maxentius getränkt ist.

Der Marsch hat heiß und müde gemacht, und wir sind nicht unzufrieden, endlich auf die wunderbare Rundsicht verzichten und an der steilen Wand der an die Straße tretenden Hügel hinabklettern zu müssen. Denn unten im Schatten der rotgelben, durchhöhlten Tuffwand, die einst die Tiberwellen benagt und abgewaschen haben, liegt eine Campagna-Schenke „Zur roten Grotte", eine der ältesten und ursprünglichsten, in der sich noch das ganze Treiben der eisenbahnlosen Zeit und des Steppenlebens von früh bis spät abspielt. Sie ist noch älter als die der „Storta" an der Via Cassia, die aus dem sechsten Jahrhundert stammt. Ja, schon zu Ciceros Zeiten soll hier ein Weinhaus gestanden haben. Eine Wegschenke von echterem römischem Gepräge konnte man wahrlich auch zu Ciceros Zeiten kaum finden, als die, in die wir jetzt, vom Purpurgold des Abendhimmels geblendet, eintreten. Auf der mächtigen Feuerstelle, die die eine Wand des Raumes ganz einnimmt, flammen riesige Holzklötze; zwischen den Fässern und Holztischen treiben sich vier magere Jagdhunde, mehrere Katzen, ein Kalb und eine Schar von Hühnern umher. Dem Kalbe reicht ein in Hosen von zottigem Ziegenfell gekleideter Hirt aufgeweichte Brotschnitte aus einem Eimer hin, um sich dann Mund und Wangen von dem Tiere zärtlich belecken zu lassen. Dunkel und rauchgeschwärzt steigen die Wände bis zur braunen, ebenfalls schwarz geräucherten Decke empor, die ein flammender Sonnenstrahl mit Purpur übergießt. Aus dem Dunkel des Hintergrundes tritt ein kräftiges, hochbusiges Weib hervor, einen rundlichen, pausbäckigen Knaben, einen wahren „jugendlichen Bacchus", auf dem Arme. Vor Jahresfrist haben wir sie mit fahlgelben Zügen, eine Verkörperung des Fiebers, sich hier herumschleppen sehen. „Seht, welch feisten Buben ich jetzt habe," rief sie, den Knaben in seiner klassischen Nacktheit präsentierend. „Der hat sich und mich diesen Sommer vor dem Fieber bewahrt; ihm verdank ich es, daß ich mich jetzt so gesund fühle." — Damit hatte sie den Kleinen der älteren Schwester hingereicht, die Pfanne auf eisernem Dreifuß über das hochlodernde Feuer gestellt, um ein Lammragout zu bereiten, mit Schwämmen gewürzt, die sie nicht genug rühmen konnte.

Bald stand das dampfende Gericht auf dem rohgezimmerten Holztisch, der goldgelbe Landwein von Monte Rotondo funkelte in den Gläsern, und die ganze Tierwelt des Hauses umschmeichelte uns, ihren Anteil an dem Schmause zu erhaschen, während am

Kaminfeuer die Pinienfrüchte knisternd aufsprangen und würziger Harzduft sich durch das ganze Gelaß verbreitete. Draußen auf der Flaminischen Straße zogen die Campagnolen, die die Sonntagsruhe zu einem Ritt nach Rom benutzt hatten, nach ihren Dörfern und Gehöften heim, braune, stämmige Burschen, die ihre Dirnen rittlings auf den kleinen mageren Eselchen hinter sich hatten und zum Teil noch zehn Miglien Wegs bis nach Rignano oder Morlupo und anderen Campagnanestern zurücklegen wollten.

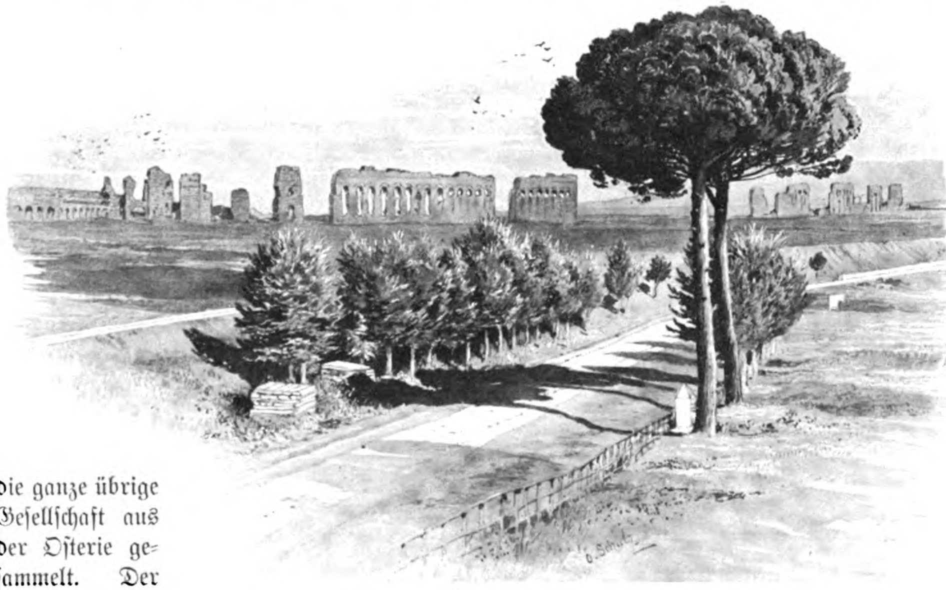
Auf der Steinbank vor der Osterie hat eine ganze Familie sich niedergelassen: der jugendliche Mann in blauer Jacke und Hose, den spitzen Campagnahut auf dem Kopfe, sein Weib in der kleidsamen Tracht der Abruzzenfrauen mit weißem faltigem Hemd und feuerrotem Oberrock. Das antik gefaltete Tuch über dem Kopfe, saß sie wie eine etruskische Grabfigur da und schaute ernst in den flammenden Abendhimmel hinaus.

Um einen buttero hoch zu Roß hatte sich die ganze übrige Gesellschaft aus der Osterie gesammelt. Der Wirt, in einem Mantel, so zerrissen und so stolz getragen wie der des Cassius, ließ die bauchige Strohflasche kreisen, der alle jubelnd zusprachen, eine geplagte, arme, aber fröhliche Gesellschaft, die sich wie ihre Vorfahren aus horazischer Zeit am edlen Rebensaft erfreute und alles andere in heiterer Sorglosigkeit „der Götter Walten“ überließ.

Vom Grabhügel der Nasonen sahen wir dann die Sonne über der Campagna, „diesem Gefilde voll großen tragischen Ernstes“, sinken, während von dem Wegehaus der „Grotta rossa“ noch das Lachen der fröhlichen Trinker herübertönte.

Fast drei Kilometer vor der Porta del Popolo überschreitet die im Jahre 220 v. Chr. als Holzbau, 109 v. Chr. in Stein errichtete Milvische Brücke den Tiber. Heute fordern hier wohlerzogene Doganieri den Stadtzoll ein; keine andere Schwierigkeit droht dem Campagnawanderer, den Insassen der vollgestopften und hochbepackten Landkutschen, die noch in sehr altväterischer Weise den Verkehr mit den Landstädtchen vermitteln, und den römischen Bürgersleuten, die mit der Pferdebahn in der botte oder — aber viel spärlicher — zu Fuß die vergnüglichen Schenken jenseit der Brücke aufsuchen.

Einstmals kostete es feindliche Heere sehr blutige Kämpfe, um den Übergang über den Pons Milvius, den einzigen außerhalb der Stadtmauern, zu erzwingen. Im Mittelalter wurde sein Besitz eifersüchtig von den Päpsten gehütet, die deshalb oft mit der Stadt im Streite lagen und die Erhebung



Via Appia Nuova und Claudischer Aquädukt.

des Brückengeldes zuweilen an geistliche Körperschaften verliehen. Unzähligemal ist seit den Zeiten Konstantins, mit dem das Christentum über diese Brücke siegreich in die Stadt der Cäsaren einzog, und des Maxentius, der besiegt im Flusse umkam, hier der Tiber vom Blute gerötet worden. Mittelalterliche Abbildungen zeigen die Brücke bald mit einem, bald mit zwei oder drei Türmen. Die mittleren vier Bogen sind noch antik; die Kopfenden waren früher von Holz, so daß sie abgebrochen oder verbrannt werden konnten. An dieser Stelle pflegte die feierliche Begrüßung fremder Großer oder Gesandten stattzufinden; auch machten die Prozessionen hier Halt. Als 799 Karl der Große seinen feierlichen Einzug hielt, geschah dies, obwohl er auf der Via Nomentana herangekommen war, durch das Thor beim Vatikan. Am Pons Milvius kamen ihm die Geistlichkeit, die Vornehmen, die Miliz, das Volk, die Edelfrauen und die scholæ der Ausländer: die fränkische, die sächsische, die friesische und die langobardische, mit Fahnen und unter dem Gesange geistlicher Lieder entgegen.

Die letzte Erneuerung der Brücke hat 1805 stattgefunden; damals ist der letzte mittelalterliche Schutzturm, wie ein solcher den Ponte Nomentano noch heute schmückt, abgetragen und der triumphbogenartige Durchgang errichtet worden. Die manierierten Bildsäulen müssen es sich gefallen lassen, scherzweise als Vertreter des römischen Lazzaronetums bezeichnet zu werden.

Hat man die Brücke in der Richtung nach Rom überschritten, so sieht man alsbald zur Linken ein Tabernakel in Form eines Rundtempelchens mit einer Statue des heiligen Andreas von Paolo Romano. Es ist 1462 von Pius II. an der Stelle errichtet worden, wo der Papst in großer Prozession am 23. April genannten Jahres aus den Händen des Kardinals Bessarion als Vertreters Griechenlands das aus Patras vor dem Einbruche der Türken gerettete Haupt des Apostels in Empfang genommen hatte. Der Vorgang muß von großartiger Feierlichkeit und seltsamer Wirkung gewesen sein. An der Prozession nahmen sämtliche Kardinäle, die Bischöfe und Prälaten, die Würdenträger und Offiziere und die Bevölkerung teil; man trug Palmen und brennende Kerzen in den Händen, dreißigtausend an der Zahl. Im Namen des Thomas Paläologus, Dynasten des Peloponnes, überreichte der Abgesandte weinend am Altar das Kästchen mit der Reliquie „als das letzte Kleinod des orientalischen Christenreiches“ dem Papste, welcher kniend und unter Thränen das Symbol der unglücklichen, in die Knechtschaft der Türken gefallenen Tochter Roms, Byzanz, entgegennahm.



Osterie in der Campagna.

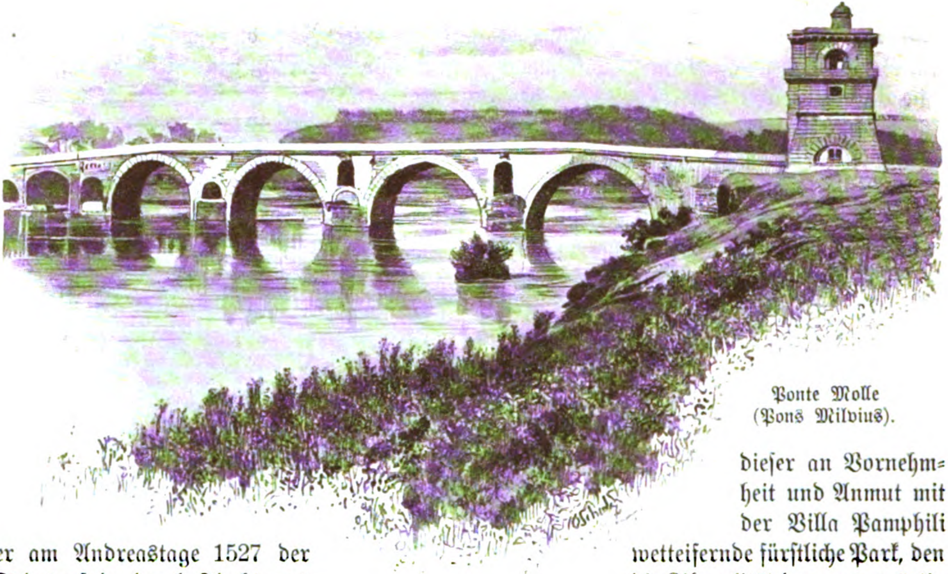
In unserem Jahrhundert hat der Ponte Molle — so ist der antike Name im Laufe der Jahrhunderte umgewandelt worden — eine neue, absonderliche Bedeutung gewonnen. Wenigstens die Fremden in Rom, namentlich soweit sie

der Künstlergilde angehören oder sich zu den Künstlern halten, können nicht umhin, bei dem Namen sogleich an die geist- und humorvolle deutsche Künstlervereinigung der ersten Hälfte des Jahrhunderts, an die wein- und scherzreichen Ponte-Molle-Feste, den Bajocco-Orden, die Olympiaden, die Villa Poniatowski, die Grotten von Cervara, die Eselkavalkaden, die deutsche Artillerie, die tolle Kostümierung auf offenem Platze, das Grottenorakel, kurz an die schönsten Blüten heiterer, harmloser, anregender Künstlerlaune zu denken, die von Philistertum, Grämlichkeit und Mißgunst so weit entfernt war, daß Männer wie Thorwaldsen, Koch, Reinhart, v. Stackelberg, Overbeck, Cornelius, Heß, Veit, Schadow, späterhin Viktor Hehn, Ernst Curtius, Carriere, Vernet, Moser und viele andere eifrige Mitglieder der Ponte-Molle-Gesellschaft waren und ein Thorwaldsen ihr Abzeichen, den Bajocco-Orden, stolz auch bei offiziellen Gelegenheiten anlegte.


Weinkarren aus den Albaner Dörfern.

Geht man von der Brücke am linken Stromufer aufwärts, so erreicht man da, wo schroff abfallende, von immergrünen Eichen gekrönte Tuffhügel, die Ausläufer der als Fortsetzung der Hügel Roms sich zwischen der Via Flaminia und Via Salaria erstreckenden Monti Parioli, dicht an den Tiber herantreten und den Fluß zu einer scharfen Biegung nach Nordwesten nötigen, das von Bernini entworfene Brunnenhaus der Acqua Acetosa, eines natürlichen Sauerbrunnens, der im Frühjahr in Rom viel getrunken wird. Die kleinen Eselswagen der Verkäufer, die, nicht selten in Vortrittsstreit geratend, schon in der Nacht die strohumflochtenen Fiaschetti füllen, um sie am frühen Morgen mit langgezogenen singenden Rufen in den Straßen auszubieten, gehören mit zur Staffage der Tiberstadt. Bekannt ist, daß Goethe im Sommer 1787 den gesundheitlichen Brauch der Römer mitmachte. „Die Hitze ist gewaltig,“ schreibt er am 5. Juli. „Morgens mit Sonnenaufgang stehe ich auf und gehe nach der Acqua Acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist.“ Der Dichter wohnte auf dem Korso unweit der Porta del Popolo; er nahm also vermutlich den Weg, der, von der Via Flaminia sich abzweigend, an dem Landhause Julius' III. vorüber und mittels eines kurzen Tunnels, des sogenannten Arco Oscuro, die Monti Parioli durchbrechend zwischen Weingärten und Schilfpflanzungen nach der Quelle führte. Heute geht eine mit großen Kosten angelegte, die Via Flaminia mit der Via Salaria und Via Nomentana verbindende vielgewundene Fahrstraße über die aussichtreichen Höhen.

Unweit des oben erwähnten Tabernakels des heiligen Andreas finden wir an der Via Flaminia noch eine demselben Heiligen geweihte kleine Kirche, aus Backstein und Peperin im reinsten Renaissancestil von Vignola erbaut. Julius III. hatte sie gestiftet, weil



Ponte Molle
(Pons Milvius).

er am Andreastage 1527 der Todesgefahr durch Flucht aus dem Lager der Deutschen und Spanier, in dem er, damals Kardinal, sich als Geisel befand, entronnen war. Derselbe baulustige Kirchenfürst ist der Schöpfer der als die letzte echte Renaissancevilla zu bezeichnenden Anlage, die unter dem Namen „Vigna di Papa Giulio“ bekannt ist und aus einem an der Via Flaminia stehenden großartig gedachten, unvollendeten Palaste und der am Arco Oscuro liegenden Villa mit Säulenhallen, stuckverzierten Hofwänden, Nischen, Grotten, Brunnenwerken u. s. w. bestand. Vasari, Vignola, Michelangelo, Ammanati haben daran mitgearbeitet; die Brüder Zuccheri und Prospero Fontana haben sie mit reizenden Fresken ausgemalt.

Seit 1888 befindet sich in der Villa ein staatliches Museum für Funde aus der Umgebung Roms, namentlich die höchst interessante Ausbeute der etruskischen Gräber von Falerii und anderen Orten.

Wenn der Ankömmling unmittelbar vor der mit dem Wappen der Medici geschmückten Porta del Popolo, dem 1561 errichteten, erst 1878 mit den beiden Seitendurchgängen versehenen Thore Vignolas, durch das der begierige Blick schon über die mächtige Piazza mit ihrem Obelisken zum schnurgeraden Korso schweift, das Auge nach links wendet, so erblickt er das imposante Gitterthor, das den Eingang zur Villa Borghese bildet. Über einen Geviertkilometer bedeckt dieser an Vornehmheit und Anmut mit der Villa Pamphili wetteifernde fürstliche Park, den die Liberalität der gegenwärtig in ihrem freien Verfügungsrechte beschränkten Eigentümer der römischen Bürgerschaft und den Fremden zugänglich gemacht hat. An vier Tagen der Woche rollen in endlosem Zuge die Equipagen durch die von immergrünen Eichen beschatteten Alleen, tummeln sich Reiter und Radfahrer auf den mit monumentalen Springbrunnen gezierten Wegen, spielt die geistliche und weltliche Jugend im Grase unter den hundertjährigen Pinien, erfreut sich der Spaziergänger an den köstlichen Waldpartien, den malerischen künstlichen Ruinen, dem Blumenflor, den wechselnden Aussichten, die das hügelige Gelände bietet, den Teichen, in denen sich Tempelchen und Marmorbilder spiegeln, dem Treiben der fremdartigen Vögel und Vierfüßler, die in einem abgegrenzten Teile des Parkes gehalten werden.

Pauls V. Neffe, der Kardinal Scipio Borghese, ist der Schöpfer dieser wahrhaft fürstlichen Villa, deren ursprünglicher, dem malerischen Geschmacke des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts entsprechender Stil nur teilweise durch neuklassischen Zopf und englischen Gartenstil verwischt worden ist.

Das 1782 umgebaute Kasino, dessen zwei stumpfe viereckige Türme weithin über die Baumwipfel sichtbar sind, enthält außer der reichen und wichtigen Sammlung antiker Skulpturen und Mosaiken seit einigen Jahren auch die früher im Stadtpalast der

Borghese befindliche unschätzbare Gemäldegalerie, die infolge der üblen Vermögensverhältnisse der Familie bereits um mehrere Perlen ärmer geworden ist. Doch steht man hier immer noch entzückt vor Correggios „Danaë“, Sodomas „Heiliger Familie“ und Tizians „Irdischer und himmlischer Liebe“.

Mitten in den Wiesen und Gehölzen, die vor Anlage der Villa Borghese das Hügelland vor der Stadtmauer zwischen dem Flaminischen und dem Pincianischen Thore einnahmen, soll Raphael ein Landhäuschen besessen haben, von dem heute nur wenige Trümmer vorhanden sind. Die hier ausgeschnittenen und in die Galerie versetzten Fresken werden ihm fälschlich zugeschrieben. Aber es ist eine anmutende Vorstellung, sich den göttlichen Urbinaten in der ländlichen Stille am Fuße des Pinciohügels von den Arbeiten im päpstlichen Palaste ausruhend und mit den lebenslustigen Freunden und Schülern einer genialen Muße huldigend zu denken.

Staunen mußte den Fremdling erfassen, der Rom zum erstenmal durch die Porta del Popolo betrat. Welcher würdige Vorhof der Weltbeherrscherin! „Unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben,“ ruft Goethe aus, der noch aus Civita Castellana am 28. Oktober 1786 schrieb: „Morgen abend also in Rom! Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen?“

In der Mitte des schöngerundeten, elliptischen, in der großen Achse hundertfünfzig Meter messenden Platzes steht auf abgestuftem Unterbau ein bis sechsunddreißig Meter aufragender Obelisk, der erste, der aus Ägypten nach Rom gebracht wurde, einst vor dem Sonnentempel von Heliopolis Wacht haltend und die Andächtigen an die Großthaten der Pharaonen Menephthah I. (1326 v. Chr.) und Ramses III. erinnernd, im Jahre 10 v. Chr. von Augustus im Cirkus Maximus aufgestellt und „nach dem Siege über Ägypten dem Sonnengott geweiht“, endlich unter Sixtus V. 1589 hier aufgerichtet. Vier wasserspeiende Löwen umgeben ihn. Rechts und links begrenzen den imposanten Platz halbkreisförmige Mauern mit Statuengruppen und sprudelnden Brunnen. Über sie hinweg schweift der Blick des Ankömmlings rechts an einer Cypressengruppe vorbei nach der Gegend der Engelsburg und des Petersdomes, links aber nach den in balustradengeschmückten Terrassen aufsteigenden immergrünen Gärten des Pincio.

Gegenüber dem Stadtthore münden auf den Platz drei schnurgerade Straßen, deren Achsen auf den Obelisken gerichtet sind: in der Mitte der genau auf den Spuren der alten Via Flaminia zum Kapitol laufende vielgenannte Korso, westlich die Via di Ripetta, östlich die dem Spanischen Platze zustrebende Via del Babuino. Zwei Kuppel-



Landstraße nach dem vatikanischen Borgo.

kirchen geben der Mündung dieser Straßen und dem Platze monumentalen Schmuck: Santa Maria in Monte Santo und Santa Maria de' Miracoli. Alexander VII. Chigi hatte die Absicht gehabt, sie vor der Engelsbrücke zwischen den hier zusammenlaufenden drei Straßen zu errichten. Was ihn abhielt, war die Besorgnis, daß die nahe Engelsburg Gefahr laufen könnte. Hatte doch Clemens VII. mit eigenen Augen gesehen, wie in dem Schreckensjahr 1527 die bourbonische Soldateska im Schutze zweier Kapellen, die am Ausgange der Straßen Paola, Panico und Banchi standen und die er deshalb später niederreißen ließ, auf die Engelsburg feuerte.

Beide Kirchen wurden erst nach Alexanders VII. Tode von Bernini und Carlo Fontana auf Kosten des Kardinals Gastaldi, dessen Name über der Vorhalle steht, vollendet. Die Säulen von Santa Maria di Monte Santo stammen von dem Glockenturme Berninis an der Peterskirche, der zur schweren Kränkung seines Erbauers und zum Triumphe seines Rivalen Borromini wieder abgebrochen war. Eine fromme Alte, die im nahen Vicolo delle Scalette verstarb, bestimmte für den Kirchenbau hundertfünfzig Scudi, ihre ganze Hinterlassenschaft.

Bis in die neueste Zeit waren die engsten und volkreichsten Quartiere Roms nicht diejenigen auf den Hügeln, sondern die im Tiberthal. Seit dem frühen Mittelalter sah sich die Bevölkerung durch die Zerstörung der Wasserleitungen nach dem Flusse gedrängt. Die meisten Niederlassungen der Fremden, sowohl Händler wie Gewerbetreibender und Pilger, gewöhnlich um eine Kirche oder ein Hospital gruppiert, finden wir in der Niederung des alten Campus Martius. Bei San Carlo al Corso hausten die Lombarden, bei Santa Maria degli Schiavoni die Slavonier, bei Sant' Atanasio de' Greci die orthodoxen Griechen, bei Sant' Ivo die Engländer, bei Sant' Antonio die Portugiesen, bei San Claudio die Burgunder, bei Santa Maria di Loreto am Halbrund der Ripetta die Picener. Via Laurina führte damals den Namen Via Peregrinorum, Via del Babuino den der „Neapeler Gärten"; im Namen der Piazza Nicosia hat sich eine Erinnerung an Cypern erhalten. In der Aufnahme der Stadtquartiere, die aus Anlaß der im Jahre 1656 an fünfzehntausend Menschen dahinraffenden Beulenpest durch die Sanitätskongregation veranstaltet wurde, sieht man aus der (allein erhaltenen) Beschreibung des Rione Campo Marzo, daß hier nicht weniger als dreiundsiebzig ausländische Gewerbetreibende, zumeist Niederländer und Franzosen, ansässig waren. Bis in unsere Tage ist die Gegend zwischen dem Tiber und dem Pincio das bevorzugte Fremdenviertel geblieben. Erst die Entstehung der neuen luftigeren und sonnigeren Quartiere auf dem Esquilin und dem Pincio mit modernen Behausungen und zahlreichen Gasthäusern hat die Tradition durchbrochen.

Daß der heutige Korso genau dem Zuge der antiken Via Flaminia folgt, die in gerader Linie vom Nordfuße des Kapitols nach der Milvischen Brücke lief, beweisen die zahlreichen Reste von Grabmälern, unter anderen ein solches von Pyramidenform, ähnlich dem bekannten des Gajus Cestius, an der Stelle der Kirche Santa Maria dei Miracoli. Es hatte im Mittelalter den für diese Monumentform üblichen Namen meta, wie ein anderes in der Nähe wegen seiner Rundform als trullo bezeichnet ward und dem ganzen Platze den Namen „Piazza del Trullo" gab. Piazza del Popolo wurde er später nach dem Titel der neben der Porta Flaminia befindlichen Kirche genannt.

Auf Stadtplänen des fünfzehnten Jahrhunderts hat dieses Grabmal die Beischrift: „Turris, ubi umbra Neronis diu mansitavit" (Turm, wo der Geist Neros lange gehaust hat). Der Glaube, daß in dieser Gegend das Gespenst des blutdürstigen, christenverfolgenden Kaisers umgehe, erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch. Bezeugt ist durch Sueton, daß er im Familiengrabe der Domitier beigesetzt wurde, „das man vom Marsfelde auf der Höhe des Gartenhügels erblicken kann." Die Gärten der Domitier lagen auf dem nördlichsten Teile des Mons Pincius, den jetzt die schönen öffentlichen Anlagen bedecken. Sie werden bei Einbruch der Dunkelheit geschlossen, nicht aus Furcht vor Gespenstern, sondern weil die Römer die Nachtluft im Grünen scheuen. „Erscheinungen" kann man übrigens hier bei hellem

Tage und in Fülle haben; aber es sind Erscheinungen blonder Albionstöchter, begeisterter Landsmänninnen von George Sand, Björnson und Gregorovius und majestätischer Römerinnen, deren Schleppkleider, wenn sie nicht in stolzen Karossen geborgen sind, von dem hüstelnden nordischen Wintergaste, und nicht nur von ihm, verwünscht werden.

Vermutlich ist ein Teil der Untermauerung der Domitiervilla in dem überhängenden massigen antiken Mauerreste aus Netzwerk zu erkennen, der, später in die Aurelianische Stadtmauer einbezogen, an der äußersten Nordecke des Pincio gegen die Villa Borghese vorspringt. Weil er schief steht, heißt er bei dem Volke muro torto. Man glaubte, ebenfalls im Hinblick auf die neronischen Reliquien, daß die Stadtmauer hier uneinnehmbar sei. Im Gotenkriege unterließ Belisar die Befestigung dieser Stelle, weil das Volk Stein und Bein schwur, daß Petrus in Person sie verteidigen werde, und merkwürdigerweise wurde sie von Totilas, dessen Scharen an der nahen Porta Pinciana voll Wut stürmten, nicht angegriffen. Auch 1849 mußten die Franzosen hier vom Angriff abstehen, obschon er diesmal im Interesse des Nachfolgers Petri unternommen wurde. Papst Paschalis II. legte 1099, um den unheimlichen Ort zu entsühnen, den Grund zu der Kirche Santa Maria del Popolo; die vermeintliche Asche Neros wurde in den Tiber geworfen, und die Marmorurne eines Grabes, das als das seinige galt, ward zum Salz- und Kalkmaß auf dem Kapitolsmarkt erniedrigt. Noch im siebzehnten Jahrhundert war die Nachbarschaft der Porta Flaminia verrufen; es wurden hier die feilen Dirnen eingescharrt, falls sie nicht noch beizeiten sich unter die Haube oder durch Eintritt in ein Kloster wieder zu Ehren brachten.



Bäuerin.

An die Pinciogärten, in denen das Grün der Steineichen, Pinien und Cedern sich mit dem der Platanen, Kastanien, Paulownien, Judasbäume, Linden, Bananen und Palmen mischt, grenzen die schattigen Laubgänge der beherrschend gelegenen Villa Medici, die mit ihren Künstlerateliers, Blumengärten, schattigen Laubgängen, malerischen Brunnen und Bildwerken und dem Hain immergrüner Eichen einen großen Teil des Pinciohügels einnimmt und von ihrem Belvedere eine prachtvolle Rund-

sicht bietet. Die Villa, um 1560 durch Annibale Lippi für den Kardinal Ricci im römischen Kasinostil erbaut, ist Sitz der französischen Kunstakademie und beherbergt die mit dem „prix de Rome“ nach der ewigen Stadt gesandten jungen bildenden Künstler und Musiker, die sich sicher keinen vornehmeren, entzückenderen und anregenderen Wohn- und Arbeitsplatz denken können.

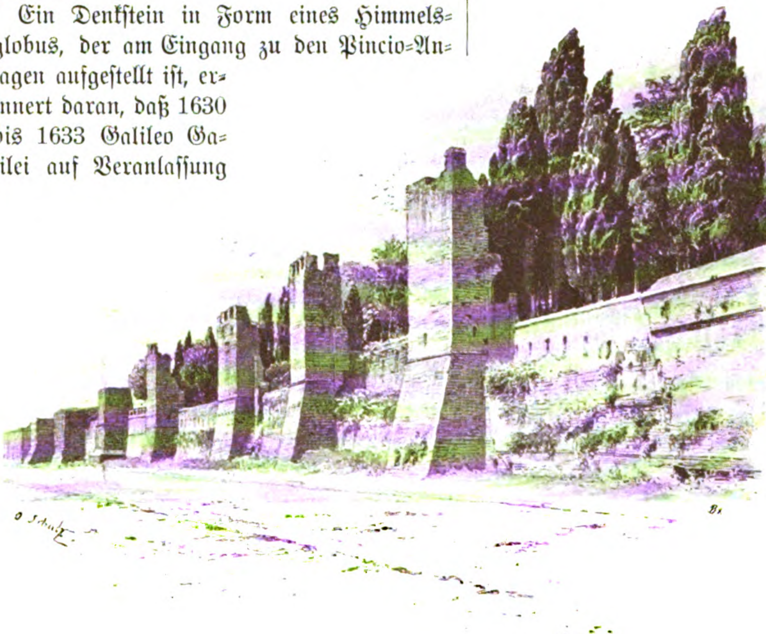
Ihren Namen hat die Villa von den Großherzögen von Toscana, in deren Besitz sie im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts überging und durch die sie mit den Kunstwerken gefüllt wurde, die später größtenteils nach Florenz gelangten.

Sehr geschmackvoll ist die mit Ornamenten und antiken Reliefs fast überreich bekleidete Gartenfassade, die Claude Lorrain im Vordergrunde eines seiner Marinebilder angebracht hat. Eine wertvolle Sammlung von Gipsabgüssen, auch mehrerer nicht in Rom befindlicher Antiken, dient den Studienzwecken.

Ein Denkstein in Form eines Himmelsglobus, der am Eingang zu den Pincio-Anlagen aufgestellt ist, erinnert daran, daß 1630 bis 1633 Galileo Galilei auf Veranlassung der Inquisition in der Villa Medici gefangen gehalten wurde.

Die eiserne Kugel, aus der der Wasserstrahl der Fontäne auf der berühmten Steineichenterrasse vor der Villa sprudelt, erinnert an eine Laune der Königin Christine von Schweden, die unter Alexander VII. nach Rom kam und eines Tages bei einem Besuche der Engelsburg von der Lust angewandelt wurde, ein paar Kanonenschüsse abzugeben. Sie richtete das Geschütz — die berühmte 2395 Pfund schwere, achteckige „Spinosa“, die dem Connetable von Bourbon abgenommen war — auf das eisenbeschlagene Portal der Villa Medici, das die Spuren lange aufwies. Eine der Kugeln schmückt die kreisrunde granitene Brunnenschale, die den malerischen Vordergrund einer der bekanntesten Ansichten Roms mit der Peterskuppel bildet.

Im Jahre 1801 bewog der französische Gesandte den König von Etrurien zum Austausch der Villa Medici gegen den Palazzo Salviati am Korso, und die seit 1725 hier befindliche Kunstakademie, die der große König 1666 gestiftet hatte, ward auf die luftige grüne Höhe des Gartenhügels verlegt. — Durch ein eisernes Gitterthor steht der schattige Garten der Villa, deren Substruktion gegen die Villa Borghese hin durch die Stadtmauer gebildet wird, mit den Anlagen des Pincio in Verbindung. Auch in diesen erhebt sich ein Obelisk, dessen merkwürdige Bedeutung erst vor kurzem aufgehellt worden ist.



Diokletianische Ringmauer.

Man hatte bisher angenommen, Antinous, der schöne Günstling des Kaisers Hadrian, in dessen Statuen sich die kraftvoll strotzende jugendliche Mannesschönheit mit dem Ausdrucke tiefer Schwermut und Entsagung ver-

eint zeigt, sei da, wo er in den Wellen des Nils als freiwilliges Opfer für seinen Herrn und Freund den Tod fand, begraben, und die Stadt Antinoopolis, welche Hadrian ihm zu Ehren hatte erbauen lassen, habe die irdischen Reste des jungen Bithyniers bewahrt. Neue Untersuchungen von Erman und Hülsen scheinen zu anderen Ergebnissen zu führen.

Schon der Ägyptologe Champollion hatte auf dem Obelisken den Namen Antinous entdeckt. Gegenwärtig ist die Inschrift, soweit es ihre sehr mangelhafte nachägyptische Abfassung zuläßt, entziffert worden, und es scheint sich daraus zu ergeben, daß der schöne Körper des gefeierten Bithyniers nahe bei Rom beigesetzt worden ist. Man liest nämlich an einer Stelle: „Antinous, der an diesem Orte ruht, der sich auf dem Grenzgefilde der ‚Herrin des Genusses‘ befindet, ist an den heiligen Orten Ägyptens als Gott anerkannt. Ein Tempel ist ihm erbaut; er wird von den Propheten und Priestern Ober- und Unterägyptens, von den Bewohnern ganz Ägyptens als Gott anerkannt.“ Die „Herrin des Genusses“ ist zweifellos Rom. Die Stelle des Grabmals ist wahrscheinlich an der Via Labicana, nicht weit vor der Porta Maggiore, der alten Porta Pränestina, zu suchen, wo unser Obelisk im sechzehnten Jahrhundert, in Stücke zerbrochen, gelegen hat, bis er 1633 in den Garten des Barberinischen Palastes an der Via delle Quattro Fontane geschafft wurde. Hier lag er über anderthalb Jahrhunderte. Die Fürstin Cornelia Barberini schenkte ihn dem Papste Clemens XIV., und Pius VII. ließ ihn endlich 1822 auf dem Pincio aufrichten.

Ob das Antinous-Grab bei Rom vielleicht doch nur ein Cenotaphium und das in Antinoopolis in Ägypten errichtete das wirkliche Grabdenkmal war, können nur Ausgrabungen an Ort und Stelle erweisen, deren baldige Verwirklichung im archäologischen und künstlerischen Interesse zu wünschen wäre.



Künstliche Tempelruine in der Villa Borghese.

Außer der über vier Terrassen mit Marmor- und Travertin-Balustraden, Trophäen, Säulen und Statuen geschmückten großartigen Auffahrt von der Piazza del Popolo führt eine monumentale Treppenanlage vom Spanischen Platze nach der Höhe des Pincio hinauf. Es ist die Spanische Treppe, die, im malerischen Barockstil 1721 bis 1725 erbaut, mit ihren Doppelarmen, breiten Absätzen, Terrassen, gewundenen Balustraden, namentlich wenn sie von den bunten Gruppen hingelagerter oder spielender und tanzender Modelle, von Blumenverkäufern und Spaziergängerscharen belebt ist, einen Anblick von echt lokalem Reize gewährt.

Am Fuße der Treppe befindet sich ein unübertroffenes Muster des Barockstils: die Berninische Barkenfontäne (la barcaccia). Oberhalb der Treppe, 22 Meter über der Piazza di Spagna, steht in der Achse der

belebten Via Condotti, eines Mittelpunktes des Fremden- und Geschäftsverkehrs, und ebenso in der Verlängerung der Via Sistina und der Via Gregoriana der 1787 aufgerichtete 13 Meter hohe Obelisk, der, eine antike Nachahmung des großen aus dem Cirkus Maximus nach der Piazza del Popolo versetzten, ursprünglich die Gärten des Sallust schmückte.

Die beiden weithin sichtbaren Glockentürme mit den auffälligen Zinkhelmen, die sich hinter dem Obelisken erheben, gehören der durch Karl VIII. von Frankreich gestifteten Kirche der Santissima Trinità del Monte (Pincio) an. Das zugehörige Kloster, früher von Mönchen vom Orden des heiligen Franz da Paola bewohnt, wurde durch Leo XII. den französischen Nonnen vom Sacré Coeur überlassen, die eine Erziehungsanstalt für vornehme Mädchen unterhalten. Ob sie wissen, daß der Klostergarten einen Teil der üppigen Gärten des Lucullus, später des Valerius Asiaticus einnimmt, nach dessen gewaltsamem Tode die nach seinem Besitze lüsterne kaiserliche Dirne Messalina hier ihre Orgien gefeiert haben mag? Vielleicht gehörte ihr das schöne Thongefäß, von dem ein Bruchstück in Goethes Hände kam, als man Anfang 1787 an die Aufstellung des Obelisken ging. „Auf Trinità de' Monti," schreibt er, „wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben: dort ist eben alles aufgeschüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiser kamen. Mein Perückenmacher geht früh dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäscht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es ist nicht gar eine Hand groß und scheint von dem Rande einer großen Schüssel zu sein. Es stehen zwei Greife an einem Opfertische; sie sind von der schönsten Arbeit und freuen mich ungemein."

Das vornehme Innere der Kirche, in der man oft schöne und ergreifende Vespergesänge der Nonnen hören kann — Mendelssohn schrieb Motetten für sie —, stammt von der Restauration durch Mazois 1816. Das vorzügliche Altarfresko der „Kreuzabnahme" von Daniele da Volterra, das am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die französisch-neapolitanische Soldateska schwer beschädigt war, wurde von Palmaroli auf Befehl des Statthalters Napoleons, Miollis, restauriert. Dem Drängen des Generals, der das Bild gleich zahllosen anderen Kunstwerken als Kriegsbeute nach Paris gesandt wissen wollte, setzte der patriotische Maler so lange Ausflüchte entgegen, bis die französische Herrschaft gestürzt war.

In dem Hause neben der Kirche, in dem sich jetzt das Hotel Haßler befindet, bestand schon vor der französischen Revolution und trotz der Wachsamkeit der päpstlichen Regierung eine freimaurerische Loge, genannt „Die Vereinigung der aufrichtigen Freunde". Sie nahm 1789 den als Graf Cagliostro reisenden Betrüger Balsamo ehrenvoll auf, weshalb nach dessen Festnahme und Einschließung in die Engelsburg am 27. Dezember durch die Sbirren des heiligen Officiums eine Haussuchung bei den verdächtigen „Freunden" gehalten wurde.

In zahlreichen Resten von Grund- und Stützmauern, in einem mächtigen den Klostergarten von Trinità del Monte durchziehenden Halbrund, in den terrassenförmig aufsteigenden Terrains des Pincio, der Villa Medici, der Villa Malta und der Via Sistina hat man die deutlichen Spuren der großartigen Villenanlagen vor sich, die in der letzten Zeit der Republik und in der Cäsarenperiode den Mons Pincius zu einem Lustorte der Großen machten, welche die Reize eines Landaufenthaltes mit den Genüssen der zu ihren Füßen ausgebreiteten marmorglänzenden Hauptstadt zu vereinigen wünschten.

Die Stürme der Völkerwanderung bereiteten diesen Prachtvillen dasselbe Schicksal wie den außerhalb der Mauern befindlichen, deren Trümmer heute mit denen der Wasserleitungen in der einsamen Campagna aufragen. Gestrüpp und Baumwuchs nahm den Pincio in Besitz, und mehr als ein Jahrtausend verging, bevor neue Geschlechter ihn der Bewohnbarkeit zurückgewannen und von neuem dem verfeinerten Genusse dienstbar machten.

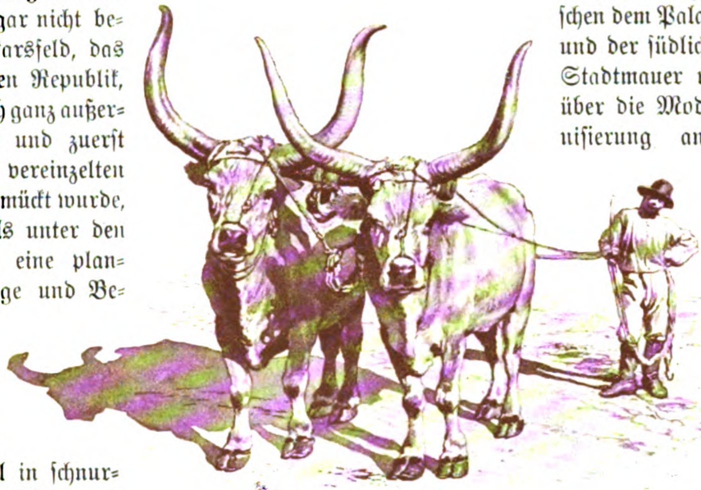
* *
*

Steht man auf der vielbesuchten Aussichtsterrasse des Pincio oder der Villa Medici oder bei dem zwischen beiden gelegenen

Bronzedenkmal der Brüder Cairoli, von wo der Blick bis zu den cypressengekrönten Höhen des Monte Mario, zur Peterskuppel, den grünen Hängen des Janiculus und dem Kapitol schweift, so hat man zu Füßen im Vordergrunde den Stadtteil, der in den drei letzten Jahrhunderten hauptsächlich das Aussehen Roms bestimmt und die maßgebenden Persönlichkeiten der Papststadt wie auch die Fremdenwelt beherbergt hat, während er im Mittelalter und im Beginne der Renaissancezeit noch gar nicht bestand. Es ist das Marsfeld, das in der Zeit der alten Republik, völlig unbewohnt, noch ganz außerhalb der Stadt lag und zuerst durch Augustus mit vereinzelten Prachtgebäuden geschmückt wurde, aber nicht früher als unter den Renaissance-Päpsten eine planmäßige Straßenanlage und Bebauung erhielt.

Die anderthalb Kilometer lange Via Flaminia durchzog, wie schon früher gesagt, diesen Stadtteil in schnurgerader Linie von Süd nach Nord, die neunte augustische Region (Campus Martius) von der siebenten (Via Lata) scheidend. Den Namen Via Lata führte später die südliche Hälfte der Straße bis zu dem Ehrenbogen Hadrians, dessen Reste bis 1662 an der Mündung der Via della Vite zu sehen waren. Diese südliche Hälfte erhielt zuerst den Namen Korso, als Paul II., der Erbauer des Palazzo di Venezia, die Wettrennen der Pferde, Esel, Rinder, Greise, Knaben und — Juden einführte, an denen er sich im Karneval weidlich ergötzte.

Auch an dieser „Rennstraße“ gab es damals nur vereinzelte Gebäude. Jenseit des Hadriansbogens hörte die bewohnte Stadt ganz auf, wie die Namen Capo le Case, Sant' Andrea delle Fratte und San Silvestro in Capite beweisen, die noch heute an Straßen und Kirchen jener ehemaligen Stadtgrenze haften. Zwischen dem Hadriansbogen und dem seit Errichtung der Marienkapelle an der Stelle des vermeintlichen Nero-Grabes in „Porta del Popolo“ umgetauften Flaminischen Thore einerseits, der Piazza di Spagna und dem Tiber andererseits, also wo heute das dichte Straßennetz des Korso, der Via Babuino, Via di Ripetta und ihrer Verbindungsstraßen sich ausdehnt, hatte man damals denselben Anblick, der sich bis in die siebziger Jahre zwischen dem Quirinal und der Porta Pia und San Lorenzo, zwischen Santa Maria Maggiore und dem Castrensischen Amphitheater darbot und noch heute zwischen dem Palatin und der südlichen Stadtmauer uns über die Modernisierung anderer einst poesievoller Stadtgebiete zu trösten vermag. Vereinzelte Kirchen und Klöster, in Gärten und Wiesen zerstreute antike Trümmer und Denkmäler ragten aus einer grünen Wildnis auf, die erst unter Häuserreihen zu verschwinden begann, als Pius IV. 1561 durch Vignola das Flaminische Thor hatte erneuern und Sixtus V. die Piazza del Popolo hatte anlegen lassen.


Zugochsen in der Campagna.

Durch Erneuerung der unterhalb der Villa Medici den Monte Pincio durchbrechenden Acqua Vergine, mit der die vortrefflichen Quellen von Salone an der Via Collatina verbunden wurden, versorgte Pius V. das neue Quartier so reichlich mit Wasser, daß fast jedes Haus seine Fontäne erhalten konnte. Die Via Condotti hat ihren Namen von den zahlreichen Wasserleitungsröhren, die damals durchgelegt wurden.

Das Gebiet am Flußufer zwischen der Porta del Popolo und dem Tiberhafen der

Ripetta war bis ins vierzehnte Jahrhundert, wie die gegenüberliegenden Engelsburgwiesen bis in unsere Zeit, von Feldern und Gärten eingenommen. Zur Zeit Sixtus' V. ließen sich am Porto di Ripetta viele lombardische und slavonische Gewerbetreibende nieder, an die noch die Kirchen und Straßen San Girolamo degli Schiavoni und San Carlo dei Lombardi al Corso erinnern. Erst Leo X. aber legte die jetzige Via di Ripetta an, die daher Via Leonina genannt und eine der ansehnlichsten Straßen des damaligen Rom wurde.

Kirche und Spital der heiligen Rochus und Martinus in der Via di Ripetta wurden unter Alexander VI. Borgia durch die Zunft der Gastwirte und Fischer erbaut, San Girolamo degli Schiavoni schon unter Sixtus IV. (1471 bis 1484) in der Gegend, in der katholische Dalmatiner und Albanesen, die vor den Türken geflohen waren, sich angesiedelt hatten. Zwischen beiden Kirchen steht ein jetzt mit Nr. 108 bezeichnetes Haus, das jüngst als Wohnhaus der Maddalena Riggi, der lange mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt gewesenen „schönen Mailänderin" Goethes, erkannt worden ist, deren Lebensgeschichte die „Monatshefte" ja erst vor kurzem ausführlich erzählt haben.



Spanische Treppe.

Der Porto di Ripetta ist der Flußhafen, dessen monumentale Steintreppen und Balustraden, Bänke und Fontäne erst in unserer Zeit der häßlichen eisernen Brücke und der Uferregulierung zum Opfer gefallen sind. Als Clemens XI. ihn 1704 für die Schiffe anlegen ließ, die damals das Hauptbeförderungsmittel für die Korn-, Wein-, Öl-, Holz- und Kohlenfrachten aus Umbrien und der Sabina bildeten, war die antike von der Porta Flaminia bis zum Pons Agrippä, kurz oberhalb des Ponte Sisto, am Flußufer entlang laufende Mauer schon seit Jahrhunderten durchbrochen und zum Teil abgetragen. Von ihren Thoren, den posterulæ tiberinæ, befand sich das von San Martino oder Sant' Agata bei der Kirche San Rocco, das der Pila oder Pigna hinter dem Collegio Clementino an der Piazza Nicosia, das von Santa Maria bei Santa Lucia della Tinta und die Posterula Dimizia ganz nahe bei der Engelsbrücke.

Hiermit hängt es zusammen, daß der Flußhafen „Porto della postierna" hieß, bis Clemens XI. im anmutigen Barockstil den Ripettahafen schuf. Den verschwenderisch an-



Alte Tiberhäuser beim Ripetta-Hafen.

gewendeten Travertinstein lieferten die durch das Erdbeben von 1703 herabgestürzten Blöcke der zweiten Westmauer des Kolosseums. Bevor das Emporwachsen des Engelsburgquartiers die Errichtung der provisorischen eisernen Cylinderbrücke notwendig machte, stellte hier eine urväterliche, der Arche Noahs gleichende Fähre die Verbindung mit den schenken- und baumreichen Engelsburgwiesen her; von den Hafentreppen aber blickte man auf die noch nicht durch langweilige steinerne Quais eingefaßten malerischen Flußufer und zu dem über der Engelsburg aufragenden Petersdom hinüber. Breitspurig haben sich jetzt die im Winter von den Nord- und Südwinden gefegten, im Sommer von Sonnenbrand und Staub heimgesuchten weißen Travertinmauern vor die Häuser, Höfe und Gärtchen gelegt, die in der malerischten Weise den schön gewundenen Fluß einfaßten, mit ihrer bunten Regellosigkeit, ihren altertümlichen Formen, ihren blumengeschmückten Fenstern, ihren Außentreppen, Balkonen, Galerien, Terrassen die anziehendsten, den Maler entzückenden Bilder darbietend.

Einen schönen Blick auf den Tiberhafen, die Flußufer stromaufwärts und die Prati di Castello bis zum Monte Mario genoß man aus dem auf die Via di Ripetta hinausgehenden Fenster eines grottenartigen Ganges im nahen Palaste der Fürsten Borghese. Man pflegte hier nach der Durchwanderung der Gemäldegalerie und der Prachtzimmer einzutreten und konnte sich beim Gemurmel eines kleinen Springbrunnens, den Pflanzengrün umgab, an der lieblichen Aussicht erfreuen.

Der Palazzo Borghese, ein umfangreicher Adelspalast des siebzehnten Jahrhunderts, steht jetzt da als ein Denkmal des Stolzes und der Pracht- und Kunstliebe der päpstlichen Nepoten, aber auch der traurigen Folgen, welche die Spekulationssucht der neuesten Ära für einen Teil der römischen Nobilität gehabt hat.

Ein spanischer Kardinal hatte 1590 den Bau des Palastes auf den Trümmern antiker Gebäude beginnen lassen. Ein großer Obelisk liegt noch jetzt unter ihm begraben. Papst Paul V. aus dem Hause der Borghese, dessen Name auch an der Front der Peterskirche, am Quirinalspalaste, über der Fontäne des Janiculus u. s. w. prangt, brachte ihn an sich und schenkte ihn seinen Brüdern, die ihn gegen die Ripetta hin erweitern ließen, so daß er eine unregelmäßige, im Grundrisse einem Klavier gleichende Gestalt erhielt — daher im Volksmunde il clavicembalo Borghese genannt. Prächtig ist der von Mar-

tino Lunghi dem Älteren erbaute Säulenhof mit der zweistöckigen Halle von gekoppelten Granitsäulen, deren im ganzen hundert gezählt werden. Auf der Rückseite stehen im ersten Geschosse die Arkaden offen, während sie im zweiten Stock ganz weggelassen sind. Es wird dadurch ein freier Durchblick nach dem Garten gewonnen und die malerische Wirkung ungemein erhöht. Der hübsche kleine Garten, von Rainaldi angelegt, enthält drei barocke Brunnennischen mit Doppelhermen, architektonische Hintergründe und mehrere Antiken. Antik sind auch die den großen Hof eigenartig belebenden Kolossalstatuen einer Muse, eines Apollo und einer porträtierten Persönlichkeit.

Die zum Teil schön dekorierten Säle im Erdgeschosse des Westflügels enthielten früher die berühmte Gemäldegalerie, eine der wertvollsten Roms. Wer jetzt diese Zimmer betritt, findet sie von einem der Kunst- und Antiquitätenhändler eingenommen, in deren Hände in den letzten Jahren zahllose Gegenstände aus hochadeligem Besitze gewandert sind, ohne daß der kauflustige Fremdling wähnen darf, daß alles, was schwindelnde Preise hat, einem Papste, Kardinale oder Fürsten gehört habe.

Es war 1889, als die Besucher der Galerie zuerst eine Anzahl der bedeutenderen Bilder vermißten. Es hieß, sie seien in die Privatgemächer des Fürsten, Don Paolo, versetzt worden. Die mit den Vermögensverhältnissen des Hauses Vertrauten glaubten nicht recht daran. Ein Jahr später bedrohte die Regierung auf Grund der alten Gesetze über die Fideikommisse und die Unveräußerlichkeit der Kunstsammlungen den Fürsten mit einem Prozesse, weil er nicht nachweisen konnte oder wollte, wo jene Gemälde, insbesondere das angebliche Bildnis Cäsar Borgias von Raphael, hingekommen seien. Der Verkauf war unter Formen erfolgt, die nicht gestatteten, dem Fürsten etwas anzuhaben.

Wieder ein Jahr später wurde die Galerie in das Kasino der Villa vor der Porta del Popolo verlegt, und im April 1892 fand in den prunkvollen Wohnräumen des Fürsten Borghese im ersten Stock des monumentalen historischen Palastes die Versteigerung des Mobiliars und der Kunstwerke statt, die jahrhundertelang diese fürstliche Wohnung zierten.

Scharen von sehnsüchtig bewundernden und staunenden Beschauern durchzogen an den zum Besuche der Säle festgesetzten Tagen die herrlichen, reichverzierten Räume, in denen die seit Jahrhunderten angesammelten Schätze aufgestapelt lagen, und wenige werden sich des wehmutvollen Gedankens an die Hinfälligkeit irdischer Größe entschlagen haben.

Durch den schönen Hof mit seiner imposanten doppelsäuligen Bogenhalle, die in ihrer granitenen Pracht an die antiken Denkmäler gemahnt, denen die Säulen entnommen wurden, mit dem lachenden Ausblick auf den im Kamelienschmuck prangenden Garten und seine murmelnden Rokokospringbrunnen gelangt man zu der großen Treppe, die in den ersten Stock führt. Ein schweigender, wehmütig dreinschauender Diener läßt die bunte Menge ein. Eine Reihe hoher, mit Seidentapeten in allen Farben und Schattierungen behangener, freskengeschmückter und stuckverzierter Säle, die zum Empfange von Gästen geöffnet scheinen würden, wenn man nicht die angehefteten Nummern sähe, die auf die zerstörende Geschäftsabsicht hinweisen, wird nicht leer von Schau- und Kauflustigen, die zum Teil aus dem Auslande eigens hergekommen sind. Durch die geöffneten Fenster mit ihren bemalten und vergoldeten Läden fällt das lachende Frühlingslicht und beleuchtet die kostbaren alten Stoffe an den Wänden, die alten flandrischen Teppiche und Tapeten, die schweren Sammetvorhänge, die reichen Damastmöbel und die vergoldeten geschnitzten Wandtische mit ihren Prachtspiegeln.

Von den mit den borghesischen Wappen und den kostbaren Malereien geschmückten Decken hangen Kronleuchter von Murano-Glas; auf den Tischen stehen die seltensten japanischen und chinesischen Vasen mit Uhren und Kaminaufsätze von Malachit mit Bronceverzierungen im Stil des Kaiserreiches. Prächtigere Säle sind wohl selten zu ähnlichen Zwecken geöffnet worden. Die Wände sind bedeckt mit Gemälden, die wertvolle Familienerinnerungen bilden: poetischen, klassischen Landschaften von Orizzonte, Madonnen von Giordano und Furini, historischen

Waldpartien von Bril; die italienische, die holländische und die altdeutsche Schule sind vertreten.

Das Interesse der Liebhaber erregte eine Folge von dreiundzwanzig Fresken aus der Villa Lante, die Giulio Romano auf dem Janiculus erbaute und ausmalte. Sie sind für zwanzigtausend Franken an einen Kunstmäcen versteigert worden. In einem Saale mit roten Damastmöbeln leuchten dem Eintretenden auf weißem Marmorsockel zwei lebensgroße Büsten des Kardinals Scipio Borghese von Bernini entgegen; sie sind voll Lebens und kraftvollen Ausdrucks und erregen allgemeine Bewunderung, obwohl die eine einen quer über die Stirn gehenden Sprung zeigt. Baldinucci erzählt in seinem Leben Berninis, daß der Künstler mit großer Liebe und Hingabe die ihm aufgetragene Büste des Kardinals fast vollendet hatte, als er bemerkte, daß ein Riß sich über die ganze Stirn erstreckte und trotz allem Glätten immer auffälliger hervortrat. Bernini, der in keiner Weise diesen Schaden gutzumachen wußte und seinem Mäcen die Freude an der so wohlgelungenen Büste erhalten wollte, entschloß sich rasch, ließ ein neues Stück Marmor von untadelhafter Beschaffenheit in seine Werkstätte bringen und stellte in vierzehn Tagen eine ebenso tüchtige Büste wie die erste her, die er dann mit der anderen dem Kardinal zu dessen größter Freude überreichte.

Der Kunstgegenstände der verschiedensten Art, von der eleganten Gruppe aus Meißener Porzellan bis zu den japanischen Ungeheuern und den zarten Flamingos, vom Urbino-Teller bis zur flandrischen Spitze, den Tafelaufsätzen und Sèvresvasen, sind überraschend viele.

In dem mit Ahnenbildern und anderen Gemälden behangenen Prunksaal, der ein kleines Wohnhaus bequem aufnehmen könnte, sind auf drei großen Tafeln prachtvolle Service aufgestellt, die wertvollsten, die man sehen kann. Das eine besteht aus altem, mit Blumen und Gold verziertem Wiener Porzellan und dem dazu gehörigen Krystall, wovon jedes Stück das borghesische Wappen trägt, das andere aus Sèvres-Porzellan mit dem Datum 1808 und 1809. Das dritte, aus vergoldetem Silber mit der Chiffre C. P. B., Camillo, Paolina Borghese, ist das Hochzeitsgeschenk Kaiser Napoleons I. an seine Schwester Pauline, als diese den Fürsten Camillo Borghese heiratete.

Ein traurigerer Zusammenbruch als der, welcher zur Versteigerung dieses historisch ebenso wie materiell kostbaren Gerätes führte, auf das das feingemalte Porträt Paulinens, der durch Canova als Venus in Marmor verewigten Schönheit, kühl lächelnd herniederschaut, ist in der Geschichte eines Fürstenhauses selten verzeichnet worden; es ist eins der merkwürdigsten Zeichen unseres demokratischen, den Nachkommen eines Papstes auf dieselbe Stufe mit dem bankerotten Trödler stellenden Jahrhunderts, wo historische Familienschätze nicht mehr durch Raub, Krieg und Plünderung, sondern durch den Hammer des Auktionators in alle Winde zerstreut werden.

Ein über Erwartung zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden; für manches Stück wurden fabelhafte Preise gezahlt; aber zur Tilgung der fünfzehn Millionen, auf die die Schulden des Fürsten sich belaufen sollen, wird durch die Hingabe aller dieser kostbaren Schätze doch nur ein verschwindend kleiner Beitrag erzielt worden sein. Die Güter des Hauses, einschließlich der historischen Villa, die in städtischen Besitz übergehen soll, sind unter die Verwaltung eines Kuratoriums gestellt worden, und Don Paolo, Fürst von Sulmona und Nettuno, Grande von Spanien erster Klasse, ist mit seiner zahlreichen Familie auf ein mäßiges Jahrgeld angewiesen.

Und doch konnte sich einstmals, seit Paul V. ihren Reichtum begründet, der kunstliebende Kardinal Scipio ihr den Lorbeer des Mäcenatentums verschafft, das Erbe der Aldobrandini ihren Besitz verdoppelt, endlich die Heirat Marcantonios mit der letzten Salviati noch ein drittes fürstliches Vermögen in ihre Hände gebracht hatte, kaum noch eine andere Patricierfamilie mit den Borghese messen. Marcantonio, der Feudalgüter und Schlösser mit Tausenden von Unterthanen im Toskanischen, im Römischen und in Unteritalien besaß, war ein wahrer Souverän. In der römischen Campagna allein, die mit Ausschluß der Villen und Weinberge 205000 Hektar umfaßt und zur Hälfte geist-



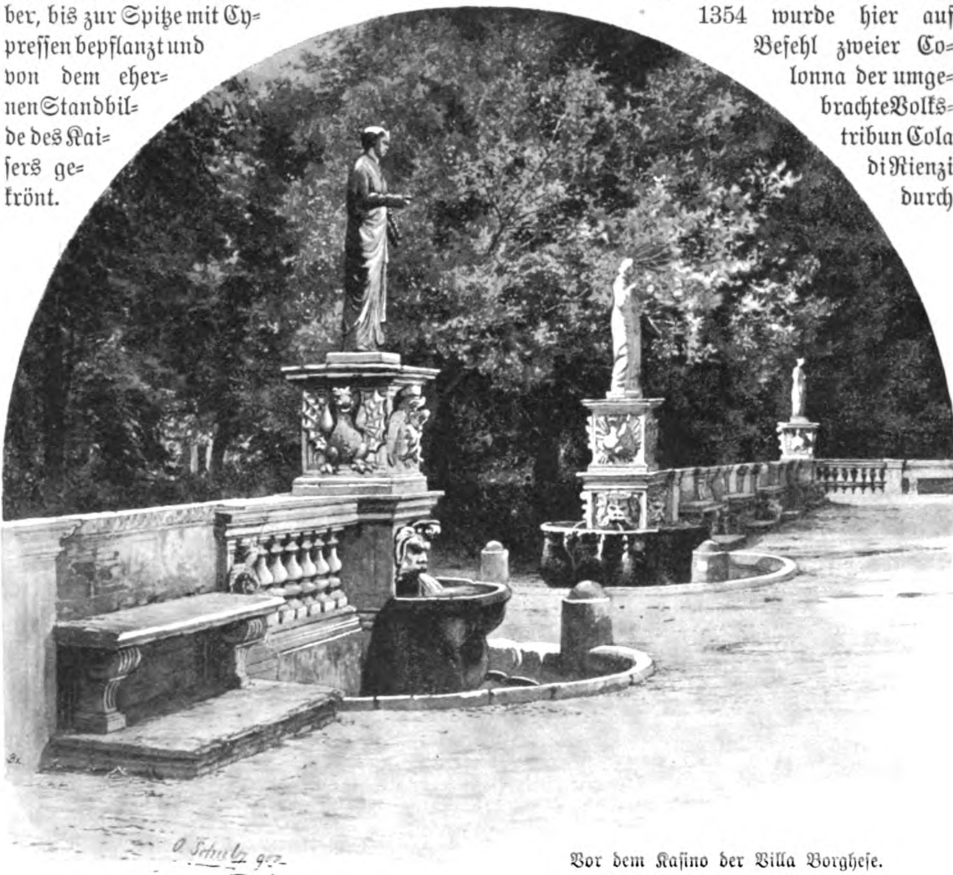
Der Tiber bei den früheren Engelsburgwiesen.

lichen Körperschaften oder der toten Hand gehörte, besaßen die Borghese im Jahre 1770 nicht weniger als 36 Latifundien. Die übrigen 81 Patricierfamilien, die im Verein mit der Kirche auch den größten Teil der Baulichkeiten Roms besaßen, teilten sich in den Rest. Nur wenige „Private“, wie damals die Angehörigen des Bürgerstandes genannt wurden, besaßen größeren Grundbesitz. Sie beschäftigten sich, wenn sie über Kapital verfügten, mit der Pachtung von Gütern und dem Produktenhandel. Aus diesen „mercanti di campagna“ ist im letzten Jahrhundert eine neue Geldaristokratie hervorgegangen, die fortfährt, durch Aktienunternehmungen, Güter-, Häuser-, Getreide- und Weinspekulation Reichtümer anzusammeln. Vielfach mit der jüngeren Nobilität vermischt, bildet sie gegenwärtig die einflußreichste Klasse der römischen Gesellschaft, besonders seit aus politischen Ursachen viele der alten Familien sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen haben.

Kein anderes Geschlecht hat sich in Rom so viele und glänzende Denkmäler gesetzt wie die Borghese. Ihren Namen tragen die Peterskirche, der Quirinal, der weltberühmte, von Flaminio Ponzio ausgeführte Familienpalast mit der größten Bildergalerie Roms, die meilengroße Villa am Fuße des Mons Pincius, die gewaltige Fontäne auf dem Janiculus, die herrlichen Schlösser Mondragone, Taverna und Belvedere (Aldobrandini) in Frascati, die mit fürstlicher Pracht ausgestattete Kapelle in Santa Maria Maggiore u. s. w. — Die Villa Borghese mit dem durch Marcantonio 1782 prachtvoll erneuerten Kasino war damals das beliebte Stelldichein der Kavaliere, Damen und Poeten. Schmausereien, Spiele, Serenaden, Wasserfahrten wechselten mit geistreichen Unterhaltungen, mit Jagden und Turnieren. Es herrschte ein beständiger Karneval. Aus den auf den Grundstücken in Latium gefundenen Skulpturen wurde das großartige Museum gebildet, das Napoleon I. für den Louvre erwarb, indem er Staatsländereien im Werte von 14 Millionen Franken dafür abtrat. Bedenkt man dies und erinnert man sich daran, daß Don Camillo, der eine Bonaparte, die schöne Pauline, heimführte, so gut kaiserlich war, daß er als Gouverneur von Piemont den deportierten Papst Pius VII. in Turin nicht einmal beherbergen wollte, so darf man es einigermaßen erstaunlich finden, daß die Familie jetzt so streng klerikal ist und der nationalen Monarchie unversöhnlich gegenübersteht. Die Verwüstungen, die während der Belagerung von 1849 in der Villa angerichtet wurden und zum Teil der Beutelust des römischen Pöbels zuzuschreiben sind, dürfen doch nicht dem ganzen Volke zur Last gelegt werden.

Die Via di Ripetta und drei andere

Straßen ziehen in Entfernung von wenigen Metern an dem gewaltigen Mausoleum des Augustus vorüber, ohne daß der unbelehrte Wanderer eine Ahnung davon haben kann. Die Wiederbebauung des Marsfeldes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat das ehrwürdige Denkmal vollständig umschlossen. Der erste Kaiser ließ sich und den Seinigen diese an Großartigkeit mit dem Grabmale des Mausolus in Halikarnaß wetteifernde Ruhestätte im Jahre 28 v. Chr. mit erstaunlicher Pracht aufrichten. Strabo erzählt von ihr: „Das Mausoleum des Augustus ist ein über einem hohen cylinderförmigen Kuppelraum von weißem Marmor aufgeschütteter Erdhügel am Tiber, bis zur Spitze mit Cypressen bepflanzt und von dem ehernen Standbilde des Kaisers gekrönt.



Vor dem Kasino der Villa Borghese.

Unter dem Hügel befinden sich die Grabkammern für ihn, seine Verwandten und Freunde.“ In der That wurden hier des Kaisers frühverstorbener Neffe Marcellus, seine Schwester Octavia, sein Schwiegersohn und Feldherr Agrippa, seine drei Enkel, seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius, seine Enkelin Agrippina und deren Gatte Germanicus, endlich Claudius, Britannicus und als letzter der Kaiser Nerva beigesetzt. Das Prachtgrab war von einem Haine umgeben, worin sich auch die an die Via Flaminia grenzende Verbrennungsstätte befand. Am Eingange des Mausoleums waren Erztafeln mit dem Verzeichnisse der Thaten und Werke des Kaisers aufgestellt.

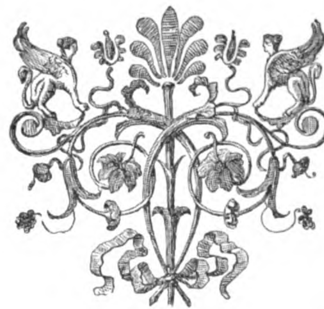
Die beiden Obelisken, die vor dem Grabmal standen, sind die jetzt auf dem Quirinal und auf der Piazza Santa Maria Maggiore stehenden. Im Mittelalter diente der Bau lange den Colonna als Burg. 1354 wurde hier auf Befehl zweier Colonna der umgebrachte Volkstribun Cola di Rienzi durch Juden verbrannt, wozu man Haufen trockener Disteln benutzte. Im fünfzehnten Jahrhundert war das Mausoleum in einen Weinberg verwandelt, und vor hundert Jahren hatte man ein Theater daraus gemacht. Auch heute schaut das römische Volk, wohl

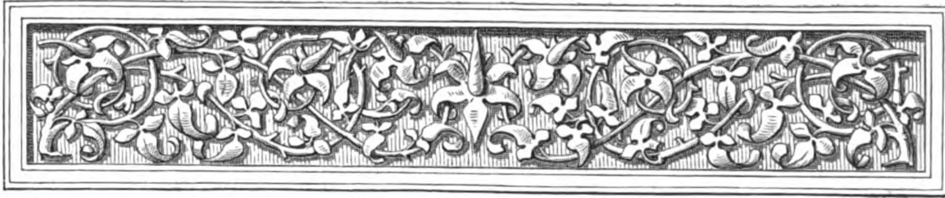
ohne an den großen Kaiser zu denken, von den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen im Inneren des gewaltigen Runds — es führt den Namen Teatro Umberto primo — Bühnen- oder Cirkusvorstellungen zu. Schon Goethe konnte dort Tierkämpfen beiwohnen; er schreibt am 16. Juli 1787: „Heute war Tierhetze in dem Grabmal des August. Dieses große, inwendig leere, oben offene, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochsenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftausend Menschen fassen können.' Für die Römer des vorigen Jahrhunderts waren diese Arenakämpfe nach spanischem Muster eine der beliebtesten Belustigungen. Man zog den Büffelkühen oder den Stieren, die unter den unbändigsten Stücken der Herden in Maccarese ausgewählt und zur Nachtzeit nach der Stadt getrieben wurden, aus Neugier weite Strecken entgegen; die Reichen und die jungen Adeligen waren zu Pferde und ließen sich durch fackeltragende berittene Diener begleiten.

Ein Marchese Corea oder Correa, der vorher Anpflanzungen im Inneren des Mausoleums angelegt hatte, überließ es für die genannten Volksbelustigungen, weshalb es bis in unsere Zeit nach ihm genannt wurde. Die kühnsten und geschicktesten Stierkämpfer wurden vom Volke nicht weniger gefeiert als die Toreros in Spanien. Erst Papst Leo XII. verbot das wenig christliche Vergnügen.

Der jetzt verschwundene Vicolo Cacciabove erinnerte daran. Das Andenken an das Augustus-Mausoleum erhält der Beiname der Kirche San Giacomo „in Augusta", die auf dem Gebiete der an das Grabmal sich anschließenden Gartenanlagen errichtet war. Den gleichen Ursprung hat vermutlich der Name der in der gleichen Zone gelegenen kleinen Kirche Santa Maria in Porta Paradisi in der Via di Ripetta, wie auch die Piazza del Paradiso und der Campo de' Fiori nach antiken Gärten, und zwar denjenigen beim Pompejustheater, benannt sind.

Sucht man heute durch enge, winkelige Gassen, lichtlose Hauseingänge, schmutzige Höfe den Zugang zu den geschwärzten Riesenmauern des Kaisergrabes, an das auf allen Seiten nüchterne oder häßliche Wohnhäuser sich angelehnt haben, tritt man in das mit den verschossenen Requisiten eines Volkstheaters ausstaffierte, von einem Zinkdache überspannte Innere, oder wohnt man gar einer Vorführung von Clowns, Riesenweibern und dressierten Enten bei, so hat man Grund genug, an das Wort zu denken: Sic transit gloria mundi.





Die beiden Frauenideale der Germanen.

Von

Richard M. Meyer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Viktor Hugo hat gemeint: wie das achtzehnte Jahrhundert den Mann befreit habe, so werde das neunzehnte Jahrhundert das Weib befreien. Es giebt unter den zahllosen anfechtbaren Orakelsprüchen des großen französischen Volkspredigers wenige, die so wie dieser in jedem Wort, bis auf das Komma möchte man sagen, angefochten werden können. Bedarf die Frau der Befreiung? und wenn, wird unsere Zeit sie ihr bringen? das läßt sich so lange hin und her erörtern wie die Frage, ob das Jahrhundert der Revolution dem Manne wohl die Freiheit gebracht habe. Sicher aber ist das eine, daß keine Epoche leidenschaftlicher als diese die Stellung der Frau in den Mittelpunkt der Erörterung und auch des praktischen Experiments gestellt hat. In der Litteratur vor allem spiegelt sich dieser Kampf in lebhaftester Bewegung ab. Schriftstellerinnen wie Helene Böhlau, Gabriele Reuter, Maria Janitscheck kämpfen für die „neue Frau“, während auf der anderen Seite behauptet wird, das bedeute einen Abfall von dem alten Ideal: die „deutsche Frau“ habe immer in dem stillen Glück des Hauses und nur hier das Höchste gesucht und gefunden.

Wie weit beide Richtungen *praktisch* einseitig sind, habe ich hier nicht zu erörtern. Daß sie in *historischer* Hinsicht beide irren, will ich kurz zu zeigen versuchen. Die „neue Frau“ ist kein Ideal erst unserer Tage, und die „deutsche Frau“ ist nicht immer bloß als Mutter und Hausfrau aufgefaßt worden. Uralt sind beide Ideale, das der stillsorglichen Frau wie das des kühn kämpfenden Weibes bei den Germanen; oft sind sie nebeneinander geschritten, oft hat das eine das andere verdrängt.

Über die Stellung der Frau in der dunklen Urzeit unseres Volkes haben wir spärliche Kunde, und mehr geistreiche Spekulation als sichere Forschung hat eine Epoche des „Matriarchats“ bei allen Völkern der Erde finden wollen: eine Epoche, in der die Frau als Haupt der Familie herrschte und dem Mann oder den Männern nur die Rolle des privilegierten Hausfreundes zukam. Wie weit thatsächlich im Nebel vorgeschichtlicher Zustände die Frau zu einer mächtigeren Stellung gelangte, als die körperliche Kraft, die doch wohl der entscheidende Faktor im Daseinskampfe jener Zeiten war, ihr sicherte, das wissen wir nicht; wie aber der Germane jener Zeit sich das Ideal der Frau ausmalte, dafür haben wir Zeugnisse, wenn auch nur spärliche.

Sie liegen in der Sprache. Die Sprache ist ein Schatzhaus idealisierender Vorstellungen, denn überall benennt sie die Dinge so, wie sie sein sollten. Der Berg heißt „Höhe“, und der König heißt „Mann von edelem Geschlecht“, und das Gesetz heißt „Zuerteilung des Gebührenden“, mag der Berg noch so niedrig sein und der König ein Usurpator aus Sklavengeschlecht und sein Gesetz die Festigung schreiender Ungerechtigkeit.

Für die Frau nun hat der Germane mehrere Benennungen. Da ist zunächst das Wort, das sie nach ihrer physiologischen Eigenheit benennt: die Gebärende. Selt-

samerweise ist es gerade dieser Ausdruck, den die Engländer für ihre Königin specialisiert haben: „the queen“, wie ja auch in unseren bürgerlichen Haushaltungen die Herrin schlechtweg „die Frau“ heißt. Dann aber ist dieses zweite Wort da: „Frau“. Es ist eine neue Schöpfung der Germanen, während sie das andere ererbt haben aus der Zeit, in der sie noch mit Griechen, Lateinern, Kelten, Slaven in Sprachgemeinschaft lebten. Es bedeutet „Herrin“; es bedeutet ernst und ehrlich dasselbe, was italienisch „donna“ und französisch „madame“ als höfliche Anrede bedeuten. Daneben steht ein dritter Ausdruck, ebenfalls eine germanische Neuerung: „Weib“. Ganz sicher ist es nicht, was es aussagt, aber es scheint zu bedeuten: „das erregbare Wesen.“ Es ist ein Neutrum, seltsam genug: ein Neutrum zur Bezeichnung der Feminina! Und es scheint nicht die Frau selbst ursprünglich damit gemeint, sondern ihre Art, etwa wie wir den König „Seine Majestät“ nennen oder einen Geistlichen „Ew. Hochwürden“. Was aber ist diese Art? Es ist das „ewig Weibliche“: die Erregbarkeit im guten wie im schlimmen Sinne. Im schlimmen, denn gern stellen alte Sprüche auch der Germanen die Wandelbarkeit und Bestimmbarkeit der Frauen der Festigkeit der Männer gegenüber; aber auch im guten, denn in dieser Nervosität, wenn wir den Ausdruck schon auf Eva und ihre nächsten Nachfolgerinnen anwenden dürfen, erkannten unsere Vorväter auch eine besondere Begabung. Jeder göttliche Hauch, meinten sie, werde von den Frauen eher empfunden; deshalb verehrten sie nach Tacitus in ihnen „etwas Heiliges, der Zukunft Gewisses“. Ließen sich doch mächtige Völker von den Orakeln ihrer Seherinnen leiten, und einer Seherin legt die altnordische Edda das großartigste Denkmal altgermanischer Dichtung in den Mund: die Erzählung von den Geschicken der Welt in Vergangenheit und Zukunft.

So sehen wir also: die Germanen der Urzeit waren weder schlechte Seelenkenner noch einseitig vorurteilsvolle Kritiker der Frau. Jene Benennung nach der Empfänglichkeit der weiblichen Seele, das Wort „Weib“, vermittelt zwischen den beiden anderen. Die aber enthalten schon im Keime die beiden Ideale. Nach dem einen soll die Frau nichts sein als die Mutter ihrer Kinder, die im häuslichen Kreise herrscht und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und reget ohn Ende die fleißigen Hände. Aber das Wort „Frau“ ruft die Gebieterin auf, die frei und stolz dasteht, ihr eigener Herr und nicht bedrückt von Alltagspflichten.

Und wunderbar! dies andere Ideal ist es, das zunächst siegt. Nicht die stille bescheidene Hausfrau — die kühne Kämpferin war den Germanen der ältesten Zeiten das ideale Weib. Das beweist uns die Namengebung. Auch sie ist eine Fundstätte für Ideale, aber sie läßt dem individuellen Urteil und Geschmack viel mehr Raum als die Sprache. Wie ein Segensspruch wird dem Kind ein glückverheißender Name in die Wiege gelegt. Da wählen nun andere Völker gern Blumennamen: Griechen, Inder schmücken das Töchterchen mit einem liebkosenden „Du bist wie eine Blume“, und aus späterer Zeit wahren wir noch heut die beliebte Rosa neben selteneren Blumennamen wie Viola, Eglantine oder dem hebräischen Susanna, Lilie. Aber die Germanen weihen ihre Töchter dem Kampf. Walküren sollen sie werden, mitkämpfende Genossen des Mannes, sollen sich selbst den Helden auswählen und zur Vollendung führen. Sieglind, Schild des Sieges, Hildegund, Haduwic (Hedwig), Kriegsherrinnen, Gudrun, die das Geheimnis der Schlacht kennt — das sind keine Namen, die in Noras Puppenheim deuten. Stark sind sie; aber sie sind voll Liebe. Neben dem Manne stehen sie als seinesgleichen, aber untrennbar von ihm. Und eine herrlichere Idealfigur hat die Dichtung keines Volkes geschaffen als jene Sigrun, die Besitzerin des Siegeszaubers, deren Thränen den toten Held Helgi von dem Kampfesglück in Walhall zurückrufen auf die Erde:

Du selber, Sigrun von Sewafjöll,
Du glänzende Sonne im goldenen Schmuck,
Bist schuld, daß von Thränen Helgi trieft;
Täglich weinst du, Tochter des Südens,
Eh ins Bette du gehst, bittere Thränen,
Als Blut fällt jede auf des Fürsten Brust,
Kalt und eisig und kummerschwer.

Nirgend zeigt uns die altgermanische Dichtung die Mutter bei ihren Kindern in idyllischem Glück, nirgend die Gattin im Behagen der häuslichen Arbeit. Nur die

verlassene Frau schafft kunstvolle Stickereien und nur die Unholdin ruft der gewaltigen Brünhild zu:

Besser ziemte dir Borten zu wirken,
Als den Gatten begehren der anderen.

Die furchtbare Halbgöttin sogar, deren leidenschaftliches Begehren ein Volk verderbt und so viele Helden, Brünhild selbst und Siegfrieds Rächerin Kriemhild, sie sind der altgermanischen Poesie bewunderte Idealfiguren; denn aus Liebe und Kraft strömte ihr Wollen hervor, ward es auch tausend Helden zum Unglück.

Die Bahn war gefährlich, und Gestalten der altgermanischen Geschichte zeigen, daß das Verhängnis nicht ausblieb. Persönlichkeiten wie die Mörderin Alboins, Rosamunde, und die furchtbare fränkische Fredegunde zeigen, wohin dies gefährliche Ideal leuchten konnte, sobald man seine Grundbedingung vergaß: die Liebe. Diese Gestalten mögen selbst halb mythisch sein — sie beweisen doch, was die Zeit, die sie als geschichtlich ansah, ihren Königinnen zutraute. Im vierzehnten Jahrhundert erst haben sich in Frankreich solche Figuren großartig-verbrecherischer Weiber erneut; auch damals fehlte es nicht an ermutigenden Vorzeichnungen in der Dichtung.

Da tritt das Christentum in den Weg. Noch war der Marienkultus erst in den Anfängen; noch traten die heiligen Frauen überall zurück neben den heiligen Männern, mochte sich auch gelegentlich die fromme Legende an dem Geschwisterpaar Benediktus und Scholastika und ihrer geschwisterlichen Zärtlichkeit erfreuen. Die heilige Magdalena, die durch die Maler des siebzehnten Jahrhunderts und durch die Dichter des neunzehnten die volkstümlichste aller heiligen Frauen nach der Jungfrau Maria geworden ist, stand noch völlig im Hintergrunde; und all die großen Heiligen des Mittelalters, die herrliche Elisabeth von Thüringen, die wunderbare Katharina von Siena, die milde Genoveva von Paris, sind selbst schon späte Zeuginnen eines Umschwungs in der Beurteilung der Frau durch das Christentum. Zunächst galt noch ganz das Wort, das der Kirchenvater Hieronymus zu dem Bilde der Mutter Gottes selbst gesprochen hat, als es den Betenden anredete: „Das Weib soll in der Kirche schweigen." Fast nur eine Heilige empfing in christlichen Dichtungen des neubekehrten Germanentums selbständige Huldigung: Helena, die sagenhafte Mutter Kaiser Konstantins, die das Kreuz Christi gefunden und heimgebracht haben sollte — sie aber war eine römische Kaiserin, der Inbegriff der Machtfülle. Sonst aber verweilt die christlich-germanische Dichtung auf dem Bilde der heiligen Frauen nur, um Demut, Gehorsam, Unterordnung auszumalen. Bei der weiblichen Handarbeit sitzt Maria, da sie die Verkündigung empfängt; und wird die That der reuigen Büßerin ausgemalt, so geschieht es, um auf der weiblichen Thätigkeit des Salbens und Waschens auszuruhen.

So dringt allmählich, zum erstenmal auf germanischem Boden, das idyllische Frauenideal, wenn ich mich so ausdrücken darf, zur Herrschaft vor. Nicht auf lange. Es war noch immer zu christlich, um von den Germanen ganz übernommen zu werden. In allen Ländern erhebt sich der Marienkultus: Maria, die Führerin der weiblichen Heiligen, wird emporgetragen über alle Apostel und Evangelisten, Märtyrer und Ordensstifter. Und in allen Ländern wächst unter dem sternenbesäten Mantel der Himmelskönigin rasch der Frauendienst empor. Die Sittenlehrer predigen das alte Ideal: still und bescheiden schreite die Frau einher, unhörbaren Schrittes, mit züchtig gesenkten Blicken; die Dichter sehen eine andere Gestalt. Die „Frau" ist es, die sie besingen, die Herrin; die Schönheit preisen sie in ihrem selbstbewußten Glanz, und nur eine Minderheit feiert die ruhige Güte. Nicht bei weiblicher Handarbeit, nicht in der Kirche oder im Kinderzimmer denkt sich der Minnesänger seine Herrin — dort sieht sie höchstens das Volksepos, das die christlichen Tugendlehren im Gedächtnis behält. Aber Lotte das Brot schneidend oder Dorothea den Krug füllend — den Minnedichtern der Glanzzeit wäre das ein unerträgliches Bild gewesen. In ihrer Schönheit ruhend wollen sie die Geliebte sehen, den roten Mund nur zum Küssen bereit und die zarte Hand nur zum verstohlenen Händedruck. So geraten sie allmählich in eine konventionelle Schönmalerei hinein, wie der Roman der sechziger Jahre, bis dann auch hier der Umschwung kommt. Wolfram von Eschenbach, der tiefste

und selbständigste Dichter des deutschen Mittelalters, ruft ab von dem leer und seelenlos werdenden Frauendienst und preist die Minne am höchsten, die ein rechtmäßiges liebes Eheweib mit ihrem Gatten vereint. Nur ein Überschwang der Reaktion wendet sich der „niedern Minne“ zu und wählt statt der bewegungslosen Frauenideale das arbeitende Weib zur Heldin: die Schnitterin, die Bauernmagd.

Alsdann aber geht es rasch abwärts bis zu einer Zeit, die gar kein Frauenideal mehr kennt. Es naht jene Epoche, die man etwas euphemistisch „das Narrenzeitalter der Deutschen“ getauft hat. Doch ist die Erscheinung keineswegs auf unser Vaterland beschränkt. Über ganz Europa steigt von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an immer höher anschwellend eine Flut des furchtbarsten Materialismus empor. Kurz vor der Reformation ist sie auf dem Gipfel. Es ist die männlichste Epoche der neueren Geschichte — aber das Wort ist recht sehr im üblen Sinne zu nehmen. Die Männer sind ganz unter sich in der Litteratur, wo sie die wüstesten Schwänke mit niedrigem Spott über die Weiber verbrämen, wie im Leben, wo die Frau in völlig dienende Stellung heruntergedrückt wird. Sie mag sich dennoch die Begierde des Mannes zu nutze gemacht haben, und der „Simandl“, der vom Pantoffel des bösen Weibes niedergedrückte Ehemann, ist sicherlich nicht ohne Grund eine Lieblingsfigur im Fastnachtsspiel und in der Schwankerzählung. Aber die öffentliche Meinung gestand der Frau gar kein Recht zu, und die Litteratur jener Tage hat Respekt höchstens vor der Frau, die ihren Mann zu betrügen weiß. Es ist nur zu bedeutungsvoll, wie die edle heilige Elisabeth sich von ihrem beschränkt fanatischen Beichtvater Konrad von Marburg unterdrücken und aus allem Stolz der Weiblichkeit heraustreiben läßt. Tüchtig sind diese Männer: sie bauen die gotischen Dome, sie führen die Schiffe der Hansa, sie zimmern und schmieden kunstgewerblichen Hausrat und Zierat, den wir bewundern müssen; fromm sind sie und gescheit dazu, stark und listig; ihre überfließende Kraft strömen sie in unmäßigen Gelagen und in wilden Folterungen, in Kleiderpracht und in blutiger Askese aus; die Frauen glauben sie kaum nötig zu haben. Sie neigen dazu, sie in corpore zu verachten. Und die Frau war wehrlos gegen dies starke und übermütige Geschlecht.

Da kommt die Sintflut. Die furchtbaren Stürme kommen: Reformation und Bauernkrieg, Dreißigjähriger Krieg, despotische Herrschaft der Kleinfürsten und ihres Hofadels, Armut und Enge überall. Und in dieser furchtbaren Not hat die deutsche Frau sich ihren Platz wieder erobert. Sie konnte nicht als gewappnete Kriegerin kommen wie in der germanischen Urzeit, nicht als lächelnd über dem Leben schwebende Herrin der Schönheit wie im Minnesang — als Pflegerin kam sie, als Schützerin der verwahrlosten Kinder, als Verteidigerin des verlassenen Besitztums, als letzter Sonnenstrahl in hoffnungsloser Nacht. Die deutsche Frau wurde die Retterin des deutschen Volkes. Überall sehen wir sie thätig, segensreich, unersetzlich: auf den Thronen die wahre, sorgsame Landesmutter, wie sie gerade die sonst so traurig verwahrlosten Kleinstaaten in langer Reihe aufweisen, von der Gattin Ernsts des Frommen von Gotha bis zu Karoline, der „großen Landgräfin von Hessen“, die Friedrich den Großen zu ihren Bewunderern zählte; in dem verarmten Bürgerhause, in dem ausgeplünderten Landsitz, in dem verwüsteten Pfarrhause, auf dem Dorfe in der armseligen Hütte des Bauern.

Aus dieser Zeit stammen fast durchweg jene Nationaleigenschaften, die uns so lange als die „echt deutschen“ galten. Auf Treue und Kraft war der alte Germane stolz gewesen, jetzt galten unbedingte Unterordnung, Demut, stiller Gehorsam als Kardinaltugenden. Der Deutsche des Mittelalters war alles eher gewesen als ein Musterbild häuslicher Sittsamkeit: jetzt ward dem zerschlagenen Volke Mäßigkeit, Sittsamkeit, Enthaltsamkeit das unentbehrlichste Heilmittel. Die Tugenden der kraftstrotzenden Gesundheit weichen den Tugenden der Rekonvalescenz. Und manchmal waren die neuen Tugenden von Untugenden so schwer zu unterscheiden wie früher die alten: verhängnisvoll war dem deutschen Mittelalter die Ungebundenheit des germanischen Freiheitsbedürfnisses geworden, verhängnisvoll ward der neuen Zeit die grenzenlose Unterwürfig-

keit aller Stände unter den Willen der Höheren.

Aber klar ist es, wie diese Verhältnisse auf die Stellung der Frau wirken mußten. Zäh hält zwar der Widerstand der Männer an dem alten rohen Frauenspott fest und steigert ihn noch, aber dem weiblichen Geschlecht entsteht endlich ein Rächer in der tapferen friesischen Dichterin Anna Owena Hoyers (1584 bis 1648). Sie ist kein großes Talent, aber „ein Eisenkopf", der trotzig die Herren der Schöpfung herunterkanzelt und der weiblichen Satire gegen den Mann die Bahn eröffnet. So vereinzelt ihre Erscheinung in der Geschichte der deutschen Litteratur auf Jahrhunderte bleibt — im Leben kann ihresgleichen nicht gefehlt haben. Die Schriftsteller gewöhnen sich wieder daran, die Weisheitsrollen ihrer Romane und Epen den weisen Frauen, den Makarien und Egerien zu geben; die Malerei beginnt dem stolzen, selbstbewußten Mann eine Genossin von gleicher Kraft zur Seite zu stellen; Rubens wandelt seine Gattin zur heiligen Cäcilie um, und bald geht eine neue Galanterie bis zum neuen Extrem. In Frankreich ergreift die Frau die Herrschaft des Jahrhunderts; in Deutschland werden Fürstinnen, die ihre Gatten überragen, wie Sophie Charlotte von Preußen und vor allen Maria Theresia, häufigere Erscheinungen; nicht mehr bloß Hausmütter in großem Stil, sondern waglustige Denkerinnen und Zweiflerinnen, unerschrockene Kämpferinnen und Gesetzgeberinnen.

In den Kampf der beiden Frauenideale treten unsere Klassiker ein. Lessing und Goethe halten fest an dem alten Ideal: das stille züchtige, leicht erschreckende Mädchen, die ehrsame, in den Kreis des Hauses gebannte Frau zeichnet ihre Dichtung am liebsten. Daß eine Frau nicht philosophieren dürfe, sagt die Orsina nur halb ironisch, beschämt steht Gretchen vor Faust und sagt zu allen Dingen ja. Aber auch Iphigenie ordnet sich der Männerlist und Entschlossenheit unter, und die stärkste unter Goethes Heroinen selbst, Dorothea, findet an der Seite eines liebenswürdig-unbedeutenden Gatten ihr Glück. Nirgend hier ein Hinausgreifen über das „enggebundene Glück" des Weibes, nirgend ein Verlangen, einem Tasso, einem Faust als vollberechtigte Genossin gesellt zu sein. Und doch kannte und liebte Goethe Charlotte von Stein und Marianne Willemer! Ja, er liebte sie; aber beherrscht hat ihn mehr als sie die einfache Friederike, die ganz und gar „bürgerlich-philiströse" Lotte, endlich die wenig gebildete Christiane.

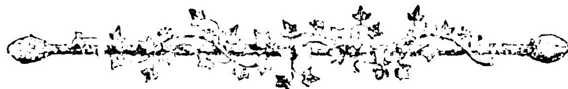
Ganz anders Schiller! Die Romantiker mit ihren anspruchsvoll-geistreichen Frauen wollten vor Lachen unter den Tisch fallen, als sie lasen, wie er in der Glocke sein Ideal der Frau zeichnet. Und doch hat **er** erst wieder auf das uralte germanische Walkürenideal voll zurückgegriffen. Die Jungfrau von Orleans ist eine Walküre, im Kampf und Sieg wie in der Verfehlung, als sie wie Brünhild das göttliche Gebot vergißt über der eigenmächtigen Liebe. Auch Maria Stuart, auch Isabella treten weit heraus über den Raum, den Goethe seinen Frauengestalten einräumt, und Stauffachers Gattin sogar zeigt ein politisches Interesse und Verständnis, das man bei Elisabeth, des Ritters Götz herrlichem Hausweib, vergeblich suchen würde.

Die Romantik hat nun gerade wieder das andere Ideal in der Dichtung betont. Wie sie immer ins christliche Mittelalter zurückgriff, so auch hier: Brentanos edle Frau von Hennegau gehört in die Sippe der heiligen Elisabeth, Käthchen von Heilbronn aber anachronistisch in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, in die Epoche des idyllischen Ideals. Und die Malerei hat uns dann von Düsseldorf her über ein Menschenalter lang mit sinnigen, sittigen, blondzöpfigen Gretchenfiguren und ehrsamen Ritterfrauen schier so weit gebracht, daß wir dies doch an sich auch vollberechtigte und gesunde Ideal zuletzt kaum mehr sehen konnten ohne inneren Schauder.

Aber diese beiden Gestalten, die Walküre und die Hausfrau, waren echt und lebensfähig, weil ihnen das Grundelement nicht fehlte: die Liebe — werbende, strebende oder empfängliche, befriedigte Liebe. Hohl und leer gerät dagegen die „neue Frau" des Jungen Deutschland: eine Amazone in hellblauem Sammet, mit reichem Pelzbesatz, auf dem prächtigen Schimmel feurig dahinjagend, glänzend außen, innen arm, Zweiflerin ohne Selbständigkeit, Spötterin ohne eigenen Glauben, waglustig ohne Ziel und lebensmüde

ohne Erfahrung. Sie blieb eine Episode, bis einige der Neuesten die Gliederpuppe neu ausstaffierten oder gar selbst in ihrer eigenen Haltung kopierten. Aber sie hielt doch von Schiller bis zu Richard Wagner dem Walkürentypus den Platz frei. Starke, in sich ruhende Frauengestalten zeichnen nun wieder Otto Ludwig — von der trotzigen Heiterethei bis zur großartigen Mutter der Makkabäer — und Friedrich Hebbel, während daneben Friedrich Halm das liebend-duldende Käthchen von Heilbronn in seiner Griseldis fast parodiert und beinahe der ganze deutsche Roman für den idyllischen Typus Partei nimmt. Am stärksten aber wirkte Richard Wagner, und mit Recht hat man es als kennzeichnend hervorgehoben, wie in den monumentalen Darstellungen der Germania allmählich der Typus der jugendlichen Heroine den der mittelalterlichen Gottheit verdrängt hat. Beim Einzug 1870 saß die Germania noch als stattliches Weib und hielt die Kinder Elsaß und Lothringen umschlungen, nun steht sie auf dem Niederwald und an hundert anderen Orten als jugendliche Kämpferin in aufgerecktter Haltung. Es mag uns doch ein Anzeichen sein, daß wirklich unser Volk sich verjüngt hat!

Und ein schlechtes Zeichen ist es auch nicht, daß wieder in gelehrter Erörterung und künstlerischer Darstellung, im Leben und in der Poesie beide Ideale nebeneinander stehen. Das ist recht so, keines soll allein herrschen. Das eine Ideal würde zu einseitig nüchterner Hausbackenheit führen, dürfte auch die begabteste Frau nicht mehr dem altgermanischen Typus der heldenhaften Genossin des Mannes, der freien Kämpferin nachstreben; bald würde dann der Strickstrumpf, der den Romantikern das Symbol des weiblichen Philisteriums war, auch den Männern unerträglich werden. Noch größere Gefahren birgt das andere Ideal: so manche schwache Seele übernimmt sich in rasselnden Vorsätzen und überhebt sich an niederdrückenden Lasten; unberechtigte Ansprüche zerstören das Gleichgewicht der Geschlechter im Hause und im Volke. Deshalb haben alle Völker zwei Wege zum Heil vorgezeichnet. Ich darf das Geheimnis verraten: nicht nur bei den Germanen stehen die beiden Frauenideale Seite an Seite. Malt die Odyssee Penelopens Treue, so verweist die Ilias auf Helenas Schicksal, entschuldigend fast mehr als anklagend. Neben die treu sorgliche Martha stellt die Bibel Maria, die Idealistin, die ganz aufgeht in dem Gedanken an das eine, was notthut. Kühne Heldenjungfrauen stellt das romantische Epos den treuen Dulderinnen wie Genoveva zur Seite. Das Volk ist weitherziger als moderne Doktrinäre. Man hat einmal behauptet: wo der Thor sagt „entweder — oder“, sage der Weise „sowohl — als auch“. Kaum greift das zu weit, wo es sich um die „ideale Forderung“ handelt. Gerade der ernsteste Dichter der Gegenwart, Henrik Ibsen, hat die Übertreibungen beider Ideale gegeißelt; gerade der größte Maler unserer Tage, Böcklin, hat das Ehepaar in idyllischem Glück so schön gemalt wie die einsam großartige Frauengestalt des „Schweigens im Walde“. Eines paßt sich nicht für alle; strebe nur jeder und jede, des Ideals nicht unwürdig zu sein, zu dem ihm oder ihr die eigene Natur den Weg zeigt!





Unwiederbringlich.

Erzählung

von

Otto Salten.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Tagesplan wurde aufs strengste befolgt. Die jungen Mädchen gingen mit Feuereifer an jede ihnen von Frau von Erlach oder der Mamsell zuerteilte Arbeit. Allerdings wurde selbst bei den wichtigsten Dingen viel geplaudert und gelacht. Ganz besonders, wenn in der Küche etwas mißriet, Ellen zum Beispiel bei der Herstellung einer süßen Speise Pfeffer mit Vanille verwechselte, war der Jubel groß.

„Uoller Onfang ist holt schwerr," wiederholte mit unermüdlicher Geduld die gutmütige Wiener Köchin. „Die Baronesserln wernd's scho lerne, und nötig hoben thun sie's jo olle boide net."

Der Herbst war herrlich warm, das Obst reifte überall an Bäumen und Spalieren und mußte gesammelt werden zur mannigfachsten Aufbewahrung für den Winter. An einem besonders schönen, sonnigen Nachmittag aber gelang es dem Gärtner nicht, wie sonst wohl, die jungen Herrschaften zum Pflücken der Äpfel und Birnen zu überreden. Fritz erteilte Ellen Unterricht im Lawn-Tennis, und sie sollte die erste Probepartie spielen.

„Wie nett wäre es, wenn du auch einmal mit versuchtest!" sagte die immer freundliche Käthe zu Otto, der ganz in Gedanken verloren Ellen beobachtete, wie sie, in einem entzückenden weißen Matrosenkleide sich sehr anmutig bewegend, die Bälle schlug.

„Das würde sich ungefähr so ausnehmen, wie wenn ein Elefant Seil tanzt; ich will mir die Sache lieber mal von der Veranda aus ansehen, dort sitzt Tante ganz allein und verlassen."

„Spielen Sie doch mit, Herr von Schatthalden, bitte!" rief jetzt auch Ellen, „es wäre viel hübscher zu vieren."

Otto zögerte einen Augenblick, dann sagte er, sich langsam entfernend: „Vielleicht thue ich es morgen, Fräulein von Hardegg."

„Käthe, du bist unausstehlich," schnaubte jetzt Fritz seine Schwester an, „laß doch den alten Kerl laufen, er mag Papa und Mama Gesellschaft leisten; die haben ja doch einen Narren an ihm gefressen."

„Aber Fritz!" Ellen hatte es ganz entrüstet gerufen. „Herr von Schatthalden ist stets zuvorkommend und ein vollendeter

Kavalier. Ich verstehe deine Gereiztheit gegen ihn gar nicht!"

Otto hatte inzwischen die Veranda erreicht, wo Frau von Erlach saß.

„Ei, das ist lieb von dir, mein Junge, mir ein bißchen Gesellschaft leisten zu wollen, Onkel hält noch sein Mittagsschläfchen; nachher wird es wohl wieder einen blutigen Kampf am Schachbrett absetzen zwischen euch beiden."

Otto holte sich einen Stuhl und setzte sich neben die alte Dame. „Darf ich mir auch —?"

„Ja, du darfst dir auch eine Cigarre anzünden, und dort steht ein Aschenbecher. Jetzt erzähle mir aber einmal ein bißchen aus deinem vielbewegten Leben. Du weißt, daß du bei mir das regste Interesse voraussetzen darfst."

„Ich weiß es, Tante, und ich danke dir. Wie wohl ein solches Wort thut, das vermag nur der zu sagen, an dem so lange, lange, wie an mir, keine Menschenseele Interesse genommen hat. Das klingt so lieb, so ungewohnt und traut. Ich mag gar nicht daran denken, daß meine Tage hier gezählt sind, und ich bald wieder, jetzt zwar im eigenen Heim, aber trotzdem heimatlos und einsam sein werde."

„Sprich doch nicht so," fiel hier Frau von Erlach ein, „wir hoffen dich noch lange bei uns zu behalten, was zieht dich denn fort? Du selbst hast uns erst kürzlich erzählt, wieviel Glück du in der Wahl deines Verwalters gehabt hast, und in welch gutem Zustand in jeder Beziehung du dein Eigentum verlassen hast. Freilich, ein tüchtiger Landwirt muß stets sein eigener erster Minister sein, indessen bist du doch thatsächlich kaum eine Woche hier."

„Es ist nicht das nur; ihr wißt, wie gern ich bleibe. Auch wollte ich nicht damit sagen, daß ich früher abzureisen beabsichtige, aber sieh — ich weiß nicht recht, wie ich dir das erklären soll, liebe Tante —: ich bin eben ein ruheloser Geselle geworden in all den Jahren da draußen in der Welt. Ich war im Ausland in den verschiedensten Berufsarten thätig, habe gestrebt und gearbeitet. Arbeit, Arbeit, das war meine Losung. Und jetzt, nachdem ich ruhen könnte, wo mir der Besitz sozusagen in den Schoß gefallen ist, jetzt habe ich das Ruhen verlernt. Am Anfang, als ich so spornstreichs von Chicago abreiste, um die Erbschaft anzutreten, ja, da gab's zu schaffen! Der alte Herr hatte wohl in den letzten Jahren, während deren er fast immer leidend war, das herrliche Anwesen etwas stark verkommen lassen. Überall, vom Wohnhaus bis zu den Scheunen und Stallungen, vom Park bis zu dem Ackerland, überall gab es auszubessern und zu säubern. Da war es gut, da fühlte ich nichts von Einsamkeit, aber jetzt — wenn ich mir nun vorstelle, wie es nach meiner Rückkehr sein wird. Wie ich von Zimmer zu Zimmer allein umherwandle, allein mit mir selbst. Der Winter steht vor der Thür, wo die Hand des Landmanns ruhen muß, und ich sehe dann hinaus in die öde Schneefläche — das weiß Gott, ich weiß es nicht, wie ich es auf die Dauer ertragen soll!"

„Du solltest dich verheiraten, lieber Sohn," sagte die alte Dame, Otto wohlwollend ansehend, „das ist meiner Ansicht nach das einzige, was dein Leben so gestalten wird, wie du es verdienst und beanspruchen kannst. Eine geliebte Gattin, ein Herz, das mit dir weint und lacht, das ist's, was dir fehlt."

„Das ist vorüber für mich," sagte Otto trübe. Die Cigarre war seiner Hand entfallen, er bemerkte es nicht und sah düster vor sich hin.

„Wieso?"

„Wer wird mich alten Kerl noch wollen?"

Lustige Rufe tönten vom Tennisplatz herüber, Ellen hielt einen Augenblick im Spiel inne und winkte Frau von Erlach mit ihrem Racket zu. „Es geht ganz gut für den Anfang," rief sie fröhlich hinüber. Otto sah unverwandt nach ihr hin.

„Ich bitte dich, Junge," fuhr Frau von Erlach fort, „du sprichst, als ob du ein alter Großvater wärest, fishing for compliments nennt man das, weißt du wohl? Ein Mann von deinem Aussehen und deiner gediegenen Bildung darf überall anklopfen, bei den schönsten und jüngsten Töchtern des Landes, und es wird ihm aufgethan."

Frau von Erlach sah ihn lächelnd an. Er blieb ernst. Sie blickte ihm aufmerksam und teilnehmend in die dunklen Augen.

„Otto!"

„Tante —"

„Habe ich dich mit meinen Ratschlägen irgendwie verletzt oder — verzeih mir — ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen — ist irgend etwas Trübes in deiner Vergangenheit, was dir die Gegenwart noch verdüstert und den Gedanken an eine Verheiratung nicht aufkommen läßt? Du darfst Zutrauen zu mir haben wie zu deiner lieben unvergeßlichen Mutter, sprich mir von deinem Kummer, Otto, das heißt, wenn es dir so ums Herz ist."

„Du irrst dich nicht in deiner Vermutung, daß ich Schweres erlebt habe, nur in dem einen, daß diese traurige Episode noch jetzt auf mein Denken und Empfinden einwirken könne, wie du annimmst. Es liegt weit, weit zurück, nicht vergessen, aber überwunden. Manchmal, einer Wolke vergleichbar, die am sonnenhellen Himmel vorüberzieht, kommt sie noch wieder, die alte Erinnerung. Durch ganz unbedeutende Dinge wird sie wieder mächtig, durch den Ton einer Stimme, den Duft einer Blume, durch eine flüchtige Ähnlichkeit, die in irgend einer Bewegung liegt. — Ich will sie dir erzählen, die einfache Geschichte:

„Als junger Lieutenant war ich von den Ärzten auf einige Wintermonate nach Italien geschickt worden; denn eine schwere Influenza hatte mich lange ans Lazarett gefesselt, und man behauptete, meine Lunge sei angegriffen. Da ich mit Leib und Seele Soldat war und auf alle Fälle wieder dienstfähig werden wollte, fügte ich mich in jede Anordnung. Die Eltern waren damals schon beide tot, ich hatte nur noch meinen über alles geliebten Beruf und wollte mich für ihn erhalten. So gondelte ich denn los, zunächst ohne irgend welches Ziel, da mir nur Aufenthalt im Süden, nicht aber ein bestimmter Punkt verordnet war — mit dem Bädeker und einem Lehrbuch der italienischen Sprache bewaffnet. Aus diesem war ich unterwegs eifrig bemüht, mir die notwendigsten Redensarten einzupauken. Ich reiste höchst gemütlich, machte, wo es mir beliebte, Station und gelangte endlich nach genauer Besichtigung aller Schönheiten der Riviera in San Remo an. Der Einfluß der italienischen Sonne, die ungebundene Freiheit, das süße Nichtsthun hatten, selbst nach der noch so kurzen Zeit, ihren Einfluß auf mein körperliches Befinden nicht verfehlt. Ich betrachtete mich kaum noch als Patienten, war wieder sehr unternehmungslustig, und die Nähe Monte Carlos begann bereits einen bedenklichen Zauber auf mein leichtsinniges Lieutenantsgemüt auszuüben. Hier in San Remo gefiel es mir, hier gedachte ich längeren Aufenthalt zu nehmen. Im Hotel de France war ich vorzüglich aufgehoben, nicht zu teuer — zehn Lire pro Tag —, da reichte es sogar noch am Abend zu einer Flasche Asti spumante, die ich mir nach Tisch auch niemals versagte.

„Die anwesende Gesellschaft war mir leider weniger sympathisch, sie bestand meist aus anmaßenden Engländern, zu denen ich mich nicht hingezogen fühlte, und so war ich denn auf mich selbst, meine Cigarette und meinen Asti angewiesen.

„Eines Abends bemerkte ich an einem Seitentischchen eine Gruppe von drei Personen. Es waren Deutsche, und zwar, wie ich gleich an der Sprache hörte, Norddeutsche. Ich nahm sie begreiflicherweise sofort in Augenschein. Ein älteres gemütliches Ehepaar und ein junges Mädchen, offenbar ihre Tochter, von sehr distinguiertem Aussehen. Ich rückte meinen Stuhl so, daß ich genauer hinsehen konnte, denn das reizende Profil der jüngeren Dame war mir gleich aufgefallen. Sie sprach mit gedämpfter, weich klingender Stimme zu den beiden Alten, ich konnte nicht verstehen was, es war mir aber auch gleichgültig, denn ich war ganz in ihren Anblick versunken. Sie hatte ihr dunkles, dichtes Haar, das sich an den Schläfen und im Nacken etwas kräuselte, zu einem schlichten Knoten aufgesteckt, war schlank und sehr elegant gewachsen. Ihre Augen konnte ich nicht sehen, da sie den Kopf nie nach mir hinwandte; als sie aber alle drei aufstanden, um den Saal zu verlassen, da sah ich sie — groß, tief wie ein paar Märchenaugen, mit langen dunklen Wimpern.

„Was soll ich dir noch weiter von ihr sagen?" fuhr Schatthalden, die alte Dame träumerisch ansehend, fort. „Wie ihr süßes Bild, ihr bezauberndes Wesen mich ganz und gar gefangen nahmen? Wie ein Rausch war die Leidenschaft über mich gekommen, wie ein Traum, aus dem ich jäh erwachen sollte! —

„Mein erster Gang, nachdem sie sich entfernt hatte, war nach dem Fremdenbuch. ‚Geheimrat Gallus aus Berlin, mit Frau Gemahlin und Fräulein Tochter.‘

„‚Heute erst angekommen?‘

„Der Portier bejahte: ‚und zu längerem Aufenthalt.‘

„Am anderen Morgen stellte ich mich vor. Man war erfreut, einen Landsmann zu treffen, besonders wegen ‚Lena‘, wie sie von den Eltern genannt wurde. Die beiden Alten waren nicht sehr für Spaziergänge, und die Tochter, meinte man, hätte doch nun voraussichtlich in mir einen Begleiter und Führer gefunden. Ich war stolz auf dieses Vertrauen. Ahnten sie, wie es vom ersten Augenblick an um mich stand, dachte ich zuweilen, sie würden am Ende nicht so tolerant sein. Doch Papa Gallus schien ein arg- und ahnungsloses Gemüt zu besitzen; auch seine Gattin nickte immer freundlich zustimmend, wenn ich um Erlaubnis einkam, das gnädige Fräulein zu irgend einem schönen Aussichtspunkt begleiten zu dürfen.“

Otto von Schatthalden schwieg und sah ernst vor sich hin, Frau Melanie wagte sein Sinnen nicht zu unterbrechen. Endlich fuhr er sich mit der Hand durch das Haar und begann wieder:

„Es war eine glückselige Zeit, eine Zeit, in die ich oft später in Gedanken zurückflüchtete wie der verschmachtende Wanderer zur belebenden Quelle. Wir waren viel allein. Die rasende Leidenschaft, die ich für dies holdselige Geschöpf vom ersten Augenblick unseres Bekanntwerdens an gefühlt hatte, wuchs von Tag zu Tag. Ich hatte für nichts auf der Welt mehr Interesse als nur für sie. Fühlte sie es? Wußte sie, wie mein Herz und meine Sinne nach ihr verlangten? Ich legte mir oft die Frage vor, denn ich verriet ihr gegenüber ja stündlich, was mich so ganz und gar erfüllte. In Gegenwart der Eltern wußte sie sich jedenfalls so zu beherrschen, daß auch der schärfste Beobachter nicht hätte sagen können, was diese rätselhaften Augen verbargen, und selbst auf mich übte dann ihre kühle Zurückhaltung einen solchen Einfluß aus, daß ich wohl jetzt noch annehmen darf, der Geheimrat Gallus ahnte vielleicht wohl ein gewisses Interesse bei mir für seine reizende Tochter; aber wie es in mir stürmte und tobte, das hätte er sowohl wie seine gutmütige Gattin niemals auch nur vermutet. Nur der eine Gedanke erfüllte mich fortan bei Tag und bei Nacht: liebte mich Lena und durfte ich mit dem Geständnis meiner Liebe, meiner Bewerbung um sie hervortreten? Ich mußte mir zugestehen, daß sie mich niemals, auch wenn wir allein waren, irgendwie ermutigt, ja sogar mich zuweilen wie erschreckt angesehen hatte, wenn meine stürmische Empfindung einmal die gesellschaftlichen Schranken durchbrach. Dann aber wieder wollte es mir scheinen, als ob sie doch meine Gefühle teile und nur mädchenhafte Zurückhaltung der Grund für ihre scheinbare Kälte sei. Ich wollte und mußte mir Klarheit verschaffen, ich war wie im Fieber; das Leben ohne Lena erschien mir undenkbar.

„Eines Abends, als wir, auf einer Bank im Parke sitzend, uns den wundervollen Sonnenuntergang ansahen, hielt ich mich nicht länger, ich ergriff die kleine Hand, die sie mir nicht entzog, und sprach ihr von meiner grenzenlosen, heißen, mich ganz erfüllenden Liebe. Noch sehe ich die süße, geliebte Gestalt, wie ich ihr zuflüsterte: ‚Lena, einzig Geliebte, sagen Sie mir das ersehnte Wort — Sie wissen ja seit langem, wie ich Ihnen mit ganzer Seele angehöre.‘ Sie hatte mir die Hand entzogen, mich fast entsetzt angesehen. Wie die eines angeschossenen Rehes, so blickten die braunen Augen. ‚Lena?!‘ — Dann erhob sie sich und ging, ohne sich nur noch ein einziges Mal umzuschauen, hastig dem Hause zu.

„Zurückgekehrt auf mein Zimmer, lief ich wie von Furien gehetzt auf und nieder. Was war das? Der entsetzte Ausdruck in dem blassen Gesichtchen. Hatte ich sie erschreckt? Hatte ich mich doch getäuscht, wenn ich die dunkeln Augen in liebevollem Ausdruck hatte auf mir ruhen sehen, und sie liebte mich nicht?

„Fürchterliche Zweifel quälten meine erregte Phantasie. Da klopfte es leise an meine Thür und — Lena stand vor mir. ‚Lena! Sie! — Sie kommen zu mir?‘ rief ich, sie wie eine Vision anstarrend.

„‚Ich komme, mein Freund, um Ihnen ein Geständnis zu machen. Es fällt mir schwer,

o, so entsetzlich schwer, aber nach dem, was Sie mir vorhin im Garten sagten, wäre es ein Verbrechen, es Ihnen zu verschweigen.' Sie war matt in einen Lehnstuhl gesunken, den ich ihr angeboten hatte.

„,Sprechen Sie, Lena, sagen Sie mir alles, ich kann jede Wahrheit ertragen — nur sagen Sie mir nicht, Geliebte, Teuerste, daß Sie mich nicht lieben!'

„,Hören Sie mich an, Otto, und seien Sie stark, denn ich wollte bei Gott, dieser Tag wäre für uns beide nie angebrochen. Ich bin nicht die Tochter des Geheimrats Gallus. Er war der beste Freund meines Vaters, hat mich als Kind auf den Armen getragen, und daher mochte ich gegen den scherzhaften Vorschlag, mich als seine Tochter reisen zu lassen, nichts einwenden. An den verschiedensten Orten hat er mich als solche in das Fremdenbuch eintragen lassen. Ich war stets darauf eingegangen, ohne zu ahnen, welch fürchterliche Konsequenzen dieser harmlose Einfall nach sich ziehen könnte. O, Otto, hören Sie und verdammen Sie mich nicht — ich bin verheiratet, seit langem die Gattin eines anderen!'

„,Lena, um Gottes willen, und das, das konnten Sie mir verschweigen? Sie wußten doch, wie rasend ich Sie liebte, mußten es doch fühlen, wie ich Ihnen mit jedem Atemzuge angehöre, und Sie konnten solches Spiel mit meiner heiligsten Empfindung treiben? O Gott, mein Gott, welch ein Elend!'

„Plötzlich stand sie neben mir, strich mit der Hand sanft über mein Haar und sagte: ,Warum ich Ihnen das verschwieg, das fragen Sie? Weil ich den schönen Traum, der auch mich umfangen hielt, nicht stören wollte, weil ich vor dem Augenblick der Entdeckung zitterte, denn ich — ich liebe Sie!'

„Da hielt ich mich nicht länger, sie lag an meiner Brust, und die zarte Gestalt fest umschlingend, preßte ich sie an das stürmisch pochende Herz. Sie duldete, daß ich den süßen roten Mund, die geschlossenen Augen mit heißen Küssen bedeckte. ,Lena, mein Eigentum, ich lasse dich nicht; es giebt keine Fessel, keine Kette, die ich nicht zerbreche, um dich zu erringen!'

„,Nein, Otto, das ist unmöglich, diese eine Stunde trennt uns für ewig,' sagte sie mit trauriger Stimme, indem sie sich meinen Armen entwand. ,Ich liebte meinen Gatten einst sehr, wir verstanden uns nicht, aber wenn ich auch mein Leben lang herzenseinsam bleiben muß, so bindet mich doch die Pflicht und — was höher und heiliger ist als alles — die Mutterliebe. Reisen Sie ab, vergessen Sie mich und den Schmerz, den ich Ihnen bereitet habe, leben Sie wohl! Es muß sein!'

„Ich wollte ihr nacheilen, aber sie war schon durch die Thür verschwunden. Wie betäubt vor Schmerz blieb ich zurück. Das war es nun gewesen, das Glück, das ich hatte an mich reißen wollen und das entschwunden für immer, wie ich damals meinte. Meine Gedanken waren verworren, mein Kopf brannte. Ohne nur an ein Abschiednehmen von Geheimrat Gallus und dessen Frau zu denken, packte ich am anderen Morgen meinen Koffer und reiste ab."

Frau von Erlach hatte Schatthalden voller Teilnahme zugehört, in den gütigen Augen standen Thränen, als sie jetzt ihre Hand auf seinen Arm legte. „Mein armer Junge, jetzt wird mir vieles klar," sagte sie warm.

„Die Sonne Italiens hatte ihren Glanz für mich verloren," fuhr Otto fort, „ich sah nicht mehr den blauen Himmel; dumpf, schwer, erdrückend erschien mir die Welt und das Leben. An ein Vernarben der Wunden mit der Zeit glaubt man in solch jungen Jahren nicht. Ich fühlte, wollte nichts fühlen als meinen brennenden Schmerz um den Verlust Lenas. Körperlich war ich gesundet, aber in einer Geistesverfassung, die dem Wahnsinn gleichkam. Deutschland wollte ich verlassen, arbeiten, vergessen mich, und was ich verloren, um jeden Preis. Ich nahm meinen Abschied und schiffte mich, das bescheidene Vermögen, das mir mein guter Vater hinterlassen hatte, in der Tasche, nach Philadelphia ein. Dort fand ich zunächst durch Empfehlungen von Freunden Beschäftigung als Referent an einer Zeitschrift. Dann hat mich das Schicksal bald hierhin, bald dorthin verschlagen, denn dort gilt noch der einzelne, der Mann. Arbeit bot sich mir in Hülle und Fülle, und mit Freuden ergriff ich das Gebotene, meine Welt- und Menschenkenntnis bereichernd. Ich lernte zunächst ,über-

winden', was ich niemals für möglich gehalten hatte, und dann dem Leben sogar wieder Reiz abgewinnen, mit dem steten Gedanken, daß die Pflicht, wie sie mich gelehrt hatte, über allem steht."

„Und sie, die beklagenswerte, tapfere Frau?"

„Ihre Spur habe ich ganz und gar verloren und nie erfahren, wer sie war. Vergessen konnte ich sie nicht, obgleich mein Herz lange frei ist von den Banden, in die ihre holdselige Erscheinung mich geschlagen hatte. Wie ein verklärtes Bild steht sie da in meinem Leben und meinen Gedanken, sie, die mir den Glauben an das Edle und Reine im Weibe wiedergegeben und die, nur eine schwache Frau, gewiß einen härteren Kampf zu bestehen gehabt hat als ich, der ich der Freie, der Ungebundene war."

„Es macht deinem braven Herzen keine Schande, wenn du zuweilen noch ihrer gedenkst, die so allein da, wo das Schicksal sie hingestellt und ihre Pflicht es gebot, sich wieder zurechtfinden und überwinden lernen mußte. Nicht jeder von uns steht von Anfang an auf der richtigen Stelle; dann aber hat er zu sorgen, daß sein Platz der richtige werde."

Otto küßte der alten Dame ehrfurchtsvoll die Hand. „Du hattest recht, mich zu dieser Aussprache zu drängen, sie hat mir wohlgethan."

„Es freut mich, mein Sohn, und ich bleibe nun erst recht dabei, seit ich einen Einblick in dies treue, ehrliche Herz gewonnen habe, daß du dich je eher, je lieber von deiner Herzenseinsamkeit befreist. Die Erinnerung an jene Frau hat den Idealisten in dir wachgehalten, das kann dir bei der Wahl einer Gattin nur von Nutzen sein, und lieben —"

„Lieben, Tante," unterbrach sie Otto mit großer Lebhaftigkeit, „ja, das könnte ich noch heute wie damals; wenn auch die Jugendstürme verweht sind, an Tiefe hat meine Empfindung gewiß nichts verloren!"

Vom Lawn-Tennis-Platz her tönte jetzt fröhliches Lachen. Ellen hatte die Probe meisterhaft bestanden. Sie kam mit geröteten Wangen und halb aufgelöstem Zopf auf die Veranda zu. „Es ist wirklich ein famoses Spiel, und morgen kommen Sie auch mit, Herr von Schatthalden," rief sie zutraulich hinauf.

„Mit dem größten Vergnügen, Fräulein Ellen," tönte es herzlich zurück.

* *
*

Das Wetter war dauernd schön, und die Tage flogen dem jungen Volke auf Toveneck nur so dahin.

Fritz wurde von Tag zu Tag verliebter in Ellen und eifersüchtiger auf Otto von Schatthalden, obgleich er sich fortwährend einredete, daß es doch geradezu Thorheit sei, gegen einen Mann von sechsunddreißig Jahren, wenn es sich um ein Mädchen von siebzehn handelte, solche Regungen zu verspüren.

Dennoch war er beim Tennis-Spiel, zu dem Otto jetzt regelmäßig erschien, gegen den Gast verschiedenemal so unliebenswürdig gewesen, daß Papa Erlach es sogar für nötig befunden hatte, dem flegelhaften Benehmen seines Sohnes zu steuern.

Er war wirklich zu bedauern, der arme Fritz, denn die Grazien hatten wahrlich nicht an seiner Wiege gestanden, und doch war er im Grunde genommen ein ehrlicher, guter Kerl.

Wie hatte er sich auf Ellen gefreut; es sollte ihm diesmal ganz sicher gelingen, sich ihr Herz zu erobern. Und nun saß ihm bei allen Gelegenheiten, wo er einmal ungestört hätte um sie sein können, dieser alberne Mensch im Wege, und wenn er sich eben mühsam ausgedacht hatte, welche Aufmerksamkeiten er seinem Ideal erweisen wollte, so kam ihm Otto gewiß damit zuvor und erntete dann natürlich auch den ihm gebührenden Dank. Machte man gemeinsame Spaziergänge in den Wald, und er wußte ganz genau, daß beim Abmarsch er, Fritz, sich an Ellens Seite befunden hatte und nicht gesonnen war, auch nur einen Zoll breit zu weichen, so ging mit unfehlbarer Sicherheit beim Heimweg Otto an seiner Stelle, und er trottete mit Käthe hintennach. Wie die beiden sich immer zusammenfanden, das war ihm gänzlich unklar. Wegzuleugnen war diese Thatsache aber ebensowenig, als daß Ellen viel mehr Freude an Ottos Gesellschaft zu finden schien als an der seinigen.

„Ellen," fragte eines Morgens Frau von Erlach, das junge Mädchen, das auf der Veranda stand und sehnsüchtig nach der Gegend von Ulmenhof blickte, eine Weile still beobachtend, „du wirst uns doch kein Heimweh bekommen?"

Es war allen aufgefallen, daß Ellen seit einigen Tagen schweigsamer war als sonst und so oft in Gedanken versunken dasaß.

„Nein, Tantchen, gewiß nicht," antwortete sie, „wer könnte hier Heimweh bekommen. Weshalb fragst du?"

„Ich weiß nicht recht, Kind, aber du kommst mir so verändert vor. Sieh mich mal an, sag's offen der alten Tante Melanie, warum läßt du das Köpfchen so hangen?"

„Ihr seid alle so gut und reizend gegen mich, und ich fühle mich so glücklich hier, daß ich mich fast schäme, dir den Grund einzugestehen; aber sieh, Tantchen, wenn ich hier so froh bin, muß ich immer an Mama denken, die nun so recht niemand hat, mit dem sie plaudern kann, und dann — dann" — die großen Augen füllten sich mit Thränen — „ich möchte mich so gern mal überzeugen, wie es Mutterchen geht, ob sie mich nicht zu sehr vermißt. Würde Onkel einmal für mich anspannen und mich auf einen Tag hinüberfahren lassen?"

„Das war der ganze Grund, weshalb unser Prinzeßchen Goldhaar sich so betrübt hat? Dem Kummer kann bald abgeholfen werden."

Und Frau von Erlach küßte das junge Mädchen auf die weiße Stirn.

Am anderen Morgen in aller Frühe fuhr Ellen in der Doveneder Equipage nach Ulmenhof.

* *
*

Etwa um fünf Uhr gegen abend desselben Tages — Ellen konnte noch vor anderthalb Stunden nicht zurück sein — umstrich Fritz schon in größter Ungeduld das Haus. Er war den ganzen Tag über in unausstehlicher Laune gewesen; jetzt trat er dem armen Teckel Erdmann auf den Schwanz, daß dieser laut aufheulte. Alle gingen ihm aus dem Wege, denn an jedem fand er etwas auszusetzen. Jetzt ließ er sich auf einer Gartenbank nieder, von wo aus er die Landstraße überblicken konnte.

„Wo steckt denn eigentlich schon seit einer Stunde der unvergleichliche Ritter von Schatthalden?" schnauzte er die vorübergehende Käthe an.

„Wie kann denn ich das wissen, ich beobachte ihn nicht auf Schritt und Tritt, wie mein liebenswürdiger Herr Bruder es zu thun scheint. Übrigens da ich dich jetzt mal allein habe, will ich dir auch endlich offen meine Meinung sagen. Es wundert mich nicht mehr, wenn Ellen sich nicht das geringste aus dir macht; nächstens wirst du sie noch ganz von hier vertreiben. Du benimmst dich nicht wie ein gebildeter junger Mann, vielmehr wie ein undressierter Jagdhund!"

Fritz schaute seine sonst so gutmütige, wie er sich ausdrückte, dickfellige Schwester verblüfft an.

„Das will ich dir nur noch sagen, du Unhold," fuhr diese weitergehend fort, „lange habe ich nicht mehr Geduld mit dir, denn du verdirbst Ellen und mir unser ganzes Zusammensein durch deine Flegeleien."

— — — — — — — — — — — — —

Während auf Doveneck die Geschwister in dieser Weise ihre Ansichten austauschten, waren die beiden Menschen, um die es sich dabei handelte, noch eine beträchtliche Strecke vom Gute entfernt und mit viel friedlicheren Dingen beschäftigt.

Der Wagen, in dem Ellen in die Ecke gedrückt saß und vor sich hinträumte, lenkte gerade in einen breiten, von hohen Buchen beschatteten Waldweg ein. Er führte etwas bergan, und der Kutscher ließ die Pferde Schritt gehen. Man merkte in der Natur noch nicht, daß der September sich seinem Ende zuneigte. Dank dem herrlichen, warmen Wetter war fast alles Laub an den Bäumen noch grün; nur hier und da fiel ein gelbes Blatt raschelnd zu Boden. Am Wege entlang rieselte ein kleiner Waldbach, über Steingeröll aufschäumend und lustig plätschernd. Es war so still und lauschig: man hörte nur ab und zu die Stimme eines Vogels und gleichmäßig das ruhige Dahinrollen des Wagens. Man hätte schlafen mögen und träumen. Auch Ellen gab sich ganz dem Naturzauber hin und — träumte.

Jetzt war die Anhöhe erreicht. Der Kutscher, der bei der Steigung des Weges neben den Pferden hergegangen war, wollte

wieder aufsteigen und Trab fahren, als er auf einer Steinbank die ihm wohlbekannte Gestalt Ottos von Schatthalden sitzen sah. Er grüßte ehrfurchtsvoll hinüber. Dadurch aufmerksam geworden, streckte auch Ellen den Kopf aus dem Wagen.

„Wen grüßten Sie denn, Karl?“

„Den Herrn von Schatthalden, gnädige Baroneß.“

„Einen armen Wegelagerer,“ unterbrach ihn Ottos fröhliche Stimme, „er bittet um gütige Auf- oder vielmehr Mitnahme, das heißt, wenn ich Sie wirklich nicht belästige, gnädiges Fräulein,“ fügte er, Ellen sehr glücklich ansehend, hinzu.

„Gewiß nicht,“ versetzte sie, „wie kommen Sie denn nur mit einemmal hierher, ich bin fast erschrocken.“ Ihr liebliches Gesichtchen war über und über mit Glut bedeckt.

„Ja, wie kommt man zu so was?“ entgegnete er neckisch.

„Ich ging im Walde so für mich hin,
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn!

singt Meister Goethe.“ Hiermit stieg Otto ein, und weiter ging's in flottem Trabe.

„Jetzt darf ich mir wohl die Frage erlauben, wie Sie die Ihrigen gefunden haben, mein gnädiges Fräulein?“

„Gott sei Dank, Mama war ganz leidlich wohl. Papa und die Jungens sind das ja stets, aber bei Mutterchen, da muß man immer darauf gefaßt sein, daß sie nicht so mobil ist wie wir anderen.“

„Deshalb hatten Sie wohl auch die Fahrt heute unternommen, um sich von dem Befinden der Frau Mama zu überzeugen?“

„Ja, nur deshalb. Leider konnte ich sie kaum eine kleine Stunde so ganz für mich allein haben. Es waren Gäste da zur Jagd, sie mußte sich noch für das Diner umkleiden, da blieb uns nicht viel Zeit.“

„Sie lieben Ihre Frau Mutter wohl sehr, Fräulein Ellen?“ fragte Otto, plötzlich ernst werdend.

„Wie lieb ich sie habe, das kann ich überhaupt nicht sagen! Ich weiß nur, sie ist die beste, treueste Freundin, die ich auf der Welt besitze. Wir stimmen so ganz und gar in allem überein, haben dieselben Sympathien, denselben Geschmack.“

„Haben Sie kein Bild Ihrer Frau Mutter? Sie gleichen sich wohl auch äußerlich sehr?“

„Das wäre mir schon recht, aber keine Spur! — Ich soll mit Papa Ähnlichkeit haben. Ein Bild von Mama besitze ich leider nicht, sie wollte sich niemals photographieren lassen.“

„Und weshalb nicht?“

„Ach, es waren noch so einige Jugendbilder von ihr vorhanden, die sie selbst sehr unähnlich fand, weshalb sie niemals eines derselben verschenkt hatte. Kürzlich verbrannte sie auch diese. Jetzt behauptet sie immer, schon zu alt zu sein, um sich aufnehmen zu lassen. Na, Mama und zu alt! — Aber ich will Ihnen nichts verraten, vermute nur, daß Sie in mehr als einer Beziehung überrascht sein werden, wenn Sie Mama erst gesehen und kennen gelernt haben.“ Sie lachte schelmisch und glücklich zugleich. „Übrigens habe ich Sie angemeldet, da Sie doch wiederholt sagten, Sie wünschten meinen Eltern Ihren Besuch abzustatten. Habe auch Mama schon viel von Ihnen erzählt — ja, nicht wahr, wenn Sie wüßten, was? — ich sehe es Ihnen doch an den Augen an!“

„Hoffentlich war's nichts gar zu Schlechtes, Fräulein Ellen, und ein Empfehlungsbriefchen geben Sie mir auch mit, bitte — ja?“ Er hatte, als sie nickte, ihre kleine Hand ergriffen und sie, ohne weiteres den Handschuh abstreifend, lange und stürmisch geküßt.

Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. O, wieviel tausendmal lieber hätte er die entzückende Mädchengestalt neben sich umschlungen und seine Lippen auf den roten Mund gedrückt! Aber es wäre ihm unritterlich erschienen, die Situation auf solche Weise auszunützen und das süße Geschöpf an seiner Seite zu erschrecken.

Sie saßen jetzt schweigend nebeneinander; auch Ellen war zu Mute, als müsse er ihren Herzschlag hören. Sie lehnte sich in die Polster zurück und schloß die Augen.

Schon näherte man sich Doveneck.

„Fräulein von Hardegg,“ sagte da Otto leise, „eine Trennung von Ihrer Frau Mutter würden Sie wohl nie ertragen?“ Sein Übermut war vorüber; ernst, fast angstvoll blickte er ihr in die Augen bei diesen Worten.

„Wie meinen Sie das, ich verstehe Sie

nicht. Was könnte Mama und mich scheiden?"

„Nun, ich meine" — seine Stimme zitterte, aber er bemühte sich fröhlich auszusehen — „wenn Sie in einiger Zeit Frau von Erlach auf Gut Doveneck würden?"

„Sie wollen sagen, wenn ich Fritz heiratete, nicht wahr, das wollten Sie doch sagen? Nein, Herr von Schatthalden, das wird mich nie von meiner Mutter trennen. Sie wissen ganz genau, daß ich mir aus Fritz nicht das geringste mache, und wenn er auch anders wäre, als er ist, so könnte ich mich niemals dazu entschließen, einem Manne die Hand zu reichen, der nicht bedeutend älter ist als ich. Er würde mir im anderen Fall immer knabenhaft erscheinen, ich könnte nicht zu ihm hinaufsehen, keinen Respekt vor ihm haben, mit einem Wort — ihn nicht lieben!"

„Und wie denkt Ihre Frau Mutter über solchen Fall einer Trennung, der doch einmal eintreten wird über lang oder kurz?"

„Wenn ich jemand lieb habe, so hat ihn auch Mama lieb; was ihr gefällt, gefällt auch mir. Deshalb brauche ich mich mit solchen Gedanken nicht zu quälen. Innerlich kann uns auch eine Heirat nicht trennen. Mein zukünftiger Gatte," setzte sie errötend und lächelnd hinzu, „würde eben auch Mama lieb haben müssen, und es sollte ihm, glaube ich, nicht schwer fallen."

Der Wagen war mittlerweile in Doveneck eingefahren; Ellen wurde sogleich von allen umringt, und nach kurzer freundlicher Begrüßung hatte sich Otto rasch nach seinem Zimmer begeben.

„Reines, süßes Kind, mit dem klaren, bewußten Wollen des vollerblühten Weibes," sagte er leise vor sich hin, „könnte ich dich gewinnen?!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Minuten nach Ellens Ankunft lief auch Fritz von Erlach in seinem Zimmer auf und nieder, aber wie der Löwe im Käfig. Alles Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, als er das geliebte Mädchen, neben Otto im Wagen sitzend, hatte ankommen sehen.

Dieser abscheuliche Mensch; also aufgelauert hatte er ihr! Aber jetzt war das Maß voll, jetzt wollte er sich nicht mehr länger von allen zum besten halten lassen. O, sie sollten schon sehen, wen sie vor sich hatten. Und Ellen? Auch sie war falsch und schlecht; er wollte ihr beweisen, schon von morgen an, daß sie ihm gleichgültig sei! Er schloß sich in sein Zimmer ein, kam nicht zum Abendessen herunter und hatte am anderen Morgen rote, dick geschwollene Augen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Nußernte war in diesem Jahre auf Doveneck besonders reichlich gewesen, und noch immer war man nicht fertig mit dem Schütteln und Pflücken.

Die beiden Freundinnen standen zwei Tage nach Ellens Rückkehr vor einem hohen Nußbaum und schauten sehnsüchtig nach dessen dichtbelaubter Krone, in der noch Massen von grünen Früchten hingen.

„Wer da hinauf könnte!" seufzte Käthe.

„Probieren wir's doch," entgegnete Ellen, die es nicht nur im Reiten, Rudern und in jeglichem Sport, sondern auch im Turnen und Klettern jedem Knaben gleich that.

„Aber sieh nur, welche Höhe!" wandte die etwas unbeholfene Käthe ein, „ich fürchte, es geht nicht."

„Ach was, wir nehmen die Leiter, die dort steht, paß mal auf Käthchen, wie herrlich sich's so im Grünen sitzt."

Die Leiter wurde angelehnt, und es dauerte nicht lange, so schauten da oben aus dem Blätterdach ein Paar braune und ein Paar blaue Mädchenaugen höchst vergnügt hinab auf die grüne Rasenfläche. Ellen, die, seit sie in Ulmenhof gewesen, wieder ganz die fröhliche Ellen von vorher war, hatte einen dicken Ast erobert und schwang sich, darauf sitzend, wie auf einer Schaukel. Käthe war zwar auch mit dem luftigen Sitz sehr zufrieden, aber doch etwas vorsichtiger in ihren Bewegungen als die Freundin. Sie pflückten die Nüsse, warfen sie hinab, sangen und wiegten sich in den Ästen.

Mit einemmal lugte hinter einem der anderen Bäume Fritzens struppiger Kopf hervor.

„Wie kommst du daher?!" riefen beide wie aus einem Munde.

„Möchte lieber euch fragen: wie kommt ihr da hinauf? Etwas eigentümlicher Sitz für sogenannte junge Damen! Übrigens habe ich die Leiter gerade nötig — entschuldigt deshalb —" Mit diesen Worten nahm er

höhnisch grinsend, ehe die Erschrockenen nur ein Wort äußern konnten, die Leiter weg, um sie an einen abseits stehenden Baum anzulehnen. „Viel Vergnügen da oben!“ rief er und lief in den angrenzenden Park zurück.

„Fritz, Fritz, um Gottes willen!“ schrie ihm wie verzweifelt Käthe nach.

Er kehrte nicht um.

„Fritz, ich bitte dich um alles, gieb die Leiter her; was sollen Papa und Mama davon denken, daß wir da oben sitzen?“ Und Käthe fing bitterlich an zu weinen.

Ellen war blaß geworden, als Fritz den schändlichen Streich ausgeführt hatte; aber sie suchte die Freundin zu beruhigen. „Sei doch zufrieden, Käthchen, vielleicht kommt der Gärtner vorbei und hilft uns. Blamiert sind wir ja so wie so jetzt; denn Fritz wird sich die Freude nicht nehmen lassen, bei Tische auszuplaudern, wie er uns gefunden hat.“

„Der abscheuliche Mensch!“ weinte Käthe weiter, „was wird Otto sagen, wenn der uns, erwachsene Mädchen, wie ein paar Schulkinder da auf dem Baume findet?“

Den Gedanken, den die arme Käthe aussprach, hatte Ellen schon vorher gehabt; ihre mühsam unterdrückte Erregung wuchs, sie suchte, auf dem Aste hin- und herrutschend, mehr nach dem Mittelpunkt der Baumkrone zu gelangen. Aber es war vergeblich. Ihr langer weicher Zopf hatte sich bei der heftigen Bewegung derart in die kleineren Zweige des Baumes verwickelt, daß sie jeden Versuch aufgeben und sogar mäuschenstill sitzen mußte, um das Haar nicht noch mehr zu verwirren.

„Es bleibt keine Wahl, wir müssen um Hilfe rufen, es mag kommen, wer will,“ sagte sie zu Käthe, „sonst können wir die Nacht hier zubringen.“

Sie riefen jetzt, so laut sie konnten; aber der Obstgarten lag weit vom Wohnhaus entfernt. Niemand zeigte sich.

Endlich, nach einer Stunde qualvollen Wartens tauchte am Parkeingang die schlanke Gestalt Ottos von Schatthalden im Reitanzug auf. Er war gerade heimgekehrt und hatte sein Pferd in den Stall gebracht.

„Otto, lieber Otto, o, Herr von Schatthalden,“ tönte es durcheinander, „helfen Sie uns, bitte, schnell! Fritz hat die Leiter weggenommen; wir sitzen hier schon seit anderthalb Stunden.“

Ein Ausdruck des Zornes und heftigen Unwillens flog über Ottos schönes Gesicht, als er die beiden Mädchen in der gefahrvollen Situation erblickte. „Elender Kerl!“ sagte er vor sich hin, und laut fügte er hinzu: „Wo ist die Leiter, Käthe?“

„Dort an dem Baum.“

„Bitte, helfen Sie zuerst Käthe,“ rief ihm Ellen zu, die wieder aufs neue bemüht war, ihr Haar aus den Zweigen zu befreien. Sie mußte sich zu diesem Zwecke lebhafter, als ratsam, bewegen und bog sich weit nach vorn auf dem Aste, der sie trug. Ein eigentümliches Knacken ließ sie plötzlich erschreckt innehalten —

Otto hatte soeben bei Käthe die Leiter an den Baum gestellt und lenkte seine Schritte eilig zu Ellen, als ihn ein verzweifelter Aufschrei dieser erbeben machte: „Der Ast! — der Ast! — um Gottes willen, ich stürze!“

Eine Sekunde nur — und Schatthalden war zur Stelle. Mit mächtigem Krachen war der Ast gebrochen und hing nur noch seitwärts ganz lose am Stamm, einen tiefen Spalt hineinreißend.

Otto hielt Ellen in seinen Armen. Sie war totenbleich; mit geschlossenen Augen lehnte ihr Köpfchen an seiner Brust. Er hatte sie aufgefangen, und das herrliche Goldhaar, vom Sturze aufgelöst, mit Blättern untermischt, umflutete sie wie ein Mantel.

Käthe war, als Ellens Hilferuf ertönte, von der Leiter herabgestiegen. „Ellen, liebste Ellen, hast du dich verletzt? O, der infame Mensch, der Fritz, er ist an allem schuld; sieh doch, Otto, sie blutet —!“

„Lauf — schnell, bringe ein Glas Wein und etwas Verbandzeug, ich will sie nach dem Pavillon bringen. Sage vorläufig deiner Mutter nichts!“ rief er der Davoneilenden nach.

„Können Sie gehen, Fräulein Ellen?“ fragte er diese, behutsam die zarte Gestalt niedersetzend.

„Ich — ich will — ich werde versuchen — es geht schon — es ist nur der Schrecken —“

„Stützen Sie sich fest auf mich!“

Sie versuchte ein paar Schritte, hielt dann aber wieder inne. „Es geht doch nicht —“

und nach den Schläfen fassend, von wo einzelne Tropfen Blut langsam heruntertropften, fügte sie matt hinzu: „Mein Kopf — mir schwindelt so.“

„So werde ich Sie tragen!“ Und die geliebte Gestalt mit seinen starken Armen umschlingend, hob er sie auf wie ein Kind und trug sie zu dem am Parkeingang gelegenen Pavillon. Dort ließ er sie in den bequemsten Gartensessel nieder und begann die Kopfwunde zu untersuchen, die zum Glück nur aus einer leichten Hautschürfung bestand. Aber das junge Mädchen war sehr bleich und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

„Schmerzt die Wunde sehr?“ fragte er, sich zu ihr niederbeugend.

Sie schüttelte das Köpfchen und sah ihn mit ihren ausdrucksvollen Kinderaugen groß und innig an.

„Ellen!“ Behutsam ihre beiden kleinen Hände ergreifend, preßte er sie auf sein Gesicht. „Ellen, liebe Ellen!“

Aber sie zog die Hände weg und schlang ihre weichen Arme um seinen Hals: „Otto, ich danke Ihnen,“ sagte sie leise.

Da war es aus mit seiner Sorge um ihren augenblicklich leidenden Zustand und mit seiner Selbstbeherrschung. Er hielt sie in den Armen und küßte den kleinen Mund, das süße Kindergesicht und die Wunde an ihrer Schläfe immer und immer wieder. „Ellen, mein Glück, mein Liebling, du mein alles, kannst du wirklich mich alten einsamen Gesellen ein wenig lieb haben?“

Ellen war zu matt, um gegen irgend etwas zu protestieren, sie hätte es aber auch sonst nicht gethan. Ottos Kopf bis dicht zu sich herabziehend, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Ich hatte dich ja vom ersten Tage an lieb, Otto.“

Es war gut, daß jetzt Käthe mit Wein und Verbandzeug erschien, obgleich Ellens Wangen auch ohne die Stärkung schon wieder etwas Farbe zeigten. Sie erholte sich rasch, und die Wunde heilte unter Tante Melanies bewährter Pflege in wenigen Tagen.

Nur Fritz schlich zerknirscht vor Reue umher und wußte nicht, wie er das Geschehene wieder gutmachen sollte. Papa Erlach dagegen befand sich in einem wahren Glückstaumel, weil Otto von Schatthalden mit einemmal fabelhaft zerstreut beim Schachspiel war, und der alte Herr infolgedessen stets gewann.

* *
*

Mit den ersten Tagen des Oktobers hatte der Herbst seinen Einzug gehalten. Ein kalter Wind fuhr durch die Wipfel der Bäume im Parke von Ulmenhof, und das gelbe Laub fiel raschelnd zu Boden. In den Kronen der hohen Ulmen, die die Ufer des Sees umgaben, saß eine Rabenschar und flog, aufgescheucht, krächzend über den Wasserspiegel. Das so plötzliche Absterben der Natur wirkte in diesem Jahre doppelt traurig, weil der Witterungsumschlag so jäh erfolgt war und der September noch ununterbrochen ein sommerliches Gewand gezeigt hatte.

Auch Helene, auf deren Seelenstimmung, wie man dies wohl bei den meisten sensiblen Menschen beobachtet, die trübe Jahreszeit und der mangelnde Sonnenschein großen Einfluß ausübte, saß, in Gedanken versunken, schwermütig an ihrem Schreibtisch. In dem überaus traulichen Gemach merkte man nichts von der unfreundlichen Witterung draußen; nur die gold- und purpurroten Ranken wilden Weines, die an ihrem Erkerfenster herniederhingen, wurden vom Winde hin- und hergezerrt.

Auf einem kleinen Tische neben Helenes Diwan, der in einer Zimmernische stand, befanden sich in kunstvoll getriebener Kupferschale herrliche Marschall-Niel-Rosen, die das ganze Gemach mit ihrem Duft erfüllten. Helene seufzte einigemal tief auf, stützte von neuem den edelgeformten Kopf in die Hand und las die Stelle eines Briefes, den Ellen wohl in den ersten Tagen ihres Dovenecker Aufenthaltes geschrieben haben mochte, immer wieder: „Denke dir, Mütterchen, ‚er‘ ist auch hier zu Besuch, du wirst wieder lachen, wie damals, als ich dir zuerst erzählte, wie ich ihn gesehen; aber es ist gar nicht komisch; denn er ist wirklich ganz furchtbar nett! — Sein Vater war ein Freund von Onkel Max, er selbst lebte lange im Auslande und hat erst vor vier Monaten sein Gut Schatthalden übernommen. Wir unterhalten uns ausgezeichnet. Es ist, wie immer, entzückend

auf Doveneck, aber dieses Mal, meine ich, sei es noch ganz besonders hübsch. Fritz hat sich nicht zu seinem Vorteil verändert, ich kann ihn nun mal nicht leiden, und den Vergleich mit ‚ihm‘ hält er gar nicht aus.“

Wie herzlich hatte Helene damals gelacht über die — wie sie meinte — kleine Schwärmerei ihres Lieblings — und nun ...?

Eine Woche später fuhr Ellen plötzlich, ganz unangemeldet zu Hause vor. „Ich wollte mal nach dir sehen, Mamachen!“ hatte sie vom Wagen aus gerufen. Wie unaussprechlich war der Mutter sowie der Knaben Freude gewesen. Das gab ein Fragen, ein Lachen und Plaudern der Geschwister!

Ganz schwer fiel es zuletzt Helene, sich endlich auf ein Stündchen mit Ellen in ihr eigenes Zimmer zurückzuziehen. Sie ließen sich zusammen in der Nische nieder, Helene auf ihrem Diwan ausgestreckt, Ellen vor ihr auf einem Taburett. Die Baronin betrachtete das süße Gesichtchen eine Weile aufmerksam, dann zog sie Ellen zu sich empor, indem sie neckisch fragte: „Und ‚er‘, Liebling, wie steht es damit?“

Da hatte Ellen ihre Arme stürmisch um der Mutter Hals geschlungen und geantwortet: „Ja, Mama, du brauchst mich nicht lange prüfend anzusehen, ich habe ihn lieb — ich kann nicht anders — ich muß ihn lieb haben, auch du wirst es müssen. Er ist gut, treu und edel — und mein einziges Gebet, daß er mich lieben möge mit ganzer Seele, sowie ich ihn liebe.“

Das war freilich etwas ganz, ganz anderes, als Helene erwartete. Wie hatte sie gebangt vor dem Tage, wo sie einmal würde zu teilen haben mit einem anderen, das, was sie bisher als ausschließliches Gut besessen hatte — die Liebe ihres Kindes. Sie wußte, daß diese Stunde einmal kommen mußte, aber Ellen war noch so jung, und so hatte sie derartige Gedanken verscheucht, in weite Ferne gerückt. Jetzt stand sie mit einemmal unmittelbar vor der Thatsache: die Liebe, die echte, wahre, hatte Einzug gehalten in Ellens reinem Herzen. Sie kannte die Gemütsart ihres Kindes zur Genüge, um zu wissen, daß die Empfindung, die Ellen beherrschte, tief und leidenschaftlich war, und sie hatte ihre Tochter mit vollem Vertrauen nach Doveneck zurückgegeben, weil sie wußte, daß der Mann, den diese unter dem Dache der Familie Erlach hatte kennen und lieben lernen, kein Unwürdiger sein konnte. Und doch, welche Zweifel quälten sie, wie ungeduldig sah sie dem Tage entgegen, wo sie den, der ihres Lieblings Herz besaß, auch endlich sehen würde.

„Er kommt in den nächsten Tagen,“ hatte Ellen gesagt, und Helene wartete und wartete mit fiebernder Unruhe. Sie hatte ja nur den einen Gedanken — ihres Kindes Glück, das war ihr Lebenszweck; sie wollte und mußte die geliebte Tochter glücklich sehen; was lag an ihr, an Helene?

O, die Qual, das Kind, dem sie das größte Opfer ihres Lebens gebracht hatte, vielleicht schon bald und dauernd verlieren zu müssen! Aber gleichviel, sie wollte stark sein.

Sie ging einigemal im Zimmer auf und ab. So einsam war es, und die Gedanken, so unerbittlich heute, mit nichts zu bannen! Helene ließ sich wieder an dem Schreibtisch nieder und blickte hinauf nach dem darüberhangenden Gemälde. Aus schwerem Eichenholzrahmen schaute von der Wand ein liebliches Bild auf die einsame Frau herab. Es stellte sie selbst dar, noch in voller Jugendfrische. Ein lichtbraunes Sammetkleid, dessen überfallende, gelbliche Spitzen den schlanken Hals frei ließen, umschloß die anmutige Gestalt. Auf ihrem Schoße, die runden Kinderarme fest um der Mutter Hals geschlungen, stand im weißen Spitzenkleidchen die kleine zweijährige Ellen. Die ganze Ausführung des überaus fesselnden Bildes sowie die außerordentliche Natürlichkeit in der Gruppierung verrieten sofort den bedeutenden Künstler. Besonders gelungen aber waren die beiden entzückenden Köpfe von Mutter und Kind, die von einem durch das Fenster im Hintergrunde dringenden Sonnenstrahl wie mit goldenem Glorienschein umgeben schienen. Das Bild war ursprünglich zum Weihnachtsgeschenk für Erich von Hardegg gemalt worden und hatte in dessen Zimmer gehangen. Dann aber kam eine Zeit, wo es Helene nicht schwer gefallen war, es für sich zu erbitten. Ihre Gedanken flogen jetzt dorthin zurück, und eine lange Reihe freudloser Jahre stieg vor ihr auf. Hatte das wirklich alles so kommen müssen? Hätte

sich ihr Leben wohl anders gestaltet, wenn sie nicht damals ihrem Gatten ein Geständnis gemacht, das dieser ihr niemals verzieh?

Wie jung war sie gewesen, wie haltlos, wie einsam! Durch eine harmlose Neckerei von anderer Seite aufmerksam geworden, hatte Erich sie zur Rede gestellt, und sie in ihrer großen Wahrheitsliebe hatte ihm geantwortet, nichts verschweigend, sich selbst beschuldigend, sie, die doch nur in der Empfindung gesündigt, und die aus schwerem Kampfe rein und fleckenlos hervorgegangen war, wo tausend andere, weniger berechtigt, einer Schwachheit Raum zu geben, gewiß nicht den Sieg errungen hätten. Und Erich? Er war von diesem Tage an noch verschlossener und scheinbar gleichgültiger gegen sie geworden. Hatte er ihren Worten mißtraut? — Oft genug hatte sie seinen Blick voller Zweifel auf sich ruhen gefühlt. War sie denn schon durch die Liebe zu einem anderen, die eine kurze Episode ihres Lebens ausgefüllt und beseligt hatte, zur Sünderin in den Augen ihres Gatten geworden? Wußte nicht gerade er, besser als irgend jemand, wie ihr liebebedürftiges Gemüt gedarbt hatte an seiner Seite? Nein, sie durfte sich nicht mit Selbstvorwürfen nach dieser Richtung hin quälen. Sie konnte ohne Scham in die unschuldsvollen Augen ihrer Kinder blicken; diese glaubten an sie, die waren ihr Glück, und nur für sie allein hatte Helene in jener verhängnisvollen Zeit die Pflicht der Selbstüberwindung geübt, nachdem sie dem Gatten entfremdet war.

Nun waren die Knaben größer geworden, Ellen herangewachsen, und es war der Mutter oft schwer gefallen, ihnen zu verbergen, wie sie und der Vater nur noch rein konventionell miteinander verkehrten. Instinktiv wandten sich die Kinder mit allem, was die jungen Herzen bedrückte, an Helene, und diese wiederum mußte nicht nur mit äußeren Vorkommnissen, vielmehr mit jeglicher Gemütsbewegung allein fertig zu werden suchen. Nie gab es einen Gedankenaustausch zwischen ihr und Erich. Die eigentümliche schroffe Art und Weise, sie bei allem, wobei die Empfindung ins Spiel kam, abzufertigen, kannte Helene so genau bei ihrem Gatten, daß sie im voraus darauf verzichtete, seine Ansichten zu hören, und es vorzog, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Auch von Ellens Geständnis, von deren Zukunft und dem, was sie, Helene, als Mutter dabei bewegte, hatte sie Erich nichts mitgeteilt. Er liebte Ellen auf seine Weise, er würde ihrem Lebensglück nicht im Wege stehen, das wußte Helene. Nun war er seit einer Woche verreist, sollte erst am nächsten Tage zurückkehren. Wenn „er" — Ellen hatte nie seinen Namen genannt — noch heute seinen Besuch auf Ulmenhof ausführte, so wäre sie mit ihm allein und würden sie sich gewiß bald näher kommen als in der Gegenwart ihres Gatten, die stets bedrückend auf Helene einwirkte. „Er" konnte noch kommen! — Sie sah auf die Uhr — aber das unfreundliche Wetter — dieser düstere, trübe Tag und ihre eigene, schwermütige Stimmung. O, wäre doch diese erste Begegnung vorüber, wovon für sie und ihr geliebtes Kind so vieles abhing!

Von drüben her, wo das Arbeitszimmer der Knaben lag, hörte sie deren Stimmen, dazwischen den Kandidaten laut docieren. Es war die Stunde des Unterrichtes, sonst hätte sie gern die Söhne zu sich herübergeholt.

Die Rosen dufteten stark und bedrückend im Gemach; Helene war es so beklommen zu Mute — gab es denn kein Mittel, dieser inneren Aufregung Herr zu werden? Sie ging ans Fenster, um es zu öffnen und nach der Richtung von Doveneck zu schauen, aber ein Windstoß fuhr ihr entgegen und jagte die roten Blätter der Weinranken herein, so daß sie den Riegel schnell wieder schloß und ins Zimmer zurücktrat. Da fiel ihr Blick auf den Blüthnerschen Flügel; mechanisch öffnete sie ihn, und leise mit den Fingern über die Tasten hinfahrend, nahm sie ein Notenheft, das erste, das obenauf lag: „Lieder von Bungert." Sie las die Worte Friedrich Rückerts, die den Text zu einer der schönsten dieser entzückenden Kompositionen bildeten, und sang mit verschleierter Stimme:

> Ich habe dich mit Rosen zugedeckt,
> Es blieb, daß du gestorben, mir unentdeckt.
> Und manchmal mußt ich glauben
> Du seist noch mein —
> Oder, daß du gewesen mir stets ein Schein. —
> Doch wenn der Wind
> Der Rosen Decke hebt,
> Entdeck ich und erschrecke —
> Daß du gelebt! —

Der letzte Ton war verklungen. Das Gesicht in beide Hände vergraben saß Helene noch am Flügel.

Da klopfte es, und Kurt steckte seinen braunen Lockenkopf zur Thür herein.

„Muttchen, es kommt ein Wagen, wir dachten, vielleicht wär's Ellen, der Herr Kandidat läßt uns hinunter, ich wollt's dir nur sagen, wir laufen ihr entgegen.“

Erschrocken fuhr Helene auf. „Nein, das ist Ellen sicher nicht, bleibt nur da, Jungens, es geht ein so kalter Wind draußen!“

Aber ihre Antwort kam zu spät, die Knaben stürmten schon die Treppe hinunter und zur Thür hinaus.

Ein Wagen um diese Stunde? Es war halb fünf. Das konnte nur ein Besucher sein, der da kam. Wenn „er“ es war? Helene stieg vor Erwartung und Erregung das Blut in die Wangen. Gespannt auf das immer näher kommende Rollen und den Hufschlag der Pferde lauschend, trat sie an das geschlossene Fenster. Die Dovenecker Equipage fuhr vor. Trotz des schlechten Wetters war das Verdeck zurückgeschlagen, ein Herr saß im Wagen zurückgelehnt. Helene stand mit verhaltenem Atem am Fenster, von den Vorhängen verdeckt. — Was war das? Wer war der Mann, der jetzt nach dem oberen Stockwerk des Hauses hinaufschaute? O Gott, sie kannte ihn ja! So hatte er seit Jahren vor ihrer Seele gestanden, sie mit diesen Augen angeblickt! Otto Falkenhorst! — — Und er kam von Doveneck — wie kam er dorthin? — Was wollte er hier? — Er wollte zu ihr, zu Helene — doch nein — um Ellen kam er, sie liebte er, ihre einzige Tochter, ihr alles! — —

Sie klammerte sich an die Lehne des Stuhles, ein plötzlicher Schwindel hatte sie erfaßt. Was war das für ein sonderbares Klingen und Läuten von weit her? — Wurde sie wahnsinnig? — —

„Gott, o mein Gott, hilf mir dies furchtbare Rätsel lösen!“

Sie stöhnte laut auf und faßte nach dem Kopfe mit beiden Händen.

Jetzt trat der Diener an den Wagenschlag. Helene sah, wie der Angekommene etwas seiner Brieftasche entnahm und diesem übergab, ohne auszusteigen; er schien auf eine Antwort warten zu wollen. Sie überhörte Lisettes Klopfen, wie gebannt auf die schlanke Männergestalt da unten starrend, als sähe sie ein Phantom.

Die Zofe stand vor ihr, eine Karte und einen Brief auf silbernem Tablett ihrer Herrin hinreichend: „Gnädige Frau, der Herr wartet auf Bescheid, ob ihn gnädige Frau empfangen wollten?“

„Ja — auf — Antwort.“ Helene griff nach dem Briefe — er trug Ellens Schriftzüge — und las:

„Liebste Mama!

Wer der Überbringer dieser Zeilen ist, wirst du erraten. Nimm ihn gut auf, du wirst ihn liebgewinnen. Seit drei Tagen weiß ich — doch nein, ich will es dir selbst erzählen; denn ich bin zu unaussprechlich glücklich und muß dich um mich haben, Mütterchen! Deshalb komme ich auch morgen nach Hause. — Zu deiner Orientierung will ich noch hinzufügen, daß Otto den Namen Schatthalden später annehmen mußte; er wird dir dies selbst erklären. Ich weiß erst seit gestern, daß sein Vater Oberst Falkenhorst war. In treuer Liebe

deine Ellen.“

Helene hatte den Brief mit sichtlicher Anstrengung zu Ende gelesen, die Buchstaben flimmerten ihr vor den Augen.

Lisette wartete und sah erschreckt und besorgt auf die Baronin, deren ganz entstelltes Aussehen sie sich nicht enträtseln konnte. „Gnädige Frau, die Antwort.“

„Ach ja — die Antwort!“ War sie das selbst, die da sprach, Helene von Hardegg? „Sagen Sie dem Herrn — ich — ich könne ihn — nicht jetzt empfangen — ich — hören Sie doch nur das Läuten, Lisette!“

„Es läutet nicht, Frau Baronin!“

„So, ich fühle mich — so sehr unwohl, seit kurzem. Sagen Sie das dem Herrn!“

Lisette eilte besorgt hinaus, dem draußen wartenden Diener den Bescheid zu erteilen. Nach wenigen Minuten rollte die Equipage die Landstraße zurück, auf der sie gekommen war.

Noch ehe das Mädchen, sofort wieder nach Helenes Zimmer eilend, die Thür erreicht hatte, hörte es einen dumpfen Fall.

Erschreckt trat es ein. Helene lag besinnungslos am Boden ausgestreckt.

„Gnädige Frau?" Lisette beugte sich besorgt über die Herrin. In der Voraussetzung, es handle sich hier um eine Ohnmacht, ergriff sie eines der gelbseidenen Kissen vom Diwan und schob es behutsam unter den Kopf der Bewußtlosen. Dann kniete sie am Boden nieder, und das Kleid der Kranken oben am Halse öffnend, rieb sie ihr die kalten Hände. Lisette war eine umsichtige, besonnene Person und hatte in ähnlichen Fällen stets große Geistesgegenwart bewiesen, indessen flößte ihr die ungewöhnliche Blässe der Baronin diesmal große Besorgnis ein. Wenn es etwas Schlimmeres wäre? Sie hatte oft den Sanitätsrat über das Leiden ihrer Herrin sprechen hören, wie er vor Schrecken und Aufregung gewarnt hatte. Was konnte denn nur den Anlaß zu dieser plötzlichen Ohnmacht gegeben haben? Noch eine Viertelstunde vorher hatte sie die Herrin leise singen hören. Sie sah sich ratlos um. „Gnädige Frau, liebe Frau Baronin!"

Mit einemmal schlug Helene die Augen auf, groß und weit. Starr blickte sie nach dem Fenster, als sähe sie dort noch immer die Gestalt dessen, den sie einst geliebt hatte, und der nun gekommen war, um, um — ja, was denn nur? „Wo bin ich denn, Lisette? So, jetzt weiß ich — ich weiß alles ganz genau." Sie machte eine Gebärde, als ob sie etwas Entsetzliches von sich abwehren müßte, stöhnte schmerzlich auf und schloß die Augen wieder.

„Frau Baronin hatten eine schwere Ohnmacht und haben sich beim Fallen recht weh gethan, wie es scheint. Wenn Sie sich nur ganz fest auf mich stützen wollten, vielleicht könnten Sie bis zur Chaiselongue gehen? Ich hole dann sofort Thee."

Helene hatte von den Worten des treuen Mädchens nichts gehört. Mühsam sich aufrichtend, wankte sie nach dem Diwan und ließ sich, an allen Gliedern zitternd und fröstelnd, von Lisette in Decken hüllen. Dieser standen die Thränen in den Augen. „Sollten wir nicht nach dem Herrn Sanitätsrat schicken? Gnädige Frau sehen so sehr elend aus!"

Helene antwortete nicht; den Kopf in die Kissen gedrückt, lag sie regungslos da. Lisette wagte nicht, sie allein zu lassen, gab daher nur leise an der Thür Auftrag, den Thee zu bringen, und zog sich geräuschlos in das angrenzende Toilettenzimmer zurück, zu dem die Thür offen stand.

Helene schlief nicht, sie rührte sich nicht, aber sie war nicht ohnmächtig. Anfangs mühsam die Gedanken ordnend, war sie jetzt zu dem Augenblick gekommen, wo sie, wie vor einem Abgrund stehend, der sie im nächsten Augenblick zu verschlingen drohte, klarer dachte, als vielleicht jemals zuvor. Mit unheimlicher Schärfe empfand sie in diesen qualvollen Minuten die ganze Größe ihres Schicksals in seiner entsetzlichsten Gestalt! — Da war es — unentrinnbar — grausam — unerbittlich — und sie mußte — ihn lösen, den schier unentwirrbaren Knoten, sie, die schwache, einsame Frau! — —

Eine Stunde mochte wohl Lisette im Nebenzimmer ratlos gewartet haben auf einen Laut oder Wunsch der geliebten Herrin. Da fuhr sie plötzlich auf, die Baronin stand vor ihr. Sie erschien Lisette größer als sonst. Die weichen Falten des gelblichen Morgenkleides, das sie heute den ganzen Tag nicht abgelegt hatte, umschlossen die hohe, schlanke Gestalt. Wie eine Erscheinung sah sie aus, die großen, dunklen Augen tief umrändert, als hätte sie endlose Leidensnächte in Jammer und Weh durchwacht. Mit todtraurigem Ausdruck auf das Mädchen blickend, sagte sie ruhig und müde: „Lisette, fragen Sie Friedrich, bis wann morgen früh der Herr Baron zurückerwartet wird."

„Sofort, gnädige Frau." Lisette hatte sich entfernt.

Helene ging jetzt durch das Toilettezimmer und blieb an einem Wandschrank stehen, öffnete ihn und entnahm dem obersten Fache eine kleine Flasche, die mit einer wasserhellen Flüssigkeit über die Hälfte gefüllt war und die Firma der Apotheke in Steinach trug. Hastig leerte sie, als Schritte auf dem Korridor vernehmbar wurden, den Inhalt in ein Krystallflacon, das sie in der Tasche ihres Kleides verbarg.

„Der Herr Baron haben den Wagen zu dem Siebenuhrzuge befohlen," meldete die Zofe.

„Also um acht Uhr hier," sagte Helene leise vor sich hin. „Ich fühle mich in der

That sehr, sehr angegriffen nach der Ohnmacht, Lisette, und hatte nun noch Unglück mit der Flasche, als ich einige Tropfen nehmen wollte, die mir immer so gut gethan. Sieh nur, den ganzen Inhalt habe ich auf den Teppich verschüttet. Wieviel Uhr ist es?"

„Halb sieben Uhr, gnädige Frau."

„So muß Georg noch für mich nach Steinach reiten, in der Apotheke die Tropfen erneuern lassen; wenn er sich beeilt, kann er in zwei Stunden zurück sein. Es ist aber zuvor nötig, daß er bei Herrn Sanitätsrat vorspricht und das Rezept unterschreiben läßt." Sie entnahm das Blatt einer Mappe und reichte es mit der kleinen Flasche dem Mädchen. „Georg muß natürlich berichten, was mir mit der Flasche passiert ist."

„Sollte er nicht lieber auch Herrn Sanitätsrat selbst noch einmal vor der Nacht herbitten?" wagte Lisette zu äußern.

„Nein, auf keinen Fall darf sich der alte Herr herbemühen; wenn ich die Medizin habe, wird es mir besser gehen."

Nach etwa zehn Minuten galoppierte Georg durch das Hofthor, die Landstraße entlang.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dem stürmischen Tage war eine noch stürmischere Nacht gefolgt. Der Wind heulte um das Schloß, und die Wetterfahne auf dem Eckturme drehte sich ächzend, während die Wipfel der Bäume sich rauschend auf und nieder bogen.

Wie im Traume wandelnd, aber ruhelos und unstet, ging Helene in ihrem Zimmer auf und ab. Zuweilen war es, als ob ein Fieberfrost ihren ganzen Körper durchbebte. Jetzt blieb sie vor dem Bilde stehen, aus dem ihr Ellens süßes Kinderantlitz entgegenschaute.

„Liebling, mein Liebling," flüsterte sie innig. In stummem Leidenskampf vergrub sie das Gesicht in die Hände, große Tropfen drangen zwischen den schlanken Fingern hindurch, sie weinte heiß — leidenschaftlich — bitterlich.

Als Lisette nach Verlauf von zwei Stunden wieder in das Zimmer trat, um die Medizin abzuliefern, fand sie die Baronin schreibend. „Herr Sanitätsrat läßt der gnädigen Frau bestellen, er würde morgen in aller Frühe nachsehen kommen, gnädige Frau müssen sich recht ruhig verhalten."

„Ich danke dir, Lisette, auch Georg für die rasche Besorgung. Du kannst jetzt gehen, ich werde mich bald zur Ruhe begeben."

„Aber Frau Baronin klingeln mir ganz bestimmt, wenn Sie etwas brauchen sollten?"

„Gewiß, Lisette, gute Nacht!"

„Gute Nacht, gnädige Frau!"

* * *

Es war noch nicht acht Uhr am anderen Morgen, als Baron Erich von Hardegg vor dem Schlosse vorfuhr. Seit ihm Friedrich beim Empfang von dem plötzlichen Unwohlsein der Baronin berichtet, hatte sich seiner eine seltsame Unruhe bemächtigt, und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit veranlaßte er den Kutscher, in einem rasendem Tempo zu fahren. Schaumbedeckt und dampfend standen die Pferde vor dem Hauptthor. Erich sprang die Treppe hinauf. „Was giebt's, was ist mit der Baronin, Lisette?" fragte er hastig, ängstlich das Mädchen.

„Die gnädige Frau scheint noch zu schlafen, sie hat die ganze Nacht hindurch nicht ein einziges Mal geklingelt, doch sahen wir im Erkerzimmer gestern abend lange Licht."

„Ich werde selbst nachsehen," entgegnete Erich.

Vor der Thür des Erkerzimmers angekommen, dämpfte er seinen Schritt. Pluto lag auf der Schwelle, aber er sprang dem Herrn nicht entgegen; kläglich winselnd verharrte er in seiner Stellung, so daß der Baron über das treue Tier hinwegschreiten mußte. Er wollte sich überzeugen, ob seine Frau ruhig schliefe. Die Thür des angrenzenden Schlafzimmers stand gewöhnlich offen. Leise trat er ein. Richtig, die Thür war nur angelehnt, er konnte durch den Spalt hindurch nach Helenes Bett sehen. Die schweren, roten Zugvorhänge waren im Erkerzimmer noch geschlossen: es herrschte Dämmerung darin, denn der Morgen war trübe, und die Sonne hatte den Nebel mit ihren Strahlen nicht zu durchdringen vermocht. Leise schlich er durch den Raum; als er am Erker vorüberkommend sich der Schlafzimmerthür nähern wollte, sah er die weiße Gestalt Helenes auf dem Diwan ausgestreckt liegen. Er hielt erschreckt inne.

„Helene! verzeih, daß ich dich störe —

aber ich wußte nicht, daß du nicht zu Bett gegangen bist, ich — ich wollte mich nur überzeugen, ob du — daß — Helene! — Helene! — Barmherziger Gott — Helene!“

Er hatte sich dem Diwan genähert, ein schwacher Lichtstrahl fiel auf die helle Gestalt, das blasse Antlitz in den Kissen fahl beleuchtend.

Helene hatte den verzweifelten Ruf ihres Gatten nicht gehört. — Sie war tot.

Laut stöhnend warf sich Erich über die Leiche. — —

Wenige Minuten, nachdem der Baron das Haus betreten hatte, rollte der Wagen des Sanitätsrats Feldern durch das Thor. Der alte Herr mußte sich gleich nach Tagesanbruch aufgemacht haben. Besorgt und aufgeregt fragte er nach dem Befinden der Baronin. Lisette kam ihm traurig entgegen,

„Gehen Sie, bitte, sogleich hinauf, Herr Doktor,“ sagte sie, „der gnädige Herr ist oben, aber niemand hat geklingelt, es ist so still. Gehen Sie durch das Vorzimmer!“

Feldern trat ein und fuhr bei dem Anblick, der sich ihm bot, entsetzt zurück:

„Baron, was ist geschehen? Um Gottes willen, Hardegg! — Komme ich zu spät? — Ein Herzschlag? Meine Ahnung — meine Ahnung, wäre ich doch diese Nacht gefahren!“

Er näherte sich der Leiche. Erich erhob sich, sein Blick war verstört.

„Ja, Feldern, zu spät — auch ich kam zu spät! — O Helene, mein armes Weib, ich habe sie dich schwer büßen lassen, die kleine Schuld, die du mir einst in rührender Selbstanklage anvertraut! — Aber meine Härte, mein Stolz! — zu spät — zu spät — du hörst mich nicht mehr! O Feldern, Feldern, wenn Sie wüßten —!“

Laut schluchzend war der starke Mann an der Toten hingesunken. Er küßte die kalten, starren Hände und strich ihr das dunkle Haar von den Schläfen.

Feldern hatte sich niedergebeugt und in das stille Angesicht geschaut. Sie schien ruhig und friedlich zu schlafen, nur um den kleinen Mund lagerte ein schmerzlicher Zug. Als sich der Sanitätsrat wieder erhob, stieß er mit dem Fuße an einen festen Gegenstand, der unter dem Diwan hervorgerollt war. Er hob ihn auf und trat damit an das Fenster: ein Krystallflacon, dem ein starker Duft von Kirschlorbeer entströmte.

„Morphium! — Dachte ich es doch — und ich selbst habe es in verstärkter Dosis verschrieben! — aber dennoch — hm — rätselhaft — freilich bei der zarten Konstitution! — O, schwerer Beruf des Arztes!“

Der alte Mann trat in den Hintergrund des Zimmers und fuhr mit der Hand über die Augen — zwei große Tropfen rannen in den weißen Bart; er war Helene ein treuer Freund gewesen. Sein Blick fiel auf den geöffneten Flügel und auf die Worte Rückerts, die Helene noch den Abend zuvor gesungen hatte:

Ich habe dich mit Rosen zugedeckt,
Es blieb, daß du gestorben, mir unentdeckt.
Und manchmal mußt ich glauben
Du seist noch mein —
Oder, daß du gewesen mir stets ein Schein. —
Doch wenn der Wind
Der Rosen Decke hebt,
Erschreck ich und entdecke —
Daß du gelebt! —

* * *

Die Augen auf ein Blatt Papier gerichtet, das Helenes Schriftzüge trug, saß Erich in seinem Arbeitszimmer. Er besann sich nur undeutlich darauf, wie er dorthin gekommen, und wie ein Traum erschien ihm, daß der treue Feldern einen Brief, der sich auf dem Schreibtisch der Verstorbenen vorgefunden, ihm in die Hände gedrückt hatte mit den Worten: „Lesen Sie, lesen Sie, mein armer Freund, handelt es sich doch vielleicht um einen letzten Wunsch der teuren Toten.“

Und er hatte gelesen: „Der Weg, den ich gehen muß, weil ich mir weder Rat noch Hilfe weiß, in dem, was das Schicksal über mich verhängt, ich wollte ihn heimlich gehen! Still und unbemerkt mich fortstehlen aus dem Dasein, obwohl mir vor dem dunklen Pfade graut. — Aber ich kann es nicht, denn ich muß dir ein heiliges Vermächtnis, einen letzten Willen nennen, und du, Erich, wirst mir diesen Wunsch, den ich mit dem Leben erkaufe, erfüllen und ihn ehren, wohl auch den bitteren Zwang verstehen, dem ich unterliege. Ellen, unser Kind, liebt! Ich hatte es dir seither verschwiegen. Seit wenigen Stunden weiß ich, daß der Mann, dem sie ihr junges Herz geschenkt hat, und der

ihre Empfindung erwidert — Otto Falkenhorst, jetzt von Schatthalden heißt! — Du kennst den Namen und konntest den Unglückstag, an dem er zuerst von mir genannt wurde, ebensowenig aus deinem Gedächtnis löschen, wie ich dies vermochte. Mein Leben wurde öde und traurig, aber ich klage dich nicht an. — Da ich mir jedoch von jener Zeit an als einziges Ziel gesetzt hatte, Ellen glücklich zu sehen, so darf ich jetzt nicht zögern, wo es gilt, sie zu vernichten oder dauernd zu beglücken.

Ich weiß, welch furchtbares Weh ich ihr bereite; doch sie wird davon gesunden am Herzen des geliebten Mannes. — Erich, die einzige, erste Bitte, die ich dir jetzt ausspreche, ist meine letzte zugleich: Gieb unsere Tochter dem, der sie liebt, zur Gattin! — Entferne auch, wenn ich am Ziele angelangt bin, mein Bild, das einzige, das von mir vorhanden. Ellens Gatte darf niemals ahnen, wer ihre Mutter war.

Und wenn ich dir wehe thue, indem ich ohne Abschied von dir gehe, so vergieb den Schmerz, den ich dir bereite. Sei unseren Knaben der treueste Freund und laß sie die Mutter nicht allzusehr entbehren. Lebe wohl, Erich! Es mußte sein.

Helene."

Es mußte sein!

* * *

Drei Jahre sind vergangen. Der Frühling ist ins Land gezogen, Helenes Grab schon längst „mit Rosen zugedeckt". Die Amsel singt darauf ihr Lied, als gäbe es keinen Jammer und kein Erdenweh, als müsse alles, alles mit dem Frühling neu erstehen.

Im Park von Ulmenhof sprießt überall das junge Grün, die Blumen duften und die Kastanien breiten, schon Schatten spendend, die jungen, mit lichten Blättern bedeckten Zweige aus. Es ist still in Schloß und Park geworden, aber Helenes Wunsch hat sich erfüllt. Schon wenige Monate nach ihrem Tode hat Otto von Schatthalden Ellen heimgeführt. Der entsetzliche Schmerz, den der Verlust der geliebten Mutter ihr bereitet hatte, lastete wohl noch lange auf dem jungen Gemüt, aber Ottos inniger treuer Liebe gelang es endlich, den Bann zu lösen, und Ellen war glücklich geworden. —

Auf der Landstraße, die zum Schlosse führt, langsam daherschreitend, kommt Erich von Hardegg mit seinen beiden Söhnen. Sein Haar ist ganz ergraut, er geht etwas gebeugt, aber seine Augen blicken mild, wenn er den respektvollen Gruß der Vorübergehenden erwidert. Es ist nicht mehr wie ehedem, wo die Leute fast furchtsam, ehrerbietig die Mütze zogen vor dem strengen gnädigen Herrn. Frei und teilnehmend sehen sie ihm jetzt ins Angesicht; denn sie fühlen sich ihm menschlich näher durch das Mitleid, das sein Schmerz ihnen abgerungen hat.

Wer hätte auch bei dem anscheinend so kaltherzigen Baron von Hardegg vermutet, daß er seine Frau so tief und lange betrauern würde!?

Halb wahnsinnig vor Verzweiflung sei er gewesen, hatte die Dienerschaft aus dem Schlosse erzählt. Ja, sogar das Bild der Verstorbenen hatte er schon am Tage nach ihrem Tode entfernen lassen — und kein Mensch wußte, wohin es gebracht war — weil er es vor Jammer nicht mehr anzusehen vermochte.

Ein alter Mann aus dem Dorfe war stehen geblieben und sah dem Vater mit seinen beiden Söhnen mitleidig nach. „Ja, ja, er ist ganz anders geworden, der gnädige Herr!"

Erich von Hardegg stützte sich fest im Weiterschreiten auf Hans und Kurt, und diese schlangen liebevoll, wie sie es früher nie gethan hatten, die Arme um ihn. O, wie anders war er geworden! Die unnahbare Schroffheit hatte er abgelegt, die Liebe seiner Söhne sich errungen, und einmal im Besitz dieses köstlichsten Gutes, war er aufs eifrigste bestrebt, es sich zu erhalten. Er wollte — wie Helene es erfleht hatte — der beste Freund seiner Kinder sein und bleiben, im steten Andenken an das, was ihm verloren war, auf immer — ewig — unwiederbringlich!


Algier vom Meer aus gesehen.

Aus dem Orient des Abendlandes.

Bilder einer Reise durch Nordafrika

von

Adolf Schulten.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Eroberung der Provinz Afrika durch die Araber machte dem letzten Rest des weströmischen Reiches ein Ende. Schon einmal war Afrika die Beute der Barbaren geworden, aber dem Wiederhersteller des Imperiums, dem Kaiser Justinian, und seinen Generälen Belisar und Narses war es gelungen, den Vandalen in heißem Kampfe das kostbare Beutestück abzuringen. Noch stehen die gewaltigen Befestigungen, welche im sechsten Jahrhundert zum Schutz der Provinz angelegt worden sind: Hunderte von Festungen und Kastellen, erbaut aus den Ruinen der Römerstädte. Sie geboten wohl den aus der Steppe vordringenden Berbern, nicht den Arabern Halt, denn ein Heer, welches wie das byzantinische die offene Feldschlacht mied, vermochte auch keine Festungen zu halten. Die letzte Insel der römischen Herrschaft im Abendland ging unter in dem Wogenprall der barbarischen Invasion: nachdem Afrika mehr denn achthundert Jahre — von 146 v. Chr. bis 700 n. Chr. — den Römern gehört hatte. Seitdem liegen die reichen Römerstädte, deren Bewohner selbst die Wüste in einen Garten zu verwandeln verstanden hatten, öde; denn die Verehrer des Propheten verstanden wohl zu zerstören, nicht aber zu wirtschaften. Wie sie damals in Trümmer gesunken sind, so liegen die Schöpfungen römischer Kultur fast unverändert noch heute da wie die griechischen Städte am Rande der arabischen Wüste im fernen Osten. Die Zeit hat natürlich das Ihrige gethan: die Winde haben den Sand der Wüste über die gefallene Herrlichkeit gebreitet, aber unter ihm schlummern die römischen Reste so, wie sie um die Wende des siebenten und achten Jahrhunderts verlassen wurden. Nur wenige Städte haben die Eroberer gebaut; auf dem platten Lande hausten sie als Nomaden: so ist den römischen Bauwerken wenig Abbruch geschehen. Keine römische Provinz hat so viele wohlerhaltene Reste aufzuweisen wie das ehemals römische, dann arabische und jetzt französische Afrika. So ist denn Nordafrika dem Altertumsforscher eine einzig wertvolle Reliquie; aber auch für den nicht gelehrten Reisenden ist es ein Wunderland: er findet am Becken des Mittelmeeres den Orient mit all seiner Farbenpracht und sei-



Ein arabisches Café.

nem fremdartigen den Abendländer bezaubernden Wesen.

Seit jenen Tagen, da die Heere Ostroms den Nachfolgern des Propheten erlagen, ist Nordafrika arabischer Boden geblieben. Aus Spanien haben sie weichen müssen, in Tunis und Algier wird noch heute die Religion Mohammeds gelehrt, ragen noch heute schlanke Minarets und weiße Kuppeln empor wie im wirklichen Orient, von wo die Bekenner Mohammeds ausgezogen sind, um dem Halbmond das Abendland zu erobern. Mehr noch als die Trümmer der römischen Kultur fesselt dieser Orient im Abendlande, der „Westen“ der Araber („el Magreb“), den Reisenden, dem es vergönnt ist, von der Küste Frankreichs oder Italiens her diese zauberische Welt zu betreten.

Um den vollen Eindruck des Eintrittes in eine gänzlich andere Welt zu haben, muß man auf der kürzesten Linie von Sicilien oder Sardinien nach Tunis fahren. Wenn die Sonne im Mittelmeer untergeht, besteigt man das Schiff an der Reede von Cagliari oder Marsala — das sind die Häfen für die direkte Überfahrt. Noch einmal genießt man das muntere Treiben eines italienischen Hafens, hört vor den Cafés die liebgewonnenen Lieder, den Marenariello und die Carmela, singen und dann geht's an Bord. Wenige Reisende der besseren Gesellschaft trägt das Schiff. Die mitfahrende Menge gehört dem Arbeiterstand an: es sind arme Söhne des schönen Italien, fleißige Bauern aus den südlichen Provinzen, die der heimatliche Boden, der ungerechten Grundherren und schlimmen Pachtern gehört, nicht zu ernähren vermag; nicht frohe Reiselust, wie uns, sondern das bittere Elend treibt diese Enterbten in das Land der Palmen. Der größte Teil der Handwerker und ländlichen Arbeiter in Tunis ist aus Italien eingewandert. Als statistisches Merkmal eigener Art möge dienen, daß dem Schreiber dieser Zeilen während seiner afrikanischen Reise sein Schuhwerk, das beim Umherklettern in römischen Ruinen vieles erdulden mußte, stets von italienischen Schustern ausgebessert worden ist. Wenn ihn abends das müde Reittier in eine kleine Farm führte, so war ihr Bewohner meist ein stets gastfreier Sohn des viel verschrienen Kalabrien oder Sardinien. Auch bei italienischen Arbeitern, die eine Chaussee bauten, hat er freundliche Aufnahme gefunden und mit ihnen in ihrer cantina — der die Vorräte bergenden Baracke, in der die italienischen Arbeiter, wo immer sie die Not des Lebens hinführt, ihre freien Stunden verbringen — das einfache Mahl geteilt. Der Fleiß italienischer Hände — das

ist für den, der den italienischen Bauern kennt, keine paradoxe Verbindung — hat den Grund zur Kolonisation des unter arabischer Mißwirtschaft verkommenen Tunesien gelegt. In der Stadt Tunis wohnen bei einer Gesamtbevölkerung von etwa hundertvierzigtausend Köpfen zwanzigtausend Italiener, die Malteser mitgerechnet, und nur fünftausend Franzosen. Man kann es italienischen Patrioten kaum verdenken, wenn ihnen die Occupation des von ihrem Volk kolonisierten Tunesien durch Frankreich bittere Empfindungen erregt, zumal da sie als Nachkommen der Afrika beherrschenden Römer ein „historisches" Recht auf Nordafrika, zum mindesten auf das nur durch zehn Stunden Seefahrt von Sicilien getrennte Tunesien haben.

Während solcher Betrachtungen geht das Schiff in See, bald bedeckt Nacht die spiegelglatte Fläche des Meeres — denn wir segeln in guter Jahreszeit, Anfang März, gen Afrika — und bei den wehmütigen Klängen einer serenata, die einer der heimatlosen Söhne des armen reichen Landes singt, kommt der Schlummer. Beim Erwachen zeigen sich am Horizont zackige Berge: es ist die Küste des schwarzen Erdteils.

Wen befiele nicht fieberhafte Spannung bei jedem Knoten, den nun das Schiff zurücklegt; denn jeder bringt uns dem Weltteil, der uns von Kind auf der Inbegriff des Fremdartigen ist, näher. Bald wird hoch auf der die Küste überragenden Hügelkette ein weißschimmerndes Gebäude sichtbar: es ist Saint Louis de Carthage, die dem heiligen Ludwig auf der Burg des alten Karthago errichtete Kirche. Dort also lag die Vaterstadt Hannibals, die meerbeherrschende Rivalin Roms! Unten am Fuße des karthagischen Vorgebirges werden glänzende Villen sichtbar, alle weiß wie der Schnee: das sind die Sommerwohnungen der vornehmen Welt von Tunis. Bald fahren wir in die Bucht von Tunis. Ein schmaler Kanal ermöglicht die Durchfahrt durch die seichte Lagune. Früher legten die Schiffe



Arabische Kapelle.

in Goletta, damals der Hafenstadt des durch die Versandung der Bai vom offenen Meere abgesperrten Tunis, an. Heute läßt man Goletta, eine italienische Gründung, zur Rechten liegen und steuert geradeswegs auf den allmählich immer mehr sich gestaltenden weißen Streifen zu: es ist Tunis, die „Blume des Orients", wie die Araber sagen. Klopfenden Herzens sehen wir sie näher und näher kommen, sehen wir die schlanken Minarets der Moschee, die weißen, über die flachen Dächer der Häuser emporragenden Kuppeln größer und größer werden. Jetzt löst sich vom Ufer ein Boot ab; die Ruder werden geführt von vier braunen Kerlen: es sind die ersten lebenden Beweise, daß uns die Fahrt einer Nacht in eine fremde Welt gebracht hat. Jetzt entern sie unser Schiff — denn so sah's aus, als die flinken Burschen, ohne die Treppe zu benutzen, mit drei Griffen wie die Katzen an Bord kletterten. Es sind Hoteldiener, die auch gleich dem Fremden ihre Dienste anbieten. Am Ufer stehen andere dieser Gesellen, darunter viele in europäischer Tracht, aber mit dem Fes: das sind eingeborene Juden, gewiegte Vertreter ihrer Rasse; in allen möglichen Sprachen reden sie auf dich ein, bis du dich endlich verzweifelnd einem anvertraust.

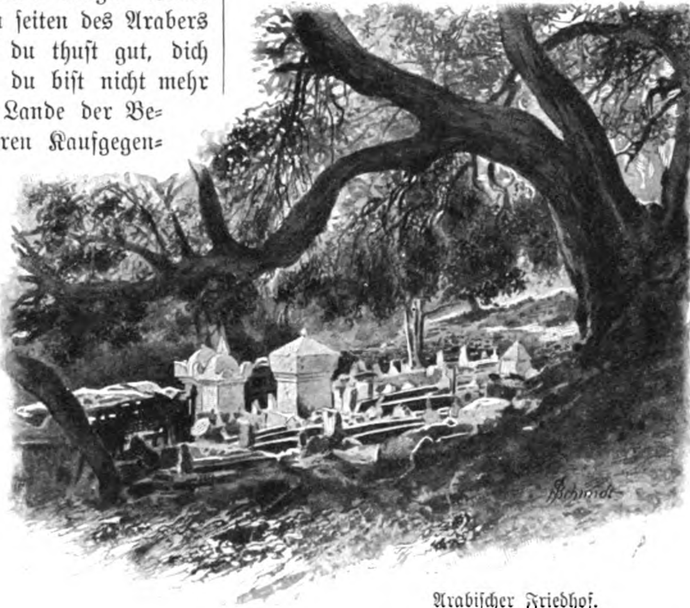
Vom Meer zu der Stadt führt die Avenue de la Marine, eine prächtige breite Allee. An ihr liegen die Cafés und großen Hotels des europäischen Tunis, an ihr auch das schmucke Palais des Ministerresidenten. Das europäische Viertel liegt vor den Mauern der arabischen Stadt; die Bab el Bahar, jetzt Porte de la France genannt, ein prächtiges arabisches Thor, bildet die Grenze zwischen der engen Araberstadt und dem von breiten, freilich deshalb recht sonnigen und staubigen Straßen durchschnittenen europäischen Stadtteil. Treten wir gleich in den hohen Thorbogen, und mit einem Schlage sind wir aus der europäischen Welt in den Orient versetzt: wir stehen auf einem kleinen Platz, der Place de la Bourse. Da sitzen auf hohen Stühlen die Verkäufer von allerlei Süßkram, köstlichen Sächelchen, wie sie die Prinzessinnen in Tausend und einer Nacht genascht haben mögen; dort hockt ein Geldwechsler: Berge von Kupfer zeigen, daß er den kleinen Leuten dient. Versehen wir uns gleich hier mit der Landesmünze, die, nach französischem Fuß geprägt, arabische und französische Aufschrift nebeneinander zeigt. Das tunesische Geld und die Briefmarken sind sehr schön ausgeführt: es ist, als ob man den Arabern die aufgezwungene Vormundschaft möglichst schmackhaft machen wolle. Das französische Militär der Regentschaft Tunis trägt die Kokarde des Beys. Diese Artigkeiten sind die Illustration zu folgender Schilderung der politischen Lage Tunesiens, die ich in einem französischen Reisehandbuch* finde: „En dehors du protectorat de la France qui sauvegarde la sécurité du pays et l'administration financière, le gouvernement de la Tunisie est absolu." Das läßt sich etwa frei übersetzen: „Abgesehen von einigen dekorativen Rechten, die man dem Bey läßt, ist Frankreich Herrin von Tunesien." Mich hat die „régence" lebhaft an die fœderati und amici („Bundesgenossen" und „Freunde") der römischen Republik erinnert: sie mußten auch thun, was der hohe Verbündete gebot oder besser „riet". Man ist doch höflicher geworden gegen entthronte Herrscher fremder Länder: anders behandelte Spanien den König Montezuma, anders behandelt Frankreich den Bey von Tunis. Dafür, daß er ungestört weiter herrscht — über seinen Palast und eine Armee von hundert Soldaten — bezahlt er die Verwaltung.

Wir haben uns bei dem arabischen Geldwechsler mit Münze versehen. Gesprochen wurde dabei nichts; man kann mit sehr wenig Arabisch seine Einkäufe verrichten: die Zahlen bis zwanzig muß man kennen, dann noch zwei Worte, nämlich kaddésch = „wie viel?" (das ist das italienische quanto costa?) und bezéff = troppo („der Preis ist zu hoch"). Ein hier und da eingeworfenes makásch = „nein" kann nicht schaden. Mit diesen Talismanworten läßt sich schon in den Sûks (Bazaren) von Tunis fertig werden. Die Procedur des Einkaufes verläuft dann so: du ergreifst die gewünschte Ware und fragst „kaddésch?" — der Händler nennt eine Summe, die natürlich viel zu hoch ist — du sagst „bezéff" und nennst eine

* Algérie et Tunisie par Louis Pierre (Collection des guides-Joanne). Paris 1893.

andere Zahl, die natürlich viel zu niedrig sein muß. Dann schüttelt der Verkäufer würdevoll den Turban und greift nach seiner Ware. Darauf nennst du eine neue Zahl; das geht dann so weiter, bis man sich schließlich in der goldenen Mitte einigt. Dabei geht es wenigstens von seiten des Arabers sehr würdig her; auch du thust gut, dich nicht zu ereifern, denn du bist nicht mehr in Neapel, sondern im Lande der Beschaulichkeit. Bei größeren Kaufgegenständen läßt dir der Händler eine Tasse Kaffee reichen, denn erstens ist das arabische Höflichkeit, und zweitens kann solch ein Geschäft lange dauern. Ich habe einmal um eine Phiole Rosenöl drei Stunden im Sûk el Attarîn (Bazar der Parfumeurs) zugebracht — nicht gehandelt, denn zwischendurch geht man einmal weg, um sich andere Tische anzusehen. Dein Kaufgegner bleibt in stoischer Ruhe sitzen, denn er weiß: der Franke kommt schon wieder.

Von der kleinen Place de la Bourse führen zwei Gassen durch das Gewirr der Stadt: die Rue de l'Eglise (so benannt von der Kirche der Trinitarier, eines Ordens, der sich den Loskauf europäischer Sklaven zur Aufgabe machte) und die nach der Citadelle (Kasbah) führende Rue de la Kasbah. Ohne diese beiden, übrigens recht schmalen Gassen würde ein Durchfinden in dem Gewirr der Gassen und Sackgassen (impasses) unmöglich sein. Es empfiehlt sich übrigens, den Kompaß mitzunehmen. Dein Kurs geht je nach der Richtung auf die Kasbah oder die Porte de la France; sie sind die beiden Pole des arabischen Tunis, und jedermann kann dich zu ihnen hinweisen. Beim Anfang der Wanderung durch die Bazare findet man noch viele italienische Händler; sie bilden die Vermittelung zwischen dem europäischen und arabischen Tunis. Es sind arme Teufel; halb arabisiert hausen sie in engen Löchern und handeln mit allerhand europäischem Kleinkram. Dann kommen die Sûks, nicht breite Straßen mit geräumigen Magazinen wie in Kairo, sondern enge Gäßchen mit kleinen Buden von zwei bis drei Quadratmeter Fläche, und doch — in diesem engen



Arabischer Friedhof.

Wesen wohnt der Zauber des Orients. Die Sonne, welche durch die Ritzen des Zeltdaches, mit dem die Gassen überspannt sind, eindringt, beleuchtet eine Welt voll Farbenpracht. Mannigfaltiger sind die Bazare von Kairo und Konstantinopel, denn sie spekulieren auf den reichen Lord, der in den Hotelpalästen wohnt; in ihnen liegt der ganze Reichtum Asiens zu Markte aus — einheitlicher und echter sind die tunesischen Bazare, denn in ihnen findet man, abgesehen von den Hallen der jüdischen Händler, die es auf die Fremden abgesehen haben, nur tunesische Waren. Treten wir in den Sûk el Attarîn, die Gasse der Gewürzkrämer: berauschende Düfte, wie aus den Rosengärten Bagdads entsteigend, erfüllen die halbdunkle Gasse, denn hier lagert, was immer der Orient an duftenden Essenzen ersonnen hat. Der Händler betupft deine Hand mit dem Stöpsel einiger Fläschchen, und du bist begierig, eine dieser köstlichen Phiolen zu erhandeln. In die nordische Heimat zurückgekehrt, wirst du sie in das Spind legen, und wenn du es öffnest, versetzt dich der



Ein Patio (Binnenhof) in Tunis.

zauberische Duft über Berge und Meere in die schattigen Sûks von Tunis zu dem greisen Muselmann, mit dem du zäh um das Fläschlein gemarktet hast, welches dich jetzt das Hundertfache wert dünkt.

Ängstliche, hausbackene Seelen, die ihr nichts von den Herrlichkeiten der fremden Welt zu kaufen wagt, weil ihr fürchtet, einen Franken zu viel zu zahlen, bedenkt, daß die Produkte ferner Länder köstliche Reiseerinnerungen sind und daheim in die Alltagswelt den Zauber des Südens und Ostens tragen, bedenkt, daß aus ihnen wie eine Schar leichtbeschwingter Geister die goldenen Tage dort unten, wo die Sonne heißer brennt und der Himmel dunkler blaut, vor der Seele aufsteigen! „Sie werden doch nichts kaufen?" mahnte mich ein in Tunis ansässiger Landsmann. Armer Kerl, den ein spottender Zufall in die Welt der Märchen versetzt hat, während er lieber am Biertisch säße daheim im Reiche der Nebel! In der Gasse der Teppichwirker kann sich das Auge an den Farben des Orients ersättigen. Wer doch das Geld hätte, alle diese Wunder der Kunst zu kaufen!

Doch da kommt schon ein Trupp Engländer, geführt vom Dragoman! In den Augen des jüdischen Händlers, der gleich in vier Sprachen seine Waren anbietet, blitzt es auf, denn der Dragoman ist sein Zutreiber; dafür bekommt er seine Tantième. So ist's Brauch am Golf von Neapel wie in den afrikanischen Bazaren. Wenn das Geschäft mit dem Fremdenführer — in Italien heißt er Cicerone, im Orient Dragoman — glatt abläuft, ist's gut so, denn der Fremde bezahlt mit Recht seine Unselbständigkeit, aber oft genug will der Verkäufer dem Zutreiber die Prozente verkürzen oder dieser mehr haben, dann giebt's böse Scenen; und im Sommer 1895 ist am Vesuv ein Führer von einem Bauern wegen eines solchen Handels erschossen worden: er hatte ihm nicht, wie verabredet, die „Inglesi" zugeführt, weil der Bauer seinerseits ihm den ausbedungenen Anteil verkürzt hatte. —

In einer Ecke sitzt ein alter Teppichwirker; langsam, unendlich langsam schiebt er Faden an Faden: ein Bild orientalischer Ruhe. Hier hat die Zeit keinen Wert, und wenn der Teppich in einem Jahre nicht fertig wird, wird Allah ihn wohl im nächsten zur Vollendung führen. Wenn du dir einmal im Kampfe mit dem Leben die Nerven zerrüttet hast, dann geh nicht an die See oder ins Gebirge; dann pilgere auf ein halb Jährlein gen Tunis und sieh dem beschaulichen Treiben der braunen Leute dort zu Lande zu: alsdann wird dir zu Mute,

als ob du im Himmel Mohammeds seiest, wo es keine Zeit giebt und Tag auf Tag das Leben dahingleitet ohne Hast und Harm wie die schönen Töchter der Araber beim Tanz.

Viel Leben ist im Bazar der Kleiderhändler. Von Zeit zu Zeit geht ein Bursche mit einem Arm voll getragener Kleider durch die Menge: es ist der Austräger eines der Ladenbesitzer. Laut ruft er den Preis aus. Ab und zu wird er angehalten; dann geht's ans Betasten und Feilschen. Ich erhandle mir einen weißen Burnus, den arabischen Mantel, das Gegenstück der römischen Toga. Ein kleiner schokoladenbrauner Bube trägt ihn mir nach, nachdem ich ihm ein Zwei-Sousstück gezeigt habe. Dafür wird er sich eine Hand voll Kürbiskerne kaufen, die er abends beim karakûs (dem arabischen Kasperletheater) verzehrt; schaut sich's doch beim Kauen noch einmal so schön zu. So halten's die Buben in Italien auch; auch dort gehört zu einem echten Marionettentheater ein kürbiskernkauendes Parterre.

Prächtig sind die Frauenkleider: da liegen die weiten, reich mit Goldstickereien besetzten Beinkleider der vornehmen Araberin. Die schönsten Stickereien kommen ja aus den Ländern, in denen die Zeit noch nicht Geld ist, aus dem Orient und aus dem Reiche der Mitte. In der Gasse der Lederarbeiter findet man eine Specialität von Tunis: runde tellerförmige Taschen aus rotem Leder; man kann sie als Teller gebrauchen und als Tasche. Sie sind mit goldenen und silbernen Arabesken schön bestickt.

Es giebt nichts Schöneres, als durch die Sûks zu schlendern und den stets wechselnden Bildern des Handels und Wandels zuzuschauen. Dort zieht ein Neger mit einem Eselchen durch das Gedränge, plötzlich will das Tier nicht weiter; nun beginnt eine drollige Beschwörungsscene, denn der Morgenländer verhandelt mit den Tieren wie mit seinesgleichen. Araber treten hinzu, es wird gelacht und gescherzt, und endlich giebt das Grautier den Bitten nach. Das sieht sich besser an, als wenn bei uns ein betrunkener Fuhrknecht seine Pferde peitscht oder auf Capri nach Singvögeln gejagt wird.

Solche drolligen Scenen giebt's jeden Augenblick. Wie in Italien glaubt man oft, es würde auf offener Straße Komödie



Araberin.

gespielt, und was ist schließlich die italienische Posse anderes als eine Kopie des Verkehrs auf der Piazza, mit dem endlosen, für uns manchmal herzlich langweiligen Hin- und Herreden, das die ungemeine

Freude des Südländers am Spiel der Rede zeigt!

An der Kasbah angelangt, wenden wir uns zur Place Halfauïn. Dort liegen die arabischen Cafés, in denen die berühmte danse de ventre zu sehen ist. Ich war zuerst in der letzten Nacht des Ramadân, des Fastenmonats der Araber, dort. Eben war die Mitternacht gekommen, die ersehnte Stunde, welche dem Fasten ein Ende macht, und das große „Fest der Fastenauflösung“* fing an. Alle Buden sind geöffnet, die dichte Menge drängt sich zum Halfauïnplatz, wo sich alle Sinne den dort gebotenen Genüssen hingeben. Schon von weitem hört man die dumpfen Töne der Handpauke und weiche Flötenkläuge: das ist die den Tanz begleitende Musik. Der Raum des Cafés ist voller Menschen: auf den Bänken in der Mitte sitzt die arabische Jugend, eifrig Kürbiskerne essend; wir setzen uns seitwärts auf eine Tribüne. Eben rüstet sich eine der jüdischen Schönen hinten auf der Bühne zum Tanz. Die Musikanten verdoppeln ihre Anstrengungen.



Tunesische Jüdin.

Ein blinder Greis bearbeitet die Pauke, einen mit einer Membran bespannten Topf; der Flötenbläser liebäugelt beim Blasen mit einer der Tänzerinnen. Eben hat er ihr eine der bunten Flitterblumen gereicht, die im Lokal feilgeboten werden. Durch dieses Präsent, also „durch die Blume“, hat er der tanzenden Tochter Judas seine Huld zu erkennen gegeben; sie steckt sie hinter das Ohr, wie ja auch der italienische Bauernbursche die rote Nelke an dieser Stelle trägt. Andere Länder, andere Sitten. Wer Lust zu anthropologischen Fragen hat, darf vermuten, daß der Brauch aus uralter Zeit stammt, als die Menschenkinder noch nicht viel Kleidung trugen, an die man hätte Blumen stecken können.

Da steht sie, die schöne Tochter Judas: ein herrlicher Körper in reicher Seidentracht, über und über mit Schmuck behangen. Die Füße stecken in kleinen Pantoffeln, deren Sohle aber die Ferse freiläßt; daher der eigentümliche watschelnde Gang der Orientalinnen. Zum Tanz sind diese Schuhe besonders geeignet, da dabei der Körper, während sein Schwerpunkt in der Bauchgegend liegt, von den Fußspitzen getragen wird. Die danse

* Die Araber haben nur zwei große Feste: dieses und das „Opferfest“, welches die Pilgerfahrt nach Mekka abschließt.



Arabisches Palais in Tunis.

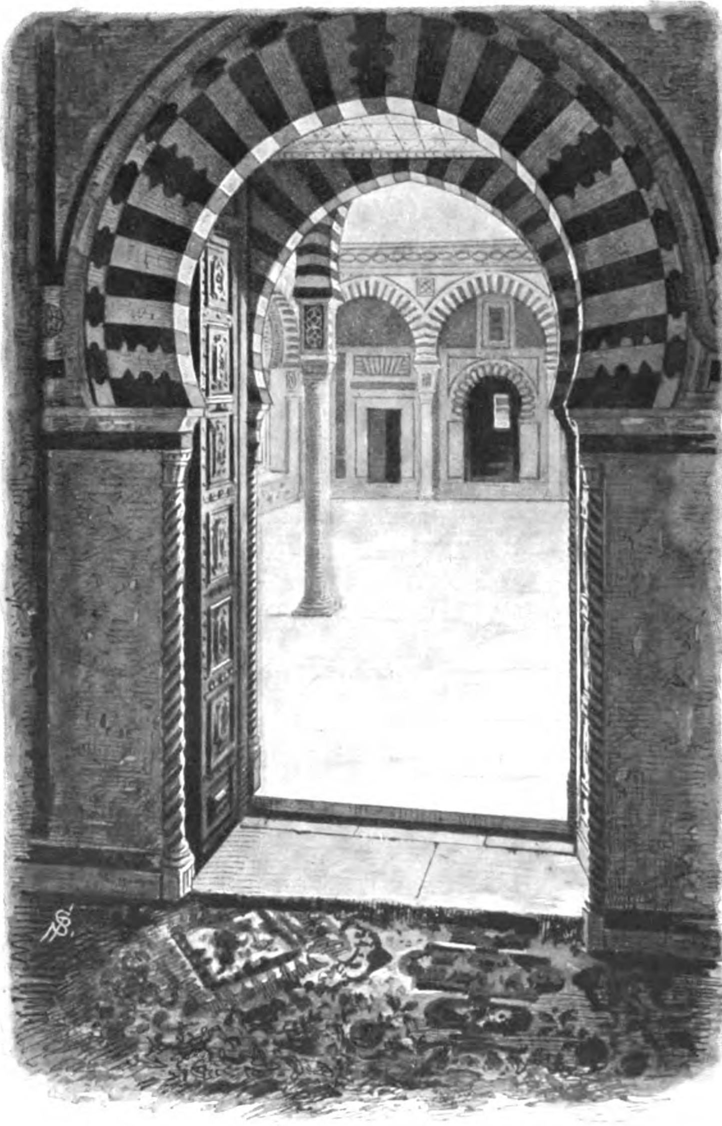
de ventre, ein Hin- und Herdrehen und -winden des Leibes, ist nicht so bedenklich, wie man zunächst glauben möchte. Trotzdem ist es komisch, wenn sich die sonst so prüden Engländerinnen oder gar Hochzeitspärchen dieses Spektakel anschauen. Auf der Reise sieht man eben die Dinge mit anderen Augen an, meinetwegen mit denen des sogenannten „wissenschaftlichen" Interesses.

Nebenan im karakûs, dem Puppentheater, folgt eine Lachsalve auf die andere. Das Publikum besteht nur aus Jugend. Hinter einem durchsichtigen Vorhang agieren kleine Figuren in stummem Spiel wundersame Geschichten. Die Figuren werden mit großer Behendigkeit bewegt. Eben tritt gemessenen Schrittes ein Leu auf, dann ein Mann; als sich das Untier ihm naht, giebt er ihm einen Stoß, daß es hintenüber fällt und auf dem Kopfe stehen bleibt, worüber das dankbare Publikum in unendliches Gelächter ausbricht.

Man mag in einer solchen tunesischen Märznacht gar nicht nach Hause gehen: der Mond, von dem ja Goethe sagt, daß er an klassischen Stätten „ein ganz anderes Geschäft" habe (Reise nach Italien: Rom), zeigt die ganze weißgetünchte Stadt in mildem Licht, während das sonnenbeschienene Tunis den Augen des Abendländers, die an das blendende Weiß nicht gewöhnt sind, wehe thut. Auch im europäischen Viertel, jenseit der Porte de France, ist noch Leben genug; aber was sind die Chansonetten in den Cafés der großen Avenue — schlechte Ware, die in Frankreich passé ist, nun in den Kolonien aber noch Spätherbsttriumphe feiert — gegen die dunkeläugigen Jüdinnen des Halfauïnplatzes! Und lieber als eine mäßige Oper besucht man den karakûs mit

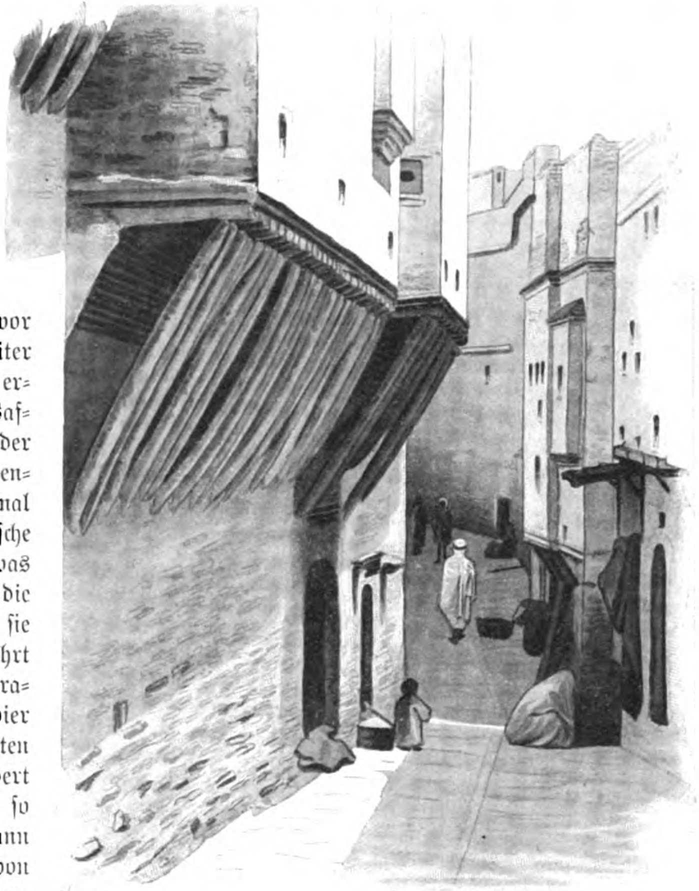
seinem fast ebenso sehenswerten Publikum von fröhlichen kleinen Muselmännern!

Noch schöner als die Mondnächte sind die Abende, der schönste Teil der schönen Tage. Alles, was die Tageshitze in den engen Wohnungen gemieden hat, treibt nun draußen sein Wesen: die Handwerker sitzen auf ihren Schemeln vor der Thür, Frauen sind mit des Hauses kleinen Sorgen beschäftigt, und Kinder aller Farbentöne treiben zwischen den Erwachsenen ihr Spiel. In dem frohen Gedränge wandern wir durch Bab el Kadrah, das Ostthor, hinaus auf den Hügel, den der arabische Friedhof einnimmt. Von hier aus überblickt man die ganze Stadt mit ihren Terrassen und flachen Kuppeln. Das blendende Weiß wird von schwarzen Cypressen hier und da angenehm unterbrochen. In der Ferne, am Rande der weiten Ebene, die Tunis umgiebt, grüßen schroffe Berge herüber: es ist der Dschebel Zagûan. Alles Land schwimmt in herrlichen, durch das Abendlicht sanft getönten Farben; sie thun wohl nach der grellen Beleuchtung des Tages. Auf der anderen Seite nach Osten zu liegt die weitgedehnte Ebene bis Karthago vor uns. Sie wird durchschnitten von den Bogen der römischen Wasserleitung, die das Quellwasser des Zagûan in die alte Stadt führte. Unten im Dorfe Ariana ist Musik: man sieht einen fahrenden Spielmann tanzen und unter komischen Verrenkungen einen in die Luft geworfenen Stab auffangen. Das ist alles, und daran ergötzt sich königlich die umstehende Menge.



Arabisches Portal in Tunis.

Der Friedhof mit den alten in die Erde gesunkenen Grabplatten ist ein würdiger Vordergrund des majestätischen Abendbildes. Zwischen den Gräbern blüht üppiger Mohn, blutrot leuchtend wie nur im Süden. Abseits hocken einige Araber, regungslos wie Grabbilder. Und sind sie nicht Denkmäler vergangener Tage? Dort unten in der Stadt, der



Arabische Gasse in Tunis.

„Blume des Ostens“, wird wohl noch der Koran gelehrt und nach der Väter Weise gelebt, aber die Kasbah ist in den Händen der Franken, und der Herrscher von Tunis ist inmitten seiner Paläste ein Schattenbild. Der Glanz des Halbmondes, vor dem die gepanzerten Reiter von Byzanz zitterten, ist erblaßt; die ruhmreichen Waffen der Väter bietet der schlaue Jude im Fremdenbazar feil, und nicht einmal die „Fantasia“, das arabische Reiterspiel, ist mehr, was es war, denn was soll die Waffe im Spiel, wenn sie im Ernst nicht mehr geführt wird. Aus den Thoren Granadas sind schon vor vier Jahrhunderten die letzten Mauren hinausgewandert ins Elend; nicht mehr so lange wird es dauern, dann stehen auch die Paläste von Tunis leer wie die Alhambra, und die Kirche des heiligen Kreuzfahrers Ludwig triumphiert über die Moscheen und die kubbäs, die Grabkapellen der Marabus (Heiligen).

Unvergeßlich steht mir vor der Seele ein Bild der Zerstörung arabischer Herrlichkeit: der Trümmerhaufe des Bardo, eines ehemaligen Palais des Bey. Es liegt dicht bei Tunis (im Nordwesten); kaum ist es anzusehen, wie die rohe Spitzhacke das wunderfeine Stuckfiligran und die farbenprächtigen Majoliken der Wandbekleidung zerstört. Wüst liegen jetzt die weiten Höfe und die lauschigen Zimmer, die sie einst umgaben. Wie herrlich muß es hier gewesen sein, als noch die Springbrunnen rauschten und im Abendschein die Schönen des Harems in den Arkaden lustwandelten! Ewige Kühle herrscht im Inneren des arabischen Hauses: alle Zimmer liegen um einen Hof, und das blendende Tageslicht dringt nicht durch Fenster von der Straße, sondern vom Hofe her, durch Teppiche gedämpft, ein. Die lieblich plätschernden Brunnen mildern die Sonnenglut, und das Auge ruht auf üppigen Pflanzungen, die den Hof bedecken. Wie häßlich sind doch die nordischen Wohnungen mit ihren ineinandergeschachtelten engen Stuben, verglichen mit der heiteren Bauart des Südens, wie sie uns Pompeji mit seinen Atrien und Peristylen, wie sie uns Tunis mit seinen Patios (offenen Höfen) zeigt! Glückliche Völker, die Licht und Luft nicht nur am Feiertage genießen, deren ganzes Leben sich abspielt im Freien, umflutet vom Licht einer gütigeren Sonne! Altertum und Gegenwart, nirgend verbinden sie sich so eng dem kundigen Auge wie im Orient; das römische und arabische Haus sind völlig gleich gebaut: nach außen, nach der Straße zu, verschlossen und fensterlos, empfangen sie

Luft und Licht von den offenen Höfen her, um die sich die Zimmer gruppieren. Wenn man um die Mittagsstunde, wenn alles Leben schlummert, in Tunis durch die engen Gäßchen wandelt, glaubt man in Pompeji zu sein: hier wie dort dieselbe Enge der Straßen, dieselben weißgetünchten Hauswände ohne andere Fenster, als hier und



„Zuleika".

da, hoch genug, um jedem neugierigen Blick zu wehren, ein kleines vergittertes Loch. Selbst der Araber, der dort zusammengekauert schläft, stört die Illusion nicht, denn du siehst nur seinen weißen Burnus, und das könnte ebensogut die Toga eines Pompejaners sein. Alle Thüren sind verrammelt, wie in Italien in den ausgestorbenen Bergnestern. Ja, um die Mittagszeit ist im Süden die Geisterstunde; die toten Straßen mag sich die Phantasie bevölkern mit Gestalten, welcher Zeit sie will: alle passen hinein, denn nichts hat sich dort unten verändert. Abseit der Heerstraße ist die Welt geblieben, wie sie war.

Doch der Leser wird ungeduldig: er will reisen, und ich ergehe mich in Träumereien; doch ich darf's, denn Stimmung soll der Erzähler geben, die Stimmung von Tunis aber ist die rückwärtsgewandte Betrachtung.

Nur ein Teil der alten Schöne des Bardo ist geblieben, denn in den Frauengemächern hat sich das „Musée du Bardo" eingenistet, ein Prunkmuseum, nicht so erdrückend kostbar wie der Vatikan, aber mit seinen Höfen und Springbrunnen ein echt afrikanisches Antiquarium. Wie Neapel mit seinen Bronzen aus den vom Vesuv verschütteten Stätten, so steht das Bardomuseum einzig da wegen seines Reichtums an römischen Mosaikbildern. Was bei uns die Teppiche sind, waren dem Römer seine Mosaikböden: ein bunter Schmuck des Bodens, ohne daß man dessen Kühle einbüßte. Der Reisende von Frau Buchholzens Schlage wundert sich in Italien, selbst in den Palästen keine Teppiche zu finden, als ob nicht die Marmorinkrustation im vornehmen, die Majolikaplatten im bürgerlichen Hause dasselbe, nur ins Südliche übersetzt, wären! Am interessantesten unter den Mosaikbildern scheinen mir die Darstellungen eines altrömischen Gutshofes zu sein: wir sehen die Villa, ein langgestrecktes Gebäude mit Fensterreihen und flankierenden Türmen, überragt von den hochwipfligen Bäumen des Parkes. Den Park zeigt eine andere Abteilung des Bildes; in ihm sitzt die Gutsherrin mit Fächer und Sonnenschirm. Den Herrn stellt ein drittes Bild dar, wie er der Jagd obliegt. Selbst von dem Hauslehrer der Herrschaft

meldet uns eine Inschrift: „philologi locus", das heißt „Wohnung des Hauslehrers". Ferner ist abgebildet der Pferdestall mit den feurigen Berberhengsten; jedem Tier ist der Name beigeschrieben, dem Lieblingspferde noch ein besonderer Spruch: „altus es, ut mons exsultas" („hochgebaut bist du und springst bergehoch!") sagt die Inschrift mit köstlicher Übertreibung. Auch die gutsherrlichen Leute sind nicht vergessen: auf seinen Stab gelehnt, bläst ein Hirt die Schalmei, während seine Ziegen am Abhang klettern.

Das sind unschätzbare Bilder römischen Lebens auf afrikanischem Boden, einzig in ihrem naiven Realismus wie die Reliefs von Neumagen, die Zierde des Trierer Museums, mit ihren Schilderungen des fröhlichen Treibens an der Mosel.

Ein zweites Museum auf punischem Boden birgt das zur Kathedrale von Saint Louis gehörige Kloster. In ihm sind die Funde aus dem alten Karthago geborgen. Unter der trefflichen Fürsorge des würdigen Père Delattre mehrt sich der Bestand der Sammlung an punischen und römischen Gegenständen von Jahr zu Jahr. Ist auch die Stadt Karthago bis auf ihre Stätte vom Boden verschwunden, die Gräber sind geblieben, und ihre Tiefen bergen alles mögliche Gerät von den Zeiten der Dido bis auf die der Vandalen. Von der Höhe der Kathedrale, welche die Stelle der alten Burg, der Byrsa, einnimmt, überblickt man das Gebiet der Stadt Hannibals. Unten am Meere fallen zwei Lagunen ins Auge: eine rechteckig, die andere kreisrund mit einer Insel in der Mitte; das sind die beiden Häfen Karthagos; genau stimmt ihre Form mit der Beschreibung der alten Schriftsteller überein. Hier, auf den Trümmern Karthagos, hat Marius gesessen; von dieser Burghöhe mag Scipio dem Brande der untergehenden Stadt zugeschaut haben. Es giebt wenige klassische Stätten, die den modernen Pilger so ergreifen wie Karthago, die von der Erde getilgte Nebenbuhlerin Roms.

Zwischen den beiden großen Städten Nordafrikas, Tunis und Algier, liegt mancher Kilometer Weges; man fährt mit der Bahn zwei volle Tage. Diese läuft von Tunis aus in dem breiten ungemein fruchtbaren Thal des Medjerda, des Hauptflusses der Regentschaft Tunis. Wo das Thal enger wird und der Medjerda sich durch ein schmales Felsenthor windet, ist die natürliche Grenze zwischen Tunesien und Algerien. Ist man von der Grenzstation Grardimaû noch einmal so weit gefahren, so beginnen rechts (im Norden) die hohen Berge der „kleinen Kabylie", dann durchschneidet die Bahnlinie die „große Kabylie", und nachdem man noch eine Strecke lang an der Küste



Araberin.



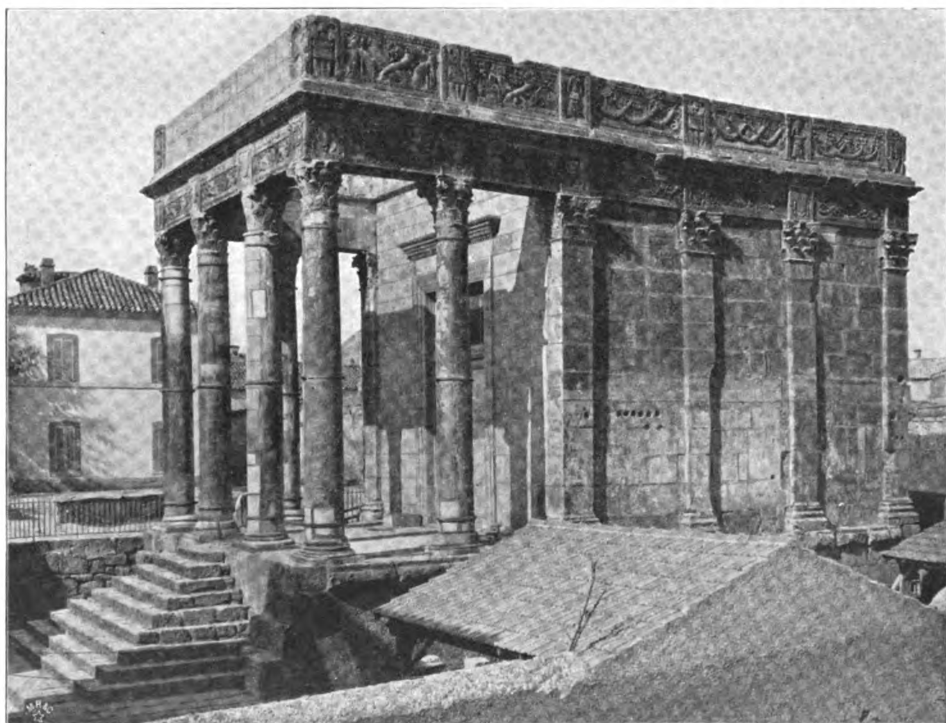
Römisches Stadtthor in Tebessa.

vorbeigefahren ist, hat man Algier, die Hauptstadt der Provinz, erreicht.

Aber wir haben Zeit, den Weg durch Kreuz- und Querzüge zu verlängern; um so besser wird uns nach den Strapazen die Ruhe in dem mit allem französischen Komfort ausgestatteten Algier behagen. Wenn man als Archäologe den Resten des römischen Afrika nachgeht, hat man die beste Gelegenheit, Land und Leute des heutigen kennen zu lernen: man will eine Inschrift, die bisher schlecht kopiert war, abschreiben und muß, um sie zu finden, einen Tag lang über Steppen und Berge, durch Flüsse und Dickicht reiten; aber nur so lernt man das Innere des Landes kennen. Wo es Landstraßen giebt — sie sind neu und vorzüglich gebaut — kann man bisweilen, wenn's paßt, die Diligence oder ein anderes Fuhrwerk benutzen; sonst heißt's aufs Pferd steigen und den arabischen Führer, zugleich Wegweiser und Besitzer des Pferdes, zur Seite, querfeldein reiten. Teuer ist das Reiten nicht; man bezahlt das Pferd mit vier Franken den Tag und den Führer mit einem Frank. Ob er sich beritten machen will oder nebenher laufen, ist seine Sache. Im Ranzen führt man den Proviant für den Tag mit; den verzehrt man dann, früh ausgeritten, um zehn Uhr an irgend einer Quelle, der natürlichen Raststätte der heißen Länder. Um vier Uhr früh, wenn der Mond noch am Himmel steht, muß man im Sattel sitzen, hat auch der Schlaf vielleicht nur fünf Stunden gedauert: denn schwer wird dem deutschen Wanderer, von der schönen Sitte des Abendtrunkes zu lassen. Einen schweren Kopf habe ich darum nie gehabt, denn der afrikanische Wein ist vortrefflich. Wenn dann vor der Thür des Nachtquartiers die Pferde wiehern, thut man einen tiefen Atemzug, und wenn die kühle Nachtluft die Brust weitet, hat schnell die Wanderlust den Schlaf vertrieben. Wie schön nimmt sich der Araber in seinem weißen, vom Mondlicht überfluteten Mantel aus; und nun ringsum die Berge und die wilde Vegetation, wie erhaben stehen sie da in der schweigenden Nacht! Auf der Karte hast du dir am Abend den Weg des folgenden Tages eingetragen und auch, wenn's ging, beim Scheikh oder beim controleur civil — dem Vertreter

der französischen Regierung in den Arabergemeinden* — guten Rat geholt. Abends hoffst du, der Entfernung nach, in einer Ortschaft anzukommen. Dort findest du stets ein kleines französisches Hotel, das weniger seiner Bequemlichkeit als seiner Preise wegen seinem Namen Ehre macht. Sonst mußt du auf arabisch logieren im Duâr (Zeltdorf), unter dem stets gastlichen Zeltdach eines Arabers, wenn du nicht zufällig in einem französischen Fermier, an dessen Hofthor du abends anlangst, eine menschenfreundliche Seele findest. Willst du Gegenden bereisen, wo es nur arabische Duârs giebt, so wird die Sache schwieriger, dann mußt du schon reisen wie eine Expedition und dir alles mitnehmen, denn auf die Dauer hält man's in den Duârs nicht aus. Dergleichen Touren — etwa im Süden Tunesiens, in der Gegend der Steppen — macht man besser nur in Gesellschaft und nimmt sich Zelte, Proviant und vor allem einen Diener mit, der zum mindesten den kuskûs, den arabischen Reisbrei, zuzubereiten versteht.

Doch dieses Apparates bedarf's im Norden der Regentschaft nicht; jeden dritten Tag mindestens kann man ein europäisches Bett finden. Der Reiz eines Unterschlupfes im Duâr besteht in der Erinnerung, nicht im Genuß der Gegenwart; denn wenn du dich an der nächtlichen Landschaft, am afrikanischen Mondlicht und an dem fernen Geheul der Schakale sattsam geweidet hast und nun Ruhe erwartest, so beginnst du von der arabischen Gastfreundschaft Unmögliches zu verlangen. Nicht als ob der dich bewirtende Araber keinen Schlummer fände: er schläft längst den Schlaf der Gläubigen, aber du bist nicht wie er an das Heer kleiner häßlicher Lagergenossen gewöhnt, und wenn du vergebens etliche Stunden mit ihnen gekämpft hast, ergiebst du dich dem kismet — du bist ja unter dem Zeltdach eines Muselmannes —, überläßt die unwirtliche Matraze ihren alteingesessenen Bewohnern



Tempel in Tebessa.

* In Algerien heißt er administrateur. Man muß unterscheiden zwischen den communes mixtes, den aus Arabern und Europäern bestehenden, und den communes en pleine exercice (unter dem üblichen maire), den französischen Gemeinden.

und lagerst dich draußen, um bis zur Stunde des Weiterrittes dem heiseren Geheul der Schakale und dem risposto, welches die Wolfshunde der Duârs geben, zuzuhören.

Dafür erwartet dich am anderen Tage der kühle Schatten eines Ölbaumes oder einer Karube zur späten, doppelt genossenen Ruhe. Solch ein Nachtquartier im Duâr kostet so wenig wie eins bei Mutter Grün; ja, dein brauner Gastgeber bietet dir sogar beim Eintritt zum Willkommen und beim Weggang zum Abschied mit tausend Segenswünschen die zierliche Tasse des trefflichsten kaûa (Kaffee). Den Kindern des Zeltes magst du einige Sous schenken oder ein Stück Schokolade, und vielleicht siehst du dann, wie ich es gesehen, daß sich einer der reizenden Kinderbälge mit dem ihm unbekannten Produkt Suchards den braunen Körper bemalt, unbewußt Natur und Kunst zu einem Wettstreit der Farben herausfordernd. Gelangst du zur Rast an einen Quell, wo sich verschiedene Pfade treffen, so findest du oft bereits eine arabische Gesellschaft in der Kühle gelagert, die neugierig den in diesem Gebiet seltenen Fremdling betrachtet. Dann forschest du durch deinen Begleiter oder selbst, wenn du der Sprache etwas kundig bist, nach dem Ziel ihrer Reise und ziehst vielleicht nach Beendigung der Rast ein Stück Weges mit ihnen zusammen. Spiele dann aber nicht den Galanten gegen eine arabische Reisegefährtin, obwohl sie dir schön scheint wie die Huris des arabischen Paradieses: das ist des Landes nicht der Brauch. Betrachten magst du sie dir, besonders wenn du in den Städten verwundert alle Weiber verhüllt gesehen hast. Draußen gehen sie unverschleiert, denn dort sind sie vor unziemlichem Anschauen besser als in der Stadt bewahrt.

Einmal bin ich mit einer sonderbaren Karawane über Berg und Thal geritten: es war eine Gesellschaft von Männern mit einem älteren Weib; sie waren auf der Brautschau und wollten gegen abend in einem befreundeten Duâr sein, um für einen Verwandten die Braut — zu kaufen. Auf daß die zu Erwählende auch fehlerlos sei, ging das Weib mit, als Sachverständige bei einem so schwierigen Handel wie dem Brautkauf. Andere Länder — andere Sitten!

Leicht möchte mancher den Verkehr mit den braunen Söhnen Afrikas dem mit den Kolonisten vorziehen. In Kolonien wandern selten die Besten ihres Volkes aus, aber für alle, die sich daheim nicht mehr gern auf der Straße sehen lassen, bieten die Kolonien eine willkommene Stätte, um ein neues Leben anzufangen oder das alte fortzuführen. Was da in den neugegründeten villages beim Absinth, kartenspielend, fluchend und bramarbasierend, umhersitzt, sind schlechte Vertreter französischer Art. Mir fiel, als ich in Suk el Arba, einer Station der Bahn Tunis-Algier, in ein überfülltes Café trat, des Tacitus tiefsinniges Wort ein: „Corrumpere et corrumpi hic sæculum vocatur“ (Korrumpieren und korrumpiert werden heißt hier zu Lande „fin de siècle“). Da tanzte auf einem als Bühne dienenden Billard eine freche Dirne den Cancan: umher saßen, mit brüllendem Beifall sie begleitend, europäische und arabische Tagediebe. Man denke sich einen Araber beim boc, wie man mit schönem Wort (= Bockbier) ein elendes Kolonialbier nennt! Es mag dem großen Mohammed sonderbar zu Mute werden, wenn er seine verkommenen Kinder sieht!

Gelingt es dir, durch irgend eine Reisebekanntschaft — oberflächliche Höflichkeit findest du oft, echte selten — in private Wohnungen zu kommen, so triffst du leicht ähnliche Bilder kolonialer Kultur. Einmal wurde ich in die Wohnung eines solchen Pioniers der französischen Civilisation geführt. Ein schmutziges Bett war das Hauptmobiliar. Von ihm erhob sich bei unserem Eintritt eine etwas leichtgekleidete Frauensperson, die ich einige Wochen vorher unter den Tänzerinnen der tunesischen Cafés gesehen hatte. Dann gab es noch einen wackeligen Tisch, auf dem Pariser Witzblätter zweifelhafter Güte in Haufen lagen, und in einem Spind eine Menge Absinth- und Liqueurflaschen: das war das Milieu unseres Wirtes, eine in ihrer ungenierten Liederlichkeit ekelerregende Wirtschaft! Vieles mag man auch in Italien mit unhöflichen oder betrügerischen Gastwirtinnen durchmachen, nach den „Hotels“ von Nordafrika habe ich jene Italienerinnen erträglich gefunden. So liebenswürdig der gebildete, so abscheulich kann der ungebildete Franzose sein, und die Wirtinnen der kleinen Orte in Algier und Tunis sind mir oft wie



Timgad (Thamugadi).

Petroleusen aus der Zeit der Kommune vorgekommen. Nur wer gutwillig Preise zahlt, wie sie in Kairo üblich sind, mag auch mit diesen Damen auskommen. Nie werde ich eine Situation vergessen, wie sie wohl nicht oft vorkommen mag, daß ich nämlich mit vierhundert Franken in guten tunesischen Goldstücken in der Tasche nicht in der Lage war, die zehn Franken betragende Zeche eines kleinen Hotels in Batna, einem Ort im Süden von Algerien, zu bezahlen. Wer hält es aber auch für möglich, daß die für Tunis geprägten Goldstücke — Zehn- und Zwanzigfrankstücke wie die französischen, nur mit anderer Aufschrift — in Algerien keinen Kurs haben! Da stand ich da mit all dem Reichtum und konnte die Wirtin, die, wie Shylock auf dem Pfund Fleisch aus dem Herzen seines Opfers, auf Bezahlung in Landesmünze bestand, nicht befriedigen. Von Pontius zu Pilatus bin ich in ganz Batna umhergelaufen: der Bankier, die großen Hotels, die Kaufleute, niemand wollte mir auch nur zwanzig Franken wechseln, obwohl ich hohe Prozente bot und es den biederen Leuten eine Kleinigkeit gewesen wäre, die Münze an einer staatlichen Kasse wieder umzuwechseln; aber überall dasselbe Achselzucken: „Ça ne court pas ici.“ Endlich regte sich in der Wirtin christliches Mitleid, und sie nahm für eine Rechnung von zehn Franken Courant dreizehn Franken tunesischen Gepräges als Zahlung an. Der gutherzigen Dame, die nur dreißig Prozent nahm, war ich dennoch zu Dank verpflichtet!

Um so liebenswürdiger wird man die Franzosen der Gesellschaft finden, besonders wenn man Empfehlungen mitbringt. Am liebsten erinnere ich mich des trefflichen Abbé Delaparde von Tebessa (Algerien). Ich fand ihn in einem Garten vor seiner Kirche sitzend. Als ich um die Erlaubnis bat, einige Inschriften abschreiben zu dürfen, entpuppte er sich als Kollege und eifriger Pfleger der Altertümer von Tebessa. Bald waren wir gute Freunde, und nie werde ich vergessen, wie er schmunzelnd aus einem Winkel eine bestaubte Flasche Bier holte, um den deutschen Gast mit seinem Nationalgetränk zu ehren. Wie einen Heiligen verehrten den prächtigen Greis die arabischen Kinder; scharenweise drängten sie sich zu ihm: sie nennen ihn den fränkischen Marabû (= Heiliger). Der wackere Priester hat in Gegenden, die vor ihm noch kein Franzose betreten hatte, das Evangelium gepredigt, einer der tüchtigsten Diener des großen vom Kardinal Lavigerie organisierten Werkes der arabischen Mission. Gern gedenke ich auch meines Wirtes in den Steinbrüchen von Schemtû (Tu-

nesien, römisch Simittu), wo schon die Römer den wundervollen giallo antico, den gelbroten numidischen Marmor, brachen, den jeder Romfahrer aus den Kirchen kennt. Der Mann ist Beamter der belgischen Gesellschaft, die jetzt wieder die fünfzehnhundert Jahre lang vergessenen Steinbrüche ausbeutet. Kaum noch im Sattel sitzend, kam ich nach dreizehnstündigem Ritt übers Gebirge von Tebursûk her (südlich vom Medjerda) bei ihm an. Bald saßen wir beide und ein Italiener, sein Gehilfe, an wohlbesetzter Tafel. Drei Tage lang verbrachte ich, mit dem Studium des römischen Simittu beschäftigt, in diesem gastlichen Erdenwinkel, den Tag über mir in dem scharfkantigen Gestein die Stiefel zerreißend, den Abend nach dem Souper beim Kartenspiel und einer guten Flasche weißen tunesischen Weines. Draußen in den Marmorbrüchen streiften die Schakale, deren Schatten zuweilen in nächster Nähe über mondbeschienene Flächen huschten; drinnen hielt ich behagliche Rast. Es war just damals der 1. April 1895, der 80. Geburtstag Bismarcks. Ich sprach von ihm, und mein Wirt, ein einfacher Mann, war höflich genug, auf das Wohl des großen, sonst so bitter geschmähten Gegners Frankreichs zu trinken; nur ein leises Lächeln verriet, daß das Courtoisie, nicht Überzeugung war. Als ich ihm einige Tage später die Hand zum Abschied reichte, sagte er: „Saluez de ma part Monsieur Bismarck.“ Das ist französische Artigkeit!

Auch des liebenswürdigen commissaire de police von Krenchela (Algerien) will ich gedenken. Friedlich saß ich im Hotel dieser kleinen funkelnagelneuen Stadt und schrieb an meinem Tagebuch, da trat ein Polizeidiener ein, begleitet von der neugierigen Wirtin; er überreichte mir eine Aufforderung des Polizeikommissars, die mich „en termes de rigueur“ aufforderte, in der Mairie zu erscheinen. Endlich! denn einmal mußte man doch wenigstens für einen éspion gehalten werden. Im Zimmer des Kommissars sah es martialisch aus, denn außer einigen Waffen an den Wänden lag auf dem Tische ein geladener Revolver; aber da sich Venus gern zu Mars gesellt, saß neben dem Kommissar seine hübsche junge Frau: sie wollte ihn eben von den Akten zu einem Spaziergang abholen, als mein Eintritt die Wiederaufnahme des geschäftlichen Teiles nötig machte. Zuerst mochte der Kommissar meinem Paß, den er nicht verstand, nicht recht trauen, aber zum Glück sprach die junge Frau, eine Elsässerin, deutsch, und bald waren, besonders nach Vorweisung einiger Briefe an bekannte Persönlichkeiten in Algier, alle Zweifel über meine Person erledigt. Dann kam das beste: der



Römisches Thor in Timgad.



Römisches Theater in Timgad.

wie umgewandelte Polizeigewaltige bot mir seine Begleitung zu einem Besuch der Altertümer des Ortes an! In seiner und der reizenden Elsässerin höchst angenehmen Gesellschaft wurde ein Spaziergang gemacht; beim Abschied mußte ich dem artigen Beamten versprechen, von ihm in Algier zu erzählen, während die kleine Frau scherzte: „Donc, vous n'êtes-pas éspion.“

Ohne Gesellschaft ist es sonst in dem modernen Städtchen oft recht langweilig. Der Stadtplan ist im Gegensatz zu dem so überaus malerischen Labyrinth der arabischen Ortschaften von entsetzlicher Regelmäßigkeit. Alle diese neuen Orte zeigen einen schachbrettartigen Plan: die beiden Hauptstraßen schneiden sich im rechten Winkel, ihnen parallel sind die anderen Straßen gezogen; in der Mitte liegt oft ein weiter öder Platz. Es fehlt ihnen die historische Entwickelung, ohne die kein Stadtbild schön sein kann, denn das Regelmäßige ist der Gegensatz des Malerischen. Nach dem Souper — es ist meist recht gut — magst du noch alle Cafés besuchen; wenn's noch Cafés chantants sind, giebt es wenigstens etwas zu beobachten, sonst bleibt nichts übrig, als auf dem Platz spazieren zu gehen und dem Gefunkel der Sterne zuzuschauen. Ist dir auch das leid, so laß dir von der über ein solches Gelüst verwunderten Wirtin eine Flasche Wein geben und schreib dein Tagebuch. Tagsüber wanderst du in der Umgegend umher, und giebt's nichts von Altertümern zu studieren, so erfreut dich die üppige Vegetation jeden Tag aufs neue. Wie schön träumt sich's doch unter dem schattigen Feigenbaum mit seinen seltsam geschnittenen Blättern oder auf einem mit dichtem Buschwerk bewachsenen Hügel inmitten all der fremden, seltsamen Sträucher und Kräuter!

Am Eingang der Ruinen des „afrikanischen Pompeji“, Timgad, steht eine Tafel mit der Inschrift: „Il est défendu de se coucher dans les ruines.“ Ich aber wollte mindestens zwei Tage in der Römerstadt verweilen und hatte auf ein Nachtquartier beim Aufseher gehofft. Da war guter Rat teuer. Aber unverhofft kommt oft: in der Nähe der Ruinen arbeiteten zwanzig italienische Arbeiter an einer Brücke. Wer jemals in Italien mit dem Volke verkehrt hat, weiß, daß er nirgendwo besser aufgehoben ist als bei solchen Leuten, die mancher immer noch für Räuber und Mörder hält. So war's denn auch hier. Abends gab's echt italienische Küche und dazu einen guten Tropfen. Nachher wurde der Dreibund in der üblichen Weise gefeiert, nicht ohne einige Einschränkungen an Österreichs Adresse. Eine alte Guitarre zauberte bald die Stimmung des Golfs von Neapel in die afrikanische Steppe, und als auch ich einige neapolitanische Lieder zu singen wußte, war der Verwunderung kein Ende. In mein Notizbuch habe ich

mir einige der besten Charakterköpfe aus der Gesellschaft eingezeichnet; es machte ihnen viel Freude, und mir geht's ebenso mit den Kritzeleien, welche die derben Hände einiger Nachahmungseifrigen mir auf ein anderes Blatt gemalt haben. Nie habe ich mich sorgloser auf den harten Strohsack, den man mir bieten konnte, zur Ruhe gelegt; in den Abruzzen und in Calabrien, Gegenden, deren Namen noch heute bei uns mit Brigantentum einen Begriff bilden, war's nicht anders gewesen: mit den armen Teufeln ist in Italien vortrefflich auszukommen; man muß nur mit ihnen zu verkehren wissen!

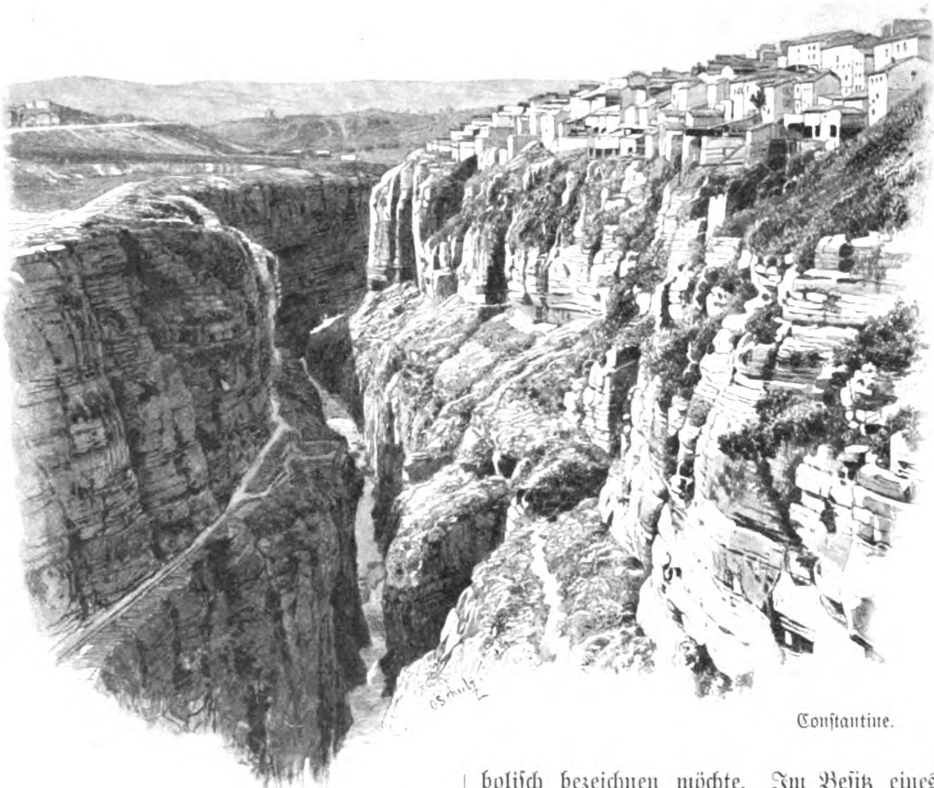
Wer in Nordafrika querfeldein reist, hat Strapazen zu ertragen; aber nur, wenn man auf manch heißen Ritt, manch schlimme Nacht und manche Probe von Hunger und Durst zurücksieht, empfindet man, wie köstlich sich's in Tunis, Constantine und Algier ausruhen läßt.

* *
*

Constantine heißt die Hauptstadt des römischen Numidien, einst Cirta, nach dem großen Constantin; heute ist's die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz.* Im Jahre 1837 zogen die Franzosen ein, nach langwieriger Belagerung, die dem General Damrémont das Leben gekostet hatte. Sein Andenken bewahrt der Name einer der drei Hauptstraßen, und nach der Bresche, die an der einzig zugänglichen Seite der Stadt geschossen wurde, ist die Place de la Brèche genannt. Constantine ist eine Felseninsel. Wie ein Adlerneft liegt die Stadt auf einem vom Wed Rummêl umflossenen Felsendreieck, das nur durch den schmalen Landrücken Kudiat-Ati mit dem umliegenden Land zusammenhängt. Wenn man die Stadt vom Kudiat-Ati aus daliegen sieht, sei's im letzten Abendlicht, sei's gar wenn der herrliche Mondschein der afrikanischen Nächte die Araberstadt bescheint, deren Häuser bis zum äußersten Rande des Felsens hinausgebaut sind, wenn man dann wieder hinabschaut, bald auf die blitzenden Wellen des Flusses, bald auf die jähen Felswände, so vergißt man dies Zauberbild nicht wieder. Nirgend giebt es ein Stadtbild wie dieses. Nachts tönt nur das Rauschen des Wassers aus der Tiefe herauf, tagsüber geht's zwischen dem tiefen Fluß und der hohen Stadt laut genug her, denn Tausende von Raben und Raubvögeln nisten an den Felsen. Unter sie mengt sich, vom First der Moschee hinabschwebend, Gevatter Storch, der hier gern überwintert. Man wird nicht müde, dem Treiben der Vögel zuzuschauen, aber beinahe macht es schwindelig, sie in wenigen Sekunden vom Rande der höchsten Klippe in die dunkle Tiefe stürzen oder sich langsamen Fluges über dem Abgrund hin- und herwiegen zu sehen. Fast über den Felsen hinaus sind oben in malerischem Neben- und Übereinander die Häuser gebaut. Sie dürfen nicht schwindelig sein, die arabischen Schönen, die soeben auf den über die furchtbare Tiefe hinausragenden Balkon treten, um die Abendkühle zu genießen. Von der einen Spitze des Felsendreiecks sollen ehemals die arabischen Ehebrecherinnen (und die Ehebrecher?) hinabgestürzt worden sein: eine gräßliche Strafe! Es ist merkwürdig, daß überall, wo ein besonders grausiger Felsen emporragt, Menschen freiwillig oder unfreiwillig hinabgestürzt sein müssen: am Harrassprung, an der Loreley, am Leukadischen Fels, von dem die liebeskranke Sappho in die blaue See gesprungen sein soll, am Salto di Tiberio auf Capri (von dem aus der Ortssage nach Tiberius seine Opfer ins Meer werfen ließ) — an allen diesen Felsen und an vielen anderen sonst haften solche Sagen, die den Schauder des Menschen vor der Tiefe und die unheimliche Gewalt, die ihn hinunterzieht, ausdrücken. Die tiefe Flut hat ja dieselbe psychologische Wirkung. Man denke an Goethes Fischer und an die Sagen von schönen Nixen, die das Menschenkind hinablocken in die Tiefe.

Constantine hat am besten von den drei Städten (Algier, Tunis, Constantine) den arabischen Charakter bewahrt, denn hier verschwinden die europäischen Bauten unter den arabischen, und das europäische Viertel sticht nicht so grell wie in den beiden anderen Städten durch schnurgerade breite Straßen gegen das malerische Labyrinth der arabischen Stadt ab. Handel und Wandel ist nicht so lebhaft wie in Tunis, aber Con-

* Algerien ist in drei Provinzen geteilt: Algier, Constantine und Oran.



Constantine.

stantine ist doch der Hauptsitz der einheimischen Woll- und Lederindustrie. Wer nähme sich da nicht eine silbergestickte Geldtasche oder das Toilettenetui der Araberin mit dem kleinen Spiegel und den Stiften zum Anmalen der Augenbrauen mit! Das Hauptprodukt der Wollindustrie ist der Burnus, der weiße Mantel mit Kapuze, des Arabers Toga. Bei der „Fantasia“, dem Waffenspiel der Wüstensöhne, entfaltet sich der ganze malerische Reiz dieser Tracht: wenn die Reiter in rasendem Rennen dahinsprengen, fest im hohen Sattel sitzend, den Fuß im hochgezogenen breiten Steigbügel, und die hocherhobenen, langen Flinten abschießen, eine flatternde weiße Wolke, das ist wie ein Bild aus der Zeit der Freiheit. Jetzt ist's nur ein seltenes Schauspiel, zu dessen Veranstaltung es der besonderen Erlaubnis der französischen Regierung bedarf. Es berührt schmerzlich, die Freiheit der einst so stolzen Araber in französisches Reglement eingezwängt zu sehen. Auf meiner Reise hörte ich eine Geschichte, die ich als symbolisch bezeichnen möchte. Im Besitz eines Araberstammes befand sich ein Löwe, eine sorgsam gehütete Reliquie aus den alten Zeiten, da Gérard in der Nähe von Constantine seine berühmte Löwenjagd betrieb. Der Stamm konnte seine Steuern nicht bezahlen, und unter den zu versteigernden Objekten figurierte auch — der König der Wüste!

In den Gassen der arabischen Gemüsehändler kann man morgens auch manche Französin ihre Einkäufe besorgen sehen: es ist zu drollig, wenn ein kokettes Demoisellchen mit dem braunen Mohammed ben Hassan arabisch parliert. Auffallend war mir die große Anzahl schöner Jüdinnen in Constantine; die Rasse hat sich hier besonders rein erhalten. Auf dem linken Ohr tragen sie ein kleines kegelförmiges Hütchen, die Scheschia. Das Volk Jakobs hat in Constantine viel zu leiden, denn der Antisemitismus treibt hier sehr laut sein Wesen. Stürme auf das Judenviertel sind an der Tagesordnung, und jeden Tag sagen sich der judenfeindliche „Républicain“ und der judenfreundliche „Indépendant“, die beiden Zeitungen Constantines, die gröbsten Dinge.



Die große Moschee in Algier.

Vor dem Offizierkasino (cercle militaire) giebt's abends Musik. Die Turkos (les tirailleurs genannt) spielen echt arabische Weisen: bald klingt's wie wilder Schlachtruf, bald wie der Klagegesang um den gefallenen Helden. Es berührt sonderbar, die Feinde von Weißenburg und Wörth in ihrem Vaterlande wiederzusehen. Daß auch die sich durchaus aus Franzosen rekrutierenden Zuaven die arabischen Pumphosen und dazu auf dem rattenkahl geschorenen Kopf den Fes tragen, ist seltsam genug, vollends wenn solch ein Bursche — vielleicht Student der Medizin — einen Zwicker trägt.

Wie überall in den algerischen Städten ist auch in Constantine kein Mangel an Cafés chantants. Sie sind nicht ohne koloniale Eigentümlichkeiten. Treten wir in die Brasserie Alsacienne — dies Adjektiv ist sehr beliebt —, wo sich die Jugend der Kolonien am boc und an den je höher desto besser gelüfteten Röckchen der Sängerinnen ergötzt. Was im Quartier latin ausgepfiffen zu werden beginnt, geht nach Algier, denn für die Kolonien langt's noch immer. Eine fast nie fehlende Vortragsnummer ist das Auftreten eines Pärchens in Soldatentracht: mit Säbelklirren und militärischem Gruß singt es ein patriotisches Lied. Das setzt rasenden Beifall ab, denn es kommen darin ja die Zauberworte „patrie“ und „Alsace“ vor!

Von Constantine aus kann man die Ruinen der römischen Stadt Thibilis besuchen. Von der Station Hammam-Mescoutine aus geht's noch zwei Stunden durch dick und dünn — natürlich mit einem Araber als Führer — bis zu der seit zwölfhundert Jahren schlummernden Römerstadt.

* *
*

Nicht der Unzahl der vereinzelt in Steppe und Buschwald liegenden Reste aus der Römerzeit sollen diese Zeilen gewidmet sein — die giebt's auch anderswo —, sondern den noch bis auf den heutigen Tag erhaltenen Ruinen ganzer Städte: die giebt's sonst nur noch im ehemals griechischen Asien.

Selbst Pompeji, dies wunderbare Geschenk des Vesuv, läßt sich hiermit nicht vergleichen. Gewiß ist Pompeji besser erhalten, aber es ist eine ausgegrabene Stadt, sorgfältig gereinigt als ein der Erde abgewonnenes Kleinod, während in den Ruinen der afrikanischen Römerstädte die üppige Vegetation Afrikas, ungestört von Menschenhänden, wächst. Nach heißer Wanderung sind wir vor einem Hügel angelangt: auf ihm liegt Thibilis, von den Arabern Henschir Annûna genannt. Da steht noch ein hoher Thorbogen: aus seinen Quadern ist ein Ölbaum hervorgewachsen. Unter dem dichten Gestrüpp erkennt man eine mit großen Platten belegte Straße; sie führt zum Marktplatz, zur Piazza, der alten Stadt. Dort der gewaltige Trümmerhaufe

mit den mächtigen Säulen ist das Kapitol, das in keiner afrikanischen Stadt fehlende Abbild des römischen Tempels der drei



Kathedrale in Algier.

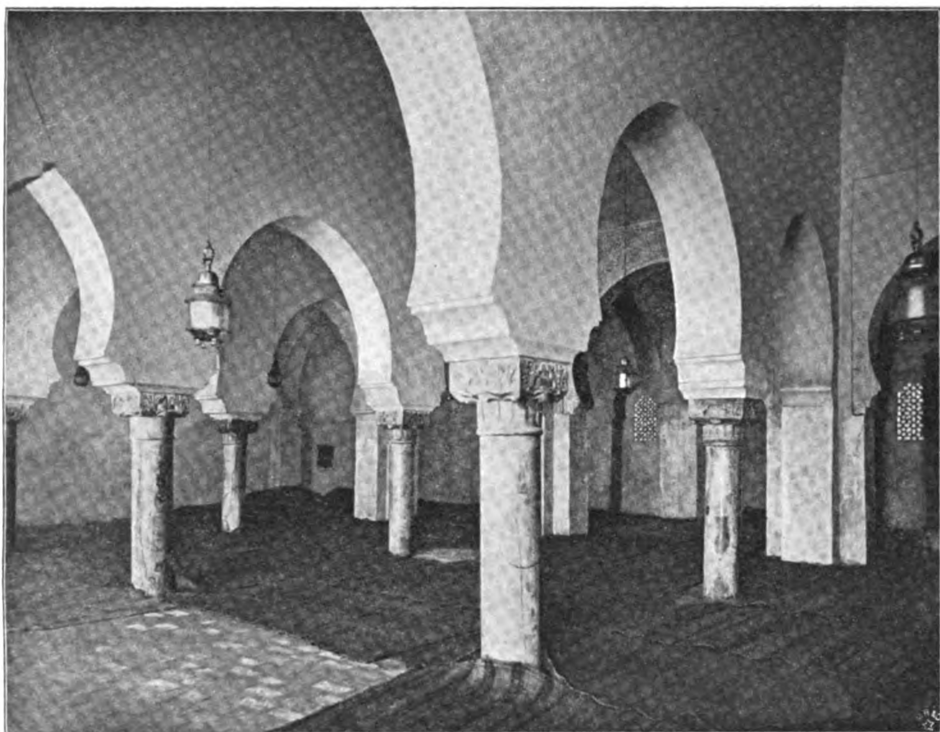
Götter Jupiter, Juno und Minerva. Ringsum liegen überall große Inschriftsteine: sie meldeten den Bürgern die Verdienste der Väter um ihre Stadt, sie nennen Namen und Rang des Geehrten und berichten, für welches zur Zierde der Stadt von ihm gestiftete Gebäude, oder für welche andere Leistung es sein mag, ihm Standbild und Inschrift gesetzt ist. Dort die Marmorstatue ohne Kopf gehört zu einer dieser Inschriften: sie zeigt den Gefeierten in der wohlgefältelten Toga, dem Staatskleid des Bürgers. In einen anderen Tempel hat sich, als Justinian Afrika reorganisierte, ein byzantinisches Kirchlein eingenistet; Mosaiksteinchen und zer-



Gasse in Algier.

störter Reliefschmuck liegen am Boden. Eine Inschrift meldet, daß die in Gott entschlafene Perpetua hier beigesetzt ist. Friedlich liegen sie nebeneinander, die Denkmäler des Christentums und die des alten Glaubens: dasselbe Gebüsch deckt die Initialen des Namens *Χριστός* (Christus) auf dem einen und eine Widmung an den Gott Saturnus, den Nachfolger des punischen Baal, auf dem anderen Steine. In einiger Entfernung vom Stadthügel liegt der Friedhof: die Grabsteine sind noch am alten Platz, und man wandelt zwischen ihnen umher wie auf einem Friedhofe von heute. Vornehme und Geringe ruhen da nebeneinander, denn auf den römischen Grabfeldern herrschte kein Schacher um die letzte Ruhestätte. Auffallend sind die hohen Ziffern der Lebensjahre auf den Grabsteinen des römischen Afrika: ein Alter von neunzig und gar hundert Jahren kommt oft vor. Auf dem kleinen ärmlichen Stein dort sieht man Halbmond und Kreuz, die Symbole der punischen Götter, uralte Zeichen des Orients, die mein Araber verwundert ist, hier bei den Ungläubigen so zu finden wie in seiner Moschee. Daneben steht eine schöne Steinplatte mit der Inschrift der dii manes, der römischen Totengötter: damals gab es noch keinen Streit um den Glauben, und jeder mochte verehren, wen er wollte, wenn er nur die Staatsreligion, den Kult des Kaisers, anerkannte. Als Frevler gegen den Kaiser, nicht als Verehrer eines fremden Gottes sind die Christen verfolgt worden. Mancherlei anderes Bildwerk schmückt noch die Grabsteine: dem Bauer dort hat man eine Kuh und ein Schaf unter seiner Inschrift eingemeißelt; die Tiere haben ihm sein täglich Brot gegeben und sind jetzt seine Grabeshüter. Es ruht ein eigenartiger Zauber auf diesen Friedhöfen inmitten der Steppe. Die Inschriften verkünden, daß hier einst ein fleißiges, glückliches Volk wohnte. Liebevolle Worte haben die Angehörigen dem Toten auf den Grabstein schreiben lassen, wie's noch heute in Italien Sitte ist. Welcher Gegensatz zu der Eintönigkeit unserer Grabinschriften!

Solcher Ruinenplätze giebt's viele in Nordafrika: sie sind nicht so wohl erhalten wie Pompeji, aber das Bild des mehr denn tausendjährigen Schlummers und allmählichen,



Inneres einer Moschee in Algier.

von keiner Menschenhand beschleunigten Verfalls wirkt mächtig auf das Menschenherz.

Mit beredten Worten wußte mein schon genannter Freund aus den Marmorbrüchen von Schemtû zu schildern, wie es ihn, den ungelehrten Mann, gepackt habe, als er kurz nach der Entdeckung der Steinbrüche vor etwa zwanzig Jahren die von römischen Arbeitern in den Marmorfelsen gehauenen Gänge betrat. Da stand — und steht noch heute — am Eingang eines der Stollen die Inschrift des römischen Verwalters der Steinbrüche — fünfzehnhundert Jahre waren seitdem vergangen, da führt eine neue Welt die Stollen zu Ende, welche römische Hände begonnen haben! Derselbe Marmorblock zeigt römische und französische Meißelhiebe; hier predigt jeder Stein, daß in der Geschichte tausend Jahre sind wie ein Tag!

Ein anderes Bild! Bei Krenchela in Algerien liegt eine warme Quelle (Aquä Flavianä); die römischen Ansiedler haben zwei große Bassins gebaut, und noch liegen Inschriften umher, welche die Wiederherstellung der Thermen in verschiedenen Zeiten bis zum dritten Jahrhundert beurkunden. Vor dreißig Jahren kamen die ersten französischen Ansiedler an den Ort; sie reinigten den immer noch sprudelnden Quell, stellten die Schwimmbassins wieder her, und alles war wieder wie vorher. Als ich den Ort besuchte, badeten braune Araberknaben in demselben Quell, der vor fünfzehnhundert Jahren den römischen Bauern und Soldaten Erquickung geboten hatte! Die Menschen sinken dahin wie die Blätter, wenn der Herbstwind durch die Bäume fährt, aber die Steine, die sie zugerichtet, bleiben, und derselbe Quell in heißer Steppe tränkt durch Jahrtausende getrennte Geschlechter.

Auch Afrika hat sein Pompeji — was dort die Asche des Vesuvs besorgt hat, that hier der Wüstensand —: das ist Timgad (Algerien), das römische Thamugadi, einer der südlichsten Posten der römischen Kultur. In dem Pflaster der Straßen fehlt keine Platte, in der Markthalle stehen noch die marmornen Fleischbänke, und auf dem Steinboden des Forums gewahrst du die Spielfiguren, welche römische Müssiggänger hier eingekratzt haben. Wo giebt es sonst in der römischen Welt wohlerhaltene Theater wie in Timgad und

Dugga (römisch Thugga)? Wo solche Thore wie in Tebessa, Timgad und Lambäsis, um nur drei von diesen zahlreich erhaltenen Monumenten zu nennen? Wo einen Tempel wie den, der bei Dugga, bis zum Giebel erhalten, weithin über das braune sonnenverbrannte Land schaut?

Doch genug vom römischen Afrika;* kehren wir von Thibilis, an dessen Ruinen die obigen Schilderungen anknüpften, nach Constantine zurück.

Gleich hinter Constantine beginnt das Gebirge der „Kleinen Kabylie“. Das ist die Heimat der Turkos. Die Kabylen sind die in die Berge zurückgedrängten Reste der Urbevölkerung, der Berbern, welche man im Altertum je nach der Provinz Libyer, Numidier, Mauren nannte. Noch heute sprechen sie die Sprache des Jugurtha und Juba. Auch sonst ist der Unterschied der beiden Rassen deutlich genug. Der Araber ist Nomade und hat nur wenige Städte gebaut, die Kabylen dagegen wohnen durchaus in kleinen Dörfern; der Araber weidet sein Vieh auf dem zwischen der felsigen Küste und der Sahara liegenden Plateau, der Kabyle treibt Ackerbau. Schon längst ist es aufgefallen, daß sich unter den Kabylen oder Berbern viele Typen mit ziemlich heller Hautfarbe, blondem Haar und blauen Augen finden: diese merkwürdigen Exemplare gehören darum zwar nicht der germanischen, aber doch jedenfalls einer fremden Rasse an, die vor Jahrtausenden hier einmal gewohnt haben muß. Erst 1857 sind diese tapferen Bergstämme bezwungen worden, aber noch 1871 bestürmten sie das französische Fort National in der Dschurdschura; seitdem ist es mit dem Widerstande aus.

Bei Beni Mansur verlassen wir die Bahn, um das Gebirge zu durchqueren und den Turkos einen Besuch zu machen. In Maillot, dem ersten Ort unseres Weges, wird Pferd und Führer gemietet. Ein starker Tagesritt soll uns am anderen Tage über das Gebirge nach Michelet bringen; von dort aus ist Post nach Fort National und Tiziuzu, welches mit Algier durch die Bahn verbunden ist. In Maillot fiel mir ein Reglement auf, das für die Einwohner die Benutzung eines Baches regelt: Mr. X. soll von fünf bis sechs Uhr morgens den Bach auf sein Grundstück fließen lassen, Mr. Y. von sechs bis sieben u. s. w. Das wird durch Öffnen der dem betreffenden Einwohner gehörigen Schleuse erreicht, während die der anderen Wasserberechtigten geschlossen bleiben. In Afrika muß man mit dem Wasser haushalten. Genau dieselbe Art der Wasserverteilung hat man auf einem römischen Reglement gleicher Art gefunden. So erkennt man auch in diesem Punkte im Heute die Vergangenheit wieder. Abends geht's im Wirtshaus des Ortes hoch her: Maillot ist Sommerfrische, und heute giebt's Réunion. Zuerst wird ein Kuskus(Reisbrei)schmaus veranstaltet, dann geht's ans Tanzen. Ich habe nicht übel Lust, mit einigen der hübschen Töchter Algiers eine Polka zu tanzen, aber man sieht den Fremden — ich höre mich als „Anglais“ bezeichnen — etwas unliebenswürdig an, und so bleibt's beim Zuschauen. Zum Nachtquartier bekomme ich ein kleines Haus mit einem Zimmer angewiesen: es war ein herrliches Gelaß; draußen plätscherte ein Quell, und über ihm wölbte ein alter Ölbaum sein friedliches Blätterdach. Erst spät hat die Lustbarkeit da drüben ein Ende. Früh um fünf Uhr geht die Reise an, zuerst durch Oliven- und Feigenpflanzungen, in denen Kabylenweiber arbeiten, dann immer steiler empor zum Paß Col Tirurda. Auf der Paßhöhe liegt noch Schnee (15. April). Hier und da begegnen uns auf dem engen Felsensteig Kabylen mit Maultieren. Mein Führer redet etwas von Anfällen, die hier zuweilen vorkommen; die Gegend ist freilich sehr geeignet dazu: mit einem Stoß kann man von dem schmalen Pfade aufs bequemste in die blaue Tiefe befördert werden, und wenn der Führer mit von der Partie ist, kräht kein Hahn danach. In Algier erwartete mich niemand, und der Kabyle hätte nichts zu fürchten, denn bis man da unten die paar Knochen findet, kann's lange währen. Aber auf solchen Reisen wird man Fatalist, und ich glaubte nun einmal, daß es mein „Kismet“ nicht sei, in der Dschurdschura zu sterben. Aber froh war man doch, wenn wieder einmal ein Trupp Kabylen vorbeigezogen war.

* Eine treffliche Übersicht der schönsten Denkmäler Tunesiens giebt P. Gaucklers L'archéologie de la Tunisie (Paris 1896).



Saint Louis de Carthage.

Ganz freundlich sahen die in den Falten der Berge liegenden Kabylendörfer mit ihren roten Ziegeldächern aus. An den Abhängen sah man nicht selten Affen ihr Spiel treiben. Sie sind hier noch ziemlich häufig. Endlich winkte Michelet, das Ziel des Rittes, aus lockendem Grün den Abendgruß.

Der Kabyle verschwand im nächsten Dorf, und ich saß bald im „Hotel des Touristes“ beim weißen Algierwein. Vor mir lag die gewaltige Kette der Dschurdschura mit der Lella Kradidscha, dem höchsten schneebedeckten Gipfel (2308 Meter). Ringsum im Vordergrund grünen mit Blüten bedeckte Obst=

bäume, weiterhin sieht man die niederen Berge in tiefem Blau: fast eine Schweizerlandschaft. Hier oben war's empfindlich kalt — einige Stunden bergab kam ich in die furchtbarste Hitze. Diese Gegensätze sind etwas gefährlich, und man versteht es, daß der Araber stets Wolle trägt. Am folgenden Tage war ich in Algier, dem „Monrepos“ nach einer zweieinhalbmonatigen Reise durch Nordafrika.

* *
*

Während Tunis noch dem Halbmond gehört und fast ganz arabisch ist, halten sich in Algier das arabische und das französische Element die Wage. Das arabische Algier liegt auf dem Abhang eines sanft zum Meer abfallenden Hügels, den die Kasbah krönt. Die Unterstadt ist französisch. Vom Meere gesehen ähnelt die Lage von Algier der Neapels und Genuas. Solche staffelförmig gebauten Seestädte haben einen eigenen Reiz: nur bei ihnen übersieht man von unten und oben die ganze Stadt. Das Innere der Araberstadt ist fast noch malerischer als in Tunis: das macht die Lage auf schiefer Ebene. Stets geht man entweder hinauf oder hinab; die engen Gassen sind vielfach überwölbt und bieten in der glühenden Hitze den kühlsten Schatten. Die Durchblicke in diese Treppengäßchen mit den regellos vor- und zurückspringenden Häuserfronten sind ungemein malerisch. Tagsüber scheint dieses Gassengewirr ausgestorben, aber abends ist in einzelnen Gassen genug Leben.

Einen Hauptreiz Algiers bietet der Besuch der Moscheen. Sie sind in Tunis und Constantine dem Ungläubigen streng verschlossen, dagegen in Algier — fast möchte ich sagen: als veraltete Einrichtung — jedermann zugänglich. Einzige Bedingung ist, sich der Schuhe zu entledigen. Aber welcher Anblick, die englische Neugier sich mit Klappstuhl und Reisebuch bewaffnet im heiligen Halbdunkel der Grabmoschee Abd el Kaders breit machen zu sehen, während dort vor dem Grabe des letzten Vorkämpfers für die arabische Freiheit ein weißbärtiger Araber, vielleicht ein Mitkämpfer des afrikanischen Arminius oder Vercingetorix, sein stilles Gebet verrichtet!

Das in Tunis noch so fröhlich-bunte arabische Leben trägt in Algier das Zeichen des Todes. Der entartete Enkel der einst eine Welt beherrschenden Nation sitzt jetzt unten im Fremdenviertel beim Absinth oder hockt in einem verborgenen Winkel der Araberstadt beim Spiel. Mir fällt eine Scene ein, die ich vor dem Thore von Setif in Algerien erlebte. Da saßen drei gut gekleidete Araber beim Spiel. Es geht einfach genug zu: vor den Spielern liegen auf dem Boden drei Nußschalen, unter einer befindet sich ein Kern. Nun schiebt einer der Spieler die Nüsse hin und her, aber es muß schnell gehen: jetzt hält er ein, und nun wettet einer der beiden anderen, daß der Kern unter jener Nuß liege. Sie wird abgehoben; hat er die richtige getroffen, so gewinnt er den ganzen Einsatz, sonst fällt sein Einsatz — damals ein Frank — an die anderen. Jetzt nähert sich den dreien ein zerlumpter Araber; sie wollen ihn zuerst abweisen. Schließlich darf er mithalten: einer der drei schiebt die Nüsse; nun ruft der neue Spieler, der mit gläsernem Auge die Permutationen der Schalen verfolgt hat: „tlata franki“ (= drei Franken), indem er zugleich den Finger auf eine der Nüsse legt. Die Schale wird abgehoben, und der Kern ist nicht darunter: mit schrillem Wutschrei wirft der arme Teufel die Geldstücke hin. Da sieht er mich: „Drei Franken, Sidi (Herr), und ich spiele nie wieder.“ Der arme Kerl dauert mich; ich wette für ihn drei Franken, treffe die richtige Nuß und gewinne drei Franken zu den eingesetzten. Man konnte die Nuß bei ruhigen Nerven kaum verfehlen, aber Leidenschaft ist eine schlechte Beobachterin. Wie ein Hund mir die Hand leckend, empfängt der entartete Sohn Mohammeds meinen Gewinn und versichert, nie wieder spielen zu wollen. Ich gehe weiter, wende mich aber, am Stadtthor angelangt, noch einmal um und sehe nun eben, wie er mit verzweifelter Gebärde einen neuen Verlust zahlt. Diese tolle Spielwut soll gerade in der ärmeren Klasse viele Existenzen vernichten, so streng auch das Nüssespiel verboten ist.

Wie in Tunis, ist auch in Algier der europäische Stadtteil heiß und staubig. Der Square (Stadtgarten) enthält prächtige Palmen; um aber die ganze afrikanische Vege-

tation in voller Pracht zu sehen, muß man den Jardin d'Essai, sieben Kilometer südöstlich von Algier, besuchen. Dort kann man in Palmenwäldern wandeln. Wie schade, daß man nicht Botaniker ist, um all diese Herrlichkeiten mit Verständnis zu genießen! Doch auch der Laie hat in dieser Wunderwelt der Tropen sein Recht: ich habe fast jeden Morgen da gesessen, ein Buch in der Hand, vor mir das blaue Meer, umrauscht von dem leisen Flüstern der Magnolien, Palmen und Oleander.



El Kantara, das Thor der Sahara.

Die Umgebung von Algier ist nicht so orientalisch wie die von Tunis mit ihren weiten sonnenverbrannten Flächen und den Sandhügeln, auf denen die blendendweißen kubbâs (Kuppelbauten), die Gräber der Heiligen, liegen: der Sahel (das bergige Küstenland) von Algier ist mit einer üppigen Vegetation ausgestattet, und mit dem Grün der Obstbäume und den dunklen Cypressen kontrastieren aufs schönste die lustigen Villen mit ihren leichten Portiken und den flachen Dächern voller Blumen. Nach Süden und Norden schließen sich an Algier moderne Vorstädte an, die Wohnsitze der vornehmen Welt: im Norden Saint Eugène und im Süden, nach dem Jardin d'Essai zu, Mustapha. Wenn man Saint Eugène durchschritten hat, sieht man hoch oben auf einem ins Meer hinaustretenden Hügel eine prächtige Kirche: es ist Notre Dame d'Alger, das Gegenstück zu Saint Louis de Carthage. Von steiler Höhe schauen diese beiden Denkmale des Sieges über den Halbmond ins weite Meer hinaus, dem Schiffer ein Trost. Mit diesen Kathedralen hat sich der Kardinal Lavigerie, ein zweiter Bonifatius, ein ewiges Denkmal gesetzt. Zahlreich sind in der Kirche die frommen Gaben für erhörtes Flehen und Erfüllung des in der Stunde der Not gethanen Gelübdes. Da hangen an den Wänden alle möglichen Gliedmaßen, in Wachs gebildet, darunter auch Darstellungen scheußlicher Krankheiten. Erfreulicher als dies anatomische Kabinett sind die Bilder von Sturm und Schiffbruch, die der gerettete Schiffer der Madonna gestiftet hat. „Merci à Marie“ oder „à Notre Dame d'Alger“ lauten die Inschriften der Weihgeschenke. Und doch, trotz seiner schönen Umgebung, trotzdem es französischen Komfort wie nur eine größere Stadt Frankreichs bietet und deshalb als Winteraufenthalt von

allen Nationen besucht wird — trotz alledem sehnt man sich von Algier wieder zurück nach dem fröhlichen, noch ungetrübten Bilde arabischen Lebens in den Sûks von Tunis. Tunis bleibt doch das Schönste unter den Schönheiten Nordafrikas, bleibt „die Blume des abendländischen Orients“.

Auf der Fahrt nach Tunis fliegt noch einmal das herrliche Land, das wir durchritten und durchwandert haben, an uns vorbei. Der erste Tag bringt uns nach sechzehnstündiger Fahrt bis Kroub, wo die Linie Bône-Guelma von unserer Bahn (Algier-Tunis) abzweigt. Die Reisegesellschaft ist so orientalisch wie nur möglich: es sind drei Jüdinnen in arabischer Tracht, die mit Monsieur und Madame, d. h. dem Impresario und seiner Frau(?), nach Tebessa fahren, um der dortigen jeunesse dorée die danse de ventre vorzuführen. Da ich einen Eckplatz erobert habe und nicht so galant bin, ihn abzutreten, lehnt sich die eine Tänzerin — ein bildhübsches Mädchen von vierzehn Jahren — an mich und ist bald darauf sanft entschlummert. Die zweite benutzt meinen Koffer als Kopfkissen; Madame, Monsieur und die kleinste Jüdin nicken auch bald ein, und so sitze ich denn inmitten dieser bis auf Madame und Monsieur höchst anmutigen Gesellschaft allein noch wachend und mich an dem friedlichen Schlummer der schönen Töchter Judas erfreuend.

Wieder eine starke Tagesfahrt, und Tunis ist erreicht. Noch einige Tage in der Zauberwelt der Bazare und in der Umgebung der Stadt, dann stand ich wieder auf dem italienischen Schiffe wie vor zweieinhalb Monden; aber diesmal war der Bug nach Italien zu gewendet. Wieder ging die Sonne zur Rüste, wie damals im Hafen von Cagliari, aber welch anderes Bild beleuchtete sie! Schöner denn je kam mir Tunis vor, denn es ging an den Abschied, und dann sind liebe Gegenstände noch einmal so schön. Die Lagunen in gelben und roten Tönen, die weiße Stadt mit den Kuppeln und Terrassen, die Ebene ringsum in glänzendem Braun und am Horizont die zackigen Berge: so lag es da, dies Bild aus dem Märchenland als leibhafte Wirklichkeit.

Noch einmal zieht die Reise an mir vorbei: ich sehe mich im Duâr sitzen und höre das heisere Geheul der Schakale, über mir den wunderbaren Mond der afrikanischen Nächte; dann geht's durch die gelben Fluten des Medjerda, und jenseits liegt Schemtû, die mir so gastliche Heimat des numidischen Marmors, ich sehe mich in den Cafés chantants mit ihrem wüsten Lärm und höre an der Place Halfaouïn die jetzt kriegerisch brausende, jetzt schwermütig klagende Weise der arabischen Musik; Constantine auf seinem vom Rummel umrauschten Felsen und El Kef mit seinen Turmzinnen: alle, alle die vielen bunten Bilder einer afrikanischen Reise treten mir vor die Seele — zum Abschied. Der Anker ist hoch, die letzten Boote kehren ans Land zurück, und bald wird Tunis wieder der lange weiße Streifen, als der er uns zuerst erschienen war. Addio Africa!





Der moderne Gespensterglaube.

Eine Studie über den Spiritismus

von

Kurt Kreusner.

(Nachdruck ist untersagt.)

In den dunkelsten Tiefen der Menschenseele wurzelt mächtig und, wie es scheint, unerschütterlich der Hang zum Geheimnisvollen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ergoß sich von Frankreich und Deutschland aus über die Völker ein befruchtender Strom wissenschaftlicher Erkenntnis, dem jene Zeit mit Recht den Namen des Jahrhunderts der Aufklärung verdankt, und dennoch vermochten als Zeitgenossen eines Voltaire und Rousseau, eines Goethe und Schiller ein Graf Cagliostro und andere Zauberer und Hexenmeister eine Aufsehen erregende Rolle zu spielen. Wer damals gewagt hätte, vorauszusagen, daß volle hundert Jahre später der Mysticismus und Occultismus im Geistesleben der Nationen noch immer fruchtbaren Boden finden würde, wäre wahrscheinlich ausgelacht worden. Trotzdem aber seit jener Zeit von den Wissenschaften ein so gewaltiges Stück Arbeit geleistet worden ist, wie in keinem anderen Abschnitt der menschlichen Geschichte, obwohl Männer wie Alexander von Humboldt, Darwin, David Friedrich Strauß und andere keine leere Namen mehr sind, sondern auf das Denken von Hunderttausenden belehrend und aufklärend gewirkt haben, wird sich ein aufmerksamer Beobachter der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß der Glaube an die sogenannten Geheimwissenschaften noch immer in weiten Kreisen Bekenner findet und daß die Zahl der Anhänger seit etwa zwei Jahrzehnten sogar wieder in Zunahme begriffen ist. Auf das Tischrücken der fünfziger Jahre folgten im vergangenen und im laufenden Jahrzehnt die Klopfgeister in Schränken, die fliegenden Hände und selbstspielenden Guitarren, die geheimnisvollen selbstschreibenden Schiefer- und Bleistifte, die Geisterphotographien, die Gipsabgüsse von Geisterhänden und -füßen und noch viele andere Spiritistenkünste.

Es kann daher niemand wundernehmen, daß in kurzen Zeiträumen immer wieder Spukgeschichten ihren Weg in die Tageszeitungen finden, die davon berichten, wie in irgend einem Bauernhause oder in den altertümlichen Zimmern eines Schlosses die Geister plötzlich — oft sogar bei hellem Tage — zu rumoren beginnen, und wie die geängstigten Bewohner schließlich aufs höchste eingeschüchtert davonlaufen. Wenn sich dann eines Tages herausstellt, daß ein übermütiger Junge oder eine boshafte Magd sich den Spaß gemacht hat, die furchtsamen Familienglieder durch mit Handgeschicklichkeit geschleuderte Gegenstände zu bombardieren und in Angst und Schrecken zu jagen, oder wenn der tolle Spuk sofort aufhört, sobald ein vorurteilsfreier und entschlossener Beobachter sich einfindet, so hindert das doch keineswegs, daß ein ähnliches Ereignis bald darauf anderswo seine Gläubigen findet. Denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“; „es spukt in Tegel,“ aber auch in Marpingen, Resau und an vielen anderen Orten unseres deutschen Vaterlandes, und die Indiskretionen aus der vierten Dimension, mit denen der Franzose Leo Taxil

in jüngster Zeit den Antifreimaurerkongreß in Trient nasführte, der sich über die Miß Vaughan, des Teufels Urgroßmutter und den Teufel Bitru unterhielt, beweisen, wie sehr trotz der Läuterung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse bis hoch hinauf in die gebildeten Kreise der Glaube an Dämonen und Gespenster noch verbreitet ist. Eine nicht unbedeutende occultistische Zeitschriftenlitteratur hält zudem die Gläubigen über alle spiritistischen Ereignisse von nah und fern jederzeit auf dem Laufenden.

Es sind nun durchaus nicht ausschließlich Menschen von kindlicher Herzenseinfalt und Naivetät, die zu der Fahne des Spiritismus schwören und sich durch Taschenspielerkunststücke düpieren lassen, so wie der Dorfknabe, der zum erstenmal die Vorstellung eines Prestidigitateurs besucht, an die Zaubermacht des Wundermannes glaubt; wir finden vielmehr unter denen, die sich halb- oder ganzgläubig mit der geheimsten aller Künste befassen, Namen von gutem Klange wie diejenigen des vor einigen Jahren verstorbenen Leipziger Professors Zöllner, eines Crookes, Wallace, Karl du Prel und anderer in Wissenschaft und Litteratur wohlbekannter Personen. Und wer da glaubt, den ganzen modernen Spiritismus kurz mit dem Lächeln vornehmer Geringschätzigkeit und geistigen Hochmutes totmachen zu können, der rechnet nicht mit dem an sich idealen Streben des menschlichen Geistes, den Schleier vom Bilde von Sais zu heben und einen Blick in jene dunklen Gefilde zu thun, die den Urgrund der Dinge bergen und jenseit der Grenze unseres „heutigen“ Erkennens liegen. Wenn die moderne Wissenschaft jedesmal tausendfacher Versuche bedarf, um auf der Bahn der Erkenntnis einen Schritt vorwärts zu thun und sich dabei doch immer die bange Frage vorlegt, ob nicht das Ziel in unerreichbarer Ferne liegt, ob nicht im Sinne von Dubois-Reymonds „Ignorabimus“ vollkommenste Erkenntnis dem Geiste des Menschen versagt bleiben wird und sich Goethes Wort bewahrheitet: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist“, so ist allerdings die Versuchung groß, einmal jenen zu folgen, die behaupten, den Schlüssel des Rätsels in den Händen zu haben, das jenseit des Anfanges und Endes unserer Existenz steht.

Daß es dabei, wie wir gleich hier zur Kennzeichnung unseres antispiritistischen Standpunktes bemerken, auch einem auserlesenen Geiste begegnen kann, entweder über die fast unsichtbaren Fallstricke eines fein angelegten Betruges zu stolpern oder mit Preisgabe des kühlen unbeirrbaren Denkens Erscheinungen, für die bisher noch eine zureichende Erklärung fehlt, als Manifestationen einer uns umgebenden unsichtbaren Geisterwelt hinzunehmen, ist nur menschlich, allzumenschlich.

Wenn der Spiritismus behauptet, daß sich die Geister der Verstorbenen oder überhaupt ganz allgemein eine für gewöhnlich irdischen Sinnen unsichtbare Geisterwelt unter besonderen Umständen den Menschen wieder kundgeben könne, so ist das, wie bekannt, durchaus nichts Neues. In den religiösen Vorstellungen innerafrikanischer Völker, die auf den Anfangsstufen der Kultur stehen, herrscht der Glaube an Dämonen fast bis zur Verdrängung des Gottesbegriffes, und wenn die modernen Occultisten ihre Offenbarungen mit Vorliebe auf ägyptische und babylonische Zeiten zurückdatieren, so ist das der bündigste Beweis dafür, daß die Sache an sich uralt ist und nur mit den Zeiten den Namen gewechselt hat. Die Hand, die zur mitternächtigen Stunde an die Wand des Kaisersaales zu Babylon mit Flammenschrift das „mene mene tekel upharsin“ schrieb und damit dem Belsazar sein nahes schreckliches Ende verkündete, der Geist Cäsars, der in der Nacht vor der Schlacht bei Philippi im Lagerzelt seinem Mörder erschien, der steinerne Gast der Don-Juan-Sage, das Auftreten von Hamlets Vater auf der Schloßterrasse von Helsingör, der Vampyrglaube der slavischen Völker — das alles sind Dinge, über die unsere heutigen Spiritisten ihre helle Freude haben müßten. Neu ist eigentlich nur, daß die gegenwärtigen Anhänger des Occultismus verschiedene noch nicht genügend aufgeklärte Entdeckungen der Neuzeit mit nicht zu leugnendem Geschick dazu benutzt haben, dem uralten Gespensterglauben ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Der tierische Magnetismus, der von Mesmer schon einmal neu belebte und in der jüngsten Vergangenheit wieder zu Ehren gekommene Hypnotismus, die Erscheinungen der Suggestion, die Odlehre des

Freiherrn Karl von Reichenbach und zu guter Letzt die Röntgensche Entdeckung der die feste Materie durchdringenden X-Strahlen sind der günstigste Segelwind für die Spiritisten. Während aber die Naturwissenschaft die Realität der nicht wegzuleugnenden Thatsachen — wenn auch manchmal nicht ohne Widerwillen — anerkennt, und unter dem Eingeständnis, daß wir augenblicklich für sie nur noch keine zureichende Erklärung haben, die Lösung des Rätsels auf dem einzig ehrlichen Wege des objektiven physikalischen oder physiologischen Versuches anstrebt, verdrehen die Spiritisten unter der Hand die Frage nach der Beweispflicht. Die oben angedeuteten Thatsachen genügen ihnen, um die Existenz eines unbekannten Geisterreiches als eine Grundwahrheit hinzustellen, die eigentlich keines weiteren Beweises bedürfe. Aber sie wollen mehr: sie wollen Proselyten machen; sie wollen darthun, daß sie Salomos Schlüssel zu allen Geheimnissen des Jenseits besitzen, welche die auf Irrwegen wandelnde Wissenschaft nie zu ergründen im stande sein werde. Diesem Zwecke dienen die spiritistischen Séancen. Daß die sich hier ereignenden Phänomene mit den Erfahrungen der nüchternen Wissenschaft in krassestem Widerspruch stehen, erweckt in ihnen keine Zweifel an der Richtigkeit und Wirklichkeit der ihnen sich zeigenden Erscheinungen; der Zweifler soll vielmehr ihnen den Beweis liefern, daß die von ihnen gläubig hingenommenen wunderbaren Dinge nicht die Materialisation von Geistern sind.

Nach spiritistischer Anschauung wimmelt es um uns herum in der Welt von Geistern. Eine große Schar schwebt, uns unbewußt, in unserer nächsten Umgebung, darunter vielleicht auch die Geister unserer abgestorbenen nächsten Verwandten, die — ein von Dichtern oft benutzter dankbarer Vorwurf — unser Thun und Handeln zu beeinflussen bemüht sind, uns warnen und beraten möchten. Daß die Mehrzahl von uns diese Geister unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht wahrzunehmen vermöge, liege nun ebensosehr an der Stumpfheit unserer Sinne wie an der eigenartigen ätherischen Beschaffenheit des „Astralleibes“ der Geister. Denn während die materialistische Naturwissenschaft sich nur mit den greifbaren und wägbaren Teilen des irdischen Leibes befaßt und die hypothetische Lebenskraft, „die Seele“, im Augenblick des Todes mit jenem untergehen läßt, die Frage nach der Existenz eines auch nach dem Tode seines früheren Daseins wohlbewußten Geistes aber in das Belieben des individuellen Glaubens stellt, behaupten die Spiritisten die Unsterblichkeit der geistigen Intelligenz. Ganz ohne Materie denken sie sich den Geist, wie schon angedeutet, auch nicht; aber dieser den Astralleib bildende Stoff hat eine ganz bestimmte Farbe, die allerdings für gewöhnliche Augen nicht wahrnehmbar ist, ebenso wie die doch unbestreitbaren Wärmestrahlen jenseit des roten, und die nur durch Kunstgriffe und auf der photographischen Platte sichtbar werdenden chemischen Strahlen jenseit des violetten Endes des Spektrums. Die Zartheit dieses Leibes sei der Grund, daß er auch für die zu seiner Wahrnehmung fähigen Augen unter den lebhaften Farben des Tageslichtes unsichtbar bleibe und sich am besten im Dunklen dokumentiere, wo bekanntlich schon nach Mephistos Wort die Mysterien zu Hause sind. Nichtsdestoweniger ist dieser Leib doch wägbar. Die englische Zeitschrift „The Spiritualist“ meldete nämlich vor etwa drei Jahren ganz ernsthaft, daß bei mit dem bekannten Medium Miß Word vorgenommenen Versuchen nacheinander fünf materialisierte Geister auf die Wage getreten seien, um ihr zwischen zwei und vierzehn Kilo schwankendes Gewicht gewissenhaft feststellen zu lassen.

Trotz dieses gar nicht so geringfügigen Gewichtes sind die Geister nach spiritistischer Theorie nicht im stande, aus ihrer Passivität herauszutreten. Ähnlich wie die Geister des Hades erst, nachdem sie vom Blute der Opfertiere getrunken haben, mit dem die Unterwelt besuchenden Odysseus in Verkehr treten können, so bedürfen auch die modernen Gespenster einer Vermittelung. Nur sind sie nicht so blutdürstig wie ihre antiken Kollegen, sondern sie begnügen sich, die Verbindung mit der alltäglichen Sinneswelt durch ein Medium herzustellen, d. h. durch eine Person, die es vermöge ihrer natürlichen Eigenart den Geistern ermöglicht, den Anwesenden ihr Dasein durch Zeichen kundzuthun oder gar sich durch Verkörperung,

die sogenannte Materialisation, sichtbar zu machen.

Am leichtesten antworteten sie auf Fragen, die einfach bejaht oder verneint werden können, durch Klopfen, wobei ein einmaliges Klopfen „nein“, ein zweimaliges „vielleicht“, ein dreimaliges aber „ja“ bedeutet. Für umständlichere Antworten bedienen sich die Geister eines Alphabetes, und zwar entweder so, daß, wenn man die Buchstaben unseres Alphabetes mit den aufeinanderfolgenden Zahlen von eins aufwärts bezeichnet, der Geist so oft klopft, bis er zu dem von ihm gewollten Buchstaben kommt, oder so, daß er mit dem regelmäßigen Klopfen Halt macht, wenn dieser Buchstabe genannt wird.

Für den profanen Zweifler ist es, wenn er sich nicht das Zutrauen einiger Eingeweihter zu erwerben weiß, schwer, zu einer spiritistischen Sitzung Zutritt zu erlangen. Hinderlich hierbei ist übrigens weniger die Furcht der Anhänger, etwa durch eine Entlarvung dem Fluche der Lächerlichkeit sich preisgegeben zu sehen, als vielmehr der feste Glaube, daß die Anwesenheit eines Ungläubigen den Geistern die Lust am Erscheinen benehme und überhaupt das Zustandekommen aller spiritistischen Erscheinungen verhindere.

Auch der Schreiber dieser Zeilen hat sich während eines langjährigen Aufenthaltes in einer großen südösterreichischen Provinzstadt vergeblich bemüht, sich aus eigener Anschauung eine Vorstellung über die im Kreise einer kleinen Spiritistengemeinde veranstalteten Sitzungen zu bilden. Erst ein Genesungsaufenthalt in Venedig, gelegentlich dessen ich mit einem alten Bekannten zusammentraf, der viel an spiritistischen Sitzungen teilgenommen hatte, brachte mir die späte Erfüllung meines Wunsches.

Der Abend eines trüben, nebelschweren Novembertages vereinte eine Gesellschaft von neun Personen ausschließlich des Mediums, eines etwa fünfunddreißigjährigen Mannes von bartlosen, fast frauenhaften Gesichtszügen und auffallend bleicher, weißlich gelber Gesichtsfarbe, in den von einem norddeutschen Ehepaar bewohnten Räumen eines jener italienischen Palazzi, deren Inneres unwillkürlich die Verse ins Gedächtnis ruft:

Hier braucht es, dächt ich, keine Zauberworte;
Die Geister finden sich von selbst zum Orte.

Außer einem runden Tische und der notwendigen Anzahl Stühle befanden sich keine weiteren Möbel in dem saalartigen Zimmer, aus dem eine mächtig weite, durch lose herabfallende Doppelportieren verschlossene Thüröffnung in ein kleines Nachbargemach führte. Auf dem schweren und breiten Tische, dessen Füße unten mit Rollen versehen waren, befanden sich die gewöhnlichen Requisiten einer spiritistischen Vorstellung: eine Mandoline, eine Spieluhr, ein Psychograph (Geisterschreibmaschine), auf dessen Einrichtung noch zurückzukommen sein wird, und ein paar Kastagnetten nebst Tamburin. Die Geister, die wir zu erwarten hatten, waren also jedenfalls sehr musikalisch.

Wir setzten uns nun um den Tisch herum, mir zur Rechten die ehrwürdige alte Dame des Hauses, deren nervös zuckendes Gesicht die tief eingegrabenen Spuren seelischer Leiden zeigte — der einzige Sohn der Dame, ein hoffnungsvoller junger Offizier, hatte sich etwa vor Jahresfrist erschossen — und bildeten die Kette, indem jeder seinem Nachbar zur Rechten die rechte Hand auf dessen linken Unterarm legte, während das eigene rechte Handgelenk von dessen linker Hand umfaßt wurde. Nachdem sich das Medium auf das genaueste von der Einnahme dieser nicht eben bequemen Stellung überzeugt hatte, wurde die Lampe abgedreht, und wir befanden uns, da die Fensterläden sorgfältig verschlossen waren, in völliger Dunkelheit.

Es dauerte ziemlich lange, während wir erwartungsvoll der kommenden Dinge harrten, und die Hand meiner rechten Nachbarin in der meinen zitterte und zuckte, bis das anfangs leise, dann schnell vernehmlicher werdende Klopfen das Erscheinen der Geister verkündigte. In schneller Aufeinanderfolge ging es nun weiter: zuerst wurde die Mandoline lebendig, deren Accorde bald nahe, bald fern, bald über unseren Köpfen erklangen, bald aus der Tiefe heraufzuklingen schienen. Währenddessen hörte man plötzlich das Knarren des Schlüssels der Spieluhr — der Geist agierte also mit beiden Händen gleichzeitig — und sowie diese, deren Aufsetzen auf den einen prächtigen Resonanzboden bietenden Tisch ich übrigens deutlich zu hören glaubte, mit einer Melodie einsetzte, die lebhaft genug war, um alle feineren Geräusche im

Zimmer zu übertönen, ging ein wahrer Hexensabbat los. Die Trommeltöne des Tamburins samt den Glöckchen erklangen bald hier, bald dort; dazu die Mandoline, die fortfuhr, ihre Reisen im Zimmer zu unternehmen, und um alledem die Krone aufzusetzen, fing der Geist, während Mandoline und Tamburin verstummten, mit sämtlichen Anwesenden geradezu kindische Neckereien an, die eine weniger andächtige Gesellschaft wohl zum Lachen gebracht hätten, hier aber die entgegengesetzte Wirkung hatten. Der eine der Anwesenden behauptete, am Ohr gerissen worden zu sein, während fast gleichzeitig ein anderer einen Nadelstich am Knie erhalten haben wollte; einem dritten wurde auf einmal ein Schuh vom Fuß gerissen, während ich plötzlich das Gefühl hatte, als ob sich mir die fünf Fingerspitzen einer kalten Totenhand auf Stirn und Schläfen legten.

Nachdem endlich Ruhe eingetreten war, forderte das Medium uns auf, nunmehr den Geist zu befragen. Der Hausherr, ein von allen Qualen der Hölle und des Fegefeuers felsenfest überzeugter Mann, stellte, wie ich kaum anders erwartet hatte, die Frage: „Wie geht es meinem armen Sohne Karl?“ Nun begann mein Freund, der mich eingeführt hatte, mit langen Zwischenpausen das Alphabet herzusagen; kaum war der Buchstabe E genannt, so erfolgte ein laut vernehmliches dreimaliges Klopfen. Das Spiel begann nun von neuem, und so brachten wir im Laufe von mindestens zehn Minuten die Antwort zusammen: „Er leidet gerechte Strafe,“ was der armen, neben mir sitzenden Mutter ein von Thränen halb ersticktes Schluchzen entpreßte. Auf dieselbe umständliche Weise erhielt ich auf die Frage, wie lange ich noch leben würde, die Antwort: „Noch viele Jahre.“

Um dem äußerst erschöpften Medium eine Erholungspause zu gewähren, wurde nun die Sitzung unterbrochen. Das Medium rieb ein Streichholz an, um die Gaskrone anzuzünden, änderte aber augenblicklich seine Absicht und setzte eine bronzene Spirituslampe von der Form eines pompejanischen Henkelkruges in Brand, die als Beleuchtung für den zweiten Akt, die Materialisation der Geister, dienen sollte, und deren matt gelbliches, kaum die Umrisse der Personen erkennen lassendes Licht dem Kenner verriet, daß man dem Spiritus zur Erzielung eines möglichst gespenstischen Lichtes eine konzentrierte Kochsalzlösung zugesetzt hatte. Der kurze Augenblick des Aufflammens des Streichholzes hatte aber genügt, mich durch einen handgreiflichen Beweis davon zu überzeugen, daß alles bisher Vorgeführte nichts anderes war als der Humbug eines geschickten Taschenspielers. Ich hatte nämlich, als vor Beginn der Sitzung die Instrumente der allgemeinen Besichtigung und Untersuchung freigegeben waren, einen Augenblick gefunden, mit einem anilingetränkten Farbekissen, wie sie für Stampiglien im Gebrauch sind, welches ich in einer ad hoc genähten Tasche meines Rockärmels verborgen hatte, unbemerkt kräftig über die Saiten der Mandoline zu streichen. So hatte ich nun die Genugthuung, zu bemerken, daß sich der an den Saiten haften gebliebene Farbstoff an den Fingern des Mediums zu großen dunklen Flecken vergrößert hatte. Ein bitterböser, todfeindlicher Blick aus den halbgeschlossenen Augen des Mediums, das schnell die anscheinend unberührt gebliebenen Instrumente auf dem Tische zusammenraffte und, mit merkwürdiger Eile im Nebenzimmer verschwindend, diese einer erneuerten Untersuchung entzog, belehrte mich, daß der Betrüger, der uns über eine Stunde lang am Narrenseil herumgeführt hatte, in mir den Urheber des ihm gespielten Streiches erkannt hatte.

Bei dem unheimlich geisterhaften Lichte der Spirituslampe unterhielt sich nun die Gesellschaft über das Geschehene. Es lag nicht in meiner Absicht, hier schon eine Entlarvung des Spitzbuben herbeizuführen, sowohl mit Rücksicht auf das mir gewährte Gastrecht, als auch in der, wie sich hinterher erwies, ganz richtigen Annahme, daß meine Beweisführung gegen den festen Glauben der Anwesenden doch nichts ausrichten würde.

Leider brachte der Abend nichts Neues mehr. Das Medium, das nach einer sehr lang gewordenen halben Stunde endlich wieder erschien, anscheinend zu Tode erschöpft, erklärte, zu unwohl zu sein, um die Vorstellung fortsetzen zu können, und ich schied, mißmutig darüber, nicht doch zur rechten Zeit zur Enthüllung geschritten zu sein.

Als ich wenige Wochen darauf mit meinem Freunde in der Stadt meines ständigen Aufenthaltes wieder zusammentraf, mußte ich zu meinem Erstaunen erfahren, daß mein Trick mit der Anilinfarbe — Ironie des Schicksals! — nur dazu gedient hatte, dem Gaukler noch höheres Ansehen zu verleihen. Das Medium, das bald nach meiner Abreise wieder — angeblich von weit her — zum Vorschein gekommen war, hatte die bei heller Beleuchtung von einzelnen Teilnehmern doch bemerkten violetten Farbenabdrücke für die schon eingangs erwähnte eigentümliche Farbe der Geister erklärt und zu der höchsten ihm bisher vorgekommenen Geistermanifestation gestempelt, ohne, da kein anderer als ich auf seine gefärbten Finger aufmerksam geworden war, mit dieser Erklärung auf Widerspruch zu stoßen. Es war auch in einer später veranstalteten Vorstellung zur Objektivation der Geister gekommen, deren mir mitgeteilte Einzelheiten ich als nicht selbst erlebt übergehe. Auch die Mitteilungen, die ich nunmehr meinem Freunde über mein damaliges thätliches Eingreifen in den Gespensterspuk machte, erzielten nur eine vorübergehende Wirkung auf sein eindrucksvolles Gemüt.

Nach derartigen eigenen Erlebnissen, denen man aus der Geschichte der spiritistischen Entlarvungen zahllose andere anreihen könnte, die, wie z. B. diejenige des berüchtigten Mediums Bastian durch den verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Österreich, in ganz Europa das berechtigtste Aufsehen erregten, ist man natürlich geneigt, alles für fünffach destillierten Schwindel zu erklären. Verweilen wir jedoch, ehe wir zu den Erklärungsversuchen der auf materialistischem Boden stehenden Gegner übergehen, einen Augenblick bei den Theorien, die von gebildeten Anhängern der Geheimlehre aufgestellt worden sind.

Die vorsichtigeren nehmen an, daß für uns unsichtbar eine Menge Dämonen um uns herum ihr Wesen treiben und unter besonders günstigen Verhältnissen die bekannten spiritistischen Phänomene hervorrufen oder sich in andere Wesen verkörpern können. Andere hingegen, darunter Männer der Gelehrtenwelt von atheistischer oder mindestens nicht auf dem Boden des christlichen Dogmas stehender Weltanschauung behaupten geradezu, daß die erscheinenden menschenähnlichen Gestalten Geister von Verstorbenen seien. Eine dritte Gruppe endlich, zu der sich Crookes, Wallace und Lombroso bekennen, nehmen die Existenz einer besonderen psychischen Kraft in den Medien an, durch die diese in stand gesetzt werden, die rätselhaften, oft den Gesetzen der Schwerkraft scheinbar hohnsprechenden Bewegungen schwerer Körper zu bewirken. Eine gar nicht so üble Theorie stellt endlich Eduard von Hartmann auf, der behauptet, daß die Medien einen fernwirkenden, suggestionierenden Einfluß auf die Anwesenden ausübten und dadurch im stande seien, gleichzeitig bei allen Anwesenden dieselbe Hallucination hervorzurufen.

Die Anhänger der Dämonenwelt haben nicht einmal Scheinbeweise für sich; um so gruseliger hören sich dagegen die von ihnen mit großem Fleiße gesammelten Geschichten an, von denen einige auch novellistisch verwertet worden sind und anscheinend in romantischen Köpfen viel Schaden gestiftet haben.

Wenn es schon nahezu unmöglich ist, mit wissenschaftlichem Rüstzeug an die Vertreter dieser mit Haut und Haaren dem Glauben an Werwölfe und Vampyre Ergebenen heranzutreten, so ist mit denjenigen, welche die Geister der Verstorbenen zu sehen glauben, vollends nichts anzufangen. Sie stellen sich anscheinend rückhaltlos auf den Standpunkt der Erfahrungswissenschaften, die keine bündigen Beweise für die Existenz eines überirdischen Gottesreiches und einer Fortexistenz des Geistes in Himmel oder Hölle erbringen. Anknüpfend an das vor vierzig Jahren vielbesprochene Od des Freiherrn von Reichenbach behaupten sie aber, daß der dem Tode dereinst verfallene irdische Leib bei Lebzeiten durchdrungen sei von dem sein Lebensprincip bildenden odischen Leibe, der sich schon während des Lebens in den Zuständen der Hypnose und des somnambulen Schlafes vorübergehend, im Augenblick des Sterbens aber endgültig vom Körper trenne, um seiner selbst bewußt ein unabhängiges Dasein weiterzuführen.

Reichenbach fand mit seiner Odlehre mehr Widerspruch als Anhang. Das von einem Magneten und von elektrischen Krystallen an-

geblich ausstrahlende Od konnte immer nur von Sensitiven, nämlich Personen mit außergewöhnlich funktionierendem Nervensystem wahrgenommen werden, und da es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelang, Apparate (Odoskope, Odometer) zu konstruieren, die die Existenz des Od unzweifelhaft nachwiesen, verfielen seine Behauptungen eine Weile der Vergessenheit, bis sie von den Spiritisten wieder hervorgeholt wurden. Indem sie sich auf die Analogie der bis vor zwei Jahren unbekannten Röntgenstrahlen berufen, wollen sie den odischen Leib unter Umständen sichtbar machen. Rochas, der Direktor des Pariser Polytechnikums, behauptet in seinen Büchern Les états profonds de l'hypnose und L'éxtériorisation de la sensibilité, bei zwei von seinen Versuchspersonen, Namens Laurent und Mireille, die odischen Leiber von den körperlichen derart isoliert zu haben, daß die ersteren in leuchtendem Glanze erst über, dann neben den letzteren standen, und aus der Ähnlichkeit dieser Erscheinungen mit denjenigen Verstorbener in spiritistischen Sitzungen wird dann der Schluß auf die Gleichheit beider Phänomene abgeleitet.

Wenn nun ein Sterbender sein Bewußtsein im Augenblick des Verscheidens auf irgend ein Ereignis, z. B. eine an einem bestimmten Orte begangene Unthat, voller Angst vor künftigen Höllenstrafen, konzentriere, so banne er unter dem Einflusse dieser Zwangsvorstellung den odischen Leib durch Autosuggestion an den Ort des Verbrechens, wo dann in der That das Gespenst von Sensitiven gesehen werden und womöglich sogar selber sprechend sein Umhergehen für eine Strafe seiner Verbrechen erklären könne. Die Anführung entsprechender Geschichten aus der Gegenwart, die diesen Artikel über Gebühr anschwellen lassen würden, kann um so eher unterlassen werden, als jeder sich dafür Interessierende sie in reicher Auswahl in den spiritistischen Zeitschriften nachlesen kann.

Welche Stellung nimmt nun zu solchen Behauptungen die Wissenschaft ein?

Der hochmütige Standpunkt, den noch vor hundert Jahren z. B. die französische Akademie behauptete, als sie es offiziell für einen Unsinn erklärte, daß aus dem Weltraum ein Stein, ein Meteorit herabfallen könne — ein Standpunkt, der kurze Zeit darauf durch die Thatsache eines bedeutenden Meteorsteinfalles ad absurdum geführt wurde, ist bekanntlich längst verlassen. Daß uns heute noch viele Naturkräfte unbekannt sein mögen, daß wir deren Wesen, wie z. B. das der Fernwirkung der Anziehungskraft, durchaus nicht logisch verstehen und nur mit der erprobten Gesetzmäßigkeit der Wirkung rechnen, ist bekannt. Darum wird jede neue Entdeckung in der Gelehrtenwelt mit einer wahren Begeisterung begrüßt, und ein großer Stab von Forschern wirft sich auf die Untersuchung der neuen Erscheinungen, die dadurch mehr oder minder schnell zu einem vertrauten Bestandteil unseres Denkens werden. Wenn man vor wenigen Jahren beispielsweise einen Nichtsahnenden mit den jetzigen Vervollkommnungen der Röntgenschen Entdeckung ein Durchleuchtungsbild eines lebenden menschlichen Körpers hätte schauen lassen, so wäre er gewiß entsetzt wie vor einem Geisterspuk zurückgefahren. Heute ist es ein Verdienst der Wissenschaft, daß diese rätselhaften Strahlen schon in der verschiedensten Weise verwendet werden. An der nötigen Bereitwilligkeit, auf neue Erscheinungen einzugehen, fehlt es also keineswegs, auch gegenüber den spiritistischen Phänomenen nicht, und auf die Frage, ob es außer dem in Staub und Asche zerfallenden Organismus noch eine diesen überdauernde ätherische Persönlichkeit gebe, antworten wir gern mit einem „möglich!“

Wir ziehen jedoch zunächst von den spiritistischen Erscheinungen alles das ab, was sich bei den zahlreichen Entlarvungen von Medien als eitel Schwindel erwiesen hat. Ein auf dem handgreiflichsten Betruge erwischtes Medium kann unmöglich Anspruch auf Glaubwürdigkeit seiner übrigen Produktionen haben, und wenn die Spiritisten in diesen Fällen behaupten, daß das Medium unter dem Banne eines neckenden oder böswilligen Geistes gestanden habe oder den vorher eingetretenen Verlust seiner spiritistischen Begabung nicht eingestehen wolle, so sind sie eben Menschen, die um keinen Preis überzeugt werden wollen.

Ebenso muß alles dasjenige ausgeschieden werden, was man den Spiritisten auf natürlichem Wege nachmacht. Hierher gehört zu-

nächst die Befreiung des gefesselten Mediums. Wenn die Fesselung der Hände, wie es die Medien thun zu lassen pflegen, derart geschieht, daß bei gekreuzten Vorderarmen die Handflächen nicht in einer Ebene liegen, sondern sich im rechten Winkel kreuzen, genügt eine Drehung der rechten Hand um neunzig Grad nach rechts um die Achse des Vorderarmes und eine solche der linken Hand nach links, um sich bei einigermaßen schlanker Handbildung fast augenblicklich aus der Fesselung zu befreien. Die Kunst des Gedankenlesens und des Auffindens verborgener Gegenstände ist seit Stuart Cumberland, der sie zuerst öffentlich vorführte, von vielen anderen mit großem Erfolge nachgeahmt worden, und ein Künstlertrio — Homes, Fay, Davenport — das gegenwärtig Deutschland und Österreich bereist, hat mit seinen antispiritistischen Soireen berechtigtes Aufsehen erregt. Andere spiritistische Experimente wie das Tischrücken, das durch ungleichen Druck der in gezwungener Haltung auf dem Tische liegenden Hände der Anwesenden zu stande kommt, und die Geisterschreibmaschine (Psychograph), bei der ein leichtbeweglicher Zeiger von einer Person in Bewegung gesetzt wird, um schließlich auf einem Buchstaben der seine Unterlage bildenden Buchstabentafel stehen zu bleiben, hat eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der Roulette und zeigt auch wirklich meistens ein ganz unvernünftiges, zuweilen aber auch nach dem Gesetze der Permutationen ein lesbares und vieldeutiges Wort an.

Freilich bleibt nun noch genug des Wunderbaren übrig. Indische Reisende berichten uns von Fakiren, die nach einer an die musikalischen Einleitungen europäischer Séancen gemahnenden feierlichen Ceremonie plötzlich durch unsichtbare Kraft in die Höhe fliegen, immer höher steigen, verschwinden und endlich ebenso aus des Himmels Blau wieder zur Erde zurückkehren; von Hähnen, die an einem Strohhalm einen schweren Holzbalken fortziehen; von Samenkörnern, die in wenigen Minuten keimen, und zu Zwergbäumen sich entwickeln, die Blüten und Früchte tragen. Ganz genau dasselbe ist es, wenn Professor Crookes behauptet, gesehen zu haben, wie sein Medium langsam zu dem einen geöffneten Fenster seines Wohnzimmers hinausschwebte, um ebenso wieder durch das daneben liegende Fenster hereinzufliegen. Wir brauchen aber hier nur auf den geschichtlich beglaubigten Vorfall hinzuweisen, der einem der größten Söhne Deutschlands auf der Wartburg einst Veranlassung gab, das seitdem berühmt gewordene Tintenfaß zu schleudern, um anzudeuten, wie sich derartige Erscheinungen ungezwungen erklären lassen.

Die menschliche Einbildungskraft ist zu allen Zeiten bereit gewesen, Sinnestäuschungen, die vor der nüchternen Untersuchung nicht standhalten, als bare Münze zu nehmen. Eidlich beschworene Aussagen, daß man die Nachbarin auf einem Besenstiel durch die Luft habe reiten sehen, daß ein Jäger einen eigentümlichen Vogel im Fluge angeschossen und an der Stelle, wo dieser eingefallen, darauf ein verwundetes Weib gefunden habe u. s. w., sind die Ursache eines grausamen Martertodes für viele Tausende geworden, und dennoch zweifelt heute niemand, daß die bezeugten Wahrnehmungen, wenn nicht Bosheit und Sucht, den Nächsten zu verderben, die Ursache war, auf nichts anderem beruhten als auf einer krankhaften Autosuggestion, die einer hitzigen Krankheit gleich damals am Marke der Menschheit zehrte. Und eine ähnliche Selbsttäuschung sind wir geneigt anzunehmen, wenn sonst vernünftige hochachtbare Leute wunderliche Erscheinungen behaupten, die sie nicht vor unbefangenen Zuschauern zur Nachprüfung reproduzieren können. Wenn es dem bekannten Magnetiseur Hansen und nach ihm vielen anderen gelang, einen von ihm Magnetisierten eine rohe Kartoffel, ja sogar geradezu ekelhafte Gegenstände als köstliche Früchte essen oder ein Lederpolster als die Wange eines blühenden Mädchens küssen zu lassen, so ist es nicht so erstaunlich, wenn Menschen von erregbarem Nervensystem im Dunklen nach Absingung religiöser Lieder oder unter dem Einflusse der angreifenden Töne einer Glasharmonika das Unglaublichste für wahr nehmen. Fast ein jeder von uns ist in seiner frühen Jugend von unverständigen Leuten mit einer so großen Menge Aberglauben und Gespenstergeschichten gefüttert worden oder hat solche aus allerhand Büchern zusammengelesen, daß es ein

Wunder wäre, wenn einem weniger Nervenfesten beim Anblick eines anscheinend den Naturgesetzen widersprechenden Vorganges nicht für einen Augenblick das Grauen wie vor etwas Übersinnlichem anwandelte.

Die Erscheinung aber, die sich dem einen manifestiert, ohne daß ein daneben stehender Mensch von normalen Sinnen sie ebenfalls sieht oder bei Wiederholung des Experimentes ein ihr zu Grunde liegendes wirkliches Objekt findet, muß, wenn wir nicht über jeden gesunden Menschenverstand das Kreuz schlagen und alle Ergebnisse der Geistesarbeit für null und nichtig erklären wollen, nicht in der Außenwelt, sondern im Gehirn des Betreffenden gesucht werden und gilt uns als Beweis entweder einer vorübergehenden anormalen Funktion oder einer geistigen Krankheit, die sich dadurch oft schon Jahre vorher ankündigt. Mit demselben Rechte wie den spiritistischen Phänomenen könnte man den Hallucinationen eines Fieberkranken, eines weiße Mäuse sehenden Deliranten, eines Irrsinnigen ebenfalls Wesenheit zuschreiben.

Wozu, wenn der Spiritismus recht hätte, alle unsere mühevoll errungenen Erfindungen? Wenn, wie Aksakow erzählt, der odische Geist den im somnambulen Schlafe liegenden Leib eines Mädchens verlassen kann, um weit entfernt jemand zu begrüßen, oder wenn, wie du Prel sich von seinem Gewährsmann Dr. Stuffli berichten läßt, der Geist eines schlafenden Mädchens in einem anderen Hause ein Licht auslöschen kann, wozu dann noch Telephone und Telegraphen? Wozu lenkbare Luftballons und alle bestehenden Verkehrsmittel, wenn odische Geister sich nach jedem beliebigen Ort versetzen können? Es schwindelt einen, die Folgen ernsthaft auszudenken.

Trotz alledem muß man es aus anderen Gründen für wünschenswert erachten, daß sich unsere exakten Naturwissenschaften eingehender mit den occultistischen Wissenschaften beschäftigen möchten als bisher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir aus dem genauen Studium solcher psychopathischen Zustände wertvolle Aufschlüsse über das Seelenleben gewinnen können, von dem wir bisher so blutwenig wissen und zu dessen Erforschung endlich nach langem Säumen hier und da an den Universitäten psychologische Institute mit einem großen Apparat an wissenschaftlichen Werkzeugen gegründet werden. Es ist aber auch recht wohl denkbar, daß dabei Naturkräfte enthüllt werden, die der Forschung bis heute entgangen sind, von Leuten mit besonders geschärfter Sinnesperception aber vielleicht instinktiv geahnt und empfunden werden. Und hier fällt der Wissenschaft die dankbare Aufgabe zu, das Wahre vom Falschen zu trennen. Wenn wirklich die Phänomene meistens nur im Dunkeln zu stande kommen, dann hat der Forscher die Pflicht, in dieses Dunkel zu folgen. Nur so kann sich herausstellen, wer die Dunkelheit braucht — die Sache selbst oder ein seine Gaukeleien im Geheimnisvollen ausführendes Medium, das übrigens ja meistens nicht mit selbstloser Uneigennützigkeit vorgeht, sondern sich seine Arbeit oft mit schwerem Golde bezahlen läßt.

Der kaltblütige Normalmensch mag mit seinem verwerfenden Urteil leicht fertig sein und den modernen Gespensterglauben belächeln. Aber nur, wer das Volk nicht kennt, kann die Thatsache leugnen, daß die breiten Massen aller Kulturnationen, auch der deutschen, noch in einem Meer von Aberglauben stecken und daß es auch in den gebildeten Kreisen zahlreiche zum Spiritismus neigende Personen giebt, die nur deswegen nicht davon reden, weil sie fürchten, ausgelacht zu werden. Da darf man sich mit dem praktischen Spruche „Mundus vult decipi, ergo decipiatur“ nicht begnügen, sondern muß der Gefahr der geistigen Ansteckung dadurch entgegentreten, daß man der rätselhaften Sache, der sich Tausende offen oder heimlich zuneigen, auf den Grund geht und dort Aufklärung schafft, wo geheimnisvolle Nebel die Gegend verhüllen.





Der treue Tresor.

Satirisches Märchen

von

Saltykow.

Aus dem Russischen übersetzt von Ilse Frapan.

(Nachdruck ist untersagt.)

Tresorka war Wächter beim Getreidespeicher Worotilows, eines Moskauer Kaufmanns zweiter Gilde, und hütete mit nie schlummerndem Auge das Gut seines Herrn.

Von seinem Loch entfernte er sich nie; sogar die Jiwoderkastraße, wo der Kornspeicher stand, hat er nie ordentlich gesehen: vom Morgen bis zum Abend that er nichts, als an einer Kette springen und sich in Gebell auflösen! Caveant consules!

Und weise war er; nie bellte er die Seinigen, immer aber die Fremden an. Geht manchmal der herrschaftliche Kutscher vorbei, um Hafer zu stehlen — Tresorka wedelt mit dem Schwanze; er denkt: wieviel hat denn so ein Kutscher nötig! Geschieht es aber, daß ein Passant in eigenen Angelegenheiten an dem Hofe vorbeigeht — kaum hat Tresorka es von weitem vernommen: „Sieh, herrjeh, Diebe!"

Der Kaufmann Worotilow sah Tresorkas Verdienst und pflegte zu sagen: „Dieser Hund ist unbezahlbar!" Und wenn er gelegentlich in den Kornspeicher und an dem Hundehaus vorbeiging, so sagte er unbedingt: „Geben Sie dem Tresorka Spülwasser."

Und Tresorka fährt aus der Haut vor Entzücken: „Zu Befehl, Ihro Wohlansehnlichkeit! ... wau ... wau ... schlafen Sie ruhig, Ihro Wohlansehnlichkeit! wau ... wau ... wau ... wau! ..."

Einmal hat sich sogar dieser Fall ereignet: der Polizeikommissar selber geruhte, zum Kaufmann Worotilow auf den Hof zu kommen, da fuhr sogar auf ihn Tresorka los. Solch einen Lärm hat er erhoben, daß der Hausherr, die Frau und die Kinder alle hinausgelaufen sind. Sie dachten — Räuber! Sie sehen zu — nein aber! es ist ja ein teurer Gast.

„Ihro Hochwohlgeborenheit! Willkommen! Kusch Tresorka! Was ist los, Schweinepelz? Hast du den Herrn nicht erkannt? Na? — Ihro Hochwohlgeborenheit Schnäpschen gefällig? Imbiß gefällig?"

„Ich danke. Das allerschönste Köterchen haben Sie, Nikanor Semionytsch! ein wohlgesinnter Hund! So ein Köter! so ein

Köter! Mancher Mensch kann nicht verstehen, was der versteht!"

„Das Eigentum also erkennt er an; aber das ist zu jetziger Zeit, ach, wie angenehm!" Und dann, sich zum Tresorka wendend, fügte er hinzu: „Belle, mein Freund, belle! Heutzutage ist sogar der Mensch, der sich aufs beste empfehlen will, verpflichtet, nach Hundeart zu bellen!"

Dreimal hat Worotilow Tresorka versucht, bevor er ihm sein Vermögen gänzlich anvertraut hat. Er zog die Kleider eines Diebes an (es ist wunderbar, wie sehr ihm dieses Kostüm stand), wählte eine etwas dunklere Nacht und begab sich in den Speicher, um zu stehlen. Das erste Mal nahm er ein Stück Brotrinde mit; dadurch dachte er das Tier verführen zu können. Aber Tresorka hat die Brotrinde erst beschnüffelt und — packt ihn plötzlich an der Wade! Das zweite Mal hat er dem Tresorka eine ganze Wurst hingeworfen: „Nimm, Tresorchen, nimm!" Tresorka aber hat ihm einen Rockschoß abgerissen. Das dritte Mal nahm er einen schmierigen Papierrubel mit sich; durch Geld, dachte er, wird der Köter sich fangen lassen. Aber Tresorka, nicht dumm, hat solch einen Spektakel erhoben, daß die Hunde vom ganzen Quartier zusammengelaufen sind; sie stehen und wundern sich: was hat nur der herrschaftliche Hund, daß er gegen seinen eigenen Herrn losdonnert?

Darauf versammelte der Kaufmann Worotilow seine Hausgenossen, und in aller Gegenwart sprach er zum Tresorka: „Ich vertraue dir, Tresorka, all mein Gut; die Frau und die Kinder und das Vermögen — hüte sie! Man bringe dem Tresorka Spülwasser!"

War es, daß Tresorka das herrschaftliche Lob verstanden, oder war es von selbst, kraft der Hundenatur — ein Gebell drang aus ihm, wie aus einem leeren Faß — nun, und seit der Zeit wurde er gänzlich verhündelt.

Mit einem Auge schläft er, mit dem anderen sieht er zu, ob nicht jemand unter den Thorflügeln durchkriecht; wird er es müde, zu springen, so legt er sich nieder, aber immer noch rasselt er mit der Kette: „Da bin ich!"

Vergißt man ihn zu füttern, so ist er sogar sehr froh: „Wenn man," sagt er, „einen Hund etwa jeden Tag füttert, so wird er in einer Woche — behüte — zum Straßenköter werden!" Beschert das Gesinde ihm Fußtritte, so sieht er auch hierin eine nützliche Warnung, denn wenn man einen Köter nicht schlägt, so wird er ja bald auch den Herrn vergessen.

„Man muß uns Hunde ernsthaft behandeln," räsonnierte er, „und uns mit oder ohne Grund schlagen. Belehrung für die Zukunft! Nur dann werden wir Hunde wahrhaft Hunde sein."

Kurz und gut, Tresorka war ein Hund mit Principien, und seine Fahne hielt er so hoch, daß die übrigen Hunde, wenn sie ihn eine Zeitlang von fern angestaunt haben, den Schwanz hängen lassen — „Das ist nichts für uns!"

So sehr Tresorka die Kinder liebte, selbst ihren Verführungen ergab er sich nicht. Es kommen die herrschaftlichen Kinder zuweilen zu ihm heran — „Komm, Tresorchen, mit uns spazieren!"

„Kann nicht."

„Wagst du's nicht?"

„Das weniger, aber ich habe kein Recht dazu."

„Komm, Dummerchen, wir wollen dich verstohlenerweise ... niemand wird dich sehen! ...

„Aber das Gewissen?"

Tresorka nimmt den Schwanz zwischen die Beine und versteckt sich in seinem Loch, ferner der Verführung.

Wievielmal auch verabredeten sich die Diebe: „Wollen wir dem Tresorka ein Album mit den Samoskwaretschje*-Ansichten überreichen." Aber auch danach ließ er sich nicht gelüsten.

„Ich bedarf keiner Ansichten," sagte er; „auf diesem Hof bin ich geboren, auf diesem will ich auch meine alten Knochen niederlegen. — Was für Ansichten brauch ich noch? Geht weg, eh etwas passiert!"

Nur eine einzige Schwäche hatte Tresorka: die Kutjka liebte er heftig; aber auch nicht immer, sondern nur zeitweis. Kutjka wohnte auf demselben Hofe und war gleichfalls ein guter Hund, doch ohne Principien. Eine

* Kaufmannsviertel in Moskau.

Zeitlang bellt sie, und dann hört sie auf. Darum hielt man sie nicht an der Kette; sie wohnte mehr bei der herrschaftlichen Küche und drehte sich um die herrschaftlichen Kinder herum. Viele leckere Bissen hat sie in ihrem Leben aufgegessen und sie nie mit Tresorka geteilt; aber Tresorka machte durchaus nicht deswegen Ansprüche auf Kutjka: dafür ist sie eine Dame, daß sie Gutes ißt! Aber wenn Kutjkas Herz zu sprechen anfing, so winselte sie leise auf und kratzte mit der Pfote an der Küchenthür. Sobald Tresorka dies leise Schluchzen hörte, erhob er seinerseits ein so rasendes und sozusagen charakteristisches Geheul, daß der Herr dessen Bedeutung verstand und selber zur Sicherung seines Gutes eilte. Man ließ Tresorka von der Kette los und setzte an seine Stelle den Hausknecht Nikita. Und Tresorka und Kutjka liefen aufgeregt und glücklich gegen die Serpuchowskithore hin und davon.

An diesen Tagen wurde der Kaufmann Worotilow böse, so daß, wenn Tresorka am Morgen von der Exkursion zurückkehrte, der Herr ihn unbarmherzig mit der Peitsche schlug. Und Tresorka war sich augenscheinlich seiner Schuld bewußt, da er nicht seinem Herrn im Strandläuferschritt entgegenlief, wie es Beamte thun, die ihre Pflicht erfüllt haben, sondern demütig, mit eingezogenem Schwanz zu seinen Füßen kroch und nicht vor Schmerz unter den Peitschenhieben heulte, vielmehr leise aufwinselte: „Mea culpa! mea maxima culpa!“

Im Grunde freilich war er zu klug, um nicht zu begreifen, daß der Herr, indem er auf diese Weise handelte, einige mildernde Umstände aus den Augen ließ; aber zu gleicher Zeit, während er logisch räsonnierte, kam er zu dem Schluß, daß er, wenn man in solchen Fällen ihn nicht schlüge, unbedingt zum Straßenköter würde.

Besonders kostbar aber war an Tresorka die völlige Abwesenheit des Ehrgeizes. Es ist unbekannt, ob er sogar nur irgend welchen Begriff davon hatte, daß Feiertage existieren, und daß die Kaufleute zu den Feiertagen ihre treuen Diener zu beschenken die Gewohnheit haben. Ob es Sankt Nikanor ist, der Namenstag des Herrn selbst, oder Sankta Anfissa, der Herrin Namenstag, er springt gleich wie am Werktag an der Kette. „Schweig doch, du Ekel,“ schreit Anfissa Karpowna auf ihn ein — „weißt du, was für ein Tag heute ist?“

„Thut nichts, laß ihn bellen!“ scherzt wohl Nikanor Semionytsch zur Antwort; „er gratuliert ja zum Namenstage! Belle, Tresorchen, belle!“

Nur einmal erwachte in ihm etwas in der Art wie Ehrgeiz, als man der stößigen herrschaftlichen Kuh Rochlja auf Verlangen des Stadthirten eine Glocke um den Hals gehängt hatte. Man muß gestehen, er war nicht wenig neidisch, als sie auf dem Hofe zu läuten anfing.

„Da hast du Glück! aber wofür?“ sagte er mit Bitterkeit zur Rochlja. „Nur so viel ist dein Verdienst, daß man aus dir täglich einen halben Eimer Milch melkt, aber in Wirklichkeit — ist es denn ein Verdienst? Die Milch hast du frei, sie ist von dir unabhängig! hat man dich gut gefüttert, giebst du viel Milch; hat man dich schlecht gefüttert, hörst du auf, Milch zu geben. Du hast keinen Huf gerührt, um an dem Herrn einen Gotteslohn zu verdienen, aber sieh, wie belohnt man dich! Ich aber hetze mich von mir selber aus — motu proprio — Tag und Nacht ab, weder Schlaf noch Essen bekommt sein Recht, sogar heiser bin ich vor Beängstigung geworden, aber mir — ja würfe man mir wenigstens einmal eine Kinderklapper zu! ‚Hier,‘ hieße es, ‚Tresorchen, du sollst wissen, daß man deine Verdienste anerkennt!‘“

„Aber die Kette?“ fand sich Rochlja bewogen zu antworten.

„Die Kette?“

Erst jetzt hat er begriffen.

Bis heute dachte er, die Kette sei eine Kette, aber nun erwies es sich, daß es etwas in der Art wie ein Freimaurerzeichen ist. Daß Tresorka also schon vom Anfang her belohnt worden, ja sogar um die Zeit schon belohnt worden, als er noch gar nichts verdient hatte. Und daß er von jetzt ab nur davon träumen müsse, daß man die alte durchgerostete Kette (er hat sie schon einmal abgerissen) abnehme und eine neue starke kaufe.

Und der Kaufmann Worotilow, als ob er seinen bescheiden-ehrgeizigen Wunsch erlauscht hätte: gerade zu Tresorkas Namenstag hat

er eine ganz neue wundervoll geschmiedete Kette gekauft und als „Surprise“ an Tresorkas Halsband angenietet: „Belle, Tresorka, belle!“

Und er löste sich auf in diesem gutmütig dahinrollenden Gebell, wie eben Hunde bellen, die ihr eigenes Hundewohl von der Unantastbarkeit des Speichers, an welchen sie der herrschaftliche Wille gesetzt hat, nicht scheiden.

Im ganzen ging es dem Tresorka ausgezeichnet, obgleich es freilich von Zeit zu Zeit auch ohne Bekümmernis nicht abging. In der Welt der Hunde, gleichwie in der Menschenwelt, spielen Schmeicheln, Ränke und Neid nicht selten eine Rolle, die ihnen der Gerechtigkeit nach ganz und gar nicht gebührt. Mehr als einmal mußte Tresorka auch an sich selbst die Stiche des Neides erfahren; aber er war stark im Bewußtsein der erfüllten Pflicht und fürchtete nichts. Und das war von seiner Seite durchaus kein Eigendünkel. Im Gegenteil! er war als erster bereit, Ehre und Stellung dem ersten besten neuerschienenen Barbos abzutreten, welcher seine Priorität in Sachen der Unüberwindlichkeit bewiese.

Nicht selten sogar dachte er mit Angst darüber nach, wer seine Stelle in jener Minute vertreten würde, da Alter oder Tod seiner Unermüdlichkeit Grenzen setzte. Aber, o weh! im ganzen ungeheuren Schwarm der heruntergekommenen und abgebellten Hunde, die die Siwoderkastraße bevölkerten, fand er nach bestem Gewissen keinen einzigen, auf welchen er mit Bestimmtheit hätte hinweisen können: da ist mein Nachfolger!

So daß, als die Intrigue im Sinne hatte, was es auch koste, ihn in der Meinung des Kaufmanns Worotilow zu stürzen, sie nur ein einziges und dabei für sie vollständig unwillkommenes Resultat erzielte, nämlich dies: die epidemische Abnahme der Hundetalente zu zeigen.

Nicht nur einmal versammelten sich die neidischen Barbose einzeln und in kleinen Scharen auf dem Hofe des Kaufmanns Worotilow und forderten Tresorka zum Wettstreit. Es erhob sich das wahnsinnigste Hundegestöhn, das alle Hausangehörigen in Grausen versetzte, auf das aber der Hausherr mit Neugier horchte, weil er einsah, daß die Zeit nahe sei, wo auch Tresor einen Handlanger nötig haben würde.

Aus diesem rasenden Chor drangen einige nicht üble Stimmen hervor; aber von einer solchen, die einem plötzlich Bauchweh vor Schreck verursachte, war keine Ahnung. Mancher Barbos äußerte nicht etwa bloß Dutzendfähigkeiten, aber entweder überbellte er sich, oder er bellte zu wenig. Während solchen Wettstreits verstummte Tresorka gewöhnlich, wie um seinen Gegnern die Möglichkeit einer Aussprache zu geben; aber gegen Ende ertrug er es nicht mehr, und zu dem allgemeinen Gestöhn, von dem jede Note die künstliche Anstrengung bezeugte, fügte er sein eigenes freies und nüchternes Gebell. Dieses Gebell beseitigte mit einemmal alle Zweifel. Sobald die Köchin es vernahm, lief sie aus der Küche und verbrühte die Anstifter der Intrigue mit heißem Wasser. Dem Tresorka aber brachte sie Spülwasser.

Nichtsdestoweniger hatte der Kaufmann Worotilow recht, wenn er behauptete, daß nichts unter dem Monde ewig ist. An einem Morgen hat Worotilows Kommis, als er in den Speicher und am Hundehaus vorbeiging, Tresorka schlafend gefunden. Nie war ihm so etwas passiert. Ob er je schlief — wahrscheinlich schlief er — darüber wußte niemand etwas, und jedenfalls hatte ihn noch niemand schlafend gesehen. Immerhin säumte der Kommis nicht, diesen Kasus dem Herrn zu melden.

Der Kaufmann Worotilow ging selber zu Tresorka hinaus, und da er sah, daß dieser schuldbewußt mit dem Schwanze wedelte, als ob er sagen wollte: und ich weiß selber nicht, wie so etwas mit mir passieren konnte! — sagte er ohne Zorn mit teilnahmsvoller Stimme: „In die Küche willst du? Alt geworden — schwach geworden? Nun gut, du kannst ja auch in der Küche Dienste leisten!“

Doch beschloß man anfangs, sich auf die Wahl eines Handlangers für Tresorka zu beschränken. Die Aufgabe war nicht leicht; nichtsdestoweniger gelang es, nach bedeutenden Bemühungen, einen Arapka aufzufinden, dessen Reputation schon ziemlich sicher befestigt war.

Ich will nicht beschreiben, wie Arapka als erster Tresorkas Autorität anerkannt und sich

ihm ohne Widerwort unterworfen hat; wie sie sich befreundet haben, wie Tresorka im Laufe der Zeit definitiv in die Küche versetzt worden, und wie er trotzdem zu Arapka lief und ihn uneigennützig die Kniffe des echten Kaufmannshundes lehrte .. ich will einzig nur dies sagen: weder die Muße, noch der Überfluß an leckeren Bissen, noch die Nähe der Kutjka veranlaßten Tresorka die begeisterungsvollen Minuten zu vergessen, welche er während der langen Winternächte verbracht hatte, indes er an der Kette saß und vor Frost zitterte.

Jedoch die Zeit verging, und Tresorka wurde älter und immer älter. An seinem Halse bildete sich ein Kropf, der seinen Kopf zu Boden drückte, so daß er sich nur mit Mühe auf die Füße stellen konnte. Seine Augen sahen fast nichts mehr, die Ohren hingen bewegungslos, die Haare hatten sich verfilzt und waren in Klumpen ausgefallen, der Appetit war verschwunden, und die Kälte, welche er beständig empfand, ließ den armen Hund sich dem Ofen anschmiegen.

„Wie Sie wollen, Nikanor Semionytsch, aber Tresorka fängt an, räudig zu werden," meldete einmal die Köchin dem Kaufmann Worotilow.

Diesmal hat indes Kaufmann Worotilow kein Wort gesagt. Trotzdem kam die Köchin nicht zur Ruhe, und nach einer Woche meldete sie wieder. „Ich fürchte — werden die Kinder nicht etwa beim Tresorka angesteckt? Ganz räudig ist er geworden."

Auch diesmal hat Worotilow geschwiegen. Dann, nach zwei Tagen, lief die Köchin schon ganz erbost hinein und erklärte, daß sie nicht eine Minute mehr bleiben wolle, wenn man Tresorka nicht aus der Küche wegschaffte.

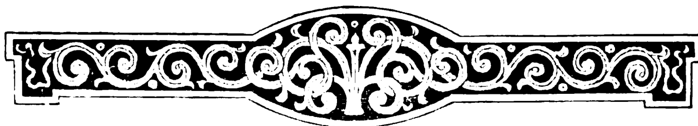
Und da die Köchin Ferkel mit Grütze meisterhaft zu bereiten verstand, Worotilow aber dieses Gericht wahnsinnig gern hatte, so war Tresorkas Schicksal entschieden.

„Nicht dazu hatte ich Tresorka bestimmt," sagte der Kaufmann Worotilow mit Gefühl, „aber das Sprichwort sagt wahr, wie es scheint: ‚Der Hund ist des Hundes Tod ...' Tresorka muß ersäuft werden!"

Und nun hat man Tresorka auf den Hof hinausgeführt. Das ganze Gesinde ist hinausgelaufen, um den Todeskampf des treuen Hundes zu sehen: sogar die herrschaftlichen Kinder haben das Fenster belagert. Arapka war auch da, und als er den alten Lehrer erblickte, fing er an, freundlich mit dem Schwanz zu wedeln. Tresorka bewegte kaum die Beine vor Alter, und scheinbar verstand er nichts von allem; aber als er sich den Thoren näherte, verließen ihn die Kräfte, und man mußte ihn am Genick entlang schleifen.

Was darauf geschah, verschweigt die Geschichte, zurück aber kehrte Tresorka nicht mehr ...

... Und bald verjagte Arapka Tresorkas Bild aus dem Herzen des Kaufmanns Worotilow.





Bakchylides,

ein wiedergefundener griechischer Dichter.

Von

Erich Bethe.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wer ist Bakchylides? Vor einem Jahre hätte der Gebildete über die Frage wie über einen pedantischen Philologenscherz gelächelt. Mancher Kandidat würde die Frage unbeantwortet gelassen haben, und ich hätte ihn nicht durchfallen lassen. Bakchylides war nicht viel mehr als ein leerer Schall. Eine Bedeutung für die Litteraturgeschichte hatte er nicht. Heute ist Bakchylides plötzlich eine Berühmtheit. Wie lange wird das dauern? Nicht länger, als bis alle Tages-, Wochen- und Monatsblätter über ihn berichtet haben. Dann versinkt er in die dunklen Handwerksstätten der Altertumsforscher. So ist's ja auch des Aristoteles Büchlein vom Staate der Athener gegangen, das 1891 aus einem ägyptischen Grabe aufgetaucht war; so den derb realistischen Gedichten des Herondas, obgleich uns dieser viel verständlicher ist, als Bakchylides es werden kann, ja überraschend modern. Und es ist recht so. Denn was sich von der klassischen Litteratur gerettet hatte, ist meist nicht zufällig erhalten, sondern weil es als das Beste erkannt war. Es hat viele Homerische Gedichte gegeben neben der Ilias und Odyssee, Heere von Tragikern und Komikern außer Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes, so manches sokratische Gespräch außer Platons Dialogen. Aber mag auch vieles Schöne und Große unter den verlorenen Werken gewesen, ja auch manche Stelle besser gelungen sein als dieses und jenes der erhaltenen Stücke, gewiß ist doch und zweifellos, daß kein Epos, kein Dramatiker und kein Sokratesschüler sich mit den Genannten messen konnte, die uns ganz oder im bedeutendsten erhalten sind. So verschwinden auch neben dem Lyriker Pindar seine Kunstgenossen. Das wird jetzt recht klar, da wir des Bakchylides Gesänge mit den seinen vergleichen können.

Aber dankbar sind wir für diesen Glücksfund, den, wie die andere reiche ägyptische Beute, die Engländer mit Sorgfalt und Hingabe gerettet, gesäubert und zugänglich gemacht haben. Nicht nur die Philologen, die auch aus den geringsten Resten Neues lernen, nein jeder, dem die Gottesgabe der Freude am Schönen ward, kann sich freuen an diesem Dichter aus der großen Zeit eines Aischylos und Pindar.

Bakchylides ist Ionier, aus Keos gebürtig, der nächsten größeren Insel östlich von Attika. Sein Oheim war der berühmte lyrische Dichter Simonides, 557 vor Christus dort geboren. Am Anfange des fünften Jahrhunderts war Simonides unbestritten der größte seiner Zunft, und als solcher wurde er beauftragt, Lieder zur Feier der heldenhaften Kämpfe der Hellenen gegen die Perser bei Artemision und Thermopylä zu verfassen. Der Neffe hat dieselbe Kunst erlernt. Obgleich er sie bereits 480 ausübte, finden wir in seinen Gedichten keinen Nachklang dieser großen Freiheitskriege. Die glänzende Stellung, die zahlreichen und mannigfaltigen Verbindungen des hochangesehe-

nen Verwandten eröffneten ihm die besten Aussichten. Denn die Kunst, die sie betrieben, hatte goldenen Boden, wenn die Kundschaft zahlreich und freigebig war. Alles kam darauf an, Bestellungen zu gewinnen. Da Keos weder groß noch reich war, mußten Oheim wie Neffe sich in anderen hellenischen Staaten umthun. So führten sie ein bewegtes Wanderleben. Simonides hat einen nicht geringeren Ruhm genossen als gewandter, allen Verhältnissen gerecht werdender Mann und geistreicher Gesellschafter, denn als Dichter.

Diese Lyriker des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts sind Nachfolger der alten Rhapsoden, der Homeriden. Auch sie zogen von Ort zu Ort, von Adelshof zu Adelshof, von Fest zu Fest, sangen die Thaten der Ahnen und das Lob der Götter und erwarben sich so ihren Lebensunterhalt. Die Geschichtchen, die vom alten Homer umlaufen, haben noch manche Züge dieses Lebens erhalten, und die Schilderung des Sängers Demodokos bei den Phaiaken zeigt, wie sie sich behandelt zu sehen wünschten. Diese Kunst war wie Malerei und Bildnerei ein Handwerk, das gelernt werden mußte: Stoff, Sprache, Metrik, Vortrag wurden in der Zunft überliefert. In keiner Kunst ist das Handwerksmäßige, was jeder lernen kann, gering, wohl aber unbedingt notwendig für die Ausübung. Die modernen Dichter wissen das zu ihrem Schaden nicht. Lyriker wie Simonides und Bakchylides mußten außerdem noch Tanzkunst und Musik erlernen: denn ihre Lieder sollten von Chören gesungen und getanzt werden, und zwar jedes in einer anderen Weise, die vom Dichter vorzuschreiben war.

Bakchylides hat das Erbe des Oheims niemals ganz gewonnen. Seine künstlerische Begabung reichte nicht an die des Simonides heran, ihre Persönlichkeiten war noch weniger vergleichbar. Zudem hatte er einen Konkurrenten, der ihn nach beiden Richtungen weit übertraf — Pindar von Theben. Die Zeitgenossen haben freilich in ihrer Beurteilung geschwankt: kein Wunder, daß viele den herben, gedrungenen, schwerflüssigen Gedichten Pindars die eleganten, behaglichen, gefälligen Lieder des Bakchylides vorzogen. So war es fast unvermeidlich, daß beide in ihren Interessen zusammenstießen. Denn der adelige Pindar ging so gut auf Erwerb aus mit seiner Kunst wie der gesellschaftlich gewiß anspruchslosere keïsche Dichter. Die antiken Erklärer der erhaltenen vier Bücher mit Siegesliedern Pindars melden gelegentlich von seiner Fehde mit diesem Konkurrenten. Jetzt können wir ihre Aufzeichnungen prüfen: wir haben nun Gedichte des Bakchylides, die er im Wettkampf mit Pindar gedichtet hat. Beide haben den Sieg eines jungen äginetischen Adeligen im Pankration zu Nemea besungen (Pindar Nr. 5, Bakchylides Nr. 13). Es scheint, als ob diese aristokratische Dorergesellschaft dem ionischen Handwerker keine weiteren Aufträge hat zukommen lassen, obgleich er sich bei diesem Liede große Mühe gegeben hatte; der adelige Thebaner wurde bevorzugt: bleibt der Adel doch gern unter sich. Und es war eine Zeit, wo der dorische Adel auf sich halten mußte: denn gewaltig erhob die ionische Demokratie ihr Haupt, Athen wurde damals aus einer kleinen Stadt und der Vasallin Spartas zur Königin der Ionier, zur Hauptstadt Griechenlands, zur Beherrscherin der Meere.

Besser gelang es dem Bakchylides bei dem mächtigsten hellenischen König dieser Zeit, bei Hieron von Syrakus. Dieser bedeutende Mann, der einen beträchtlichen Teil von Sicilien unter seiner Herrschaft vereinigt und das Griechentum gegen die andringenden Karthager und Etrusker siegreich verteidigt hatte, zog nach weiser Tyrannenart die ersten Dichter an seinen Hof: Aischylos hat bei ihm seine Persertragödie aufgeführt und auch für ihn gedichtet, Simonides hat in seiner Umgebung noch als achtzigjähriger Greis gelebt, er hat seinen Neffen Bakchylides bei ihm eingeführt, und Pindar ist sein Gast gewesen und hat selbst eins seiner Lieder auf Hieron vor diesem dirigiert.

Hier stießen nun die beiden Konkurrenten scharf zusammen. Im Jahre 476 v. Chr. hatte dem König Hieron sein Hengst Pherenikos, der „Siegbringer“, im Rennen zu Olympia den ersten Preis eingetragen. Zur Verherrlichung dieses Sieges hat Pindar, der damals am Hofe weilte, seine erste olympische Ode gedichtet. Bakchylides, bereits

Gastfreund des Königs, sandte von Keos aus ein Konkurrenzgedicht, das fünfte der wiedergefundenen Sammlung. Es war ein Wettkampf von entscheidender Bedeutung: wen Hieron bevorzugte, der durfte sich den ersten Sänger nennen. Beide haben ihr Bestes geleistet, und in beider Verse mischen noch herrlicheren Sieg mit dem Viergespann bald gewinnen; er, dem die Muse die gewaltigste Macht des Gesanges gebe, werde ihn dann besingen, er, der erste an jeglicher Weisheit unter allen Hellenen. Doch Bakchylides steht ihm an hochgemutem Selbstbewußtsein nicht nach. Er beginnt sein Lied:



Selbstverbrennung des Kroisos. Attisches Vasenbild von 480 v. Chr.

sich Klänge selbstbewußter Siegeszuversicht. Unverkennbar hat jeder mit Rücksicht auf den Nebenbuhler gedichtet; statt die persönliche Abgunst zu bemänteln, spricht jeder sie offen aus. Den Namen des Konkurrenten nennen sie freilich nicht: das wäre stillos, aber sie waren sicher, auch ohnedem verstanden zu werden. Pindar schließt seine Ode mit dem Wunsche, Hieron möge den

„Glücklicher Feldherr der Rosse tummelnden Syrakusier, recht vermagst du, wenn einer der heutigen Menschen, zu schätzen ein köstlich Prachtgeschenk der veilchenbekränzten Musen. Von den Sorgen wend ab deinen rechtlichen Sinn, und hierher richte dein Herz. Denn ein Gastfreund von hochheiliger Insel (Keos) sendet in eure ruhmreiche Stadt einen Sang, den er mit den

tiefgegürteten Grazien wob, ein rühmlicher Diener der goldgekrönten Urania. Aus voller Brust quillt sein Sang, zu preisen den Hieron. Den tiefen Äther droben teilt mit schimmernden schnellen Schwingen hoch der Adler, seiner Kraft sich bewußt, der Bote des allherrschenden Donnerers Zeus: furchtsam ducken sich die zwitschernden Vögel. Unaufhaltsam über der Erde erhabene Gipfel und über des nimmer müden Meeres aufbäumende Wogen schwingt er im unendlichen Chaos der Luft mit des Zephyros Winden den leicht befiederten Fittich — wer kennte ihn nicht? Also auch ich. Unzählige Pfade seh ich, eure Herrlichkeit zu preisen, des Deinomenes streitbare Söhne" (d. i. Hieron und seine Brüder) . .

In der Kunst der Selbstempfehlung hat Bakchylides seinen größeren Nebenbuhler gewiß übertroffen durch dies stolze, prächtig ausgeführte Bild. Daß er sich mit dem König der Vögel vergleicht, sagt er selbst; unter den ängstlich sich duckenden, tief unter ihm bleibenden, zwitschernden Vögelchen muß man also seine Zunftgenossen verstehen. Und Pindar vor allen mußte sich getroffen fühlen. Er hat ihm noch in demselben Jahre 476 in der zweiten olympischen Ode geantwortet, die er in Sicilien für den Tyrannen Theron von Agrigent (Girgenti) zur Feier seines Wagensieges dichtete. Hier zieht er sich den Vergleich mit dem Adler zu, neben dem sich zwei gewisse Dichterlinge mit ihrem wirren Geschwätz wie Raben ausnähmen. Schon die alten Erklärer haben diese nicht zarte Anspielung auf Bakchylides und seinen Oheim Simonides bezogen, der damals noch am Hofe des Hieron lebte. Sie bemerken, der Fürst habe Bakchylides dem Pindar vorgezogen. Das hat sich jetzt bestätigt. Denn während Pindar im letzten Liede, das er für Hieron aus der Ferne gedichtet hat, dem zweiten pythischen, deutlich und unmutig auf seine Niederlage und den Nebenbuhler hinweist, den er hier grob als Affen einführt, hat Bakchylides, welcher damals in Sicilien weilte, den Auftrag erhalten, den 468 endlich errungenen olympischen Wagensieg des Königs von Syrakus zu besingen: im dritten Gedichte des jetzt wiedergefundenen Buches ist uns dies Lied erhalten.

Im Jahre darauf, 467, starb Hieron; sein Reich brach zusammen. Der Musenhof löste sich auf. Auch Bakchylides ist fortgezogen. Wir wissen noch, daß er aus seiner Heimat verbannt wurde und im Peloponnes gelebt hat. Wie lange, ist unbekannt: eine große Rolle hat er jedenfalls nicht mehr gespielt.

Der Beruf des Bakchylides war, Lieder zu schaffen, die von Chören gesungen und getanzt werden sollten. Verschieden war das Personal der Chöre: Männer, Frauen, Mädchen, Jünglinge oder Knaben, berufsmäßige Tänzer oder Bürger, die wie andere des Freien würdige Künste auch diese pflegten, je nach Gelegenheit und Ort. Verschieden waren die Anlässe der Feier, die solch Lied verherrlichen sollte.

Der Chorgesang ist eine uralte Kunstgattung. Auch den Germanen war sie eigen, aber früh ist sie bei ihnen verfallen. Die Griechen haben sie reich ausgebildet und lange gepflegt, bis in die nachchristliche Zeit. Rhythmen, von einer Mannigfaltigkeit und Schmiegsamkeit, wie sie keine andere Sprache hervorgebracht hat oder auch nur nachahmen kann, geben dem Gedicht den Charakter, dem Gesang die Melodie, dem Tanz den Takt, verschieden, je nach der Veranlassung. Das Ganze ist in Strophenpaare gegliedert; in einigen Liedern folgt jedem ein Abgesang. Der Chor bewegte sich diesen „Wenden" entsprechend hin und her. Aus dem Gottesdienst ist wie jede Kunst auch diese entwickelt. Dem Apollon zu Ehren tanzten ionische Mädchen auf seiner heiligen Insel Delos zu den Klängen der Leier des blinden Sängers von Chios. Vielfach gestaltete Chöre feierten den Bakchos: Tragödie und Komödie haben sich an diesem entwickelt. Auch dem Andenken der Heroen, der gewaltigen Helden und lieben Vorfahren waren Chöre geweiht: das Homerische Epos hat sich aus ihnen entwickelt. Bei der Bestattung des angesehenen Mannes ertönten Chorgesänge: ging er doch ein zu den Ahnen, genoß er doch fortan heroische Ehren. Schließlich wurden auch bei ihren Lebzeiten Menschen durch Chöre geehrt: Braut und Bräutigam bei der Hochzeit — gewiß seit uralter Zeit. Sappho hat solche Hochzeitslieder gedichtet. Mißbräuchlich sind chorische Liebesgesänge aus dieser Sitte ent=

wickelt, wie solche besonders Ibykos für den Polykrates, den samischen Tyrannen, kunstreich komponiert hat.

Die große Masse der erhaltenen griechischen Chorlieder des Pindar und nun auch des Bakchylides ist aber geschaffen zu Ehren der Sieger in den vier großen nationalen Kampfspielen der Hellenen, den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen. Die Männer oder Knaben gewannen heroische Ehren, wenn sie sich einen Kranz an einem dieser Feste durch die Gewandtheit und Kraft ihrer Leiber oder — ihrer Rosse und Maultiere errangen: ihre Stadt holte sie feierlich ein und speiste sie im Prytaneion; Dichter priesen sie durch singende, tanzende Chöre; sie hatten das Recht, ihre Statue dem Gotte zu weihen, in dessen Heiligtum sie den Siegespreis erkämpft. Diese Sitte ist für uns nicht leicht verständlich, ja geradezu lächerlich, wenn wir uns einen solchen strammen Turner oder Athleten vor einem Themistokles und Aristides durch den Mund eines Pindar gefeiert denken, oder



Theseus auf dem Meeresgrunde bei Amphitrite. Innenbild der attischen Trinkschale des Euphronios aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr.

gar einen reichen Herrn wie einen Heros geehrt sehen, weil sein Jockey mit einem Pferde seiner Zucht oder einem Viergespann seines Stalles in einem großen Rennen die anderen um eine Pferdelänge geschlagen hat. Für eine Zeit der Ausbildung der Demokratie und so großartiger Kulturentfaltung, wie das fünfte Jahrhundert war, paßt in der That dieser Kultus des Sports durchaus nicht. Er verstummt auch: nach Pindar und Bakchylides, die bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts leben, hört man nur noch ganz selten von derartigen Chorliedern. Sie sind ein Überbleibsel der überwundenen Kultur des griechischen Mittelalters, wo der herrschende Adel das Ideal des ritterlichen Mannes ausgebildet hatte. Die Turniere der christlichen Ritterzeit sind eine gute Parallele für die hellenischen Agone. Spielt doch auch das blaue Blut bei beiden eine große Rolle. Die Gesellschaft, die wir aus den Siegesliedern des Pindar und Bakchylides kennen lernen, ist durchaus vornehm und reich. Sind doch die Begriffe Adel und Reichtum unzertrennlich für Zeiten, in denen der Adel noch eine lebendige Macht ist. Der ritterliche Sport ist kostspielig, zumal da er nur Ehrenpreise einbringt. Von der Pferdezucht nicht zu reden, bedürfen Ringer, Faustkämpfer, Läufer u. s. w. nicht nur einer langen Übung, sondern auch sachkundiger Leitung, um konkurrieren zu können. Den Sieg standesgemäß zu feiern war auch nicht billig: Festmähler, Dichter, Musiker, Bildhauer kosteten ein hübsches Sümmchen.



Gemälde auf einem attischen Mischkrug vom Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. Freie Nachbildung eines Freskos des Mikon um 460 v. Chr.

Die vier Bücher Pindars und die größere Zahl der erhaltenen Gedichte des Bakchylides gewähren uns ein lebendiges Bild dieser Gesellschaft, ihrer Anschauungen, ihres Ehrgeizes und der Art der Feier eines agonistischen Sieges. Diese waren natürlich je nach dem Vermögen des Helden verschieden: nach der Ausdehnung des Gedichtes und der aufgewandten Kunst kann man den Reichtum und die gesellschaftliche Stellung des Siegers oder einer Familie etwa schätzen. Häufig wurden zwei und mehr Lieder verfaßt, da der Sieg sogleich an Ort und Stelle und dann im Vaterlande noch einmal prächtiger gefeiert wurde. Für das zweite Hauptfest sind die großen Lieder bestimmt.

Ein kleines Ständchen der Freunde ging am Vorabende manchmal voran. Das sechste anspruchslose Liedchen des Bakchylides hatte diesen Zweck. Seine zwei Strophen feiern in einfachster Form den Ruhm des windschnellen Lachon und geben dem Stolz von Keos auf seine olympischen Sieger Ausdruck. Das Gedicht zu der Hauptfeier für Lachon ist fast ganz zerstört. Recht glücklich dagegen sind die zwei großen Lieder auf die beiden Siege des Königs Hieron aus den Jahren 476 und 468 erhalten.

Ebenso wie Pindar preist auch Bakchylides im Anfange den Sieg, den Sieger, sein Geschlecht, Vaterland, Roß, oder bei Knaben auch den Turnlehrer, und bringt unter Um-

ständen persönliche Angelegenheiten vor, wie es der schon wiedergegebene Anfang der älteren Ode auf Hieron veranschaulicht. Den Hauptteil des Ganzen, der aber nicht etwa äußerlich unter Benutzung der strophischen Gliederung von der Vorrede getrennt ist, giebt eine Erzählung, fast immer aus der Götter- oder Heldensage, mehr oder weniger innig mit der Person des Siegers oder dem Feste verbunden. Ein Schlußteil führt auf diese zurück und wird zu weisen Sprüchen und Lehren, aber auch zu persönlichen Empfehlungen des Dichters gern benutzt. Jenes Gedicht von 476 knüpft an den oben übersetzten Eingang den Preis des Hieron und seines Rosses, um dann mit einem uns bisher so gut wie unbekannten Herkules-Mythus fortzufahren, der zu den wundervollsten Blüten der althellenischen Poesie gehört. Bakchylides hat ihn offenbar einem älteren Epos entnommen, aber er hat ihn zu erzählen gewußt.

Ulrich von Wilamowitz, als geschmackvoller Übersetzer griechischer Poesie dankbar begrüßt, hat auch dieses Stück deutschem Empfinden nahe zu bringen gewußt.* Ich gebe seine Nachdichtung mit seiner Erlaubnis wieder. Nur die letzte Strophe habe ich hinzugefügt.

Aus dem Totenreiche den fletschenden Höllenhund,
den der Urwelt unnahbarer Drache gebar,
auf zum Lichte zu holen, erzählt die Sage,
stieg ins Schloß der schlanken Persephone
nieder des flammenblitzenden Zeus
unbesiegter pfortenzerschmetternder Sohn.
Da am Ufer des Stromes der Seufzer
sah er die Seelen der armen Verstorbenen —
Wie auf den Triften des Ida der West
wirbelt die Blätter.
Doch unter ihnen erhob sich der Geist Meleagers,
der nie im Lanzenkampfe gezagt.

Als Alkmenens herrlicher Heldensohn
diesen im Waffenglanze wahrnahm,
spannt' er die schwirrende Sehne,
hob vom Köcher den Deckel und griff
nach dem erzgespitzten Pfeil.
Aber der Geist des Porthaoniden trat herzu,
Kannt' ihn wohl und sprach:
„Halt, bleib stehen,
Sohn des großen Zeus,
glätte deines Zornes Wogen.

Eitel wäre wider des Toten Geist ein Schuß
scharfen Pfeiles, und es droht dir keine Gefahr."
Sprach's. Da staunt' Amphitryons Sohn und sagte:
„Wer vermochte, in welchem Lande, Gott oder Mensch,
Leben dieser Menschenblüte zu geben?
Wer den Tod ihr zu geben?
Schickt ihn Heras mächtiger Busen wider mich?
Doch des möge die blonde Athena walten."
Darauf Meleager mit Thränen
also Bescheid gab:
„Selten gelingt es auf Erden dem sterblichen Menschen,
zu wenden eines Gottes Groll.

Ziegenherden und manche rotgefleckte Kuh
hätte sonst der Rossebändiger Oineus gern
Artemis, der schimmernden Herrin im Knospenkranz,
dargebracht, den Zorn zu beschwichtigen.
Aber unversöhnlich grollte die Jungfrau,
sandt' in Kalydons schöne Fluren den wüsten
Keiler, den wütenden Schläger, schäumend von Kraft.
Seine Hauer hieben die Stöcke des Weinbergs um,
rissen die Tiere der Herden und jeglichen Menschen
zu Boden, der ihm nahe kam.

Hellas beste Helden bestanden wir mutig ihn
Ohne Rast, und als am sechsten Tage das Glück
den Ätolern Sieg verliehen, begruben wir,
wen des fauchenden Ebers rasendes Ungestüm
niederwarf, Ankaios und aus der Schar
meiner tapferen Brüder den besten,
Agelas,
den in Oineus' Haus
Dem Gemahl Althaia schenkte.

Aber mehr der Opfer heischte des Schicksals Fluch.
Noch nicht ließ vom Grolle der Leto wildes Kind.
Um des Untiers schwarzes Fell
stritten zäh standhaltend im Kampf mit uns die Kureten.
Da erschlug ich unter der anderen Menge
Iphikles und den Helden
Aphares, der Mutter hurtige Brüder.
Denn im Kampf kennt Ares' Wut
keinen Freund; blind fährt das Geschoß
wider das Leben der Feinde
und bringt den Tod, wem Gott es will.

Das vergaß die harte Tochter des Thestios,
meine unsel'ge Mutter, und sann auf meinen Tod.
Ohne Schrecken langte das jäh entschlossene Weib
aus der bunten Lade das Scheit;
warf's ins Feuer. Die Schicksalsfrau
hatte sein Verglimmen als Ziel
meinem Leben gesetzt. Ich stand an der Leiche
von Deipylos, Klymenos' Sohne,
Zog von dem strahlenden Leib das Gewaffen,
den ich am Turme traf und erschlug,
während die andern
zu Pleurons alter Feste flohen.

Plötzlich fühlt' ich, wie das liebe Leben entwich,
Wie die Ohnmacht kam; mit dem letzten Atemzug
weinen mußt' ich, weh, von Jugend,
Kraft und Schöne zu scheiden!" —
Da zum einzigen Male,
heißt es, ward das Auge, das nie in der Schlacht gezuckt,
feucht Amphitryons Sohne.

* Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf: Bakchylides. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1898. — Eine andere Übersetzung hat Hans von Arnim in der Deutschen Rundschau XXIV, 1898, Seite 50 ff. veröffentlicht.

Mitleidvoll
gab dem Helden er,
den das Schicksal schlug, die Antwort:

„Nicht geboren zu werden und das Sonnenlicht
nie zu schauen, das ist für die Menschen das beste.
Doch genug: denn aus Klagen wächst keine That.
Das zu reden gilt's, was vollbringen sich läßt.
Ist im Haus deines Vaters, des Ares geliebten Oineus,
eine Schwester, dir
an Wuchse vergleichbar?
Sie möcht' ich kiesen, die Herrliche, mir zur Gemahlin!"
Sprach zu ihm des Helden Meleagers Seele:
„Ja, ich ließ daheim
die weißnackige Deianira,
noch unbewußt der goldenen, Menschen bestrickenden Liebe."

Das ist echte Hellenenkunst: einfach, maßvoll, anschaulich. Ins Göttliche ist Meleagers Heldengröße gesteigert durch den feinen Zug, daß Herakles, der unbesiegte, nie erschrockene Held, noch vor seinem Schatten zu den Waffen greift. Und wie erzählt Meleager sein Schicksal! Wie milde spricht der Sohn von seiner Mutter, die ihn getötet. Wir sehen ihn vor uns, wie er voll unbezwungener Jugendkraft mitten im sieggekrönten Kampfe auf der Leiche der Erschlagenen kniend plötzlich dahinsinkt. Und hat den Hörer schon diese Erzählung ergriffen, sein Mitgefühl wird noch gesteigert durch des Dichters Erzählung: dem Herakles werden die Augen feucht, ihm, dem Fürchterlichen, der nie im Leben geweint hat. Und in seinem Munde, des thatenfrohen Göttersohnes, der eben Tod und Hölle bezwungen, einzugehen in die ewig heiteren Hallen des Olympos, haben die alten trüben Worte ein eigenes Gewicht: „nimmer geboren zu werden ist das beste." Mit den einfachsten Mitteln hat der Dichter die tiefste tragische Wirkung hervorgebracht. Aber er hebt uns auch wieder über sie empor. Prächtig sticht dagegen der lebensfrohe Schluß ab: „Hast du eine Schwester, an Gestalt dir gleich? Sie will ich freien!" Aus dem lähmenden Gefühl der Nichtigkeit der Menschheit gegenüber dem erbarmungslos zermalmenden Schicksal, aus Todesschatten und Schwermut heraus reißt uns der lebenskühne Mann, und fest und fröhlich blicken auch die Hörer jetzt, wieder getröstet, in die Zukunft: die Helden sterben ja nicht aus!

Die zweite Ode, die Bakchylides 468 auf Hierons olympischen Wagensieg ohne Pindars Konkurrenz dichtete, ist sehr merkwürdig dadurch, daß den Hauptteil eine Erzählung aus junger Vergangenheit einnimmt: vom Ende des mächtigen Lyderkönigs Kroisos, der achtzig Jahre früher vom Perserkönig Kyros geschlagen und gestürzt war. Jedermann kennt die schöne Geschichte Herodots, wie Kroisos aus dem ihm vom Sieger bestimmten Flammentode durch den Ruf „Solon! Solon!" erlöst wurde. In diesem Gedichte des Bakchylides haben wir eine etwa zwanzig bis dreißig Jahre ältere Überlieferung vor uns, die gewiß der Wahrheit trotz ihrer Romantik näher steht: Kroisos verbrennt sich selbst nach der Sitte stolzer Sultane. So stellt ihn auch ein schönes Vasenbild, das älteste geschichtliche Zeugnis über Kroisos, dar, in Athen etwa 480 gemalt (Abbild. S. 661). Bei Bakchylides wie bei Herodot spielt der Gott Apollon eine große Rolle: Kroisos hatte sein Orakel in Delphi hoch geehrt und nur auf dessen ermutigende Prophezeiung den Krieg gegen Kyros unternommen, der ihm den Thron kostete. Das durch den Sturz ihres mächtigen Gönners schwer bedrohte Ansehen des Orakels mußte die delphische Priesterschaft zu retten suchen. Mit Erstaunen sehen wir, wie gut ihr das gelungen ist: ihre Versionen beherrschen die ganze Überlieferung.

Vom Preise des siegreichen Hieron spielt sich das Lied hinüber zu seinen köstlichen Weihgeschenken in Delphi, um daran die Mahnung zu knüpfen: Gott ehren bringt den reichsten Segen. Das hat Kroisos erfahren; Apollon hat ihn gerettet. Denn als alles verloren, ließ der stolze Lyderkönig einen Scheiterhaufen bereiten, bestieg ihn mit der ehrbaren Gattin und den jammernden Töchtern. Er klagt Apollon an, daß er ihn, der ihm so viele köstliche Gaben geschenkt, also verderben lasse. Der Holzstoß flammt auf, es schreien die Mädchen und schlingen ihre Arme um die Mutter. Da löscht eine plötzliche Wolke die rote Flamme, und Apollon entführt den frommen Greis mit den Seinen ins Land seiner Hyperboreer, weil kein Sterblicher so große Gaben zum lieblichen Pytho gesandt. So viele Hellenen sind, niemand, hochgepriesener Hieron, kann sich rühmen, mehr Gold als du dem Gotte dargebracht zu

haben. Der Dichter weiß einen alten Weisheitsspruch — Apollon gab ihn dem Admet — anzuschließen und endlich mit dem Preise des Fürsten den Wert des Sängers, „der Nachtigall von Keos“, zu verbinden.

Kannten wir solche Siegeslieder bereits durch Pindar, so hat uns das wiedergefundene Buch des Bakchylides auch Chorgesänge geschenkt, die zu Götterfesten gesungen wurden. Sie sind für die Wissenschaft am wertvollsten. Denn sie geben uns zum erstenmal Beispiele der echten, von alters her geübten Chorpoesie, die den Siegesliedern als Vorbild diente; sie veranschaulichen uns zum erstenmal die Urform des Heldenliedes — vergleichbar mit den alten Balladen, die ja auch ursprünglich getanzt wurden. Ein reizendes, übrigens sehr kunstreiches Lied dieser Art hat uns wieder Ulrich von Wilamowitz in freier Nachdichtung nahe gebracht. Es ward aufgeführt in Delos am Feste des Apollo, das Theseus gestiftet hatte, als er in Kreta den Minotauros erlegt und, mit Ariadnes Hilfe dem Labyrinth entflohen, hier zum Danke mit den von ihm geretteten sechs Knaben und sieben Mädchen den „Kranichtanz“ getanzt hatte. Der Dichter erzählt aus dem Anfange dieser Heldenfahrt, die allen bekannt, ein Abenteuer, das die göttliche Abkunft des Theseus erwies. Es war ein damals sehr beliebter Stoff, durch unbekannte Dichter bereits gestaltet. Das schöne, S. 663 wiedergegebene Innenbild der Schale des Euphronios aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts zeigt Theseus am Grunde des Meeres vor Amphitrite — unnachahmlich in dem altertümlichen Reiz, der auch dem freilich bedeutend jüngeren Liede des Bakchylides noch anhaftet. Um die sechziger Jahre des fünften Jahrhunderts hat der Maler Mikon dieselbe Scene an eine Wand des Theseustempels zu Athen gemalt: das S. 664 abgebildete Vasengemälde giebt eine Vorstellung von seiner Komposition, aber in einem etwa fünfzig Jahre jüngeren Stile.

Das kretische Meer durchfurchte des Schiffes
blauer Bug, den Theseus entführend —
und mit ihm die vierzehn Athenerkinder.
Die weißen Segel blähte der Nordwind,
gesendet von der großen Kampfstürmerin Pallas.
Da reizten die süßen Wonnen der Göttin
im Schleier der Anmut, Aphrodites,
das Herz des Minos, daß er die Hände
von dem lieblichen Mädchen nicht lassen konnte:
er berührte die weiße Wange der Jungfrau.
Da rief Eriboia den Enkel Pandions
im linnenen Rocke, und Theseus sah es.
Unter finstern Brauen rollt' er die Augen,
den Busen durchbohrt ihm der Stachel des Schmerzes,
und also sprach er: „Sohn des höchsten
Zeus, du lenkest nicht mehr die Begierde
fromm und rein in der Bahn der Besinnung.
Halt inne, Held, mit Gewalt und Willkür.
Was die Allmacht der Götter uns auferlegt hat,
die Wage der Richter uns zugewogen,
erfüllen werden am Tage der Zahlung
wir unsere Pflicht. Du aber bänd'ge
den argen Gedanken. Hat dich, dem Bette
des Zeus genaht am Gipfel des Ida,
das hochbelobte Phönikermädchen
als mächtigsten Mann auf Erden geboren,
so ist meine Mutter, des reichen Pittheus
Tochter, Poseidons Traute gewesen,
und dunkelgelockte Nereiden
brachten der Braut als Hochzeitsgabe
einen goldnen Schleier. Und so gebiet ich
dir, König von Knossos, abzulassen
vom schnöden Frevel! Nicht mag ich schauen
das liebliche Licht des himmlischen Tages,
so du dich vergreifst an einem der Kinder.
Ich weise dir eher die Kraft meiner Hände,
und was dann kommt, Gott mag's entscheiden.“

So sprach der Held, der Tugendbewehrte.
Die Schiffer staunten ob des Knaben
gewalt'ger Kühnheit. Aber dem Eidam
des Sonnengottes das Herz ergrimmte,
und neuen Plan ersann er und sagte:
„Allmächtiger Vater Zeus, vernimm mich!
Wenn mich in Wahrheit von dir das weiße
Phönikermädchen empfing, so sende
mir jetzt vom Himmel ein deutlich Zeichen,
einen flammengelockten zuckenden Blitzstrahl.
Und du, so dich die trozenische Aithra
dem Erderschütterer Poseidon geboren —
hier diesen Ring, den Schmuck meines Fingers —
steig mutig hinab ins Reich deines Vaters
und hole herauf aus der Tiefe des Meeres
das güldene Kleinod. Gleich sollst du wissen,
Ob meinem Gebote der Sohn des Kronos
Gehör giebt, der Donn'rer, der Herr des Weltalls!“
Und Zeus erhörte, der Allgebieter,
den maßlosen Wunsch und schuf dem Minos
überschwänglichen Ruhm: er wollte dem Sohne
vor aller Augen die Ehre geben.
Der Blitz schoß nieder. Und als das Wunder
zu Wunsche dem streitbaren Helden geschehen,
da warf er weit die Arme gen Himmel
und rief: „Du siehst hier deutlich Gewährung
von Zeus: nun spring in die brausenden Fluten.
Dein Vater Poseidon wird weitesten Ruhm dir
bescheren über das Grün der Erde.“
So sprach er. Und Theseus schrak mit nichten
zurück. Er trat auf den Bord des Schiffes
und schwang sich hinunter, willig empfangen
vom tiefen Walde der Meereswogen.

Da schmolz das Herz dem Minos; zu halten
gebot er das Schiff unter dem Winde.
Doch andere Wege wies ihn das Schicksal.
Das wohlgefügte Fahrzeug strebte
weiter im hurtigen Gang. Im Rücken
blies ihm der Nord und trieb es vorwärts.
Und es zitterten all die Athenerkinder,

da der Held in die See hinabgetaucht war.
Aus den weichen Augen quollen Thränen:
sie sahen der bittersten Not entgegen.

Doch hurtig trugen den großen Theseus
die Meerbewohner hinab, die Delphine,
zum Haus seines Vaters, des Herren der Rosse.
Und er betrat die Halle der Götter.
Verschüchtert ward er, die Mädchen des Meeres,
die göttlichen Töchter des Nereus zu schauen.
Wie Feuer strahlte der Glanz ihrer Glieder,
um ihre Häupter flatterten Bänder,
von Gold gewirkt; in Spiel und Tanze
schwangen sie sich auf feuchten Füßen.
Er sah auch des Vaters liebe Gemahlin,
die mächtigen Augen der hohen Herrin,
Amphitrites, im schmucken Palaste.
Die schlang um ihn einen Purpurmantel,
und auf das Gelock des Hauptes drückte
sie ihm ein Schmuckstück, bewundernswürdig,
die Hochzeitsgabe der Aphrodite,
einen buschigen Kranz von Rosenblüten.

Der Menschenvernunft ist nichts unglaublich,
was Götter wirken. Neben dem schlanken
Buge des Schiffes kam er zu Tage.
Ha, welche Sorge nahm er vom Herzen
den Herren von Knossos, als aus den Fluten
er heil emporstieg, allen ein Wunder.
An seinem Leibe glänzten die Gaben
der Göttin. Es jauchzten von ihren bunten
Sitzen die Mädchen in frischer Freude;
die See erdröhnte; die Knaben drängten
sich an den Helden mit hellem Heilruf. —

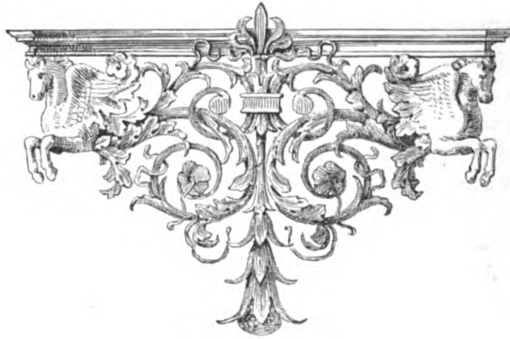
Und du, Apollo, Herr von Delos,
mögest am Reigen der Keer dich freuen,
und ihnen bescheren gesegnetes Glück.

Wissenschaftlich am wertvollsten ist ein kleines Lied von zwei einfachen Doppelstrophen. Es ist ein Wechselgesang: je die erste Strophe singt die Masse des Chors, wohl aus Greisen bestehend; ihm antwortet in den beiden Gegenstrophen ein einzelner, charakterisiert als Aigeus, König von Athen. Diese bereits in den kümmerlichsten Spuren der älteren Chorlyrik sich anbahnende Absonderung einzelner Personen aus dem Chor, zu dem sie doch gehören, führt zum Singspiel, das seit dem fünften Jahrhundert vor Chr. reich ausgebildet ist.

In diesem Liede des Bakchylides besitzen wir das älteste und einzige Stück dieser Kunstgattung. Poetisch ist es unbedeutend: die Ankündigung des Theseus, der sich durch Heldenthaten den Weg nach Athen bahnt, ist sein Inhalt.

Jeder Rest des griechischen Lebens aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. flößt uns Interesse ein und gewährt uns Genuß. Denn es ist eine Zeit, die nur dem Jahrhundert der italienischen Renaissance gleicht, ein Frühling der Menschheit.

Nicht alles, was er hervorgebracht hat, sind unvergleichliche Meisterwerke, aber Frühlingsduft strömt von allen seinen Blüten aus.





Litterarisches.

Die **Volksausgabe von Roseggers Schriften** (A. Hartlebens Verlag in Wien), auf die wir schon wiederholt empfehlend hingewiesen haben, ist jetzt in ihrer zweiten Serie bis zu der zwanzigsten Lieferung vorgeschritten und steht nunmehr mitten in dem „Geschichtenbuch des Wanderers“, das uns in dem köstlichen Rahmen Roseggerscher Erzählungskunst die buntesten, teils humoristischen, teils tragischen Gestalten des Alpenvolkes vor Augen führt. Auch die nächsten Lieferungen werden sich noch mit den Wald- und Dorftypen beschäftigen, alsdann folgen von den besten früheren Schöpfungen des Dichters: „Martin der Mann“, „Spaziergänge in der Heimat“, „Sonntagsruhe“, „Feierabend“, „Sonderlinge“, „Bergpredigten“, „Meine Ferien“ und andere. Druck und sonstige Ausstattung dieser wohlfeilen Volksausgabe behaupten nach wie vor die würdige Gestalt, die wir ihr gleich anfangs nachrühmen durften. — Zu gleicher Zeit erscheint bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig eine Lieferungsausgabe von **Felix Dahns Sämmtlichen Werken,** soweit sie poetischen Inhalts sind. Bis zu diesem Augenblick liegen uns an vollständigen Bänden der erste, zweite, dritte, sechste, fünfzehnte und neunzehnte vor. Sie enthalten vollständig den historischen Roman aus der Völkerwanderung „Die Bataver“, den Römerroman „Julian“, die ersten vier Bücher des „Kampfes um Rom“, die kleineren nordischen Erzählungen „Was ist die Liebe?“, „Skirnir“, „Odhins Rache“, „Friggas Ja“, „Die Finnin“ und endlich die Versdichtungen „Amalungen“, „Harald und Theano“ und „Rolandin“. Auch hier gebührt der Ausstattung, dem sorgsam revidierten Text und dem sauberen Druck alles Lob. Ein wohlgelungenes Bildnis Dahns, mit einem den Dichter kennzeichnenden Autogramm geschmückt, ist dem ersten Bande beigegeben. F. D.

*   *
*

Gedichte von Hans Georg Meyer. (Berlin, Karl Siegismund.) Ein Lyriker der Mark, der sich mit stolzer Bescheidenheit als solcher giebt und der aus der notgedrungenen Beschränkung, die mit diesem Ehrentitel nun mal verknüpft ist, eine Tugend zu machen weiß. Eine Seele, deren Tiefstes und Bestes in der Einsamkeit erwächst, mit der man erst enge und vertraute Freundschaft geschlossen haben muß, wenn sie einem endlich, auch dann freilich noch sparsam und verhalten genug, ihre heimlichen Schönheiten offenbaren soll. Einer jener durch und durch innerlichen Menschen, die sich von sich selber aus ihre Welt schaffen, um sich jeden Augenblick in diesen Schmollwinkel zurückziehen zu können, wenn die Außenwelt der rücksichtslosen Realitäten sie betrogen hat. Und trotzdem ein gut Teil von dem nüchternen, herben Lebenssinn des Norddeutschen, keine Spur von der verstiegenen romantischen Phantastik eines Euphorion, kein Fünkchen von der titanenhaften Himmelsglut eines Prometheus. Dieses Dichters poetische Landschaft dehnt sich weit und klar und eben, vielleicht auch, wenn man will, etwas flach:

Die Welt der Berge lebt mir nicht;
Ich lobe mir die sanften Flächen,
Die weitgedehnt in mildem Licht
Der Ernte goldne Frucht versprechen.

Aber die „traute Mark, sein Heimatland, ihm von Jugend auf verwandt“ ist mit dem ihr eigentümlichen kräftigen Erdgeruch nur einer von den künstlerischen Erziehern dieses Dichters, ein anderer die litterarische Überlieferung klassischer Ästhetik und Formkunst, die vor allem nach Harmonie und Klarheit strebt. Wie nicht anders zu erwarten, gerät dieses Princip mit dem angeborenen Zuge zum Charakteristischen öfter in Streit, und dann fühlen wir den ungeheilten Sprung, der Hans Georg Meyers sonst so sympathische Persönlichkeit durchzieht: ursprünglich und eigenartig erschaute Gestalten und Bilder hüllen sich alsdann in gar zu faltiges, hergebrachtes Gewand, und vieles von ihren Schönheiten bleibt hinter dem Schleier schöner Worte verborgen. Denn die Form ist fast immer von vollendeter Glätte und selbst in den schwierigen antiken Metren noch von einer seltenen Anmut. Dagegen vermisse ich in den deutschen Knüttelversen, die der Verfasser für einige episch-lyrische Stücke gewagt hat, die kernige Kraft und Hans Sachsische Naivetät, die diese Reimart nun einmal haben will. Es ist eben ein viel zu hoch und harmo-

nisch gebildeter Geist, der hier spricht: Knorr und Knubben wachsen kaum in seinem Holz. Dafür aber mag man sich desto inniger und ungestörter an der geklärten, reifen Weltanschauung freuen, an diesem durch Kampf und Selbstzucht siegreich errungenen Stoicismus, der gewiß mit innerem Rechte singen darf:

Und wenn mich jetzt der Strahl zu Boden schlüge,
Ich stürbe furchtlos, stolz und ohne Lüge.

F. D.

* * *

Gedichte von Wilhelm Eberhard Ernst (Berlin, Gropiussche Buch- und Kunsthandlung). Der jugendliche Verfasser dieser Gedichte wandelt, so will es einem nach den ersten Proben scheinen, ganz auf den Pfaden jener heute beinahe schon altmodischen, etwas weit ausgesponnenen Empfindungslyrik, die ihren glanz- und wirkungsvollsten Vertreter in Emanuel Geibel gefunden hat. Aber bald wird man gewahr, daß auch in diesem anscheinend so eng umgrenzten Bezirke das Wort gilt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen," und daß uns auch heute noch ein Schüler dieser abgeklärten, in Form und Inhalt ebenmäßig ausgeglichenen Kunstrichtung manches Schöne, Innige und Ergreifende zu sagen hat. Vor allem, wenn man, wie hier, sehr bald die feste Überzeugung gewinnt, daß solche lyrischen Klänge das natürliche Echo tiefer innerer Erlebnisse sind. Schade freilich, daß über diesen Erlebnissen vom ersten bis zum letzten ein trüber Schleier der Wehmut liegt, der manchmal nicht gerade angenehm an die Periode des Weltschmerzes erinnert. Zum Glück aber mischt sich in diesen alles andere eher denn Heinesche Ironie; im Gegenteil: unser junger Dichter bleibt immer ernst, würdig und beinahe priesterlich feierlich und verschmäht trotz seiner persönlichen Leiden und Schmerzen durchaus die Gefolgschaft eines an Gott und der Welt verzweifelnden Pessimismus. Kurz, ich glaube, wir haben hier ein poetisches Jugendwerk vor uns, das uns von seinem Verfasser, vor allem, wenn er erst die rechte Lebenslust wiedergewonnen hat, noch viel Tüchtiges verspricht. F. D.

* * *

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. Von Helene Böhlau. (Engelhorns Romanbibliothek, XIII. Jahrgang, Band 12. Stuttgart, J. Engelhorn.) — Es hat einen eigenen Reiz, einen bedeutenden Menschen, den man eigentlich nur im Sonntagsstaat idealer Würde zu sehen gewohnt ist, auch einmal im bequemen Alltagsrock zu überraschen und sozusagen den Kammerdiener des Sprichworts an ihm zu spielen, für den es bekanntlich keine Helden giebt. Alt-Weimar, die Stadt der Wieland, Herder, Goethe und Schiller, ist uns nachgerade dermaßen als Herberge erhabener Kunst und Weisheit geläufig geworden, daß es uns für einen Augenblick wohl wie eine Entweihung vorkommen mag, wenn uns irgend jemand zu Gemüte führt, daß auch hier die Woche sechs Werktage hatte, und daß der Herr Rat in seinen vier Wänden die weiße Perücke auf die Akten legte und sich die Feder an den Kniehosen abwischte. Und doch wird uns auch dieser Musen- und Graziensitz recht von Herzen erst lieb und vertraut, wenn er uns, wie in Helene Böhlaus „Geschichten", neben der heroischen Seite zugleich einmal die idyllische zukehrt und uns, anstatt an die Tafel des Genius, an den bescheidenen Tisch kleinbürgerlicher Dutzendmenschen lädt. Die Verfasserin, trotz ihres Vorkämpfertums für die „moderne Frau" eine echte Tochter der Ilm, liefert uns in dem neuen Buche eine Art Fortsetzung zu ihren seiner Zeit mit so viel Beifall aufgenommenen „Ratsmädelgeschichten", beschreibt uns mit guter Laune und frischem Humor, wie Röse und Marie Kirsten, eben die Ratsmädel, einem Spuk — natürlich ist es wieder die Göchhausen! — zu Leibe gehen, dabei aber statt eines Gespenstes einen Bräutigam fangen, erzählt uns von der rührenden Entsagungsgröße des dritten Ratsmädels, des zarten Rönnchens aus dem fernen katholischen München, verrät uns die tragikomischen Kußwirkungen des Herrn Rats Tiburtius und plaudert endlich in der vierten und letzten Geschichte aus der Schule des eigenen Herzens und Schaffens, indem sie berichtet, wie die Enkelin der Ratsmädel, sie, die Verfasserin, Helene Böhlau, alias Madame al Raschid Bey in eigener Person, zum Blaustrumpf wurde. Es lauscht und horcht sich angenehm auf diese warme, behagliche Erzählerkunst, zumal da man doch schließlich spürt, daß auch über dem geringsten dieser „Vergessenen und Verwehten aus Altweimars Bürgerstuben" noch ein Hauch des großen Geistes liegt, der mit ihnen Markt und Gassen teilte. F. D.

* * *

Eine Episode aus Goethes schlesischer Reise (1790) behandelt Adalbert Hoffmann in seinen Büchern **Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge** (Warmbrunn, Max Leipelt) und **Goethe in Breslau und Oberschlesien** (Oppeln und Leipzig, Georg Maske). Es steckt viel toter, unfruchtbarer Notizenkram in diesen etwas anspruchsvoll auftretenden Veröffentlichungen, und der begeistert angerufene Schatten Friedrich Zarnckes, der mit seinen Forschungen über Goethes schlesische Reise-Notizbücher und -Rechnungen die Goethephilologie in argen Verruf gebracht hat, spukt hier allerdings in oft unheimlicher Weise. Nichtsdestoweniger sollen die Mitteilungen Hoffmanns über ein flüchtiges Liebesverhältnis des Dichters zu einer jungen Dame des schlesischen Adels willkommen sein, zumal da diese Beziehungen in eine Zeit fallen, für die noch manche Unklarheiten in Goethes Leben und Dichten erst zu lösen sind. Am 26. Juli 1790 reiste der Dichter von Weimar ab; über Dresden, Görlitz, Greiffenberg, Hirschberg, Schmiedeberg und Lan-

deshut gelangte er am 1. August nach Zirlau, dem Hauptquartier des Herzogs. Die Hoffnung auf kriegerische Abenteuer erfüllte sich nun zwar nicht; dafür aber, wie es in dem während der schlesischen Reise entstandenen Epigramm „Feldlager“ heißt, „brachte Cupido den Krieg“. In Breslau verkehrte der Dichter unter anderem nämlich auch in dem gastfreundlichen Hause des Freiherrn von Schuckmann, des damaligen Rates der Oberamtsregierung, späteren preußischen Ministers. Hier machte er die Bekanntschaft einer jungen Dame vom schlesischen Adel, deren anmutiges Wesen ihn bald dermaßen bezauberte, daß er in ihr die Lebensgefährtin gefunden zu haben glaubte. Es war dies Henriette von Lüttwitz, eine Tochter des 1793 verstorbenen General-Landschaftsrepräsentanten Hans Wolf von Lüttwitz. Henriette war am 5. August 1769 geboren und stand mithin, als sie dem vierzigjährigen Dichter begegnete, in der blühendsten Jugend, im Alter von einundzwanzig Jahren. Die Familienüberlieferung, der Hoffmann sorgsam nachgegangen ist, berichtet, daß die junge Dame nicht gerade eine Schönheit gewesen, daß sie aber dafür ein seltenes, zartempfindendes weibliches Wesen gehabt und auf ihre Umgebung immer sehr anziehend gewirkt habe. Und jugendliche Anmut spricht in der That aus dem lieblichen, lockenumrahmten kindlichen Gesicht ihres Bildnisses, das wir in Hoffmanns Buch nach einem im Besitz der Familie befindlichen Pastellgemälde wiedergegeben finden. Wie man aus gleichzeitigen brieflichen Andeutungen vermuten darf, hat sich Henriette selbst zu Goethes Werbung nicht ablehnend verhalten; nur ihr Vater hegte Bedenken: dem in Standesvorurteilen der damaligen Zeit aufgewachsenen Vertreter eines altadeligen Geschlechtes mußte die bürgerliche Herkunft des Frankfurter Ratssohnes denn doch Anstoß erregen. Wie Henriette diesen Entschluß ihres Vaters ertragen hat, wissen wir nicht. Sie wurde später die zweite Gattin Schuckmanns und siedelte 1798 mit ihm nach Bayreuth über. Im Jahre darauf schon wurde die mit zwei Kindern gesegnete junge Ehe durch den Tod Henriettes gelöst. Sie starb am 17. April 1799 im Alter von knapp dreißig Jahren. So wenig uns diese kärglich erhellte Episode für Goethes Seelenleben sagen mag, das eine scheint doch durch sie erhärtet zu werden, daß er sein Verhältnis zu Christiane Vulpius damals noch nicht, wie es oft von übereifrigen Verteidigern seiner „Moralität“ behauptet worden ist, als „Gewissensehe“ auffaßte; schwerlich hätte er sonst, wie es hier genugsam bezeugt zu sein scheint, mit so ernsthaften Absichten um diese Dame der hohen schlesischen Gesellschaft geworben. —

Einen wertvollen Beitrag zu der Lösung der Frage: wie sann, dachte und arbeitete Goethe, bietet uns Karl Alt in seinen **Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit**, die das fünfte Heft der von Professor Franz Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte“ ausmachen. (München, Karl Haushalter.) Was die Munckersche Sammlung sich für ihre sämtlichen Veröffentlichungen ein für allemal zum Grundsatz gemacht hat: nie den Boden der Wissenschaftlichkeit zu verlassen, aber die Ergebnisse der Forschung möglichst in einer Form zu geben, die über die Fachgelehrten hinaus auch weiteren gebildeten Kreisen etwas Anregendes und Förderndes zu bieten vermag, das ist auch in dieser Abhandlung nicht verfehlt worden. Mit scharfer Kritik mustert und sichtet der Verfasser die Goethe zur Verfügung stehenden Quellen zu seiner Selbstbiographie, schildert uns dann an der Hand fleißiger Weimarer Archivstudien die Entstehung des Werkes und erörtert in einem Schlußabschnitt einige Ergebnisse von grundsätzlicher Bedeutung, die Goethes Arbeitsweise beleuchten. Mit Bewunderung erkennen wir auch aus diesen Untersuchungen wieder, mit welchem Fleiß, mit welcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Dichter meist auch im kleinsten verfahren ist, wie tief und innerlich er sich in den Geist der heraufbeschworenen Vergangenheit zu versenken trachtete, wie ernst und treu er es mit der „Wahrheit“ in diesen Bekenntnissen meinte. Mit der Wahrheit, nicht mit der Richtigkeit. Alle zufälligen Wirklichkeiten festzuhalten — so deutet Alt am Schlusse seiner Schrift den oft mißverstandenen Titel der Goetheschen Denkwürdigkeiten — war des Dichters Absicht nicht, aber von den für seine Entwickelung bedeutenden Momenten wollte er nichts außer acht lassen. Diese Auffassung des Begriffs „Wahrheit“ müssen wir stets im Auge behalten, wenn wir uns von dem Umfang und von der Art der dichterischen Thätigkeit eine Vorstellung machen wollen. —

Goethe trug sich längere Zeit mit dem Plan, im Verein mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, die alles enthalten sollten, was sie über Italien und seine Kunst zu sagen hätten. Was ihm nicht auszuführen beschieden war, hat jetzt eine erlesene Gesellschaft italienkundiger Künstler, Schriftsteller und Gelehrter von neuem aufgenommen, an deren Spitze Julius R. Haarhaus steht. Das periodische Unternehmen, das in zwangloser Folge in sich abgeschlossene zierliche Bändchen auf den Markt bringt, führt den Titel: „Kennst du das Land?“ und wurde seiner Zeit mit einem in Goethes Spuren wandelnden Vademekum für Oberitalien eröffnet. Nunmehr ist als neunter Band der Sammlung und gleichfalls vom Herausgeber besorgt eine Ergänzung dazu erschienen: **Auf Goethes Spuren in Unteritalien** (Leipzig, C. G. Naumann). Im wesentlichen stellt sich das zierliche Büchlein freilich als ein kunst- und litterarhistorischer Kommentar zu Goethes „Italienischer Reise“ dar, aber der Rahmen ist hier so weit gespannt, daß noch eine ganze Menge sonstiger wertvoller Mitteilungen und Beobachtungen über die hauptsächlichsten Reisegegenden des südlichen Italien darin Platz finden. Da der Verfasser Goethes Urteilen keineswegs kritiklos gefolgt ist, sondern sich auf Schritt und Tritt als ein gründ-

licher und selbständiger Kenner des klassischen Landes erweist, so wird das Werk denen, die Italien bereisen wollen, thatsächlich als eine trefflich vorbereitende und belehrende Lektüre dienen können, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein und den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten.
F. D.

* *
*

Die Weltanschauung eines Christen. Von C. A. Friedrich. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Dies ist einer der vielen Versuche, die Ergebnisse der neueren Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Philosophie mit den Lehren des Christentums in Einklang zu bringen. Es laufen dem Verfasser dabei manche Sonderbarkeiten und etwas übereilte Folgerungen mit unter, doch hat er den Vorzug, daß er einfach und bescheiden auftritt und schlicht seine Meinung sagt. Das Buch ist für einen philosophisch nicht geschulten Leserkreis berechnet und wird hier sicher anregend wirken. D.

* *
*

Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen. Von Franz Tetzner. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) — Unsere Zeitschrift hat einige Arbeiten Tetzners veröffentlicht, die wie „Der Handel der alten Germanen" teilweise in das heute anzuzeigende Werk übergegangen sind; unsere Leser kennen daher schon die klare und schlichte Schreibweise des Verfassers. Was er uns inhaltlich in seinem neuen Buche bietet, ist eine aus den besten Quellen geschöpfte Kulturgeschichte der ältesten Zeiten Deutschlands, etwa bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Besondere Beachtung findet die vorkarolingische Bildungsgeschichte der deutschen Stämme sowie die Laienbildung im frühen Mittelalter. Bei dem wiederum erwachten allgemeinen Interesse für kulturgeschichtliche Fragen darf man dem Buch eine gute Voraussage stellen. D.

* *
*

Giuseppe Verdi und seine Werke. Von Gino Monaldi. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein überstarker Patriotismus hat dem Verfasser die Feder gelenkt. So kommt er zu Urteilen wie dem, daß der musikalische Gedanke Rossinis im „Wilhelm Tell" über den litterarischen Gedanken Schillers hinausgehe, und daß die Allseitigkeit Verdis derjenigen Goethes vorzuziehen sei. Abgesehen aber von dieser Schwäche sind die Ausführungen recht interessant. D.

* *
*

Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Von G. Sergi. Autorisierte Übersetzung von Dr. A. Byhan. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Sergi wendet sich gegen die Theorien des Indogermanismus und nimmt an, daß das ganze Mittelmeerbecken von einem aus Ostafrika stammenden Volk bewohnt war, als die Arier von Osten oder von Norden einbrachen. Dieses Volk teilt er in vier große Stämme: die Iberer in Spanien, die Ligurer in Italien und Südfrankreich, die Pelasger in Griechenland, Kleinasien und Syrien, und die Lybier in Nordafrika. Von diesen Ländern aus soll sich dasselbe Volk nach Südrußland und Mitteleuropa verbreitet, dort mit den eindringenden Ariern vermischt und seine Kultur und Sprache arisiert haben. Dies sucht Sergi hauptsächlich dadurch zu beweisen, daß er den Schädeltypus der Reihengräber für nicht arisch erklärt. D.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Valeska.

Roman
von
Ernst Eckstein.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Schon zwei Tage darauf erhielt er die Antwort der Frau Äbtissin.

Zu seinem größten Erstaunen fand die hochwürdige Dame „in ihrem heißen Drang nach Gerechtigkeit“ sein Verlangen durchaus nicht unstatthaft.

„Ich nehme es auf mich,“ schrieb die Äbtissin wörtlich, „auch ohne Vorwissen der Eltern, die sich vielleicht nur zwecklos darüber aufregen würden, die von Ihnen gewünschte Begegnung gutzuheißen. Fräulein Valeska wird Ihnen mündlich kurz wiederholen, was sie Ihnen bereits schriftlich auseinandergesetzt hat. Sie hofft dann aus Ihrem Munde zu hören, daß Sie ihr weiter nicht grollen, sondern den Kummer, den sie Ihnen verursacht hat, großmütig verziehen haben.“

Zwei Stunden nach Empfang dieses Briefes reiste Karl Schurz ab.

Von dem Coupéfenster aus sah er den Giebel der Oynbergeschen Villa, wo er Valeska an jenem unvergeßlichen Ballabend kennen gelernt hatte. Das heiße Gefühl, das ihn beim Anblick des lieben Mädchens sofort übermannt hatte wie etwas gänzlich Neues, noch niemals Erlebtes, wiederholte sich jetzt in der Erinnerung mit wahrhaft elementarer Gewalt. Ja, das war gleich von der ersten Minute an die große, echte, unüberwindliche Liebe gewesen, die nur einmal im Gemüte des Menschen aufblüht und ihn bis in die letzte Faser mit ihrem göttlichen Zauber durchtränkt! Wie manches reizende junge Mädchen hatte er schon im Lauf seines fröhlichen Künstlerlebens angeschwärmt und bewundert, ohne den tausendsten Teil von dem zu empfinden, was ihn damals ergriff wie ein rasender Wirbelsturm! Jede Linie von ihr, wie sie so neben der Mutter in den festlich erleuchteten Saal schritt, jeden Farbenton ihres Kleides, jedes Lichtspiel auf ihrem dunklen Haar hätte er jetzt noch wahrheitsgetreu nachbilden können! Und fast in derselben Minute das bleischwere Bewußtsein. sie ist viel zu herrlich für dich!

Der ganze hold-phantastische Traum dieser Ballnacht und die Wochen des Zweifels, die ihn dann, halb schon entsagend, bei seiner Arbeit gesehen, bis ihm nach etlichen weiteren Begegnungen scheu und zaghaft der Glaube

an ihre Neigung wuchs; und der Widerstreit der Entschlüsse und der endliche Sieg: alles das zog ihm jetzt an der Seele vorüber wie in silbernes Grau gehüllt. Er dachte der schwermütig-fahlen Beleuchtung der altgriechischen Unterwelt, wo die Trauer um das Ewigverlorene bleich und gespenstisch auf den stillen Asphodeloswiesen schwebt ...

Nach kurzer Frist zog er das Schreiben der Frau Äbtissin hervor. Bis dahin hatte er diesen Brief als eine glänzende Gunst des Schicksals betrachtet. Jetzt mit einem Mal kamen ihm peinvolle Zweifel. Was nutzte das alles? Sprach nicht gerade dies entgegenkommende, beinahe wohlwollende Schriftstück dafür, daß die Äbtissin ihrer Sache gewiß war? Sonach hatte Valeska aus tiefster, ureigenster Überzeugung gehandelt. Und alles war dann vergeblich.

Er sprach sich nun wieder das Gegenteil vor und quälte sich so in fortwährendem Hin und Her bis aufs Blut.

Spät am Nachmittag langte er müde und abgespannt auf der Station Arley an. Die Sprechstunde, die ihm die Frau Äbtissin bezeichnet hatte, war längst vorüber. Er fuhr ins Hotel, gab dort sein geringes Gepäck ab und trank einen Schluck Rotwein. Dann fragte er nach dem Kloster der Ursulinerinnen. Obgleich er ja wußte, daß es für heute zwecklos war, trieb es ihn doch mit aller Gewalt nach den Mauern, wo sein Liebstes nun der Begegnung mit ihm — der letzten vielleicht — entgegenharrte, ohne daß er imstande war, sich von ihrer Seelenverfassung ein deutliches Bild zu entwerfen.

Als er das Kloster erreichte, stand die Sonne schon tief. Das Dach der Kapelle und der kleine etwas unsymmetrische Dachreiter mit dem zierlichen Glöckchen schimmerten in lebhaftem Rot. Ernst und feierlich wölbten sich die uralten Bäume über dem ganzen lautlosen Anwesen.

Hier also hatte Valeska ihre Übergangszeit zwischen dem Kindes- und Mädchenalter verbracht! Und hierher war sie zurückgekehrt — gleichsam auf der Flucht vor dem Manne, der mit Freuden sein Herzblut für sie geopfert hätte! War er denn wirklich ihr Feind, ihr Verfolger, ihr Mißgeschick? Das Ungeheuerliche der Situation überwältigte ihn. Er setzte sich auf das unkrautumwucherte Steingeröll, das eine Strecke weit hier den Lauf des träge dahinfließenden Arley-Bachs einfriedigte. Zum erstenmal seit Jahren rollten ihm große brennende Thränen über das Antlitz. Er ballte die Fäuste.

Die Nacht sank, und immer noch saß er, von hundert wechselnden Eindrücken und Gefühlen beherrscht, im Anblick der feindlichen Mauern, die sich jetzt schwarz und finster emportürmten wie phantastische Wolken. Als er sich endlich erhob, war er am ganzen Leib wie zerschlagen. Ihn fror. Langsam und tieftraurig schritt er über die staubige Fahrstraße nach dem Städtchen zurück.

Am folgenden Tage, Punkt elf, zog er am Haupteingange des Klosters die Klingel. Die Frau Äbtissin öffnete ihm in eigener Person. Sie hatte ihn kommen sehen.

Während des Ganges nach dem Sprechzimmer begegnete den beiden kein Mensch. Die Frau Äbtissin redete mit ihrem etwas beklommenen Gast nur das Notwendigste, gerade so viel, um sich zu vergewissern, daß es der Kunstmaler Karl Schurz war, den sie da vor sich hatte. Beim Sprechzimmer angelangt, machte sie eine freundliche Handbewegung und hieß ihn eintreten. Sie selber zog sich zur lebhaften Überraschung des jungen Mannes zurück. Er würde also mit der Geliebten allein sein!

Voll herzklopfender Aufregung sah sich Karl Schurz in dem Raume um. Das Zimmer hatte etwas Schmuckloses und Kaltes. Die hohen getünchten Wände erinnerten fast an die Unwirtlichkeit einer Gerichtsstube. Rechts neben dem großen vergitterten Fenster stand ein einziger Tisch, viereckig, unlackiert, ohne Decke. An den Mauern ringsumher Bänke und Stühle. Auf dem Fußboden lag eine Strohmatte. An der Schmalwand, gegenüber der Eingangsthür, befand sich ein kleines verhangenes Schiebfenster. Hier saß während der Sprechstunden der Zöglinge eine Schwester. Das heischte die Hausordnung. Jetzt war nicht zu erkennen, ob der Platz hinter dem Schieber besetzt war.

Nach zwei Minuten drehte sich der wuchtige Eichenholzflügel in seinen Angeln. Dem jungen Mann strömte das Blut nach dem Herzen. Vor ihm stand, bleich und verwirrt, aber in dieser Blässe nur um so holder und rührender, Valeska von Kronach.

Karl Schurz, vom Taumel seiner wahnwitzigen Sehnsucht erfaßt, wollte geradeswegs auf sie zustürzen und sie heiß in die Arme schließen. Valeska indes hob wie zur Abwehr die Hand empor und sah ihn so ernst und so traurig an, daß ihm der Mut verging.

„Valeska!“ rief er mit angstvoll gepreßter Stimme. „Hier also finden wir uns wieder!“

Der letzte Blutstropfen war ihr aus dem verstörten Antlitz gewichen. Sie brachte kein Wort hervor.

„Ist es wahr, liebste Valeska,“ fuhr er dann leise fort, „daß Sie mich treulos verabschieden? Ist der entsetzliche Brief, den ich empfing, wirklich der Ausdruck Ihrer freien Entschließung?“

Valeska blickte starr auf den Fußboden.

„Ja!“ versetzte sie tonlos.

„Und Sie können die Schwüre, die wir getauscht, und alles, was wir geträumt und gehofft haben, so gleichmütig vergessen?“

„Ich muß.“

„Wer zwingt Sie? Was uns zu trennen scheint — wiegt denn das in der That so viel schwerer als das, was uns vereinigt?“

„Leider ja!“

Sie sprach das mit einem tiefen Seufzer. Und dann war es, als ob sie sich plötzlich auf ihre Pflicht besönne. Sie durfte ihr Weh nicht so zu Tag treten lassen. Sie wollte nur noch einmal ganz kurz die zwingenden Gründe ihrer Handlungsweise hervorheben und ihm beteuern, daß keine Macht der Erde die gläubige Katholikin dazu bewegen könne, ihr ewiges Heil zu gefährden. Sie hatte das der Äbtissin feierlich in die Hand gelobt, unter Anrufung der allgütigen Gottesmutter und des Gekreuzigten.

Ihre glutvolle Überzeugung verlieh ihr die Kraft, in dieser schweren Minute das Leid ihres Herzens mit der Sieghaftigkeit einer heiligen Märtyrerin niederzukämpfen. Was sie da vorbrachte, das klang wie das Bruchstück einer zermalmenden Bußpredigt, die nur das eine betont, was notthut, alles Irdische aber in glaubensstarker Mißachtung beiseite wirft.

Karl Schurz hörte ihr schweigend zu. Eine unsägliche Bitternis stieg in ihm auf. Das alles war seiner Meinung zufolge nur das Werk der Äbtissin. Er wußte nicht, daß diese Anschauungen seit vielen Jahren bereits im Herzen Valeskas Wurzel geschlagen hatten.

Als das Fräulein zu Ende war, stand er noch eine Zeitlang stumm und bewegungslos. Endlich raunte er wie im Selbstgespräch:

„Wer mir das neulich vorausgesagt hätte! Es ist ja der barste Wahnwitz! Soll denn jetzt alles, alles zerstört sein — unwiederbringlich?“

Da richtete sich Valeska hoch auf. Eine jähe Blutwelle stieg in ihr blasses Gesicht. Ihre tiefschwarzen Augen funkelten wie im Glanz einer letzten Hoffnung.

„Es giebt noch ein Mittel ...“ sagte sie leise. „Wenn Sie sich ernstlich bemühten, der heiligen Wahrheit nach und nach auf die Spur zu kommen ... Wenn Sie sich dann entschlössen, Ihren Unglauben abzuschwören und herüber zu flüchten in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche ...“

„Also das!“ rief er beinahe zornig. „Darauf zielt die ganze Geschichte hinaus! Und zu einem solchen Manöver giebt sich Fräulein von Kronach her?“

„Ich rede ganz unbeeinflußt. Im Gegenteil. Die Äbtissin ...“

Karl Schurz hörte sie kaum. Den Kopf gesenkt, durchmaß er die Stube mit großen Schritten. Er sah in dem ganzen Verfahren der Kronachs nunmehr eine wohlberechnete List, mit dem einzigen Zweck, ihm eine Handlung abzutrotzen, die man auf andere Art zu erreichen nicht hoffen konnte. Und das empörte ihn. Wenn man ihn wirklich für den Maler des Protestantismus hielt, für den streng überzeugten Todfeind des Papsttums: wie konnte man ihm dann zumuten, daß er sich dieser Anschauung jetzt auf Kommando entledige? Er fühlte sich frei von jedem Bekenntniszwang. Der Absagebrief Valeskas hatte ihm wieder so recht klar gemacht, daß er im Grunde seines Herzens die verkörperte Toleranz war. Auch jener philosophische Hochmut, der auf die kindliche Gläubigkeit vornehm herablächelt, war ihm vollständig fremd. Dieser Versuch aber, ihn, den vermeintlichen Gegner des Katholicismus, kurzer Hand auf die Gegenseite hinüberzudrängen, berührte ihn wie ein Faustschlag. Das war offenbar die größte Beleidigung, die man dem Stolz und der Ehrenhaftigkeit eines Mannes anthun konnte.

„Ich schwöre Ihnen,“ versetzte er nach einer Weile, „daß ich niemals gewagt haben

würde, Ihre kirchlichen Überzeugungen auch nur mit einem einzigen rauhen Wort anzutasten. Sie aber muten mir eine Erbärmlichkeit zu. Auf wessen Seite liegt also die Schuld, wenn unser Glück wirklich in Trümmer geht?"

Sie preßte die Hand vor die Augen.

„Ich kann nicht anders!" hauchte sie schmerzerfüllt. „Ich habe Sie ganz gewiß nicht verletzen wollen. Es ist nur der einzige Weg ..."

„Ich lasse nicht ab von der Hoffnung, daß sich noch ein besserer finden wird. Denn dieser Weg ist leider für mich ungangbar."

„Dann ist alles verloren! Alles!"

Die Eingangsthür öffnete sich. Auf der Schwelle erschien ernst und würdevoll die Äbtissin.

„Seid ihr zu Ende?" wandte sie sich halblaut zu Fräulein von Kronach.

Valeska nickte.

„Ich hoffe, Sie haben sich jetzt überzeugt, Herr Schurz, daß der Entschluß des Fräuleins unwiderruflich feststeht und ihrem eigenen Willen entsprossen ist. Recht von Herzen thut es mir leid, daß Ihnen und ihr diese trübe Erfahrung nicht erspart werden konnte. Die Jugend handelt oft gar zu sehr in den Tag hinein. Gott tröste Sie beide!"

Karl Schurz ergriff seinen Hut. Er sah aus wie ein Toter.

„Ich danke Ihnen für Ihr geneigtes Entgegenkommen," sagte er höflich und machte der Oberin eine kurze Verbeugung. „Fräulein von Kronach, leben Sie wohl!"

Damit ging er hinaus.

* *
*

Noch einmal versuchte Karl Schurz, gegen sein Schicksal anzukämpfen. Daheim angelangt, verfaßte er einen umständlichen Brief an Valeska, der logisch klar und zugleich voll hinreißender Leidenschaft ihr bewies, daß sie in der Lebensgemeinschaft mit ihm keine Gefahr laufe, ihrem Glauben und ihrer Kirche untreu zu werden. Nach zwei Tagen bekam er das Schreiben uneröffnet zurück. Den Vermerk, daß die Annahme von der Adressatin verweigert werde, hatte Valeska mit eigener Hand auf die Rückseite gesetzt.

Hiermit war die Sache für Karl Schurz endgültig entschieden. Von Natur stark zweifelsüchtig, erblickte er in dem Verhalten des jungen Mädchens nicht mehr die Folge ihres gläubigen Pflichtgefühls, sondern die eines Mangels an wirklicher, nachhaltiger Liebe. Kurz darauf erhielt er noch überdies eine sehr verbindliche Zuschrift des Obersten von Kronach, der ihn dringend beschwor, alle weiteren Annäherungsversuche im Interesse der Herzensruhe Valeskas freundlich zu unterlassen. Er, Karl Schurz, müsse doch selbst wünschen, daß diese Wunde bei dem unglücklichen Kind sobald als möglich vernarbe. Herr von Kronach versicherte ihm dabei wahrheitsgemäß, daß er gegen die Persönlichkeit des Bewerbers durchaus nichts einwende, vielmehr unter anderen Verhältnissen unbedenklich seine Zustimmung erteilt haben würde.

Da faßte der junge Mann in seiner Trostlosigkeit einen raschen Entschluß. Wäre er von der unwandelbaren Liebe Valeskas fest durchdrungen gewesen, er hätte noch jetzt unbeirrt Pläne geschmiedet, sie aus dem Bann ihrer Umgebung zu lösen und auch gegen den Willen der Eltern sein Glück durchzusetzen. So aber fehlte die erste und wichtigste Vorbedingung. Er machte also mit männlichem Trotz tabula rasa, packte sein Atelier-Mobiliar und was ihm sonst mitnehmenswert erschien, eilig zusammen und siedelte, ohne sich recht zu verabschieden, noch in der ersten Junihälfte nach München über.

Nur den Böthlings und einigen ganz nahen Bekannten sagte er am Tag vor der Abreise kurz Lebewohl. Er hatte sich jetzt bereits so vollständig in der Gewalt, daß man ihm nicht das geringste von seinen trüben Erlebnissen anmerkte. Rastloses Schaffen bis zu dem Augenblick, da man das letzte Malgerät einpackte, war ihm in seiner Trauer ein wirksamer Wohlthäter gewesen. Von dem Bewußtsein erfüllt, daß es von jetzt ab nur noch eins für ihn auf der Welt gebe: die Kunst, hatte er sich mit einem wahren Ungestüm in die ganze Fülle der künstlerischen Ideen vertieft, die ihm während der letzten Jahre so reichquellend aufgetaucht waren, ohne in Werken verkörpert und festgehalten zu werden. Er hatte mehr Bilder entworfen, als er während der nächsten Jahre vollenden konnte — oft nur in

ganz roher Skizzierung, aber doch so, daß nun der Grundgedanke ein für allemal feste Gestalt gewann. Und dies unermüdliche Bilden und Aufbauen lenkte ihn mehr und mehr von der Betrachtung seines Mißgeschicks ab.

Als Grund seiner Übersiedelung gab er gewisse geschäftliche Vorteile an, die, so schien es, auch den Bekannten einleuchteten.

Nach vier Wochen hatte die raschlebige Großstadt den jungen Künstler, der so lange ihr Mitbürger gewesen war, ziemlich vergessen. Er war nun ein „Auswärtiger", so gut wie die anderen, von denen man ab und zu etwas in den Blättern las, ohne sich weiter um ihre Privatverhältnisse zu kümmern.

Valeska, die, ihres Glaubens voll, bei allem Kummer doch in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht eine Art Befriedigung fand, wurde zu Anfang Juli von ihren Eltern abgeholt. Um diese Zeit war in Gräfenroda ein kleines Logierhaus dicht am Waldessaum eröffnet worden, das laut Prospekt einen vollkommen ruhigen und für die Nerven höchst wohlthätigen Aufenthalt bot. Der Freiherr von Günther, bei dem Frau von Kronach angefragt hatte, bestätigte diese Thatsache in so warmen Worten, daß die Eltern beschlossen, mit ihrem bleichen, recht angegriffen und müde ausschauenden Kinde dort ein paar Wochen Aufenthalt zu nehmen.

Am fünften Juli langte man in Gräfenroda an. Der Reiz dieser Landschaft und besonders der großartige Buchenwald übertrafen noch die Meinung, die man sich nach den Schilderungen des Freiherrn gebildet hatte. Es war einfach entzückend.

Valeska, die sich schweigend in alles fügte, teilte nun ihre Zeit zwischen frommer Lektüre und der Bewegung in freier Luft. Stundenlang saß sie im Garten, der eigentlich nur ein umzäuntes Stück des Gehölzes war, und las in Erbauungsschriften der mannigfaltigsten Art. Besonders fesselte sie ein Werk, das den Titel führte: „Ihr, die ihr da leidet um eures Glaubens willen —". Es war eine volkstümliche Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. In dem Schicksal der Heldin, die gleichfalls zur Ehre Gottes entsagte und dann später in der Zurückgezogenheit ihres Schlosses ein gottseliges Leben führte, sah Valeska eine tiefe Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Lose. Und wie dieses junge Schloßfräulein allmählich im Herzen erstarkte und zuletzt von der ganzen Bevölkerung als eine Heilige verehrt wurde, das zu verfolgen that ihrer kranken Seele wohl. Dann aber schweifte sie oft auch ebenso lange durch den gewaltigen Forst, manchmal allein, meist aber in Gesellschaft der Eltern, zumal des Vaters, der sich ihrer mit zärtlichster Aufmerksamkeit annahm.

Nach Verlauf der ersten acht Tage kam man auch öfter mit dem Freiherrn Kurt von Günther zusammen. Der wackere, sonst nicht übermäßig begabte Mann fühlte doch mit dem Instinkt eines wohlwollenden Herzens heraus, daß Fräulein von Kronach irgend etwas zu verwinden hatte. Es war nun rührend zu sehen, wie sich der Freiherr bemühte, im Gegensatz zu seiner früheren, etwas banalen Courmacherei einen durchaus ernsthaften, beinahe väterlich-freundschaftlichen Ton anzuschlagen, gleich als fürchte er, durch gewisse Ballsaalhöflichkeiten und Flirtwendungen das bedrückte Gemüt Valeskas noch mehr zu verstimmen. Und Fräulein von Kronach, die sich vordem aus diesem überreifen Verehrer nicht gerade viel gemacht hatte, empfand jetzt seine Wandlung mit überaus dankbarer Genugthuung. Da sie bemerkte, wie stolz der Baron auf sein stattliches, wohlgepflegtes Besitztum war, so that sie ihm den Gefallen, sich die Wirtschaftsgebäude und Einrichtungen, das tote und das lebende Inventar, den Park und das Ackerland wiederholt zeigen zu lassen. Wenn sie dann sah, daß er bei einem lobenden oder bewundernden Wort vor Glückseligkeit strahlte, so war sie von Herzen froh, dem ehrlichen Menschen eine so harmlose Freude bereitet zu haben.

Einmal geschah es, daß der Baron sie einholte, als sie vom sogenannten Göschhügel den Rückweg nach dem Logierhause machte. Seine Begleitung war ihr in diesem Augenblick recht willkommen. Sie hatte sich bereits vorgenommen, die einsamen Waldgänge künftig zu unterlassen; denn auf dem Göschhügel hatte ein zudringlicher Strolch sie erschreckt und belästigt. So kam es, daß sie den Freiherrn lebhafter und wärmer begrüßte, als sie dies sonst wohl gethan hätte. Der freudige Glanz aber, der beim Erschei-

nen Kurt Günthers über ihr Antlitz flog, war für sie und ihr Schicksal entscheidend. Durch dieses Aufleuchten ermutigt, nahm er sich vor — woran er bis jetzt, trotz der entgegengesetzten Meinung der Frau Landgerichtsdirektor Knauff, nie gedacht hatte —, um Valeska zu werben. Langsam und vorsichtig, aber mit unerschütterter Hartnäckigkeit. Wenn sie denn wirklich ein Leid erlebt hatte, so war das im Grunde ja nur ein Vorteil für ihn. Eifersucht, zumal jene, die von Gewesenem entzündet wird, kannte er nicht. Er war zufrieden, wenn er ein junges, liebes Geschöpf zur Frau bekam, das ihm die Einsamkeit seines verödeten Heims aufhellte, ein hübsches Gesicht hatte und sich in frischen, duftigen Toiletten gefiel.

Einstweilen schien ihm der Augenblick für die Verwirklichung seines Planes noch nicht gekommen. Wohl aber wies ihm ein sicheres Gefühl sofort den geeigneten Weg. Er hatte bemerkt, daß Valeska jetzt mehr denn je unter dem Einfluß der Mutter stand. Und so beschloß er, jetzt vor allem sich der Mama zu versichern, ihr Vertrauen und ihre Zuneigung zu erobern und ihr die Meinung beizubringen, daß ihre Tochter nirgends in dieser kalten, lieblosen Welt so vortrefflich aufgehoben sein würde als auf dem Herrensitze zu Gräfenroda.

Während ihm dies nachhaltig durch den Kopf ging, lauschte er mit scheinbarer Aufmerksamkeit den Worten Valeskas, die ihm erzählte, wie ihr der unverschämte Patron da auf dem Göschhügel fast die Straße verlegt und ihr mit trotzigen Reden Geld abverlangt habe.

„Der Mensch hat wahrscheinlich Ihre Schritte gehört," fuhr sie erregt fort. „Mit einem Male schlug er sich seitwärts."

„Möglich," versetzte der Freiherr. „Wenn es so war, so macht es mich glücklich, daß ich Ihnen auf diese Art einen Dienst erwies."

Nach zehn Minuten erreichten die zwei den Waldrand, wo ein paar rohgezimmerte Bänke zur Rast luden. Auf einer von diesen Bänken saß eine dunkle Männergestalt, die sich jetzt langsam erhob und freundlich grüßend den breitkrempigen Hut zog. Der Freiherr dankte mit großer Verbindlichkeit. Auch Valeska neigte ein wenig die Stirn. Ihr Auge hing wie gebannt an der würdevollen und doch so milden Erscheinung, die sich jetzt wieder gesetzt und den schönen weißhaarigen Kopf bis an die Brauen bedeckt hatte. Das glattrasierte Gesicht und die schwarze geschlossene Tracht verrieten den Geistlichen.

„Wer ist das?" fragte Valeska, als man außer Hörweite war.

„Das ist unser alter emeritierter Seelsorger, der Pfarrer Schmidtborn," versetzte der Freiherr. „Ein grundgescheiter, ganz vortrefflicher Mann. Vielleicht zu sehr Sonderling. Vierundvierzig Jahre lang hat er hier segensreich in der Gemeinde gewirkt, bis er im vorigen Herbst pensioniert wurde."

„Inwiefern ist er ein Sonderling?" fragte Valeska.

„Nun, er hält sich von allem fern und vergräbt sich in seine Bücher ... Das heißt, er hat auch ein Gärtchen am Haus. Da baut er eigenhändig seinen Bedarf an Gemüse. Und jetzt treibt er auf seine alten Tage noch Sternkunde. Ein riesiges Teleskop hat er aufgestellt. Wissen Sie, auf dem Dach ist so ein Holzverschlag. Da sitzt er zuweilen bis lange nach Mitternacht."

„Dabei find ich nun gar nichts!" meinte Valeska. „Ich weiß nicht, der alte Mann interessiert mich ... Er hat so was Weihevolles, Prophetenhaftes ... Und doch wieder so viel Schlichtes und Einfaches. Schade, daß er nicht mehr im Amt ist! Ich dächte, ein Seelsorger wie er müßte auch die verstocktesten Herzen zur Andacht zwingen."

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Er war auch ein weithin verehrter Priester und ein vortrefflicher Redner. Wiederholt sind ihm die glänzendsten Stellungen angetragen worden, — Hofprediger, Gott weiß wo, oder noch Höheres —, aber er hat nicht weggewollt von seinem stillen Dörfchen."

„So was gefällt mir," sagte Valeska.

„Nun, er hat ja auch allerdings auf irdische Vorteile nicht zu sehen brauchen. Sein hübsches Vermögen sichert ihm ein behagliches Auskommen, selbst ohne das Ruhegehalt. Und die Schmidtborns leben so anspruchslos. Extravaganzen giebt's nicht. Nur die Bücher und Instrumente. Besonders die Bücher. Was der Mann trotz seiner zweiundsiebzig Jahre zusammenstudiert, das geht ja auf keine Kuhhaut! Na, jeder Mensch hat nun mal seine Liebhaberei."

„Sie scheinen der Sache nicht sonderlich grün zu sein?"

„Ich verstehe nicht recht, was bei dem ewigen Stöbern und Grübeln herauskommt. Wenn man Gelehrter von Fach ist — gut! Aber so nur zum Vergnügen ...? Da weiß ich mir Besseres. Auch Sie, gnädiges Fräulein, sollten nicht gar zu viel lesen. Ihre Augen sind etwas angegriffen. Und — Sie verzeihen — ein junges Mädchen thut immer gut, sich etwas mehr ans lebendige Leben zu halten als an die toten Buchstaben."

„Meinen Sie?"

„Ja, das mein ich, gnädiges Fräulein. Und da fällt mir was ein. Wie Ihr Papa mir erzählt hat, sind Sie eine ganz tüchtige Reiterin. Wie wär's, wenn Sie einmal meine Falada probierten? Ein ausgezeichnetes Damenpferd, noch vor kurzem mit Vorliebe von meiner Cousine, der Gräfin Laynau, geritten."

„Ach, Sie sind außerordentlich gütig! Aber ich habe jetzt wirklich so gar keine Lust ..."

„Der Appetit kommt beim Essen. Vielleicht, wenn Ihr lieber Papa ... Ich hätte mir längst erlaubt, ihm so etwas vorzuschlagen. Nur die Furcht, aufdringlich zu erscheinen, hielt mich zurück. Aber jetzt glaub ich wahrzunehmen, daß der Herr Oberst sich manchmal recht langweilt. Da greift er am Ende doch mit Vergnügen zu."

„Wohl möglich."

Und so geschah's. Der Oberst fand die Idee des Barons großartig. Valeska —? Natürlich, das würde ihr sehr gut thun. Das Reiten war überhaupt die gesundeste Körperbewegung, die es gab, und man kam dabei so hübsch weit in die Umgebung. Das neue Logierhaus beherbergte zwar eine ganz nette Gesellschaft, aber das langstielige Alltagsgeplauder bei Tisch und den ewigen Skat und das bloße Herumlaufen hatte man doch bald satt.

Valeska ritt also von jetzt ab beinahe täglich die schwarzbraune Falada — manchmal nur eine Stunde lang, öfter jedoch halbe und ganze Nachmittage. Ihr Vater und der Freiherr von Günther waren ihre steten Begleiter. Das flotte Dahinsprengen unter den Wipfeln des Buchenwaldes, über die saftgrünen Wiesen, von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, that seine schon hundertfältig erprobte Wirkung. Die Nerven des jungen Mädchens kräftigten sich fast zusehends. Ihr Gemüt ward freier, ihre Stimmung gleichmäßiger. Und der Naturgenuß war hier draußen doch ungleich reiner und vollständiger als in der Nähe der Großstadt, wo man am Horizont immer die rauchenden Essen sah.

Zwischendurch vernachlässigte Kurt von Günther auch die Mama nicht. Er veranstaltete Wagenpartien, an denen er und der Oberst zu Pferde teilnahmen, während Valeska im Fond neben der Mutter saß. Auch wußte er's schlau einzurichten, daß er gelegentlich Valeska mit ihrem Papa allein reiten ließ. Unterdessen blieb er bei Frau von Kronach im Garten und spielte den Unterhaltsamen, bis Vater und Tochter von ihrem Ausflug zurückkehrten.

„Er ist wirklich ein reizender, liebenswürdiger Mensch," sagte Frau von Kronach eines Abends zu ihrem Eheherrn, als der Baron sich nach einer kleinen Erdbeerbowle frühzeitig beurlaubt hatte. „Weit netter, als er mir von gewisser Seite charakterisiert wurde. Und wie herzlich er sich uns anschließt! Weißt du, nachgerade macht mir's den Eindruck ..."

„Ach, er denkt nicht daran!" versetzte der Oberst.

„Na, na —"

Sie brach das Gespräch ab. Es fiel ihr ein, daß sie mit ihrer Vorahnung bezüglich des Lieutenants von Hombrecht so wenig Glück gehabt hatte. Aber im stillen spann sie ihren Gedanken, der übrigens jetzt nicht zum erstenmal in ihr auftauchte, mit ruhiger Sachlichkeit weiter.

Sie hatte die liebe Valeska eingehend beobachtet. Die Sache mit Karl Schurz war dem armen Geschöpf tiefer gegangen, als sie selber gestand. Ein junges Mädchen aber von der Gemütsart Valeskas, das so etwas durchgemacht hat, liebt so leicht nicht zum zweitenmal. Sollte sie deshalb ihr jungfrisches Leben vertrauern und einsam bleiben bis an ihr Ende? Der Freiherr war ein gesunder, stattlicher Mann, der nicht viel älter aussah als fünfunddreißig. Wenn es denn einmal bestimmt war, daß Valeska eine Verbindung einging, der eine erste leidenschaftliche Liebe nicht zu Grunde lag, so konnte man wohl behaupten: Kurt Freiherr

von Günther war der geeignete Mann für sie. Er würde sie zeitlebens auf Händen tragen. Und alles stimmte hier so vortrefflich und tadellos: die Familienverhältnisse, das Vermögen, der Stand und das Glaubensbekenntnis! Ein wahrer Segen, wenn sie durch einen solchen Schritt endgültig mit der Vergangenheit abschloß! Und Valeska schien dem Freiherrn durchaus nicht abhold zu sein, obschon sie vielleicht die Möglichkeit einer Bewerbung gar nicht ins Auge faßte. Aber das ließ sich schon mit der Zeit einfädeln. Nötigenfalls rechnete Frau von Kronach auf den bewährten Einfluß der Frau Äbtissin.

Man dehnte den Aufenthalt in Gräfenroda bis zu Anfang September aus. Dann trieb der Oberst plötzlich zur Abreise. Als Frau von Kronach ihm vorwarf, daß er so mit gewaltsamer Hand Fäden zerreiße, die sich jetzt eben zu einem schönen Gespinst fügen wollten, zuckte er mißmutig die Achseln.

„Ich bin mir nicht klar darüber," sagte er kühl, „ob dies Gespinst nicht auf bloßer Einbildung beruht. Übrigens — wenn es dem Freiherrn von Günther Ernst ist, so wird unsere Abreise doch wohl nichts daran ändern. Meinem Kinde aber will ich Gelegenheit geben, sich zunächst einmal frei und frisch in der Welt umzusehen, eh es sich von dir und deinem Protegé breitschlagen läßt. Der Freiherr ist ja gewiß ein ganz vortrefflicher Mensch; nur fällt es mir schwer, eine Ehe Valeskas mit diesem hochreifen Witwer für ein besonderes Glück zu halten."

Am vierten September also wurden die Koffer gepackt. Man kehrte der Waldidylle von Gräfenroda den Rücken. Zwei Tage später stieg man im Hotel Byron am Genfer See ab.

* * *

Es war im Herbst des nächstfolgenden Jahres. Das prächtige Renaissance-Schlößchen zu Gräfenroda hatte seit Anfang des Sommers eine neue Gebieterin. Valeska von Kronach war am neunzehnten Juni Freifrau von Günther geworden.

Wie das alles gekommen war, blieb ihr selbst in mancher Beziehung rätselhaft. Ende Oktober aus der Schweiz heimgekehrt, hatte Valeska sich zunächst standhaft geweigert, an den geräuschvollen Vergnügungen der Großstadt fernerhin teilzunehmen. Sie schützte die mit der schlechten Jahreszeit wiederkehrende Reizbarkeit ihrer Nerven vor und besuchte thatsächlich während der ganzen Wintersaison keinen einzigen Ball. Ein wenig Verkehr im engsten Kreise — besonders mit der klugen Mathilde, der Tochter des Oberstabsarztes, und einigen gleichalterigen Freundinnen — das war fast alles, wozu sich ihr stark ermüdeter Geist aufschwang. Einmal auch hatte sie auf besonderen Wunsch ihrer Mama ein prunkvolles Diner bei dem Lieutenant von Hombrecht mitgemacht, der jetzt verheiratet war und mit den Einkünften seiner rotblonden Mila ein großes Haus machte. Frau von Kronach bildete sich nämlich immer noch ein, ihre Tochter sei mit dem Lieutenant, was man so sagt, im Gerede gewesen. Nun sollte sie durch ihre Anwesenheit recht deutlich bekunden, daß sie durchaus keinen dépit d'amour hege.

Im übrigen hatte sich Fräulein von Kronach mehr und mehr von dem lauten Leben des Tages zurückgezogen. Täglich besuchte sie jetzt den Dom, wo sie mitunter halbe Vormittage in stillem Gebet weilte. Daheim saß sie dann unermüdlich beim Lesen. Oft genug mußte ihr Vater hier einschreiten. Nach und nach setzte er's durch, daß sie wenigstens anderthalb Stunden täglich spazieren ging. Zum Reiten jedoch, das sie noch während des Aufenthaltes in Gräfenroda mit so gutem Erfolg betrieben hatte, war sie durchaus nicht mehr zu bewegen. In allem übrigen demutsvoll und gehorsam, setzte sie gerade bei solchen Kleinigkeiten dem Wunsch der Eltern einen sanftmütigen Widerstand entgegen, der eben um dieser Sanftmut willen schwer zu besiegen war.

Der Freiherr von Günther hatte inzwischen seine Bemühungen fortgesetzt. Er war pünktlich zur Stelle, als man vom Genfer See anlangte. Zu Ende des Winters verging beinahe kein Tag, ohne daß der behäbige Landedelmann bei den Kronachs vorsprach. Je öfter Valeska ihn kommen sah und je klarer sie wahrnahm, worauf seine Besuche abzielten, um so gleichgültiger ward sie gegen den Gang der Ereignisse. Mitunter sogar spürte sie ein dunkles Verlangen, um jeden Preis aus den Verhältnissen, in denen sie lebte,

herauszukommen. Sie erschrak zwar, als sie sich dieser Regung bewußt ward. Sie, die ihre Eltern so innig liebte und die so treu von ihnen gehegt und gepflegt wurde, sehnte sich fort, gleichviel wohin! Aber es half nichts: die Empfindung war da. Es schien etwas in ihrer Seele erstorben, was nicht wieder belebt werden konnte.

Eines Abends nahm Frau von Kronach ihre Tochter beiseite und raunte ihr leuchtenden Auges zu, daß der Freiherr von Günther gewillt sei, ihr demnächst einen Heiratsantrag zu Füßen zu legen. Frau von Kronach sprach die bestimmte Hoffnung aus, ihre Valeska werde nach so trüben Erfahrungen für das Glück, das ihr der liebe Gott hier in den Weg führe, zwiefach dankbar sein und den vortrefflichen Kavalier nicht etwa durch eine voreilige Absage kränken. Wenn sie jetzt auch vielleicht diese Fügung noch nicht hinlänglich würdige, so werde sie doch mit der Zeit einsehen, was es bedeute, sich in den Schutz eines treufühlenden Mannes zu stellen, der nichts Höheres begehre, als ihr das Leben so ruhig und wolkenlos zu gestalten wie möglich.

Frau von Kronach hatte bei Valeska Schwierigkeiten erwartet. Sie erstaunte nicht wenig, als ihre Tochter gleichmütig versetzte: „Wenn du glaubst, daß es mein Glück ist ...“

„Und ob es dein Glück ist!“ rief die Mutter gerührt. „Ich habe den Freiherrn während der letzten Wochen so recht kennen gelernt. Wirklich, ein Herz wie Gold! Und wie er dich liebt — ach, Valeska, dafür giebt es gar keine Worte! Ich sage dir, Kind, als er mich heute bat, ein gutes Wort für ihn einzulegen, da kamen ihm fast die Thränen!“

„Ich weiß, Mama, daß du seit langem den Wunsch hegst ... Schon damals in Gräfenroda ... Liebste Mama, du mußt ja besser wissen als ich, was mir zum Heile gereicht. In deine Hände leg ich vertrauensvoll meine Zukunft.“

Das klang zwar müde und kraftlos. Aber die Mutter war so entzückt von dem Erfolg, daß sie auf den Ton und die Form nicht achtete.

Unter Beteiligung mehrerer hundert Gäste fand zwei Monate später die Hochzeit statt. Frau von Kronach bestand darauf, daß man das große Ereignis mit der Prunkhaftigkeit begehe, die dem Rang und der Bedeutung der zwei in Allianz tretenden altadeligen Familien zukam. Valeska fügte sich schweigend und machte die langstielige Feier in dem Bewußtsein durch, daß sie ja nun von dem quälenden Alpdruck der Großstadt erlöst und für immer der friedlichen Einsamkeit des Herrensitzes zu Gräfenroda überantwortet sein würde. Der freundliche Schloßpark, die ruhigen, hohen, weltabgelegenen Zimmer, der schweigsame Buchenwald mit seinem lauschigen Dämmerschein — das alles schwebte ihr vor wie ein Ort der Erlösung. Und jenseit der Fahrstraße, vom Schloß nur wenige hundert Schritte entfernt, lag die trauliche Dorfkirche. —

Das junge Paar unterließ auf Valeskas Wunsch die übliche Hochzeitsreise. Es war ja schon eine ganz tüchtige Fahrt bis nach Gräfenroda, und in dem reizenden Heim logierte sich's doch behaglicher als in den menschenwimmelnden Gasthöfen.

Der Sommer verstrich in ruhiger, äußerlich ganz harmonischer Gleichmäßigkeit. Der Freiherr war in der That überglücklich. Seine rastlose Galanterie grenzte manchmal ans Komische. Valeska hatte im Anfang hier und da einen Zug stummer Resignation, fühlte sich aber nach und nach frischer und heimischer. Das Bewußtsein des endgültigen Abschlusses mit dem Vergangenen that seine günstige Wirkung. Das Lebensglück, das sie geträumt hatte, war unmöglich gewesen. Jetzt genoß sie ein blässeres, matteres, farbloseres; aber es war doch immer ein Glück im Vergleich mit den Seelenqualen des Vorjahres und der gräßlichen Öde noch dieses Winters. Sie hatte vor allem jetzt das verbriefte Recht, sich vor der Welt da draußen so lange zurückzuhalten, als es ihr gut schien.

Der Freiherr hatte die junge Frau den wenigen Honoratioren, die hier in Betracht kamen, zugeführt und die schuldigen Gegenbesuche empfangen. Es waren dies drei benachbarte Großgrundbesitzer-Familien; ferner der etwas geräuschvolle Kreisarzt mit seiner dicken, langweiligen Frau, der junge Dorfgeistliche und jener zweiundsiebzigjährige emeritierte Pfarrer Schmidtborn, dessen Erscheinung damals auf Valeska einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Aus all diesen Be-

suchen aber entspann sich kein regelrechter Verkehr. Der junge Priester fühlte sich in der Gesellschaft Valeskas augenscheinlich bedrückt. Der Kreisarzt, mit dem ihr Gemahl früher in dem schwarzgeräucherten Herrenstübchen der Roten Eule so manchen vergnügten Skat gespielt hatte, war ihr persönlich unsympathisch. Die Großgrundbesitzer-Familien waren den größten Teil des Jahres über verreist — den Sommer hindurch in den belgischen Luxusbädern, den Winter über in Dresden oder Berlin. Der alte Pfarrer jedoch übte auf Kurt eine fast aufregende Wirkung aus. Der greise Herr war ihm gar zu gelehrt und zu grüblerisch. Kurt hatte stets das Gefühl, der Mann könne im nächsten Augenblick ein Thema berühren, das weltweit ablag von dem, was ein deutscher Landedelmann halbwegs beherrscht.

Jetzt im Oktober hatten sich die Verhältnisse derart entwickelt, daß Kurt von Günther etlichemal in der Woche allein ausritt und wohl ebenso oft das Herrenstübchen der Roten Eule besuchte, während Valeska an solchen Tagen ruhig daheim blieb oder ein Stündchen im Hause des Pfarrers Schmidtborn verbrachte. Die Schwester nämlich des alten Herrn, Klara, die ihm seit Menschengedenken die Wirtschaft führte und trotz ihrer sechzig Jahre noch ausschaute wie eine flotte Vierzigerin, hatte für die Baronin Günther alsbald eine schwärmerische Zuneigung gefaßt. Besonders vielleicht, weil sie bemerkte, daß ihr geliebter Bruder so überaus gern mit der jungen Frau plauderte. Sie legte es recht darauf an, Valeska durch ihre Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zu bestricken. Und das gelang ihr. Valeska selber war häufig im Zweifel darüber, ob sie eigentlich den Herrn Pfarrer besuchte oder die frische, kernige, liebenswürdige Schwester. Fräulein Klara ging oft genug ihrer häuslichen Arbeit nach, während der greise Priester mit der Erlaubnis der Frau Baronin seine lange, schwerquastige Pfeife rauchte und sich eifrig mit ihr ins Gespräch vertiefte. Das ist besser für ihn, dachte die freundliche Klara, als wenn er sich bei den garstigen Büchern die lieben Augen verdirbt und sich krumm sitzt über der schwarzgetüpfelten Sternkarte.

Eines Nachmittags in der zweiten Oktoberhälfte hatte der Freiherr mit dem geräuschvollen Kreisarzt und zwei Herren aus Duisburg einen Jagdausflug unternommen. Das Wetter war prachtvoll: mäßiger Frost, gerade genug, um die leidige Nässe zu bändigen; windstill und keine Wolke am Himmel. Seit Wochen hatte man nicht diese großartige Klarheit der Horizonte gesehen.

Valeska saß wieder in der Studierstube des Pfarrers und lauschte ihm andächtig, wie er mit gutem Humor und vortrefflicher Schilderungsgabe von seiner Jugend erzählte. Aus den prunklosen Worten des Mannes trat jede Gestalt, jedes Ding und jedes Verhältnis greifbar und leibhaftig heraus. Es war eine Freude, ihm zuzuhören. Die treue Klara lehnte strickend im Rohrstuhl und begleitete die ihr längst vertrauten Geschichten des Bruders ab und zu mit einem hellen, wohlklingenden Auflachen.

Nun schlug es fünf. Die letzten tiefroten Strahlen der Abendsonne blitzten auf dem gedunkelten Mobiliar. Wie der Pfarrer jetzt innehielt, ließ er den forschenden Blick hinausschweifen über die frostklare Landschaft — bis zu dem tiefschwarzen Wald, der seine kahlen Äste wie ein scharfgegliedertes Netzwerk in den glanzüberfluteten Himmel hob.

„Eine wundervolle Beleuchtung!“ sagte er nachdenklich. „Und ein Wetter wie geschaffen zum Auslugen in die Abgründe des Weltalls!“ Er hatte bis jetzt schon ein paarmal seine astronomischen Studien erwähnt, ohne daß Frau von Günther ein besonderes Interesse gezeigt hätte. Jetzt fragte er geradezu: „Möchten Sie nicht einmal einen Blick durch mein Teleskop thun? Die Luft ist heute so klar wie Krystall. Und in zwanzig Minuten längstens wird der Jupiter sichtbar.“

Das war nun freilich etwas anderes als die bloße Gelehrsamkeit, die ganze Folioblätter mit krausen Ziffern und Wurzelzeichen bedeckt. Die junge Frau sagte mit großer Lebhaftigkeit ja.

Als es nun dämmerte, ließ sich der Pfarrer von seiner Schwester Klara in den pelzgefütterten Rock helfen. Auch Valeska zog ihren Mantel an. Der Geistliche nahm eine kleine Windlampe und schritt langsam voraus. Fünfzig schmale Holzstufen führten nach dem rohgezimmerten Observatorium, das ein leicht

bewegliches Fernglas auf hohem Metallständer, zwei Stühle und einen Tisch enthielt.

Der Priester schob von der einen Seite des viereckigen Baues den Vorhang zurück und rollte den Laden hoch. Dann richtete er das blinkende Messingrohr nach der Himmelsgegend, wo der Planet Jupiter wie eine fernschwebende Rundflamme hell im Azur stand. Er drehte und rückte, bis er den Gegenstand seiner Beobachtung scharf ins Gesichtsfeld bekam. Dann sagte er freudig:

„Wundervoll! Kommen Sie rasch, Frau Baronin! Einer der Monde tritt jetzt eben hinter der Goldkugel hervor. Hier, bitte!"

Valeska drückte ihr Auge fest wider das Instrument. Sie war sprachlos. Sie sah eine Scheibe, nahezu doppelt so groß als unser Vollmond. Um diese Scheibe herum leuchteten in verschiedenen Abständen vier kleinere Körper, die Jupitermonde, etwa so anzuschauen wie ruhigstrahlende Sterne ersten Ranges. Der Planet selbst glühte von so fremdartig mildem Licht, daß Valeska den Eindruck hatte, als erblicke sie hier eine andere Welt, auf die unser irdischer Maßstab nicht mehr Anwendung finde.

„Das Ganze bewegt sich," rief sie nach einer Weile. „Es schwindet hinweg. Jetzt seh ich kaum noch die Hälfte."

„Die Folge der Erdumdrehung," sagte der Pfarrer. „Auf wirklichen Sternwarten sind Maschinerien thätig, die das fortwährend ausgleichen. Ich in meinen bescheidenen Verhältnissen muß mir das Rohr ab und zu mit der Hand nachrücken. Bitte, erlauben Sie! — Da! Nun ist abgeholfen! Sie sehen jetzt deutlich, wie sich der Mond links mehr und mehr von dem Hauptkörper entfernt."

Valeska trat von neuem ans Teleskop. Ihr Antlitz brannte. Von diesen Vorgängen und Verhältnissen hatte sie schlechterdings keine Ahnung gehabt. Solange sie daheim in die Schule ging, war sie auf dem Gebiet der Himmelskunde nie unterrichtet worden. Dergleichen „hatte man" erst in den zwei oberen Klassen. Im Kloster Arley jedoch hielt man sich von den exakten Wissenschaften nach Möglichkeit fern. Man lehrte dort außer Französisch und Weltgeschichte höchstens ein wenig Geographie und Botanik. Valeska wußte nur ganz beiläufig, daß es im Weltraum Fixsterne und Planeten giebt, daß die Erde sich mit einigen Schicksalsgefährten gleicher Kategorie um die Sonne dreht, und daß der Mond sie begleitet. Wie aber unser Sonnensystem aufgebaut ist, welcher Art seine Glieder sind, wie sich die einzelnen Körper zu einander verhalten und welche Stellung das ganze im Kosmos einnimmt, davon hatte sie keine Vorstellung.

Der Priester gab ihr nunmehr ein paar kurze Erläuterungen. Noch einmal rückte er ihr das Fernrohr zurecht. Und wieder vertiefte sie sich in den Anblick der mildleuchtenden Wunderkugel.

Nach einer Weile bat Herr Schmidtborn um die Erlaubnis, ihr etwas zeigen zu dürfen, was noch sehenswerter und merkwürdiger sei als die Jupiterscheibe. Er öffnete das gegenüberliegende Fenster und richtete das Metallrohr auf einen viel kleineren, minder leuchtkräftigen Stern, der sich im Teleskop den Blicken der staunenden jungen Frau als eine sanftschimmernde Kugel mit schrägrollendem Ring offenbarte.

„Der Planet Saturn," erläuterte Pfarrer Schmidtborn. „Er liegt noch um ein tüchtiges Stück weiter hinaus als Jupiter. Ein unheimlicher Geselle, einzig in seiner Art. Von seiner riesigen Größe werden Sie sich einen schwachen Begriff machen, wenn Sie bedenken, daß der freischwebende Ring, der doch den Hauptkörper fast zu berühren scheint, mehr als viertausend Meilen davon entfernt ist; so weit also, daß sich zwei Kugeln vom Umfang der Erde ganz bequem in dem Zwischenraum nebeneinander bewegen könnten."

Nach fünf Minuten erhob sich ein starker Wind. Die Lampe flackerte hoch auf; die hölzernen Rollläden erkrachten und klapperten.

„Lassen wir's lieber für heute genug sein," mahnte der Priester. „Es wird hier ungemütlich. Drunten im warmen Zimmer können wir ja noch ein Weilchen über den alten Saturn reden."

Er schloß die Fenster, hakte die Vorhänge ein und ging zur Stiege. Valeska folgte ihm in stummer Erwartung.

Und nun entspann sich in der kleinen trauten Studierstube ein Gespräch, das allmählich zum gemeinverständlichen Vortrag ward. Es gewährte dem alten Herrn augenscheinlich die größte Freude, dieses unwissende

junge Geschöpf in die Wunder des Weltalls einzuführen, zwanglos, plaudernd, leichtblütig — und dennoch im rechten Augenblick weihevoll und der Bedeutung des Gegenstands angemessen. Bei Merkur anfangend, schilderte er knapp und mit kurzen Schlagworten sämtliche Wandelsterne, die vom Faden der Schwerkraft gehalten, unsere Sonne umkreisen. Durch Zuhilfenahme von Beispielen aus dem Bereich irdischer Raum- und Bewegungsverhältnisse wußte der kluge Sprecher seinen Darlegungen die denkbar größte Anschaulichkeit und Kraft zu verleihen. Wenn er dann immer wieder das Riesenhafte durch Riesenhafteres übertrumpft hatte, schwebte auf dem Gesicht Valeskas ein Hauch von Angst, dem Taumel verwandt, der uns am Rande gähnender Abgründe ergreift. Als er zum Schluß bemerkte, von dem unermeßlich entfernten Neptun aus würde ein irdisches Auge den Sonnenball nur noch als winziges schwachfunkelndes Sternlein erblicken, da erbebte Valeska bis in ihr innerstes Mark hinein.

„Das also ist unser Sonnensystem!“ sagte Herr Schmidtborn nach kurzem Schweigen. „Und doch bedeutet das Ganze nur einen Tropfen im Ocean! Jeder von diesen leuchtenden Punkten dort oben ist der Mittelpunkt eines Sonnensystems. In ewig unerschöpflichen Strudeln kreist Bewegung durch den endlosen Raum. Die Milchstraße ist nur eine riesenhafte Anhäufung von Milliarden und aber Milliarden unermeßlicher Welten.“

Die Uhr schlug sieben.

„Schon so spät,“ sagte Valeska wie traumverloren. Und zögernd erhob sie sich, dem Priester die Hand zu reichen.

„Leben Sie wohl! Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen! Schade, daß es nun schon zu Ende ist!“

„Nun, Fortsetzung folgt,“ sagte der alte Herr gütig. „Mit tausend Freuden steh ich der gnädigen Frau zur Verfügung.“

„Adieu, Frau Baronin,“ sagte die gutherzige Klara. „Die Trude wird Sie begleiten.“

Und so schritt Valeska von Günther an der Seite des flachsblonden Hausmädchens still und ernst in die frostklare Nacht hinaus. Zu ihren Häupten wölbte sich der gestirnte Oktoberhimmel. Von schauernder Andacht ergriffen, sah sie empor. Eine Ahnung von der Unendlichkeit der Welt war ihr aufgegangen.

In seltsam bewegter Stimmung erreichte Valeska ihr Heim. Der Freiherr empfing sie bereits im Treppenhaus. Er hatte auf seinem Pirschgang zwei stattliche Rehböcke und einen Fuchs geschossen und war vortrefflicher Laune.

„Du scheinst dich ja nächstens bei dem alten Herrn Pfarrer seßhaft zu machen,“ scherzte er freundlich und zog die junge Frau etwas ungestüm nach dem Speiseraum. „Unser Abendbrot ruft, und ich hab einen ganz mordsmäßigen Hunger. Ich höre von Kraus, daß es Perlhühner giebt. Mein Lieblingsgericht. Bravo! Da bist du wohl einverstanden, wenn ich zu diesen Perlhühnern eine Bouteille Röderer carte blanche knicke? Ich hab sie schon kalt gestellt. Perlhühner und Röderer carte blanche — die hat Gott füreinander geschaffen! Aber nun setz dich doch und laß dir erzählen, was ich mit unserem Doktor erlebt habe. Denke dir nur, als wir zu vieren so durch die Londsberger Schneise gehen ...“

Und nun begann er mit großer Lebhaftigkeit seinen Tagesbericht, während er sich ein halbes Dutzend Sardinen vorsichtig auf den Teller lud.

Valeska hörte ihm schweigend zu. An diesem Abend schien ihr der Freiherr und sein Gespräch merkwürdig geistlos. Wie kam es nur, daß in all seinen flotten, manchmal ganz drolligen Redewendungen fast nie ein Gedanke stak? Mit wachsender Unlust ward sie sich klar darüber: der Kreis der Interessen, für die ihr Gemahl sich erwärmte, war außerordentlich knapp und beschränkt. Außer der Landwirtschaft kannte er nur noch die Jagd. Ein Hauptthema seiner Unterhaltung war die mutmaßliche Witterung. Ab und zu floß eine schwächliche Anekdote mit ein, über die er dann selbst mit großer Ausgiebigkeit lachte. Früher schon hatte Valeska an dieser stürmischen Heiterkeit nur in Ausnahmefällen sich halbwegs beteiligt. Heut aber dünkte ihr alles — Erzählung, Späße und anekdotische Einschiebsel — unbeschreiblich öde und langweilig. Was verschlug ihr die Art und Weise, wie der unsympathische Doktor ein Wild gefehlt hatte? Oder was

fragte sie nach dem Kaliber seines neuen Gewehrs? Und diese endlose Fuchsgeschichte, die jeglicher Pointe entbehrte!

Valeska ward mit jedem Augenblick nachdenklicher. Sie aß nur ganz wenig. Der erstaunliche Appetit, den ihr Kurt nach seinem vielstündigen Jagdgang entwickelte, fiel ihr fast auf die Nerven. Wie behäbig er kaute! Und wie lüstern er schmunzelte, wenn er die Sektschale zu dem rotschwellenden Munde führte!

Jetzt sollte sie mit ihm anstoßen. Sie that es in halber Verlegenheit und nippte dann wie ein verschüchterter Backfisch. Er schaute sie prüfend an.

„Fehlt dir etwas?“ fragte er fürsorglich.

Das gab ihr Veranlassung, sich etwas mehr zu beherrschen.

„Nein, Kurt! Ich bin nur sehr müde.“

„Na, wir können uns ja beizeiten aufs Ohr legen.“

* * *

Von diesem Tage an nahm der Verkehr Valeskas mit dem alten ehrwürdigen Priester einen noch stärkeren Aufschwung. Sobald es nur anging, schlug sie den Weg nach dem lauschigen Häuschen ein und verbrachte dort Stunden der Weihe und der edelsten geistigen Anregung. Mehr und mehr erschloß ihr der Umgang mit dem ausgezeichneten Manne die unermeßlichen Wunder des Weltenbaues. Ihre Begeisterung ward allmählich zur Schwärmerei, und der geistliche Herr fand mit jedem neuen Beisammensein mehr Vergnügen daran, ihre Kenntnisse, Begriffe und Einsichten zu erweitern.

Sie sah Nebelflecke, die sich im Fernrohr als eine milchstraßenähnliche Anhäufung von Sonnensystemen darstellten. Sie sah mattschimmernde Urnebel, die sich erst im Laufe unendlicher Jahrmilliarden zu Sonnensystemen umbilden sollten. Der Priester erörterte ihr die Bewohnbarkeit der Planeten, die zweifellos um die Mehrzahl dieser selbstleuchtenden Sterne einherkreisen, und führte dabei die Worte Jesu an: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Er entwarf ihr in kurzen Umrissen die Nebulartheorie Laplaces und Kants, und seine Ausführungen gipfelten eines Tages in der schwungvollen Stelle aus Du Prels „Philosophie der Astronomie“, die er ihr wörtlich vorlas. Es ging ein Hauch großartigster Andacht durch das Gemach, als er dies Bruchstück fast im Ton eines Gebetes zum Vortrag brachte und die Worte zuletzt Silbe für Silbe langsam verhallen ließ.

„So mündet,“ klang es von seinen Lippen, „die moderne Naturwissenschaft in jene uralten Ahnungen des Menschengeschlechts ein, die schon einmal im fernen Hindostan durch Sakhya Muni zum religiösen System ward, durch jenen Buddha, der mit den Worten starb: ‚Alles ist dauerlos.‘ Von Nebelflecken durch Konzentration zu Sternhaufen, von Sternhaufen durch Verflüchtigung zu Nebelflecken, vom Nirwana zur Sansara und wieder zurück ins Nirwana: so atmet der große Pan auf und nieder.“

Valeska war von einer Art seligen Grausens erfüllt. Das irdische Staubkorn, auf dem wir unser vergängliches Dasein führen, kam ihr unsagbar nichtig und klein vor.

Nach langer Pause fügte der geistliche Herr eine Bemerkung hinzu, die eine Antwort sein sollte auf eine stumme Frage der gläubigen Katholikin.

„Nein, Frau Baronin,“ sagte er liebevoll und ergriff ihre Hand, „das steht nicht im Widerspruch mit dem Gotteswort. Im Gegenteil: die Schöpfungsgeschichte, wie sie Moses erzählt, deckt sich fast bis ins einzelne mit den Ergebnissen unserer Naturforschung. Nur müssen wir in der Bildersprache des Orients zu lesen verstehen. Und wenn der Herr seinen Bevorzugten schon damals Einblicke in die Rätsel des Alls gewährte, so mußten doch diese Einblicke auch dem Verständnis der Zeit angepaßt sein.“

Valeska trug eine seltsame Scheu, ihrem Gemahl etwas von diesen Belehrungen mitzuteilen. Sie hatte das peinliche Vorgefühl, er werde sie auslachen. Was brauchte sich eine Baronin von Günther im ersten Jahr ihrer Verheiratung um das Auf- und Niederatmen des großen Pans zu bekümmern? Wenn sie sich langweilte, gab es da nichts Gescheiteres als derartige unklare Phantasmen? Schlittenfahrten zum Beispiel oder ein hübscher Whist en quatre mit dem fröhlichen Kreisarzt und seiner gutmütigen Adelaide! Zur Not konnte man ja auch endlich den Landaufenthalt quittieren und nach der

Stadt ziehen, wo es Theater, Konzerte und Routs in Hülle und Fülle gab. Vielleicht fand sie auch wieder am Tanzen Geschmack. Sie hörte ihn schon, wie er ihr mahnend bewies, die Stadt sei wirklich für sie das allervernünftigste. Er hatte erst neulich einmal stark darauf angespielt. Und sie wollte doch nicht.

Nein, unter keiner Bedingung! Sie lebte und webte ja nur noch in dem Verkehr mit dem alten friedsamen Weltweisen, den sie inzwischen auch als wahrhaften Menschenfreund und aufopfernden Wohlthäter aller Bedürftigen kennen gelernt hatte. Er war, ohne es zu ahnen, ihr Licht in der Finsternis eines zwar äußerlich ruhigen, aber verfehlten Lebens.

Übrigens wußte sie diesen Verkehr so einzurichten, daß ihr Gemahl niemals darunter zu leiden hatte. Meistens ging sie jetzt unmittelbar nach Tisch auf ein Stündchen hinüber, wenn der Baron schlief; mitunter auch vormittags, wenn er Geschäftsbriefe schrieb oder mit seinem neuen Inspektor Schach spielte. Jedenfalls brauchte der Freiherr nie auf sie zu warten. Es war dies vielleicht mehr Selbstsucht als wirkliche Rücksicht. Nur so konnte sie hoffen, daß ihr Gemahl ihr auf die Dauer nichts in den Weg legen würde.

Eines Abends hatte das Ehepaar sich nach mehrstündigem Beisammensitzen müde zurückgezogen. Der Freiherr schlief sofort ein. Ruhig und gleichmäßig ging sein behäbiges Schnarchen, während Valeska, die Hände im Schoß gefaltet, wach in den Kissen lehnte. Ihr brennender Blick starrte wie geistesabwesend durch das halb nur verhangene Fenster. So verfolgte sie trostlos das langsame Aufsteigen des letzten Mondviertels, das brandrot über dem schwärzlichen Walde stand. Zum erstenmal seit ihrer Verheiratung kam es ihr mit der vollen Wucht der Unwiderruflichkeit zum Bewußtsein, daß sie im Grund ihres Herzens todunglücklich war. Ihre Gedanken schweiften mit selbstquälerischer Hartnäckigkeit zurück in die Vergangenheit. Die Gestalt des Geliebten, den sie so grausam verloren hatte, schien sie unsichtbar zu umschweben und ihr Worte der Anklage und des Mitleids zuzuraunen. Jetzt erst begriff sie, was er mit seinem blaßrot getönten Heimwehbild hatte sagen wollen.

Zwischendurch machte sie sich ihrer Trostlosigkeit wegen die bittersten Vorwürfe. Dies Zurückdenken war doch fast ein Verrat an dem arglosen Mann hier, dem sie aus freien Stücken vor dem Altar unverbrüchliche Treue gelobt hatte. Und wie kam es, daß diese Qual sie just heute so stürmisch ergriff? Hatte sich denn irgend etwas Besonderes ereignet? Sie war, wie so häufig, etliche Stunden bei ihrem alten, ehrwürdigen Freund gewesen. Wirkte vielleicht der Gegensatz zwischen der leuchtenden Weisheit des Priesters und der dumpfen Alltäglichkeit ihres Gemahls stärker als sonst? Plötzlich wußte sie, wie das zusammenhing. Eine Bemerkung des Priesters hatte sie mit fast schreckhafter Ähnlichkeit an Karl Schurz erinnert.

Noch lange nach Mitternacht rang sie mit diesen qualvollen Eindrücken. Immer höher und glänzender stieg das abnehmende Mondviertel über der schlafenden Welt empor.

Endlich ward sie ihrer Anwandlung Herr. Von neuem gelobte sie sich, den Lebensgefährten, den ihr der Himmel gegeben hatte, still zu ertragen, ihm eine pflichttreue Gattin zu sein bis an das Grab und sich an dem Bewußtsein aufzurichten, daß Gott ihr dereinst die schmerzensvolle Entsagung, die sie geübt hatte, anrechnen werde als ein unvergängliches gutes Werk. Es glückte ihr aber diesmal nicht so vollkommen wie früher, sich mit dem Schicksal abzufinden. Ein Rest von Unklarheit und Beklemmung blieb ihr unausrottbar zurück.

Gegen vier Uhr entschlummerte sie, halb von dem Knarren eines früh dahinkeuchenden Bauernwagens, halb von dem Schnarchen des Eheherrn eingewiegt, das jetzt lauter und kräftiger anschwoll, fast wie der Ton einer Handsäge in splitterndem Fichtenholz.

*   *
*

Zu Anfang Dezember erhielt der Baron einen ausführlichen Brief seiner Schwiegermama. Frau von Kronach schrieb entweder gar nicht oder acht Seiten lang. Ihre Epistel verfolgte diesmal den Zweck, die Günthers um jeden Preis für ein paar Wochen zur Übersiedelung nach der Stadt zu bewegen. Kurt las diesen Brief mit großer Genug-

thuung, steckte ihn seelenvergnügt ein und trat zu Valeska in das hellrot ausgeschlagene Boudoir.

„Liebes Kind,“ sagte er mit einem Anflug komischer Feierlichkeit, „deine Mama läßt nicht locker. Sie ladet uns auch heute wieder so dringlich ein, daß wir uns doch allmählich mit dem Gedanken vertraut machen müssen … Und ich find's auch gar nicht so unklug. Sechs, acht Wochen vielleicht. Was hältst du davon?“

„Bester Kurt,“ gab sie zögernd zur Antwort, „du weißt, wie sehr ich an Papa und Mama hange. Aber ich fühle jetzt vor dem aufregenden Großstadtlärm einen förmlichen Horror. Die Stille hier draußen ist mir noch dringend Bedürfnis.“

„Stille, ja, die hast du hier vollauf. Aber dazu auch etwas Einförmigkeit und Öde. Mir persönlich würde es einen ganz heillosen Spaß machen, dich dem Publikum endlich einmal in Lebensgröße als meine Frau vorzustellen. So ein paar Wochen — etwa bis Anfang Februar — würden dich wohl nicht umbringen.“

„Mir graut davor. Wirklich, es geht nicht. Wir können die Eltern ja im April oder Mai zu uns herbitten. Da hat man auch weit mehr voneinander als jetzt in der Stadt, wo es doch nur von Fest zu Fest geht. Nein, Kurt! Ich will das der guten Mama selbst auseinandersetzen. Gieb mir den Brief! Ich schreib ihr noch vor Abgang der Post.“

Der Freiherr händigte ihr die acht Seiten aus und entfernte sich achselzuckend. Er war über Valeskas Weigerung etwas verstimmt. Bald aber legte er sich die Sache zu seinen Gunsten aus. Wenn die kaum zwanzigjährige Frau so gar kein Verlangen nach modischer Geselligkeit trug, so war das im Grunde für ihn als Ehegatten höchst schmeichelhaft. Besser, sie schwärmte zu einseitig für Gräfenroda, als wenn sie Neigung verspürt hätte, auf dem Parkett der Großstadt allzu lebhaft mit Offizieren und Referendaren zu tändeln.

Valeska hatte sich mit dem Brief ihrer Mama dicht ans Fenster gesetzt. Sie las Zeile für Zeile mit wachsender Aufmerksamkeit. Der Brief enthielt — außer der mehrfach wiederholten herzlichen Einladung — so viel Stadtneuigkeiten, daß sich der Freiherr diesmal gewiß nicht über die Knappheit dieser Zusammenstellung beklagen durfte. Einiges war auch für die Baronin recht interessant, so wenig sie sonst an den Geschehnissen der Heimat innerlich Anteil nahm. Das lag ja nun weit hinter ihr.

Die letzte Nachricht, die Frau von Kronach in Gestalt einer Nachschrift angefügt hatte, war für Valeska von allen weitaus die bedeutsamste. Sie ward beim Lesen blaß und gleich danach rot und ließ dann den Brief schwer nachdenklich in den Schoß sinken. Frau von Kronach meldete in dieser Nachschrift, Fanny Knauff, die zweite Enkelin der Frau Landgerichtsdirektor, sei nach Berlin abgereist. Und dann kam die Entstehungsgeschichte dieser plötzlichen Abreise. Wie gewöhnlich: ein Herzensroman. Der Bewerber um Fannys Gunst war als Protestant von dem Vormund des jungen Mädchens hartnäckig abgelehnt worden. Schließlich hatte sich denn auch Fanny Knauff in das Unabänderliche gefügt und weilte nun in der Reichshauptstadt bei entfernten Verwandten, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, das unglückliche Kind wieder aufzurichten.

Valeska war tief erschüttert. Sofort kam ihr der Einfall, diese Mitteilung zu benutzen, um die ganze Frage mit ihrem alten väterlichen Freunde klar zu erörtern. Bis jetzt hatte sie sich vor diesem Thema gescheut, weil sie befürchtete, einen Schluß auf ihre eigenen Erlebnisse nahezulegen. Jetzt aber bot sich ihr die erwünschte Gelegenheit, ihr persönliches Schicksal unter der Maske eines fremden rückhaltlos zur Sprache zu bringen. Und das war ihr seit längerer Zeit schon tiefstes Herzensbedürfnis. Auf diese Art hoffte sie, ohne sich doch verraten zu müssen, das Lob ihrer Standhaftigkeit und die Bestätigung der Thatsache zu hören, daß sie trotz alledem das Echte und Rechte getroffen habe. Wenn er das sagte, der mild-freundliche Priester mit den blauen Prophetenaugen, dann war die Möglichkeit einer zweifelnden Anwandlung, wie sie ihr neulich beim Schimmer des letzten Mondviertels aufgetaucht war, ein für allemal über Bord geworfen.

Gleich nach Tisch, während sich der Baron laut gähnend auf den geblümten Diwan legte, begab sich Valeska voll heimlicher Ungeduld zu den Schmidtborns. Der Pfarrer saß

rauchend am Fenster seiner Studierstube und las die Zeitung. Fräulein Klara war in der Küche und kochte den Nachmittagskaffee.

Als die Baronin eintrat, wollte Herr Schmidtborn sich rasch erheben. Sie aber wehrte ihm. Ohne erst abzulegen, rückte sie einen Korbstuhl heran und setzte sich.

„Wie geht's?“ fragte Herr Schmidtborn, den schönen, weißhaarigen Kopf neigend. „Mich dünkt, Sie sehn etwas bleich aus?“

„Finden Sie, Hochwürden? Mag wohl sein. Ich habe da eine recht traurige Nachricht erhalten.“

„Aber doch hoffentlich nichts, was die Familie ...?“

„Gott sei Dank, nein. Überhaupt: kein Todesfall. Aber vielleicht etwas Schlimmeres.“

Sie zog ihre Handschuhe aus und erzählte. Anfangs mit großer Befangenheit. Dann bestimmter und sicherer. Unwillkürlich gab sie der Sache die Färbung, als sei diese Fanny Knauff ihre teuerste Herzensfreundin.

„Es ist hart,“ so schloß sie mit seufzendem Pathos, „aber es läßt sich nicht ändern. Im Bewußtsein erfüllter Pflicht wird sie ja wohl auch allmählich den Frieden finden. Dazu verhelfe ihr Jesus Christus!“

Der greise Priester hatte ein paarmal wie aufhorchend die Bernsteinspitze seiner altertümlichen Pfeife aus dem Munde genommen, ohne jedoch die Erzählung Valeskas zu unterbrechen. Jetzt schüttelte er langsam und schwermütig den Kopf.

„Allgütiger Gott,“ sprach er mit einem flüchtigen Aufblick nach oben, „wann wird die Zeit kommen, da deine Kinder dich recht begreifen? Wann wird die Menschheit einsehen, daß es in göttlichen Dingen sich nicht um die Form, sondern ums Wesen handelt? Und daß wahre, tiefgläubige Frömmigkeit in jedem Bekenntnis möglich ist?“

„Wie? Sie meinen im Ernst ...?“ fuhr Valeska heraus.

„Ich meine, gnädigste Frau Baronin, daß es auf Erden nichts Schöneres giebt als die echt christliche Duldung. Konnten Sie sich denn jemals mit dem Gedanken befreunden, daß diese ungezählten Millionen, die ihren Gott unter dem Schutzpanier einer anderen Kirche verehren als wir Katholischen, deshalb auf ewig verworfen seien vor seinem Angesicht? Ist es nicht ein Himmel, zu dem wir emporschauen? Nicht ein Geist, der uns alle mit seinem Lichte durchströmt? Die Gläubigen sollten sich lieber auf das besinnen, was sie vereint, als auf das, was sie scheidet.“

Valeska blickte ihm starr ins Gesicht. Er aber fuhr mit wachsender Innigkeit fort:

„So vieles von dem, was da die fromme Einfalt für den ureigensten Kern hält, ist nur Symbol, nur Andeutung, nur stammelndes Ringen nach Ausdruck. Kein irdisches Wort vermag das Unendliche, Göttliche unmittelbar wiederzugeben. Wir bemühen uns nur, jeder in seiner Sprache, dem niemals Erreichten bildlich näher zu kommen. Und nun soll ein Unterschied dieser Anschauungsformen zwei junge Herzen, die Gott füreinander geschaffen hat, auf immerdar voneinanderreißen? Nein, Frau Baronin! Ich weiß wohl, daß viele von meinen Amtsbrüdern — ehrliche Männer von untadeligem Wollen — hier anders denken. Mir aber ist eine derartige Trennung immer als Frevel erschienen, als eine Auflehnung gegen die göttliche Fügung. Wie sagt doch der fromme Dichter? ‚Gott der Herr weint, wenn Liebe von Liebe läßt‘ ...“

„Hochwürden,“ hauchte Valeska, „damals in Arley ... die fromme Äbtissin ...“

Dann plötzlich abbrechend, wahrte sie noch rechtzeitig ihr trübes Geheimnis. Sie fand einen Übergang und sagte mit großer Bedächtigkeit:

„Aber es walten hier doch immerhin Gegensätze ernster Natur ob. Und läuft nicht bei einer solchen Verbindung der gläubige Katholik dauernd Gefahr, seines Glaubens verlustig zu gehen und der Hölle anheimzufallen?“

Abermals schüttelte Pfarrer Schmidtborn sein ehrwürdiges, lockenumglänztes Haupt.

„Nein, meine Tochter! Was in der Tiefe des Herzens wurzelt, was Gott selber da eingepflanzt hat, das kann niemals zerstört werden durch die Lebensgemeinschaft mit einer Seele, die man wahrhaftig liebt und von der man wieder geliebt wird. Liebe ist unvereinbar mit der Verdrängung dessen, was der andere für heilig hält. Gewiß dünkt es auch mir ein schönerer, idealerer Zustand, wenn zwei Ehegatten das gleiche Bekenntnis haben und in der nämlichen

Weltanschauung heranreifen. Den Segen dieser Gemeinschaft kennen Sie ja aus eigener Erfahrung. Wo aber die Gleichheit fehlt, da hilft eben die christliche Duldung mühelos über die drohende Klippe hinweg. Und jedenfalls ist eine solche Ehe, wenn sie auf wirklicher Neigung beruht, dem Allgütigen wohlgefälliger als eine lichtlose Konvenienzheirat bei gleichem Bekenntnis. Das Wort des Heilandes: ‚In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen‘, gilt auch von jenem geistigen Weltraum, wo die Ideen kreisen.“

Er hielt einen Augenblick inne. Valeska war keines Wortes fähig.

„Sehen Sie, Frau Baronin,“ hob er dann wieder an und sah ihr leuchtenden Blickes in die Augen, „ich bin fest überzeugt, daß ich mit dieser Auffassung dem Geiste des Urchristentums näher bin als mancher streitbare Heißsporn, der da nichts gelten läßt, was sich ihm nicht bis auf das letzte Jota unterordnet. Die Kirche hat seiner Zeit solche Heißsporne nötig gehabt, als sie im Kampfe lag mit einer Welt von Gegnern, als sie thatsächlich die kriegführende Kirche war, die ecclesia militans. Jetzt aber, da durch die Seele der Völker ein so heißes Verlangen nach Frieden und nach Versöhnung geht; jetzt, da selbst der Kalif in Konstantinopel Grüße tauscht mit dem heiligen Vater zu Rom: jetzt dünkt mich die Unduldsamkeit, auch die aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen, vollständig überlebt. Ein neues Jahrhundert glänzt schon am Horizont, das die Gepflogenheiten von ehedem nicht mehr verstehen wird. Ihre Freundin aber und ihre Berater wandeln im Irrtum. Gott, der die Liebe ist, mag ihnen gnädig verzeihen; denn sie wußten nicht, was sie thaten!“

Klara Schmidtborn, die jetzt mit dem dampfenden Kaffee hereintrat, unterbrach dieses Gespräch. Sie warf einen lauten, weltlichen Klang in die feierlich-ernste Stimmung des Augenblicks. Ihr frisches Geplauder gab der jungen Frau Gelegenheit, sich zu fassen. Der Priester merkte nicht, was in Valeska vorging, oder er schrieb es auf Rechnung des Mitleids und des Kummers um ihre Freundin. Im Grund ihres Herzens aber sah es aus zum Erbarmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die nun folgende Nacht war für Valeska die schrecklichste ihres Lebens. Was ihr da neulich das Hirn durchwühlt hatte, als sie das langsame Aufsteigen des letzten Mondviertels beobachtete, schien im Vergleich mit der Qual von jetzt eine harmlose Spielerei. Sie lag da wie im Starrkrampf und blickte verstört empor in die brütende Finsternis. Ab und zu quoll es ihr vor den Augen wie schwarzblaues Gewölk, aus dem einzelne rotleuchtende Punkte hervorblitzten. Sie mühte sich krampfhaft, sich die Vorstellungen ins Gedächtnis zurückzurufen, die sie damals beherrscht hatten, als sie dem Mann ihrer Wahl so kalt-höflich den Abschied gab. Aber die Gründe, die ihr vor kurzem noch so unwiderleglich gedünkt hatten, blieben jetzt vollständig wirkungslos, während das einst so berghohe Hindernis kläglich dahinschmolz! Sie bot ihre ganze Logik auf, die frommen Erörterungen ihrer Mama und der Frau Äbtissin vor sich selbst zu verteidigen. Aber die Worte des greisen Priesters, der so eindringlich von der christlichen Duldung sprach und alle Feindseligkeiten und Gegensätze in Frieden und göttlicher Liebe auflöste, trugen den Sieg davon und ließen ihr das Vergangene mehr und mehr im Licht eines unermeßlichen Irrtums erscheinen.

Ja, so war es! Sie hätte ihrer heiligsten Überzeugung treu bleiben und doch dem Geliebten die Hand reichen können zum Bunde fürs Leben! „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Unter welcherlei Bildnis der teure Mann das Göttliche anschaute, darauf kam es nicht an, sondern darauf, daß sein Gemüt überhaupt sich von dem Irdischen, Kleinen, Alltäglichen aufwärts nach dem Urquell der Wahrheit, nach dem Ewigen sehnte. Und hieran hatte sie niemals gezweifelt. Der flüchtigste Blick in sein träumendes Künstlerauge verriet, daß er zu den Auserwählten gehörte, die da sprechen: alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Valeska rang verzweifelt die Hände. Wie zum Hohn auf ihr Elend ward ihre Einbildungskraft nicht müde, ihr mit unerschöpflicher Bilderfülle das Leben zu malen, wie es sich hätte gestalten können, wenn sie früher vom Geiste des ehrwürdigen Priesters wäre beeinflußt worden. Denn — das fühlte sie tief — nur von ihr hatte das abgehangen. Den Widerspruch ihrer Eltern würde sie

mit der Zeit noch bewältigt haben, wäre sie standhaft und treu gewesen.

Sie sah im Geiste sein Atelier ... Ein prächtiger, reizvoll ausgestatteter Raum schwebte ihr vor mit wallenden Draperien, Prunktischen, Teppichen, Tierfellen und kostbaren Waffen. Über dem Ganzen lag der Schimmer einer glückseligen Wohnlichkeit. Und nun trat sie selber herein im hellfrischen Morgengewand und schritt liebevoll auf ihn zu und bot ihm zärtlich den Gruß ...

Ein Schauer überrieselte sie, halb Wonne, halb Todesqual. Das Bild zerfloß, und gleich danach stand ein anderes vor ihrer Seele, ebenso greifbar, ebenso licht und sonnig — und das verschmachtende Herz mit jammernder Sehnsucht erfüllend wie ein Himmelsklang, der aus ferner Unendlichkeit an das Ohr der Verdammten dringt.

Das währte so etliche Stunden lang. Ihr Kopf brannte, ihr Herz pochte in harten, unregelmäßigen Schlägen. Zuletzt sprang sie empor und trat ans Fenster. Sie sah durch den Spalt des Rollladens hinaus in die Winterlandschaft. Es hatte geschneit. Jenseit der Parkmauer lagen die Felder und Fluren in grauweißem Dämmerlicht. Der Himmel war schwer bewölkt. Ein gespenstischer Eindruck. Aber es that ihr wohl, so in die leblose Öde zu starren. Die Welt unter den Leichentüchern des Winters — das paßte zu ihr.

Und da drüben im Dunkeln schnarchte wieder ihr argloser Eheherr, das Urbild eines mit sich und der Welt zufriedenen, schwunglosen Biedermanns, der natürlich von dem, was ihr die Seele zerfraß, nicht die leiseste Ahnung hatte, noch haben durfte! Es war fürchterlich!

Frierend und zitternd sank Valeska vor ihrer Bettstatt nieder. Das Blut brauste in ihren Schläfen. Ihre Füße und Hände waren wie Eis. Sie wollte beten, aber sie konnte nicht. Maria, die heilige Gottesmutter, schien sie zurückzustoßen. Sie glaubte zu spüren, daß ein Hauch der Ablehnung, des göttlichen Zorns sie umwehe.

„Schuldig, schuldig, schuldig!“ klang es in ihrer Seele. Und schlotternd hüllte sie ihren müden Leib in die Decken. Sie schloß die Augen und neigte den Kopf, als ob sie in ihrem Elend den Tod erwarte.

Plötzlich fuhr sie von neuem auf.

„Deine Schuld muß gesühnt werden!“ raunte ihr krankes Gewissen. „Um jeden Preis! Du mußt zu ihm! Du mußt ihm in Demut bekennen, daß du gefrevelt hast! Das eine wenigstens soll er erfahren, daß es nicht Mangel an Liebe war! Nein, nicht Mangel an Liebe!“

O, der allgütige Gott wußte es ja! Sie hatte ihn mehr geliebt, als sie in Worten ausdrücken konnte! Und sie liebte ihn noch! Ja, noch jetzt, obgleich es nun Sünde war! Sie konnte doch nicht dafür: es war zu groß, zu gewaltig! Und sie wollte ihn ja auch für die Zukunft ganz und gar aus dem Gedächtnis verbannen. Nur das eine Wort mußte sie ihm auf Erden noch zuraunen: „Vergieb mir und fluche mir nicht!“

Sie grübelte weiter.

Sollte sie wirklich ...? Gab es nicht doch ein Bedenken ...? Vielleicht hat er mich längst vergessen, fuhr es ihr jäh durch den Sinn. Aber nein! Die echte, wahrhaftige Liebe stirbt nicht. Er leidet wie ich. Und es muß ihm ein Trost sein, wenn ich ihm sage, daß ich mit todwundem Herzen ein Opfer gebracht habe. Ein Opfer, das mich jetzt reut wie nichts auf der Welt!

Und nun faßte sie einen tollkühnen Entschluß. Sie wollte dem Freiherrn von Günther alles erzählen. Er war doch ein braver, guter, verständiger Mensch, wenn er auch den gewaltigen Glückshunger ihrer vereinsamten Seele nicht stillen konnte. Der Freiherr sollte mit ihr nach München reisen, sie gleichsam beschützen und führen bei ihrem seltsamen Vorhaben. Sie wollte ja nichts thun, was auch nur den leisesten Schatten auf seine Ehre würfe. Nur diese eine Begegnung mit Karl Schurz mußte er möglich machen. Eine Begegnung unter vier Augen. Die Anwesenheit ihres Gemahls war bei dem, was sie zu sagen hatte, natürlich undenkbar. Aber sie wußte doch, was sie dem Mann schuldig war, dessen Namen sie trug. Und auch er kannte sie ausreichend.

Der abenteuerliche Gedanke wuchs sich zur fixen Idee aus, noch ehe der Tag graute. Alles, was mit so einleuchtender Lebhaftigkeit dagegen sprach, kam ihr nicht zum Bewußtsein.

* *
*

Am folgenden Morgen trat Valeska mit einer Ruhe, die ihr selbst unbegreiflich war, vor den Baron hin, um ihren Vorsatz auszuführen.

Kurt von Günther schaute sie mit seinen gutmütig blinzelnden Augen liebevoll an und fragte sie im Ton eines Vaters, der einen leicht erfüllbaren Wunsch vermutet:

„Na, was hast du, Valeska?"

Beim Klange dieser treuherzigen Stimme brachte sie's nicht über das Herz, ihm die Wahrheit zu sagen. Mitleid und Scham überwältigten sie. Der Freiherr hatte von einer Beziehung Valeskas zu Karl Schurz nicht die leiseste Ahnung. Weit eher hätte er den jetzt glücklich vermählten Lieutenant von Hombrecht beargwöhnt, seiner Zeit dem Fräulein von Kronach etwas gefährlich gewesen zu sein. Und nun sollte sie dies unheilvolle Bekenntnis wie eine Brandfackel in sein argloses Gemüt schleudern —? Was in der Tiefe der Nacht ihr so selbstverständlich erschienen war, dünkte ihr jetzt geradezu ungeheuerlich.

Sie mußte also ihr Ziel, das ihr nach wie vor unverrückt vor der Seele stand, auf Umwegen zu erreichen suchen. Und alsbald kam ihr die entsprechende Eingebung.

„Lieber Kurt," hob sie bedächtig an, „das mit dem Weggehen von hier habe ich mir nun doch überlegt. Ich glaube, die äußere Einförmigkeit unseres Lebens wirkt in der That ungünstig auf meine Nerven. Nur möchte ich jetzt nicht zu den Eltern. Dort sind wir genötigt, allerlei mitzumachen, was mir noch weit schlechter bekommt. Wenn du dagegen Lust hättest — vielleicht nach Süddeutschland —? Ich kenne bis heute weder Stuttgart noch München. Und von dort nach Italien —?"

„Das ist eine ganz famose Idee!" sagte der Freiherr, „und viel gescheiter, als wenn wir der Einladung deiner Mama folgen. Ich persönlich mache mir aus diesen sogenannten Saisonfreuden gar nichts mehr. Mein Zureden geschah nur in der Absicht, überhaupt von hier wegzukommen. Ganz besonders in deinem Interesse. Du mußt hinaus. Der viele Verkehr mit dem alten Schmidtborn mag ja sein Gutes haben: aber er trägt kaum dazu bei, dein Gemüt heiterer zu stimmen."

„O!" versetzte sie aufglühend.

„Na, ich will das jetzt nicht weiter erörtern. Jedenfalls wird es uns beiden gut thun, mal für etliche Wochen hier Schicht zu machen. Im Grunde ist's ja doch ohnedies lächerlich, wenn Leute wie wir noch im Dezember auf ihrem Landsitz hocken. Also es bleibt dabei: wir dampfen dem Süden zu. Heute noch, wenn du willst."

„Sagen wir: morgen!" gab sie zurück und ergriff mit großer Lebhaftigkeit seine Hand. „O, ich bin dir so dankbar, Kurt!"

In der That regte sich in ihr ein warmes Gefühl. Durch seine ganze Auffassung hatte er ihr die Sache so leicht gemacht. Wie jetzt die Dinge lagen, konnte er ja unmöglich Verdacht schöpfen.

Verdacht! Das klang so abscheulich, als hätte sie etwas Böses vor, eine Missethat, einen Verrat. Und doch war sie fest überzeugt, daß sie durchaus nichts plante, was ihren Pflichten auch nur im allergeringsten zuwiderlief. Nur einen Schmerz wollte sie ihm ersparen, etwas Trübes und Schweres, was ihn vielleicht auf Jahre hinaus verfolgt hätte. Für ihr eigenes Gemüt aber hoffte sie eine Entsühnung — und die Befreiung von einer Selbstanklage, die ihr mit Wahnsinn drohte.

Während des Nachmittags fand sich ein halbes Stündchen zur Verabschiedung von den Schmidtborns. Der Freiherr ging diesmal auf Valeskas besonderen Wunsch mit. Der Priester war ein wenig erstaunt über die Plötzlichkeit dieser Abreise. Auch schien ihm die Trennung von seiner jungen Freundin recht schwer zu fallen. Gleichwohl fand er es ganz vernünftig, daß man sich nach so langen Wochen einsamen Landlebens etwas Zerstreuung gönnte. Jüngere Leute bedurften das, und besonders der Herr Baron war ja so gar nicht ans Überwintern auf Gräfenroda gewöhnt.

Beim ersten Frührot bestieg man den Jagdwagen. Der Zug ging um sieben Uhr. Drittehalb Stunden später war man in Köln. Am Nachmittag erreichte man Nürnberg, wo man zunächst Aufenthalt nahm.

Als Herr von Günther dies Verbleiben in der altehrwürdigen Reichsstadt vorschlug, hatte Valeska zwar einen brennenden Stich des Mißmutes empfunden, aber doch ohne

Widerspruch ja gesagt. Sie fürchtete durch zu lebhafte Ungeduld aufzufallen. Sie war jetzt schon völlig Berechnung und spielte Komödie wie eine richtige Sünderin. Mit erkünsteltem Eifer folgte sie ihrem Gemahl in die Sebalduskirche, die Frauenkirche, das Germanische Museum, und wie die Glanzpunkte von Nürnberg sonst noch heißen mögen. Beide Gatten trugen hier ein Interesse zur Schau, das bei dem Freiherrn nie obgewaltet und bei Valeska unter dem Druck ihrer Stimmung erloschen war. Wenn so das Ehepaar fünf Säle mühsam durchwandert hatte und in äußerster Abspannung vor dem Eingang des sechsten stand, wagte es trotzdem nicht, sich diesen sechsten zu schenken. Er nicht, weil er sich schämte, ihr aus Bequemlichkeit den Genuß zu verkürzen; sie nicht, weil sie die fiebernde Unrast ihres Gemüts nicht verraten wollte.

Endlich am Abend des dritten Tages fuhr man im Bahnhof der bayrischen Hauptstadt ein.

* *
*

Das Mahl war vorüber. Der Freiherr hatte mit ausgezeichnetem Appetit die ganze reichhaltige Speisefolge durchgearbeitet, eine Flasche Burgunder und eine Pommery et Greno fast ohne Mithilfe Valeskas bis auf den letzten Tropfen geleert und sich dann den Kaffee aufs Zimmer bestellt.

Während er grundbehaglich in der Ecke des Sofas lag und eine schwere Importe rauchte, stand Valeska am Fenster und blickte angstvoll hinaus in den trüben grauen Dezembertag.

Plötzlich schienen sich ihre Züge zu festigen. Einen Augenblick lang schloß sie die Augen. Dann sich ruhig umwendend, sagte sie leichthin:

„Du, hör mal, da fällt mir ein, hier in München ist eine Pensionsfreundin von mir verheiratet: Lili Pontarlier. Ihr Mann ist, glaube ich, Ingenieur. Die müßte ich anstandshalber einmal besuchen."

Das war vollständig aus der Luft gegriffen. Im Kloster hatte es zwar eine Pensionärin dieses Namens gegeben, aber die war jetzt höchstens vierzehn Jahre alt und wohnte längst wieder bei ihren Eltern in Valparaiso.

„Hältst du das für so unbedingt nötig?" fragte der Freiherr.

„Sie würde mir's übelnehmen, wenn ich's versäumte."

„Aber sie weiß doch gar nicht, daß du hier durchkommst."

„Sie erfährt's aus der Fremdenliste."

„Hm! Waret ihr denn so intim? Bis jetzt hast du mir nie was von ihr erzählt."

Valeska fühlte, daß sie verlegen ward.

„Intim? Natürlich!" sagte sie lebhaft. „Weißt du, ich mache das jetzt sofort ab. Du bist doch zu ermüdet, um was Vernünftiges anzufangen. Ich nehme rasch eine Droschke. Längstens um viertel sechs bin ich zurück."

„Wie du willst!" lallte der Freiherr, der bereits mit den Vorboten des Schlafes kämpfte. Gleich darauf entfiel seiner Hand die Cigarre. Er fuhr ein wenig zusammen, blickte noch einmal auf und legte sich dann mit weit ausgestreckten Beinen zurecht.

Valeska schlüpfte in ihr goldbraunes Pelzjäckchen, setzte den Hut auf und band sich den Schleier vor. Als sie adieu sagte, gab er schon keine Antwort mehr.

Die Stunde war gut gewählt. Zu jeder anderen Zeit würde der diensteifrige Eheherr sie begleitet haben.

Auf die Straße gelangt, machte Valeska einen Augenblick Halt. Zunächst hatte sie keine Ahnung, wohin sie sich wenden sollte. Dann schritt sie auf gut Glück vorwärts.

Nach einer Weile betrat sie ein Galanteriewarengeschäft, kaufte dort eine Kleinigkeit und bat um das Adreßbuch. Mit zitternder Hand blätterte sie wohl zehn Minuten lang hin und her. Umsonst. Der Name des Kunstmalers Karl Schurz war nirgends zu finden.

Da fiel ihr ein, daß junge, ledige Männer, die keinen eigenen Hausstand besitzen, in solchen Verzeichnissen thörichterweise nicht mit aufgeführt werden.

Ein heißes Rot stieg ihr ins Antlitz. War das so ausgemacht, daß Karl Schurz noch zu diesen jungen ledigen Männern gehörte? Jetzt zum erstenmal tauchte ihr der Gedanke auf, daß auch er sich vielleicht getröstet habe. Er hatte doch mindestens ebensogut das Recht wie sie .. Und dennoch überkam sie das jetzt wie etwas Unerhörtes, Entsetzliches. Das Fehlen des Namens hier in dem Buche

bewies noch gar nichts. Seine Verheiratung konnte ins laufende Jahr fallen. Dann kam die Adresse erst in den folgenden Jahrgang.

Ihr Herz blutete. War es die Qual der Eitelkeit, die nicht ertragen kann, daß selbst der Treulosen Gleiches mit Gleichem vergolten wird? Oder fühlte sie bei dem Gedanken an seine Vermählung zwiefach klar und lebendig, was sie verloren hatte? Sie war kaum noch im stande, sich auf den Füßen zu halten. Und nun kam eine vollständig neue Erwägung hinzu, die ihr beinahe den ganzen Plan wieder verleidet hätte. Wenn er wirklich verheiratet war, hatte sie dann ein Recht, ihm durch ihr plötzliches Erscheinen die alte Wunde neu wieder aufzureißen, seinen Frieden aufs Spiel zu setzen und sein kaum erst erblühtes Glück zu beeinträchtigen?

Es dauerte eine Weile, bis sie aus diesem Zweifel herauskam. Auch wenn er verheiratet war, wollte und mußte sie ihm ihr Herz ausschütten. Es ging nicht anders. Ihr Schuldgefühl zwang sie. Und es handelte sich doch nur um ein paar Minuten!

„Ach, Fräulein," wandte sie sich an die Verkäuferin, „können Sie mir nicht sagen, wo man am schnellsten die Adresse eines Kunstmalers erfährt, der noch nicht hier im Buche steht?"

Das junge Mädchen dachte ein wenig nach. Plötzlich meinte sie lebhaft:

„O, das können Sie bald erfahren, wenn Sie sich gleich rechts hier im Hause hinaufbemühen. Vier Treppen hoch. Da wohnt der Floß-Nazi, ein alter Holzknecht, der als Modell sitzt. Der Floß-Nazi kennt jeden Maler und Bildhauer."

„Wird er denn jetzt wohl daheim sein?"

„Sicher — weil's ja heute so früh schon dämmerig ist."

Valeska bedankte sich. Und scheu wie eine, die auf verbotenen Wegen wandelt, verließ sie das Kaufgewölbe.

Der Floß-Nazi war in der That zu Hause. Er schien gar nicht sehr überrascht, daß eine schöne, vornehme junge Dame sein niedriges Dach beehrte. Auch seine blonde stämmige Enkeltochter, die ihm die Wirtschaft führte, trug eine bäuerisch-plumpe Gleichgültigkeit zur Schau. Der Floß-Nazi hatte einen gewissen Stolz, der sich in der selbstbewußten Haltung des Kopfes und in der blitzenden Helligkeit seines stahlblauen Auges verriet. Die größten Meister aller Schulen und Richtungen hatten dies wettergebräunte, bartumflatterte Antlitz abkonterfeit: bald als König Lear auf der Haide, bald als Vater Saturn, bald als Bauern, als Bettler, als Proletarier. Fast in sämtlichen Ateliers hing es als Studienkopf. Auch die Künstlerinnen schwärmten für seine packende Physiognomie, aus der sich die machtvolle Nase mit jedem Jahre schärfer und kühner hervorbog.

Der Floß-Nazi dachte beim ersten Anblick Valeskas, eine angehende Künstlerin wolle sich seines gebenedeiten Hauptes zu Kunstzwecken versichern. Er war etwas enttäuscht, als Valeska nichts von Preisen und Sitzungen redete, sondern einfach nach der Adresse des Genre- und Historienmalers Karl Schurz fragte.

„Schurz," wiederholte er dumpf und strich mit gespreizten Fingern durch seinen dichten weißgrauen Langbart. „O ja, Fräulein! Den kenn ich gut. Der wohnt gar nicht so weit von hier. Kreuzstraße elf, drei Treppen."

„Ob man ihn jetzt wohl antrifft?"

„Nein, Fräulein. Um die Zeit nicht. Mit sinkender Nacht geht er ins Kaffeehaus. Aber um sechs, halb sieben kommt er wohl heim."

„Und dann?"

„Dann? Was weiß ich! Dann sitzt er bei seiner Frau bis nach dem Abendbrot."

Valeska blieb einen Augenblick stumm. Er war also doch verheiratet! Noch einmal empfand sie dies mit der ganzen Ungerechtigkeit menschlicher Selbstsucht als einen Treubruch. Bald aber sah sie ein, daß sie über die Maßen thöricht war. Seine Liebe zu ihr hatte ihm angesichts ihres Verhaltens wie eine schwere Verirrung erscheinen müssen. Verirrungen aber sucht man, so bald es geht, los zu werden.

Und im gleichen Augenblick fühlte sie die bare Unmöglichkeit, ihm je wieder unter die Augen zu treten. Nein, das konnte sie nicht — auch nicht als Reumütige und Verzweifelte. Ihre Meinung in diesem Punkt hatte sich vollständig verwandelt. Sie wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, daß er sie mit Verachtung behandelte, daß er sie wie einen fremden Eindringling aus dem Hause

sagte. Aber die Glückliche, die Beneidenswerte wollte sie sehen, die das geerntet, was sie selbst in ihrer schnöden Herzlosigkeit verschmäht hatte. Nur einmal im Leben — und zwar unerkannt — wollte sie ihr die Hand drücken und ihr in diesem Händedruck den einzigen Wunsch darbringen, dessen ihre verödete Brust noch fähig war: den Wunsch, daß der Himmel sie segnen möge für alles Gute und Liebe, was sie dem Teuren jemals erweisen würde.

Valeska sagte dem alten Holzknecht ein Wort des Dankes. Der Floß-Nazi verneigte sich mit fast weltmännischer Gewandtheit. Die junge Dame, die so nachdenklich schien und so merkwürdig aufgeregt, fand Beifall vor seinem Kennerauge.

„Da steckt eine Liebschaft dahinter,“ brummte er, als sie die Treppe hinabstieg, „eine feste und herzhafte — oder ich will nicht der Floß-Nazi heißen.“

* * *

Valeska trat wieder auf die Straße hinaus. Die Knie schmerzten sie, und ihr Kopf brannte. Sie winkte sich eine Droschke herbei, nannte dem Kutscher das Ziel und stieg erschöpft ein.

Jedes starke Verlangen macht uns erfinderisch. Valeska wollte sich bei der jungen Frau Schurz als Fräulein Böthling, die Tochter des Oberstabsarztes, vorstellen. Sie erinnerte sich, daß ihre Ähnlichkeit mit Mathilde mehrfach betont worden war. Die junge Frau Schurz kannte Mathilde Böthling schwerlich aus eigener Anschauung; höchstens vielleicht nach dem Bild. Und wenn es dann später auch wirklich einmal herauskam, daß Fräulein Böthling gar nicht in München gewesen war, so wußte man immer noch nicht, wer sich da ihrer Maske bedient hatte ...

Die Droschke hielt. Valeska stieg aus.

Ein stattliches, vornehmes Gebäude, das wohl kaum länger als ein Jahrzehnt stand. Vom Deckengebälk des Thorwegs hing eine mattgelbe, nicht hinlänglich aufgedrehte Kugellampe herab, die nur gerade erkennen ließ, daß die Wände mit hübschen Reliefschilderungen und vier prächtigen Karyatiden geschmückt waren. Auf dem Podest aber des ersten Stockwerkes brannte das Gas überhaupt noch nicht.

Als Valeska in den Bereich dieser Dämmerung trat, kam von oben her eine dunkle Männergestalt. Es war Schurz, der jetzt flüchtig den Hut zog, wie man im Treppenhaus eine Fremde grüßt. Er hatte sie offenbar nicht erkannt.

Mühsam erklomm sie noch die nächstfolgende Stiege. Dann, als seine Schritte verhallt waren, lehnte sie sich wider das Bronzegeländer und rang nach Atem. Wer ihr damals im Garten der Böthlings gesagt hätte, daß sie nach anderthalb Jahren hier in München so an dem Heißgeliebten vorbeischreiten würde! Jener leuchtende Maiabend am Teich, die süßen Schmeichelworte, mit denen er sie aufschauernd ans Herz gerissen hatte, das Hochgefühl, nun glücklich gelandet zu sein für immer und ewig — das alles kam ihr jetzt vor wie ein Fiebertraum. Und nun packte sie nachträglich ein heftiger Schreck bei dem Gedanken, daß sie ihm doch um ein Haar in die Arme gelaufen wäre. Nur eine halbe Minute früher — und sie hätte ihm droben in seiner Wohnung gegenüber gestanden. Klarer als je empfand sie es jetzt, daß sie vor Scham und Verwirrung gestorben wäre.

Sie stemmte die Hand auf die Brust und suchte ihr pochendes Herz mit Gewalt zur Ruhe zu zwingen. Endlich war sie im stande, weiterzugehen und so das dritte Geschoß zu erreichen.

Hier oben brannte das Gas wieder. Mit unsagbaren Empfindungen las sie rechts auf der viereckigen Messingplatte: Karl Schurz, Kunstmaler.

Was wollte sie eigentlich von dieser jungen Frau, deren Leben und Sein sie doch gar nichts anging? Jetzt im Begriff, den Elfenbeinknopf der elektrischen Klingel zu drücken, kam sie sich mit der Komödie, die sie sich ausgedacht hatte, beinahe lächerlich vor. Karl Schurz war für sie doch seit langem so gut wie tot. Nein, weniger noch. Denn seiner Toten darf ja der Mensch in Liebe und Sehnsucht gedenken. Sie aber hatte die Pflicht, jede Erinnerung spurlos hinwegzutilgen. Sie durfte nicht einmal mehr dem Verlorenen nachweinen. Wozu also diese krankhafte Neugier, diese unsinnige

Teilnahme, die ihr nur Qual und Jammer bereiten, ja, wenn der Zufall eine Entdeckung herbeiführte, sogar die schuldlose Frau da drinnen aufregen und erschüttern konnte!

Trotz dieser Erwägungen drängte ein unwiderstehlicher Trieb sie vorwärts. Noch einmal nahm sie all ihre Kraft zusammen, um sich ja durch kein unvorsichtiges Wort, durch kein Mienenspiel zu verraten. Dann berührte sie leise den Knopf.

Ein blitzäugiges Stubenmädchen mit weißem Latzschürzchen öffnete.

„Ist die gnädige Frau zu Haus?“

„Bitte recht schön. Wen darf ich anmelden?“

„Fräulein Mathilde Böthling,“ gab Valeska zur Antwort. „Leider hab ich die Karten vergessen. Sagen Sie nur der gnädigen Frau, ich brächte ihr Grüße von einem guten alten Freund ihres Gemahls!“

Das Stubenmädchen hatte sie unterdes in das kleine Empfangszimmer geführt, wo noch ein Rest des Tages durch die mattschimmernden Stores lugte.

Fast gleichzeitig mit dem Aufzucken der Gasflamme, die das Mädchen über dem palmengeschmückten Rundsofa anzündete, erschien im Rahmen der Seitenthür eine junge goldblonde Frau, ein wunderbares Gemisch weiblicher Sanftmut und urwüchsiger, kernhafter Frische. Frau Betty Schurz hatte die kurze Verhandlung des Mädchens mit der Baronin gehört und kam nun herein, um den erwünschten Gast, der da Grüße von einem alten Freund ihres Mannes brachte, mit reizender Herzlichkeit zu bewillkommen.

Valeska fühlte, wie ihr ein heißer Strom von Weh und Neid durch das Herz ging, als sie dies junge, frische Geschöpf erblickte, dem so aus jedem Zug ihres freundlichen Blondgesichts die reinste Glückseligkeit sprach.

„Ich habe doch recht gehört?“ fragte Frau Betty liebenswürdig. „Fräulein Mathilde Böthling? Die Tochter des Oberstabsarztes?“

Valeska neigte ein wenig den Kopf.

„Das freut mich unendlich,“ fuhr die Blondine fort. „Erst gestern beim Kultusminister hat er den Herrschaften erzählt, daß Ihr Papa sein erster Mäcen war …“

„Papa hat sich allerdings gleich von Anfang an lebhaft für — Herrn Schurz interessiert.“

„Jammerschade, daß mein lieber Karl nicht zu Haus ist! Er hat eine wichtige Konferenz. Aber bitte, kommen Sie mit hier ins Wohnzimmer! Da ist's wärmer und traulicher.“

„Aber ich will Sie durchaus nicht über Gebühr aufhalten, gnädige Frau!“ sagte Valeska.

„Ach, aufhalten! Davon kann ja doch gar nicht die Rede sein. Was mit meinem herzlieben Karl in Beziehungen steht, ist mir zu jeder Tages- und Nachtzeit willkommen. Er selber hat leider Gottes die alten Freunde ein bißchen vernachlässigt. Er ist fürchterlich schreibfaul. Bitte recht sehr, legen Sie ab, Fräulein Böthling! Nein, das geht doch nicht, daß wir so ungemütlich und steif . .“

Wohl oder übel mußte Valeska die Pelzjacke ausziehen und ihren Schleier lösen. Betty Schurz führte sie nach dem Sofa. Dort brannte über dem eirunden Tisch eine silberne Hängelampe. Betty war hier eben damit beschäftigt gewesen, einige Briefe auswärtiger Kunstverleger zu sichten. Während Valeska sich in traumhafter Willenlosigkeit niederließ, ging Frau Schurz nach der Thür und flüsterte dem rasch herbeispringenden Stubenmädchen ein paar heimliche Worte zu.

Dann setzte sie sich rasch neben Valeska und begann sie mit köstlicher Naivetät auszufragen. Mehr als einmal kam die Baronin bei diesen Fragen Bettys in arge Verwirrung. Die freudige Aufregung aber, in der sich Frau Schurz befand, hinderte sie an jeder Beobachtung. Das nette Mädchen mit dem schlohweißen Latzschürzchen brachte jetzt Thee und etwas Gebäck. Die blonde Frau machte mit liebenswürdigem Eifer die Wirtin.

Nach einer Weile verfiel das Gespräch auf die schon früher von Betty erwähnte Thatsache, daß ihr Gemahl selbst mit dem Oberstabsarzt nicht im Briefwechsel stand.

„Ja, es ist merkwürdig,“ sagte Valeska stockend. „Papa — hat sich manchmal darüber gewundert.“

Betty nickte.

„Sehen Sie,“ meinte sie etwas zögernd, „ich glaube, das kommt nicht nur von seiner Schreibfaulheit. Er muß da in Ihrer

altberühmten Kunststadt etwas erlebt haben, was ihm die Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt unlieb macht. Als ich ihn kennen lernte, sprach er ja überhaupt nicht davon. Erst seitdem wir verheiratet sind, hat er mir hier und da etwas erzählt. Besonders auch von Ihrem Papa. Ehrlich gesagt, als ich vorhin Ihren Namen hörte, da schoß es mir durch den Sinn: du willst doch einmal bei dem Fräulein anklopfen, ob sie vielleicht eine Ahnung hat ... Und nun habe ich ja auch wiederholt angeklopft, aber wohl ungeschickt; denn Sie haben mich offenbar nicht verstanden. Da muß ich denn schon mal geradezu fragen. Wissen Sie, was ihm dort Unangenehmes begegnet ist?"

Mit äußerster Selbstbeherrschung gab Valeska zur Antwort: „Nein, gnädige Frau."

„Nun, es kann ja auch allerdings ein Erlebnis rein innerer Art sein. Vielleicht eine heimliche Kränkung in seinem Beruf. Ich dachte ... Aber im Grunde ... Was zerbrech ich mir weiter den Kopf? Seit wir verheiratet sind, ist er ja Gott sei Dank über jede Mißstimmung hinaus. Er schafft jetzt so freudig und frisch wie je. Und auch sonst ... Wir sind außerordentlich glücklich, mein liebes Fräulein! Das können Sie Ihrem Papa sagen, wenn er Sie fragen sollte." Um ihren weichen Mund ging ein bezauberndes Lächeln. „Sind Sie allein in München?" fragte sie plötzlich.

„Ich —? Nein. Das heißt ... Ich reise mit einer Freundin ..."

„Werden wir nicht das Vergnügen haben, Sie noch einmal für ein paar Stunden bei uns zu sehen, wenn Karl da ist? Heute kommt er vielleicht erst lange nach Mitternacht. Und er würde sich doch so sehr freuen!"

„Ich will sehen, ob ich's möglich mache," nickte Valeska.

Sie konnte hier kaum noch atmen. Das Glück, das dieser goldblonden Frau so wunderbar aus den leuchtenden Augen sah — es war ja eigentlich ihr, Valeskas Glück, und sie hatte dies Glück gefühllos von sich gestoßen, um nun ein langes, verwaistes Dasein in Dunkelheit und Entbehrung zu leben! Was war das für ein entzückendes Heim! Und wie schwelgte die junge Frau im Vollbesitz ihres Gatten! Dabei füllte sie ihn offenbar vollständig aus — trotz ihrer Schlichtheit und Prunklosigkeit. Nach allem, was Betty erzählt hatte, durfte Valeska annehmen, daß Karl Schurz tief elend gewesen war. Und doch war es der kernhaft gesunden Natur, der bezaubernden Weiblichkeit Bettys geglückt, ihn ganz und gar über das Weh seiner ersten Enttäuschung hinauszuheben!

Valeska stand auf.

„Da schlägt es schon sechs. Meine Freundin wird sich den Kopf zerbrechen, wo ich mich so lange herumtreibe ... Eins noch, gnädige Frau, wenn die Bitte nicht allzu verwegen ist: darf ich vielleicht einen Blick in sein Atelier werfen ...?"

„Aber natürlich!" versetzte Frau Schurz lebhaft. „Er hat jetzt elektrisches Licht. Da sehn sich die Bilder so gut an wie bei Tag. Und Sie treffen es günstig. Sechs große Gemälde stehn jetzt herum. Vor allem auch sein berühmtes Lutherbild. Auf besonderen Wunsch des Kaisers kopiert er's jetzt für die Berliner Nationalgalerie. Das Original, das wissen Sie doch, ist nach England verkauft."

Valeska wußte von nichts. Sie las keine Kunstnachrichten mehr. Aber sie flüsterte gleichwohl: „Ja, ich entsinne mich."

Frau Betty Schurz steckte ein Wachslicht an und bat um die Erlaubnis, voranschreiten zu dürfen. Das Atelier lag noch eine Stiege höher. Frau Betty schloß auf und drehte rechts an dem kleinen Handgriff neben der Eingangsthür. Sofort erstrahlte der ganze Raum in taghellem Beleuchtung.

Die Kunstwerkstatt des Ewig-Verlorenen! Da stand nun Valeska inmitten der blühenden Welt seiner Schöpfungen! Links im Vordergrund die großartige Bannbullenkomposition und ihre halbvollendete Wiederholung. Dann, sehr effektvoll und doch zwanglos verteilt, die fünf anderen Bilder in reichen, schön modellierten Umrahmungen. Die Gegenstände, die Karl Schurz hier behandelt hatte, lagen weit voneinander ab und bewiesen die ungewöhnliche Vielseitigkeit des jungen Meisters. Ein heiliger Stephanus von ergreifender Glaubenskraft stach wirkungsvoll ab von einer derb-realistischen Gruppe großstädtischer Gassenkinder, die bei aller Naturwahrheit doch wundersam in das verklärende Goldrot eines krystallklaren Herbst-

abends getaucht waren. Eine genial hingeschleuderte Kirchweihscene in sattester Farbenglut bildete einen fast unwahrscheinlichen Gegensatz zu dem Abschied Johanna Grays und zu dem sterbenden Fechter.

Valeska schaute das alles an mit dem Blick der Vereinsamten, die an der Gruft ihrer Lieben die unfaßbare Inschrift liest: „Gestorben …“ Dann schweifte ihr trostloses Auge weiter — rings an den Wänden umher, wo bunt verstreut noch allerlei Skizzen, Entwürfe und Studien hingen. Endlich gewahrte sie im äußersten Winkel zwischen zwei Nachbildungen antiker Büsten die Farbenskizze des Böthlingschen Teiches.

Betty bemerkte, daß Valeska wie gebannt auf diesem Heimweh-Motiv haftete.

„Nicht wahr, ein köstliches Blatt?“ fragte Frau Schurz. „Ich für mein Teil finde es einfach großartig. Karl aber mag es nicht. Er behauptet, es sei geklext, verpfuscht, ein abgeschmackter Gedanke. Er hat's gar nicht erst aufhängen wollen. Und es wirkt doch so stimmungsvoll — und so wunderbar traurig! Man könnte gleich dabei losweinen.“

„Ja, das könnte man!“

Die leise tickende Wanduhr hinter dem Lutherbild hob jetzt knarrend zum Schlag aus. Halb sieben.

„Leben Sie wohl!“ sagte Valeska feierlich. „Vielen Dank, daß Sie mich hier das alles noch haben sehen lassen! Ihrem Gemahl, wenn ich bitten darf, richten Sie einen Gruß aus — von einer Freundin, die herzinnigen Anteil nimmt an seinem Lebensschicksal! Und Sie, gnädige Frau, möchten Sie immer so froh und so glücklich bleiben wie jetzt!“

Ein kurzer Händedruck — dann verließ sie das Atelier und stieg langsam die Treppe hinab. Frau Betty sah ihr gedankenvoll nach.

* *
*

Sinnlos vor Schmerz und Reue trat Valeska hinaus auf die Straße. Es schneite. Ein pfeifender Wind hatte sich aufgemacht, der ihr die spitzen Eisnadeln scharf ins Gesicht warf. Aber sie merkte es kaum. Sie band nicht einmal ihren Schleier vor. Ohne Plan, keines ruhigen Gedankens mehr fähig, rannte sie vorwärts, grausam gehetzt von ihrem unermeßlichen Weh. Die Vorstellung, jetzt wieder zurück ins Hotel zu sollen, zu dem ehrlichen, guten, thöricht vertrauenden Mann, der von dem Sturm ihrer verzweifelten Seele nichts ahnte, der trotz all seines guten Willens die verkörperte Öde und Lichtlosigkeit für sie war, erfüllte sie mit unglaublichem Widerwillen. Was war das für eine qualvolle Existenz, die auf sie wartete! Mit dem Bilde des anderen im Herzen — und dies Bild hatte jetzt unauslöschliche Lebenskraft — würde sie stündlich Komödie spielen, ihr Elend mühsam in sich hineinwürgen und jeden Morgen aufs neue den Fluch fühlen: du hast dein Glück blindlings mit Füßen getreten!

Nein! Was da auch werden mochte, das konnte sie nicht!

Und weiter rannte sie, ohne nur aufzuschauen. Es war, als sei ihr der böse Feind auf den Fersen. Sie dachte nicht mehr: ihr ganzes Ich war nur noch ein einziges großes Angstgefühl. Nichts hielt sie in ihrem wilden Dahinstürmen auf …

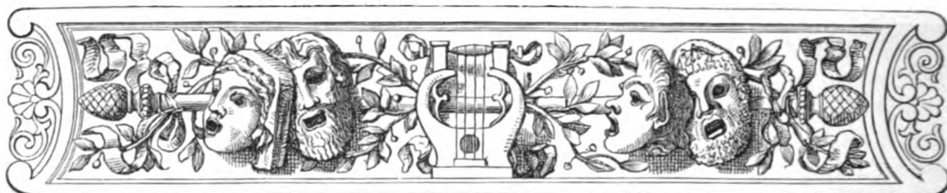
Nun war sie allein. Die Stadt lag hinter ihr. Durch den immer dichter werdenden Schneefall drang kein Lichtstrahl. Die ganze Natur schien ein einziges mattgraues, eiskaltes Meer. So keuchte sie vorwärts, bis sie hilflos zusammenbrach.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später las man im städtischen Polizeibericht:

„Gestern früh zwischen fünf und sechs fanden zwei Arbeiter im Englischen Garten eine junge vornehm gekleidete Dame im Zustande vollkommener Erstarrung. Der nachmals in Anspruch genommene Arzt erklärte, daß der Tod durch Erfrieren schon kurz nach Mitternacht eingetreten sein müsse. Aus dem Notizbuch der Verunglückten ergab sich, daß man die Freifrau Valeska von G., geborene von K., vor sich hatte. Wie sich im Laufe des Tages herausstellte, war sie mit ihrem Gemahl vor kurzem hier eingetroffen und hatte um vier Uhr nachmittags ihr Hotel verlassen, um eine Freundin aufzusuchen. Was dann ferner geschah, das entzieht sich vorläufig noch jeder Vermutung.“ …





Franz Grillparzer und die Musik.

Von
August von Winterfeld.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zu nahe sind Dichtkunst und Musik miteinander verwandt und zu oft gehen sie Hand in Hand, als daß die meisten unserer großen Dichter nicht in ein mehr oder weniger vertrautes Verhältnis zur Tonkunst getreten wären. Keiner von ihnen aber hat während seines ganzen Lebens so vielfache und innige Beziehungen zur Musik gehegt und gepflegt, in keines Dichters Erziehung und Entwickelung hat sie eine so bedeutsame Stellung eingenommen, keinem ist sie ein so tiefes Lebensbedürfnis, ja eine so gefährliche Nebenbuhlerin der Poesie gewesen, und keiner von ihnen war ein so gründlich durchgebildeter Musiker wie Franz Grillparzer. Nur etwa der Franzose Jean Jacques Rousseau und der Deutsche mit dem französierenden Schriftstellernamen Jean Paul sowie Chr. Daniel Schubart dürften in dieser Hinsicht etwa mit ihm zu vergleichen sein.

In Versen und in Prosa hat Grillparzer verständnisvoll und tiefsinnig über Musik und Musiker gesprochen, bald lobend, bald tadelnd, bald mit flammender Begeisterung, bald mit epigrammatischer Schärfe; ja, bezeichnend genug, war sein erstes gedrucktes Gedicht eine durch Händels erhabene Tonsprache angeregte Ode zur Verherrlichung der Tonkunst. Er war Klavierspieler, Sänger, musikalischer Improvisator, theoretisch gebildeter Komponist, Verfasser einer für keinen Geringeren als für Beethoven bestimmten Operndichtung und endlich ein scharf- und feinsinniger Kritiker.

In der Hauptsache geben uns Grillparzers Werke, namentlich in der neuesten Ausgabe,* vor allem das Bruchstück seiner Selbstbiographie, seine Tagebücher, seine Gedichte, seine ästhetisch-kritischen Aufsätze, reichliche Aufschlüsse über sein Verhältnis zur Musik, deren große Meister und ihre Dolmetscher.

Zuerst freilich, und zwar schon sehr früh, trat die Tonkunst nicht als wohlthätige Freundin, sondern vielmehr als Quälgeist in des Dichters junges Leben. Seine Mutter, die die Musik mit Leidenschaft trieb und „in ihr lebte und webte", hatte sich vorgesetzt, ihr Söhnlein, „bevor es noch den vollkommenen Gebrauch seiner Gliedmaßen hatte," in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Sonst nachsichtig genug, wurde sie leicht ungeduldig und heftig, wenn das Bürschlein die Hieroglyphen der Notenschrift nicht gleich begriff oder falsche Tasten anschlug, wobei es denn manchen harten Klaps auf die Finger absetzte. Kein Wunder, wenn ihm das Klavier als ein Marterinstrument erschien und für lange Zeit gründlich verleidet wurde.

Als die Mutter es satt hatte, sich mit ihm zu plagen, erhielt er einen eigenen Klavierlehrer, Johann Mederitsch, Gallus genannt, einen originellen Kauz, der, ebenso talentvoll und kenntnisreich wie faul und liederlich, nur um nicht zu verhungern, sich herbeiließ, Klavierstunden zu geben. Sein Unterricht war denn auch nicht sowohl methodisch fördernd, als vielmehr spielerisch und possenhaft, und der Schüler „kroch dabei mehr

* Stuttgart, bei Cotta 1887, herausgegeben von August Sauer.

unter dem Klavier herum, als daß er darauf spielte". Um die darob erzürnte Mutter zu besänftigen, fugierte und improvisierte der Lehrer dann aber so herrlich, „daß ihr das Herz im Leibe lachte." Trotzdem brachte der genial-liederliche Lehrer dem Kleinen die Elemente der Harmonielehre bei, sowie auch einige Fertigkeit auf dem Klavier. Wenigstens hören wir, daß er einer alten Köchin, die sein dankbarster Zuhörer war, unzähligemal einen Marsch vorspielen mußte, der angeblich bei der Hinrichtung Ludwigs XVI. gespielt worden war und in dem ein Rutsch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave das Fallen des Mordbeiles ausdrücken sollte, eine Stelle, bei der die alte Person stets in heiße Thränen ausbrach.

Eine italienische Opernvorstellung, in die er mitgenommen wurde, langweilte den Knaben, mit Ausnahme einer einzigen komischen Scene, entsetzlich. Die Musik glitt verständnis- und wirkungslos an seinem unentwickelten Ohr vorüber.

Bezeichnend ist es, daß die ersten, in glühenden Versen lediglich dem Papier anvertrauten leidenschaftlichen Herzensneigungen des zum Jüngling heranwachsenden Knaben zwei reizenden jungen Bühnensängerinnen gewidmet waren, und man darf annehmen, daß diese frühen Herzensregungen hauptsächlich durch den poetischen Schimmer, in den die Musik ihre Gegenstände stellte, hervorgerufen worden sind.

Die Abneigung, die dem Knaben durch verfehlten Unterricht gegen das Klavier eingeflößt worden war, bedeutete keineswegs eine Abneigung gegen andere Instrumente oder gar gegen die Musik überhaupt. Im Gegenteil zeigte sich die Neigung und Begabung für alles, was — abgesehen vom Klavier — mit der Tonkunst zusammenhängt, auf oft überraschende Weise. So lernte er, als sein zweiter Bruder Violinunterricht erhielt, nebenbei mit erstaunlicher Leichtigkeit das Violinspiel, das ihm jedoch, trotz dieser glänzenden Talentprobe, verboten und durch Wegnahme der Geige unmöglich gemacht wurde. Dagegen mußte er an dem Klavierunterricht teilnehmen, den sein dritter Bruder von einer wunderlich aufgeputzten, aber sonst tüchtigen Lehrerin erhielt. Als bei einer Gesellschaft im elterlichen Hause die Söhne die Gäste durch Klavierspiel unterhalten sollten, erntete Camillo, der jüngere Bruder, vielen Beifall für seine Vorträge, während Franz, als auch er seine Kunst zeigen sollte, nirgends zu finden war. Er hatte sich unter dem Bette des Dieners verkrochen und kam erst wieder zum Vorschein, als die Gäste gegangen waren.

Der erzürnte Vater aber erklärte, wenn der Bube doch einmal nichts lernen wollte, so sollten für ihn die Stunden aufhören, und auf diese Weise sah sich Franz vom Klavier erlöst und berührte sieben oder acht Jahre hindurch keine Taste, so daß, als er später in trüber Stimmung Trost und Ableitung in der Musik suchen wollte, er fand, daß er alles, fast auch die Noten, vergessen hatte. Nur die Grundbegriffe der Harmonie, die ihm sein wunderlicher erster Lehrer beigebracht hatte, waren haften geblieben, und so ergötzte er sich denn an dem Zusammenklingen der Töne und bemühte sich, die Accorde aufzulösen und einfache Melodien zu bilden, die aber ohne Noten gespielt wurden.

Bald vermochte er stundenlang zu phantasieren, wobei er — höchst bezeichnend — anstatt der Noten einen Kupferstich auf das Pult zu legen pflegte, um die darauf dargestellte Begebenheit durch die Musik auszudrücken. Diese Improvisationen müssen höchst reizvoll gewesen sein, denn selbst hochgebildete Musiker lauschten ihnen mit lebhaftem Interesse und überhäuften den Improvisator mit Lobsprüchen.

Ein anderes Beispiel von des Dichters großer Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke giebt ein von Eduard Hanslick mitgeteiltes, sonst ungedrucktes Tagebuchblatt aus dem Jahre 1822. Es lautet: „Mein Musiklehrer, der bekannte Gallus, hatte einige Klaviersonaten mit Begleitung der Violine geschrieben und mir zu spielen gegeben. Zu derselben Zeit las ich einen schauerlichen Ritterroman ‚Der schwarze Ritter', der einen großen Eindruck auf mich machte. Die gleichzeitige Beschäftigung mit beiden Werken verwebte die Eindrücke so sehr miteinander, daß ich zuletzt die Sonaten nicht spielen konnte, ohne die Begebenheiten des Romans vor mir zu sehen, noch den Roman zu lesen, ohne die Melodien der Sonaten zu hören. Dabei waren die So-

naten nichts weniger als düster und schauerlich, vielmehr heiter und lieblich; dem ungeachtet ergriff mich beim Spielen ein Schauder nach dem anderen." Später, als Grillparzer regelmäßigen Unterricht in der Harmonielehre nahm, trat an die Stelle der freien Improvisation die regelrechte Komposition, wovon noch die Rede sein wird.

Wie ernst er es mit dem Studium der Musik nahm und wie sehr es ihn anzog, ja beherrschte, darüber sagt er selbst: „Ein weiteres Abhaltungsmittel von poetischen Hervorbringungen war in letzter Zeit auch das Studium der Musik und des Kontrapunktes. Ich hatte immer eine große Neigung für dies Studium gehabt, und es drängte mich, die Grundlage einer Kunst kennen zu lernen, die in ihrer Wirkung auf mein Gemüt stets eine gewaltige Nebenbuhlerin der Poesie war. Das Mittel wirkte: ich ertrug die Kämpfe mit der Censur, die Mißverständnisse und Mißdeutungen seitens des Publikums und der Kritik noch eins so leicht, aber zugleich bemächtigte sich der Gedanke an jene Tonverhältnisse meines Inneren so überwiegend, daß ich bald selbst im Traum nur Musik und Generalbaß trieb. Ich dachte nichts als Musik, und obgleich ich den Schaden für meine übrigen Beschäftigungen bald einsah, den das alles beherrschende Studium der Musik mir brachte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, es aufzugeben."

An einer anderen Tagebuchstelle heißt es ferner: „Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Violine mit. Wie wenn ein ähnliches Nachleben unserer Nerven Ursache der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zu Grunde, denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so gerät schon mein ganzes Wesen in zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann."

Aus dieser ganz außerordentlichen, unwillkürlichen Empfänglichkeit des Dichters für den Reiz des Klanges an und für sich geht auch seine ästhetische Auffassung von der Selbständigkeit der Musik hervor, die für ihn, um einen Ausdruck Friedrich Theodor Vischers zu gebrauchen, recht eigentlich „das zur Kunstform gewordene Gefühl" war.

Schon früh hatte Grillparzer sich in der Komposition versucht, indem er einfache Lieder in Musik setzte, die er selbst mit angenehmer Tenorstimme vortrug. Diese Lieder dürften nicht ohne Reiz gewesen sein; konnte doch sein sonst wenig für Musik empfänglicher Vater den von seinem Sohne komponierten Goetheschen „König von Thule" nicht oft genug hören. Einzelnes, das von späteren Kompositionen Grillparzers, die übrigens nie in die Öffentlichkeit gelangt sind, erhalten ist, zeigt zwar den gebildeten, empfindungs- und geschmackvollen Musiker, ermangelt aber tieferer Originalität. Er selbst legte übrigens diesen Versuchen nicht den geringsten Wert bei, bedachte sie im Gegenteil nicht selten mit beigefügten schlechten Censuren, wie „miserabel" oder „taugt nichts".

Jedenfalls hat Grillparzer als reproduzierender Musiker höher gestanden denn als selbstschaffender, am höchsten aber als fein- und tiefsinniger Beurteiler der Tonkunst und der von ihren großen Meistern geschaffenen Werke, wovon später noch eingehender gesprochen werden wird.

Als Sänger und Klavierspieler scheint Grillparzer nicht unbedeutend gewesen zu sein. Wie Hanslick berichtet, sang er der Übung wegen lange Zeit allsonntäglich in der Augustinerkirche und das Lob eines dortigen alten Choristen: „Sie singen ja ganz prächtig vom Blatt," erfreute ihn nach seiner eigenen Versicherung mehr, als wenn man seine Dichtungen gepriesen hätte. Dem Klavier, das ihm in seiner Jugend so verleidet gewesen war, wendete sich Grillparzer später, wo er die Vorzüge des Instrumentes würdigen lernte, mit Eifer zu und benutzte jede Gelegenheit, um sich darauf zu vervollkommnen. So spielte er, als er nach des Vaters Tode mit der Mutter zusammen lebte, häufig mit ihr vierhändig die Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven. Dabei aber dachte er beständig an das „Goldene Vließ", mit dem er damals innerlich beschäftigt war.

Der Mutter Tod machte nicht nur diesen musikalischen, sondern auch den dichterischen Bestrebungen für einige Zeit ein Ende. Als er dann, nach längerer Pause, die durch eine Reise nach Italien ausgefüllt worden war, sich der unterbrochenen Gedankenarbeit an

dem „Goldenen Bließ“ wieder zuwenden wollte, fand er, „daß alles Vorgedachte rein wie weggewischt war.“ Doch sollte die Musik, die jene Gedanken angeregt, sie auch wieder hervorrufen. Als er mit der Tochter der bekannten Dichterin Karoline Pichler, die eine gute Klavierspielerin war, die mit der verstorbenen Mutter gespielten Stücke vornahm, kamen ihm alle die Gedanken für das „Goldene Bließ“ wieder, so daß er die Dichtung von neuem aufnehmen und nun auch bald vollenden konnte. Abermals ein Beispiel dafür, in wie hohem Grade die Musik auf des Dichters Phantasie und Schaffenskraft einzuwirken befähigt war.

Später waren es die drei Schwestern Fröhlich, Grillparzers lebenslänglich treu verbundene Freundinnen, mit denen er Klavierspiel und Gesang gemeinsam ausübte. Überhaupt blieb ihm die Musik bis in sein hohes Alter eine erhebende und trostbringende Gefährtin.

Nur natürlich ist es, daß Grillparzer, der in seinen jüngeren Jahren ein Zeitgenosse unserer klassischen musikalischen Periode war und ihren großen Meistern zum Teil persönlich nahe stand, zeitlebens ihr begeisterter Anhänger geblieben ist und sich der neueren, schon durch Weber, viel ausgeprägter aber noch durch Berlioz und Wagner vertretenen Richtung schroff ablehnend gegenüberstellte. Dies hielt ihn aber nicht ab, die neueren Italiener, vorzüglich Rossini, in ihrer Eigenart zu schätzen. Verteidigte er doch Rossini sogar in einem Lobgedicht, als die Wiener sein Stabat mater kühl aufgenommen hatten.

Von allen großen Meistern der Tonkunst stand Mozart Grillparzer am höchsten, Mozart, dessen Todesjahr — 1791 — das Geburtsjahr des Dichters war. Wer Grillparzers Auffassung der Musik kennt — nur durch sich selbst, durch ihren ureigenen Schönheitszauber soll sie herrschen, ohne daß es nötig wäre, Bestimmtes hineinzulegen und hineinzudeuten, ihr Gebiet soll da anfangen, wo die Worte aufhören — wer diese Auffassung kennt, der wird des Dichters uneingeschränkte Bewunderung Mozarts ebenso natürlich finden wie manche Vorbehalte in der Hochschätzung Beethovens.

Schon in früher Kindheit und im Jünglingsalter machten sich Mozartsche Einflüsse, wenn auch nur mittelbar, geltend. Eins der ersten Bücher, das dem Knaben in die Hände fiel und wieder und immer wieder mit Entzücken von ihm gelesen wurde, war das Textbuch der „Zauberflöte“, das teuerste Besitztum eines Stubenmädchens seiner Mutter, das als Kind einst einen Affen in der Oper dargestellt hatte und dies Ereignis als den Glanzpunkt des Lebens betrachtete.

Eine der beiden jungen Sängerinnen, denen, wie wir bereits erwähnt haben, seine ersten Herzensneigungen galten, hatte ihn als Cherubin in „Figaros Hochzeit“ bezaubert und zu dem anonymen Gedicht „Cherubin“ begeistert, von dem die junge Künstlerin so entzückt war, daß sie sehnlichst den Dichter kennen zu lernen wünschte. Leider erfuhr Grillparzer dies erst nach Jahren.

Wie Mozart für ihn der größte aller Tondichter, so war dessen „Don Juan“ ihm die erste aller Opern. Hielt er doch selbst da Pontes Textbuch für ein unübertreffliches Meisterwerk. Laube, Grillparzers Biograph, fand auf einem Zettel von ihm folgende Worte: „Mittags ein paar Konzerte von Mozart gespielt. Wunderschöne, heitere, klare, melodienreiche Musik, wenn auch nicht ganz ohne Gemeinplätze, so doch stets mit graziöser Wendung.“

Mehrfach hat Grillparzer Mozart in herrlichen Dichtungen gefeiert. Eine der schönsten ist die zur Enthüllung des Mozart-Monumentes in Salzburg 1842 geschriebene. Dort sagt er zum Schluß:

Nächst Raphael, dem Maler der Madonnen,
Steht er, ein gleichgearteter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst,
In der der Himmel sich vermählt der Erde.
Nennt ihr ihn groß? Er war es durch die Grenze:
Was er gethan und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Schale seines Ruhms!
Weil er nie mehr gewollt, als Menschen sollen,
Tönt auch ein Maß aus allem, was er schuf,
Und lieber schien er kleiner, als er war,
Als sich zu Ungetümen anzuschwellen. —
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.
Des seid gedenk und mahne dieser Tag
Die Zeit, die Größres will und Kleinres nur vermag.

Schon in diesen Versen finden wir eine verhüllte Abwehr wider die Bestrebungen der Neuerer. Ferner widmete Grillparzer Mozart das schöne Grablied zu dessen fünfzigstem Todestage:

Wenn man das Grab nicht kennt, in dem er Ruh erworben,
Wen, Freunde, ängstet das? Ist er doch nicht gestorben!
Er lebt in aller Herzen, aller Sinn
Und schreitet jetzt durch unsre Reihen hin.

Deshalb dem Lebenden, der sich am Dasein freute,
Ihm sei kein leblos Totenopfer heute.
Hebt auf das Glas, das Mut und Frohsinn giebt,
Und sprecht, es leerend, wie er's selbst geliebt:

Dem großen Meister in dem Reich der Töne,
Der nie zu wenig that und nie zu viel,
Der stets erreicht, nie überschritt sein Ziel,
Das mit ihm eins und einig war: das Schöne.

Auch Grillparzers innig-schöner Grabgesang auf Mozarts zweiten Sohn, der, obgleich ein begabter Musiker, doch, wie Walther von Goethe, an dem drückenden Fluche des berühmten Namens zu Grunde ging, ist zugleich eine beredte Huldigung für den Vater, namentlich in den ersten Versen:

So bist du endlich hingegangen,
Wohin der Geist dich ewig zog,
Und hältst den Großen dort umfangen,
Der adlergleich zur Sonne flog.

Daß keiner doch dein Wirken messe,
Der nicht der Sehnsucht Stachel kennt!
Du warst die trauernde Cypresse
An deines Vaters Monument.

Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Name war es eben,
Der deiner Thatkraft Keim zerstört.

Ganz anders war Grillparzers Verhältnis zu Beethoven. Dieser war sein Zeitgenosse, und mannigfache persönliche Beziehungen verbanden die beiden. Sie reichten aus des Dichters früher Jugend bis zu des großen Meisters Tode, und Grillparzer hat sie selbst in einem 1844/45 geschriebenen Aufsatze: „Meine Erinnerungen an Beethoven“ eingehend geschildert. Diese Erinnerungen enthalten nicht wenig künstlerisch wie menschlich Interessantes über den großen Tondichter.

Zum erstenmal sah Grillparzer, als dreizehnjähriger Knabe, Beethoven in einer musikalischen Abendunterhaltung bei seinem Onkel, dem Musikalienhändler Sonnleithner in Wien, wo auch Abt Vogler und Cherubini zugegen waren. Beethoven war damals (1804) „noch mager und gegen seine spätere Gewohnheit höchst elegant gekleidet“. Als das Souper bereits angekündigt war, setzte Vogler sich noch an das Klavier und spielte endlose Variationen über ein afrikanisches Thema. Allmählich schlich sich die ganze Gesellschaft hinweg. Nur Beethoven und Cherubini blieben. Endlich ging auch Cherubini, und Beethoven stand allein neben „dem hart arbeitenden Manne“. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Vogler, ganz allein gelassen, aufgehört hätte, „sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen.“ Dem Knaben war „nur ein dumpfes Staunen über das Ungeheuerliche des Vorganges“ zurückgeblieben.

Ein oder zwei Jahre später verlebte Grillparzer mit seinen Eltern den Sommer in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien, und zwar in demselben Hause, in dem auch Beethoven wohnte. Grillparzer und seine Brüder machten sich wenig aus dem wunderlichen Manne, der unterdessen stärker geworden war und höchst nachlässig, ja unsauber gekleidet ging, wenn er brummend scheu an ihnen vorüberschoß. Die Mutter aber, wie wir wissen, eine leidenschaftliche Musikfreundin, konnte sich öfters nicht enthalten, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang hinauszutreten und andächtig zu lauschen. Einmal wurde sie dabei von Beethoven überrascht, und von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Vergeblich ließ die Mutter ihm sagen, daß er nie wieder belauscht werden würde, ja daß man sich künftig, anstatt des gemeinsamen Ganges, des Weges durch den Garten bedienen würde — Beethoven blieb unerweicht und spielte nicht mehr, solange er in Heiligenstadt weilte.

In viel späteren Jahren, als Grillparzer bereits ein berühmter Dichter war, ließ Beethoven ihn durch den Oberleiter des Hoftheaters, den Grafen Dietrichstein, um einen Operntext bitten.

Die Bitte setzte Grillparzer in Verlegenheit, teils weil ihm der Gedanke einer Operndichtung sehr fern lag, teils weil er zweifelte, ob der inzwischen völlig taub gewordene Meister, dessen letzte Kompositionen „einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der ihm mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien“, noch im stande sein werde, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber,

einem großen Manne vielleicht Veranlassung zu einem für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle anderen Rücksichten, und Grillparzer willigte ein.

Von zwei Stoffen, die ihm geeignet erschienen, verwarf er den einen, der sich im Gebiet der gesteigertsten Leidenschaft bewegte — leider giebt er keine nähere Kunde darüber —, weil er Beethoven nicht veranlassen wollte, „den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend dalagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten".

So wählte Grillparzer die Fabel der Melusine und schuf danach die gleichnamige Operndichtung, die durch poetischen Inhalt und herrliche Sprache die meisten ihrer Gattung weit überragt.

Die Zusendung des fertigen Textes veranlaßte Beethoven, Grillparzer zu sich einladen zu lassen. Dieser fand den Meister in unsauberen Nachtkleidern auf einem zerwühlten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich die Thür zur Speisekammer, die er so bequem bewachen konnte. Als eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich trotz des lebhaften Gesprächs nicht enthalten, einen argwöhnisch-prüfenden Blick darauf zu richten, was, wie Grillparzer bemerkt, ein trauriges Bild von seinem häuslichen Leben gab.

Der Meister empfing Grillparzer äußerst freundlich und achtungsvoll und sagte, von der Oper sprechend: „Ihr Werk lebt hier," wobei er auf die Brust deutete. „In ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren." Besondere Einwendungen gegen den Text machte er nicht.

Im Laufe des Sommers folgte Grillparzer mit Schindler, Beethovens Freund und späterem Biographen, einer Einladung Beethovens nach Hetzendorf. Er vermied es offenbar, von der Oper zu sprechen, obwohl die Unterhaltung eine sehr angeregte war, und auch Grillparzer mochte ihrer nicht erwähnen. Bei Tisch stellte Beethoven vor seinen und Schindlers Teller je eine, vor Grillparzers aber, um ihn besonders zu ehren, drei Flaschen Wein.

Als Grillparzer nach der Stadt zurückfuhr — Schindler blieb in Hetzendorf —, bestand Beethoven darauf, ihn zu begleiten, und fuhr bis an die Thore von Wien mit. Nachdem er ausgestiegen war, fand Grillparzer auf seinem Platze ein Papier und winkte ihm, in der Meinung, er habe es vergessen. Beethoven aber schüttelte, laut lachend wie über eine gelungene List, den Kopf und lief eiligst in entgegengesetzter Richtung davon. Das Papier enthielt genau den von Grillparzer mit dem Kutscher ausbedungenen Fuhrlohn. Beethoven war den Gebräuchen der Welt bereits so entfremdet, daß ihm das Unschickliche, ja fast Beleidigende seiner Handlungsweise gar nicht zum Bewußtsein kam.

Bei einem späteren — letzten — Zusammentreffen mit Grillparzer sagte ihm Beethoven: „Ihre Oper ist fertig." Vermutlich meinte er damit im Kopfe, denn nach seinem nicht lange darauf erfolgten Tode fand sich auch nicht eine einzige Note davon vor. Später ist der Text von Konradin Kreuzer und neuerdings von Theodor Müller-Reuter, in einer Bearbeitung durch den Verfasser dieses Aufsatzes, in welcher die gesprochenen Stellen in Recitative umgewandelt sind, komponiert und im Jahre 1883 in Straßburg mehrmals unter lebhaftem Beifall aufgeführt worden.

Hierbei sei bemerkt, daß Grillparzer außer dieser Operndichtung für die Komposition nur noch eine Kantate zur Grundsteinlegung des Musikvereinsgebäudes in Wien geschrieben hat, die von Franz Lachner in Musik gesetzt worden ist. Von seinen Gedichten sind, wohl ihrer Gedankenschwere wegen, nur sehr wenige komponiert worden.

Ohne daß Grillparzer etwas von Beethovens letzter Krankheit wußte, brachte ihm Schindler zwei Tage vor seinem Tode die Nachricht, daß er im Sterben liege, und verlangte eine Rede von ihm, die Anschütz am Grabe sprechen sollte.

Noch bevor diese Grabrede ganz vollendet war, kam Schindler mit der Todesnachricht. „Da that es einen starken Fall in mir," sagt Grillparzer, „und ich habe wie immer, wenn wirkliche Rührung mich übermannt, die Rede nicht in der Prägung vollenden können, in der sie begonnen war."

Diese Rede ist am 29. März 1827 am Grabe Beethovens von Anschütz gesprochen

worden. Wir geben hier einige Stellen daraus, die in tiefsinniger, bilderprächtiger Sprache den Künstler und den Menschen schildern: „... Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zur regellosen Willkür streitender Naturgewalten — alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Natur aufhört. ... Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, auch im höchsten Sinne. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. Er floh die Welt, weil er keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte ...“



Franz Grillparzer.

Nicht weniger schön ist die Rede, die Grillparzer zur Enthüllung des Denksteins auf Beethovens Grabe im Herbst 1827 verfaßt hat. Sie lautet in den Hauptstellen: „Sechs Monde sind's, da standen wir hier an demselben Ort, klagend und weinend, denn wir begruben einen Freund. Nun wir hier wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und mutig, denn wir feiern einen Sieger. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er im Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Wir haben ihm einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Nein, uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsere Enkel wissen, wohin sie zu knien haben und die Erde zu küssen, die seine Gebeine deckt. Einfach ist der Stein, wie er selbst war im Leben — nicht groß. Doch der Name Beethoven steht darauf und somit der herrlichste Wappenschild, Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und so nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung in dieser geistesarmen Zeit. Darum heftet eure Blicke auf dies Grab, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Manne, und tragt es hin in euer Haus und hegt es und bewahrt es. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach einem trachtend, um eines sorgend, für eines duldend, für eines alles hingebend, so ging dieser Mann durch das Leben. Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. Wenn noch Sinn für Ganzheiten ist in unserer zersplitterten Zeit, so laßt uns uns sammeln an seinem Grabe. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß die armen zerrütteten Menschen sich an ihnen aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Zieles ...“

Zum Schluß seines Beethoven gewidmeten Aufsatzes sagt Grillparzer: „Ich habe Beethoven eigentlich geliebt.“ Ja, er hat ihn geliebt, obgleich ihm das Wilddahinstürmende, Maßlose in seiner künstlerischen Natur nicht ganz sympathisch sein konnte. Dies geht auch aus einem ungedruckten kleinen Aufsatze schon dem Titel nach hervor, der lautet: „Die nachteiligen Wirkungen Beethovens auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen, nicht genug zu schätzenden Wertes.“

Auch in herrlichen Versen hat Grillparzer Beethoven mehrfach besungen. So widmet er der Egmont-Musik ein längeres begeistertes Gedicht, dessen Anfang lautet:

Vernommen habt ihr die gewalt'gen Töne,
Die, einem größern Geiste beigesellt,
Ein großer Geist vor euer Ohr gezaubert:
Beethoven, Goethe, wandelnd Hand in Hand,
Ein Paar, wie ihr vereint wohl nie mehr schaut ...

Eine andere wundervolle Dichtung „Am Sarge Beethovens" schildert dessen Ankunft im Elysium, wo die großen Tondichter der Vergangenheit ihn huldigend begrüßen. Darin heißt es:

Da teilt plötzlich sich die Menge,
Und der Glanz wird doppelt Glanz;
Mozart kommt im Siegeskranz.
Und der Fremdling will entweichen:
„Ach, was soll ich unter euch?
Als ich stand bei meinesgleichen,
Schien ich bis zu euch zu reichen,
Aber hier den Besten gleich?" —
Und der Meister wiegt das Haupt:
Frage hier die Siegsgefährten,
Sie auch trog oft rascher Mut;
Doch kein Tadel folgt Verklärten,
Und der letzte Schritt auf Erden
Macht den letzten Fehler gut.
Wer ist Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Lassen wir vom Volk uns wählen,
Doch gewählt, gebieten wir.
Und das Kunstwerk, gleich dem Glauben,
Ob man klügelt, was man lehrt,
Läßt es sich kein Jota rauben,
Hat's durch Wunder sich bewährt ...

Man wird hierin zugleich eine versteckte Huldigung für Mozart nicht verkennen können.

Endlich charakterisiert Grillparzer Beethoven in dem Gedicht „Wandersmann":

Es geht ein Mann mit raschem Schritt —
Nur freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn.
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbegrenzten Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt,
Ein Sprung, und — sieh da — unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt. —
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Denen aber, die ihm Abneigung gegen den erhabenen Meister vorwarfen, schleudert er die stachligen Epigramme zu:

Den Beethovenianern.

Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schief.
Als ob zu meinem Ohr nicht seine Zauber reichten?
Mir graut nur vor dem Wörtchen: tief,
Vor allem aus dem Mund der — Seichten.

Die neunte Symphonie.

Ob's mir gefällt, ob's nicht gefällt,
Sein Ruhm bleibt ganz und heil:
Denn auch der Faust — das weiß die Welt —
Hat seinen — zweiten Teil.

Alles in allem: Grillparzer liebt und bewundert den Beethoven der ersten Periode, der sich an Mozart anlehnt, um vieles mehr als den der dunkleren letzten Periode.

Was Franz Schubert betrifft, so weiß man zwar, daß Grillparzer persönlich mit ihm verkehrt hat, doch fehlen auffallenderweise darüber alle näheren Nachrichten. Grillparzer gedenkt in seinen Aufzeichnungen niemals des Liederfürsten, und auch sonst erfahren wir nichts über ihr gegenseitiges Verhältnis. Alles, was von Grillparzer über Schubert vorhanden ist, beschränkt sich auf ein kurzes, ihn charakterisierendes Gedicht und eine noch kürzere Grabschrift. Und doch hatten beide so vieles gemeinsam in der Art und Beschränkung ihrer Begabung und in der Hingabe an das gemütliche Österreichertum, das gleichwohl in seiner Weichlichkeit nur zu sehr geeignet ist, den höchsten geistigen Flug zu hemmen. Das Gedicht lautet:

Franz Schubert.

Schubert heiß ich, Schubert bin ich,
Und als solchen geb ich mich.
Was die Besten je geleistet,
Ich erkenn es, ich verehr es,
Immer doch bleibt's außer mir.
Selbst die Kunst, die Kränze windet,
Blumen sammelt, wählt und bindet,
Ich kann ihr nur Blumen bieten,
Sichte sie und — wählet ihr.
Lobt ihr mich, es soll mich freuen,
Schmäht ihr mich, ich muß es dulden.

Das Gedicht scheint Schubert nicht ganz gerecht zu werden. Mehr thut dies die kurze Grabschrift:

Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch viel schönere Hoffnungen.

Von Grillparzers Gedichten hat Schubert zwei in Musik gesetzt: „Mirjams Siegesgesang" und das Ständchen „Zögernd, stille".

Von seinen großen musikalischen Zeitgenossen ist auch Karl Maria von Weber Grillparzer persönlich bekannt geworden. Wenigstens erzählt Webers geistvoller Biograph, sein Sohn Max Maria von Weber, daß sein Vater im Jahre 1822 während eines längeren Aufenthalts in Wien mit gro=

ßem Vergnügen in Grillparzers „geistdurchwehtem“ Salon verkehrt habe. Nichtsdestoweniger scheint Weber dem Dichter künstlerisch und auch menschlich wenig sympathisch gewesen zu sein. Unter seinen nachgelassenen Aufzeichnungen befindet sich ein unvollendeter Aufsatz „Der Freischütz“, worin Grillparzer sehr abfällig über Weber urteilt.

Seine ästhetischen Ansichten über die Musik auseinandersetzend, die darin gipfeln, daß die Tonkunst nur vermöge ihres eigenen Reizes wirken und daher nicht, wie das Wort, bestimmte Begriffe und Vorstellungen, sondern nur allgemeine, unbestimmte und dunkle Gefühle hervorrufen könne, die das eigentliche Gebiet der Musik seien, schließt er folgendermaßen: „Es folgt daraus, daß die Musik vor allem streben soll, das zu erreichen, was ihr erreichbar ist, daß, sowie der Dichter ein Thor ist, der in seinen Versen den Musiker im Klang erreichen will, ebenso der Musiker ein Narr ist, der mit seinen Tönen es dem Dichter an Bestimmtheit des Ausdrucks gleich thun will, daß Mozart daher der größte Tondichter ist und Karl Maria von Weber — nicht der größte.“ Hiermit bricht der Aufsatz ab, ohne sich des näheren mit dem „Freischütz“ zu beschäftigen.

Wenn auch Grillparzers Ansichten und Schlußfolgerungen für die reine Instrumentalmusik gelten mögen, und wenn er mit vollem Recht sagt, daß, wenn man von zehn geistreichen, in Musik und Poesie erfahrenen Männern derselben Beethovenschen Symphonie einen Text unterlegen ließe, man über die Verschiedenheit der Auslegung staunen werde, so wird man dies weniger für die Vokalmusik und namentlich für die Oper zugeben können, wo die Musik nach möglichster Charakteristik streben soll und in deren Vermählung mit reiner musikalischer Schönheit ihren höchsten Triumph finden wird.

Wenn schon, obgleich es fast unbegreiflich erscheint, der „Freischütz“ dem Dichter nicht behagte, so kann es nicht befremden, daß ihm die „Euryanthe“, die unleugbare Vorgängerin des „Tannhäuser“, völlig mißfiel. Er sagt darüber: „Was ich schon bei der Erscheinung des ‚Freischütz‘ geahnt habe, scheint sich nunmehr zu bestätigen. Weber ist allerdings ein poetischer Kopf, aber kein Musiker — keine Spur von Melodie, abgerissene Gedanken, bloß durch den Text zusammengehalten, ohne inneren Zusammenhang ...“ An einer anderen Stelle nennt er die Musik zur „Euryanthe“ polizeiwidrig langweilig und die des „Oberon“ zum Davonlaufen öde und traurig, und auf die Nachricht von Webers Tode preist er ihn glücklich, daß er jung gestorben, weil er doch nichts Rechtes mehr geleistet haben würde. Dabei vergleicht er ihn mit dem Dichter Müllner, der, wie Weber mit dem „Freischütz“, nur mit seiner Tragödie „Die Schuld“ erfolgreich gewesen sei.

Auch menschlich fühlte Grillparzer sich gedrungen, Weber anzugreifen, indem er dessen frommen Wahlspruch „Wie Gott will!“ folgendermaßen verspottete:

„Wie Gott will!“ so sprach ein Kutscher,
Hing die Zügel, fuhr vom Fleck,
Wie Gott will! Der Wagen taumelt,
Schlägt sich über, liegt im Dreck.

Aber willst du Kutscher heißen,
Triff dein Ziel nach eigner Richt'
Wollt auch — er verzeih die Sünde! —
Unser Herrgott selber nicht.

Hiernach läßt sich nicht leugnen, daß Weber von Grillparzer zu hart behandelt worden ist, wenn auch die Urteile Beethovens und Schuberts, namentlich über „Euryanthe“, kaum günstiger lauten.

Nicht viel glimpflicher als mit Weber verfährt Grillparzer mit Felix Mendelssohn. Zwei Beweisstücke liegen darüber vor, beide satirischer Art: ein längeres Gedicht „Mendelssohns Musik zum Sommernachtstraum“ und ein Epigramm. Eine Stelle aus dem Gedicht lautet:

Mozart, Beethoven, Meister edler Art,
Sie wirken, obgleich schwach, noch in der Gegenwart;
Doch heut genügt das nicht, denn Mendelssohns Musik
Lehnt sich dramatisch an ein Bühnenstück;
Das Stück nun können wir vor euch nicht führen,
Deshalb ward ich gesandt, es euch zu explizieren.

Grillparzer ist hier inkonsequent; denn wenn er, wie wir eben gehört haben, Beethoven preist, weil er im „Egmont“ mit Goethe Hand in Hand gegangen sei, so durfte er Mendelssohn nicht tadeln, der sich ja doch an Shakespeare angelehnt hat. Das noch bitterere Epigramm lautet:

Jung zwar bist du gestorben, doch wardst du geboren alt,
Dir fehlt der Jugend Frische und ihres Dranges Gewalt.

Befremden müßte es, daß dem Bewunderer Mozarts und Verächter Webers und Mendelssohns Meyerbeer künstlerisch und auch persönlich sympathisch gewesen ist, wenn Meyerbeer nicht der Antipode Wagners gewesen wäre. Er nennt den Schöpfer „Robert des Teufels“ und der „Hugenotten“, dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht hatte, „einen wackeren Mann mit klugen Künstleraugen, den seine Erfolge nicht aufgeblasen haben.“ In seinen Opern tadelt Grillparzer die Texte als zu lang und ausführlich, „daher die Musik sich nicht recht ausbreiten könne und immer den Worten nachlaufen müsse.“ Die Musik in den „Hugenotten“ vom dritten Akt an nennt er — nicht mit Unrecht — wahrhaft großartig, findet aber, daß „Robert der Teufel“ mehr schöne Einzelheiten enthalte. Schließlich widmete er (1850) dem Meister folgenden Toast:

In dieser Zeit, wo jeder will
Und möglichst hoch und möglichst viel;
Wo körperlos die Weltideen
Wie Geister durch die Straßen gehn,
Doch kommt's zu bilden, was gedacht,
Dem Wollen fehlt des Werkes Macht;
Wir von der Harmonie der Sphären
Die Reibung, nicht den Einklang hören:
Da laßt uns hoch den Meister ehren,
Der Großes will und als ein Mann,
Was er gewollt, auch machen kann.

Wie Grillparzer den Hauptvertretern der italienischen Opernmusik lebhaftes Interesse entgegenbrachte, so war ihm unter ihnen Rossini besonders sympathisch, dessen Stabat mater er, wie bereits erwähnt, ein Lobgedicht gewidmet hatte. In Paris, im Jahre 1836, erneuerte er die Bekanntschaft mit ihm bei einem Diner bei Rothschild, zu dem der Meister mit der feinen Zunge geladen war, um Champagnerproben zu prüfen. Auf Grillparzers Frage, ob er nicht bald wieder etwas schreiben würde, gab er die Antwort: „Nein; denn erstens habe ich genug geschrieben, und zweitens ist niemand mehr da, der zu singen versteht.“ Dieser Ansicht giebt auch Grillparzer in einem Epigramm vom Jahre 1839 Ausdruck, indem er klagt:

Rubini, Malibran, Fodor, Lablache,
So ging denn eure schöne Kunst verloren!
Die Oper wird zum Melodram, Glück auf
Für weiche Herzen und für — harte Ohren!

Übrigens ist bei Grillparzers Auffassung der Tonkunst seine Vorliebe für die italienische Oper und den italienischen Gesang nur natürlich. So rechnet denn auch Richard Batka in seinem Aufsatz „Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien“ im Grillparzer-Jahrbuch für 1894 den Dichter mit vollem Recht zu den Gegnern der deutschen und zu den Freunden der italienischen Oper. Doch war es nicht die deutsche Oper im allgemeinen, die Grillparzer bekämpfte, so z. B. nicht Glucks Werke, die er hochschätzte, sondern nur die durch Weber begonnene und später durch Wagner vollendete Richtung. Dieser Kampf, an dessen Spitze Weber stand, wurde damals überall, in Dresden und in Berlin, wo er zum Sturze Spontinis führte, mit Leidenschaft geführt. In Wien wurde der Sieg der deutschen Partei aus verschiedenen Ursachen schwieriger gemacht. Einmal widerstrebte der mehr sinnliche Charakter des Volkes, der in der Musik mehr die Schönheit als die Charakteristik suchte, der neueren Richtung, und dann wurde ihm das Hauptwerk, der „Freischütz“, in textlich wie musikalisch greulich entstellter Gestalt dargeboten, während die italienischen Opernvorstellungen unter Barbaja mit der Fodor, Lablache und anderen Sangesgrößen geradezu vollendet genannt werden konnten. Mußte doch selbst Weber, der zur Aufführung seines „Freischütz“ nach Wien gekommen war, in einer Aufführung der „Cenerentola“, wie Holtei erzählt, ausrufen: „Wenn es diese verfluchten Kerle nun schon so weit bringen, daß mir solch nichtswürdiges Zeug gefällt, so mag es der Teufel dabei aushalten!“

Wenn auch Grillparzer in seinem Kampfe so weit ging, eine Parodie auf den „Freischütz“ („Der wilde Jäger“) zu schreiben, so ist er doch mehrfach, der neuen Richtung gegenüber, mit sich selbst in Widerspruch geraten. Ist doch seine Operndichtung „Melusine“, von der bereits die Rede gewesen ist, offenbar im Sinne der Weberschen romantischen Oper geschrieben, ja, sie hat sogar eine auffallende Ähnlichkeit mit dem später entstandenen „Tannhäuser“. Ferner soll Grillparzer, nach den von Kalischer mitgeteilten Konversationsheften Beethovens, zu diesem gesagt haben: „Ich habe gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusines durch eine wieder-

kehrende, leicht faßliche Melodie zu bezeichnen." Also die erste Idee des Wagnerschen Leitmotivs, von Grillparzer ausgesprochen.

Nach dem bisher Gesagten darf es nicht befremden, wenn Grillparzer über die neue Richtung in der Musik, deren Emporblühen er noch erlebte, und ihre Vertreter die ätzendste Lauge seines Spottes und seiner Satire ausgegossen hat. So läßt er den Chor der Wiener Musiker beim Berlioz-Fest (1845) folgendermaßen sprechen:

Genossen, macht ein ernst Gesicht,
Es geht an unsre Ehre;
Und können wir das Leichte nicht,
Versuchen wir das Schwere!

Und fehlt uns etwa das Talent,
Genie lacht der Gemeinheit!
Drum, Nullen, schart, soviel ihr könnt,
Euch um die fremde Einheit.

Der Haydn ist doch gar zu alt,
Was soll uns solch Gewinsel?
Wir malen auch, wie er gemalt,
Nur mit dem groben Pinsel.

Und hält sie Mozart noch behext,
Sein Reich soll bald verschwinden!
Wir denken mit der Quint und Sext,
Bei ihm war's bloß Empfinden.

Beethoven erst hob sich vom Staub,
Drum sei er unser Lehrer,
Heißt das: von da an, wo er taub;
So wünschen wir die Hörer.

Und wo ein Großes, wo ein Kleins,
Wir schildern es in Tönen:
Die Fibel und das Einmaleins,
Zum Henker mit dem Schönen!

Franz Liszt ruft er zu:

Noch stürmt der Beifall, des Entzückens Flug,
Es läßt das Maß sich kaum noch mehr vergrößern;
Drum sei's, o Herr, der Trefflichkeit genug:
Wir danken dir — doch send uns keinen Bessern!

Und ferner:

Den Magyarismus halte so fern als möglich dir;
Man fühlt sonst, daß du doch nur Zigeuner auf dem Klavier.

Am schlimmsten kommt der Hauptvertreter der neuen Richtung, Richard Wagner, weg. Ihm gilt das Epigramm:

An einen Compositeur der Zukunft.

Man sagt, du verachtest die Melodie,
Schon das Wort erfüllt dich mit Schauer;
So ging's auch dem Fuchs, dem enthaltsamen Vieh,
Der fand die Trauben sauer.

Und 1858 schreibt Grillparzer:

Erscheint Freund Wagner denn auch auf der Bühne?
Ein magrer Geist mit einer Krinoline.

Nicht bloß den schaffenden, sondern auch den wiedergebenden Künstlern hat Grillparzer stets ein lebhaftes Interesse gewidmet. Seine Reisetagebücher sind voll von feinsinnigen Bemerkungen und Urteilen über die musikalischen Zustände und die ausübenden Künstler in Paris, London und Italien.

Fast alle hervorragenden Künstler und Künstlerinnen seiner Zeit hat er, oft in schwungvollen Versen, besungen, wie Paganini, Thalberg, der für ihn der erste aller Klaviervirtuosen war, Klara Schumann, Jenny Lind, Lablache und die Fodor.

In seiner wahrhaft klassischen Erzählung „Der arme Spielmann", dessen einziges Eigentum eine Geige ist, das von Grillparzer so geliebte, ihm in seiner Jugend versagte Instrument, von dem er singt:

Vier arme Saiten — es klingt wie Scherz —
Für alle Wunder des Schalles?
Hat doch der Mensch nur ein einzig Herz,
Und reicht doch hin für alles —

in dieser Erzählung taucht er, wie nur der wahre Dichter es vermag, in die tiefsten Tiefen der musikalischen Empfindung.

Und daß er in diesen auch sonst heimisch war, mag sein schönes, verständnisvolles und feinsinniges Gedicht „An die Tonkunst" beweisen, mit dem wir schließen wollen:

Tonkunst, dich preis' ich vor allen,
Höchstes Lob ist dir gefallen,
Aus der Schwesterkünste drei,
Du die freiste, einzig frei.

Denn das Wort, es läßt sich fangen,
Deuten läßt sich die Gestalt,
Unter Ketten, Ringeln, Stangen,
Hält sie menschliche Gewalt.

Aber du sprichst höhre Sprachen,
Die kein Häscherchor versteht:
Ungreifbar durch ihre Wachen,
Gehst du, wie ein Cherub geht.

Darum preis' ich dich vor allen,
In so ängstlich schwerer Zeit;
Höchstes Los ist dir gefallen,
Dir und wer sich dir geweiht.





Fremder Einfluß in Afrika.

Von

Felix von Luschan.

(Nachdruck ist untersagt.)

Noch vor wenigen Jahren schien es eine der Hauptaufgaben der Völkerkunde, „unberührte“ Stämme zu entdecken und zu untersuchen; man sprach von Kultur- und Naturvölkern, man schwelgte in den „primitiven“ Vorstellungsreihen der „Wildvölker“, man schrieb Bände über Bände über die religiösen und juristischen Vorstellungen der Wilden — freilich meist mit so geringen Kenntnissen von ihren Sprachen, daß man an Ort und Stelle kaum den Weg nach dem nächsten Dorfe hätte erfragen können — und man freute sich, wie schön und einfach unsere eigene Urgeschichte an den modernen Wilden zu studieren sei. So hatte man sich mit der Zeit eine Art Lehrgebäude der Völkerkunde zurechtgemacht, einen schimmernden Palast, an dem auch Könige gebaut haben, und noch jetzt schleppen emsige Kärrner Stein auf Stein heran, um einen Bau zu krönen, der auf Sumpfboden steht und nun um so rascher zu versinken droht, als man ihn künstlich zu erhöhen bemüht ist.

Neben dieser alten, philosophisch spekulierenden Völkerkunde entwickelt sich jetzt eine neue Wissenschaft vom Menschen, die auf sorgfältige Einzelstudien in geographisch eng umgrenzten Gebieten sich aufbaut, eine richtige Anthropo-Geographie, die überall auf die ersten Quellen zurückgeht und sich zunächst auf die Feststellung wirklicher Thatsachen beschränkt. Der Weg ist sicher, aber mühevoll und langwierig und verlockt schon deshalb zu häufigem Rückblick auf bisher Geleistetes. Neben großen positiven Errungenschaften zeigt uns solche Rundschau auch manche mehr negative Erkenntnis, und in diesem Sinne ist besonders die Änderung bemerkenswert, die unsere allgemeinen Ansichten über die „Wilden“ erfahren haben. Diese Wilden waren nach den älteren Anschauungen richtige Naturkinder; völlig unbeleckt von jeder Art fremder Kultur hatten sie sich selbständig und unabhängig voneinander entwickelt; durch eine tiefe und unüberbrückbare Kluft waren sie von den Kulturvölkern geschieden, und die berühmtesten Konquistadoren (auch in dieser Hinsicht, wie in so mancher anderen, den berüchtigtsten Sklavenjägern zu vergleichen) sahen in diesen Wilden mit Vorliebe eine Art von Halbmenschen oder halben Affen, die zu „erlegen“ vergnüglich und verdienstvoll war, genau wie das Ausrotten schädlichen Raubzeuges.

Fragen wir nun heute nach den charakteristischen Eigenschaften eines „Wilden“ und nach den wirklichen Unterschieden zwischen Kultur- und Naturvölkern, so ist es uns völlig unmöglich, eine positive Antwort zu geben; alle die alten Kriterien lassen uns im Stich, und selbst der Besitz der Schrift kann nicht mehr als ein Privileg der Kulturvölker angesehen werden — denn manche sogenannte Naturvölker schreiben entweder wirklich oder sie haben ausgezeichnete Schriftsurrogate; bei anderen aber hat sich an Stelle der Schrift eine nahezu unglaubliche Kraft des Gedächtnisses entwickelt und, damit in Zusammenhang, eine so reiche und mannigfaltige Tradition, daß z. B. die Polynesier den Vergleich mit unseren europäischen An-

alphabeten nicht zu scheuen brauchen und ihnen geistig sicher unendlich überlegen sind.

Hand in Hand mit der höheren allgemeinen Wertschätzung der „Wilden“ ging aber die Erkenntnis, daß ihre Entwickelung überhaupt meist gar keine isolierte gewesen, und bei näherer Betrachtung entdeckte man oft fremden Kultureinfluß da, wo man früher nur ein völlig eigenartiges, selbständiges und unbeeinflußtes Werden angenommen hatte.

Das Vorhandensein solcher fremden Einflüsse ist häufig so offenkundig, daß es eines eigentlichen Beweises gar nicht bedarf, da mit der bloßen unbefangenen Betrachtung der Thatsachen auch schon die richtige Deutung ganz von selbst gegeben ist; in anderen Fällen kann ein sicherer Nachweis nur nach eingehender Untersuchung geführt werden; wieder in anderen ist er überhaupt nicht formell zu erbringen, und die Übertragung bleibt, wenn auch praktisch wahrscheinlich oder sicher, doch theoretisch unerwiesen. Im folgenden sollen nun einige Beispiele solcher Übertragungen angeführt werden, im wesentlichen mit Beschränkung auf Afrika und so gewählt, daß sie nicht nur in Zusammenhang mit anderen ethnographischen Thatsachen, sondern auch schon an und für sich interessant sind.

Typisch für die erste, ganz besonders leicht zu erkennende Art von Übertragungen ist die sogenannte „Litteratur“ der Suahili. Der englische Missionar Steere, der sich viel eingehender als seine Vorgänger mit der Aufzeichnung von Erzählungen beschäftigt hatte, die er in Sansibar und an der Mrima gehört hatte, war sich zwar über den arabischen Ursprung eines Teiles derselben ganz klar gewesen, aber den indischen Ursprung eines anderen Teiles hat er übersehen, und in die deutsche Litteratur sind diese Erzählungen überhaupt als richtige Suahili-Märchen eingeführt worden, da ihr deutscher Herausgeber in arabischen und indischen Dingen völlig unbewandert war. Schon gleich die erste der von Steere in seinen Swahili Tales mitgeteilten Erzählungen ist in dieser Beziehung ungemein lehrreich. Sie hat den Titel „Kisa cha punda wa dobi“ („Story of the Washerman's donkey“) und handelt zunächst von der innigen Freundschaft zwischen einem Affen und einem Haifisch. Nachdem der Affe durch lange Zeit den Haifisch mit Früchten gefüttert hat, die er von einem am Ufer stehenden Baum für ihn herabzuwerfen pflegte, folgt er einer Einladung des Haifisches zu einem Gegenbesuche und läßt sich verleiten, auf dem Rücken des Haifisches die Reise anzutreten. Als sie eine Zeit lang unterwegs sind, gesteht der Haifisch seinem Freunde, daß er ihn nur deshalb zu sich gebeten, weil sein Sultan sehr krank und das Herz eines Affen für diesen die einzige Medizin sei. Ja, sagt dann der Affe, das ist sehr schön, aber das hättest du mir früher sagen sollen; ich habe mein Herz ja gar nicht bei mir, wir Affen pflegen doch unser Herz nicht immer mit uns herumzutragen, sondern wir heben es schön auf einem Baume auf. Aber jetzt ist es zu spät, gehen wir nur zu dir, und wenn du mich dann tötest und aufschneidest, wirst du sehen, daß ich mein Herz nicht bei mir habe. Dann beschließen die beiden aber doch, wieder umzukehren, und der Affe klettert mit mächtiger Freude über die gelungene List auf seinen Baum. Der Haifisch ahnt nicht, daß er nun um das gewünschte Herz gekommen, und mahnt zum neuerlichen Aufbruch; da spricht der Affe: „Du bist wohl verrückt, mein Freund, oder du hältst mich für den gewissen Esel ohne Herz und Ohren.“ — „Was ist das für ein Esel; erzähle, daß ich verstehe, was du meinst.“ — Und der Affe erzählt: „Ein Mann hatte einen Esel, der Esel aber ging in den Busch und blieb da, ganz ohne Arbeit und wurde sehr fett, und sein Herr vergaß ihn. Da sah ihn ein Hase* und dachte, das sei ein guter Braten für seinen Freund, den Löwen; und er ging hin zu dem Löwen, der eben von einer schweren Krankheit genesen und noch sehr schwach war, und erzählte ihm von der Eselstute, und beide freuten sich auf die fette Beute. Der Hase aber ging zurück zu der Eselstute und sagte ihr, daß er ihr einen Heiratsantrag zu überbringen habe und zwar vom Löwen. Die dicke Stute aber freute sich über diese Aussicht und ließ sich zum Löwen führen; dort machte der Hase dem Löwen ein Zeichen mit seinen Augenbrauen, daß

* Bei vielen Bantu-Völkern spielt der Hase dieselbe Rolle, wie bei uns der Fuchs. Im indischen Original erscheint statt des Hasen ein Schakal.

dies die Beute sei, von der er ihm erzählt habe; der Eselstute aber sagte der Hase, er wolle nicht stören und nun seinen anderen erfuhr, tröstete er den Löwen und versprach ihm, die Eselstute noch ein zweites Mal herbeizuführen. Und als der Löwe wieder ge-

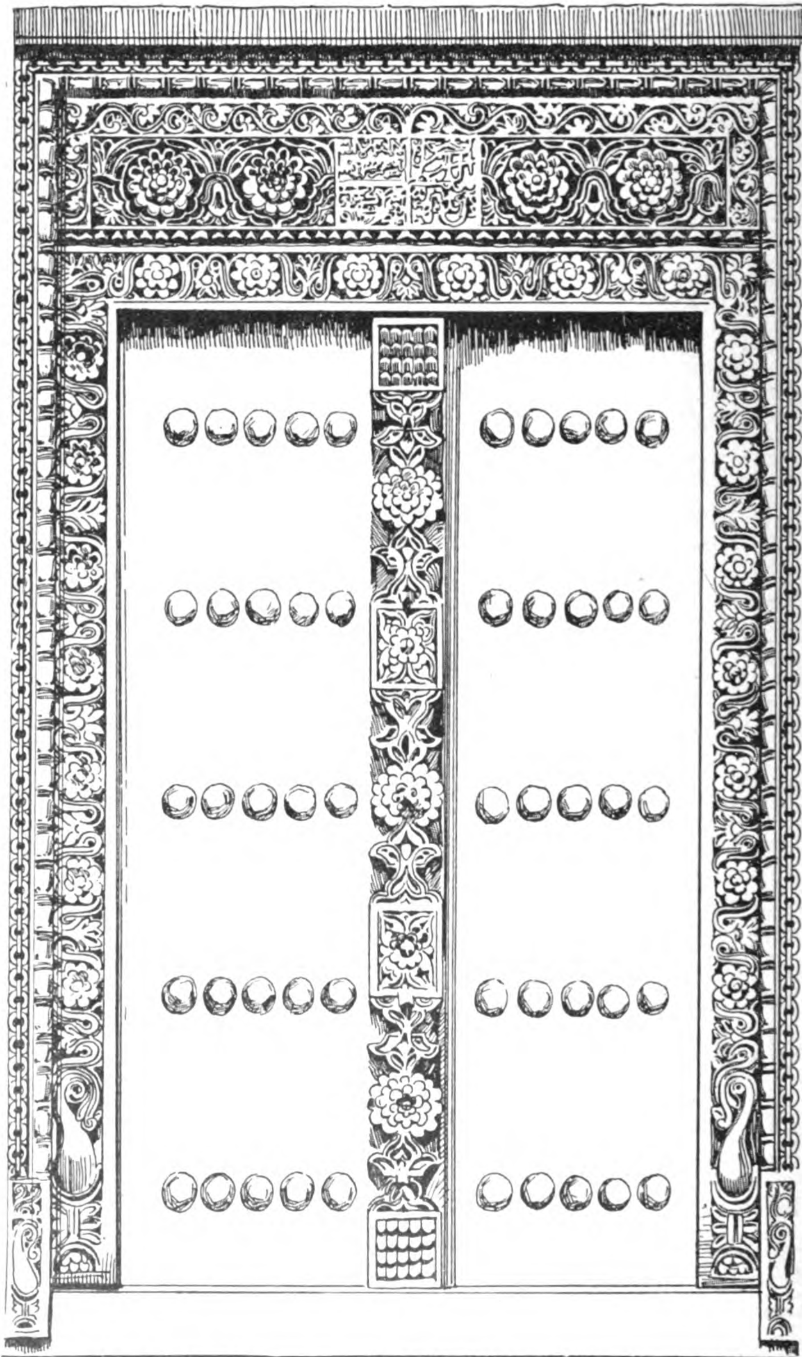


Swahili-Thür.

Geschäften nachgehen. Dann sprang der Löwe auf die Eselstute und wollte sie zerreißen; da er aber noch zu schwach war, so gelang es der Stute, zu entkommen, bevor sie ganz zerfleischt war. Als der Hase das

sund war und nachdem inzwischen auch die Wunden der Eselstute geheilt waren, ging der Hase wieder zu ihr und wollte sie zu ihrem Bräutigam, dem Löwen, führen. Erst hatte sie Angst, aber als der Hase ihr sagte,

daß die Umarmung des Löwen immer etwas energisch sei, ließ sie sich leicht verleiten, ihm sich wolle er nur das Herz und die Ohren. Der Hase aber brachte die Beute abseits und



Thür des Hauses der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Pangani.

wieder zu folgen. Diesmal aber riß der Löwe sie sofort in Stücke und sagte dem Hasen, er möge sie rösten und aufessen, für begann damit, das Herz und die Ohren selbst zu fressen. Als dann der Löwe seinen Anteil verlangte, that der Hase gar sehr



Thür des Hauses der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar.

erstaunt und wunderte sich, wie ein erwachsener Löwe so thöricht sein könne; solche Eselstuten, die hätten doch niemals Herz und Ohren! Das hätte der Löwe sich doch denken können; das erste Mal schon sei die Eselstute beinahe zerrissen worden, und doch sei sie dumm genug gewesen, ein zweites Mal zu kommen — solche Tiere hätten weder Herz noch Ohren. Der Löwe aber glaubte den Worten des Hasen." So erzählte der Affe dem Haifisch und sagte zum Schlusse: „So also möchtest du wohl, daß ich jener Eselstute gleiche und noch einmal mit dir übers Meer führe! Nein, geh du nur allein, von wo du gekommen bist, und bemühe dich nicht wieder zu mir; unsere Freundschaft ist zu Ende."

Dies ist ungefähr der Inhalt der Sswahili-Erzählung, wie sie uns Steere mitteilt. Man braucht gar kein gelehrter Orientalist zu sein, es genügt, eine ganz oberflächliche Kenntnis von dem Wesen des Pantschatantra zu haben, um schon auf den ersten Blick, schon aus der bloßen Einschachtelung einer Erzählung in eine zweite die indische Quelle zu erkennen. Thatsächlich haben wir es hier ganz offenkundig mit dem Beginne des vierten Buches des Pantschatantra zu thun, das von dem „Verlust von schon Besessenem" handelt. Um zu zeigen, wie enge der Sswahîli-Text sich an das Original anlehnt, teile ich hier einige Zeilen aus der von Benfey gegebenen Übersetzung des Pantschatantra wörtlich mit: „Wer aus Thorheit sich abschwatzen läßt durch Schmeicheln, was er besaß, der ist ein Narr und betrogen, wie vom Affen das Krokodil. Es wird nämlich erzählt: An einem gewissen Ort nahe am Meere steht ein großer Dschambu-Baum, welcher beständig voller Früchte sitzt, und da wohnte ein Affe, Namens Raktamukha. Da stieg einmal ein Krokodil, Namens Vikarâlamukha, aus dem Wasser des Meeres und legte sich an den Rand des mit sehr weichem Sand versehenen Ufers unter diesem Baume nieder. Darauf sprach Raktamukha zu ihm: Hör, du bist mir als Gast genaht! So iß denn die ambrosiagleichen Dschambu-Früchte, welche ich dir gebe! Es heißt auch: ... Aus wessen Haus ein Gast schreitet mit tiefem Seufzen ungeehrt, von dem entfernen ungnädig die Götter samt den Vätern sich. Nachdem er so gesprochen, gab er ihm Dschambu-Früchte."

Der weitere Verlauf der Erzählung deckt sich nahezu vollständig mit der oben mitgeteilten Sswahîli-Version; nur ist es im indischen Original nicht der Sultan, sondern die Frau des Krokodils, die das Herz des Affen wünscht. Das Krokodil hatte nämlich dieser auch von den Früchten mitgebracht und wurde eines Tages nach deren Herkunft gefragt. Als die Frau es erfuhr, sagte sie: „Wer immer solche ambrosiagleiche Früchte genießt, dessen Herz muß ganz wie Ambrosia sein. Wenn ich dir also als Gattin lieb bin, so gieb mir das Herz des Affen, damit ich, nachdem ich es gegessen, frei von Alter und Tod, mit dir Freuden genieße." Natürlich sträubt sich das Krokodil gegen solchen Verrat, aber es muß schließlich nachgeben, denn „Sesamschminke, Thoren und Weiber, Krebse, Fische, Indigo und Trunkenbolde lassen nicht los, was sie gefaßt". Auch sonst ist das indische Original durchaus feiner und witziger als die afrikanische Version: so sucht dort das Krokodil den Affen zu der zweiten Meerfahrt mit der Versicherung zu bereden, die Sache mit dem Herzen sei nur Scherz gewesen, er möge doch als Gast in sein Haus kommen; auch seine, des Krokodils, Frau sei voll von Sehnsucht nach ihm. Ebenso ist auch die zweite Erzählung im indischen Original psychologisch viel richtiger behandelt; zunächst ist der Esel, Lambakarna, männlich, und der Schakal erzählt ihm daher von drei jugendfrischen unverheirateten Eselinnen, die nach ihm verlangen. Auch der Löwe, Karâlakesara, ist nicht eigentlich krank, sondern nur im Kampf mit einem Elefanten verwundet; Ratgeber des Königs ist im Original der Schakal, Dhûsaraka; daß er in der Sswahîli-Version zum Hasen geworden, ist nur scheinbar befremdlich, denn bei sehr vielen ostafrikanischen Völkern spielt in den Sagen und Märchen der Hase ganz genau dieselbe Rolle wie bei uns der Fuchs. Noch eine weitere Abweichung sei hier der Vollständigkeit wegen verzeichnet: im Original wird nämlich die Gelegenheit, Herz und Ohren des Esels zu verschlingen, dadurch geboten, daß der Löwe, nachdem er den Esel getötet, erst noch in einen Fluß geht, um zu baden, und dann noch die Götter verehrt

und den Vätern opfert, bevor er zu der Beute zurückkehrt.

Aber das sind alles nur unwesentliche Abweichungen, durch die örtlichen Verhältnisse bedingt; in allen wesentlichen Punkten herrscht eine so vollständige Übereinstimmung beider Texte, daß niemand an der unmittelbaren Übertragung der afrikanischen Version aus Indien zweifeln kann. Wie alt diese Übertragung sein mag, wird vielleicht einmal durch eine besonders scharfsinnige philologische Untersuchung festgestellt werden können — für unseren heutigen Zweck genügt es, einfach die Thatsache der Übertragung gezeigt zu haben. Deshalb ist hier auch nicht der Platz, über die früheren Schicksale der uns im Pantschatantra erhaltenen Erzählungen nachzuforschen; einige sind arabischen, andere persischen, andere vielleicht mongolischen Ursprungs, für einige wenige ist auch eine klassisch-antike Quelle nachzuweisen — all dieses ist von anderen Gesichtspunkten aus sehr interessant, in unserem Falle kommt das Pantschatantra nur als eine alte indische Sammlung in Betracht, da die afrikanische Version zweifellos aus der uns bekannten indischen Fassung entlehnt ist.


Supraporte aus Tereni-Mafia.

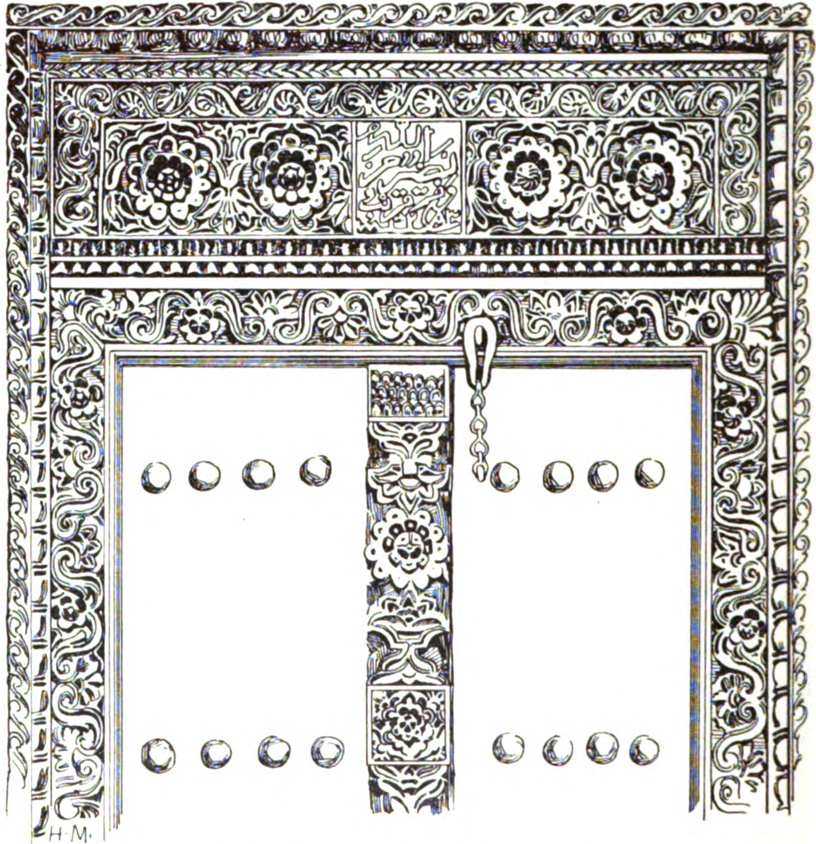

Supraporte aus Tereni-Mafia.

Andere der uns von Steere mitgeteilten Sswahîli-Erzählungen können mit ebenso großer Sicherheit auf eine arabische Quelle zurückgeführt werden. Sie stimmen so völlig mit Geschichten aus „Tausend und eine Nacht“ überein, daß ein Zweifel an ihrer Herkunft gänzlich ausgeschlossen ist. Andere Erzählungen bei Steere verraten ihre fremde Herkunft schon durch ihre äußere Form und durch die große Menge von Fremdwörtern, die sie enthalten. Überhaupt schmilzt die Sswahîli-Litteratur bei näherer Betrachtung so stark zusammen, daß nach Ausscheidung der indischen, arabischen und sonstigen fremden Entlehnungen kaum der zehnte Teil als einheimisch und eigentlich afrikanisch zurückbleibt.

Viel schwieriger als bei den rein litterarischen Leistungen gelingt der Nachweis fremder Abstammung naturgemäß bei dem anderweitigen ethnographischen Besitz. Aus der langen Reihe hierhergehöriger Einzelheiten seien hier nur einige der wichtigsten etwas eingehender beleuchtet. So ist es ganz besonders lehrreich, in diesem Sinne die Form des afrikanischen Wohnhauses und den Thürverschluß zu betrachten.

Das ursprünglich alte und noch jetzt über weite Landstriche verbreitete Wohnhaus ist halbkugel-, bienenkorb- oder kegelförmig. Genau so wie bei der Entwickelungsgeschichte des englischen Reisezeltes hat es auch für die primitive afrikanische Rundhütte ein Stadium gegeben, in dem man den niedrigen und deshalb fast wertlosen Rand dadurch erhöhte und somit benutzbar machte, daß man zwischen Dach und Boden eine cylindrische Wand einschaltete. Der nächste Schritt führte dann, beim modernen Zelt sowohl als bei der afrikanischen Hütte, dazu, den runden durch einen viereckigen Grundriß zu ersetzen und das kegelförmige durch ein Satteldach. Dieser wichtige Schritt ist zweifellos an verschiedenen Orten in Afrika zu verschiedenen Zeiten und unter ganz verschiedenen Umständen gemacht worden. In manchen

Gegenden mögen die von Europäern an der Küste erbauten Häuser das Vorbild für die viereckige Hütte mit Satteldach gewesen sein, in anderen hat sich dieser Typus vielleicht aus der besonders eingedachten Vorhalle entwickelt, die wir so oft an die afrikanische Rundhütte angesetzt finden, wo sie anscheinend ganz allmählich aus der ursprünglich wohl nur schlitzartigen Thüröffnung des Daches hervorgegangen ist. Anderswo wiederum kann sich das viereckige Haus mit hohem Dache auch auf andere Weise, mit oder ohne fremden Einfluß auf afrikanischem Boden und aus der Rundhütte entwickelt haben. Hingegen kann von dem dritten Haupttypus der afrikanischen Wohnstätte, dem Hause mit flachem Dache, mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß er nicht in Afrika zu Hause ist, sondern aus Vorderasien stammt.



Oberer Teil einer Thür im Inneren des Hauses des deutschen Arztes in Sansibar.

Häuser mit flachem Dache oder, wie sie mit einem anscheinend dem Kinyamwesi angehörigen Worte gewöhnlich genannt werden, Temben kennen wir aus Unyamwesi und Ugogo, aus Ukawendi und Ukonongo, aus Ubena und Uhehe, aber auch bei einzelnen Massai-Stämmen, kurz, in einem sehr großen Teile von Deutsch-Ostafrika, in einem weiten in sich zusammenhangenden Gebiete, das merkwürdig central liegt und nirgend an das Meer, aber auch nirgend an einen der drei großen Seen heranreicht. Die typische Tembe ist ein Haus von der Form eines Cigarrenkastens, etwa zwei Meter hoch, drei Meter breit und von wechselnder Länge. Viele Temben sind im rechten Winkel gebogen, bestehen also eigentlich aus zwei senkrecht zu einander liegenden kleineren Temben, ┌, andere sind hufeisenförmig ⊓, wieder bei anderen Temben kommt noch ein vierter Flügel dazu, □, so daß eine solche Tembe dann ein Rechteck von zwanzig bis

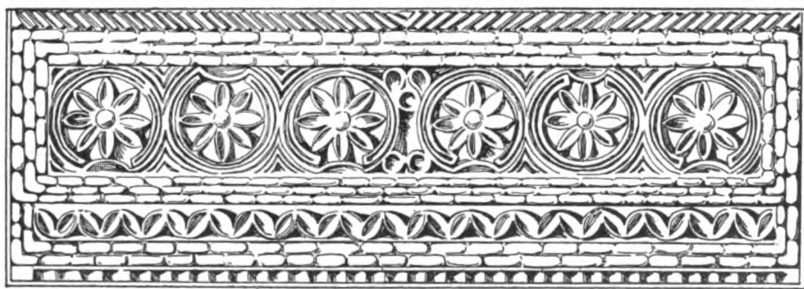
hundert Meter Seitenlänge bildet, das einen großen Hof einschließt. Es giebt auch kleinere Temben dieser letzteren Art, die dann wie ein antikes Haus mit einem Impluvium Thür haben. Diese Thüren, besonders die Innenthüren, bestehen häufig nur aus einem leichten verschiebbaren Rahmen aus Flechtwerk; die Thüren nach außen aber sind meist



Supraporte aus Lindi.

aussehen. Immer aber besteht die Tembe aus demselben Element, dem cigarrenkastenförmigen Haus. Die Wände setzen sich aus einem Flechtwerk von Pfählen, Stangen und Zweigen mit innen und außen glatter Lehmverkleidung zusammen. Ein Teil der größeren Wandpfähle ist oben gegabelt und trägt lange Querhölzer; auf diese werden wiederum Längsgerten gelegt, auf diese dünne Zweige und Gras, dann eine dicke Schicht von festgestampftem Lehm. Ein solches Dach ist stets so angelegt, daß die Fläche nicht völlig eben, sondern leicht nach außen geneigt ist, so daß das Regenwasser gut abfließen kann — wenigstens in der Theorie; in der Praxis dürfte es wohl kaum viele Temben geben, in die zur Regenzeit das Wasser nicht von oben und von unten und von den Seiten mehr oder weniger mächtig eindringt. Ist nun eine solche Tembe kurz, so hat sie innen nur einen einzigen Raum, ist sie lang, so aus zwei ganz dicken schweren Brettern hergestellt, die in Zapfen drehbar und manchmal mit stark vorragenden spitzen Knöpfen oder mit allerhand einfachen Reliefs geschmückt sind.

Neben diesen eigentlichen typischen Temben, die etwa mannshoch sind, giebt es andere, die nur wenig oder auch gar nicht über den Erdboden emporragen, die also in die Erde hineingearbeitet sind. Diese „versenkten" und „halbversenkten" Temben von Iraku, Turu, Ussandaui, Umbugwe und einigen anderen kleinen Landschaften in dem abflußlosen Gebiete von Deutsch-Ostafrika sind aber wohl nur als ganz lokale Abweichungen von der typischen Tembenform aufzufassen und kommen hier daher für uns nicht in Betracht. Das gilt natürlich erst recht von den halbversenkten Temben in Usiomi, die durch zwanzig bis dreißig Meter lange unterirdische Gänge untereinander



Supraporte aus Lindi.

wird sie durch Scheidewände in kleine Kammern abgeteilt, die je nach Bedarf mit den Nachbarräumen durch kleine Thüren verbunden sind oder nicht, die aber stets nach außen (oder auch nach dem Hofraum, wenn ein solcher vorhanden ist) eine regelrechte oder mit der Außenwelt verbunden sind. Diese Einrichtung läßt sich zwanglos aus den häufigen Massai-Einfällen und aus dem zufällig für primitive Schachtanlagen vorzüglich geeigneten Untergrund erklären, ist also den sogenannten „Erdställen" in Nieder-

österreich und Bayern ähnlich und sicher von rein örtlicher Bedeutung, wie denn überhaupt der Bezirk der versenkten und halbversenkten Temben nur eine kleine Insel auf dem großen Gebiete des Tembenbaues darstellt.

Dagegen kann für die ursprüngliche typische Tembe ein afrikanischer Ursprung nicht angenommen werden, diese kann man nur mit dem vorderasiatischen Wohnhaus vergleichen. Ja, ich bin ganz sicher überzeugt davon, daß beide eng miteinander zusammenhangen; konstruktiv sind beide so vollkommen gleichartig, daß gar manche kleine Tembe, so wie sie ist, in Syrien stehen könnte, ohne da auch nur einem einzigen Menschen als etwas Besonderes aufzufallen, und ebenso könnte man gar manchen elenden kleinasiatischen Han in unser abflußloses Gebiet übertragen — kein Europäer, aber auch kein Mssandaui oder Mrangi würde etwas Auffälliges bemerken. Aber nicht nur der Grundriß, die Konstruktion und das flache, leicht geneigte Dach stimmen völlig überein, sondern auch die schweren in Zapfen drehbaren Thüren sind da und dort völlig gleichartig. Im Orient wie in Ägypten kennen wir die Zapfenthür schon aus den ältesten Zeiten, und noch heute ist sie da nur in den Städten durch die europäische Angelthür verdrängt worden. Durch Jahrtausende, ja so weit unsere Kenntnisse überhaupt zurückreichen, kannte man im Orient ausschließlich nur die Zapfenthür, und es scheint, daß diese ursprünglich auch in Europa weit verbreitet war. Wann eigentlich bei uns Angelthüren aufgekommen sind, ist mir nicht bekannt, dürfte aber wohl noch festzustellen sein. Ich selbst habe noch 1879 in Tuzla in Bosnien eine Stallthür gesehen, die sich nicht in Angeln, sondern auf Zapfen drehte, und auch bei uns in Norddeutschland sollen Zapfenthüren noch ab und zu an ländlichen Gebäuden vorhanden sein; für schwere eiserne Thüren zieht man der leichter zu erreichenden Festigkeit wegen ohnehin die Konstruktion mit Zapfen auch heute noch jeder anderen vor. Das Wesentliche für diese Art von Thüren ist aus den nebenstehenden Abbildungen zu ersehen; jeder Thürflügel hat unweit von seiner Außenkante oben und unten je einen Zapfen, der in schalenförmigen Lagern ruht; besonders bei großen schweren Thüren pflegten die unteren Zapfenschalen aus Stein zu sein, und wir kennen solche aus Ägypten und Babylonien, die reich verziert und mit Inschriften versehen sind. Nur bei ganz leichten kleinen Thüren verwandte man hölzerne Zapfenschalen, meist kleine, napfartige Vertiefungen an den Enden der Thürschwelle. Aber auch heute noch werden im Orient steinerne Zapfenschalen allen anderen vorgezogen, und so mußte ich z. B. in der ersten Zeit meiner Ausgrabungen in Sendschirli mehr als einmal ein Auge zudrücken, wenn eine schöne steinerne Zapfenschale kurzer Hand aus der Ausgrabung verschwand, um nach mehr als dreitausendjähriger Ruhe sofort wieder


Thür von Eiré, nördlich von Benin, Westafrika.

als Zapfenlager ihrer alten Bestimmung zugeführt zu werden — genau so, wie auch die schönen großen alten Dachwalzen aus Dolerit schon vom ersten Tage an die Begehrlichkeit meiner Arbeiter auf das höchste erregt hatten. Die Leute müssen ja auch heute noch ihre flachen Dächer walzen, genau wie in den Zeiten von Ur-ba-gas und Dungi, und schnitzen sich meist elende Holzwalzen, wo sie nicht etwa eine dünne römische Säulentrommel ergattern können. Funde von Thürschalen und Dachwalzen gehören daher zu den großen Ereignissen bei jeder orientalischen Ausgrabung und sind — für die Arbeiter — wichtiger als die schönsten Bildwerke und Inschriften. In Sendschirli wurden Dachwalzen geradezu als Auszeichnung „verliehen“.

Es ist gegenwärtig nicht leicht, etwas ganz Abschließendes über die eigentliche Heimat der Zapfenthür zu sagen. In Afrika ist heute ihr Vorkommen durchaus nicht auf das Tembengebiet beschränkt, sie ist vielmehr auch über das ganze tropische Westafrika verbreitet. Sie findet sich aber ebenso auch vielfach in Indonesien und scheint auch in China die herrschende Thürart zu sein. Wenigstens sind alle chinesischen Thüren, die mir auf Photographien und Modellen erreichbar sind, ohne Ausnahme Zapfenthüren. In Japan pflegen die kleineren Thüren meist zum Schieben eingerichtet zu sein (vergl. die bekannten hikite), die größeren schwingen heute meist in Angeln; daß früher aber Zapfenthüren sehr verbreitet waren, ergiebt sich mit Sicherheit daraus, daß die Thüren in den Shinto-Tempeln, in denen die altertümlichen Formen des japanischen Hauses erhalten sind, durchweg Zapfenthüren sind. So finden wir diese Art von Thüren vom Atlantischen Meer durch ganz Afrika und Asien bis an den Stillen Ocean verbreitet, und es ist von vornherein anzunehmen, daß sie auch in dem ehemals spanischen Amerika nicht fehlen werden; stammt doch fast der ganze Kulturbesitz Spaniens aus Arabien, so daß noch heute das ethnographische Charakterbild vieler amerikanischer Staaten ganz an Arabien erinnert. Vom Grundriß des Wohnhauses angefangen bis herab zum Sattel und Zaumzeug, fast alles ist arabisch, und nicht nur in der Form, sondern auch noch im Namen.


Thür der Akelle, am Ogowe, Westafrika.

Wo immer wir aber Zapfenthüren finden, da liegt es nahe, anzunehmen, daß sie nicht alle einzeln an Ort und Stelle erfunden wurden, sondern daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und der kann, wie die Dinge zu liegen scheinen, kaum anderswo als in Mesopotamien gesucht werden, von wo wir große, mit Inschriften versehene Zapfenlager kennen, die den ältesten Zeiten unserer Geschichte angehören. Auch die allergrößten Thürzapfen, die wir überhaupt kennen, stammen aus jener Gegend; sie gehören zu der berühmten assyrischen Thür von Balawat, aus der Mitte des neunten vorchristlichen Jahrhunderts, von einem Bau Salmanassars II., und hatten nahe an dreißig Centi-

meter Durchmesser, wie sich aus ihren gut erhaltenen Bronzeschuhen ergiebt. Mit diesen Riesenthoren verglichen sind unsere heutigen afrikanischen Thürchen freilich die reinen Zwerge, aber im wesentlichen ist ihre Einrichtung so unverändert geblieben, daß dies nur durch allmähliche direkte Übertragung erklärbar ist. Von Mesopotamien aus sind diese Thüren also wohl zunächst nach Persien und Indien gelangt und von da dann östlich nach China, Japan und Indonesien und westlich nach Afrika.



Helmartige Kopfbedeckung, Kamerun.

Wie sehr indischer Einfluß für Afrika in Betracht zu ziehen ist, soll sofort an einem Beispiele gezeigt werden, das gleichfalls afrikanische Thüren zum Gegenstand hat. Aus Sansibar und von der gegenüberliegenden Küste, der Mrima, kennt man seit langer Zeit schon ganz besonders kunstfertig geschnitzte Thüren und Thürrahmen, von denen die Abbildungen auf S. 711 bis 717, die ich der Güte des Herrn Redacteurs Gustav Meinecke verdanke, sicher eine bessere Vorstellung geben als lange Beschreibungen. Von O. Baumann wissen wir, daß der Hauptsitz für die Herstellung dieser Art von Thüren in Ussini auf der Insel Sansibar ist, aber über die ursprüngliche Heimat dieser Technik kann nicht der geringste Zweifel sein. Ganz ähnliche, nur noch viel reicher geschnitzte Thüren sind vielfach aus Indien bekannt, und schon allein das Grundmotiv der Verzierungen, die Lotosblume, weist ganz unfehlbar nach Indien; ebenso auch die großen spitzköpfigen Nägel aus Bronze, Eisen oder Messing, mit denen die Thürflügel beschlagen sind, und die wir in solcher Art auch nur in Indien wiederfinden, wo es heißt, daß sie die Thüren gegen das Eingedrücktwerden durch Elefanten schützen sollen. Besonders interessant an diesen Thüren sind die hohen Supraporten, die häufig zwischen Lotosblumen ein Feld mit einer arabischen Inschrift einschließen. So steht über der auf S. 716 abgebildeten Thür aus Sansibar: násrūn min allahi wa fáthūn karibun „Der Sieg (kommt) von Gott, und Eroberung ist nahe." Derselbe Spruch schließt die Inschrift der oberen Supraporte der Abbildung auf S. 715, die auch durch ihre Datierung, 28. Ramadan 1283, beachtenswert ist. Natürlich ist das auf die Hedschra zu beziehen, und die Thür stammt aus dem Jahre 1866 unserer Zeitrechnung, ist also verhältnismäßig noch ganz jung. Ganz jung waren auch zwei Thüren, die 1896 zur Kolonialausstellung nach Treptow eingesandt und dort in einem Bureaugebäude verwandt worden waren. Ich habe sie niemals in der Nähe gesehen, und sie sind seither verschollen, aber man sagt mir, es habe auf einer derselben statt des üblichen Koranspruches ungefähr gestanden, daß ganz Europa mit Afrika sich nicht wenig wundere, daß Sansibar an England gefallen sei. Ist diese Angabe nicht apokryph, so ist es natürlich die Inschrift

selbst, die dann sicherlich nicht von einem Neger oder Araber stammt, sondern von einem Deutschen vorgezeichnet worden sein muß. Übrigens pflegt die arabische Schrift auf solchen Supraporten häufig recht unvollkommen zu sein und ist nicht selten ganz unleserlich, da sie oft nach unzulänglichen Vorlagen von Leuten geschnitten wird, die selbst des Lesens und Schreibens nicht kundig sind.

Kehren wir nun nach dieser langen Abschweifung über Thüren wieder zu den ostafrikanischen Temben zurück, so habe ich oben bereits versucht, auf ihren Zusammenhang mit Vorderasien hinzuweisen. Den Reisenden im Tembengebiet ist allerdings die Vorstellung eines solchen Zusammenhanges bisher völlig fremd geblieben. Stuhlmann, wohl noch immer der beste Kenner Ostafrikas, sieht die frühesten Stadien der Tembe in den mit Lehm und Rindermist gedichteten Reisighütten der Massai; aber deren Dach ist gewölbt und macht mit seinen abgerundeten Kanten einen vollständig tonnenförmigen Eindruck, so daß den Massaihütten gerade die wesentliche Eigenschaft der Tembe, das flache Dach, abgeht. Noch ungleich größer sind die Schwierigkeiten, die sich einer anderen Erklärung entgegenstellen, die von O. Baumann versucht worden ist. Dieser Reisende leitet die typische Tembe geradeswegs aus der runden Bantuhütte ab! Feindliche Einfälle hätten das Blätterdach als zu feuergefährlich erscheinen lassen; man hätte der runden Hütte deshalb ein flaches Lehmdach gegeben, aber auch diese Form nicht lange halten können, weil die Auswahl ungleich langer Stangen für das Dach zu unbequem gewesen sei; der Unterbau mußte also statt der cylindrischen eine viereckige Form bekommen — und die Umwandlung der Bienenkorbhütte in die Tembe war vollzogen! Ich muß gestehen, ich habe niemals begreifen können, wie ein sonst so scharfsinniger Beobachter auf eine derart abenteuerliche Erklärung hat verfallen können. Freilich giebt es nach Baumann in Ikoma Rundhütten mit flachem Lehmdach, und da soll der „Umwandlungsprozeß eben im Gange“ sein — aber wenn auch sonst noch in Afrika Rundhütten mit flachem Dach gefunden werden sollten, ich könnte sie niemals als Beweise für die Richtigkeit von Baumanns Umwandlungstheorie gelten lassen. Ich würde in solchen trommelförmigen Wohnstätten immer nur eine rein örtliche Verirrung erblicken können, eine ganz barocke Idee, niemals eine Etappe auf dem Wege einer gesunden Entwickelung. Ein Übergang von der Bienenkorbhütte zur Tembe ist überhaupt in sich unmöglich; die eine ist afrikanisch, die andere ist es nicht.

Genau ebenso wie die Zapfenthür werden wir auch die Tembe selbst als eine typisch vorderasiatische Einrichtung zu betrachten



Helmartige Kopfbedeckung aus Ussukuma.

haben, die wahrscheinlich von der Sansibarküste her ihre Wanderung in das Hinterland angetreten hat. Daß die Tembe jetzt gerade an dem schmalen Küstenstreifen selbst fehlt, kann gegen diese Annahme um so

weniger eingewendet werden, als jedem Kundigen zahlreiche ganz ähnliche Fälle bekannt sind. So ist es völlig zweifellos, daß das Rindenzeug aus Indien über die Mrima zu den Wanyamwêsi und noch weiter in das mittlere Ostafrika gelangt ist, wo wir es noch heute in allgemeinem Gebrauche finden; und doch ist das Rindenzeug an der Mrima selbst schon völlig verschwunden, und auch in Unyamwêsi wird es bald schon ganz durch gewebte Zeuge verdrängt sein und nur noch in den Erinnerungen der Einwohner, in der Litteratur und in den ethnographischen Sammlungen fortleben, ähnlich wie es auch in Indien selbst nur noch litterarisch und bei einigen Bettelmönchen erhalten geblieben ist. In völlig gleichartiger Weise läßt sich einwandfrei nachweisen, wie gewisse Helmformen und auch die Armbrust im fünfzehnten Jahrhundert von Europa aus nach der Westküste von Afrika gebracht worden waren, seither aber an der Küste selbst längst durch zweckmäßigere Dinge verdrängt wurden und sich nur noch im Hinterlande in ganz seltsamen und unzweckmäßigen Umwandlungsformen erhalten haben.

Solche Lücken auf dem Landwege sind also durchaus nicht verwunderlich, ja sie können sogar als typisch bezeichnet und stets befriedigend erklärt werden. Aber auch der Seeweg von Indien und Arabien nach der Sansibarküste bot solchen Übertragungen niemals ein Hindernis; im Gegenteil ist der menschliche Verkehr hier durch eherne Naturgesetze bedingt. Luft- und Meeresströmungen treiben ein Boot, das in den Wintermonaten die Küsten des Arabischen Meeres verläßt, mit zweifelloser Sicherheit nach der Sansibarküste, und mit der gleichen niemals fehlenden Sicherheit wird der wechselnde Monsun das Boot in den Sommermonaten wieder nach den heimatlichen Küsten zurückbringen. So sind die alten politischen Beziehungen der Mrima mit Maskat und ihre noch älteren Handelsverbindungen mit Indien nicht etwa zufällig entstanden, sondern durch physikalische Gesetze bedingt. Damit ist aber auch der Weg gezeigt, auf dem arabische und indische Einflüsse zunächst nach der Küste und dann ins Innere von Afrika gelangt sind.

Ganz nebenbei sei hier auch angedeutet, was näher auszuführen in den mir hier gesteckten Grenzen nicht thunlich ist, daß in ähnlicher Weise auch chinesischer Einfluß auf die Ostküste von Afrika völlig einwandfrei nachgewiesen ist: er kommt nicht nur durch zahlreiche Funde von chinesischen Münzen und Porzellangefäßen an der Mrima zum Ausdruck, sondern ist uns auch durch die chinesische Litteratur überliefert, welche besonders im Ausgange des Mittelalters von regen und direkten Handelsbeziehungen zwischen China und Ostafrika vielfach berichtet.

Haben wir bisher von Einflüssen und Übertragungen gehandelt, die ihrer Natur nach offenkundig und naheliegend waren, so möchte ich zum Schlusse dieser Ausführungen noch ein Beispiel aus der langen Reihe jener Erscheinungen mitteilen, die nur mit großer Wahrscheinlichkeit auf direkte Übertragung zurückzuführen sind, bei denen aber ein zwingender Beweis dafür vorläufig nicht zu erbringen ist. Als ein solches Beispiel führe ich hier das Vorkommen eines richtigen Helmes mit pfeilartiger Crista bei vielen sogenannten Naturvölkern an.

Die Abbildungen S. 720 bis 728 zeigen uns eine Anzahl von Kopfbedeckungen aus Kamerun, aus dem Hinterlande von Lagos, aus Ussukuma, aber auch aus der Südsee, von Hawaii und Neu-Irland; die Anzahl der Abbildungen hätte aus diesen und aus anderen Gebieten noch leicht um ein vielfaches vermehrt werden können, aber sie reicht hin, um eine genügende Vorstellung von dem ausgesprochen helmartigen Charakter dieser Kopfbedeckungen zu geben. Es ist leicht zu verstehen, daß derlei Helme schon früh die Aufmerksamkeit der Ethnographen erregt haben und zum Ausgangspunkt teilweise recht wüster Spekulationen geworden sind. Es ist hier nicht angebracht, auf die verschiedenen Erklärungsversuche einzugehen, und selbst den neuesten, der erst in diesem Jahre ans Licht gekommen, will ich nur ganz nebenbei erwähnen: er führt die Kammleiste des Helmes auf eine Eidechse zurück! Hingegen dürften diese afrikanischen und pacifischen Helmformen geeignet sein, an ihnen einige allgemeine Gesichtspunkte zu erläutern, nach denen ethnographische Parallelen beurteilt werden können.

Derlei Übereinstimmungen sind je nach ihren Ursachen natürlich sehr verschiedener Art, aber es ist doch möglich, sie in einzelne große Gruppen unterzubringen. Als erste dieser Gruppen möchte ich die der einfach selbstverständlichen Übereinstimmungen bezeichnen. Das Werfen mit Steinen und mit Knüppeln, das Schreien im Kampfe, die Sitte der Bemalung mit hellen Farben bei dunkler Haut und mit hellen Farben bei dunkler Farbe des Körpers, die geringe Zuneigung, die häufig, wenn auch mit so wenig Recht, den Schwiegermüttern entgegengebracht wird, die Sitte, Haustiere (pecus — pecunia), Nahrungsmittel, seltene Perlen oder Metallstücke als Tauschmittel und Wertmesser zu benutzen — all das erscheint mir einfach selbstverständlich. Genau so wie in der ganzen Welt Leute, die einen Faden in ein enges Nadelöhr bringen wollen, diesen festdrehen oder befeuchten oder wichsen, ebenso giebt es Hunderte und Hunderte von Handlungen, Gesten, Bewegungen, Vorstellungen, Gewohnheiten und Geräten, die selbstverständlich sind, und deren Verbreitung über die ganze bewohnte Erde daher nichts Auffallendes hat.



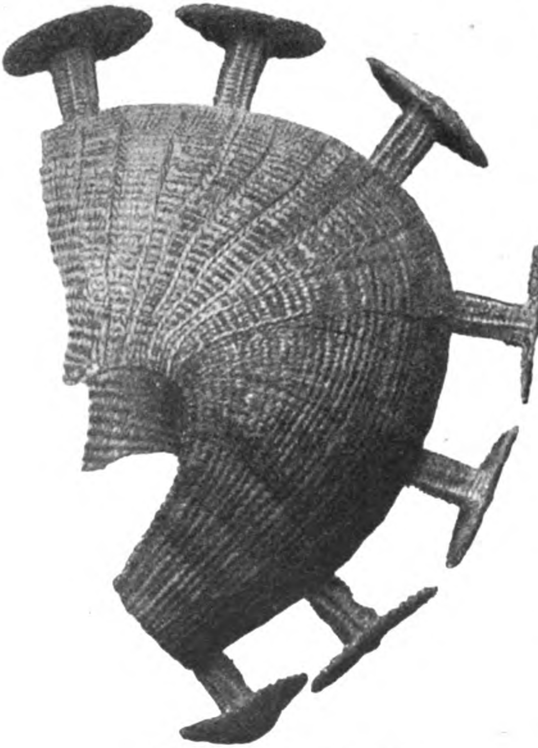
Metallgefäß mit behelmten Figuren, Illorin, Westafrika.

Eine zweite Gruppe von ethnographischen Parallelen umfaßt die scheinbar zufälligen, das heißt jene, welche durch äußere natürliche Verhältnisse bedingt sind. Hierher gehört die scheinbare Vorliebe so vieler Völker für die Benutzung der roten, weißen und schwarzen Farbe, die natürlich nur darauf zurückzuführen ist, daß rote Erde, Kalk und Kohle in der Regel die am leichtesten erreichbaren Farbstoffe sind. Hierher gehören die Höhlenwohnungen, hierher gehört die Sitte, sich durch warme Kleider gegen die Kälte, durch Laubdächer oder ähnliche Einrichtungen gegen Regen und Sturm zu schützen; hierher gehören vielleicht auch gewisse Speiseverbote, diese freilich nur, wenn man annimmt, daß sie sich allmählich aus der Erkenntnis der Schädlichkeit einzelner Speisen entwickelt haben, also auch Abwehrmaßregeln vorstellen; hierher gehört zweifellos auch die so weitverbreitete Sitte des Kahlscherens des Kopfes als einfachster Schutz gegen Ungeziefer.

In eine dritte Gruppe würden jene Übereinstimmungen gehören, die nur auf der allgemeinen Ähnlichkeit aller primitiven Dinge beruhen. Genau ebenso, wie etwa die frühesten embryonalen Anlagen aller Wirbeltiere einander fast bis zum Verwechseln gleichen, ebenso gleichen sich auch überall die ersten kindlichen Versuche, menschliche und tierische Figuren darzustellen. Daher die oft wirklich täuschende Ähnlichkeit der Zeichnungen von Indianern und von Australiern untereinander und mit den ersten Versuchen unserer Kinder, die auch in dem berüchtigten Skizzenbuche des Abbé Domenec zu tragikomischem Ausdruck gelangt ist. In dieselbe Gruppe gehören die in der ganzen Welt einander gleichenden Formen roh zugeschliffener Steinbeile, die einfachen Keulen und Ruder, vielleicht auch die Übereinstimmung gewisser einfacher Verzierungen.

Die vierte Gruppe bilden jene Übereinstimmungen, welche auf gleichartiger seelischer Veranlagung beruhen. Alexander von Humboldt hat meines Wissens zuerst darauf

hingewiesen, daß manche ethnographische Ähnlichkeiten „mehr auf psychischen Gründen, auf der inneren Natur unserer Geistesanlagen beruhen, als daß sie Gleichheit der Abstammung und alten Verkehr der Völker beweisen“, und später haben besonders Adolf Bastian und Richard Andree diese Richtung der Völkerkunde mit großer Vorliebe gepflegt, sie aber nicht vor trauriger Entartung in den Händen Unberufener schützen können. Alexander von Humboldt war von den mäanderartigen Verzierungen peruanischer Gefäße ausgegangen und meinte, daß diese nicht notwendig auf griechische Beziehungen zurückgeführt werden müssen. In diese Gruppe gehört die allgemeine Entwickelung religiöser Vorstellungen aus Traumerscheinungen, die Entstehung geometrischer Ornamente aus naturalistischen Darstellungen und der schwankende Charakter der Ornamentik;* hierher gehört sicher auch die Entstehung der Musik, hierher die Totenklage mit dem Ausraufen der Haare, dem Zerfleischen des Gesichtes und den freiwilligen Verstümmelungen der Finger, hierher gehören auch die meist aus dem Bedürfnis, sich zu schmücken, hervorgegangenen Sitten und Unsitten des Bemalens, Tätowierens und der Ziernarben, hierher zahllose andere Sitten und Gebräuche, die alle einzeln anzuführen hier völlig unmöglich wäre.



Geflochtener Helm aus Hawaii.

Eine fünfte Gruppe umfaßt die Übertragungen durch einzelne. Im Jahre 1879 kaufte ich in einer kleinen bosnischen Landstadt vom Pferde aus, ohne abzusitzen, etwas Hennahpulver. Der Krämer wollte mir in damals dort landesüblicher Weise einen Papiersack nähen und schien sehr verblüfft, als ich ihm das Papier aus der Hand nahm und daraus eine Tüte drehte. Mehrere Stunden später sah ich mich auf dem Marsche plötzlich von einer Schar eingeborener Reiter verfolgt, unter denen der Verkäufer meiner Hennahprobe mich durch laute Zurufe zum Halten veranlaßte. Er wollte von mir lernen, Tüten zu drehen! Von dieser Stunde datiert die Einführung der gedrehten Tüte und die Verdrängung des genähten Papiersäckchens, ich will nicht sagen aus ganz Bosnien, aber jedenfalls aus einer bosnischen Landstadt. Das ist eine fast lächerliche Kleinigkeit — aber ich kann ihre Anführung durch die Erinnerung an eine der großartigsten Erscheinungen der Kunstgeschichte wieder wett machen, an die gräko-buddhistische Kunst, die sich an den Zug Alexanders des Großen nach Indien anschließen läßt und damit zu einem monumentalen Beispiel für unsere fünfte Gruppe von Übertragungen wird.* In ähnlicher Weise haben einzelne arabische Kaufleute ihre Schrift zu den Swahîli der Ostküste von Afrika gebracht, so kennen wir aus Neu-Irland Masken, welche die Form von Tropenhüten haben, und von den Neu-Hebriden sogar eine Kopfbedeckung von der Form eines Admiralsdreispitzes.

* Vergl. die Tafeln XXXII, XXXIII, XXXVI, XXXVII, XXXVIII, XLII u. s. w. in meinem Buche „Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete“. Berlin, 1897.

* Näheres über die gräko-buddhistische Kunst siehe bei Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien. Berlin, 1893.



Geflochtener Helm aus Hawaii, mit Resten von buntem Federbesatz.

In die sechste und letzte Gruppe endlich sind jene Übereinstimmungen einzureihen, welche auf Gleichheit der Abstammung oder auf engen alten Verkehr zurückzuführen sind. Solcher Art ist die Abhängigkeit des griechischen von einem altsemitischen Alphabet, die Ähnlichkeit der romanischen Sprachen untereinander, solcher Art auch die Verbreitung der Rindenzeuge über ganz Polynesien und die Übereinstimmung aller polynesischen Mythologien, solcher Art die Verbreitung des „einfachen" Bogens über Afrika und die des aus Horn, Sehnen und verschiedenen Holzarten „zusammengesetzten" Bogens über ganz Asien.

Diese Einteilung der ethnographischen Parallelen in sechs Gruppen erhebt keinerlei



Geflochtener Helm aus Hawaii, mit Resten von buntem Federbesatz.

Anspruch, völlig unfehlbar oder ganz erschöpfend zu sein, sie hat nur den Zweck, ein schwieriges Problem etwas heller zu beleuchten, als dies ohne solche schematische Abgrenzungen thunlich wäre. Zur Vermeidung von Mißverständnissen will ich auch gleich selbst darauf hinweisen, daß es bei vielen Erscheinungen nicht immer möglich ist, sie mit völliger Sicherheit in die eine oder die andere Gruppe einzureihen. So dürften besonders die Grenzen zwischen der ersten und der vierten Gruppe stellenweise etwas schwankend und verschwommen sein und ebenso die zwischen der fünften und der sechsten. Besonders der Übergang zwischen der fünften und der sechsten Gruppe kann sich



Geflochtener Helm aus Hawaii, mit Resten von buntem Federbesatz.

ganz naturgemäß durch einfache Häufung von Einzelfällen vollziehen — im großen und ganzen aber ist unser Schema völlig ausreichend, um danach auch ganz verwickelte Parallelen beurteilen zu können.

Betrachten wir also die afrikanischen und pacifischen Helmformen im Lichte dieser schematischen Einteilung, so ist die Einreihung in die Gruppen eins, zwei und drei völlig ausgeschlossen; auch die Gruppe sechs wird wohl nicht in Betracht gezogen werden, außer vielleicht von jenen Leuten, die noch immer nach den verlorenen zehn Stämmen Israels suchen. Es bleiben also nur noch die Gruppen vier und fünf übrig, das heißt, es ist zu untersuchen, ob diese Helmformen durch die Annahme gleichartiger psychischer

Veranlagung zu erklären oder auf zufällige Übertragung zurückzuführen sind.

Nun ist es sicher nicht in Abrede zu stellen, daß durch gleichartige psychische Veranlagung verschiedene Leute ganz unabhängig voneinander auf die Idee verfallen können, ihre Kopfbedeckung durch eine Kammleiste zu erhöhen, um dadurch selbst größer und gewaltiger zu erscheinen. Dasselbe Motiv, das ursprünglich den griechischen Helmkamm entstehen ließ, das uns den alten Fechterhelm so imposant erscheinen läßt und das noch heute unserem Dragoner- und Kürassierhelm zu so großer Beliebtheit verhilft, kann ebensogut auch in Kamerun und in Neu-Irland bei den Wassukuma und auf Hawaii wirksam gewesen sein. Aber das ist eine bloße Möglichkeit, eine Vermutung, für die uns einstweilen noch jeder Beweis fehlt, und die vor zwanzig Jahren viel wahrscheinlicher erschienen wäre als heute. Damals konnte ein noch jetzt mit Recht hochangesehener Ethnograph sagen, daß „Afrika erst vor einem Vierteljahrhundert von Europäern betreten worden" sei; damals hatte man wirklich jede Kenntnis von den engen Beziehungen, die Europa und Afrika in früheren Jahrhunderten verbunden hatten, völlig vergessen, und damals hatte man auch keine Ahnung mehr von den alten Beziehungen zu den Inseln der Südsee.

Um zu zeigen, wie lebhaft unsere alten Verbindungen mit Afrika waren, genügt es, irgend eines der älteren Reise- und Sammelwerke darauf hin durchzublättern. Nehmen wir z. B. den alten Dapper zur Hand, dessen „Umbständliche Beschreibung von Africa" 1670 erschienen und mit großer Sorgfalt älteren, meist holländischen und portugiesischen Quellen entlehnt ist, und sehen aufs Geratewohl nach, was er über den Handel mit Benin schreibt. Da erfahren wir, daß die Europäer dort gegen einheimische baumwollene Tücher, Jaspissteine, schwarze Sklavinnen, Pantherfelle, Pfeffer und Akoriperlen die folgenden Waren einführten:

„Güldenes und silbernes Laken,
Rohtes Tuch,
Kanetchen, an der einen Seite mit rohten Streiffen,
Allerhand zahrte Baumwolle,
Leinwand,
Rohten Sammet,
Missingine Armringe, davon ein jeder sechstehalbe Untzen wäget,
Lavendel und vielfärbige Körner,
Schlechte Karseyen;
Feine Korallen,
Harlemmer Zeuge, mit grühnen Bluhmen steif gehahrtzt,
Rohte gläserne Ohrengehäncke,
Eisenstäbe,
Vergüldete Spiegel,
Kristallen,
Busichen oder Ostindische Schneckenhörnlein, welche sie an Geldes stat gebrauchen."

Dazu wird noch besonders berichtet, daß die gestreiften bunten Tücher, welche die Holländer in Benin einhandeln, von ihnen nach der Goldküste gebracht werden, und daß die einfarbig blauen Tücher aus Benin nach dem Gabun und nach Angola weiter verhandelt werden; auch die blauen Akori-Perlen werden in Benin nur erworben, um nach der Goldküste weiter verhandelt zu werden.

Noch ungleich lehrreicher ist Dappers Angabe über den eigentlichen Handel an der Goldküste; da haben die Niederländer, Englischen und Franzosen überall bei den fürnehmsten Dörfern längs der ganzen Küste ihre Lagerschiffe, Festungen und Kaufhäuser. „Die Wahren, welche die Niederdeutschen überführen, allda gegen Gold zu verhandeln, seynd folgende:

Schlesisches halb gebleichtes, und raues Hessisches Leinwand.
Halbabgetragene Bettücher.
Gekreutzte Zeichen.
Zipersche Tücher.
Rohtes, blaues, gelbes und grühnes Rupinisches Tuch.
Türckische Prunchtücher.
Leidnische röhtliche Wüllene Zeuge.
Rauche, weiße, rohte und grühne Leidnische Decken.
Türckische Karpetten, Rapinen.
Gelbe und rohte Wüllene Zeuge.
Gemeine Harlemmer Tücher
Kochbecken.

Kleine und große Näpfe.
Balbier-Becken.
Große Schottische Pfannen von zwo Klaftern in die runte.
Braune Tiegel.
Brau-Kessel, mit Bändern beschlagen.
Getriebene Schüsseln mit Menschenbildern.
Getriebene Wassereimer.
Kupferne Töpfe.
Runte kupferne Brattöpfe, von innen verzinnet.
Kupferne Schüsseln.
Trompeten.
Kupferne Armringe.
Zinnerne tiefe Schüsseln.
Kleine Schüsseln zum Warmmuße.
Hohle Schüsseln ohne Rand.
Kleine und große Fischhaken.
Plat und Orgel-Loht.
Spanischer Wein.
Sarsa-parilla.
Eiserstäbe, davon zwee oder dreyunddreißig auf 1000 Pfund gehen.
Amersfurter Haumesser.
Große Solinger Bohtsmansmesser.
Spiegel.
Venedisches Koral oder Beviesen.
Akori, eine Gattung blauer Korallen.
Große Schafsfelle.
Etliche ostindische gestreifte und würflichte Tücher und dergleichen Zeuge."

So ist also die „ethnisch unverfälschte Originalität" jener Neger beschaffen, die schon vor Jahrhunderten Bedürfnis nach schlesischer Leinwand und türkischen Teppichen, nach Seidenzeug von Brussa und Damaskus, nach getriebenen Schüsseln mit menschlichen Figuren, nach verzinntem Kochgeschirr, Solinger Messern und spanischem Wein gehabt haben! Da wird es uns kaum wundern, wenn diese selben „unverfälschten Wilden" auch Helm und Armbrust von ihren europäischen Freunden übernommen und bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, wenn in Togo bei der Leichenfeier von jedem Anwesenden eine Handvoll Erde auf den Toten geworfen wird, oder wenn man im nördlichen Kamerun noch heute eine Art höheres Wesen mit dem Namen diau oder diu kennt und verehrt, wie Richardson und Conrau berichten, beide ohne an den Zusammenhang mit dem romanischen Wort für Gott zu denken.

In der Südsee war es nicht viel anders. In den bereits in der Anmerkung S. 724 erwähnten „Beiträgen" habe ich gezeigt, daß Kopfbänke von Neu-Guinea auf ein vorderasiatisches Kapitell zurückgeführt werden können, das von Telamonen getragen wird, und von den Philippinen kennt man einen mächtigen Prunkhelm aus Bronze, der ganz sicher nicht dort, sondern in Spanien gemacht ist. Besonders lehrreich für diese Fragen ist eine große Steinfigur aus Hawaii, die einen Mann mit Perücke, Zopf und Halskrause vorstellt, also der Tracht nach einen Europäer, der mindestens ein Jahrhundert älter ist als Cook. Würde es deshalb einen Sinn haben, Perücke, Zopf und Halskrause als in Hawaii selbst erfunden zu betrachten und den Zopf etwa als den Schweif einer Eidechse zu erklären? Genau ebenso scheint es mir aber schwierig, auch für die Helme in Afrika und in der Südsee einheimischen Ursprung anzunehmen, selbst wenn ein strikter Beweis für die europäische Herkunft gegenwärtig nicht zu erbringen ist. Jedenfalls schien es mir angezeigt, gerade diese Helme hier als ein Paradigma für eine ganze Reihe von Dingen zu behandeln, die man meist für echt afrikanisch oder pacifisch hält, während sie anscheinend alle von auswärts eingeführt sind.

So also habe ich im vorstehenden eine Reihe von alten Übertragungen nach Afrika besprochen, welche entweder völlig offenkundig sind oder mit Sicherheit nachgewiesen werden können, oder aber wenigstens als wahrscheinlich gelten müssen. Das Ergebnis dieser Betrachtung besteht in der Forderung, daß die Neger nicht schlechthin als „Wilde" angesehen werden dürfen, schon deshalb nicht, weil sie seit Jahrhunderten in gesicherten Wechselbeziehungen zu anerkannten Kulturvölkern stehen. Sicherlich verlieren durch eine solche Betrachtung die Neger den Ruhm ihrer „unverfälschten Originalität", und sicher wird das Studium ihres materiellen Besitzes und das richtige Verständnis ihrer psychischen Vorstellungen dadurch erst recht schwierig und verwickelt; aber das sollte kein Grund sein, uns gegen geschichtliche Thatsachen zu verschließen. Und ganz besonders

für eine aufstrebende Kolonialmacht ist eine solche Betrachtung vielleicht nicht ohne unmittelbaren Nutzen. Noch immer gehört bei uns die Völkerkunde nicht zu den offiziell anerkannten Disciplinen bei der Vorbereitung für den Tropendienst; noch immer giebt es daher Europäer, die den „Wilden“ unterschätzen und ihn deshalb, wie traurige Erfahrungen oft genug gezeigt haben, in der denkbar brutalsten Weise mißhandeln. Als ob niemals ein Sir George Grey, niemals ein Hermann von Wißmann ihre großen kolonialen Erfolge in erster Linie durch ihr liebevolles Eingehen auf die psychischen Eigenschaften ihrer Schutzbefohlenen erreicht hätten, sahen wir noch vor kurzem unter den Schwarzen weiße Menschen thätig, die man mit Fug und Recht als Wilde bezeichnen konnte, und die in der That wie die Wilden gehaust haben.



Helmartige Maske aus Neu-Irland.

Aber nicht mit einer so trostlos trüben Betrachtung möchte ich diese Zeilen beenden, sondern lieber zum Schlusse noch darauf hinweisen, daß die Afrikaner in ihrem Verkehr mit der übrigen Welt durchaus nicht immer nur passiv gewesen sind. Stammt doch, wenn nicht alles trügt, sogar die Eisentechnik, die unserem ganzen Zeitalter ihren Stempel aufgedrückt hat, von den schwarzen „Wilden“! Noch ist die Sache nicht über jeden Zweifel erhaben, aber so weit bisher unsere Kenntnis reicht, sind die alten Ägypter aus ihrer vorderasiatischen Heimat an den Nil gelangt, ohne das Eisen zu kennen. In Ägypten selbst ist aber die Herstellung des Eisens sicher nicht erfunden worden und konnte niemals erfunden worden sein, einfach weil es da an den nötigen Erzen fehlt. Wenn wir nun sehen, wie allüberall, wo immer im tropischen Afrika Eisenerze vorhanden sind, sie regelrecht verhüttet werden, auch da, wo es vollständig unmöglich ist, an frühen europäischen Einfluß zu denken, so liegt es nahe, der afrikanischen Eisentechnik ein vieltausendjähriges Alter zuzuschreiben und anzunehmen, daß die alten Ägypter das Eisen von ihren südlichen Nachbarn bekommen und dann nach Norden weiter verbreitet haben.

Das letzte Wort in dieser Frage gehört wohl den Ägyptologen und Linguisten, aber sie angeregt zu haben, möge auch einem Ethnographen nicht verübelt werden.





Lebenskämpfe.

Novelle
von
Sigrid Holm.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Potsdamer Straße ist jetzt mehr denn je die Schlagader des Verkehrs im Westen der Reichshauptstadt. Ein ewiges Treiben und Jagen, ein Vorwärtsschieben und Drängen. Unaufhörlich ertönt die Klingel der Pferdebahn; in bunter Reihe gleiten wie Schattenbilder die dichtbesetzten Wagen mit den verschiedenen Schildern an unseren Augen vorüber. Von hier aus zieht sich ein eng gesponnenes Netz Linie um Linie nach den entfernten Stadtteilen hin. Ruhe findet man hier selten; bis in die späten Nachtstunden hinein sieht man die grünen, roten und gelben Lampen, Irrlichtern gleich, im Fluge vorüberhuschen. Ist nun endlich der Ton der Klingel verstummt, kommen in düsteren Reihen die Kehrmaschinen heran. In kurzer Frist säubern sie den Fahrweg von jeglichem Schmutze, der erste Lichtstrahl am dämmernden Morgen findet ihn blitzsauber. Es sieht alles so frischgewaschen, so freundlich aus! Unwillkürlich nehmen die Menschen den Wiederschein dieser Accuratesse an; adrett sitzt der einfache Arbeitsanzug, es sind eben Großstadtkinder, die etwas auf sich geben. Die Arbeit lockt sie alle schon so früh heraus, und da sie sich vom Sehen schon kennen, fliegt ab und zu ein freundlicher Morgengruß hinüber.

In kurzer Zeit aber ändert sich das Straßenbild. Jetzt kommt hauptsächlich die jüngste Jugend einhergetrabt: Knaben und Mädchen jeglichen Alters, vom Abcschützen bis zum Backfisch oder stolzen Primaner, den Ranzen auf den Rücken geschnallt, öfter die Bücher vornehm im Arme tragend. In Gruppen findet man sie lebhaft gestikulierend vorwärts schreitend, sicher eilen sie über den von Wagen durchkreuzten Fahrdamm und schwingen sich kühn auf irgend eine vorübersausende Pferdebahn. Dann belebt sich die Straße mit einer anderen Kategorie von Leuten, die ihre verschiedenen Bureaus aufsuchen, weißbeschürzte Köchinnen eilen mit großen Körben in die geöffnete Markthalle, „Milch-Bolle" klingelt, Eis- und Bierwagen vermehren das Gewirr, die Doktorcoupés schießen pfeilschnell dazwischen, manchmal steht man wirklich ratlos am Potsdamer Platz und weiß kaum, wie man sich gefahrlos bis zum Inselperron hindurchwinden soll.

Schön ist sie aber doch, diese Straße mit

dem ewig pulsierenden Leben der Großstadt!

Wer jetzt die palastartigen Häuser, die glänzend ausgestatteten Läden sieht, kann sich kaum der Zeit erinnern, wo hier kleine Gartenwohnungen standen und Berlin ein Ende hatte. Alles Alte streifte die Vorstadt ab, das einzige, was von dem Urzustande zurückblieb, war — jetzt ist auch die verschwunden — die herrliche Baumreihe. Ab und zu ist zwischen den Häusern ein Wirtsgarten eingeklemmt. Beim ersten warmen Frühlingstage findet man die Tische mit roten Decken belegt und in den Abendstunden sämtliche Stühle besetzt, denn der Berliner hat eine große Vorliebe, sein Glas Bier im Freien zu trinken.

Ist man über die Brücke hinweggegangen und biegt von der Lützowstraße ab rechts hinein, findet man eine verhältnismäßige Ruhe und hört nichts mehr von dem Treiben der Großstadt; dieses kurze Verbindungsglied nennt sich die Körnerstraße. Hübsch ist sie nicht zu nennen, kein Gefährt außer dem Bier- oder Milchwagen läßt sich sehen, ab und zu steht wohl mal eine Doktorkutsche vor einem Hause, und wenn dem Patienten da drinnen nicht geholfen werden kann, kommt wohl der Totenwagen, den Armen nach seiner letzten Ruhestätte zu bringen. Nur beim Quartalswechsel geht es hier lebhafter zu, dann sieht man die hohen schwankenden Vehikel vor den verschiedenen Thüren. Der Menschen fahrende Habe wird von Athletengestalten hinein- und herausgeschleppt, auf- oder abgeladen. Dieses Umziehen dauert jedoch nur einige Tage, dann können die Kinder der vielen kleinen Leute wieder ungehindert draußen Murmel spielen, denn von Spaziergängern werden sie in dieser Beschäftigung niemals gehindert, die verirren sich nicht hierher.

Freundlich schaut die Straße auch gerade nicht aus. Die Häuser sind ziemlich hoch, alle vierstöckig, sie können sich keiner auffälligen Schönheit rühmen. Die Eigentümer müssen eine besondere Vorliebe für dunkle Farben besessen haben, denn sämtliche Gebäude weisen einen tief bräunlichen Anstrich auf, so daß sie, wenn die Sonne verschwunden ist, einen trüben und kalten Eindruck machen. Am angenehmsten ist es, drei Treppen hoch zu wohnen, da hat man die liebe Sonne am längsten und wird nichts von der unfreundlichen Dämmerung unten gewahr.

Goldig fielen ihre Strahlen in die Fenster einer Wohnung der dritten Etage. Des schönen Herbsttages wegen standen beide Flügel offen. Ungehindert flutete das Licht hinein, umspielte die Blumen, die draußen auf den Brettern standen, und brachte als Gruß einige von den langen, weißen Fäden mit, die der Volksmund „Alt-Weibersommer" nennt. Dann huschte der Sonnenschein bis ins Zimmer, sprang über den Teppich und malte helle Flecken auf die Tapete, die Bilder und das andere Gerät. Ein urgemütliches Stübchen war es, trotzdem darin so viel herum hing und stand.

Über dem Sofa, fast bis an die Decke reichend, hing das Porträt einer älteren Dame in Lebensgröße mit einem lieben, guten Gesicht, gegenüber das Bild des Gemahls, dessen hohe Stirn und genial zurückgeworfenes Haar den Künstler verrieten. Genrebilder und eine Menge landschaftlicher Skizzen bedeckten die anderen Wände. Flott auf die Leinwand hingeworfen, manchmal nur mit ein paar Strichen angedeutet, waren sie doch insgesamt künstlerisch empfunden, lauter liebe Erinnerungen, welche die Bewohnerin dieser Räume von ihren Reisen heimgebracht hatte. Abgüsse von kleinen Statuen, Photographien, Muscheln, Algen, Korallen und Fächer, ein Kunterbunt, ein kleines Museum, aber dennoch gemütlich und lauschig.

Das einzige, was wohl nicht hierher paßte, waren die ziemlich unmodernen Möbel, doch diese Erinnerungen gehörten auch mit zur Vergangenheit, und die Bewohnerin selbst war nicht mehr jung. Sie mochte wohl in den Vierzigern sein, doch zog sich durch das dunkelbraune Haar kein einziges silbernes Fädchen. Die graublauen Augen blickten freundlich aus einem vollen Gesicht, dessen frische Farben und Züge bekundeten, daß sie die Tochter jenes Paares sei, dessen Ölgemälde an der Wand hingen. Tante Dora wurde von jung und alt geliebt; die älteren Damen schätzten sie ob ihrer geschickten Hand in allen häuslichen Angelegenheiten, die Herren unterhielten sich gern mit ihr, denn sie

konnte amüsant plaudern, war weit in der Welt herumgewesen, und man konnte sogar ein Späßchen mit ihr wagen. Freilich stand ihr „liebes Ich" in großer Achtung bei ihr, aber man nahm diese kleine Schwäche ruhig mit in den Kauf. Die Jugend schwärmte erst recht für die „einzige Tante Dora", welche in ihren Gefühlen noch lebensfrisch genug war, um Anteil an all den kleinen Erlebnissen zu nehmen. Mit ihren Nachbarsleuten stand sie auf sehr gutem Fuße; vor Jahren waren beide an demselben Tage eingezogen, und Tante Dora hatte sich gleich der drei kleinen Mädchen angenommen. War deren Mutter beschäftigt, so nahm sie die Kinder in ihre Wohnung, welche diesen wie ein Paradies erschien.

Vor einigen Tagen hatte sie von einer alten verwitweten Jugendfreundin vom Rhein einen Brief erhalten, in welchem diese ihr schrieb, ihr Sohn Wolf würde sich in Berlin zu seinem Baumeisterexamen vorbereiten. Leider erlaubten ihr ihre Verhältnisse nicht, mit ihm in die alte Heimat zu ziehen. Wolf würde Dora aufsuchen, sie möchte sich doch seiner, wie vor Jahren, annehmen; wenn er nur eine gute Wohnung bei netten Leuten fände. Als die Leserin zu dieser Stelle kam, blitzte plötzlich in ihr ein Gedanke auf: Ja! so ging's gewiß! Nachdenkend las sie den Brief zu Ende, der augenblicklichen Eingebung folgend, sprang sie auf, holte ihre Schreibmappe und hui, wie flog die Feder übers Papier dahin:

„Liebe Marie!

Beim Erhalten dieser Zeilen denkst du vielleicht, bei deiner alten Freundin rappelt's, oder daß wenigstens eine Schraube bei ihr los sei; den Kopf wirfst du wenigstens über mich schütteln! Nun also, Marie, von Kindheit an kennst du mich, manchen Streich haben wir als Nachbarskinder zusammen ausgeführt, mit der Zeit bin ich zwar eine alte, aber keine verknöcherte Jungfer geworden. Wolf wird dir erzählen können, denn in seinen Studienjahren besuchte er mich öfter, daß ich im feschen Westen eine hübsche Wohnung besitze. Sie ist leider nur etwas zu groß für mich, so möchte ich denn ganz gern jemand haben, für den ich zu sorgen hätte. Meine große Stube steht leer; als ich nun deinen Brief las, kam mir der Gedanke, Wolf könne zu mir ziehen, er ist besser bei mir als bei einem xbeliebigen Schuster oder Schneider aufgehoben.

Von hier aus kann er jede Gegend der Stadt gut erreichen, die Pferdebahn ist kaum fünf Schritte vom Hause entfernt. Die Straße ist, obgleich im Mittelpunkt, still und ruhig zur ungestörten Arbeit. Das große, geräumige Zimmer hat einen Separatausgang nach der Treppe; mit Haus- und Stubenschlüssel bewaffnet, braucht er meinen Korridor gar nicht zu betreten. Ich werde keine aufsichtsübende Tante sein, sondern mich freuen, gönnt er mir ab und zu ein Plauderstündchen. Grüße ihn herzlich von mir und überlegt euch die Sache; unendlich sollte es mich freuen, würde etwas daraus. Lebe wohl, Marie, schreib bald

deiner alten Freundin

Dora Ritberg."

„So wird's gehen!" sagte sie befriedigt, indem sie den Brief in ein Couvert schob. „Es wäre wirklich reizend, wenn ich den Winter nicht allein zu verbringen brauchte. Eine Erleichterung wäre es für die arme Marie der Kosten wegen auch, so eine Witwenpension ist schmal und das Jahr lang!"

Dora zählte die Tage, bis sie Nachricht erhalten konnte. Marie schrieb dann sehr herzlich, das Anerbieten für den Sohn annehmend, Wolf in sehr humoristischer Weise, hoffend, daß sie gute Kameradschaft halten würden: sie wisse ja, daß er fleißig zum Examen arbeiten müsse, aber ab und zu fiele doch einmal ein Plauderstündchen ab, vielleicht fände sich dazu zwischen ihren alten Scharteken ein verstaubtes Fläschchen feurigen Chiantis.

Tante Dora war sehr vergnügt. Wolf hatte sich auf die kommende Woche angesagt, nun ging's an ein Räumen und Kramen im großen Zimmer. Mine klopfte die Möbel aus, bohnte den Fußboden spiegelblank und stellte mitten auf den Tisch einen Strauß duftender Blumen. Es klingelte.

„Gewiß der junge Herr!" rief aufgeregt Tante Dora.

Schnell band die Zofe eine reine Schürze vor, aber indem sie die Thür öffnete, sagte sie: „Es ist nur Fräulein Hertha!"

Ein großes, schlankes Mädchen trat herein. Sie trug unter dem Arm einen Packen Bücher, den sie auf den zunächst stehenden Stuhl legte. Ganz verwundert schaute sie sich in der so schön hergerichteten Stube um.

„Na, Tante, ich mußte doch einmal nach dir sehen; seit acht Tagen bist du wie von der Bildfläche verschwunden, und wir wohnen doch Thür an Thür. Mutter hatte große Wäsche, konnte nicht abkommen, unsere Kleine muß, wenn sie aus der Schule kommt, mit zuspringen, Else war ganz überbürdet mit Zeichnen. Meine Bücher müssen heute einmal warten, ich wollte nachsehen, ob du krank wärest. Doch erwartest du Besuch?"

„Ja und nein, mein Kind! Besuch eigentlich nicht, aber auf kürzere Zeit einen Bewohner dieses Zimmers. Ich hatte mit dem Einrichten zu viel zu thun, sonst wäre ich einmal hinübergeflitzt, später bringe ich gleich meinen Pflegesohn mit, Wolf von Drontheim. Erinnerst du dich seiner nicht von früher? Als Bauakademiker hat er mich öfter besucht. Du warst damals so ein Backfischchen, die Schwestern Kinder. Jetzt will er hier sein Staatsexamen machen."

„Ja, Tante Dora, es fällt mir ein. Er behandelte mich immer so von oben herab, als ob ich keinen vernünftigen Gedanken fassen könnte. Seine Arroganz empörte mich. Dann hatte er auch ganz rote Haare!"

„Vielleicht hat ihn die Zeit gebessert, Hertha; im Grunde ist er ein lieber guter Mensch, solch ein Jüngling dünkt sich oft mächtig weise!"

Die Angeredete, ein hübsches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, machte einen herzgewinnenden Eindruck. Eine Fülle dunkelblonder Haare war am Hinterkopfe zu einem dichten Nest aufgesteckt. Die kleinen, an der Stirn sich kräuselnden Löckchen glänzten im Sonnenschein wie gesponnenes Gold. Veilchenblaue Augen, so dunkel, daß sie zu Zeiten fast schwärzlich flimmerten, schauten mutig in die Welt hinaus. Die Wangen waren nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, um den Mund lag ein entschlossener Zug, sie wußte, was sie wollte. Sommerlich sah sie in dem hellen Musselinkleide aus, dem kleinen kecken Strohhut, den nur ein schmales Bändchen umspannte. Mit dem Taschentuche wischte sie sich das erhitzte Gesicht ab.

„Man sollt's kaum glauben, im September noch solche Sommerhitze zu haben! Es ist eine ganze Ecke vom Seminar und mitten in der Sonne. Laß dich bald einmal mit deinem Pflegesohn blicken. Adieu, Tante Dora!"

Ihr einen Kuß gebend, die Bücher aufraffend, flog sie zur Thür ebenso schnell wieder hinaus, wie sie hereingeflattert war. In dem dunklen Korridor prallte sie aber gegen eine hohe Männergestalt, die eben vom Treppenflur eintrat. Beide wichen einen Schritt zurück, sahen sich verwundert von oben bis unten an und brachen unwillkürlich in ein fröhliches Gelächter aus. Der Herr zog seinen Hut und stammelte, während Hertha tief errötete, einige Worte der Entschuldigung.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Zimmerthür, Tante Dora erschien auf der Schwelle und rief: „Wolf, lieber alter Junge, bist du endlich da!"

Das junge Mädchen, nachdem es sich schnell aus dem Staube gemacht, schloß die daneben liegende Korridorthür mit dem Drücker auf und schlüpfte in die Wohnung hinein. Sie entledigte sich rasch ihres Hutes und trat in die Eßstube, wo sie ihre jüngere Schwester mit dem Tischdecken beschäftigt fand.

„Wo bleibst du so lange, Hertha?" frug diese. „Es geht schon auf drei, Else ist längst zu Hause, Vater muß gleich kommen, du weißt, warten ist nicht seine Sache!"

Else trat nun, allerlei Tischgerät tragend, herein.

„Sag nur, Hertha, wo stecktest du? Das Seminar war längst aus, sie begegneten mir alle. Ich ging absichtlich durch den Reichstagsgarten, in der Hoffnung, dich in der Leipziger Straße zu treffen; wer aber nicht kam, warst du!"

„Ich war nur einen Augenblick drüben bei Tante Dora, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, sie hat sich ja so lange nicht blicken lassen. Was meint ihr wohl, was ich dort sah? Ratet mal!"

„Na, was wird's denn sein! Sag's schnell, laß uns nicht so lange zappeln," bat die Jüngste.

„Also — zuerst standen im großen Vorderzimmer Thür und Fenster weit aufgesperrt, damit alle Sonnenstrahlen hineinfallen

konnten. Minna hatte aufs schönste reingemacht, alles blitzte und blinkte nur so. In der Mitte des Raumes befand sich Tante Dora mit Triumphatormiene, hier ein Bild, dort einen Stuhl rückend — dann sah man dort —"

„Was? wen?" rief die Kleine mit neugiersprühenden Augen. „Beste, einzige Hertha! ich brenne — erzähle doch nicht so entsetzlich umständlich!"

„Also — in der Mitte — nämlich des Tisches — erblickte man einen großen Blumenstrauß. Tante erwartete jemand zu längerem Aufenthalt!"

„Ach!" sagte enttäuscht der Backfisch, „es wird wohl wieder so ein Malfräulein sein, der man von weitem schon die Ölfarbe und den Terpentin anriecht! Da wird dann weiter nichts als von Kunst, Kunst und abermals Kunst geschwatzt — nicht mein Fall — haben schon genug davon im Hause durch unsere Zweite!"

„Wie kannst du nur so häßlich reden!" rief Elsa, indem ihre braunen Augen sich mit dicken Thränen füllten. „Wahrlich, ich störe doch niemand mit meiner Arbeit!"

„Nichts für ungut, Herzens-Else, es war nicht bös gemeint!" erwiderte der Kobold, und der rosige Mund küßte schnell die schweren Tropfen von den Augen fort. „Sei wieder gut. Es kann ja zur Veränderung mal ein Geigenfräulein sein, das mit zierlicher Hand den Bogen führt!" Ihre Worte begleitete die karikierte Pantomime des Violinspielens; sie sah so komisch aus, daß die beiden anderen Mädchen laut auflachten. „Paukt sie etwa Klavier? so — so —?" und mit einem schwärmerischen Augenaufschlag nach der Decke bearbeiteten die kleinen fetten Hände die Tischplatte. „Sag schnell, Hertha, wer ist's?" In gebieterischer Stellung hatte sie sich vor ihre Schwester aufgepflanzt.

„Keine von den dreien — kleine Neugier! Diesmal ist's ein Herr der Schöpfung!"

„Ein Herr — ein Herr! Schnell einen Stuhl — ich falle vom Stengel!" Sich auf die zunächst stehende Sitzgelegenheit werfend, fuchtelte sie mit dem Taschentuch in der Luft herum: „Jung oder alt? — heraus damit — wohl schon gar ein Greis?"

„Nein, fehlgeschossen — er ist jung!" antwortete Hertha, sich über die Schwester amüsierend. „Wie die aufgehende Sonne sieht er aus — mit einem rötlich strahlenden Gipfel! Ich bin nämlich eben in der Korridorthür mit ihm zusammengestoßen. Ich wollte hinaus — er hinein — da prallten wir aneinander! Na, meinen Schreck könnt ihr euch denken! Wir beide lachten uns an — dann zog er sehr höflich seinen Hut, bat um Entschuldigung, und Tante Dora öffnete ihre Stubenthür, in der er verschwand."

„Was will denn der bei der alten Tante?" frug Else.

„Sein Baumeister-Examen machen, und Tante Dora wird ihm wohl der ruhigen Lage der Körnerstraße wegen ihr Zimmer aufgeschwatzt haben. Kinder, ihr kennt ihn auch von früher, der Wolf von Trontheim ist's, wißt ihr, der Sohn von Tantes Freundin; er studierte vor einigen Jahren hier, und wenn er zur Tante zu Besuch kam, behandelte er uns immer wie kleine Kinder."

„Ja, jetzt dämmert's," warf die Jüngste dazwischen, „ich war damals ganz winzig — drei Köpfe hoch — er hatte rote Haare — aber ich mochte ihn trotzdem schrecklich gern leiden — er steckte mir immer so entzückende Bonbons in den Mund. Jedenfalls wird Tante doch mit ihm bei uns Besuch machen, dann können wir ihn ja das nächste Mal, wenn wir Gesellschaft haben, einladen. Hurra! Das wird fein!" Sie warf ihr Taschentuch in die Höhe und tanzte um den Tisch herum.

„Sei doch vernünftig, Kleine!" riefen lustig beide Schwestern.

Plötzlich wurde tüchtig geklingelt.

„Der Vater, der Vater!" ertönte es aus aller Munde. In Eile wurde nun der Tisch fertig gedeckt, so daß, als nach einigen Minuten der Hausherr eintrat, sich alles in schönster Ordnung befand.

Groß und etwas hager war der Rechnungsrat Heimburg, und seiner Gesichtsfarbe sah man die Bureauluft an. Obgleich in den Fünfzigern, war seine Haltung ungebeugt, das graumelierte Haar so glatt gebürstet, daß sich kein Härchen von seiner bestimmten Stelle wagte. Scharf geschnittene Züge und stahlgraue Augen hatte er, die aber sehr zornig aufblitzen konnten, wenn sich nicht alles in bester Ordnung befand. Er war das verkörperte Pflichtgefühl; ein Tyrann in

gewisser Weise, war er seiner Gerechtigkeit wegen doch überall geliebt und geachtet. Sein Motto im Hause lautete: „Ordnung spart am meisten“; auf seiner Stirn stand wie mit unsichtbaren Buchstaben eingeprägt: „Kein Widerwort.“ Er hatte jung, sobald es sein Einkommen erlaubte, geheiratet, und im Laufe der Zeit hatte ihm seine Gattin drei Kinder geschenkt. Hertha und Else waren zwei Jahre auseinander, der kleine Nachkömmling, Vaters „dicke Lotte“, wurde aller Liebling. Der Alte wollte seine drei Mädchen so erziehen, daß sie dereinst auf eigenen Füßen stehen konnten. Hertha, die leicht lernte, kam aufs Seminar, um ihr Lehrerinnenexamen zu machen, Else mit ihrem Zeichentalent auf die Kunstschule; für Lottes Zukunft hatte er noch keine Pläne gemacht. Unter den Kollegen bestand nur ein ungezwungener geselliger Verkehr; am ersten Sonntag eines jeden Monats trafen sie in seinen gastlichen Räumen zusammen; es ging einfach, aber sehr lustig bei Heimburgs her, die Unterhaltung war stets in flottem Gange, ab und zu wurde sogar ein Tänzchen gewagt. Lotte fand, daß Wolf an diesen Abenden ein nicht zu verachtender Zuwachs sei.

Nach Tante Doras Begrüßung schüttelte Wolf den Reisestaub ab und richtete sich in seiner Bude wohnlich ein, dann saß er bei der alten Dame am Kaffeetisch.

Ja, rote Haare hatte er, aber so schlimm rot waren sie doch nicht, sie standen weder wie Borsten gen Himmel, noch hingen sie in Strähnen herab. Die Lider seiner graublauen Augen waren etwas gerötet, vielleicht von dem vielen Zeichnen. Er selbst war ein leichtlebiger, immer vergnügter Rheinländer mit großer Empfänglichkeit für jeden äußeren Eindruck.

„Mutters und Schwesters Grüße habe ich dir schon bestellt, Tante Dora, sie ließen dir besonders ans Herz legen, du möchtest mich nicht gar zu sehr verziehen. Ich muß gestehen, Tantchen, meine Bude hast du mir famos eingerichtet! Diese idyllische Ruhe hier — wenn ich hier nicht ein extrafeines Examen mache, wird's mir wo anders wohl niemals gelingen. Hab herzlichen Dank!“ Er ergriff ihre Hände und schüttelte sie kräftig. „Ich verspreche dir, ein braver Kerl zu sein!“

„Wir werden schon ganz gut miteinander fertig werden, Wolf. Hier hast du die Schlüssel, nun kannst du kommen und gehen, wie du willst.“

„Sag mal, Tante, wer war denn das junge Mädchen, das wie ein Wirbelwind mit mir im Flur zusammenprallte?“

„Das war ja Hertha!“

„Du hast schön sagen: Das war ja Hertha. Wer ist denn Hertha? wer diese holdselige Jungfrau? Ich habe keinen Schimmer!“

„Hertha Heimburg. Weißt du nicht, die Älteste von Rechnungsrats Töchtern? Mußt sie doch noch kennen von früher, Wolf! Hast sie mit ihren zwei Schwestern als Student öfter bei mir gesehen. Ja freilich — damals waren sie noch Kinder!“

„Richtig, richtig, bestes Tantchen! Es ist aber schon eine Ewigkeit her — es waren ihrer drei — die Jüngste so ein kleiner Naseweis!“

„Damals wolltest du auch stets deine Weisheit leuchten lassen,“ lachte die Tante. „Da gaben sie dir manchmal eins drauf, besonders der Backfisch.“

„Also das ist Hertha!“ sagte Wolf sinnend. „Ich hätte sie wirklich nicht wieder erkannt; damals war sie so knochig, mit zu langen Armen und eckigen Bewegungen. Der blonde, fast bis zur Erde reichende Haarzopf war das einzige Hübsche an ihr. Wie hat sie sich verändert! Haar und Augen sind ja die gleichen geblieben, aber diese Anmut der Gestalt, diese Grazie! Fürwahr, ein reizendes Mädchen! Wie alt mag sie sein?“

„Achtzehn Jahre. Sie ist aber nicht nur hübsch, sondern auch klug. Sie geht aufs Seminar; der Alte will, daß sie ihr Examen machen soll.“

„So,“ sagte Wolf gedehnt. „Eigentlich bin ich kein Freund von gelehrten Frauenzimmern, der hat es jedoch nichts geschadet. Den Bücherstaub schüttelt sie ab wie eine Elfe. Weißt du, Tante, könntest du nicht einen Besuch mit mir dort machen, ich muß mich doch entschuldigen.“

„Ja, Wolf, das will ich gern; es sind prächtige Menschen.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Sonntag zur Visitenzeit ging Tante Dora mit Wolf hinüber zu den Nach-

barn; der Rechnungsrat und seine Familie nahmen den Besuch hocherfreut auf. Hertha errötete, unwillkürlich an ihre erste Begegnung denkend. Tante Dora strahlte, als Wolf zu dem nächsten Empfangstage eingeladen wurde. Lustiger war der Abend dort lange nicht gewesen; alle Herzen eroberte der neue Gast im Sturm.

Wochentags sah man sich wenig, denn jeder hatte mit seinen Studien zu thun, nur den Sonntag hielt man sich frei und machte gemeinschaftliche Spaziergänge. Abends spielte Wolf wohl eine Partie Schach mit dem Rechnungsrat, sie musizierten, und er neckte sich viel mit Lotte.

* * *

Der warme Sonnenkuß des Frühlings hatte des Winters Eis und Schnee geschmolzen. Die Knospen sprengten ihre braunen schützenden Hüllen, ein zartes duftiges Grün sproßte aus den kahlen Zweigen hervor. Die Zugvögel kehrten zurück, aus tausend kleinen Kehlen zwitscherte und jubilierte es. Wie ein smaragdener Sammetteppich breitete sich im Tiergarten der Rasen aus; an Stellen, wohin des Gärtners Hand sich nicht verirrte, wuchsen Anemonen und Veilchen.

Frühling war es geworden! Die Erde schmückte sich mit dem Brautkleide, und auch in die Herzen der Menschen kehrte der Frühling ein. Nicht nur die weißen Toiletten, die Blumen auf den Strohhüten ließen sie so frisch erscheinen — nein, man hatte die Empfindung, als ob alle trüben Gedanken mit den Pelzsachen eingemottet wären. Sogar in den Straßen duftete es nach Goldlack und Flieder!

Um die zweite Mittagstunde stand ein großer, ganz mit grünen Birkenzweigen geschmückter Kremser vor der Hausthür in der Körnerstraße. Tante Dora hatte ihn zu einer Fahrt nach dem Grunewald bestellt und ihre Bekannten dazu eingeladen, Wolfs bestandenes Examen zu feiern.

„Kinder, seid ihr noch nicht fertig?" rief Lottes laute Stimme, indem sie die Thür zu dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer aufriß und hineinstürmte.

„Gleich, gleich!" schallte ihr die Antwort entgegen. Else, schon bereit, zog sich eben die langen Handschuhe an, Hertha stand vor dem Spiegel, sich mit einer Nadel den großen Florentiner Hut befestigend. Ungemein reizend sahen die Mädchen aus! Wie standen ihnen die Hüte mit den schwarzen Sammetschleifen, die einfachen rosa Batistkleider mit den weißen herabfallenden Spitzen am Halsausschnitt.

„Was gebt ihr gelehrten Schwestern mir für das, was ich hier habe? Daran dachtet ihr natürlich nicht! Der letzte Rest meines Taschengeldes ist dafür draufgegangen. Seht her — und staunt!" Die Hand, welche sie bis jetzt im Rücken gehalten hatte, kam zum Vorschein — vier schöne langstielige Rosen pendelten darin herum. „Hier, Hertha, für dich die herrliche La France — für dich, Else, dies tiefrote Prachtexemplar. Schnell in den Gürtel hinein — so — daß es hübsch aussieht" — mit geschickten Händen nestelte sie daran herum — „für mich dies bescheidene Moosröschen, und endlich — was meint ihr? — für Tante Dora diese vollerblühte Centifolie. Paßt doch famos — nicht wahr? Als Dank für ihre Landpartieidee. Eure Tücher, Schirme — fix, fix — der Wagen wartet schon unten."

Lachend küßten Hertha und Else den Kobold, dann ging's die Treppe hinab. Unten empfingen sie Tante Dora und Wolf an dem schon halb gefüllten Wagen; der junge Herr half ihnen beim Einsteigen und verschlang Hertha fast mit seinen verzückten Blicken.

Der Wagen durchkreuzte die Potsdamer Straße und bog vom Kanal in die schattige Allee ein, die Charlottenburger Chaussee hinunter bis zum Schlosse und dann hinein in den Grunewald. Wer kennt ihn nicht, dieses Fleckchen Erde, an dem das Herz des Märkers mit rührender Zärtlichkeit hängt! Macht ein Fremder über ihn spöttische Bemerkungen, zuckt er nur mitleidig die Achseln: er kennt eben den Grunewald nicht! Tiefer muß man erst hineindringen, um den ganzen Zauber dieser märkischen Landschaft zu empfinden! In dem sandigen Boden gedeihen nur die Kiefern, wie prächtig sind diese aber entwickelt! Kerzengerade streben ihre Wipfel zu den Wolken empor; Baum für Baum stehen sie da, sich wie Pioniere den Boden erobernd.

Paulsborn mit seinem altmodischen Garten

taucht nun aus dem Grün der Bäume hervor, und der Kremser hält an dem lieben alten Försterhause. Bald saß die ganze fröhliche Gesellschaft um den großen runden Tisch, sich den dampfenden Kaffee gut schmecken lassend, und zog nachher lachend in den Wald hinein, um sich ein hübsches Plätzchen zum Spiel auszusuchen. Die Reifen flogen hin und her, und die zierlichen Gestalten huschten in froher Jugendlust mit den hellen flatternden Gewändern von Baum zu Baum.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als ein gemeinschaftlicher Spaziergang unternommen wurde; bis zum Seeufer stieg man hinab, wo das alte Jagdschloß lag, dessen graue Mauern aus dem Wasser emporragten. Mit dichtem Epheu sind sie umsponnen, geheimnisvoll rauschen die Kiefern und die alte Linde im Schloßhofe; weltverloren und einsam liegt es da — nur einmal des Jahres erwacht alles zu neuem Leben. Zu Sankt Hubertus schmettert das Jagdhorn, dann füllt sich der Schloßhof mit kläffender Meute, mit einer rotröckigen Jägerschar. Doch nur kurze Zeit dauert dies muntere Treiben — die Jäger ziehen ihre Straße — der Epheu wächst dichter und dichter — die Wasserlilien wiegen sich auf der leichtgekräuselten Flut — und das Schloß am See träumt weiter! Ab und zu kommt wohl ein Vöglein geflogen, setzt sich auf die große Linde — und singt und singt! Es erzählt dann, wie es draußen in der Welt aussieht!

Sie dämpften alle ihre Stimmen, als sie über den verlassenen Schloßhof schritten. Wolf und Hertha hatten ihre Schritte verlangsamt, so kam es, daß sie hinter den anderen zurückblieben. Tief in Gedanken versunken, merkten sie nichts hiervon, bis Wolf plötzlich stehen blieb und Hertha fragend zu ihm aufblickte.

„Zum Augenblicke möcht ich sagen: Verweile doch, du bist so schön!“ hob Wolf mit leise zitternder Stimme an. „Warum ist alles Herrliche auf Erden so vergänglich?“

„Wäre das Schöne nicht vergänglich, würden wir es dann schätzen und wert halten? Würde es uns nicht als etwas Selbstverständliches erscheinen?“

„Fräulein Hertha, ahnen Sie, wie schwer es mir wird, alles zu verlassen, was mir hier lieb und teuer geworden? Sie wissen, die nächsten Tage führen mich in die Heimat zurück, mein Examen liegt hinter mir, und ich habe mich wacker plagen müssen, aber wenn ich in gewisse Augen schaute, so war's mir wie

In finstrer Nacht ein Sonnenstrahl,
Nach langem Irren ein friedlich Thal,
In sand'ger Wüste ein Silberquell,
Am dunklen Himmel ein Sternlein hell,
Ein Zauberwort im öden Raum,
Im süßen Schlummer ein magischer Traum,
Der lechzenden Seele der funkelnde Wein,
Die höchste Lust, die tiefste Pein!

Alles dies, Fräulein Hertha, fühlte ich, wenn ich Sie anschaute! Wollen Sie mir nicht ein gutes Wort mit auf den Weg geben?“

Ein plötzliches warmes Glücksgefühl durchströmte das Mädchen an seiner Seite. Hertha antwortete nicht, sah zur Erde nieder und bückte sich schnell; am Uferrande zwischen dem hohen Schilfe wuchsen üppige Vergißmeinnicht. Sie pflückte die Blumen — sprechen konnte sie nicht — reichte sie Wolf hin — die Blumen sprachen für sie.

„Vergißmeinnicht! O Hertha! ob ich deiner je vergessen könnte! Dein Bild umschwebte mich bei Tag und bei Nacht. Sag, Hertha, liebst du mich?“

Wie mit Purpur übergossen stand sie da, die süße Gestalt in dem lichten Kleide, umgeben von dem herrlichen Grün. Noch einmal flammte der Sonnenball in goldigem Lichte, und sein Strahl brach sich in zwei seligen Glückstropfen, die langsam ihre Wange hinabrieselten, und mit verklärter Stimme flüsterte sie: „Ja, Wolf, ich liebe dich!“

Da schloß er sie in seine Arme. Die Zeit verrann, sie achteten ihrer kaum, dann wandelten sie Hand in Hand langsam dem Lagerplatz zu. Wie ein herrlicher Traum kam Hertha später der Abend vor, mit diesem süßen Geheimnis, und dann die Heimfahrt, wo sie neben Wolf saß, im Mondschein durch den schweigenden Wald.

Als Wolf am folgenden Tage von der Familie Heimburg Abschied nahm, sagte er: „Auf Wiedersehen!“ Durch Elses Vermittelung sprach er Hertha noch einmal allein.

Tante Dora kam es, nachdem Wolf sie verlassen hatte, gar einsam in ihren vier Pfählen vor, sie sehnte sich sehr nach einer neuen Zerstreuung, die sich unvermutet auch bald einfand. Eine früher befreundete Fa-

milie war aus Amerika nach Berlin zurückgekehrt, um das Leben dort zu genießen. Tante Dora war natürlich gleich Feuer und Flamme für die beiden Töchter Ellen und Maud. Konsul Dahlbergs konnten aber gar keine passende Wohnung nach ihrem verwöhnten amerikanischen Geschmack finden, da erstanden sie denn ein Grundstück im Westen der Stadt, um sich eine Villa ganz nach Wunsch bauen zu lassen. Tante Dora konnte nun nicht genug des Lobes über Wolf von Drontheim sagen; sie pries seine Geschicklichkeit, seinen künstlerischen Sinn und schlug dem Konsul vor, sich doch von ihm einen Plan zeichnen zu lassen, und wenn er ihm gefiele, dem jungen Baumeister die Arbeit zu übertragen. Amerikaner sind meistens keine engherzigen Naturen, sie reichen gern vorwärtsstrebenden Menschen die Hand.

Wolf erschien zu einer Besprechung, sein ganzes Wesen fand großen Anklang bei der Dahlbergschen Familie. Die Anfertigung des Planes stellte sich als ein Erfolg heraus, so wurde der Bau ihm übertragen. Wer war glücklicher als er, der erste Schritt vorwärts ins Leben war gemacht. Der Konsul wünschte die Villa noch vor Anfang der rauhen Jahreszeit unter Dach zu haben, damit sie zum nächsten Frühjahr einziehen könnten. Für alle die vielen Gefälligkeiten, die Tante Dora Dahlbergs erwiesen hatte, lud der Konsul sie ein, mit nach Wiesbaden zu reisen, und sie ließ sich auch nicht lange bitten.

Wolf mietete nun in der Nähe des Bauplatzes ein Bureau, und die Arbeit war bald in vollem Gange. Nur in den späten Abendstunden oder Sonntags fand er Zeit, nach der Körnerstraße zu gehen, so sah ihn Hertha nur selten allein. Tante Dora schrieb ab und zu, sie begleitete Dahlbergs auch nach der Schweiz, als Freundin schien sie ihnen unentbehrlich geworden zu sein, so daß sie sie sogar drängten, mit in das neue Haus überzusiedeln, wo sie ihre eigene Wohnung haben sollte. Sie sagte nicht gleich ja, doch die vornehme Umgebung, der neue Bau, der schöne Garten lockten sie an; so schrieb sie eines Tages ihrem Hauswirt und kündigte ihre Wohnung. Heimburgs waren wie aus den Wolken gefallen; es that ihnen sehr leid.

Endlich erschien Tante Dora wieder in der Körnerstraße. Hertha hoffte jetzt, Wolf dort öfter zu treffen, aber vergebens; dieser weilte meist bei den Freunden. Denn jetzt gab es immer Beratungen wegen der inneren Einrichtung der Villa. Besonders Ellen hatte stets etwas mit ihm zu überlegen; in ihrer freien amerikanischen Weise machte sie gar kein Hehl daraus, daß sie sich in den vornehm aussehenden Baumeister verliebt hatte. Wolf schmeichelten die vielfachen Einladungen, die er erhielt; so führte ihn denn sein Weg weit öfter nach dem Hotel du Nord und immer seltener in die Körnerstraße.

Hertha kämpfte ihre Sehnsucht mit Vernunftsgründen nieder. Sie sagte sich tausendmal, daß Arbeit und Rücksichten ihn zwängen, sie scheinbar zu vernachlässigen.

„Wolf," sagte Tante Dora eines Tages zu ihm, „nur an dir liegt's, dein Glück zu machen, nur zu bücken brauchst du dich, um's aufzuheben; was zögerst du, zuzugreifen! Schönheit und Reichtum winken dir zu; Ellen liebt dich, sie hat es mir gestern gestanden, ihre Eltern haben nichts gegen dich einzuwenden. Mit ihren Mitteln stünden dir alle Pforten des Lebens offen, wie würde dies deine gute Mutter erfreuen!"

„Eine schnöde Geldheirat! Wie könnte ich das thun," hatte er ihr geantwortet, aber wenn er sich auch dagegen sträubte, seine Ruhe war dahin. Etwas Neues war in seinem Herzen erwacht: die Eitelkeit und der Ehrgeiz, ein berühmter Mann zu werden. Er sah Ellen mit anderen Augen an, prüfend schaute er in die glutvollen Sterne, langsam und unbemerkt fing der fremdartige Zauber an zu wirken; Herthas Bild verblaßte mehr und mehr.

Wohl hatte er schlaflose Nächte; ruhelos warf er sich auf seinem Lager umher. „Treuloser," sprach dann sein Gewissen, „Streber" zischte es in seinen Ohren. Im Traum setzte sich der Kampf noch fort zwischen Liebe und Begehrlichkeit nach den äußeren Gütern des Lebens. Er stand am Scheidewege, zur Linken sah er Hertha in ihrer ganzen Lieblichkeit, traurig blickte sie zu ihm herüber. Er wußte, er liebte nur sie, aber Schritt für Schritt mußte er sich dann das Dasein erkämpfen. Dort zur Rechten lockte eine üppige schöne Gestalt, sie lächelte ihn berückend an und winkte mit der Hand. Durch ihre

schlanken Finger rieselte ein feiner Goldstaub; wo er zur Erde niederfiel, sproßte der Lorbeer. „Komm zu mir!“ flüsterte sie mit heißer, berückender Stimme, „dies alles schenke ich dir mit meinem Herzen!“ Da stand nun der arme Wolf, Zwiespalt im Inneren — das eine wollte er, jedoch das andere begehrte er! — Was sollte er thun?

Die Villa war nun fertig, im März wurde sie bezogen. Mit einem thränenreichen Abschied verließ Tante Dora Heimburgs. Herthas Gesichtchen wurde schmaler und blasser, sie selbst immer schweigsamer. Man schob es auf die heranrückenden Examentage. In fieberhafter Erregung kam sie am letzten Abend heim, und wie die Erlösung von schwerem Banne nahm sie den Rohrpostbrief mit der Bestätigung „für höhere Schulen“ entgegen. Sie hatte weder Wolf noch Tante Dora über den Examentermin etwas mitgeteilt, es sollte für beide eine Überraschung sein.

Am nächsten Morgen, als die drei Mädchen schon ganz früh am Kaffeetisch saßen, klingelte der Briefträger und reichte einen Brief hinein.

„Von Tante Dora!“ rief Lotte. „Sollte sie durch Zufall erfahren haben, daß unsere Älteste bestanden hat? Bitte, bitte, laßt ihn mich öffnen und vorlesen!“

Ohne überhaupt eine Antwort abzuwarten, riß sie die Umhüllung auf, entfaltete den Bogen, strich ihn behutsam glatt und las dann mit lauter Stimme:

„Mein liebes Kleeblatt!

Obgleich wir nun nicht mehr Thür an Thür wohnen, sind meine Gedanken doch oft bei euch, sei es Freude oder Schmerz, ich muß es mit euch teilen. Heute ist es nun etwas sehr Freudiges! Ihr wißt, daß durch meine Vermittelung Wolf den Bau der Dahlbergschen Villa erhielt, auch daß die dazu nötigen Besprechungen ihn oft in den Familienkreis des Konsuls führten. Was ihr aber nicht wißt, ist, daß Ellen, die älteste Tochter, sich sterblich in ihn verliebte, wie sie mir neulich beichtete. Welch Glück für den armen Jungen! Der gute Wolf hatte aber merkwürdigerweise gar nichts davon gemerkt, so mußte die alte Tante ihm denn die Augen öffnen — starr war er, als er's hörte und auch daß ihre Eltern ihn willkommen heißen würden. Trotz meines vielen Redens rührte sich die Sache doch nicht vom Fleck — da mußte ich denn eine Kriegslist ersinnen. Unter dem Vorwand, mein altes Jungfernheim einzuweihen, lud ich die Familie zu gestern abend ein, bittend, Ellen möchte doch etwas früher kommen, um mir ein wenig bei den Vorbereitungen zu helfen. Wolf war auch bestellt; na, Kinder, ich sage euch, diese Verlegenheit, als sie sich trafen und ich so bald als möglich unter irgend einem Vorwand verduftete! Da sie sich aber bei meiner Wiederkunft noch nicht ausgesprochen hatten und ziemlich einsilbig in einem Album blätterten, mußte ich wohl ein bißchen Vorsehung spielen. ‚Da steht ihr nun, ihr beiden närrischen Menschenkinder, jedes von euch zu stolz, das erlösende Wort zu sprechen! Daß ihr euch gut seid, wißt ihr schon längst, und nun sagt's euch doch!‘ Ich legte ihre Hände ineinander, dann, als später die Ihrigen erschienen, feierten wir eine fröhliche Verlobung!“ —

„Aber Hertha! was ist dir?“ rief Lotte, mit Lesen innehaltend. Aufschauend bemerkte sie der Schwester fahle Blässe. Diese glitt zur Erde hinab, eine tiefe Ohnmacht bemächtigte sich ihrer.

„Arme Hertha!“ flüsterte Else leise, indem sie mit der Schwester bemüht war, die Bewußtlose auf das Sofa zu legen und die Stirn mit Wasser zu besprengen. Nach einem Weilchen schlug Hertha langsam die großen Augen auf und sah fragend im Kreise umher — dann schloß sie sie tief aufseufzend wieder.

„Bringt sie zu Bett,“ ordnete die Mutter an, „die gestrige Aufregung war zu viel für ihre Nerven.“

Sorgsam betteten sie Hertha auf ihr kaum verlassenes Lager.

„Mutter, ich kann heute ganz gut die paar Stunden versäumen, ich bleibe bei ihr,“ sagte Else.

Lautlos räumte sie auf, zog die Gardinen zusammen, daß kein greller Lichtstrahl die Schwester störte. Zärtlich strich sie mit der Hand über die blasse Stirn; sie wußte, was die Arme litt; so jäh aus ihrem Himmel gerissen!

Hertha verstand die Teilnahme auch ohne

Worte, sie drückte ihre Hand, und fast gebrochen klang der Ton ihrer Stimme, als sie sagte: „Einen Liebesdienst mußt du, Else, mir jetzt erweisen. Riegele die Thür zu, daß niemand uns stört — so — nun reiche mir meine Schreibmappe!"

Else that, wie ihr geheißen, entnahm der Mappe einen Bogen Papier, holte Tinte und Feder; mühsam richtete sich Hertha dann auf, tauchte die Feder ein und schrieb mit deutlichen großen Buchstaben:

„Vor Jahresfrist gab ich Ihnen als Antwort auf eine Frage ein Vergißmeinnicht. Reißen Sie das Blümchen mit allen Wurzeln aus — werfen Sie es weit — weit von sich fort! Mir wird der allgütige Gott die Kraft verleihen, Vergessenheit zu finden.

Damit aber keine Gewissensbisse Ihr jetziges Glück trüben, so gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück. Sie sind frei!

Hertha."

Sie schob den Brief in den Umschlag, dann adressierte sie ihn mit fester Hand.

„Wenn du ausgehst, Else, stecke ihn bitte in den Kasten," bat sie, mit zitternder Hand ihn der Schwester hinreichend. „Else, daß niemals jemand davon erfährt; es wäre mein Tod!"

Sie sank in die Kissen zurück, schloß die Augen und lag teilnahmslos da. Der folgende Tag fand sie noch schwächer und elender — am Abend packte sie das Fieber, es ließ sie auch fürs erste nicht mehr los. Des Arztes Ausspruch lautete: „Infolge der Überanstrengung ein heftiges Nervenfieber. Man sieht's wieder einmal, daß das Studium nichts für die Frauenzimmer ist."

Wochenlang schwebte Herthas Leben auf der schmalen Grenze zwischen Sein und Nichtsein. Ihrer ungebrochenen Jugendkraft, der treuen, aufopfernden Pflege der Ihrigen gelang es endlich, sie dem Tode abzuringen. Die Krisis war überstanden, und langsam genas sie.

* * *

H...., Oktober 189*.

Liebste Else!

So wäre ich denn wirklich hier, viele Meilen von euch entfernt, und stünde auf meinen eigenen Füßen. Erreicht wäre, was ich erstrebte und wünschte! Einen harten, schweren Kampf kostete es mich, bis ich Vaters Zustimmung erhielt, und du, Else, standest mir tapfer zur Seite. Der gute Vater konnte gar nicht begreifen, warum seine Älteste nicht daheim bleiben wollte, sondern vorzog, das Brot der Fremde zu essen; aber Else, das weißt du am besten, ich konnte nun einmal nicht in Berlin bleiben! Wie gern wäre ich damals, als das Fieber in meinen Adern raste, gestorben — mein Herz war schier gebrochen — es hat nicht sollen sein! Nachdem meine Jugendkraft die schwere Krankheit überwunden und ich in euren freudigen Mienen das Glück meiner Genesung las, wurde mir klar, daß ich euch in meinem Schmerz ganz vergessen hatte.

Da fiel mir ein, daß ich einst gelesen, wenn jemand einen großen Kummer erführe, sollte er, anstatt sich ihm hinzugeben, mit aller Energie an die Arbeit gehen, so unterdrücke er die Plage und vergäße sie, bis sie mit der Zeit wirklich aufhöre. Dann könne man mit Recht sagen, man habe den Schmerz durch die Kraft seines Willens überwunden, man habe ihn abgestreift wie ein altes abgetragenes Kleid und weit, weit von sich geschleudert! So will ich denn die Vergangenheit für ewig begraben.

Mich dürstete nach Arbeit und wiederum nach Arbeit! Als diese Erkenntnis über mich kam, empfand ich nur den einzigen Wunsch, gesund zu werden. Der Wille zum Leben war erwacht, jetzt kehrte die alte Spannkraft auch zurück, meinen alten Kummer that ich von mir — tief in mein Innerstes versenkte ich ihn — und mutig will ich den Kampf mit der Welt aufnehmen. Nur in Berlin war fürs erste meines Bleibens nicht! Die Mauern schienen mich zu erdrücken, jede Stelle rief mir das jüngst Erlebte mit furchtbarer Klarheit ins Gedächtnis — also fort, fort!

Versuche die Flugkraft der eigenen Schwingen! klang es mir in den Ohren. Ich fand das Angebot in der Zeitung, und wir beide erbettelten des Vaters Erlaubnis. So bin ich denn jetzt wohlbestallte Erzieherin der beiden Töchter des Kommerzienrats Rudorf. Der Abschied von euch ist mir schwerer ge-

worden, als ich's mir merken ließ. In dieser neuen Umgebung, losgelöst von den alten Verhältnissen, unter fremden Menschen, lerne ich das Vergessen leichter.

Beim Eintreffen des Zuges empfing mich hier eine stattlich aussehende Dame; sie stellte sich mir als Frau von Düren, Schwester des Kommerzienrats vor, welche nach dem Tode seiner Frau die Leitung des Haushalts übernommen hatte. Sie erzählte mir dies alles während unserer Heimfahrt, auch daß sie Witwe und meine Zöglinge zarte Pflänzchen seien; den Schulbesuch hätten sie nicht vertragen können und sollten nun im Hause unterrichtet werden. Der Wagen hielt vor einer an der schattigen Promenade gelegenen schönen Villa; als wir ausgestiegen waren, liefen uns im Hausflur zwei kleine Mädchen entgegen.

„Ihre Schülerinnen," sagte Frau von Düren. „Kommt her, Ada und Ruth, begrüßt Fräulein Heimburg!"

Schüchtern traten die beiden Kinder näher und reichten mir die Hand. Vier große Augen schauten mich neugierig prüfend an; eine unausgesprochene Frage lag in den Blicken: Wird sie gut, wird sie lieb gegen uns sein? Die Prüfung mußte wohl zu meinen Gunsten ausgefallen sein, denn die Jüngste schmiegte sich an mich und sagte:

„Immer brauchen wir doch nicht zu lernen, Fräulein? Sie spielen doch auch mit uns und erzählen uns Märchen? — die hören wir für unser Leben gern."

Erwartungsvoll blickten beide mich an, liebkosend drückte ich die Lockenköpfe an mich, indem ich antwortete:

„Eine Menge Geschichten weiß ich zu erzählen, lustige und traurige. Zuerst lernen wir fleißig, nachher kommt dann das Vergnügen; wir wollen schon gute Freunde werden. Also Ada und Ruth heißt ihr, welch hübsche Namen!"

„Etwas ausländisch, bemerkte Frau von Düren. „Ada heißt nach der Mutter, einer Amerikanerin, ist auch ganz ihr Ebenbild. Ruth wurde hier geboren, die Mutter erholte sich nicht wieder und starb bald danach an der Schwindsucht."

„Nun haben wir gar keine Mama mehr," sagte Ruth mit weinerlicher Stimme, dicke Thränen standen in ihren blauen Augen. Ada hatte nichts gesagt, ich fühlte aber ihre kleine Hand in der meinen zucken.

„Kinder, geht jetzt mit Fräulein hinauf, zeigt ihr ihr Zimmer, sie packt gewiß gern ihren Koffer aus."

Jede nahm eine meiner Hände in Beschlag, so stiegen wir die Treppe hinauf, wo sie eine Thür im oberen Stockwerk öffneten.

„Ihre Stube, Fräulein, und daneben unser Schulzimmer!"

Nun, Else, laß dir's beschreiben, wie's bei mir aussieht. Die Räume liegen nach hinten, du mußt dir aber keinen Berliner Hof vorstellen; von den Fenstern blickt man in einen großen parkähnlichen Garten, man hört die Bäume rauschen, und, denke dir, sogar eine Nachtigall entdeckte ich gestern abend. Mein Zimmer daneben ist einfensterig und sehr wohnlich eingerichtet; alle eure lieben Bilder habe ich aufgestellt oder hingehängt: freundlich grüßend schaut ihr eure Hertha an. Die Kinder halfen mir fleißig beim Auspacken, eine jede Photographie interessierte sie; die beiden kleinen Herzen flogen mir förmlich entgegen. „Wie sehen sie aus?" höre ich dich fragen. Ada ist neun Jahre, Ruth drei Jahre jünger; beide sind blond mit weißem Teint und blauen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen. Ruth ist kräftiger, eine wilde kleine Hummel. Sie zogen mich dann in ihr Schlafzimmer und in die Schulstube hinein und zeigten mir alle ihre Herrlichkeiten.

Am Abend wurde mir der gestrenge Herr Kommerzienrat vorgestellt; ich hatte ihn mir in meinen Gedanken ausgemalt als einen behäbigen älteren Herrn mit grauen Haaren — nichts von alledem! Eine große Gestalt mit braunem glänzendem Gelock trat mir entgegen, das Alter schätze ich in den Vierzigern. Seine Augen musterten mich ebenso kritisch wie diejenigen der Kinder. Bei Tisch führte Frau von Düren das Wort, jedoch hörte er ziemlich gelangweilt den Stadtneuigkeiten zu. Nachdem die Kinder zu Bett waren, teilte er mir seine Wünsche in betreff ihrer Erziehung mit.

„Liebes Fräulein Heimburg, ich will nicht, daß meine Mädchen Gelehrte werden sollen," schloß er seine Rede. „Sie sollen lernen, was für ihre Lebensstellung nötig ist. Ada

ist eine zarte Pflanze und kann nicht viel vertragen, ich fürchte immer, sie hat von der Mutter den Krankheitskeim geerbt."

Dann entließ er mich. Oben öffnete ich noch einmal die Zwischenthür und schlich leise an die Betten der Kinder.

Möge Gott meine Arbeit segnen!

Ein reiches Feld liegt vor mir! Aber wie der einzelne von hundert Wünschen, die in seiner Seele aufkeimen und die sein thörichtes Herz in sich birgt, vielleicht nur einen befriedigen kann, so findet im Leben von hundert Wesen vielleicht auch nur ein einziges den richtigen Platz, wo es sich entwickeln und fördernd wirken kann. Der Rest wird im Entstehen erstickt oder von den ungünstigen Verhältnissen vernichtet.

Möge mir das Schicksal den rechten Platz angewiesen haben, das walte Gott!

Gute Nacht, Else, träume von
deiner Hertha.

H...., November 189*.

Liebes Schwesterherz!

Wie erfreuen mich eure Briefe! Nun möchtest du wissen, wie es mir hier gefällt. Ach, Else, ich möchte dich abküssen, indem ich dir sage, welch innige Lust mir meine Arbeit bereitet, wie gut sie mir über den Berg hinweg hilft. Sie ist mir gesegnet, denn die Kinder lieben mich und lernen mit Freudigkeit und Eifer. Der Kommerzienrat ist nicht nur höflich, nein, sogar freundlich gegen mich, es beglückt ihn, daß seine beiden kleinen Mädchen sich so schnell an mich gewöhnt haben; seine Schwester erzählte mir, daß er sich sehr zufrieden über mich ihr gegenüber ausgesprochen hätte; sie ist sehr befriedigt, daß sie jetzt nur als schützender Engel über dem Ganzen zu schweben braucht. Außer den Mahlzeiten sehen wir den Kommerzienrat nie, er ist so sehr mit Arbeiten überhäuft und scheint auch sehr nervös zu sein. Item, liebe Else, du siehst, es geht mir hier sehr gut. Was machen deine Studien? Hast du von Tante Dora lange nichts gehört? Schwört sie noch immer zur neuen Fahne?

Dezember.

Noch immer liegt mein Brief, und nun muß ich hinzufügen, wie der eure mir heute bittere Thränen entlockt hat. Sieh, du mußt den Eltern auseinandersetzen, daß ich Weihnachten wirklich nicht nach Hause kommen kann. Ich habe den Kindern kleine Geschenke eingerichtet, an denen sie fleißig nähen, und abends, wenn sie im Bette sind, spiele ich Heinzelmännchen. Ada übt sich ein Stück ein, Ruth mit ihrem niedlichen Stimmchen soll dazu das Weihnachtslied singen. Es ist das erste Mal, daß jemand sich in dieser Weise um die Kinder bekümmert, die Kleinen würden trostlos sein, wenn ich ginge, und dann, Else, last not least, ich fürchte mich ein ganz klein wenig vor Berlin. Ich meine, das Schwere überwunden zu haben, ich könnte aber doch zufällig einem gewissen „jemand" begegnen — dann würde die kaum verharschte Wunde von neuem aufgerissen. Also, Schwesterherz, beruhige die Eltern; so Gott will, feiern wir im nächsten Jahre fröhliche Weihnachten zusammen! Lebe wohl, Liebste! Deine Hertha.

H...., 30. Dezember 189*.

Teure Else!

Die Lichter am Christbaum sind nun niedergebrannt, der Duft der Tanne verweht! Laß mich's nur gestehen: einige heimliche Thränlein sind doch geflossen; als ich unter dem Weihnachtsbaume stand und euer gedachte, da packte mich plötzlich das Heimweh. Ich wischte die verräterischen Spuren schnell ab, niemand sollte sie sehen. Die Freude des Vaters war mir die Befriedigung erfüllter Pflicht; ich hätte nicht gedacht, daß sie bei dem so oft zerstreuten Manne so groß sein könne. Ada spielte ihr Stücklein korrekt, und die süße kleine Ruth, die verklärten Augen gen Himmel gerichtet, sang mit ihrer Engelsstimme das Christlied. Alle waren gerührt; innig schloß der Vater die Töchter an sein Herz, dankend drückte er mir die Hand — glaub mir, Else, da empfand ich den Segen der Arbeit!

Das schönste am Abend war aber ein Kistchen aus Berlin. Wie habt ihr alle meiner gedacht! Ich las die lieben Briefe vor dem Einschlafen, da träumte ich nachts so deutlich, ich sei in eurer Mitte.

Während der Ferien schickte der Kommerzienrat mich und die Mädchen eines Abends ins Theater, ein Weihnachtsmärchen zu sehen. Beim Heimgang blies uns ein

scharfer Nordost entgegen, da muß sich Ada wohl etwas erkältet haben. Sie ist heute gar nicht wohl, hustet ein bißchen und hat etwas Fieber, so schickte ich denn zum Arzt.

10. Januar.

Soeben finde ich diesen begonnenen Brief. Arme Else, was dachtest du von deiner Hertha, daß sie gar nicht schrieb? Ich bin jetzt Krankenpflegerin geworden, und schwere, bange Tage liegen hinter uns.

Ada wurde wirklich krank, der Geheimrat konstatierte eine Lungenentzündung und schickte sie ins Bett. Da er eine Pflegerin verordnete, so bot ich meine Dienste an, die auch dankbar angenommen wurden. So saß ich denn Tag und Nacht an ihrem Bette, mit banger Sorge erfüllt.

„Wir sind noch nicht über den Berg,“ sagte der Geheimrat heute, „die Kräfte sind sehr geschwunden, und heute wird wahrscheinlich die Krisis eintreten — hoffen wir das beste!“

15. Januar.

Die Krisis ist vorüber! Es war eine entsetzliche Nacht; ab und zu packte mich der Gedanke, wie sie so jammervoll dalag, die Parze würde den Lebensfaden abschneiden. Ich ward so kleinmütig. Es war alles so still, so geisterhaft um mich her, nur das Ticken der Uhr unterbrach die Ruhe. Doch da ließ sich plötzlich ein leiser Laut vernehmen: poch — poch — poch — ganz deutlich schlug es gegen die Wand. Einstmals erzählte man mir, wenn eine Seele sich vom Irdischen loslöse, hämmere das Totenkäuzchen gegen das Holz des Fensters. Ich verlachte damals den Aberglauben, aber schon wieder — eins — zwei — drei — ich schauerte zusammen. Wollte Adas Seele wirklich gen Himmel fliegen? Ich hatte noch niemand sterben sehen, und tiefes Grauen erfüllte mich.

Doch da kam die Wendung! Sie schlug die großen träumerischen Augen auf, der Fieberglanz war daraus entwichen, sie erkannte mich. Am Bettrande kniete ich nieder und bemerkte kaum das Öffnen der Thür und wie der Kommerzienrat vor mir stand. Ich hob mein thränenüberströmtes Gesicht zu ihm empor, und nur das einzige Wort fand ich: „Gerettet, gerettet!“

Wie beglückt war am folgenden Tage der Arzt durch die Wendung zum Besseren. Er bestimmte aber gleich, daß Ada, sowie sie sich gänzlich erholt hätte, den Winter in einem südlichen Klima zubringen sollte. Der Kommerzienrat beschloß Montreux als Aufenthaltsort; ich soll mit den Kindern mehrere Monate dortbleiben; er wird uns selbst hinüberbringen. Dann schickt dir mit eigener Hand gepflücktes weiß schimmerndes Edelweiß mit rotglühenden Alpenrosen

deine Hertha.

Montreux, im März 189*.

O Else! Wie schön, wie unendlich schön ist doch die Welt! Wie ein Märchen mutet sie mich an! Ein Paradies ist das Fleckchen Erde, über dem meine trunkenen Blicke jetzt schweifen!

In den ersten Tagen des Monats reisten wir hierher, und der Kommerzienrat hat uns in einem der besten Hotels eingemietet. Er blieb noch einige Tage mit uns zusammen, heute früh brachten Ruth und ich ihn zur Bahn.

„Wie einsam wird es für mich sein, wenn ich heimkomme und meine Vögelchen flattern mir nicht mehr entgegen!“ sagte er, Abschied nehmend.

„Auf Wiedersehen, Herr Kommerzienrat!“ rief ich. Ein Händedruck, die Thür des Waggons wurde zugeschlagen, die Lokomotive zog an, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der Zug völlig unseren Augen entschwand und die Hand mit dem wehenden Tuche niedersank. Nun bin ich allein mit den Kindern.

Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie herrlich es hier ist, liebste Else! Während bei euch noch rauhe Winde wehen, leben wir hier mitten im Frühling; alles grünt, blüht und duftet um uns herum. In dichten Dolden hangen die blauen Glycinen an dem weißen Gemäuer der Häuser herunter, in der leicht beweglichen Luft erzittern die rosenfarbenen Tamarindensträucher, Orangen und Granaten erfüllen die Umgebung mit würzigem Wohlgeruch.

Hotel Bellevue, April 189*.

Wie rasch entflieht die Zeit! Nun sind wir schon mehrere Wochen hier. Ab und zu lasse ich die Kinder dem Vater schreiben;

ich denke, dies freut ihn, besonders, daß es seinen Lieblingen so gut geht. Abends, wenn sie im Bette liegen, sitze ich auf dem Balkon und träume — träume von euch und von der Heimat. Meine Augen schauen hinaus in Gottes schöne Welt! Gerade auf den See kann ich blicken von der Terrasse hinab — da gleitet ein Boot langsam vorüber, wie gesponnenes Silber fallen die Tropfen vom Ruder in das Wasser zurück; „Santa Lucia!" tönt's schwermütig zu mir herauf, dann zieht der einsame Sänger weiter, nur eine glänzende Furche zurücklassend.

Ich freue mich, daß meine Mädchen täglich sonnenverbrannter aussehen; wir durchstreifen aber auch die ganze Gegend und genießen die balsamische Luft. Neulich standen wir vor einer weitgeöffneten Pforte. Es war der Friedhof! Dort unter den dunklen Cypressen schlummert so manches junge Leben den letzten traumlosen Schlaf.

Hier ruhn sie — Dulder aus entlegnen Landen,
Fern aus des Nordens schneebedeckten Küsten,
Die in Helvetiens sonnentrunknen Lüften
Erlösung suchten — und Erlösung fanden!

Ja, sie fanden Erlösung hier unter den blühenden Rosenbüschchen, unter den weißen Lilien! Buntschillernde Schmetterlinge wiegen sich auf den duftenden Kelchen, und über ihnen wölbt sich ein tiefblauer Himmel! Kann es eine schönere Ruhestätte geben?

Mai 189*.

Heute pilgerten wir im schönsten Sonnenschein nach Chillon, welches so düster in die lachende Landschaft hineinragt, und dann, Else, ging's hinauf mit der Drahtseilbahn über Glion nach dem Mont-de-Caux. Die Kinder hatten mich so gequält, sie wollten oben Narcissen pflücken. Vom Thal aus dachte man, in der Nacht sei frischer Schnee gefallen, aber nein, es waren alles Narcissen, herrliche große Narcissen, die dort oben Blume an Blume standen. Habt ihr sie nicht erhalten? Wir schickten euch welche als Gruß.

Juni 189*.

Die Wochen werden zu Monaten und fallen der Vergangenheit anheim. Die Kinder blühen wie Alpenröschen. Montreux liegt jetzt im Sommerschlaf, die Saison ist geschlossen, die Hitze fängt auch an, unerträglich zu werden. Da kam denn ein Brief vom Kommerzienrat, der seine baldige Ankunft in Aussicht stellt. In einigen Tagen fahren wir nach Genf, ihn dort zu empfangen; die Kinder sind selig, auch ich freue mich auf das Wiedersehen.

Genf, Schweizerhof, 189*.

Am 15. dampften wir über den Genfer See. Wie herrlich baute sich Genf auf gegen den Bergrücken, wie leuchteten die Firnen des Montblanc. Ada und Ruth konnten kaum die Zeit erwarten, bis wir am Nachmittag zur Bahn gingen, den Vater abzuholen, sie ließen ihn vor Liebkosungen kaum aussteigen. War er jünger geworden? Wie strahlten seine Augen, wie frisch klang der Ton seiner Stimme!

In einigen Tagen fahren wir nach Lausanne, er hat dort noch einige Geschäfte zu erledigen. Die Kinder möchten gern den Dampfer benutzen, bei der großen Hitze ist er auch weit angenehmer als eine Eisenbahnfahrt. Den nächsten Brief erhältst du, liebe Else, aus Chamounix von

deiner Hertha.

* *
*

Die letzten Tage des Juni brachen an. In Genf, am Quai des Eaux vives, herrschte trotz der frühen Morgenstunde reges Leben und Treiben. An der Haltestelle lag der Prachtdampfer „Montblanc" vor Anker und harrte nur des Zeichens zur Abfahrt.

Wie strömten die Menschen über die hölzerne Landungsbrücke hinweg! Schweizer und Schweizerinnen in bunter Tracht mit Bündeln und Körben drängten sich zum zweiten Platz, während die Fremden dem ersten zueilten. Da sah man lange Engländer mit aufgekrempten Beinkleidern, die semmelblonde, sommersprossige Miß, die Augen mehr in den roten Murray steckend als auf die Landschaft gerichtet, welche die deutschen Touristen mit peinlichster Genauigkeit betrachteten, um sich auch nicht den kleinsten Punkt entgehen zu lassen. Niedliche Backfischchen in hellen Anzügen scharten sich mit einer lustigen Geschwätzigkeit um ihre Pensionsmutter; die derben Schuhe und die Alpenstöcke wiesen darauf hin, daß sie eine Bergtour unternehmen wollten. Jetzt wurde zum dritten- und letztenmal geläutet.

„Fertig! Abfahren!“ rief der Kapitän.

Schrill durchschnitt der Ton der Dampfpfeife die klare Morgenluft, ein mächtiger schwarzer Qualm entstieg dem Schornstein, und langsam fingen die Räder an, sich zu drehen, langsam entfernte das Schiff sich von der Anlegestelle, glitt dann mit einem Ruck in das Fahrwasser hinein, und stolz wie ein Schwan durchteilte sein Kiel die blauen Fluten des Sees.

Ein Prachtdampfer war es! Weiß und glänzend die Farbe seines Rumpfes, den Schneegefilden des Berges ähnlich, dessen Namen er trug. Es war das größte und schönste Schiff, das den See durchfurchte.

Immer mehr trat die Stadt zurück, bis sie endlich ganz verschwand. Der „Montblanc“ hatte nun die Bucht verlassen und glitt wie ein Pfeil dahin. Ein wahrhaft herrlicher Morgen; in der frühen Stunde brannten die Sonnenstrahlen noch nicht so heiß. Lebhaft ging es auf dem Dampfer zu, in Gruppen standen die Menschen umher, bald hier, bald dorthin mit den Fingern weisend, sich auf irgend eine Aussicht aufmerksam machend. Ein Herr und eine Dame nebst zwei Kindern befanden sich unter der Zahl der Reisenden. Sie saßen, sich lebhaft unterhaltend, auf Deck; vor ihnen stand ein reich besetzter Frühstückstisch.

Je näher die Mittagstunde heranrückte, desto heißer wurde es, trotz der leichten Brise. Die Maschine keuchte und stampfte, sie mußte ja heute auch so viele Leute forttragen. Dick und schwarz schoß der Qualm aus dem Schlote in die wolkenlose Bläue hinein, manchmal gab es einen kleinen Ruck, kaum fühlbar, als ob ein leises Zittern durch den Riesenrumpf ging, aber dann ächzte und stampfte die Maschine weiter. Verwundert blickten sich einige der Passagiere an, jedoch die Mehrzahl merkte nichts davon. Es war ja auch gar nichts gewesen, ein Spukbild ihrer Einbildung; da es sich nicht wiederholte, so vergaß man es bald. Der Dampfer näherte sich jetzt dem Ufer und drehte bei.

„Ouchy! Aussteigen!“ ertönte der Ruf.

„Gott sei Dank! Endlich!“ sagte der Kommerzienrat. „Kinder, schnell die Sachen zur Hand, steigt aus, sobald angelegt ist.“

Knarrend und pustend hielt der „Montblanc“ still, die Seile wurden hinüber geworfen und an den hochstehenden Pfählen befestigt, dann die hölzerne Laufbrücke hingeschoben; nun fingen die Menschen an, sich über den engen Steg zu drängen. Der Kommerzienrat mit Ada gehörten zu den ersten, die ausstiegen; Hertha, welche den Handkoffer trug und mit der anderen Hand Ruth anfaßte, wurde etwas zur Seite gestoßen.

„Meinen Ball, Fräulein Hertha! Dort auf dem Stuhle hab ich ihn liegen lassen; es ist noch Zeit genug, ich hole ihn schnell!“

„Aber beeile dich, Ruth, Papa und Ada sind schon draußen; ich erwarte dich hier!“

„Es dauert keinen Augenblick, ich bin gleich wieder hier!“

Sie ließ Hertha los und kroch zwischen der herausdrängenden Menge aufs Schiff zurück. Sie fand den Ball auch sofort und hielt ihn zum Zeichen hoch in der Hand. Eben wollte ihr Fuß abermals die Brücke betreten, da ging durch den Schiffsrumpf ein Beben und Zittern, es war, als ob der Boden unter des Kindes Füßen schwankte. Alles wankte hin und her, ein betäubender Knall ließ sich vernehmen, anstatt der schwarzen Rauchsäule sah man eine dichte, weiße Dampfwolke emporwallen, wie ein Nebelschleier schwebte sie über dem Ganzen, man erblickte weder Schiff noch blauen Himmel, weder See noch lachendes Ufergelände — nur eine zischende, undurchdringliche Nebelmasse hüllte alles ein. Aus Hunderten von Kehlen hörte man ein einziges Jammergeschrei. Wer es vernommen, kann es niemals vergessen, bis zu seiner Todesstunde wird es ihm in den Ohren gellen.

Wie zu Bildsäulen erstarrt standen die Menschen auf der Brücke und am Ufer; es schien, als ob sie Blei in den Gliedern hätten. Dann, als sie die Größe des Unglücks erkannten, hastete ein jeder nach den Seinen.

Der Kommerzienrat blickte verzweifelnd um sich, von Hertha und Ruth war keine Spur zu entdecken. „Ruth! Fräulein Hertha!“ rief er, zu der Stelle hinstürmend, wo die Holzbrücke auseinander gerissen war.

Hertha hatte auch an der Stelle, wo sie gestanden, das Schwanken unter ihren Füßen gefühlt. Der donnerähnliche Knall raubte ihr das Bewußtsein; aber ehe die heiße Dampfwolke auf sie zuzischte, konnte sie noch

sehen, wie Ruth stolperte und zu Boden fiel. Der Koffer entsank ihren Händen, sie eilte zurück — da kam aber schon der sengende, todbringende Nebel. Hertha konnte gerade noch die Umrisse des am Boden liegenden Kindes sehen, das den roten Ball krampfhaft umklammert hielt. Mit ihrer letzten Kraft raffte sie die schon bewußtlose Ruth auf, kaum mit der schweren Last von der Stelle kommend; der Dampf streifte sie schon an Händen und Nacken, die Wunden brannten wie feurige Kohlen, aber die Angst gab ihr Riesenkräfte, das Rettungswerk zu vollenden. Nun konnte sie nicht mehr vorwärts, zu ihren Füßen that sich ein gähnender Abgrund auf, in tausend Splittern war die Brücke auseinander gerissen — zwischen ihr und dem Bollwerk brauste das Wasser.

Was thun? Zurück konnte sie nicht! Im Genick fühlte sie den glühenden Atem des Dampfes — es war der unfehlbare Tod! Die Kluft, die sie vom Quai trennte, schien ja nicht so breit, vielleicht konnte ein Sprung sie retten, die Möglichkeit war vorhanden, ihre Füße trugen sie kaum noch.

„Gott steh mir bei!“ flehte sie mit einem Blick nach oben — dann sprang sie hinüber.

Gott hatte sie erhört! Sie fiel nicht in das unter ihr brodelnde Wasser, ihr bebender Fuß erreichte die Holzplanke, ihre verbrannten Hände hielten die bewußtlose Bürde fest umschlossen. Sie waren beide gerettet!

Der Kommerzienrat hatte sich bis zur Bruchstelle vorgedrängt; mit Grauen im Herzen sah er den todesmutigen Sprung, er streckte die Arme aus, das todesmutige Mädchen aufzufangen. Hilfsbereite Hände trugen sie aus dem Menschenknäuel ins nächste Haus. Zum Bewußtsein zurückgelangt, ließ Hertha die Augen suchend umherirren, bis sie auf Ruth fielen, dann leuchteten sie freudig auf.

„Ruhe, nur Ruhe!“ verordnete der Arzt. „Es ist das einzige, dessen sie bedarf. Das Kind ist fast nicht verletzt, der Schreck ist ihm nur in die Glieder gefahren; das Fräulein hat die Kleine mit dem eigenen Körper geschützt, ehe die heiße Dampfwolke kam. Durch diese schnelle That hat sie Ihnen, Herr Kommerzienrat, das Töchterchen gerettet. Die Brandwunden, welche sie an Händen und Nacken davongetragen hat, sind schmerzhaft, heilen aber bald!“

Doch nun zur Unglücksstätte!

Der weiße Nebelschleier war auseinandergerissen, das schöne, stolze Schiff lag da, ein Bild der Vergänglichkeit, ein Wrack mit geplatztem Dampfkessel. Gerade hinein in die erste Kajüte war der todbringende Strahl gefahren, alles vernichtend, was er traf. Dann ergoß er sich über das Deck, und in einem Nu verwandelte er die vorhin noch fröhlich schwatzende Schar in einen Knäuel ringender und jammernder Menschen. Das Fleisch riß er ihnen buchstäblich von den Knochen, und die noch lebten, ersehnten den Tod als Erlösung. Ein trauriger Zug setzte sich nun in Bewegung; die Verwundeten brachte man hinauf nach Lausanne ins Hospital, die Toten legte man in den großen Schuppen neben der Anlegestelle.

Mit Blitzesschnelle durcheilte die Schreckenskunde die Welt, der Draht brachte sie in die entlegensten Weltteile; manches Herz schwebte in Angst und Sorge, bis Nachricht von den Lieben eintraf.

* * *

Eine Woche war seit dem Unglückstage verflossen, und der Kommerzienrat war wieder mit seiner Familie nach Montreux zurückgekehrt.

Kinder erholen sich schnell. Ruth hatte die furchtbare Aufregung gut überwunden, sie spielte fröhlich im Garten; Herthas Wunden brannten und juckten zwar noch, es war aber nur ein Heilungsprozeß. Die Atmosphäre wurde von Tag zu Tag schwüler, man konnte nur in den späten Nachmittagstunden ausgehen. Eines Tages, nachdem ein schweres Gewitter die Luft gereinigt und abgekühlt hatte, sagte der Kommerzienrat: „Sobald die Wege ein wenig abgetrocknet sind, Fräulein Hertha, wollen wir mit den Kindern noch einmal hinauf zur Kirche gehen und Abschied nehmen von Montreux.“

Nach einem halben Stündchen stiegen sie den breiten, aber ziemlich steilen Pfad, der sich oberhalb des Ortes hinzieht, hinan und befanden sich bald auf dem oberen Plateau, wo die altersgraue Kirche steht, deren Lage mit dem grünbewaldeten Hintergrund weltberühmt ist. Hertha und der Kommerzienrat setzten sich auf die Steinbank unter den

schattigen Platanen, und die Kinder sprangen fort, Blumen zu pflücken und den buntschillernden Schmetterlingen nachzujagen. Stumm saßen die beiden nebeneinander, ihre Blicke schweiften über die niedrige Mauer hinweg, als ob ihre ganze Seele das Bild in sich aufnehmen wollte. Ein märchenhaftes Leuchten und Flimmern zog durch die Luft, die untergehende Sonne tauchte alles in einen rötlichen Schimmer. Weltentrückt, mit weit offenen Augen, blickte Hertha in die Landschaft zu ihren Füßen, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, als sie kaum hörbar flüsterte: „Wie ist doch die Welt so schön — so schön!"

„Ja, Fräulein Hertha! Angesichts dieser Pracht, die vor uns hier ausgebreitet liegt, unter diesem blauen Himmelsdom danke ich Ihnen nochmals für das Leben meines Kindes! Wie kann ich es Ihnen lohnen?"

„Ich that nur meine Pflicht!" antwortete Hertha leise.

Ein zärtlicher Ausdruck trat in seine Augen, als er die verbundene Hand des jungen Mädchens in die seine nahm. „Ich bin aber dennoch, trotz meiner Dankbarkeit, ein arger Egoist und möchte noch etwas von Ihnen erbitten. Sie allein können mir schenken, was mich vollständig glücklich machen würde!"

„Ich, Herr Kommerzienrat?" frug sie zögernd.

„Ja, Sie, Hertha! Diese kleine Hand, die damals Ada so treu pflegte, die Ruth rettete, sollen Sie mir schenken fürs ganze Leben! Zucken Sie nicht zusammen, sondern hören Sie mich ruhig an. Ich bin nicht mehr jung, den Jahren nach könnte ich Ihr Vater sein, Hertha, und fast scheint es mir vermessen, Ihr junges Leben an das meine zu ketten. Ich bringe Ihnen auch nicht die erste stürmische Liebe entgegen; Sie wissen, ich betrauerte meine so früh verstorbene Gattin tief. Sie, Hertha, kamen in mein Haus wie ein milder, belebender Sonnenstrahl, der alles erwärmte, wohin er fiel. Durch die Kinder fand er zu meinem Herzen den Weg. Ich fühlte, wie Sie die Kleinen liebten, wie diese Ihnen folgten, wie aufopfernd Sie Ada in ihrer Krankheit pflegten — da zog die Liebe für Sie ein in mein altes, verwittertes Herz. Jugend gehört zu Jugend, sagte mir wohl die Stimme der Vernunft, es sei unrecht, Sie an mich zu fesseln. Ich schickte Sie hierher, in der stillen Hoffnung, die Trennung würde mich heilen, aber Tag und Nacht schwebte dein Bild, Hertha, vor meiner Seele! Am Schreckenstage von Ouchy legtest du Ruth gerettet in meine Arme, da leuchtete eine Hoffnung in mir auf, daß vielleicht in deinem Herzen auch ein Gefühl für mich erblühen könne. Laß mich nun, Hertha, ehe wir von dannen ziehen, mein Schweigen brechen — ich will mein Urteil hören, wie es auch ausfallen mag! Die Liebe eines reifen Mannes ist auf den festen Grundstein der Achtung gebaut, das ist ein Fels, der den Stürmen des Lebens trotzt. Die Jugendliebe ist oft nur ein süßes, schwelgendes Traumbild, es vergeht und verweht! Nun, Hertha, frage ich dich, willst du mein Weib, mein heißgeliebtes Weib werden — willst du meinen Kindern eine Mutter sein?"

So plötzlich, so unvermutet wurde die Frage an sie gestellt. Es summte ihr im Kopf, das Herz schlug hörbar — er liebte sie also? Sagte er nicht: Willst du mein Weib, mein heißgeliebtes Weib werden, meinen Kindern eine Mutter sein?

Sie erhob die Augen zu ihm, legte ihre Hand in die seine und sagte mit fester, inniger Stimme: „Ich will's versuchen!"

Da schloß er sie in seine Arme und küßte sie.




Die Amstel mit dem Münzturm.

Amsterdam.

Reiseskizze

von

G. von Beaulieu.

(Nachdruck ist untersagt.)

Aus Belgien kommend, befand ich mich auf dem Wege vom Haag nach Amsterdam, von der Residenzstadt Hollands zu dessen Hauptstadt. Ich hatte die Kunstschätze des Haag bewundert, vor allem die köstlichen Bilder des Mauritshuis," dann hatte ich meine ermüdeten Augen am Strande von Scheveningen ausgeruht: nun schweifte mein Blick über die vorbeifliegende Landschaft.

„Een groot gezicht!" sagte ein neben mir im Eisenbahnabteil sitzender Mann.

Ich nickte.

Ja, weit, weit vermochte man hier zu schauen, überall Ebene, unabsehbare Fläche! In der Ferne Windmühlen, vor ihnen Wiesen von einem hellen zarten Grün, wie wir es in Deutschland nur im Frühling erblicken. Kanäle durchschneiden und umschließen das Land; sie dienen als Grenze und als Bewässerungsmittel. Nein, auch als Straße. In der Wiese dort zieht leise, stetig ein Schiff hin. Fast erscheint es wie Zauberspuk, denn man bemerkt den Kanal in der Ferne nicht. Doch das Wunder ist eine ganz prosaische Trekschuit, ein Schiff, mit Heu oder Gemüse beladen, das vom Ufer aus durch Pferde gezogen — getrokken — wird. Auch Kähne mit blanken Messingkannen sieht man, die Milch enthalten; denn das Vieh bleibt den ganzen Sommer hindurch draußen und wird auf den Wiesen gemolken. Behäbig zufrieden weiden die glatten, schwarz und weiß gefleckten Kühe auf dem frischen Grase, ihr strotzendes Euter vermag die nährende Milch kaum noch zu bergen.

„Wissen Sie auch, daß Sie in einem Lande mit fünf Millionen Einwohnern und fünfzig Millionen Rindern sind?" redete mich mein Fahrtgenosse wieder an.

„Nach der Bevölkerung dieser Wiesen zu

urteilen, müssen die Kühe sich wohl in der Mehrzahl befinden," antwortete ich, auf den Scherz eingehend. „Welch Behagen liegt in dieser Landschaft, welch ruhiges Sichselbstgenügen!"

In der That scheint es, als habe sich etwas von dem Charakter der fünfzig Millionen Wiederkäuer dem kleinen Lande mitgeteilt. Ihm und seinen Bewohnern.

Nach außen hin freilich kennt man die Holländer als ein betriebsames, kluges, scharfblickendes Kaufmannsvolk, allein in ihrem Hause sind sie friedliche Leute, denen ungestörte Ruhe und Komfort über alles geht. Ein gezellig huis, das bedeutet hier ein gemütliches Haus. Und zur Gemütlichkeit braucht der Holländer eine blanke Theemaschine, eine gut genährte, reingewaschene Familie und ein sauber gescheuertes Haus. Ich sage mit Absicht nicht Heim: er braucht ein eigenes Haus, ja eine eigene Treppe, eine eigene Eingangsthür, kurz alles ganz für sich.

Diese Neigung des Volkes verleiht der holländischen Architektur ihre Sonderart, und sie tritt vor allem in Amsterdam typisch auf. Die übrigen Städte geben — weder in ihren Bauten noch in ihrem Straßenleben — nicht so die Quintessenz niederländischen Wesens wie gerade die an der Zuiderzee gelegene Amstelstadt, welche man das nordische Venedig nennt.

Deutsche wallfahrten alljährlich nach Venedig, als nach einem Heiligtum der Schönheit und der Kunst, nach Amsterdam pilgert nur eine auserlesene Schar deutscher Maler, deren Auge offen ist für intimen Farbenreiz. Und doch steht Amsterdam Venedig an malerischem Eindruck nicht nach, wenn es auch anders ist als die Königin der Adria. Wohl besitzt es nicht die stolzen Paläste und sinnberauschenden Kirchen Venedigs, allein statt dessen fesselt uns das Grün baumbesäumter Grachten, das Leben des Hafens und der Straßen, die eigenartige Bauart vielfarbiger Häuser.

Amsterdam ist die Stadt des Bürgertums; kräftig und kernig ist hier aufgerichtet, was

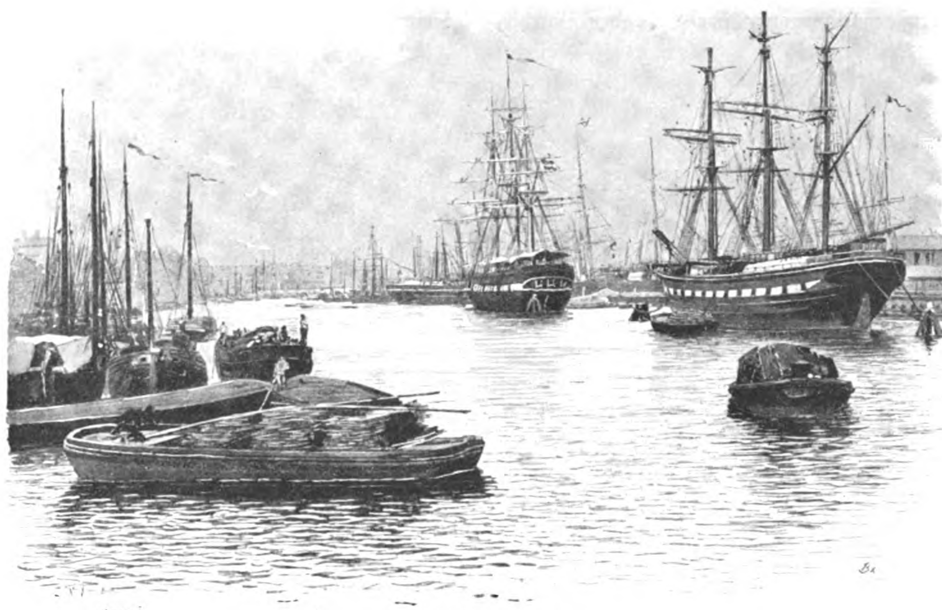


Die Amstel.

freie Bürger schufen. Und alles das gehört nicht der Vergangenheit an, fristet nicht ein Mondschein- und Touristendasein wie in Venedig, nein, es lebt und blüht heute noch wie vor Hunderten von Jahren, zur Zeit Rembrandts, Frans Hals' und der anderen großen Niederländer.

Venedig ist eine tote, Amsterdam ist eine lebende Stadt.

Die Buntheit der holländischen Architektur wirkt nicht abstoßend, weil das ganze Volk



Prins-Hendrikskade.

ein feines Farbengefühl hat, das sich in jeder Dekoration äußert.

Woher dieses Gefühl stammt? Nun, ebenso wie an der Küste der Adria Meer, Luft und Sonne eigentümliche Farbenwirkungen erzeugen, so geschieht es auch hier. Wir befinden uns in einem Lande von Wasser durchzogen, am Wasser gelegen; die weite Fläche der Zuiderzee und der nahen Nordsee bringen seltsame Wolkenbildungen, wirkungsvolle überraschende Beleuchtungen hervor; nur sind die Töne zarter, matter, abgemessener als im Süden. Unbewußt saugt das Auge des Volkes die Farben auf und sucht sie in seiner Umgebung nachzubilden.

So wurden die Niederländer die größten Koloristen der Welt, so brachten sie eine Reihe von Malern hervor, wie kein anderes Volk sie besitzt. Im Genre und in der Landschaft, besonders aber in der Darstellung des Helldunkels sind die Holländer bekanntlich Pioniere der Kunst gewesen. Wenn sie auch immer seefahrende Leute waren und dadurch manche fremde Kulturströmung in sich aufnahmen, so liebten sie doch vor allem ihr kleines Vaterland; und dies Sichselbstgenügen lehrte sie ein für die Kunst sehr Wichtiges: die Verinnerlichung.

Die ergreifende Schlichtheit, die Tiefe, mit stimmungsvoller Farbenharmonie vereint, bewundern wir heute vornehmlich an Joseph Israëls' Bildern, die kein zweiter Neuer erreicht hat.

Amsterdam liegt am Ausfluß der Amstel in eine eingedämmte Bucht der Zuiderzee, dem Ij (sprich: ei). Nach der Amstel und dem Damme führt es seinen Namen. Die Stadt ist 1204 durch Gijsbrecht II. gegründet worden; ihre Blüte erreichte sie aber erst 1578 mit dem niederländischen Unabhängigkeitskampfe, als die Bedeutung Antwerpens vernichtet wurde und alles, was die Scheldestadt groß gemacht, Künstler, Kaufleute, Fabrikanten, nach dem Hafenort an der Amstel flüchtete. Durch die Stiftung der ostindischen Compagnie wurde Amsterdam später die erste Handelsstadt Europas. Im Anfang dieses Jahrhunderts befand es sich während einiger Zeit unter französischer Herrschaft; Napoleon I. ergriff von Holland Besitz, das er eine Anschwemmung der französischen Flüsse nannte. Durch die Kontinentalsperre litten die Niederlande, besonders Amsterdam, beträchtlich; erst die Anlage des Nordseekanales brachte ihm wieder neues Leben. Seit kurzem zählt die Stadt 500000

Seelen. Der Kanal bietet eine unmittelbare Verbindung zwischen der Zuiderzee, dem großen Binnengewässer, und der Nordsee; man hat zu diesem Zwecke Nordholland an seiner schmalsten Stelle durchstochen, mächtige Wellenbrecher zum Schutze der Einfahrt und große Schleusen geschaffen. Die ganze Anlage kostet vierzig Millionen Gulden (1 Gulden = 1 Mk. 70 Pf.).

Mit Hilfe des Nordseekanales erlangt Amsterdam, trotz seiner ungünstigen Lage auf Sumpf, auch seine Gesundheit. Man kann erst Gebäude errichten, wenn man bis achtzehn Meter lange Pfähle in die Erde gerammt hat, ganz Amsterdam ist also ein Pfahlbauort. Kanäle, holländisch Grachten (sprich: chrachten), durchziehen die Stadt; ihr Wasser ist einundeinenhalben Meter tief und wird jeden Abend durch eine Ableitung nach dem Nordseekanal erneut. Während in anderen holländischen Städten, z. B. dem Haag, die Grachten des Sommers einen fauligen Geruch ausatmen, riechen sie in Amsterdam selten, nur bei ungünstigem Wind- und Seestande.

Zu beiden Seiten der Grachten ziehen sich mit Ulmenalleen geschmückte Straßen hin, nur an einzelnen Stellen der inneren alten Stadt, wie an dem Oudezijds-Achterburgwal, ragen die Häuser unmittelbar aus dem Wasser empor.



Centralbahnhof.

Über die dunklen Kanäle spannen sich zahlreiche Brücken, im ganzen dreihundert. Ursprünglich waren es sämtlich Bogenbrücken, doch jetzt hat man sie des Verkehres, vornehmlich der Pferdebahn wegen in einer Linie mit der Straße angelegt. An wenigen Stellen sind die Bogenbrücken aber noch erhalten und bilden besonders reizvolle Grachtenbilder.

Der Kern Amsterdams ist die malerische Altstadt. Nach Norden hin wird sie durch das Wasser des Ij begrenzt, nach Süden durch den zehn Kilometer langen Singel (Umzingelung), der im Westen am Centralbahnhof und der Prins-Hendrikskade beginnt und im Osten bis zur Binnenamstel läuft.

Dem Singel folgen in konzentrisch sich erweiternden Kreisen die drei längsten Grachten, zuerst die vornehme, fünfundvierzig Meter breite Heerengracht, dann die Keizersgracht und endlich die Prinsengracht.

Ihnen schließen sich die Stadtteile an, die erst in jüngster Zeit entstanden sind und die einen nicht so altertümlichen, mehr modernen Charakter haben, wenn man auch hier durchweg an dem dreifensterigen Giebelhause festgehalten hat.

Im Süden von Amsterdam streckt sich der Vondelpark aus, nach dem bedeutenden holländischen Dichter Joost van den Vondel — er lebte von 1587 bis 1679 — so genannt.

Im Südosten befindet sich der kleinere Sarphatipark und jenseit der Amstel, im Nordosten, der Oosterpark. In der Nähe ist der schöne zoologische Garten, der Artis, gelegen; er wird nach dem Wahlspruche „Natura artis magistra“ der Gesellschaft, die ihn besitzt, so bezeichnet. Amsterdamer, welche nicht Mitglied dieser Gesellschaft sind, dürfen den Garten nicht besuchen; Vremdelingen aber wird der Eintritt gestattet. Früher war der Artis der Stelldicheinplatz der vornehmen Amsterdamer. Man konnte sie dort sitzen sehen, jede Familie eine Theemaschine vor sich — denn in Holland bereitet man sich auch im Restaurant selbst den Thee —, allein jetzt haben die Patricier sich vom Artis zurückgezogen und ihn dem geputzten Mittelstande überlassen. Das gleiche Schicksal erlitt auch das einst so beliebte Gartenlokal Tolhuis, das am Ij gelegene ehemalige Zollhaus.

Die Parks sind nicht die stärkste Seite Amsterdams; sie enthalten freilich viele Blumen — wie es in einem Blumenlande, in einem Orte, der Haarlem so nahe ist, kaum anders sein kann — allein sie sind nicht groß und haben wenig alte Bäume. Schön erscheinen nur die Alleen an den Grachten, und sie gewähren, außer den Parks, angenehme Spaziergänge; doch genußreicher, interessanter als Fußwanderungen sind die zahlreichen Ausflüge, die man von Amsterdam auf kleinen Dampfschiffen machen kann.

Die Nordteile der Stadt, vornehmlich die Straßenzüge am Ij, sind dem Handel und Verkehr gewidmet. Hier erhebt sich vor der ursprünglichen Buitenkant, der heutigen Prins-Hendrikskade, der neue Centralbahnhof.

Früher bot die Buitenkant (Außenseite) vom Wasser aus gesehen ein sehr malerisches Bild mit ihren Türmen und ragenden Giebeln, jetzt verdeckt leider der Bahnhof das herrliche Stadtpanorama.



Oudezijds-Achterburgwal.

Der Bahnhof, ein Werk des holländischen Architekten Cuypers, ist seit 1889 eröffnet

und in altniederländischem Renaissancestil aus rotem Backstein erbaut. Cuypers' Werk wird viel bewundert; mich will es bedünken, als passe die auf moderne Zwecke übertragene Form eines mittelalterlichen Rathauses nicht hierher. Ein Bahnhof muß sich in seiner tektonischen Gliederung schon als ein solcher darstellen, die große Einfahrtshalle aus Glas und Eisen der herrschende Teil des Gebäudes sein. Bei Cuypers ist die Halle durch einen stadthausähnlichen Turmbau verdeckt, der den Eindruck einer Attrappe macht.

Nördlich vom Bahnhof, unmittelbar am Ij, befindet sich die De Ruyterkade. Von hier aus gehen nicht allein Schiffe ab, die den holländischen Küstenverkehr vermitteln, sondern auch große Dampfer nach England. Die Fortsetzung der De Ruyterkade nach Nordosten zu ist die Handelsreede, an der die Amerika- und Ostindienfahrer landen. Der ganze Hafen bietet Raum für etwa tausend Schiffe. Als ich zuerst hierherkam, lag unser deutsches Schulschiff „Nixe" vor Anker, es entsandte Tag für Tag Trupps seiner schmucken Seekadetten in die Stadt, wo sie frohe Begrüßung fanden.

Vom Bahnhofe nach Süden gelangt man über den Damrak mit seinen Läden, Agenturen und Gasthöfen, zu denen die malerische neue Niklaskerk hinübergrüßt, auf den Dam. Auf diesem kleinen Platze, dem Herzen Amsterdams, drängen sich früh und spät Verkehr und Leben. Hier ist, nächst dem Leidschen Plein im Süden der Stadt, der Hauptausgangspunkt der verschiedenen Pferdebahnlinien. Am Dam befindet sich auch das königliche Palais, holländisch het Paleis. Es ist 1648 erbaut und war ursprünglich Rathaus; erst im Anfange dieses Jahrhunderts, unter Napoleon, wurde es zum Schlosse umgewandelt. Das Palais ist mehr massig als schön, der es überragende Turm zu klein für den gewaltigen Unterbau. Altem Brauche gemäß bringt die junge holländische Königin Wilhelmine hier in jedem Jahre fünf Tage zu; im September dieses Jahres findet auch in Amsterdam — nicht in der Residenz, dem Haag — ihre Krönung statt. Das Denkmal in der Mitte des Dam verherrlicht die Treue, die das holländische Volk während des belgischen Aufstandes von 1830 bis 1831 bewiesen hat.



Das Palais der Königin.



Wilhelmine,
Königin der Niederlande.

Ebenfalls am Dam liegt die Nieuwe Kerk, ein spätgotischer Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert; die kreuzförmige Basilika mit Chorumgang und Kapellenkranz macht einen etwas nüchternen Eindruck. An Stelle des Hochaltars erhebt sich das Grabdenkmal für Hollands größten Seehelden, Michiel Adriaanszoon de Ruyter, „den Schrecken des Oceans".

Außer der Börse, zahlreichen Gasthöfen und Restaurants sehen wir an diesem Platze noch verschiedene Klubhäuser, z. B. das Haus von „Zeemanshoop", einer Vereinigung angesehener Bürger.

Die immer belebte Kalverstraat führt uns vom Dam weiter in die Stadt hinein. Obwohl sie die ländliche Bezeichnung Kälberstraße trägt, hat sie doch ein vollkommen weltstädtisches Gepräge. Ein vornehmes Hotel und Restaurant neben dem anderen, ein glänzender Laden neben dem anderen. Die Straße ist nur schmal, so daß zur Zeit des regsten Verkehrs, zwischen vier und sechs Uhr nachmittags, hier keine Wagen fahren dürfen. Ungestört flaniert nun alles, was sehen und gesehen sein will. Die Restaurants sind eivoll — so drückt der Holländer unser gepfropftvoll aus —; die in den Bier-, Kaffee- und Likörhallen Sitzenden mustern unbarmherzig die Vorübergehenden.

Freilich eine vornehme Amsterdamer Dame begiebt sich um diese Stunde nicht in die Kalverstraat, weil dann viele zweifelhafte Elemente unter dem weiblichen Publikum zu finden sind. Allein Fremde stört diese Eigentümlichkeit nicht. Die Touristinnen werden von den Einheimischen auch gleich erkannt an der staunenden Miene, der einfachen Kleidung und dem ungezwungenen Benehmen; und einer Ausländerin wird manches verziehen, was man bei einer Amsterdamerin als unpassend verfemen würde.

Der Wasserlauf des Singel schließt, wie schon erwähnt, die innere Stadt ein, in der das Amsterdam des Mittelalters fast noch unberührt erhalten ist. Malerisch erscheinen hier vor allem die Stellen, wo zwei Grachten sich schneiden und man so einen weiten Blick auf grünumgebene, brückenüberspannte Kanäle hat. Besonders reizvoll ist der Groenburgwal mit der Aussicht auf die Zuiderkerk.

Unmittelbar aus dem Wasser ragen nur einige Straßen an dem eigenartigen Münzturme, de Mint, empor; in der Münze befindet sich gegenwärtig eine Niederlage der berühmten Delfter Porzellanfabrik. Hier sind wir schon bei der malerischen Binnenamstel angelangt, die durch die neue, 210 Meter lange steinerne Brücke, de hooge Sluis, von der breiten Buitenamstel (Außenamstel) mit ihrem regen Schiffsverkehr getrennt wird. Nahe der Brücke erhebt sich das Paleis voor Volksvlijt, ein Gebäude, das eine Passage, Läden, Säle für Theater, Konzerte und Ausstellungen enthält. Es ist ganz aus Glas und Eisen errichtet und dem Krystallpalast in London nachgebildet.

Zur alten Stadt gehört auch das interessante Judenviertel, das wir später eingehend betrachten wollen.

Ich fragte mich oft in Amsterdam, warum wohl die Fassaden der Häuser so belebt erscheinen. Sie sind allerdings bunt bemalt, und die Rahmen der breiten Fenster sowie die Verzierungen haben eine von der Grundfläche abstechende Färbung — so z. B. ist das Haus rot, die Fensterumrahmung grün oder weiß, der spitze Giebel gelb oder weiß — aber das allein giebt den Fassaden nicht das Leben. Eines Tages hatte ich die Lösung des Rätsels. Bei uns in Deutschland erscheinen die Häuserflächen als tote starre Masse, weil sie ganz mit Kalk beworfen sind und erst dieser sogenannte Putz bemalt ist. In Amsterdam bleibt der Backstein unverputzt, man streicht die Farbe unmittelbar auf die Ziegel und diese geben mit ihren Fugen der Fläche Gliederung und Leben. Außerdem trägt zu dem wechselreichen Straßenbilde die Schmalheit der Giebelhäuser mit ihren verschiedenartigen, oft bizarren und willkürlichen Aufsätzen bei. Zu dem unteren Stockwerke führt eine steinerne Freitreppe mit eisernem Geländer empor — in den Beischlägen der Liebfrauengasse von Danzig ist uns Ähnliches erhalten; eine Thür in der Treppe gewährt unmittelbaren Eingang von der Straße in die Wirtschaftsräume des Erdgeschosses.

Die Häuser sind zwei-, meistens dreifenstrig, und drei Stockwerke hoch; ein spitzer Giebel, aus dessen Dachluke ein mächtiger Kran herausragt, bekrönt sie. Da die Häu-

ser, auch die vornehmen, ganz schmale steile Treppen haben, werden alle umfangreichen Gegenstände, etwa bei Umzügen, von außen zum Fenster hineingezogen. Dies sind breite Guillotinenfenster, die sich in die Höhe schieben lassen; sehr



Niklaskerk.

selten sieht man unsere zurückschlagbaren Flügelfenster. Zur Zeit des Wohnungs- oder vielmehr des Hauswechsels ist es ein drolliger Anblick, wie allerhand Möbel vor den Fassaden baumeln und zu den Fenstern hereingeholt werden. Die Beförderung geschieht auf die einfachste Weise, indem man die Gegenstände in eine Gurtschleife hängt; ein Neuling meint unwillkürlich, die schweren Stücke müßten bei dem Balancieren aus der Schaukel herabfallen, allein das geschieht nie.

Die Häuser sind demnach schmal und hoch. Sie haben keinen Hof in unserem Sinne; an die Rückseite des Gebäudes schließt sich ein kleiner Garten. Und da die Rückseite des Gegenübers, der anstoßenden Parallelstraße, ebenfalls ein Gärtchen besitzt, so bieten die Hinterzimmer eine freundliche Aussicht. Oft sind die Gärtchen mit kleinen, in ihren Reihen architektonisch wirkenden Pappeln bestanden.

Die dreifensterigen Häuser erfordern natürlich eine besondere Anordnung der Räume. Meistens bestehen die Stockwerke, sowohl nach der Straße wie nach dem Garten hin, aus je einem großen zweifensterigen und je einem flachen einfensterigen Zimmer. Die schmale Treppe mit den Korridoren ist in der Hausmitte zwischen den beiden kleinen einfensterigen Stuben eingeschaltet und wird durch Glasscheiben in deren Thüren erleuchtet. Die zweifensterigen Räume sind durch Schiebethüren verbunden, die sich fast in der vollen Wandbreite zurückstellen lassen, so daß ein durch das ganze Haus gehendes Gemach hergestellt werden kann.

Eine Anzahl von Wandschränken befindet sich in jedem Zimmer, ferner in den größeren, als Salon gedachten Räumen ein Kamin und darüber ein Spiegelplatz. Man benutzt die Kamine selten, sondern statt dessen einen davorstehenden eisernen Ofen, der im Sommer zum Schmied geschickt und erst im Winter wieder in die Wohnung gebracht wird.

Eine andere holländische Eigentümlichkeit sind die lose vor der Wand hangenden Ta-

peten. Wegen der überall herrschenden Feuchtigkeit klebt man die Tapeten nicht unmittelbar auf die Mauer, sondern auf in Blendrahmen gespannte Leinwand, die an der Wandfläche befestigt ist. Es gewährt nun einen seltsamen Anblick, zu beobachten, wie bei Luftzug oder Wind sich die Tapeten leise bewegen, fast als atmeten sie. Hinter der Tapete raschelt es oft geheimnisvoll wie in alten Schlössern, dann hausen dort Ratten oder Mäuse; aber das beachtet man nicht, solange kein Loch in der Leinwand ist, können die Tierchen ja nicht hindurchkommen. Vor anderem kleinen Ungeziefer, das man in Berlin besonders so genau kennt, schützt gerade die Feuchtigkeit.

Die Bauart der Häuser hat Einfluß auf die Geselligkeit, oder besser: weil die Niederländer tägliche Gemütlichkeit höher schätzen als große Geselligkeit, haben sie eben diese Bauart erwählt, die ihnen ermöglicht, Herr im eigenen Hause zu sein. Freilich giebt es in den neuen Stadtteilen schon Etagenwohnungen, d. h. man vermietet den unteren Teil des Hauses — Parterre und eine Treppe hoch — und den oberen Teil — zwei und drei Treppen hoch — besonders. Bezeichnend ist es, daß man nun diese beiden Wohnungen auch wieder Haus nennt: Benedenhuis und Bovenhuis (Unterhaus und Oberhaus), und daß jede Wohnung eine eigene Treppe für sich hat. Dieselbe Treppe mit einer anderen Familie zu teilen, erscheint in Holland undenkbar.

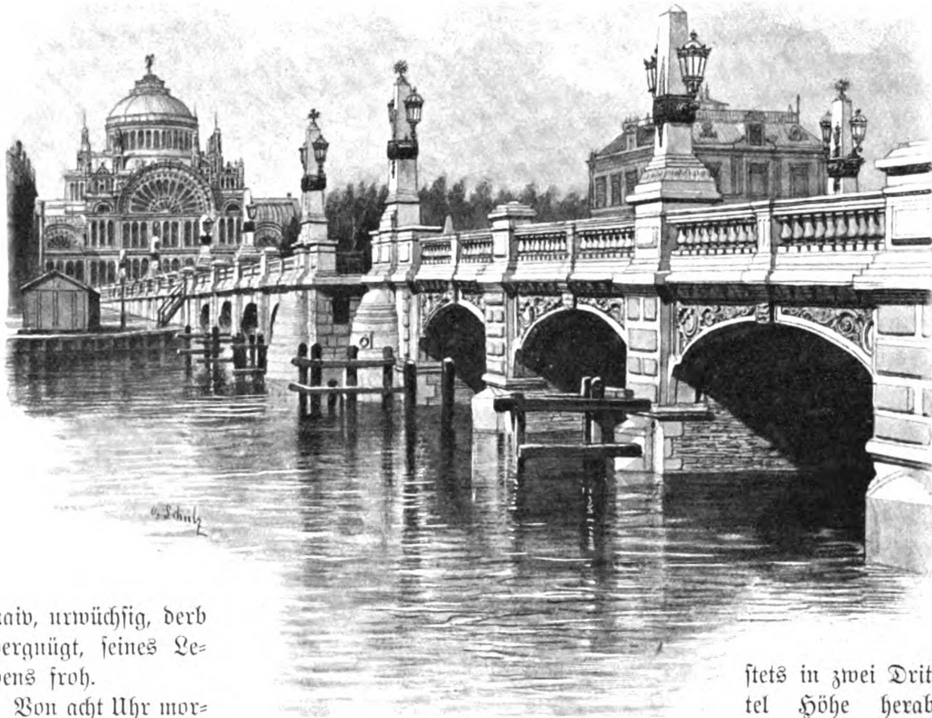
Da die Treppen sehr schmal und steil sind, können sie nicht, wie in England, mit zu Gesellschaften benutzt werden, man ist also bei diesen auf ein Stockwerk beschränkt. Deshalb giebt man meist kleine Diners oder Empfänge nach der abendlichen Hauptmahlzeit, die durchweg zwischen sechs und sieben Uhr eingenommen wird. Nähere Bekannte ladet man um ein Uhr zu dem sogenannten koffiedrinken ein, einer Mahlzeit, die aus kaltem Braten, Käse, Brot, Früchten und Kaffee besteht. Einen weiteren Kreis von Bekannten sieht man zum Fünfuhrthee, also vor der Hauptmahlzeit, bei sich.



Der Dam mit der Nieuwe Kerk und dem Paleis.

Die Hinterzimmer der Häuser sind in Amsterdam bedeutend angenehmer als die Vorderzimmer, weil auf der Straße der Verkehr auffallend laut ist. Er beginnt zwar erst spät, um acht Uhr, denn die Amsterdamer sind Spätaufsteher und Spätzubettgeher, allein dafür tost er dann um so lebhafter.

So schweigsam und zurückhaltend die vornehmen Holländer sind, so lustig und lärmend ist das Volk. Teniers'sche und Ostade'sche Scenen kann man noch heute Tag für Tag beobachten und nicht nur auf dem Lande, unter den Bauern; auch das Stadtvolk ist



Die Hooge Sluis auf der Amstel; im Hintergrunde das Paleis voor Volksvlijt.

naiv, urwüchsig, derb vergnügt, seines Lebens froh.

Von acht Uhr morgens ab fahren in Amsterdam Wagen mit köstlichem Gemüse und Obst umher, deren Händler lockend Preis und Ware ausrufen. Dazu klopfen die Mägde Teppiche, Decken, Läufer auf der Straße aus. Einen festen „Klopftag“ hat das freie Amsterdam nicht; zu jeder Stunde und an jedem Tage sieht man die weißmützigen, in hellen Kattun gekleideten Meisjes blaue Gestelle auf die Straße tragen und dort alles Klopfbare mit Rohrstock und Bürste bearbeiten. Ob der Vorübergehende dadurch bestaubt wird, kümmert sie nicht.

Im übrigen führt die vielgerühmte holländische Reinlichkeit mehr ein kokettes Außen- als ein solides Innendasein. Sie erstreckt sich hauptsächlich auf die Treppe vor dem Hause, auf die Steinplatten vor dem Hause, auf die Mauern und die Fenster. Die Fassade wird mit Spritzen abgespült oder, von Fußleitern aus, abgeseift. Blinken und blitzen müssen aber vor allem die großen Guillotinenscheiben. Auch die Rouleaus an den Fenstern sind, selbst im kleinsten Dorfe, schneeweiß, mit gehäkelten Kanten verziert. Sie hangen stets in zwei Drittel Höhe herab, schnurgerade, wie mit dem Zollstock abgemessen. Das Dämmerlicht in den niedrigen Zimmern wird dadurch noch erhöht, doch abgeschlossen und gemütlich ist dem Niederländer eben gleichbedeutend. Eine ganz gefährliche Einrichtung holländischer Sauberkeit ist das schoonmaken, das Reinmachen im Mai. Dann, wenn die kleinen eisernen Kaminöfen den Frühlingslüften weichen und zum Schmied wandern, beginnt der Hauptfeldzug gegen den Staub. Die Teppiche, die den ganzen Boden des Zimmers bedecken, werden nun fortgeschafft und ausgeklopft, der Plafond geweißt. Ein Schoonmaken ohne das Weißen der Decke — es geschieht dreimal, damit es gründlich ist — wäre nicht vollständig.

Bei allen Einrichtungen Amsterdams herrscht im Princip größere Freiheit als bei uns. Das Publikum wird nicht bevormundet, jeder muß für sich selbst sorgen. Bei der Pferdebahn z. B. kann man nach dem Innen- und Außengeleise aussteigen, wo und wann man will, man giebt selbst das Zeichen zum Halten des Wagens. Nachahmenswert ist die



Die „Dienstmeisjes“ von Amsterdam.

Einheitsfahrkarte auf allen Strecken, für alle Entfernungen. Man ist dadurch des lästigen Fragens: „Wohin? Wie weit?“ überhoben. Auch das Hervorholen des Geldes wird überflüssig, weil man in den Zeitungskiosken zu ermäßigtem Preise Blocks von fünfundzwanzig Billets kauft und die kleinen rosa Zettel, die man von dem Block abreißt, einfach dem Schaffner hinreicht. Eine Kontrolle giebt es nicht. Overstap Kaartjes — Übersteigfahrkarten — berechtigen zur Benutzung von zwei Strecken.

* * *

Nachdem wir so verschiedene holländische Eigentümlichkeiten kurz betrachtet haben, beginnen wir eine Wanderung durch die Kunstsammlungen Amsterdams.

Die Heerengracht, die erste der langen Kanalstraßen, welche die alte Stadt umgürten, ist der Wohnort für vornehme Familien. Besonders im östlichen Teil sieht man hier ein stattliches Patricierhaus neben dem anderen. Still abgeschlossen liegt es da. Den ganzen Sommer hindurch ist es öde, die Bewohner befinden sich auf dem Landsitze, dem Buitenplaats; die herrlichen Ulmenalleen schauen dann nur auf verschlossene Scheiben. Aber auch im Winter ist der Verkehr hier still und gedämpft, die sonst so lauten Händler der Gemüsewagen geben ihre Ware, ohne sie ausrufend anzupreisen, in der Küche zu ebener Erde ab, wo eines der zierlichen Amsterdamer Dienstmeisjes sie in Empfang nimmt.

In solch einem vornehmen Teile der Heerengracht liegt das alte Patricierhaus Six, dessen Gemäldegalerie einen Weltruf hat. Ihr Begründer war der Freund und Gönner Rembrandts, Jan Six, der 1691 Bürgermeister von Amsterdam wurde. Seit jener Zeit befinden sich Haus und Galerie im Besitze derselben Familie. Wahrlich ein fürstliches Gut, denn es schließt mehrere der köstlichsten Rembrandts in sich, unter anderen das lebensvolle Bild von Jan Six aus dem Jahre 1656.

Unweit der Heerengracht liegt auch das Museum Willet-Holthuysen, ein der Stadt Amsterdam vermachtes Privathaus, das eine kunstgewerbliche Sammlung enthält. Sie ist um so anziehender, als das Gebäude trotz seiner Kunstreichtümer durchweg den Charakter einer Patricierwohnung bewahrt hat.

Die genannten und andere Privatsammlungen sind dem Publikum frei zugänglich; unwillkürlich wird man in diesen stolzen Bürgerhäusern an die Paläste römischer Principi erinnert. Die Gebäude sind anders: schlicht, nicht prunkvoll, allein die Schätze, die sie bergen, vermögen sich mit denen des Südens zu messen.

Das Museum Fodor, die Stiftung eines 1860 verstorbenen Kaufmanns, enthält mehr

moderne Gemälde, es liegt an der Keizersgracht.

Von den Privatsammlungen kommen wir zum Rijksmuseum am Vondelpark. Das Gebäude ist, wie der Centralbahnhof, ein Werk von Cuypers; es wurde 1885 vollendet und nimmt eine Fläche von elftausend Quadratmetern ein. Bei diesem Bau tritt uns ebenfalls der altholländische Renaissancestil entgegen, doch mit gotischen und romanischen Elementen versetzt. Hier entspricht die Form auch mehr als beim Bahnhofe der Bestimmung des Gebäudes, wenngleich man sich nicht verhehlen kann, daß die Architektur, statt Rahmen der bildenden Kunst zu bleiben, zu sehr Selbstzweck zu sein strebt. Dennoch ist das Reichsmuseum mit seinen gewaltigen roten Backsteinmassen, die grauer Sandstein gliedert, ein eigenartiges schönes Werk.

Mein erster Gang in Amsterdam galt dem Rijksmuseum, und in der Folge war ich hier täglicher Gast; befinden sich doch an dieser Stelle Schätze, um die die ganze Welt das kleine Holland beneidet. Das Prentenkabinet (Kupferstichkabinett), dessen Stolz dreiunddreißig Mappen mit Radierungen von Rembrandt sind, besucht man im Erdgeschoß, ferner eine reiche kunstgewerbliche Sammlung: seltene Porzellane, Majoliken und Lackarbeiten.

Steigt man eine der großen Treppen zum ersten Stockwerk empor, so gelangt man in einen hohen, kirchenähnlichen Raum, der nur dämmernd durch bunte Glasfenster erleuchtet wird. Es ist die stimmungsvolle Vorhalle der Schilderijenverzameling, der Bildergalerie. Von hier aus hat man sofort den Blick auf die vielbewunderte Perle der Sammlung, Rembrandts „Nachtwache". Durch einen langen Gang, zu dessen beiden Seiten kleine Kabinette sich öffnen, sieht man schon von weitem das Bild; es wächst einem förmlich entgegen, je näher man ihm kommt. Das Gemälde ist von ungeheurem Umfang, über dreieinhalb Meter hoch und fast viereinhalb Meter breit. Es ist eins der vielen Doelenstücke, die das siebzehnte Jahrhundert entstehen ließ, und doch — wie ganz anders als die üblichen Schützendarstellungen! Rembrandt erhielt den Auftrag, den Auszug des Fähnleins von Frans Banning Cocq aus dem am Singel gelegenen Gildenhause zu malen. Während andere, selbst hervorragende und tüchtige Künstler seiner Zeit doch nur immer die Bildnisse der Gildenmitglieder einfach wiedergaben — die Porträts der vorderen Reihe zu hundert, die der zweiten Reihe zu fünfzig Gulden für den Kopf — schuf Rembrandt ein phantastisches Werk mit wunderbaren Lichtwirkungen. Seine Zeitgenossen, beson-



Die hauptsächlichsten Landestrachten in Holland.

ders die Besteller, waren durchaus nicht mit dieser Lösung der Aufgabe zufrieden; ganz unvorschriftsmäßig fanden sie die Gestalt des kleinen Mädchens, dessen weißes Kleid aus dem Mittelpunkt des Bildes hervorleuchtet.

Außer der „Nachtwache“ enthält die Galerie noch verschiedene andere Meisterwerke Rembrandts, unter ihnen die „Staalmeesters“ (Stempelmeister der Tuchmacherzunft), 1661 bis 1662 gemalt. Das Bild übt durch sein leuchtend goldiges Kolorit und die treffende Charakteristik der einzelnen ehrenfesten Zunftmeister einen unvergleichlichen Zauber aus. Neben diesen und anderen Schöpfungen Rembrandts besitzt die Schilderijenverzameling noch eine Reihe der köstlichsten Gemälde von Frans Hals, van der Helst, Ruisdael, Jan Steen, Adriaen van Ostade, Teniers, N. Maes, Wouwerman und vielen anderen.


Groenburgwal mit Blick auf die Zuiderkerk.

Die zweite große öffentliche Kunstsammlung in Amsterdam ist das städtische Museum (Stedelijk Museum). Es befindet sich in unmittelbarer Nähe des Reichsmuseums und ist in den Jahren 1892 bis 1895 von A. W. Weißmann in holländischem Stil erbaut worden. Eine Dame hat Amsterdam dies fürstliche Geschenk dargebracht: Mevrouw Lopez Suasso, geborene de Bruijn.

Auch dieser Bau ist, wie das Reichsmuseum, auf „Zuwachs“ eingerichtet; es wird geraumer Zeit bedürfen, bis seine Räume gefüllt sind. Heute enthält es im wesentlichen Bilder noch lebender holländischer Meister, unter denen besonders die von Joseph Israëls, Jakob und Willem Maris und Hendrik Willem Mesdag hervorragen; auch von dem jüngst verstorbenen, in Holland jetzt so bewunderten A. Mauve findet man einige seiner stimmungsvollen, zartfarbigen, schlichten Landschaften. Ausländische, vornehmlich französische Meister dieses Jahrhunderts sind hier ebenfalls vertreten, wir sehen mehrere schöne Corots, ferner Gemälde von Em. Breton, Benj. Constant, Delaroche und anderen.

Man findet in Amsterdam noch eine Eigentümlichkeit, welche jetzt immer mehr in Europa verschwindet, nämlich ein Judenviertel. Es enthält zehn Synagogen, unter denen die portugiesische die vornehmste und reichste ist. Hier bietet auch der Gottesdienst ein besonders malerisches Bild. Die Männer, die im unteren Kirchenschiff hebräische Gebete murmeln und eintönig rhythmische Psalmen singen, sind in bis zum Fußboden reichende weiße, schwarz geränderte Gebetmäntel gehüllt. Freilich sehen die modernen hohen Cylinderhüte, die die Andächtigen dabei auf dem Haupte

haben, wenig passend dazu aus. Allein die Rabbiner und die Vorbeter tragen zu den Mänteln turbanähnliche Barette, und die fremdartige Kopfbedeckung giebt ihnen ein echt orientalisches Gepräge, um so mehr, als sich der Volkstypus hier in Gestalt und Gesicht noch rein erhalten hat.

Im Judenviertel Amsterdams steht auch das Haus, in dem Baruch Spinoza am 24. November 1632 geboren wurde, in dem er gelebt und gewirkt hat. Er ist wohl nächst Rembrandt — der ebenfalls im Judenviertel wohnte, in der jetzigen Jodenbreestraat — der größte Amsterdamer. Spinoza war der Sohn von portugiesischen Flüchtlingen, sein Vaterhaus erhebt sich am heutigen Waterlooplein, einem baumgeschmückten großen Platze. Durch nichts unterscheidet es sich von den übrigen Häusern des Ghetto; im Erdgeschoß, wo Spinozas Wiege stand, befindet sich nun ein Porzellanladen. Die jüdischen Inhaber erlaubten mir einzutreten und den Spuren des Philosophen nachzuforschen. An den Laden mit seinen zahlreichen Tassen, Tellern und Krügen schließt sich ein kleiner Binnenplaats, also ein Höfchen inmitten des Hauses. Es erinnerte mich an spanische Patios, in denen es sich so gut träumen und so schlecht arbeiten läßt. Sollten die Vorfahren Spinozas hier ein Patio, den charakteristischen Raum ihrer iberischen Heimat, nachgebildet haben? Kommen Innenhöfe in Amsterdam einmal vor, dann sind sie mehr Luftschachte als bewohnbare Räume; dieser Binnenplaats mit seinen Blumen und Ornamenten besitzt dagegen etwas von südlicher Anmut. Die jetzigen Eigentümer des Hauses haben ihn sogar mit Glas überdacht und zu einem Zimmer hergerichtet. Eine uralte Holztreppe mit schönem Schnitzwerk führt zum Obergeschoß hinauf. Hier, in dem heutigen bunt ausgeputzten Salon der Porzellanhändler, in einem kleinen Gemache,



Heerengracht.

das auf die Blumen des Innenhöfchens blickt, schuf Spinoza seine unsterblichen Werke. Draußen Schmutz und Lärm des Ghetto, widerliches Treiben und Feilschen — und hier werden die edelsten, reinsten Gedanken geboren. Mir war zu Mute wie an heiliger, geweihter Stätte; ich sah nichts mehr von dem billigen Prunk des kleinen Salons, ich blickte nur in die leuchtenden Augen des Weltweisen.

Als ich wieder auf die Straße trat, umtoste mich das laute Leben vor Beginn des Sabbats in seiner unangenehmsten Form.

Ich drang trotz seiner Häßlichkeit, um das wunderliche Überbleibsel aus dem Mittelalter kennen zu lernen, in das Ghetto hinein, dort, wo die ärmste jüdische Bevölkerung

haust. An Freitagabenden ist das Schachergetriebe am lebhaftesten, jede Familie will sich vor dem Festtage noch mit Nahrung versehen. Auf den engen Straßen stehen die Karren fliegender Händler; da sieht man Gemüse und eine billige Art von Fischen, nämlich eingesalzene, und roh an der Luft getrocknete kleine Seezungen, dort erblickt man Früchte, in Essig eingemachte Gurken, Zwiebeln und Heringe. Schlumpige Weiber umdrängen die Karren, deren Besitzer die wenig lockende Ware laut anpreisen, sie haben sich schon heiser gerufen und krächzen nur noch. Man feilscht, man lacht, man ärgert sich; jeder schreit mit Aufgebot aller seiner Kraft. Das Gedränge in der schmalen Gasse ist so groß, daß man nur mit Mühe vorwärts gelangt. Ein Gemisch verschiedenartiger scharfer, widerwärtiger Gerüche dringt mir in die Nase. Halbbetäubt gelange ich wieder ins Freie, aufatmend.

In der Judenstadt befinden sich auch die großen Diamantschleifereien Amsterdams. Nach der Plünderung Antwerpens im Jahre 1576 flüchteten portugiesische Juden hierher und brachten die Kunst, Diamanten herzurichten, mit sich. Es sind jetzt gegen hundert Schleifereien im Betriebe, welche zehntausend Menschen beschäftigen.



Rijksmuseum.

Über den Swanenburgwal und den Kloveniersburgwal, beide besonders malerische Straßen des alten Amsterdam, gelange ich vom Judenviertel zum Nieuwe Markt. Hier ist eine der Stellen des nordischen Venedig, an denen dem Freunde origineller Scenen das Herz vor Freude höher schlägt; auf Schritt und Tritt öffnen sich die reizvollsten Aussichten. Den Abschluß und Hintergrund des Neuen Marktes bilden die festungsähnlichen Rundtürme der St. Anthonieswaag. Sie wurde in den Jahren 1488 bis 1585 erbaut, war ursprünglich Stadtthor, dann Sitz verschiedener Gilden und dient nun als Feuerwehrwache. Markthallen giebt es in Amsterdam nicht; die in den Straßen umherfahrenden Gemüse und Obstwagen ersetzen die Märkte. An dieser Stelle nur wird unter



Rijksmuseum an der Stadhouderskade.

freiem Himmel alles Erdenkliche feilgeboten und zwar meist von Juden. Da wir uns im Herbst befinden, nehmen einen großen Teil des Marktes die runden eisernen Öfen ein, die man im Winter vor den Kamin setzt. Man hat sie ganz einfach von Gußeisen, aber auch elegant von Nickel, oder in einem Majolikamantel. Jeder, auch derjenige, welcher möblierte Zimmer mietet, muß selbst einen Ofen mitbringen oder ihn vom Schmied entleihen; der Ofen — de kachel — gehört wie Röcke und Strümpfe zur persönlichen Ausrüstung des Mieters.

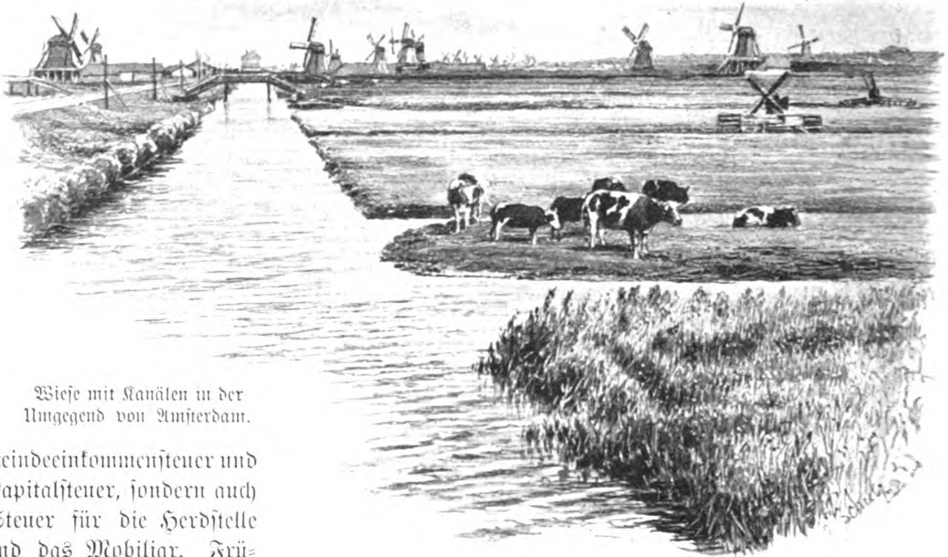
Als ich langsam auf dem Nieuwen Markt umherschlenderte, die wechselreichen Scenen mit den Augen photographierend, machte ich eine auffallende Beobachtung. Eine Dame, augenscheinlich eine Fremde, ging vor mir; sie war alsbald der Gegenstand allseitiger Aufmerksamkeit. In Holland gilt es nämlich für durchaus unpassend, wenn Damen auf den Markt gehen; die Hausfrau läßt alle Einkäufe durch ihre zierlichen weißmützigen Dienstmeisjes besorgen. Noch mehr Verwunderung erregte die Fremde aber, als sie sich in das niedrige Gebäude begab, das hinter der St. Anthonieswaag liegt und als Fischhalle dient. Sie wollte sich offenbar davon überzeugen, ob die oft gehörte Versicherung, nirgend seien Fische so selten und so teuer wie in Amsterdam, richtig sei. Das erscheint wunderbar in einer Stadt, die am Wasser liegt, die billige und bequeme Schiffsverbindungen nach allen Richtungen hin hat. Aber es ist in der That beinahe so.



Nieuwe Markt mit der St. Anthonieswaag.

Das Wort: „Ein Gulden reicht so weit wie eine Mark“, dürfte hier im allgemeinen richtig sein. Besonders hoch sind in den Niederlanden die Arbeitslöhne, die Preise fertiger Kleidungsstücke und die Preise in Hotels und Restaurants. Wohlfeil kauft man nur Kaffee, Thee, Kakao, Reis, Tabak, die Erzeugnisse der Kolonien, die — weil aus dem Inlande stammend — keinem Zoll unterliegen. Auch Milch ist gut und billig; die Milchläden, in denen saubere Juffrouwen Milch und Buttermilch in Gläsern verschänken, bilden eine Wohlthat für schmale Beutel.

Amsterdam, die Stadt der reichen Handelsherren, steht in dem Rufe, besonders teuer zu sein, und verdient ihn auch. Drückend sind hier vor allem die Steuern. Spricht man in der Eisenbahn, auf dem Dampfschiffe, wo es auch sei, mit irgend jemand aus dem Volke, so wird er bald anfangen, über die unmäßigen Steuern zu klagen. Man zahlt nicht allein Staats- und Ge-



Wiese mit Kanälen in der Umgegend von Amsterdam.

meindeeinkommensteuer und Kapitalsteuer, sondern auch Steuer für die Herdstelle und das Mobiliar. Früher gab es in Holland die berüchtigte Fenstersteuer. Jetzt ist sie abgeschafft, doch ihre üblen Nachwirkungen findet man noch häufig. Nirgend sieht man so viele Zimmer ohne Fenster wie hier, oft haben Schlafzimmer nur eine Oberlichtluke, die sich an der Decke öffnet. Eine Einrichtung, durch Ausnutzung des Raumes entstanden und einem schiffsfahrenden Volke lieb, sind die bedsteels, Schlafstellen, die sich in Wandschränken befinden und durch einen Vorhang oder eine Thür nach dem Zimmer hin abgeschlossen werden.

* * *

Wahrhaft mustergültig sind in Amsterdam die gemeinnützigen Anstalten. Viele davon stammen noch aus dem Mittelalter und bezeugen, daß die Bürgerschaft stets gewohnt war, in eigenen Schuhen zu stehen, für sich selbst zu sorgen und nicht auf Staatshilfe zu warten. Die Anstalten werden in der Regel von sechs Regenten und sechs Regentesses verwaltet; die vornehmsten und angesehensten Bürger und Bürgerinnen übernehmen solche Ehrenämter. In den Regentenzimmern der Stiftungen sieht man die Bildnisse dieser Männer und Frauen, und in den Bildnissen entrollt sich uns ein Stück Kulturgeschichte. Wie fest und sicher, ruhig-kühl und doch wohlwollend schauen uns die Menschen da aus dem Rahmen entgegen in ihrer steifen schwarzen Tracht mit den weißen Halskrausen — kräftig und energisch die Männer, gesund, tüchtig, wenn auch meist unschön, die Frauen.

Das Oudemannen- und Oudevrouwenhuis von Amsterdam ist eine Welt für sich. Seine Bauten nehmen eine große Fläche an der Binnenamstel ein. Mitglieder der reformierten Gemeinde von Amsterdam werden hier aufgenommen, wenn sie alt sind und keine Existenzmittel besitzen. Witwen und unverheiratete Frauen haben, je vier zusammen, ein freundliches Zimmer, wo sie in altholländischen Bedsteels schlafen, Ehepaare erhalten ein eigenes Stübchen, unverheiratete Männer und Witwer hausen in gemeinschaftlichen Schlaf-, Wohn- und Eßsälen. Den alten Leuten wird alles: Kleidung, Wohnung und Kost, geliefert; die Zimmer dürfen sie nach eigenem Geschmack ausputzen; man sieht dort viele Blumen, auch wohl einen Singvogel im Käfig, oder Goldfische. Auf Sauberkeit wird streng gehalten, selbst die Wände sind abwaschbar und werden täglich gescheuert. Die kräftigen unter den Frauen können sich durch Reinigen der Zimmer für die Hilf-

losen ein Taschengeld verdienen. Wer von den Männern arbeiten mag, erwirbt sich durch Schaffen in den Handwerksstätten eine Kleinigkeit.

Selbst Künstler, gebildete Menschen, die wohl nicht im Armenhause ihre Tage zu beschließen glaubten, sieht man hier. An einem Fenster des Lesesaales für die alten Männer erblickte ich einen Maler, von einer Schar müßiger, Pfeife rauchender Hausgenossen umdrängt. Die anderen waren aus derberer Art: invalide Seeleute, Handwerker, Arbeiter; sein feines, hageres Gesicht fiel unter ihnen auf, er wandte es nachdenklich der Staffelei zu, auf der das Bild einer holländischen Landschaft mit der unvermeidlichen Windmühle stand.

Traurig erscheint uns vor allem bei solchen Massenanstalten: den Tod stets vor Augen zu haben. Da die Leute schon bejahrt im Hause Aufnahme finden, sterben täglich ein bis zwei von ihnen; im allgemeinen erreichen sie aber ein hohes Alter bei dem ruhigen, sorgenlosen, gesunden Leben. Die Gärten zwischen den Gebäuden bieten ihnen geschützte Erholungsstätten. Scenen aus diesen Gärten und auch eine Darstellung des Altmännerspeisesaales, auf dessen ockergelbe Wände das Licht aus kleinen Scheiben schräg hinüberblitzt, gehören zu den schönsten Bildern, die Max Liebermann geschaffen hat.

Die Bauten des Oudemannenhuis sind so zahlreich, daß man Stunden braucht, um sie zu durchwandern. Außer den eigentlichen Wohnhäusern sieht man Küchen, Werkstätten, Baracken für Schwache und Kranke, für Blödsinnige und Geisteskranke, ja auch eine Leichenhalle.

Das Oudemannen- und Oudevrouwenhuis ist 1681 von einem Amsterdamer Bürger Namens Helleman begründet, es wird ganz von der wohlhabenden reformierten Gemeinde der Stadt erhalten; die Kosten sind beträchtlich.

Eine zweite Einrichtung dieser Gemeinde ist das Bürger-Weeshuis, zu dem man durch ein reizvolles altes Thor von der Kalverstraat aus gelangt. Das Bürgerwaisenhaus ist von einer Jonkvrouw in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begründet worden. Die Waisen, die hier aufgenommen werden, müssen dem Bürgerstande Amsterdams angehören und weniger als sechzehn Jahre zählen. Sie können bis zum zwanzigsten Jahre in der Anstalt bleiben; die Mädchen werden, nachdem sie den Schulunterricht durchgemacht haben, in der Haushaltung, im Kochen, Nähen, Schneidern unterwiesen; die Knaben lernen, falls sie nicht besondere Begabung für einen anderen Beruf zeigen, ein Handwerk. Sämtliche Zöglinge des Waisenhauses, Knaben sowohl wie Mädchen, tragen noch die Tracht des Mittelalters: schwere Tuchkleider, die auf der rechten Seite schwarz, auf der linken rot sind. Den Kopf der Mädchen ziert die weiße holländische Spitzenhaube.



Straße auf der Insel Marken.

Anfangs macht dies Kostüm dem Fremden einen mehr absonderlichen als angenehmen Eindruck. Es kommt einem entwürdigend

vor, daß Menschen durch ihre Kleidung sozusagen in zwei Hälften geteilt sind. Die Bürgerwaisen in ihrer mittelalterlichen Tracht sind aber ein so charakteristischer Bestandteil des malerischen Amsterdamer Straßenbildes, daß man sie nicht missen möchte.

Waisen der reformierten Gemeinde, die nicht aus Bürgerfamilien hervorgehen — um Amsterdamer Bürger zu sein, muß man mindestens hundert Gulden bezahlen — werden in dem neuen Diaconie-Weeshuis am Vondelparke aufgenommen. Die Kleidung dieser Kinder ist schwarz, die Mädchen haben dazu weiße Mützen und Schürzen. Auch hier sind die Einrichtungen mustergültig, besondere Schulen sind mit der Anstalt verbunden.

Das Grün des Vondelparkes schaut auch in das Blindeninstitut Amsterdams, wo blinde Kinder so weit unterrichtet werden, daß sie sich bei ihrem Austritt aus der Schule, etwa im neunzehnten Jahre, allein forthelfen können. Die Kinder lernen hier nicht allein Lesen, Schreiben, Geographie, Geschichte, fremde Sprachen, Musik, sondern auch alle möglichen Handfertigkeiten. Von den Knaben werden die meisten Musiker und erhalten später Küsterstellen in Holland. Der intelligente, nimmer müde Direktor des Institutes, Herr Lenderink, giebt auch eine Zeitschrift für die Blinden heraus. Sie ist in den bekannten erhabenen Typen (die Buchstaben sind eine Zusammenstellung von Pünktchen) gedruckt und wird umsonst an alle früheren Zöglinge der Anstalt, die jetzt schon die Zahl von sechshundert erreichen, gesandt.

Die reformierte Gemeinde der Amstelstadt besitzt ferner ein Diakonissen-Mutterhaus. Es ist ein Heim für diejenigen Schwestern, welche in der Gemeindediakonie beschäftigt sind; das dreifensterige freundliche Giebelhaus mit seinen zierlichen sauberen Schwesternstübchen und dem gemütlichen, nach dem Garten gehenden Speisesaale liegt an der Prinsengracht. Die Vorsteherin, mœder Tack, eine liebenswürdige Dame, ist in Kaiserswerth ausgebildet. Jetzt verbringen die Schwestern ihre Lehrzeit in holländischen Hospitälern, die mit dem Mutterhause in Verbindung stehen.

Vortrefflich sind die Amsterdamer Krankenhäuser, gasthuises, eingerichtet. Es giebt ein Binnengasthuis, an der Amstel gelegen, und ein Buitengasthuis am Vondelpark. Dieses hat man nach der jungen Königin „Wilhelminagasthuis“ genannt. Es ist erst vor einigen Jahren erbaut worden, alle neuesten hygienischen und technischen Einrichtungen sind hier angewendet. So z. B. ruht in den Baracken jedes Bett auf Rollen und kann, auf Schienen fortbewegt, durch eine Verandathür ins Freie geschoben werden, so daß der Kranke an geeigneten Tagesstunden Luft und Sonne zu genießen vermag. Auch die Lüftungs-, die Heiz- und Kücheneinrichtungen sind mustergültig. Das Wilhelminagasthuis beherbergt jetzt siebenhundert Kranke, von denen ein großer Teil Nervenkranke sind.



Gruppe von Fischersleuten auf der Insel Marken.

Sehenswerte gemeinnützige Einrichtungen haben auch die katholische und die jüdische

Gemeinde sowie die verschiedenen Sekten, deren Amsterdam eine ganze Anzahl besitzt.

Es befinden sich etwa siebzehn protestantische und ebenso viele katholische Kirchen, darunter zwei jansenistische, in der Stadt, doch sind die kirchlichen Bauten in Amsterdam, wie in Holland überhaupt, nicht hervorragend interessant.

* *
*

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Umgebung der Amstelstadt. Der holländischen Landschaft wohnt nichts Berauschendes inne, nichts Imponierendes, wie etwa der Riviera Italiens mit ihren bizarren Felsen, den Orangenhainen und dem blauen Meere; allein sie hat, wie schon früher erwähnt, etwas ungemein Friedliches, Harmonisches. Flach ist sie wohl, dafür vermag das Auge aber auch in die fernste Weite zu schweifen, dafür hat man auch den Himmel frei über sich. Und wie wechselreich zeigt sich dieser Himmel! Immer neue phantastische feinfarbige Wolkenbildungen hangen tief auf das frische Grün der Wiesen herab, die Windmühlen erscheinen wie große an die Scholle gebannte, leise flatternde Falter, die Kanäle und Wasserstraßen blitzen und blinken, und immer satt, immer zufrieden weiden auf den Flächen die schwarz und weiß gefleckten Kühe. Man muß Verständnis für diese Landschaft haben, um sie schön zu finden, um den intimen Reiz der Farben und der Beleuchtungen zu entdecken; dem oberflächlichen Beobachter macht sie einen eintönigen und langweiligen Eindruck.

Besonders lohnend ist in Amsterdam die Fahrt auf einem der kleinen Dampfer, die von der Prins Hendrikskade abgehen, nach Zaandam. Dort ist der Ort, wo Peter der Große 1697 als einfacher Zimmermann arbeitete, um den Schiffsbau der Holländer kennen zu lernen. Die Hütte, in der der Zar wohnte, ist noch erhalten; ein größeres Gebäude umgiebt und schützt sie, das Territorium befindet sich in russischem Besitze.



Bauerntracht von Zaandam.

Verfolgt man den Lauf der Zaan weiter, so gelangt man in eine der eigenartigsten Landschaften von Holland. Ein wahrer Wald von Windmühlen erhebt sich am Ufer des Flusses, es tauchen hier und da kleine Ortschaften auf, die mit ihren bunt bemalten Häuschen dem Grau des Wassers und des Himmels und dem Maigrün des Rasens reizvolle Farbenwirkungen hinzufügen. Gegen Abend, schon eine Stunde vor dem Sonnenuntergange, durchleuchtet und verklärt eine goldige Färbung die stille harmonische Scenerie, der nämliche Farbenton, den wir auf Rembrandts Bildern bewundern.

Ein anderer interessanter Ausflug von Amsterdam ist der nach der Insel Marken in der Zuiderzee. Vom Ij abfahrend, kommt man durch die mächtigen Anlagen der Oranjeschleusen in das große Binnengewässer, das schon den Eindruck des Meeres macht und auch mit seinen kurzen Stoßwellen Gelegenheit zur Seekrankheit bietet. Bald taucht

aus dem Wasser eine langhingestreckte Insel empor, flach wie ein Eierkuchen, ohne Baum und Strauch; nur aneinandergeschmiegte Häusergruppen unterbrechen wie Bosketts die Ebene der Weiden. Auf Marken hat sich noch ein schöner, vornehm gestalteter Menschenschlag mit eigentümlicher Tracht er-



Fischerfamilie von Volendam, einem Fischerdorfe an der Zuiderzee.

halten. Im Gegensatz zu den Bauern und Fischern des Festlandes haben die Bewohner der Insel schmale feine Gesichter und schlanke Körper. Die Männer, sämtlich Fischer, tragen Blusenhemden und Pluderhosen aus rotem oder dunkelblauem groben Flanell, über dem Hemde eine blaue kurze Jacke. Die Frauen haben großblumige bunte Mieder, dunkle Röcke und Jacken und auf dem blonden Haar hohe weiße Mützen. Knaben und Mädchen legen, bis sie erwachsen sind, die gleiche Tracht an; den Knaben setzt man nur, um sie kenntlich zu machen, ein buntes rundes Kattunstück auf die Mütze, dort wo bei katholischen Priestern die Tonsur sich befindet. Den erwachsenen Frauen und Mädchen hängt, gleich den polnischen Juden, hinter jedem Ohre eine lang niederfallende Locke herab.

Auch in Volendam, einem Fischerorte an der Zuiderzee, haben sich noch eigenartige Trachten erhalten; der Ort wird daher von Malern viel besucht.

Im allgemeinen aber schwinden selbst hier die Volkstrachten immer mehr; auf Marken fristen sie auch nur noch ein künstlich erhaltenes Dasein. Täglich gehen von Amsterdam zwei Dampfschiffe dorthin, und die klugen Fischersleute wissen ganz gut, daß die Insel ihren Reiz verlieren würde, wenn die Fremden keine eigenartigen Kostüme mehr anzustaunen fänden.

Andere Landleute sind nicht so gewitzigt. Wie oft sagte ich den jungen Mädchen auf den Dörfern, daß sie sich entstellten, wenn sie städtische Kleidung anlegten. Sie lachten und glaubten mir nicht. In Amsterdam tragen nur noch alte Frauen und die Juffrouwen in den Milch- und Kakaoläden die eigentümliche holländische Mütze. Leider setzen die Frauen, wenn sie auf die Straße gehen, einen modernen Pariser Kapottehut darüber.

Auf dem Lande, besonders in dem Malerorte Laren, wo A. Mauve gelebt hat, sieht man die Trachten noch rein erhalten. Die

Bäuerinnen tragen dieselbe Tracht wie die Bewohnerinnen der Provinz Friesland; sie haben, genau der Kopfform angepaßt, ein schwarzes Käppchen auf dem Haar, darüber einen handbreiten Reif aus Silber, der sich an den Wangen helmartig verlängert. Auf diesem sogenannten Jjzer sitzt ein weißes Spitzenhäubchen, dessen Flügel nach unten hin etwas abstehen. In einigen Gegenden ist das Häubchen an der Stirn mit goldenen Rosetten, mit Spiralen oder länglichen Schmuckscheiben verziert. Die „Eisen“ vererben sich von Geschlecht auf Geschlecht, sie sind fast ausnahmslos, auch bei armen Frauen, von Silber, das zuweilen vergoldet ist; die Häubchen, der Stolz der holländischen Bäuerin, bestehen oft aus echten Kanten. Die Bäuerinnen kaufen die Spitzen und verfertigen sich die Häubchen selbst, jeder Ort hat seine besondere Mützenart.

Einen eigentümlichen Eindruck macht die Tracht der Kinder, die genau der der Großen nachgebildet ist. Die Kleinen haben auch, ebenso wie die Erwachsenen, schwarze Trauerkleider, und in diesen sieht eine Kinderschar seltsam genug aus.

Einen anderen Reiz von Amsterdam bilden die Fahrten, die man auf der Amstel unternehmen kann, und endlich, nicht zum mindesten, lockt die Nähe der Nordsee ins Freie hinaus. Hinter der Blumenstadt Haarlem, die man einen Vorort von Amsterdam nennen könnte, denn sie ist nur eine halbe Eisenbahnstunde entfernt, liegt, in malerische Dünen eingebettet, das Seebad Zandvoort, in zehn Minuten von Haarlem, in vierzig Minuten von Amsterdam erreichbar. Hier, oder in einem der kleineren Seebäder, wohnen die wohlhabenden Amsterdamer Familien im Sommer, wenn sie nicht aufs Land, nach Bussum, Hilversum oder Laren, gehen. Diese Orte sind wegen ihrer Trockenheit in jüngster Zeit sehr beliebt geworden; sie haben einen fast märkischen Charakter mit ihren Kiefernwäldern und ihrer rotblühenden Haide. —

Die beiden befreundeten, stammverwandten Nationen haben jetzt, wie es scheint, die Rollen vertauscht. Die Holländer sind ihrer Froschexistenz müde und suchen sandige Gegenden auf, die Deutschen finden neuerdings einen besonderen Reiz in den weiten grünen Wiesen und den stillen dunklen Kanälen der Niederlande.





Sympathie und Antipathie.

Von

Livius Fürst.

(Nachdruck ist untersagt.)

In der Pathologie kennt man seit langer Zeit die in ihrem scheinbar unbegründeten Auftreten befremdende Erscheinung, daß während der Erkrankung eines bestimmten Organs ein von diesem entferntes ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen wird. Es leidet thatsächlich mit, und dies ist ganz im philologischen Sinne des Wortes Sympathie zu verstehen.

Diese gar nicht seltene Beobachtung hat allerdings mit zunehmenden Fortschritten der Physiologie, der pathologischen Anatomie und neuerdings der Bakterienkunde ihren Nimbus des Unbegreiflichen für den Kenner verloren. Aus der lediglich durch Erfahrung festgestellten Thatsache, daß es gewisse „sympathische“ Erkrankungen giebt, ist heute eine in den meisten Fällen wissenschaftlich aufgeklärte geworden: wir kennen jetzt den Zusammenhang. Wir wissen, warum bei manchen Individuen Drüsen schwellen, wenn sich zufolge einer fieberhaften Erkrankung oder einer örtlichen Entzündung die Zusammensetzung des Blutes verändert. Wir wissen, daß es die Gefäßnerven sind, die bei einer toxischen Reizung des Darmes ein Nesselfriesel oder ein Erythem auf der Haut hervorrufen. Daß einen Hirnreiz Erbrechen begleiten kann, daß bei einer Gelenkaffektion das Herz mit ergriffen wird, daß bei dem einen Leiden die Schilddrüse, bei dem anderen die Milz anschwillt, sind einige Beispiele sympathischer Erkrankung. Nervenleitung, Toxinwirkung, bakterielle Reizung u. dergl. sind, das wissen wir jetzt, die Verbindungsglieder zwischen primärer Krankheit und einer früher unaufgeklärten sekundären Begleiterscheinung.

Aber es ist keineswegs bloß der physische Organismus, der uns solche Beispiele von Mitleidenschaft bietet. Von jeher hat man die Sympathie auch auf das geistige Gebiet übertragen; und so sehr hat sich dieser Begriff hier eingebürgert, daß wir im täglichen Leben dabei kaum noch an die medizinisch-naturwissenschaftliche Seite denken. Sympathie ist uns hier gleichbedeutend mit einem Anempfinden, einem Anschmiegen, mit einer Zuneigung für gleichgeartete, gleichgestimmte, uns innerlich nahestehende und verwandte Seelen, einem Zug zu Charakteren, die dem unserigen besonders entsprechend und angenehm sind, was selbst bei entgegengesetzten Naturen möglich ist. Wir selbst können eine Sympathie, im aktiven Sinne, empfinden machen, aber sie auch von anderen, indem wir mehr passiv bleiben, auf uns einwirken lassen, uns dieser Anziehungskraft willig hingebend. Nicht nur Personen, sondern auch Dinge und deren Eigenschaften, die Natur und ihre Erscheinungen können uns sympathisch sein, nicht minder alle Äußerungen der Kunst. Bedingung ist nur, daß die auf uns wirkenden Eindrücke solche Empfindungen in uns wachrufen, die uns besonders angenehm, vertraut und anregend sind, daß sie Saiten in unserer Seele erklingen lassen, die sonst nichts zum Mitschwingen, zum Mittönen zu bringen vermag. Erregen doch auch in der Akustik nur Wellen von einer

bestimmten Länge und Geschwindigkeit in einer Orgelpfeife oder einer Saite bestimmte Mitschwingungen und verschiedene Instrumente auch verschiedene Obertöne neben dem Grundton. Gerade dies Mittönen ist es, was man als Wesen der Klangfarbe betrachtet. Auch die Seele hat ihre Klangfarbe.

Das Wesen der Sympathie in psychischem, ethischem und ästhetischem Sinne festzustellen und in Zahlen festzulegen, ist natürlich nicht möglich. Vor Unwägbarkeiten muß die mathematische Berechnung Halt machen. Vielleicht daß die Affinität chemischer Stoffe, ihre „Wahlverwandtschaft", unserer Vorstellung etwas Ähnliches bietet. Wenn gewisse Stoffe, wie z. B. Schwefel und Quecksilber, bei ihrer Mischung eine so innige Verbindung und Umsetzung ihrer Moleküle eingehen, daß sie sogar einen ganz neuen chemischen Körper, den Zinnober, bilden, wenn sich bei Einwirkung von Zink auf einen zusammengesetzten Körper, wie Chlorblei, infolge der stärkeren Sympathie zwischen Zink und Chlor eine neue Verbindung: Chlorzink, bildet und dadurch eine bisher ungestörte Verbindung gelöst wird, so finden wir hier gewissermaßen das Vorbild zur Wahlverwandtschaft zweier Seelen. Selbst für doppelte Wahlverwandtschaft bietet uns die Chemie Beispiele. Gewiß haben Goethe ganz ähnliche unbestimmbare Eigenschaften der Menschennatur bei seiner romantischen Schilderung solcher Verhältnisse vorgeschwebt.

Wenn eine stärkere Säure eine schwächere aus ihrer Verbindung mit einer Base verdrängt und an ihre Stelle tritt, so besitzt die Chemie doch keinen wirklichen Maßstab für solche Verwandtschaften. Sie ist auf geistvolle Theorien und Annahmen angewiesen, die uns das Weben und Leben der Atome, der Moleküle verständlich machen. Auch für die seelischen Atome müssen wir unbekannte Anziehungskräfte annehmen, die eine neue Gruppierung unserer psychischen Bethätigungen anregen und durchführen. Die Sympathie zweier Menschen kann, wenn die äußeren Bedingungen zu ihrer Verwirklichung fehlen, jahrelang schlummern; treten diese ein, so kommt sie selbst in explosiver Weise zum Ausdruck, etwa wie wir es von der Einwirkung des Lichtes auf Chlorwasserstoff kennen.

Es ist eigentümlich, daß gerade diese Analogien aus der Chemie und Psychologie uns für manche Äußerung der Sympathie den Schlüssel geben. Auch die Bereitung von Arzneien giebt uns ein Beispiel, das uns das Wesen der Sympathie verständlicher macht. Bekanntlich lösen sich nicht alle Körper, die man zu einem Medikament vereinigen will. Manche, wie z. B. Öl, Gummi und Zucker der Mandel, geben, wenn wir diese auch noch so fein stoßen, mit Wasser verreiben und schütteln, doch keine Lösung, sondern nur eine milchähnliche Mischung, eine Emulsion. Die zahllosen feinen Fettkügelchen bleiben erhalten, ohne sich zu lösen; ja, sie haben sogar das Bestreben, sich wieder abzusondern, zusammenzuthun, zu größeren Massen zu vereinigen. So gehen zwei Naturen nur dann ineinander auf, wenn zwischen ihnen eine innere Verwandtschaft besteht. Zwei andere Menschen können ihr Leben lang aufs engste verbunden sein, ohne miteinander zu verschmelzen. Ihr innerstes Wesen bleibt gesondert; es fehlt die Affinität ihrer seelischen Elemente, die wahre Sympathie.

Dieselben Erscheinungen haben wir im Leben der Völker. Eine einverleibte Provinz kann unter Umständen der Verquickung mit dem Lande, das sie in sich aufnehmen möchte, aufs hartnäckigste widerstehen. Sie ist und bleibt ein fremdes Element, das seine Antipathie zähe bewahrt und das die nächste Gelegenheit benutzen wird, um sich wieder loszureißen. Die Mißerfolge mancher Eroberungspolitik rühren daher, daß sich Völkerrassen von einander fremdem, ja feindseligem Wesen zwar mit Gewalt zusammennieten lassen, aber nie eine Verschmelzung geben.

Am deutlichsten und häufigsten äußert sich die Sympathie in den Beziehungen eines Menschen zu einem anderen. Oft sind es Reize der äußeren Erscheinung, die uns zu ihm ziehen: Schönheit, Anmut, Kraft und gesunde Frische, Haltung und Bewegung, also mehr allgemeine Eigenschaften oder auch besondere einzelne Reize. Wir können bei einer Persönlichkeit die Augen, die Nase, das Haar, den Mund, die Hand besonders

sympathisch finden, ja, selbst nur einen Zug um den Mund, ein bestimmtes Lächeln, eine gewisse Art des Blickes, des Sprechens. Oft vermögen wir uns über das Warum überhaupt keine völlige Rechenschaft zu geben, sondern wir lassen uns an der Thatsache genügen, daß uns dieser oder jener Mensch schon aus äußeren Gründen Sympathie einflößt. Diese Eigenschaft gleicht einem wertvollen Geschenk, von einer gütigen Fee dem Kinde schon in die Wiege gelegt; es ist ein Talisman für das ganze Leben. „Der Grund ist ein undefinierbares Etwas," bezeichnet es Pascal; aber er fügt über diese Gabe hinzu: „es ist vielleicht eine Kleinigkeit, aber sie kann Fürsten und Armeen, ja alle Welt in Bewegung versetzen." Viele haben ihr Glück zunächst nur dem vorteilhaften Eindruck zu danken, den sie gleich vom ersten Augenblick an machten und in kluger Weise sich durch ihr Verhalten zu bewahren, zu verstärken wußten.

Nicht minder häufig sind es aber innere Eigenschaften, die unserer Sympathie für einen Menschen zu Grunde liegen. Sein Wesen und sein Charakter, die Lauterkeit seiner Gesinnung, seine sittliche Vollkommenheit, seine Freundlichkeit und Herzensgüte nehmen für ihn ein. Seine Bescheidenheit und Schlichtheit, seine guten Umgangsformen, seine hohe Begabung, ja, bloß seine fesselnde Unterhaltung oder seine Erzählergabe — kurz, die mannigfachsten Eigenschaften des Geistes oder Gemütes können ihm das verleihen, was wir in das eine Wort „liebenswürdig" zusammenfassen.

Ja, die Liebe selbst beruht auf jener Sympathie, die wir für die äußeren und inneren Vorzüge einer Persönlichkeit empfinden. Selbstverständlich ist die Sympathie Liebender etwas ganz Subjektives. Ein Brautpaar kann sterblich ineinander verliebt sein, jedes am anderen alles sympathisch finden, ohne daß ein dritter diesem Urteile sich anzuschließen braucht. Der objektive Beobachter sieht manches anders als das Auge der Liebe.

Eine wahre Freundschaft, eine echte, herzliche, in allen Lagen des Lebens treu aushaltende, stets hilfsbereite Zuneigung ist ohne Sympathie nicht gut denkbar. Bemerkt doch Adam Smith in seiner „Theorie der Empfindungen" sehr treffend: „Was man Zuneigung nennt, ist in Wirklichkeit nur eine Sympathie von besonderer Zähigkeit." Diese zur lieben Gewohnheit gewordene Sympathie ist der festeste Kitt zwischen Freunden und meist viel beständiger, wenn auch nicht so lebhaft in ihren Äußerungen, als die Sympathie Liebender. Aber sie ist nicht häufig. Goethe sagt mit Recht in seinen „Wahlverwandtschaften": „Gedenkt man, wie viele Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Mute!"

Wie die magnetische Kraft der Erde die Kompaßnadel lenkt, wie wir diese durch den positiven Pol eines Magneten anziehen, durch den negativen abstoßen können, so wirken auch geheimnisvolle Kräfte in zwei Seelen, ein Anziehen, ein Abstoßen veranlassend, ohne daß wir uns immer der Gründe klar bewußt werden. Es ist eben ein Gefühl der Zu- oder Abneigung, ein unerklärliches, aber bestimmt ausgesprochenes Empfinden, eine Art innerer Stimme, die uns dazu treibt, für den einen Sympathie, gegen den anderen Antipathie zu äußern. Gewissen Personen gegenüber kommt die Thatsache, daß uns diese sympathisch, jene unsympathisch sind, fast täglich zum Ausdruck. Ein edler, feingebildeter Mensch von vornehmem Charakter wird uns, auch wenn er sich in einer ganz einfachen, bescheidenen Lebensstellung oder im ehrlichen Kampfe mit einer schwierigen Lage befindet und uns keineswegs beneidenswert erscheint, doch lebhafteste, wärmste Sympathie einflößen. Ein Protz, der, von üppigstem Leben und glänzendsten Schätzen umgeben, seine innere Roheit, seine gewöhnliche, materielle Anschauungsweise, seinen Mangel an Humanität nie verleugnen kann, wird uns antipathisch sein. Sympathisch wirkt auf uns die würdevolle Bescheidenheit und Selbsterkenntnis des echten Forschers, der sich nie über die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens, über das viele noch Unerreichte täuscht; unsympathisch hingegen ist uns die Wichtigthuerei und Anmaßung eines Menschen, der nie etwas Bedeutendes geleistet hat und doch vor Aufgeblasenheit und Selbstvergötterung zu platzen droht.

Wie sich Gretchen schon vom ersten Augen-

blick an zu Faust hingezogen fühlt und ihm schwärmerische Liebe zuwendet, während sie bei Mephistos Anblick ein geheimes Grauen, eine unerklärliche Furcht, ausgesprochene Antipathie empfindet, das ist vom Dichter gerade in den Gegensätzen unübertroffen gezeichnet.

Nur der Mensch, dessen seelisches Empfinden nach der einen oder anderen Seite kräftigen Ausschlag zu geben vermag, der tief lieben oder tief hassen kann, hat Temperament und Charakter. Der Temperamentlose, der Charakterschwache ist keiner großen Regungen für und wider andere fähig. Für ihn sind die Worte hübsch und nett, die Begriffe der Gleichgültigkeit, der Unentschiedenheit in Bezug auf Zu- und Abneigung erfunden. Die Worte Sympathie und Antipathie fehlen in seinem Wörterbuch. Seine Temperatur kann nie eisig, nie warm oder heiß sein, sondern nur kühl oder lau.

Nächst dem Menschen ist es die Kunst, die unserer Sympathie Anregungen bietet in Hülle und Fülle. Wenn ein Künstler oder eines seiner Werke sich besondere Sympathie erringt, ein Standbild, ein Gemälde, eine Komposition, wenn jemand sich im Konzertsaale oder auf der Bühne durch seine Kunst, seinen Vortrag, durch das Feuer der Begeisterung oder die gedankenreiche Vertiefung seines Spieles die Herzen des Publikums gewinnt, so ist dies der Beweis höchster künstlerischer Wirkung. Denn die Kunst ist nicht für den engen Kreis der Kunstgelehrten und Kunstfachverständigen da; das „die Kunst für die Kunst“ ist ein stark anzuzweifelndes Schlagwort. Der Künstler schafft — das sei zuzugeben — in erster Reihe zu seiner Befriedigung, um das, was ihn bewegt und erfüllt, zum vollkommensten Ausdruck zu bringen; sodann aber schafft er für die große Schar der gebildeten Kunstfreunde, ja für das ganze Volk. Versteht er des Volkes Herzen für sich zu gewinnen, die Sympathie der Nation sich als schönsten Lohn zu erringen, so wird sein Künstlerruhm nicht verblassen. Denn ein solcher Künstler wird von allen denen verstanden und nachempfunden, die ohne gelehrte Kommentare ihrem natürlichen Gefühl, ihrer unverdorbenen Urteilskraft vertrauen.

„Der Brustton der Überzeugung macht den Redner.“ Und so wird er, der selbst von seinen Worten durchdrungen ist, dem sie als Ausdruck eigener Überzeugung machtvoll, ergreifend, packend über die Lippen strömen, seine Hörer nicht nur in augenblicklicher Aufwallung und Erregung mit sich fortreißen. Er wird sie dauernd fesseln, indem er sich ihre Sympathie erobert. Aber auch im täglichen Leben wird dasjenige Wort am stärksten auf uns wirken, das, aus der Seele kommend, zu der Seele dringt, weil es natürlich, wahr, überzeugend, echt empfunden ist, nicht nur das Trommelfell erschüttert, sondern das Herz.

Sympathie bringen wir aber, in erweitertem Sinne, vielen Fragen des öffentlichen Lebens, vielen Bewegungen in der Politik, gemeinnützigen Bestrebungen aller Art, zumal dem Wohlthun entgegen, also ganz abstrakten Dingen, bei denen das Persönliche gegen die Tendenz, gegen die allgemeine Bedeutung der Idee ganz in den Hintergrund tritt. Ja, Mitleid und Teilnahme sind für viele geradezu gleichbedeutend mit Sympathie. Es können ferner Armee und Bürgertum, Heere verschiedener Nationen, Angehörige verschiedener Völker miteinander fraternisieren, wie dies in erregten Zeiten und bei großen Staatsumwälzungen geschieht. Und diese Verbrüderung ist nichts anderes als Sympathiebekundung in großem Stil.

Ebenso ist die Zuneigung, die wir für einen bestimmten Ort, für eine Stadt, für unser Elternhaus, für ein trauliches Heim empfinden, die Liebe zu einer uns teuren Stätte, die einst die Wiege, der Schauplatz unseres Glückes war, ja schließlich die Vorliebe für einen Aussichtspunkt, eine Ruhebank im Walde, der Platz am Stammtisch nur eine andere Form der Sympathie, der eine Dosis Gewohnheit beigemischt ist.

Die Kehrseite fehlt der proteusartigen Vielgestaltigkeit der Sympathie durchaus nicht. Im Gegenteil giebt ihr die Stärke einer Antipathie in gewissen Fällen nichts nach, selbst wenn es sich nicht um das Individuum handelt. Es sind uns gewisse künstlerische Leistungen, Verirrungen, Übertreibungen und Modethorheiten in tiefster Seele antipathisch. Ein agitatorischer Volksredner, der in raffinierter oder plumper

Weise die niederen Leidenschaften aufstachelt, ein manierierter Vortrag, eine unnatürliche, gezierte Art der Unterhaltung können unsere Antipathie erwecken. Stände und Völker beehren sich gegenseitig damit. Manchem Kleinstädter ist die Großstadtluft auf die Dauer gerade so zuwider, wie es dem an das Treiben der Weltstadt Gewöhnten die kleinlichen Verhältnisse eines Provinznestes sind.

Eine sachliche, gerechte Kritik soll sich gewiß nicht von Antipathien leiten lassen, aber im Kritiker macht sich nicht weniger der Mensch geltend, und so kommt es, daß bisweilen nicht bloß die Leistung an sich den Maßstab für das Urteil abgiebt, sondern der Eindruck des Auftretens, des Vortrags, der Auffassung — die Summe aller persönlichen Eigenschaften. Kleinigkeiten können von vornherein die günstige Beurteilung beeinträchtigen und erschweren, aber auch, im Sinne einer captatio benevolentiæ, eine unzureichende Leistung besser erscheinen lassen, das Urteil mildern. Wenn ein Kritiker sagt: „Die junge Künstlerin gewann sich schon beim Betreten des Podiums durch ihr anmutiges, bezauberndes Wesen die allgemeine Sympathie“ — also wohlgemerkt, noch ehe sie zu spielen oder zu singen begann, und wenn an einer anderen ihre glänzende Toilette, ihre reizende, fesselnde Erscheinung gerühmt wird, obwohl beides mit der künstlerischen Darbietung nichts zu thun hat, so sind dies eben Beweise dafür, daß Sympathie und sachkundiges Urteil zwei verschiedene Dinge sind. Die Entstehungsgeschichte des Vorurteils weist oft auf solche Eigenschaften äußerer Natur zurück.

Aus der alten „Krasenlehre“, die die Krankheiten von einer Veränderung der Säftemasse herleitet und den Ausdruck Synkrasis (Vermischung) in die Heilkunde einführte, um damit eine besondere Zusammensetzung der Körpersäfte anzudeuten, stammt auch das Wort Idiosynkrasie. Es ist dieses aus einer überwundenen Periode der Heilkunde übriggebliebene, noch heute gebräuchliche Wort die Bezeichnung einer eigenartigen, noch nicht völlig aufgeklärten Eigenschaft der Konstitution, gegen bestimmte Reize unter erhöhter Empfindlichkeit außergewöhnlich zu reagieren. Man nimmt an, daß insbesondere das Nervensystem bei manchen Menschen eine ungewöhnliche Eindrucksfähigkeit und die Gewebe zugleich eine gesteigerte Verwundbarkeit besitzen. Nerveneindrücke werden also bei ihnen leichter aufgenommen und fortgeleitet, Gewebe in ihrer Widerstandskraft leichter geschwächt, in ihrer Ernährung leichter beeinträchtigt als bei anderen Menschen. Diese Idiosynkrasie äußert sich bald subjektiv als ein schwer zu bekämpfender Drang nach bestimmten, ungewöhnlichen Sinnesreizen oder als ausgesprochene Abneigung gegen solche, die an sich nichts Abstoßendes haben. Dieser Sympathie oder Antipathie in Form krankhafter Regungen steht eine andere Form von Idiosynkrasie gegenüber, bei welcher es sich um eine objektive Benachteiligung des Körpers gewisser Individuen durch Sinnesreize handelt, die an anderen Individuen spurlos vorübergehen.

Daß manche Menschen eine ganz sonderbare Vorliebe oder Abneigung besitzen, ist allbekannt, und ebenso, daß dies fast stets nur bei krankhaft veranlagten, nervös reizbaren, hysterischen oder sonst nicht ganz normalen Konstitutionen beobachtet wird. Wir stehen hier in sehr vielen Fällen vor einer krankhaften Erscheinung, die mit dem Willen nichts zu thun hat. Man weiß zum Beispiel, daß manche Personen nach Krebsen, Seefischen, Muscheln, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren oder Spargel ein Nesselfriesel, einen rotfleckigen Ausschlag, Magen- und Darmstörungen bekommen. Es ist ferner beobachtet, daß gekochte Milch manchen Kindern regelmäßig Übelkeit, Diarrhöe, Schweißbildung oder Erytheme verursacht, daß Erwachsene nach Butter- und Fettarten, nach Zuckerspeisen u. s. w. regelmäßig Magensymptome, nach unbedeutenden Mengen von Alkohol Störungen des Gefäßsystems, nach Kakao Störungen der Verdauung bekommen. Der eine reagiert schon auf ganz kleine Dosen von Morphium durch Hirnsymptome unangenehmster Art, sei es durch Schläfrigkeit oder durch Erregungen und Konvulsionen oder durch außergewöhnliche Empfindungen. Der andere wieder zeigt nach Opium, Haschisch und Tabak ähnliche Erscheinungen. Ein dritter bietet nach Bromkali abnorme starke Verminderung der Erregbarkeit seiner

Empfindungsnerven dar. Man begegnet Personen, die nach Belladonna Hautröte und Temperaturerhöhung, nach Atropin subjektive Gesichts- und Gehörstäuschungen, nach Chinin ein Exanthem bekommen. Ja, selbst Eindrücke anderer Sinnesnerven wirken bei gewissen Menschen als abnormer Reiz: diese verfallen in Gähn- oder Weinkrampf, wenn sie Musik hören; Geruch von Jasmin, Nelken, Lilien oder Orangen verursacht ihnen Migräne; ein Schauer überläuft ihren Körper, wenn ihre Hand über Plüsch oder über eine Kalkwand streicht, und der bloße Anblick von Spinnen oder Kröten ruft auf ihrer Haut rote Flecke hervor.

Selbst Tiere sind von gewissen Formen der Idiosynkrasie nicht frei. So sollen Rinder wie Schafe, wenn sie auf der Weide Buchweizen fressen, an Tobsucht erkranken und die Rinder an hellen Stellen ihres Felles sogar einen entzündlichen Ausschlag bekommen.

In allen solchen Fällen stehen wir teils vor einer abnormen Erregbarkeit bestimmter, zum Gehirn führender Nervenleitungen, teils vor einer Reizbarkeit des unserem Willen nicht unterworfenen „sympathischen Nervs", der vom Darm aus seine Nervenästchen zu den Blutgefäßwänden entsendet und diese beeinflußt, sie krampfhaft verengt oder lähmt und erschlafft. Die meisten Idiosynkrasien beruhen wahrscheinlich auf funktionellen Störungen gewisser, in der ersten Anlage und Entwickelung schon beeinträchtigten Nervenbahnen. Vielleicht sind auch noch unbekannte Anomalien der molekularen Zusammensetzung von Nervenelementen mit im Spiele. Auf jeden Fall sind sehr viele Idiosynkrasien dem Willenseinfluß entzogen.

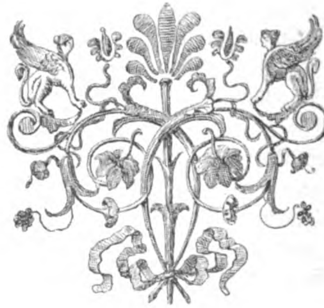
Eine andere Form der Idiosynkrasie, die abnorme Zu- oder Abneigung gegenüber bestimmten Speisen, Getränken, Farben, Gerüchen, Tönen u. s. w., beruht zum Teil auf angeborener ungewöhnlicher Empfindlichkeit gegen specifische Reize, zum Teil auf einer durch Gewöhnung fest gewordenen Autosuggestion. Wenn jemand etwas sonst unbezweifelt Wohlschmeckendes als ekelerregend zurückweist, andererseits aber bekanntlich widerliche Sinneseindrücke, wie z. B. Geruch verbrannter Federn, schwälender Lichter, als angenehm empfindet, so sind dies Idiosynkrasien unmittelbarer Art. Als solche mittelbarer Art, bei denen erst eine Gedankenverbindung zwischen Sinneseindruck und centraler Wahrnehmung die Sympathie oder Antipathie weckt, muß man es beispielsweise bezeichnen, wenn jemand vor dem Geruch mancher Desinfektionsmittel Abscheu empfindet, weil sie in ihm die Vorstellung ansteckender Krankheiten wachrufen; wenn er den Kohlendunst eines Bahnhofs liebt, weil er ihn zu dem Lustgefühl des Reisens anregt; wenn er verbrannte Tannenzweige und Wachskerzen gern riecht, die ihn an den Weihnachtsabend erinnern. Hier ist die Brücke oft eine so luftige, unser Geist überschreitet sie so unbewußt, daß wir uns manchmal erst später durch Nachdenken des Kausalzusammenhangs bewußt werden. Gewiß liegt, wenn ein Kind besondere Neigung zu unappetitlichen oder abnormen Genüssen zeigt, ein anderes die einfachsten, alltäglichsten Nahrungsmittel zurückweist, nicht immer eine Anomalie des Nervensystems zu Grunde, sondern in sehr vielen Fällen eine Laune, die durch Bestimmtheit und Thatkraft in der Erziehung gleich von Anbeginn an leicht zu bekämpfen gewesen wäre, nun aber schwer zu beseitigen ist, nachdem die Gewöhnung sie befestigt hat.

Eine besondere Eigenart der Idiosynkrasie besteht darin, daß manche Tiere gegen schwere Gifte, die anderen todbringend sind, gar nicht reagieren. Die Immunität des Esels gegen Datura, der Taube gegen Opium, des Schweines gegen Solanin, mancher kleinen Versuchstiere gegen bestimmte Mikroben u. s. w. ist eine Form von Idiosynkrasie des Organismus gegen ihm fremde Stoffe, die sich als abnorme Widerstandsfähigkeit gegen specifische Reize äußert. Erst seit der Serumtherapie beginnt sich auch der diese eigentümliche Erscheinung verhüllende Schleier etwas zu lüften.

Das Geheimnisvolle, das von jeher die Sympathie umgab, hat es mit sich gebracht, daß seit undenklichen Zeiten durch Gebete und Zauberformeln, durch Reliquien und Amulette, durch Besprechen und Beschwören, Auflegen der Hände, Streichen u. s. w. auch Krankheiten behandelt wurden. Diese nur durch Laien geübten Sympathiekuren — im Grunde nichts als eine vieltausendjährige

Suggestionstherapie — haben zwar mit Sympathie nichts zu thun, aber es sollte doch durch das „Sympathetische“ angedeutet sein, daß der Behandelnde mit dem Kranken leidet, mit ihm fühlt, ihm einen Teil seiner Bürde abnimmt und selbst tragen hilft oder ihn mit Hilfe höherer Mächte von seinen Leiden befreit. Da in jeder Therapie, zumal da, wo funktionelle Neurosen oder Ernährungsstörungen vorliegen, der Glaube bisweilen den Erfolg verbürgt, wie die Suggestivbehandlung aufs neue festgestellt hat, so erfreut sich die Beseitigung der Rose, der Warzen, der Krämpfe, ihre fast wunderbare Heilung mittels „Sympathie“ im Volke großer Gunst. Sie ist ziemlich kostenlos, hat einen mystisch-religiösen Beigeschmack und — wie jeder, selbst der „faulste Zauber“ — stets etwas Anziehendes für den wenig Gebildeten. Märchen, Sagen und Phantasien haben deshalb auch dies Motiv gern benutzt, wie zahllose Beispiele von den Liebestränken des Altertums bis zu den Haarduftpillen der neuesten Zeit beweisen. Auch Nathans Ring, der seinen Träger „vor Gott und Menschen angenehm“ machte, war im Grunde nichts weiter als ein Symbol der Sympathie.

Sympathetisch ist im Laufe der Jahrhunderte beinahe gleichbedeutend mit zauberhaft geworden. Sogar eine Tinte, die nach dem Schreiben unsichtbar, aber durch ein dem Eingeweihten bekanntes Verfahren wieder sichtbar gemacht wird, führt den Namen „sympathetische Tinte“. Sie hat nicht nur im Briefwechsel Liebender stets eine große Rolle gespielt, sondern auch in dem geheimen Verkehr bei Verschwörungen, Fluchtversuchen oder Kriegsereignissen. Wenn die Schrift von Chlorkobaltlösung nur beim Erwärmen sichtbar wird, wenn das mit verdünnter saurer Eisenchloridlösung Geschriebene, nachdem es ganz verschwunden ist, durch Schwefelcyanwasserstoffsäure in blutroten Zügen hervortritt, um nach dem Lesen durch Ammoniakdämpfe wieder unsichtbar zu werden, so sind dies für uns einfach chemische Vorgänge. Für den phantasiebegabten, romantisch angelegten, zur Selbsttäuschung geneigten Menschen aber erhalten solche Erscheinungen den Nimbus des Wunders; er bringt sie mit unbekannten, geheimnisvollen Kräften in Verbindung und faßt diese — da eben, wo Begriffe fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt — in dem Ausdruck „Sympathie“ zusammen.





Die stolze Frieda.

Von

Hans von Buckow.

(Nachdruck ist untersagt.)

Bei Eschenbachs war Hausball.

Die zweite Tochter des alten Obersten war vor kurzem konfirmiert worden und hatte die Tanzstunde absolviert. Bevor sie ausgeführt wurde, hatte ihre noch sehr rüstige und lebenslustige Mutter einen kleinen Ball veranstaltet, der gleichsam als Prüfung vor dem Eintritt in die große Welt gelten sollte. Eine Schar von reizenden jungen Freundinnen, die gleichfalls vor kurzem die Schule verlassen, und mehrere Freunde des Sohnes, der als Student auf Ferien im Elternhaus verweilte, sowie einige Lieutenants und Fähnriche bildeten die Eingeladenen. Zu den Klängen eines etwas altersschwachen Klaviers und einer Violine drehten sich die jungen Paare so eifrig und mit solcher Hingabe, wie man es auf den Bällen der Erwachsenen nur selten findet. Der Oberst, der zu Ehren des Tages Uniform angezogen und sämtliche Orden angelegt hatte, wurde von der Freude der Jugend angesteckt und wagte selbst noch einen Walzer, zu dem er seine Frau, eine stattliche Vierzigerin, die in ihrem stahlblauen Seidenkleide vorzüglich aussah, mit etwas altväterischer Grandezza aufforderte. Lächelnd sah die älteste Tochter, die sich bisher wenig am Tanze beteiligt und mit Herrn von Ronneberg, einem älteren, zur Kriegsakademie kommandierten Premierlieutenant, an der Thür lehnte, dem Elternpaar nach. Über ihr schönes, regelmäßiges Gesicht, das sonst einen kühlen und zurückhaltenden Ausdruck hatte, huschte ein warmer Schein, gleich einem freudigen Sonnenblick, der aber sofort wieder verschwand, als sich ihr Kavalier mit einer Frage an sie wandte. Sofort war sie wieder die kühle Zurückhaltung selbst, und man konnte es verstehen, daß sie im Bekanntenkreise die „stolze Frieda" genannt wurde. Wer sie aber näher kannte und wußte, mit welcher innigen Liebe und Zärtlichkeit sie an ihren Eltern und besonders an dem alten Vater hing, der schätzte sie hoch und bewunderte sie. Mehrere Winter hatte sie die Gesellschaften mitgemacht und war viel gefeiert worden. An Bewerbern fehlte es dem schönen und reichen Mädchen auch nicht, aber niemand konnte sich rühmen, auf sie einen stärkeren Eindruck gemacht zu haben. Körbe hatte sie bisher nicht ausgeteilt, denn sie verstand es mit wunderbarem Takt, die Courmacher in respektvoller Entfernung zu

halten, und so hatte es bisher noch niemand gewagt, ihr einen Antrag zu machen.

Dem Vater war dies ganz recht, denn er hätte sich nur schwer von der Tochter getrennt; anders dachte die Mutter, die selbst eine überaus lebhafte, temperamentvolle Natur war und es schwer begreifen konnte, wie ein junges Mädchen den Huldigungen der Herrenwelt einen so kühlen Widerstand entgegenzusetzen im stande war.

„Willst du wirklich eine alte Jungfer werden?“ fragte sie oft, aber Frieda antwortete dann nur in ihrer ruhigen Weise: „Warum denn nicht? das ist doch keine Schande.“

Die Mutter zuckte darauf die Achseln, denn ihr war diese Lebensauffassung unverständlich. Sie selbst hatte als kaum achtzehnjähriges junges Ding keinen Augenblick Bedenken getragen, den Antrag ihres jetzigen Mannes, der damals zwar junger Major, aber doch bedeutend älter als sie war, anzunehmen. Sie hatte ihren raschen Entschluß, der vielleicht von einer gewissen Eitelkeit nicht frei war, auch niemals zu bereuen gehabt, dank der ritterlichen Liebe und Aufmerksamkeit, die ihr Mann ihr auch heute noch widmete. Nur einen Schmerz hatte er ihr bisher zugefügt, und zwar vor mehreren Jahren, an dem Tage, als er ihr die Eröffnung machte: „Johanne, mit meinem angeschossenen Bein geht es nicht mehr. Ich muß meinen Abschied nehmen.“ Das waren damals trübe Stunden für die lebenslustige Frau gewesen, als der Oberst den bunten Rock auszog und die Regimentsmusik das Abschiedsständchen brachte. Nach einigen Wochen hatte sie aber den Schmerz überwunden, und sie fühlte sich in Berlin, das der lebhaften Frau Anregungen und Genüsse der mannigfaltigsten Art bot, bald viel wohler als in der kleinen Garnisonstadt, wo sie zwar die erste Dame der Gesellschaft gewesen war, wo es sonst aber recht langweilig zuging.

Von den Eltern, reichen Fabrikanten aus Süddeutschland, hatte Frau von Eschenbach ein ziemlich bedeutendes Vermögen geerbt, dessen Zinsen mit der Pension des Obersten es gestatteten, nicht bloß behaglich zu leben, sondern auch ein Haus zu machen. Und so bildete die hübsche große Wohnung in der Kleiststraße oft den Mittelpunkt einer anregenden Geselligkeit, die manchmal allerdings dem Hausherrn schon etwas zu viel wurde.

Heute war er aber besonders gut aufgelegt, und als ihm die ältere Tochter ein Kompliment über sein flottes Tanzen machte, strahlte sein Soldatengesicht vor lebhafter Freude.

„Warum so müßig, lieber Ronneberg?“ wandte er sich an den jungen Offizier. „Sehen Sie mich alten Mann an, ich beschäme Sie alle noch.“

Herr von Ronneberg ließ den freundlichen Vorwurf ruhig über sich ergehen, machte jedoch seiner Dame eine Verbeugung, um sie zum Tanz aufzufordern. Er konnte aber seine Absicht nicht ausführen, da in diesem Augenblick auf ein Händeklatschen des Sohnes die Musik schwieg. Mit bedauerndem Achselzucken gab er seine Dame frei.

Da kam die jüngere Tochter herbei, eine niedliche frische Blondine, deren bisher noch unentwickelte Formen versprachen, daß sie sich zu vollem Ebenmaß auswachsen würden, und sprudelte hastig heraus: „Das ist zu abscheulich von Fritz, daß er gerade in dem Augenblick aufhören läßt, wo ich lostanzen wollte! Der spielt nämlich den Blasierten, trotz der paar Jahre, die er nur älter ist als ich. Er sagt, das Tanzen wäre eine öde Beschäftigung, Papa, und er begriffe nicht, wie verständige Leute nach dem Gequietsche eines Schafsdarmes stundenlang von einem Fuß auf den anderen hüpfen könnten.“

„Beruhige dich nur, mein liebes Lenchen,“ beschwichtigte der Vater die aufgeregte Kleine, „ich werde dem Fritz nachher den Kopf waschen; das sind ja unerhörte Ansichten, die der Bengel hat. Aber Mutter hat dem Lohndiener schon ein Zeichen gegeben, und ich glaube, wir gehen jetzt zu Tisch.“

So war es in der That. Jeder Herr suchte sich eine Dame, und das Souper wurde an kleinen Tischen in zwangloser Fröhlichkeit eingenommen. Es war fast nur die Jugend vertreten, denn außer den Gastgebern war nur die alte, etwas taube Excellenz von Rabe, der die Parterrewohnung innehatte, heraufgekommen, früher eine in militärischen Kreisen sehr gefürchtete Persönlichkeit, als der General noch das xte Corps kommandierte. Jetzt war er harmlos und überall gern ge-

sehen, denn er konnte famos erzählen, und der Sarkasmus, der früher an ihm gefürchtet wurde, verletzte heute niemand mehr, seitdem er seine bedeutende Stellung hatte aufgeben müssen.

„Es ist sehr nett bei Ihnen, mein lieber Oberst," wandte er sich an Herrn von Eschenbach; „schade, daß wir uns nicht früher, als ich noch im Dienst war, kennen gelernt haben."

„Davor hat mich der gütige Himmel in Gnaden bewahrt."

„Aber ich bitte Sie, warum denn? Ich glaube, wir wären prächtig miteinander ausgekommen."

„Oder auch nicht, Excellenz, denn Sie waren grob, und ich wäre gröber gewesen, und das ist für den Untergebenen mitunter mißlich."

„Da haben Sie recht," lachte Excellenz von Rabe, „aber darum keine Feindschaft nicht. Wir wollen anstoßen auf die Zeit, wo wir noch den bunten Rock alltäglich trugen und nicht bloß zu festlichen Gelegenheiten. Die Jugend soll leben!"

An den Nachbartischen hatte man den Ruf gehört, und ein allgemeines Hoch ertönte. Die wenigsten wußten, um was es sich handelte, aber sie stießen trotzdem an und tranken ihre Gläser leer. Herr von Ronneberg hatte die stolze Frieda zu Tisch geführt. Von den jungen Herren in der Gesellschaft war er der älteste, und so konnte ihm diese Ehrenaufgabe niemand streitig machen. Aber nicht nur gesellschaftliches Pflichtgefühl zog ihn zu der ältesten Tochter des Hauses, er liebte sie schon lange mit der ganzen Inbrunst seines Herzens.

Da er der Sohn eines alten Regimentskameraden des Obersten von Eschenbach war, so hatte er in dem gastfreien Hause die freundlichste Aufnahme gefunden. Fast jede Woche war er einmal in der Familie, entweder an den zwanglosen Donnerstagen, die die Frau des Hauses eingerichtet hatte, oder Sonntags als Mittagsgast. Mehr als irgend ein anderer hatte er Gelegenheit gehabt, die Vorzüge Friedas kennen zu lernen, aber auch mehr als jeder andere hatte er durch die herbe Sprödigkeit der Angeschwärmten zu leiden gehabt. Er wußte genau, daß ihn die junge Dame mit mehr Freundlichkeit und Wärme behandelte als jeden der anderen Herren, die in dem Hause ihrer Eltern verkehrten, aber er mißtraute seinem Gefühl und wagte nicht, sich zu offenbaren, da er befürchtete, eine Ablehnung zu erfahren, die ihm überaus schmerzlich gewesen wäre. So floß auch heute das Gespräch zwischen den beiden in ruhigen Bahnen und wurde erst lebhafter, als er erklärte, daß es das letzte Jahr sei, in dem er die Kriegsakademie besuche, und daß er wohl bald wieder nach dem kleinen Neisse, seiner Garnisonstadt in Schlesien, zurückkehren werde.

„Sie können doch aber auch in Berlin bleiben, wenn Sie in den Generalstab kommen," warf Fräulein von Eschenbach ein.

„Das hängt von meinen Leistungen ab," erwiderte Herr von Ronneberg ernst.

„Ich glaube bestimmt, daß Sie Ihr Ziel erreichen."

„Ihr Vertrauen ehrt mich, aber viele sind berufen und wenige sind auserwählt, muß ich Ihnen mit den Worten der Schrift entgegnen."

„Dann hoffe ich, daß Sie zu den Auserwählten gehören."

„Wohin werden Sie diesen Sommer reisen?"

„Wahrscheinlich zuerst nach der Besitzung meiner Mutter in Baden, und wenn es dort zu heiß wird, wollen wir nach Borkum gehen."

„Das muß schön sein, wenn man Berlin jetzt verlassen kann. Als ich heute früh meinen gewohnten Weg durch den Tiergarten nach der Akademie machte, ging es wie Frühlingsahnen durch die Natur. Die Luft war so lind und schön, die Vögel sangen, da ergriff auch mich der Wandertrieb. Schade, daß ich ihn nicht befriedigen kann. Aber mich hält der Hörsaal noch einige Wochen fest, dann erst kann ich nach Düsseldorf abreisen, wo ich zur Dienstleistung bei dem dortigen Husarenregiment kommandiert bin."

„Dann könnten Sie uns eigentlich auf ein paar Tage in Borkum besuchen. Das ist ja nicht sehr weit, und ich glaube, Papa würde sich sehr freuen, wenn Sie kämen."

„Und Sie selbst, gnädiges Fräulein? Würde mein Besuch auch Ihnen Freude machen?"

„Ganz gewiß, sonst hätte ich Sie ja nicht aufgefordert.“

Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben, und die Paare begaben sich in den Saal zurück, zum Cotillon, der den Schluß des Tanzfestes bilden sollte.

Ronneberg begrüßte nun Herrn Müllmann, den Klavierspieler, der in vielen Familien des Westens sein schwieriges Amt ausübte und daher allgemein bekannt war.

„Sagen Sie, lieber Freund, ist es nicht schrecklich, fast jeden Abend dieselben Tänze herunterzuspielen?“

„Nein, Herr Lieutenant, das ist nicht so schlimm, aber jeden Abend Lachs und Puterbraten zu essen, das ist viel schlimmer.“

Ronneberg lachte und wandte sich ab, um den Alten nicht länger seiner Pflicht zu entziehen. Er sagte den Gastgebern adieu und bemerkte, als Frau von Eschenbach ihn noch zum Bleiben nötigte: „Morgen früh haben wir eine größere Arbeit zu schreiben, und da muß ich über einen klaren Kopf verfügen und ausgeschlafen haben. Ich bitte daher, meinen frühzeitigen Aufbruch nicht übelzunehmen.“

Er wagte es, die Hand der stolzen Frieda, die diese ihm zum Abschied reichte, ein wenig wärmer zu drücken, als es üblich war, und verließ das Haus, den Kopf voller Gedanken und froher Pläne für die Zukunft.

* *
*

Der Dienst bei den munteren Grünröcken in Düsseldorf gefiel dem jungen Offizier recht gut. Sein Rittmeister hatte ihm ein leidlich gutes Pferd gegeben, und so freute er sich denn jeden Morgen darauf, statt wie in Berlin den schwülen Hörsaal aufsuchen zu müssen, hinausreiten zu können in die schöne Gottesnatur. Trotz all den neuen Eindrücken, welche er im Kreise des fremden Offiziercorps empfing, blieb doch ein Bild in seinem Gedächtnis haften. Oft ertappte er sich dabei, wenn er auf langen Märschen hinter der Schwadron herritt, daß für ihn die nächste Umgebung gar nicht da war und daß vor seinem geistigen Auge nur jenes stolze Mädchen stand, das zu erringen er mit allen Fibern seines Herzens trachtete. Er hatte es nicht vergessen, daß Eschenbachs jetzt in Borkum waren. Er setzte alles in Bewegung, um einen kurzen Urlaub dorthin zu erhalten. Der sehr wohlwollende Commandeur erteilte ihm diesen, wenn auch mit einigem Widerstreben.

„Sie müssen dringende Gründe haben, mein junger Freund,“ sagte er, „sonst würden Sie in dieser wichtigen Ausbildungszeit nicht um Urlaub bitten.“

Ronneberg errötete bei diesen Worten seines Commandeurs.

Der Oberst lächelte, als er dieses sah, und meinte: „Hoffentlich kann ich Ihnen in acht Tagen gratulieren.“

An Eschenbachs schrieb Ronneberg nicht: er wollte die Familie überraschen. In Borkum angekommen, suchte er sich in einem der zahlreichen Hotels ein Zimmer und mußte froh sein, daß er ein solches bei dem starken Besuch der Insel überhaupt noch bekam. Nachdem er ein wenig Toilette gemacht, eilte er an den Strand, und es dauerte auch nicht lange, da hatte er die hohe Gestalt des Obersten erspäht, der, in einen weißen Flanellanzug gehüllt, auf dem Kopfe eine blaue Seemannsmütze, eigenartig genug aussah.

Die Begrüßung war sehr herzlich, doch bemerkte Herr von Eschenbach den suchenden Blick seines jungen Freundes: „Die Damen finden wir ein Stückchen weiter an dem Strande, natürlich beim Tennisspiel, das hier mit wahrer Leidenschaft getrieben wird.“

Frau von Eschenbach saß mit einem alten Kammerherrn, den sie aus ihrer süddeutschen Heimat kannte, in einem Strandkorbe und sah dem Spiele ihrer Töchter zu. Diese waren mit einem Paar elegant gekleideter Herren, die ihrem Äußeren nach den Eindruck von Regierungsassessoren machten, eifrig an der Arbeit und so in ihr Spiel vertieft, daß sie das Herankommen Ronnebergs kaum bemerkten. Die Mutter mußte sie erst auffordern, zur Begrüßung heranzukommen. Frieda reichte ihm, wie es ihm vorkam, etwas flüchtig die Hand; Lenchen begnügte sich mit einem kurzen Kopfnicken. Dann wurde er den Herren vorgestellt, und das Spiel nahm seinen Fortgang.

Frau von Eschenbach belegte den Angekommenen sofort mit Beschlag und hatte tausend Fragen zu stellen. Ronneberg antwortete

etwas einsilbig und lehnte auch die freundliche Einladung zum Abendessen mit der Begründung ab, von der Reise sehr ermüdet zu sein. Er empfahl sich bald, mußte aber vorher noch versprechen, den anderen Tag nach dem Bade am Landungsplatze sich einzufinden, um eine schon geplante Segelpartie mitzumachen.

Mißmutig ging er nach seinem Hotel; er war über den Empfang zu sehr enttäuscht, trotzdem er sich bei späterer ruhiger Überlegung selbst sagen mußte, daß er etwas anderes doch nicht hätte erwarten können. Nichtsdestoweniger nannte er sich selbst einen Narren, daß er sich den Urlaub erkämpft und eine so weite Reise gemacht hatte, bloß um zu sehen, wie die von ihm Geliebte mit ein paar Modegecken Tennis spielte. Mit wenig angenehmen Gedanken legte er sich ins Bett; als er am anderen Morgen an das Fenster trat und die weite unendliche See vor sich sah mit den weißen sich überstürzenden Wellenkämmen, die im Sonnenlicht wie Silber schimmerten, da wurde er wieder heiter und freute sich auf das Bad.

Im Frühstückszimmer traf er die beiden Herren, die er in seinem Unmut am Tage vorher so wenig schmeichelhaft tituliert hatte. Sie begrüßten ihn höflich und setzten sich an seinen Tisch. Es waren wirklich nette Leute, wie er sich jetzt gestehen mußte; der eine war Gutsbesitzer in Westfalen, der andere ein Assessor aus Berlin. Sie badeten zusammen und gingen dann nach der Stelle, wo die Segelboote lagen.

Hier wurden sie schon von der Familie Eschenbach ungeduldig erwartet. Von weitem schwenkte der Oberst seine blaue Mütze, und die Damen winkten mit den Sonnenschirmen.

Die Einschiffung in das Boot, das segelfertig dalag und von einem alten Schiffer Klaus Teerling nebst seinem Sohn Jan bedient wurde, vollzog sich unter dem üblichen Geschrei, das Damen bei solchen Gelegenheiten stets auszustoßen pflegen. Besonders Frau von Eschenbach, die als Binnenländerin mit dem Meer nicht recht vertraut war, zeigte sich recht ängstlich. Sie kniff ihren Mann derartig in den Arm, daß dieser allen Ernstes behauptete, die Wunden, die sie ihm jetzt verursacht, seien schlimmer als die Verletzungen, die er im Kriege 1870 davongetragen hatte.

Endlich waren alle untergebracht, und das Boot stieß von der Landungsbrücke ab. Der Wind blies frisch in die Segel, und als sich unter seinem Druck das Boot auf die Seite legte, wurden die Damen von neuem ängstlich, beruhigten sich aber bald wieder, als der alte Bootsmann ihnen erklärte, daß von Gefahr keine Rede sei.

Ronneberg war es nicht gelungen, sich einen Platz neben Frieda zu sichern; er hatte der Mutter Ritterdienste leisten müssen, und diese ließ ihn von ihrer Seite nicht mehr los. Es machte ihm wenig Vergnügen zu sehen, wie der Baron von Rieß, der westfälische Krautjunker, wie er ihn im stillen nannte, seiner Angebeteten auf Tod und Leben die Cour machte. Auch mit Frieda war er unzufrieden, denn er fand, daß diese die Aufmerksamkeiten des Barons mit zu großer Freundlichkeit entgegennahm. So langweilte er sich bei der sonst so schönen Fahrt, und seine Stimmung wurde auch nicht viel besser, als Frau von Eschenbach den mitgenommenen Proviantkorb öffnete und der Oberst ein paar Flaschen guten Rheinweins entkorken ließ. Etwas gezwungen stieß er mit den Herren an und wandte sich dann dem alten Schiffer zu, aus dessen Wortkargheit aber auch nicht viel herauszuholen war. Auf einmal wurde er aber lebhaft; er zeigte auf ein dunkles Etwas, das sich in der Entfernung von zwanzig Schritt auf dem Wasser zeigte.

„Ein Seehund," flüsterte er.

„Wo denn, wo denn?" riefen die Damen; aber ehe sie es noch gesehen hatten, war das Tier verschwunden.

Der junge Offizier war der einzige von der Gesellschaft gewesen, der es auch wahrgenommen hatte. In ihm erwachte die Jagdlust, und da ihm Teerling erklärte, es sei gar nicht so schwer, auf einen Seehund zu Schuß zu kommen, so verabredete er mit ihm eine Jagdpartie.

Frau von Eschenbach, die das hörte, fand es sehr unrecht und meinte, sich an ihn wendend: „Sie sollten die kurze Zeit Ihres Urlaubs sich lieber Ihren alten Freunden widmen als den Seehunden, deren Bekanntschaft Sie soeben doch erst gemacht haben."

Aber Ronneberg, der auf Frieda sah, die eben über eine drollige Bemerkung des Barons laut lachte, blieb bei seinem Entschluß, als sie ihn nicht durch ein einziges Wort oder einen Blick zurückzuhalten suchte. Sie gab ihm, als das Boot landete, nur kühl die Hand und wünschte ihm „Weidmannsheil“.

Nachts gegen drei Uhr, war verabredet worden, sollte ihn Teerling aus seinem Hotel abholen, und auch pünktlich zur festgesetzten Zeit klopfte der alte Seehundsjäger an die Thür. Ronneberg, der wenig geschlafen hatte, öffnete sofort.

„Es ist Zeit, Herr, zieht Euch an,“ sagte der Alte und reckte seine hohe ostfriesische Gestalt zu ihrer vollen Höhe empor.

In kurzer Zeit war Ronneberg fertig, hatte Büchsflinte und Rucksack umgehängt und schritt nun in Begleitung Teerlings und seines guten Hundes Topsy, der verständnisvoll den Rucksack beschnüffelte und seiner Befriedigung über das darin enthaltene Frühstück durch Scheuern seiner Schnauze an den Knien des Trägers lebhaften Ausdruck gegeben hatte, in den frischen Morgen hinein. Sie mußten quer durch die ganze Insel gehen, um nach dem Oststrande zu gelangen, wo Jan sie mit dem Boot erwartete.

In tiefem Schweigen lag das Dörfchen da; ebenso still war auch das Weideland, das sie darauf durchschritten. Nur ab und zu sah man eine der zierlichen Silbermöwen, vorzeitig aus dem Schlafe erwacht, am Horizont dahinziehen. In der Ferne blitzte am Nachthimmel ein heller Schein, der von dem Drehlicht des dreihundert Fuß hohen Leuchtturmes geworfen wurde. Fremden Seefahrern ein Warnungszeichen vor den tückischen Sandbänken der Insel. Schweigend erreichten die Wanderer nach einer Stunde rüstigen Marsches das Boot, wo Jan sie mit kurzem Kopfnicken begrüßte.

Hierauf fand zwischen Vater und Sohn ein Zwiegespräch in ihrem friesischen, mit holländischen Sprachbrocken reich durchsetzten Dialekt statt, von dem Ronneberg kein Wort verstand. Er benutzte die Zeit, einen dicken Mantel anzuziehen, um sich gegen die Spritzwellen zu schützen und sich in dem Boote einzurichten. Topsy hieß er als Fußwärmer zu seinen Füßen sich niederlegen. Der Alte setzte sich nun an das Steuer, während Jan das Focksegel aufzog.

„Wir haben eine scharfe Brise, Herr, und wollen zum Ranzelgatt fahren,“ ließ er sich vernehmen.

„Werden wir dort Seehunde finden?“ wagte ihn Ronneberg zu fragen.

„Das wird wohl so sein,“ antwortete er und verfiel wieder in sein ernstes Schweigen, das er nur unterbrach, wenn er seinem Sohn ein kurzes Kommando behufs der Segelstellung zurief.

Der junge Offizier störte die beiden nicht weiter durch müßiges Fragen und ließ den Zauber einer frühen Segelfahrt voll auf sich einwirken. Die Sonne war inzwischen aufgegangen und vergoldete mit ihrem Schein die weißen Wogenkämme. Beide Segel waren vom Winde geschwellt, und das Boot flog wie ein Rennpferd über Wellenthal und Wellenberg dahin. Eine Anzahl Möwen begleitete es auf der Fahrt, hoffend, einige Semmelstücke zu erhalten. Zierliche Seeschwalben tummelten sich in der Luft und schossen wie Pfeile in das Wasser, sobald ihr scharfes Auge einen kleinen Fisch oder Seestern entdeckt hatte. In der Ferne ließen vorbeiziehende Austernstecher, deren schwarzweißes Gefieder sich scharf in der klaren Luft abzeichnete, ihr mißtönendes Geschrei erschallen.

Ein paar Stunden mochten sie so gefahren sein, dann zog Jan auf Anweisung seines Vaters die Segel ein und ließ den Anker fallen. Das Boot, vom Drucke der Segel befreit, schlingerte nun in fürchterlicher Weise hin und her, so daß jedem nicht ganz seefesten Manne übel und weh dabei werden konnte. Ronneberg machte sich nichts daraus und öffnete den Rucksack, der das Frühstück enthielt, das er redlich mit den beiden Schiffern und Topsy, dem guten Hunde, teilte. Es bestand aus Butterbrot und einem großen Stück „Nagelholz“. So wird nämlich geräucherter Rinderschinken, der ganz vorzüglich schmeckt, in Ostfriesland genannt. Ein Schluck echter Doornkat, der beruhigend auf die Magennerven wirkt, beendigte den Imbiß, und nun hieß es abwarten, bis durch die zurückgetretene Flut die in der Nähe befindliche Sandbank, das sogenannte Ranzelgatt, freifiel. Etwa zwei Stunden

lagen sie so vor Anker. Jan benutzte die Gelegenheit zu einem Schläfchen, indem er sich auf den Ruderbänken niederlegte und mit dem Focksegel zudeckte, um sich vor der Sonne, die mit aller Macht niederbrannte, zu schützen. Seinem guten Beispiel folgte der getreue Topsy, und bald schnarchten beide um die Wette. Der Wind war allmählich völlig herumgegangen und hatte bedeutend nachgelassen. Nur noch wenig schaukelte das Boot hin und her. Die Flut trat nur ganz langsam zurück, und noch war die Sandbank vom Wasser vollständig überspült. Das schien dem alten Jäger wenig zu gefallen, denn seine bis dahin gleichgültige Miene verdüsterte sich, und wie ein Hund schnupperte er mit der Nase umher. Ein kurzer Zuruf weckte Jan aus seinen süßen Träumen.

„Wir müssen weiter, Herr," sagte er. „Hier haben wir schlechten Wind bekommen und können nichts machen. Die Robben würden uns zu zeitig wittern. Der Wind reicht noch gerade, um nach Möwensteert zu kommen. Dort werden wir bessere Jagd haben."

Jan ermunterte sich, holte den Anker herein, zog die Segel auf, und unter schwachem Winde näherte sich das Boot in langsamer Fahrt der holländischen Küste. Auf einmal wurde der Alte lebendig: „Seht, Herr, fünf Robben sind es, gerade vor uns," und wirklich bewegten sich vor ihnen auf etwa tausend Schritt einige dunkle Punkte, die Ronneberg mit Hilfe des Glases als Seehunde erkannte, im seichten Wasser hin und her.

Teerling ließ nun die Segel fallen, ergriff mit seinem Sohne die Ruder, und geräuschlos näherten sie sich der Sandbank, auf der die Tiere lagen. Die Flut trat immer mehr zurück, und immer seichter wurde das Wasser, bis sie schließlich mit dem Boot festfuhren.

Die Robben konnte Ronneberg auf etwa dreihundert Schritt bei der klaren Luft deutlich sehen. Es waren zwei alte und drei junge, die sich auf dem trockenen Sande behaglich sonnten und mit ihrem Oberkörper ungeschickt auf- und niederwippten. Ronneberg zog auf Geheiß Teerlings Schuhe und Strümpfe aus und sprang, die Flinte hochhaltend, über Bord ins Wasser; Jan, der sich mit einem Bootshaken bewaffnet hatte, und Topsy, der an der Leine geführt wurde, folgten ihm. Vorsichtig näherten sie sich unter Wind der nur schmalen Sandbank. Trotzdem gewahrten sie die Tiere und flohen mit unbehilflichen Sätzen, aber merkwürdig schnell, über den Sand in das Wasser, wo sie alsbald untertauchten und den Blicken entschwanden.

Diese Zeit nützten die Jäger aus, indem sie über die Sandbank hastig hinüberliefen und an der Stelle, an der die Seehunde verschwunden waren, sich platt auf die Erde warfen. Topsy, der dieses Manöver genau kannte, hatte sich gleichfalls zwischen ihnen niedergestreckt. Kaum lagen sie aber, so tauchten etwa zweihundert Schritt vor ihnen die bärtigen Häupter der Robben auf und hielten verwundert Umschau nach den Störenfrieden, die sie aus ihrer süßen Ruhe aufgescheucht hatten. Jetzt galt es, die Tiere wieder vertraut zu machen und heranzulocken.

Jan spielte nun Seehund, indem er die Beine gekreuzt hielt und bald mit diesen, bald mit dem Oberkörper auf- und niederwippte. Der Seehund, der einen vorzüglichen Geruchssinn, aber ein schlechtes Sehvermögen hat, läßt sich durch diese Bewegungen täuschen, vermutet in den auf dem Sande liegenden Menschen Kameraden zu finden und nähert sich ihnen.

So geschah es auch jetzt. Die Köpfe, bald hier, bald da auftauchend, kamen immer näher. Ronneberg lag still im Anschlage und wartete auf den Augenblick, wo sich ihm ein gutes Ziel bieten würde. Nun kam einer geradeswegs auf ihn zugeschwommen; er ließ ihn bis auf etwa fünfzig Schritt herankommen und schoß dann, genau zwischen den Lichtern abkommend. Man hörte die Kugel schlagen, sah das Wasser hoch aufspritzen und sich rot färben. Mit einem Satz waren Jan und Topsy im Wasser. Der Hund ergriff die Robbe am Halse und schleppte sie, trotzdem sie sich noch heftig wehrte, auf die Bank. Hier verendete sie bald, nachdem sie von Jan einen kräftigen Schlag über die Nase erhalten hatte.

Die übrigen Seehunde waren auf den Schuß hin verschwunden und tauchten erst in weiter Entfernung wieder auf. Trotzdem

Jan sein möglichstes that und wie ein guter Schauspieler seine Rolle als Seehund virtuos durchführte, war es nicht mehr möglich, zu Schuß zu kommen. Die Tiere näherten sich zwar wieder bis auf hundert Schritt, kamen aber nicht so nahe heran, daß man einen sicheren Schuß auf sie hätte abgeben können.

Ronneberg wäre gern noch eine Zeit lang liegen geblieben, aber Jan machte ihn auf die steigende Flut aufmerksam, und so eilten sie denn, um das Boot zu erreichen. Hier wurden sie von dem alten Teerling freudig begrüßt. Dankend für seine umsichtige Führung, schüttelte ihm Ronneberg die Hand und sah sich nun seine Jagdbeute näher an. Es war ein außergewöhnlich schönes ausgewachsenes Exemplar von silbergrauer Färbung mit schwarzen Tupfen. Den Schuß hatte es richtig mitten zwischen den Lichtern sitzen. Jan legte den Seehund auf eine Bank, so daß er mit dem Kopf über Bord hing, „damit ihn die vorüberfahrenden Segler auch sehen könnten," wie er meinte.

Der Wind war inzwischen ganz eingeschlafen, und sie mußten zu den Rudern greifen, wenn sie Borkum noch bei guter Zeit erreichen wollten. Der Himmel hatte sich bezogen und in ein düsteres Grau gehüllt. Teerling hielt vergeblich den angefeuchteten Finger in die Luft; kein Windhauch war zu spüren. Schlaff klatschte das Segel gegen den Mast, und nur langsam bewegte sich das schwere Boot der Insel zu, deren Strand wie ein schmaler dunkler Streifen aus der großen Wasserwüste auftauchte. Nun fielen einige schwere Tropfen Regen, und ein paar pfeifende Windstöße fuhren über das Meer dahin. In der Ferne donnerte es, und die Wolken formten sich zu seltsamen Gebilden, aus denen violette Blitze niederzuckten.

Ronneberg, in seinen Mantel gehüllt, saß am Steuer und genoß das schaurig-schöne Schauspiel eines Gewitters auf offener See. Nur ein Segel war aufgespannt, aber trotzdem schoß das Boot jetzt wie ein von den Sporen getroffenes Vollblut über die Wellen dahin. Heftig prasselte der Regen hernieder, und häufiger fuhren die Blitze im Zickzackkurs aus der Höhe herab, während der Donner sich in das Heulen des Sturmes mischte. Kein Gefühl von Furcht ergriff den jungen Offizier, ahnend fühlte er aber in seinem Inneren die Macht eines Höheren, vor dem er sich in Ergebung beugte.

Der Regen ließ allmählich nach, die Wolken zerteilten sich und ein Regenbogen schlug eine glänzende Brücke von der Insel bis weit hinaus in das Meer. Inzwischen hatten sie sich dem Strande genähert, und Teerling machte bedachtsam das Boot an der Landungsbrücke fest.

Diese, die bei schönem Wetter von Badegästen stets umlagert war, lag jetzt einsam da, nur eine einzige Gestalt hob sich von dem dunklen Hintergrunde ab.

Ronneberg erkannte zu seinem Erstaunen in ihr Fräulein von Eschenbach, die, in einen Regenmantel gehüllt, dessen Kapuze sie in die Höhe gezogen hatte, regungslos dastand.

„Was machen Sie hier, mein gnädiges Fräulein, bei dem Unwetter?" begrüßte er die Einsame.

„Ich habe mich geängstigt, und deshalb bin ich hierher gekommen," antwortete sie einfach.

„Geängstigt? um wen?"

„Um Sie — warum fragen Sie noch?"

Ein Jubellaut entfuhr Ronnebergs Brust, und dann hatte er die schlanke Gestalt an sich gepreßt und flüsterte: „Jetzt bist du mein, ‚stolze Frieda', und sollst es bleiben, solange dies Herz schlägt."

Teerling hatte inzwischen das Boot befestigt und stampfte in seinem wiegenden Seemannschritt herbei.

„Was machen wir mit dem Seehunde, Herr?" fragte er mit schlauem Augenzwinkern.

„Den schicken wir nach Emden und lassen aus dem Fell einen hübschen Teppich machen für den Schreibtisch meiner — Frau."





Julius Grosse.

Ein Nachwort zu seinem siebzigsten Geburtstage

von

Adolf Bartels.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ein Genosse des Münchener Dichterkreises, hat Julius Grosse seine ersten größeren dichterischen Erfolge im Anfang der sechziger Jahre erstritten, ist dann zwei Jahrzehnte lang ein vielgelesener Unterhaltungsschriftsteller gewesen, darauf, wie alle Münchener, in dem um die Mitte der achtziger Jahre losbrechenden Kampf um eine neue Dichtung etwas in den Hintergrund gedrängt worden, um endlich im Alter noch mit einigen seiner bedeutendsten Werke hervorzutreten, die die Aufmerksamkeit wenigstens engerer Kreise auf ihn zurückgelenkt haben: mit seiner epischen Dichtung „Das Volkramslied", das die nationale Entwickelung unseres Volkes von 1848 bis 1871 darstellt, mit dem Volksschauspiel oder richtiger dem Märchen- und Ideendrama „Fortunat", das in der Reihe der deutschen „Mysterien" unzweifelhaft seinen Platz behaupten wird, und zuletzt mit seinen Lebenserinnerungen „Ursachen und Wirkungen", die einmütig als eine der wichtigsten Quellenschriften zur neueren Litteraturgeschichte, aber auch, was mehr sagen will, als eine der fesselndsten Lebensbeschreibungen aus unseren Tagen anerkannt worden sind. Und neben der öffentlichen litterarischen Thätigkeit Grosses ging seit 1870 eine nicht weniger fruchtbare stille und fast unbemerkte her: der Dichter bekleidet nun bald dreißig Jahre lang das Amt des Generalsekretärs der Deutschen Schillerstiftung und hat im Dienste dieser segensreichen Anstalt eine umfangreiche kritische und berichtende Arbeit zu leisten gehabt.

Manche der Beurteiler von „Ursachen und Wirkungen" haben Julius Grosses Leben ein rechtes deutsches Poetenleben genannt, und wirklich mag es mit seiner stürmischen, scheinbar ziellosen Jugendentwickelung, dem harten Kampf der Mannesjahre, der nicht dem Ruhm und der Anerkennung, sondern der Existenz galt, dem verhältnismäßig ruhigen Alter typisch für die Mehrzahl der Lebensläufe deutscher Dichter in unserem Jahrhundert sein. Von der außerordentlich bewegten und farbigen Darstellung der „Lebenserinnerungen"* kann an dieser Stelle keine Anschauung gegeben werden; die „Monatshefte" haben bereits vor einiger Zeit kurze Abschnitte daraus geboten; es muß genügen, die äußeren Umrisse von Grosses Leben fest zu halten. Julius Waldemar Grosse, geboren zu Erfurt am 25. April 1828, entstammt, wie so viele deutsche Dichter, einer alten Pfarrerfamilie; schon seit der Reformation bekleideten die Grosse in Thüringen geistliche Ämter, und des Dichters Vater, bei der Geburt des ältesten Sohnes noch an dem Erfurter Gymnasium und an der dortigen Bibliothek beschäftigt, wurde dann bald Divisionsprediger. Die Mutter war eine Leipziger Kaufmannstochter, aber ihre Familie ursprünglich auch in

* Das Werk ist bei George Westermann in Braunschweig erschienen.

Thüringen daheim. Schon früh mußte der Knabe die thüringische Heimat verlassen; denn der Vater wurde 1833 nach Magdeburg versetzt, wo er nach und nach zu der Würde eines Konsistorialrates und Militäroberpredigers aufstieg. Doch ist Grosse seinem Wesen nach immer Thüringer geblieben und hat auch als Dichter die besonderen Eigenschaften dieses Volksstammes erwiesen. In Magdeburg besuchte er zuerst ein „Seminar“, dann das Gymnasium zum Kloster Unser lieben Frauen und zuletzt das Domgymnasium. Früh regten sich künstlerische Triebe in ihm, er wollte Maler werden, aber sein Vater war durchaus dagegen, und so entschied sich der Herangewachsene für das Baufach. Nach den damals geltenden preußischen Vorschriften mußte der künftige Architekt zunächst die Laufbahn eines — Feldmessers durchmachen, und Grosse trat denn auch im Oktober 1846, nachdem er das Zeugnis der Reife für Prima erlangt hatte, bei einem Regierungsfeldmesser als Eleve ein.

Die Feldmesserjahre, größtenteils in der Gegend von Halle und in Althaldensleben verbracht, sind für Grosses Entwickelung nicht ohne Bedeutung gewesen, da sie ihn dem praktischen Leben näher brachten, aber daß er bei dem erwählten Berufe nicht aushalten würde, hätte sich wohl voraussehen lassen: seine litterarischen Interessen erwachten, vor allem durch Berührungen mit Karl von Holtei und Feodor Wehl, Dramenpläne tauchten auf, und zum erstenmal ergoß sich der dichterische Geist in die lyrische Form. Schon hatte Grosse sein Feldmesserexamen bestanden, als er von seinem Vater die Erlaubnis erhielt, noch zu studieren, und nun bereitete er sich auf das Abiturientenexamen vor. Inzwischen war das Jahr 1848 vorübergebraust, dessen Gärung Grosses Jugenddrama „Cola di Rienzi“ gezeitigt hatte, im Mai 1849 starb sein Vater, doch bestand der junge Mann trotzdem das Examen in Berlin und bezog um Michaelis 1849 die Universität in Halle, wohin seine Familie kurz vorher übergesiedelt war. Er entschloß sich, die Rechte zu studieren, aber von seiner poetischen Thätigkeit ließ er darum nicht ab, um so weniger, als er sich keineswegs auf die fleißig betriebenen Fachstudien beschränkte und zu Robert Prutz, der damals Professor der Litteraturgeschichte in Halle war, in nähere Beziehungen kam.

Die Hallischen Jahre Grosses (bis 1852) sind seine Sturm- und Drangzeit gewesen. Ein Porträt von ihm aus dieser Zeit hat Otto Roquette entworfen, der dort damals eine ähnliche Entwickelung durchmachte („Siebzig Jahre“ Bd. I, S. 275): „Aus den juristischen Hörsälen trat mir Julius Grosse entgegen, schon damals unter der akademischen Jugend eine auffallende Gestalt, mit merkwürdig charakteristischen Zügen und einem immer angeregten, fast nervös pulsierenden inneren Leben. ... Es ist mir niemals eine leidenschaftlichere Begeisterungsfähigkeit vorgekommen als bei ihm; niemals eine gewaltiger ausgreifende Phantasie, niemals eine solche Leichtigkeit des Hervorbringens, auch bei den stärksten Aufgaben. Sein Talent machte uns erstaunen, die Schnelligkeit seines Produzierens war uns unbegreiflich. Wenn wir uns in unserem Poetenkreise eine Aufgabe stellten, etwa eine Ballade zu machen, und wir anderen uns ziemlich knapp faßten, so brachte er sicher die längste, der wir unseren Beifall nicht versagten, die aber auch, ihres ausschweifenden Bilderschmuckes entkleidet, besser auf ein Viertel ihres Umfangs gebracht worden wäre. Beschlossen wir für das nächste Mal ein Märchen oder eine Erzählung, so brachte er ein so umfangreiches Manuskript, daß das Lesen nicht in einer Sitzung bewältigt werden konnte; gaben wir uns den Plan und Umriß eines Dramas auf, so brachte er eine fast fertige Tragödie. Und wir wußten, daß er dies alles am häuslichen Familientische, umgeben von lärmenden jüngeren Geschwistern, niederschrieb. Konnten wir sein Übermaß im Geben und manche Verstöße gegen die geschlossene Form zuweilen nicht billigen, so mußte man andererseits auf der Hut sein, ihm zu viel dreinzureden. Denn, jedem Einwurf zugänglich, ging er sofort an eine durchgreifende Umarbeitung, versaß ganze Nächte darüber und brachte sich dadurch in einen so nervösen Zustand, daß mir bange um ihn wurde. Aber seine Gesundheit war dauerhaft, und die Zeit hat bewiesen, daß er sich etwas

zumuten durfte. Damals war die Poesie nur eine Richtung seines künstlerischen Dranges, denn er zeichnete und malte ebenso fleißig, als er in Versen und Prosa niederschrieb. Er hatte Geschick zum Porträtzeichnen, entwarf Landschaften rasch und naturgetreu, auch in Ölgemälden hatte er sich bereits versucht. Trotz dieser Verschwendung in all seinem Entwerfen gelangen ihm doch auch damals schon kleinere Sachen, besonders Lieder, ganz vortrefflich. Wenn andere Talente mit ihren Mitteln haushalten und sparen müssen, um sich genügend zum Ausdruck zu bringen, so hatte sein dichterisches Naturell in der Jugend mehr als andere zu ringen, um den Überschuß seines inneren Reichtums zu bewältigen. Auch hat er es an redlicher Arbeit an sich selbst schon damals nicht fehlen lassen. Wie verschieden nun auch unsere Anschauungs- und Darstellungsweise, unser Geschmack und unsere Neigungen oft waren, ich verstand mich mit ihm immer gut; wo sich aber in unserem Schaffen die Gebiete etwa trennten, da that das freundschaftliche Gefühl alles, uns zu verbinden. Wir sahen uns täglich, und er war mir ein guter Genosse in allen Dingen. Viel Anregung habe ich ihm zu danken durch seine immer geschäftige Phantasie, welche in mir weckte und zum Ausdruck brachte, was ich sonst gewohnt war schüchtern zu verbergen oder auch gar nicht aufkommen zu lassen. Bei seiner Bescheidenheit in äußeren Lebensforderungen, seiner unbegrenzten Gutmütigkeit war der Verkehr mit ihm der bequemste, und nicht zu verschweigen ist die tiefe Innerlichkeit, mit der er Vertrauen zu empfangen verstand. Als später leidenschaftlicher bewegte Tage für uns beide kamen, haben wir viel miteinander getragen." Es war ein außerordentlich anregendes Leben, das die Freunde damals in Halle führten, in lebhaftem Verkehr mit begabten Studiengenossen, von denen nur August Förster, der spätere Burgtheaterdirektor, genannt sein mag, und mit hochgebildeten gastfreien Hallischen Familien, die die Freunde zu Ausflügen in benachbarte schöne Gegenden, zu Theatervorstellungen u. s. w. so oft hinzuzogen, daß man fast von einem Strudel der Geselligkeit reden möchte. Daneben hörte aber die Produktion Grosses nie auf, der „Cola di Rienzi" wurde gedruckt, das Lustspiel „Eine Nachtpartie Shakespeares" (Shakespeare und Southampton) aufgeführt, auch zum erstenmal kritische Thätigkeit geübt. Nimmt man dazu noch die „leidenschaftlichen Verhältnisse", von denen Roquette andeutend spricht, so wird man den Ausdruck Sturm und Drang wohl gelten lassen, wenn er auch bei diesen jungen Dichtern — Roquette erlangte durch „Waldmeisters Brautfahrt" schon damals seine Berühmtheit — sicherlich viel harmloser war als bei den Genies aus den Tagen des jungen Goethe.

Im April 1852 war Grosse mündig geworden, und nun erklärte er plötzlich seiner Mutter, das Rechtsstudium aufgeben und sich in München der Malerei widmen zu wollen, ein Entschluß, bei dem vor allem die Hoffnung, bald selbständig zu werden, mitgewirkt zu haben scheint. Er setzte seinen Entschluß durch und begab sich nach München, wo zwar Kaulbachs Herrschaft noch ungebrochen war, aber die Pilotysche Schule doch schon Boden zu gewinnen begann. Als Schüler der Akademie hat der junge Dichter dann fleißig Akt gezeichnet, aber darüber doch die poetische Produktion nicht vernachlässigt. Nach und nach lebte er sich in München ein und wurde von seinem späteren Schwager Franz Trautmann auch in den „Poetenverein an der Isar" eingeführt, der, fast nur aus geborenen Bayern bestehend, ein verhältnismäßig bescheidenes Dasein führte. Da kam die Ära der Berufungen: schon 1852 war Geibel in München erschienen, 1854 folgte Paul Heyse, und zu beiden kam Grosse in nähere Beziehungen. Er gab jetzt die Malerei endgültig auf und promovierte mit der Schrift: „Über die Bedeutung der modernen Romantik mit Beziehung auf die bildende Kunst", die 1854 gedruckt erschien, schrieb auch eine große Anzahl Novellen und nach einer Idee Geibels die Tragödie „Die Ynglinger". Doch kamen noch schwere Tage, da der Erfolg einstweilen ausblieb, bis dann im Mai 1855 an Grosse die Aufforderung erging, die Leitung des Feuilletons der halbamtlichen „Neuen Münchener Zeitung" zu übernehmen, die bestimmt war, den Interessen des Münchener Dichterkreises zu dienen.

Grosse nahm an und war somit Journalist geworden, was er bis zum Ende des Jahres 1867 geblieben ist.

Man kann diese zwölf Jahre, während derer sein Schicksal mit der Geschichte der Münchener Dichterschule eng verknüpft ist, wohl als die Höhe in Grosses Leben bezeichnen: er macht jetzt, einen fünfmonatigen Urlaub im Jahre 1856 benutzend, seine italienische Reise, er gründet sich 1859 nach Überwindung großer Schwierigkeiten eine glückliche Häuslichkeit, er gewinnt mit seinen „Gedichten", seinem „Mädchen von Capri", seiner „Gundel vom Königssee" seinen Dichterruf. Über das damalige Münchener Leben, über das „Krokodil" oder richtiger den „Heiligen Teich", dessen Mitglied Grosse war, mag man seine Selbstbiographie nachlesen, die für diese Dinge, wie gesagt, eine wichtige Quellenschrift ist. Einmal, im Jahre 1861, schien, da die „Neue Münchener Zeitung" in andere Hände überging, Grosses Münchener Existenz gefährdet, er ging auch für ein halbes Jahr als Redacteur der „Illustrierten Zeitung" nach Leipzig; dann aber übernahm die bayerische Regierung selber jenes Blatt, gestaltete es zur „Bayerischen Zeitung" mit „Morgenblatt" um, und das Morgenblatt kam wieder in Grosses Hände. Er hat es zu einem für das geistige Leben Bayerns wichtigen Organ erhoben, überhaupt ist seine kritische Thätigkeit, in Norddeutschland fast unbekannt, ihrer Zeit von Bedeutung gewesen und in einer Geschichte der Münchener Schule dermaleinst eingehend zu berücksichtigen. Nach König Maximilians II. frühem Tode wurde bekanntlich die Stellung der norddeutschen Dichter in München erschüttert, Ende 1867 traf auch Grosse ein schwerer Schlag, da die „Bayerische Zeitung" plötzlich aufhörte, wie er meinte, infolge Intriguen der Wagnerianer. Er verlor aber den Mut nicht, und es gelang ihm auch, sich durch eifrige Romanproduktion und die Mitarbeiterschaft an großen Zeitungen, wie der „Augsburger Allgemeinen", oben zu halten. 1867 besuchte er die Pariser Weltausstellung, von 1868 an bekleidete er eine Dramaturgenstellung am Münchener Hoftheater, Ende 1869 aber übernahm er das Amt des Generalsekretärs der Deutschen Schillerstiftung und siedelte nach Weimar über. Bis dahin führt uns seine Selbstbiographie.

Seitdem ist Grosses Leben ruhiger, wenn auch nicht ohne einigen Wechsel verflossen. Alle fünf Jahre erhielt die Schillerstiftung früher bekanntlich einen anderen Vorort, und so mußte der Generalsekretär Weimar 1875 mit Dresden, 1880 dieses wieder mit Weimar vertauschen, 1885 nach München ziehen, endlich 1890 nach Weimar zurück. Seinen regelmäßigen Sommerurlaub benutzte Grosse meistens zu Reisen und ist so 1880 zum zweitenmal nach Italien und seitdem noch öfter an den Gardasee und nach Tirol gekommen. 1892 wurde er vom Großherzog von Sachsen-Weimar zum Professor, 1896 zum Hofrat ernannt. Trotz einer angegriffenen Gesundheit hat sich der Dichter bis heute eine verhältnismäßig große geistige Frische und Empfänglichkeit bewahrt, und die berühmten Gäste, die das heutige Weimar häufiger in seinen Mauern sieht, verfehlen selten, den alten Münchener im Schillerhause zu besuchen, der, wenn er auch die nationale Bedeutung der großen Weimaraner selbstverständlich nicht erlangt, doch auch der Kunst sein ganzes Leben lang treu gedient hat — ohne daß ihn gerade große Erfolge dafür entschädigt hätten.

Die Eigenart von Grosses Dichtertalent hat Otto Roquette in der mitgeteilten Charakteristik mit den folgenden Worten angedeutet: „Es ist mir niemals eine leidenschaftlichere Begeisterungsfähigkeit vorgekommen als bei ihm, niemals eine gewaltiger ausgreifende Phantasie, niemals eine solche Leichtigkeit des Hervorbringens, auch bei den stärksten Aufgaben." In der That wurzeln die Vorzüge wie die Schwächen Grosses in seiner ungemein reichen und beweglichen Phantasie, die, immer thätig, von Stoff zu Stoff eilt, jeden begeistert umfaßt, aber nicht jeden hinreichend ausreifen und realistisches Leben gewinnen läßt. Diese weit ausgreifende Phantasie, sicherlich eine der wichtigsten Dichtereigenschaften, scheint vornehmlich ein Erbteil des thüringischen Stammes zu sein; wir wissen, daß auch der größte Thüringer Dichter, Otto Ludwig, sie besaß, der auch Stoff auf Stoff angriff und, wenn auch nicht jedem Einwurf seiner Freunde,

wie Otto Roquette von Grosse meint, so doch der eigenen Reflexion in dem Maße die Herrschaft über sein Schaffen zugestand, daß er ewig umarbeitete und selten fertig wurde. Grosse ist nun freilich kein Fragmentdichter, er wird fertig, dafür fehlt ihm aber wieder der ausgeprägt realistische Zug Otto Ludwigs, der sich nie genug thun konnte im Streben nach Lebenswahrheit. Kein Wunder auch: Grosse ist früh vom Heimatboden losgerissen und dann viel umhergetrieben worden, während Otto Ludwig dreißig Jahre lang auf einem Fleck Thüringens saß und auch während seines ganzen späteren Lebens ein Einsiedler blieb. Dann gehört Grosse ja auch schon einem jüngeren Geschlecht an, eben dem der Münchener, die ein ganz anderes Ideal vom Dichterberuf hatten als der einsame Eisfelder, die an den von diesem verworfenen Idealismus der Klassik wieder anknüpften und eine Kunst der reinen Schönheit zu schaffen trachteten, darüber freilich Eklektiker, ja zum Teil Akademiker wurden. Die glänzenden Eigenschaften der Münchener, ihre spielende Beherrschung der Form, ihren guten Blick für dichterische Stoffe, ihre vielseitige Bildung besitzt auch Grosse in hohem Maße; was ihm fehlt, ist die Gleichmäßigkeit, die sichere Künstlerschaft, über die unter anderen Paul Heyse verfügt. Dafür hat Grosse aber wieder mehr Begeisterungsfähigkeit und natürlichen Schwung als die meisten seiner Genossen.

Es soll hier keine Vergleichung der Münchener Dichter untereinander versucht werden — daß Grosse sich nicht die litterarische Stellung der Geibel und Heyse errungen hat, ist jedermann bekannt und hat natürlich auch seine inneren Gründe. Deswegen kann aber doch zugegeben werden, daß er einzelner seiner Vorzüge halber mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, als er gefunden hat. Vor allem als Lyriker. Grosse gehört unbedingt zu den deutschen Lyrikern, die einen eigenen Ton haben, und übertrifft dadurch manche berühmteren. Wer eine seiner Sammlungen — es sind drei erschienen: „Gedichte“ (1857), „Aus bewegten Tagen“ (1869), „Gedichte“, Auswahl in Redaktion von Paul Heyse (1882) — in die Hand nimmt und nur oberflächlich durchblättert, der wird leicht durch die sprachliche Pracht, den „Wortprunk“, wie die gestrengen Kritiker sagen, zu der Meinung gelangen, Grosse sei ein bloßes Formtalent oder gar ein Rhetoriker und kein „urechter“ Lyriker. Aber dieser erste falsche Eindruck schwindet sehr rasch bei genauerer Betrachtung: es ist doch stets echtes Empfinden, was Grosses Gedichte hervorrufen, und die sprachliche Pracht und der Bilderreichtum sind nicht etwa die Ergebnisse der erworbenen Formgewandtheit, sondern eben der Ausfluß einer schwungvollen Natur und reichen Phantasie. Schon die Entstehung der Gedichte Grosses, über die er in seinen Lebenserinnerungen berichtet, beweist, daß wir es bei ihm mit einem natürlichen Quellen und keineswegs mit einem künstlichen Machen zu thun haben. Der Dichter war, wie schon erwähnt, fast zwanzig Jahre alt geworden, als sein erstes lyrisches Gedicht entstand, und es wurde ganz aus der Stimmung geboren. „Zum erstenmal,“ erzählt er von einem Abend am Saaleufer bei Halle, „ein lyrisches Gedicht, das wie von selbst entstanden war. Ich kann wohl sagen, mit jenem Abend begann eine neue Lebensepoche für mich. Wie ein Forscher, der unvermutet Gold und Perlen gefunden, ging ich in wonnevollem Traum nach Haus. Daß mir auf einmal Lieder gelangen und innere Melodien ihren Ausdruck im Wort fanden, war eine neue beglückende Offenbarung. Und sonderbar — nicht wie es sonst die Regel bei gesunder Jugend — nicht durch die Liebe war mir das Geheimnis des Liedes aufgegangen, sondern durch den Zauber landschaftlicher Schönheit.“ Ist nun auch sicher, daß gedrungene Schlichtheit und zarte Innigkeit in der Lyrik stets wirksamer sind als pathetischer Schwung und Bilderpracht, so haben doch auch diese ihr Lebensrecht, sobald sie nicht rein äußerlich sind, und das sind sie bei Grosse in der That nicht. Man lese einige seiner besten Stücke wie das folgende:

Sehnsucht, auf den Knien
Schautest du himmelwärts —
Einzelne Wolken ziehen,
Kommen und entfliehen,
Ewig hofft das Herz.

Liebe — himmlisch Wallen
Goldener Jugendzeit —
Einzelne Strahlen fallen
Wie durch Pfeilerhallen
In das Leben weit.

Einsam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung;
Einzelne Wellen schlagen,
Rauschen herauf wie Sagen:
Herz, auch du warst jung!

oder:

Auf Stromesschnellen im Wirbelwind,
Wie hab ich verloren die Jahre —
Nun sitz ich bei dir, mein süßes Kind,
Und wühle in deinem Haare.
Mich dünkt, ich träum im Palmenhain,
Rings rauscht's wie Jugendbronnen,
Dein Aug, es ist mein Sonnenschein,
Und dein Haar hält mich umsponnen.

Mich dünkt, es klingt wie ein heimlich Lied
Vom Sommerland voll Sehnen,
Mich dünkt, wir fahren aus Schilf und Ried,
Gezogen von wilden Schwänen.
Wie ist geworden der Strom so breit,
Wie sanft die Wogen gleiten,
Als führen wir aus der irdischen Zeit
Hinüber in Ewigkeiten —

Wer könnte da die tiefe Empfindung, die Bilder wie die „Pfeilerhallen", den „Palmenhain" und die „wilden Schwäne" ganz ungesucht, aus der Fülle der Gesichte heraus bringt, verkennen? Grosses überwiegende Phantasie führt ihm eben Bilder in Menge zu, eins geht wohl auch ins andere über, aber die Gesamtstimmung bleibt doch einheitlich. Völlig fehlen übrigens die schlichten Töne in Grosses Lyrik nicht, ich erinnere an die bekannten Gedichte „So hat noch niemand mit mir gethan" und „Manchmal erklingen hör ich's leise", die sich in allen „Blütenlesen" finden.

Als Dramatiker hat Grosse eine verhältnismäßig große Fruchtbarkeit entwickelt, aber nur einzelne Bühnenerfolge gehabt. Zehn seiner Dramen liegen gedruckt vor, die Zahl der ungedruckten, von denen einige aufgeführt sind, mag ebenso groß sein. Auch als Dramatiker erweist Grosse wieder die lebendige, weit ausgreifende Phantasie und den fortreißenden Schwung seines Naturells und mag daher unter den Münchenern das Talent sein, dem eine erfolgreiche theatralische Laufbahn am ersten zu prophezeien gewesen wäre. Geibel hat dies auch wirklich gethan, aber unsere deutschen Bühnenverhältnisse haben die Prophezeiung nicht zur Wahrheit werden lassen. Fast in dem Leben jedes neueren deutschen Dichters spielt ja der Zustand des deutschen Theaters, das jahrzehntelang neben den Klassikern nur das gemeine Theaterstück gepflegt, das ernsthafte poetische Drama zeitgenössischen Ursprungs aber vernachlässigt hat, eine unheilvolle Rolle. Während in Frankreich die tragédie der Corneille und Racine fast zwei Jahrhunderte hindurch auch in ihren schwächlichsten Vertretern, beispielsweise den Arnault und Jouy zu Anfang unseres Jahrhunderts, immer neue Erfolge errang und sich hier die Macht einer großen Überlieferung erwies, hat sich bei uns nie eine Tradition entwickelt, und selbst die begabtesten Nachfolger Schillers haben im ganzen auf den Erfolg verzichten müssen, zum Teil auch durch die Schuld der Kritik, die alles, was „Jambentragödie" war, unterschiedslos zusammenwarf und verspottete. Und doch haben wir, von den großen Charakteristikern Kleist, Hebbel und Ludwig ganz abgesehen, das ganze Jahrhundert hindurch zweifellos fortwährend Talente gehabt, die auf unseren Bühnen das höhere Drama lebendig und frisch zu erhalten vermocht hätten, wenn ihnen nur ein wenig Entgegenkommen gezeigt worden wäre. Zu ihnen rechne ich auch Grosse, dessen Stücke durchweg bühnenwirksam und im einzelnen reich an Schönheiten sind, dessen Sprache natürliches Feuer aufweist, nicht Nachleiern Schillers ist. Die bedeutendsten Dramen Grosses sind: „Die Ynglinger", 1855 entstanden, wie schon bemerkt nach einer Idee Geibels ausgeführt, „Johann von Schwaben" (1859), „Der letzte Grieche" (1864), „Gudrun" (1866) und „Tiberius" (1874). Dieser hat unter allen Dramen Grosses den größten Erfolg gehabt; Laube brachte ihn in Wien, und dann ging er über viele andere Theater. Dauernd auf dem Spielplan konnte er freilich nicht bleiben, so lohnende Aufgaben er auch der Schauspielkunst bietet. Er bezeichnet, auch rein als Dichterwerk gesehen, vielleicht die Höhe von Grosses Schaffen und dürfte unter den deutschen Römertragödien mit voranstehen. Von späteren Dramen des Dichters sind noch ein „Bothwell" und „Die Herzogin von Ferrara" (Lucrezia Borgia) gegeben worden.

Eine besondere Stellung nimmt unter Grosses Dramen der „Fortunat" ein, der, ursprünglich als eine Erneuerung oder Weiterentwickelung des Raimundschen Märchendramas gedacht, sich zu einem Ideen-

drama oder, wenn man will, Mysterium auswuchs. Das Werk wurde bereits 1855 vollendet, aber 1895 in eine neue Form gegossen und erschien 1896. Grosse hat den alten Volksbuchstoff, den vorher u. a. Tieck in zehn Akten mit dreiundachtzig Verwandlungen behandelte, sehr vereinfacht und vertieft: Fortunat erhält den Glückssäckel von den verkörperten seelenlosen Naturmächten gegen seine Seele, und es ist der seiner Seele beraubte, d. h. der Sinnenmensch Fortunat, der alle Erdenwonnen, die das Gold verleihen kann, genießt, um sie als schal zu erkennen. Die Liebe eines schlichten Mädchens bleibt ihm allein getreu, und als er endlich den Säckel fortschleudert, erhält er seine Seele wieder und findet zugleich die Geliebte. Im einzelnen kann ich hier auf das eigentümliche Werk nicht eingehen: es enthält eine Fülle von Gestalten, einen großen Reichtum an phantastischen und der Wirklichkeit mehr angenäherten Situationen, viel schöne Lyrik und einen starken Gedankengehalt. In mancher Hinsicht ist es selbstverständlich, wie alle Werke dieser Art, von Goethes „Faust“ beeinflußt, auch Elemente der Shakespeareschen romantischen Welt findet man in ihm wieder, im ganzen aber erscheint es geistig selbständiger und weittragender als die meisten unserer modernen Märchendramen. Über den Rahmen eines Theaterabends wächst es weit hinaus, ist aber am Ende doch für die Bühne zu gewinnen — wie ich vernehme, giebt es auch bereits eine Bühnenbearbeitung. Es erscheint mir ausgemacht, daß sich die Litteraturforschung noch einmal eingehend mit diesem Drama beschäftigen wird, so gut, wie sie es beispielsweise mit Immermanns „Merlin“ thut.

Die unbestrittensten Erfolge hat Julius Grosse mit seinen epischen Dichtungen errungen; sowohl „Das Mädchen von Capri“ (1860) wie „Gundel vom Königssee“ (1864) werden dem Besten zugerechnet, das wir in dieser Art besitzen. Originelle Erfindung, vortreffliches Lokalkolorit, schöne Form sind die Hauptvorzüge dieser Dichtungen, von denen die zweitgenannte noch in der sicher nicht verfeinernden Umformung zu einem bayerischen Volksstück eine große Wirkung zu üben vermochte. Aber nicht bloß die beiden berühmtesten epischen Dichtungen Grosses, auch die anderen weniger bekannt gewordenen, die in der Sammlung „Erzählende Dichtungen“ (1871 bis 1873) Aufnahme gefunden haben, vor allem „Der graue Zelter“, „Tamarena“ und „Des Ketzers Beichte“, verdienen vollste Aufmerksamkeit; Grosse ist ein ausgezeichneter Erzähler in Versen, hier besonders kommt ihm sein Phantasiereichtum zu gute. In dieser Beziehung steht auch „Abul Kazims Seelenwanderung“ (1872) hoch. Weniger gelungen erscheinen die humoristischen Epen „Pesach Pardel“ (1866 preisgekrönt) und „Der Wasunger Not“, obwohl sie stofflich glückliche Griffe sind. Von den in den „Episoden und Epilogen“ (1888) vereinigten kleineren Stücken ist „Das Gericht im Urwald“ geradezu volkstümlich geworden, kein besserer Deklamator, der es sich entgehen ließe; sehr hübsch ist ferner „Grasemücke“, eine russische Abart des Aschenbrödelstoffes, und mindestens fesselnd der in „Faustine“ gemachte Versuch, Genellis geniales „Leben einer Hexe“ dichterisch zu erläutern. Die Höhe von Grosses epischer Dichtung bezeichnet endlich sein „Volkramslied“.

In Prosa hat der Epiker Grosse eine sehr umfangreiche Thätigkeit entfaltet; die Gesamtzahl seiner Romane und Novellen mag sich auf etwa siebzig belaufen, und es sind zwei- und dreibändige Werke darunter. Die große Zahl bedingt schon eine bestimmte Ungleichheit, selbst Flüchtigkeit, und sehr viele von Grosses Erzählungen ragen denn auch nicht über die Durchschnitts-Unterhaltungslitteratur hinaus. Oder doch höchstens in einer Richtung, nach der Seite der Erfindung nämlich. Grosse ist in der That ein großer Stofferoberer, seine Phantasie war allzeit rege, und sowohl aus der Geschichte wie aus dem Leben strömte ihm der poetische Stoff unaufhörlich zu. Natürlich aber konnte so nicht alles ausreifen, wie ich schon oben einmal bemerkte, und wenn es dann an die Ausführung ging, mußte eben wieder die Phantasie aushelfen, und sie lieferte oft recht luftige Arbeit. Nun dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß in der Zeit, wo die meisten erzählenden Werke Grosses entstanden sind, das heutige Ideal des Wirklichkeitsromans noch nicht aufgepflanzt war, daß man dem Dichter das Recht einräumte, frisch

darauf los zu fabulieren und auf bunte Verschlingungen des Schicksals und interessante Probleme mehr Wert zu legen als auf Treue nach dem Leben. Diesen Gesichtspunkt festgehalten, kann manches von des Dichters erzählenden Werken heute noch fesseln, obgleich es die geschlossene künstlerische Form eines Heyse z. B. durchweg vermissen läßt. Grosse hat sich auf allen Gebieten der erzählenden Litteratur versucht, geschichtliche Romane, Zeitromane, Problem- und Künstlernovellen geschrieben, ohne sich ein eigenes, besonderes Feld geschaffen zu haben. Von den geschichtlichen Romanen nenne ich: „Maria Mancini“ (1869), „Der Revolutionär“ (das Cadoudalsche Attentat behandelnd, 1869), „Sophie Monnier“ (Mirabeau, 1876), „Mozart und Daponte“ (1874), „Das Bürgerweib von Weimar“ (1887), „Der Spion“ (Dekabristen-Aufstand, 1887). Unter den Zeitromanen sind „Gegen den Strom“ (1871) und „Der getreue Eckart“ (1885) die bedeutendsten, jener etwa im Anfang der sechziger Jahre, dieser in den achtziger Jahren spielend und beide eine Lieblingsidee Grosses, die Pflicht der Menschheit gegen ihren geistigen Adel, erörternd, im übrigen sehr handlungsreich und spannend. Halb Zeit-, halb Künstlerroman ist „Der Stadtengel“ (1874), der interessante Schilderungen von Grosse miterlebter Münchener Ereignisse enthält. Als Werke, in denen Probleme behandelt sind, seien „Untreu aus Mitleid“ (1868), „Die neue Hagar“ (1873), „Ein bürgerlicher Demetrius“ (1874), „Zweierlei Maß“ (1878), „Ein Frauenlos“ (1888) hervorgehoben, alle wohl unseren modernen, etwas übertriebenen Ansprüchen auf psychologische Begründung nicht ganz entsprechend, aber doch vielfach richtig gesehen, wie denn z. B. der wahnsinnige Sänger in „Untreu aus Mitleid“ auch von Psychiatern „anerkannt“ worden ist. Von den Novellensammlungen Grosses seien die große dreibändige (1861 bis 1863), die Theaternovellen „Mimosen“ und die noch nicht vollständig gesammelten „Novellen des Architekten“ genannt; auch hier findet sich eine Fülle von neuen Motiven. Am charakteristischsten für Grosse dürfte von all diesen Werken „Der getreue Eckart“ sein, der auch den größten Erfolg gehabt hat.

Grosses episches Hauptwerk, der Sang aus unseren Tagen „Das Volkramslied“ (1889, 3. Aufl. 1898), zeigt gleichfalls die Vorliebe des Erzählers für bunte Schicksale, aber hier ist diese Vorliebe keinesfalls vom Übel, aus dem ganz einfachen Grunde, weil eine Darstellung der mit dem gesamten Weltgeschick verbundenen neueren Entwickelung unseres Volkes zur Einheit eben eine Fülle wechselnder Bilder heraufbeschwören muß. Wenn man es getadelt, daß der Held dieses Epos der Gründung des Deutschen Reiches, Erwin Volkram, ein Abenteurer ist, und sogar an Gregor Samarows Romane zu erinnern gewagt hat, so übersieht man, daß die Verhältnisse der Zeit nach 1848 nicht die schlechtesten Vorkämpfer der Einigkeit und Freiheit Deutschlands zu einem Wanderdasein zwangen, und daß sich die Fäden, aus denen das Band der deutschen Einheit gewoben wurde, sowohl in Paris wie in London, in Rom wie in Petersburg anspannen. Den Helden eines Epos aber kann man doch nicht gut alles Geschehen durch Berichte erfahren lassen, er muß selbstthätig an Ort und Stelle sein. So darf man es Grosse also nicht vorwerfen, daß er Erwin Volkram aus dem deutschen Leben des Heimatnestes, der Universität und Kunststadt heraus unter die Tausend von Marsala und nach Aspromonte, in das Paris Napoleons III., nach Amerika und London, auf die Schlachtfelder von 1866 und 1870 führt. Auch die Einflechtung zahlreicher Liebesabenteuer des Helden ist wohl ein altes und unbestrittenes Dichterrecht, es muß außer dem geschichtlichen doch noch ein persönliches Schicksal da sein. Das Muster für alle Dichtungen dieser Gattung bleibt ja Byrons „Don Juan“, und von ihm und Schacks „Lothar“ und „Durch alle Wetter“ ist Grosse unzweifelhaft beeinflußt. Aber doch keineswegs in so hohem Maße, daß die Selbständigkeit seines (auch nicht in ottave rime, sondern in den verschiedensten Formen verfaßten) Werkes darunter litte — im Gegenteil, Grosse ist selbständiger als Schack, vor allem ist der lyrische Gehalt größer; ja, man kann sagen, der Gesamtcharakter des Werkes ist trotz seiner erzählenden Teile lyrisch. Man hat darum behauptet, Grosse habe eine gewaltige Epoche durch das Spielen mit allen Versmaßen dichterisch ausschöpfen wollen und dabei voll-

ständig Schiffbruch gelitten. Das ist aber durchaus falsch: gewiß ist sein Volkramslied kein eigentliches Epos, auch kein subjektives Epos im Stile Byrons, aber es ist allerdings eine in der Stimmung einheitliche, von durchweg hoher Auffassung getragene Dichtung, mit zahlreichen Teilen, in denen der natürliche Schwung von Grosses Dichternatur den Leser fortreißt. Von „Spielen“ mit Versmaßen kann gar nicht die Rede sein: Grosses Neigung zu glänzender Form erwächst, wie bei seiner Lyrik überhaupt, auch hier aus echter Empfindung und aus Phantasiereichtum, er künstelt keineswegs. Es ist ein großes Unrecht gegen den Dichter und das Volkramslied, das bloße Formgewandtheit zu nennen, was ohne Zweifel Temperamentssache ist; Grosse hat Temperament, hat Feuer, wenn es vielleicht auch oft nur das leichtere Feuer der patriotischen Lyrik Theodor Körners ist, nicht das schwerere eines Ernst Moritz Arndt. Den vollendetsten lyrischen Strophen des Volkramsliedes aber kann man sogar Größe zugestehen. Im Rahmen der Münchener Schule muß man das Werk natürlich betrachten, es ist Kulturpoesie, aber doch hoch ausgebildete Kulturpoesie, die so lange lebendig bleiben wird, bis die nämliche Aufgabe von einem Größeren gelöst werden wird. Unter den Dichtern des jüngeren Geschlechtes sehe ich den Berufenen einstweilen nicht.

Die große Begabung Grosses ist übrigens nie ernsthaft bestritten worden, man hat nur hier und da gemeint, er habe im ganzen nicht gehalten, was er versprochen. Nun, so lese man des Dichters Lebenserinnerungen „Ursachen und Wirkungen“, und man wird erkennen, daß der Dichter allerdings gab, was er vermochte, daß er der Kunst nie untreu ward, und daß, wenn nicht alle Blütenträume reiften, das ungünstige poetische Klima Deutschlands eine nicht wegzuleugnende Schuld daran trägt. Auf alle Fälle hat Grosse doch vermocht, in einer ganzen Anzahl seiner Werke die glücklichsten Seiten seines Talentes voll zu entwickeln, und wenn einmal die Geschichte der Münchener Dichter objektiv geschrieben wird — was heute allerdings noch nicht möglich erscheint —, so wird auch er seinen festen Platz im Tempel unserer Dichtung erhalten.





Litterarisches.

Tiefe Wasser. Fünf Erzählungen von Ernst von Wildenbruch. (Berlin, Freund u. Jeckel.) — Während sich Hauptmann von Anfang an so entschieden als Dramatiker fühlte, daß er es während seines ganzen bisherigen dichterischen Schaffens mit zwei flüchtigen novellistischen Skizzen bewenden ließ, haben Sudermann und Wildenbruch neben dem Drama von jeher mit fast gleich ausgiebiger Liebe auch den Roman und die Novelle gepflegt; und wenn sie uns trotzdem weit mehr als Bühnendichter denn als Erzähler geläufig sind, so trägt daran vor allem wohl der herrschende Zeitgeschmack die Schuld, der den höchsten Wertmesser dichterischen Ruhmes erst in einer Reihe erfolgreicher Theaterstücke sieht. Daneben dürfen wir dann freilich nicht vergessen, daß beide Dichter, Sudermann sowohl wie Wildenbruch, auch in ihren epischen Werken einen ausgeprägt dramatischen Zug zur Schau tragen, und daß manche ihrer Erzählungen uns nur geradezu wie Vorstudien oder Bausteine zu einem verschwiegenen, verworfenen oder noch unfertigen Bühnenstück anmuten. Die fünf Erzählungen, die Wildenbruch neuerdings in einem Sammelbande herausgegeben hat, haben, trotz all ihrer poetischen Vorzüge, diesen Eindruck nur noch in mir verstärkt. Der Volksmund heißt stille Wasser tiefe Wasser; aber diese Kombination hat dem Verfasser offenbar sehr fern gelegen: das gemeinschaftliche Gepräge seiner hier vereinigten Erzählungen ist vielmehr eine gewisse leidenschaftliche Erregtheit, der man den verhaltenen Atem des Dramatikers anhört. Hier werden keine seelischen Stimmungen ausgemalt, keine lyrischen Momente ausgeschöpft; die Charaktere offenbaren sich in Handlungen und brauchen keinen anderen Dolmetscher als sich selbst. Sogar in den beiden Skizzen, die wie leichte Vor- und Nachhut die schwereren Kerntruppen der drei mittleren Novellen begleiten, entfaltet sich aller Inhalt allein aus den Personen heraus; streng versagt sich der Dichter jedes beschauliche Verweilen, jede schmückende, von außen herbeigetragene Drapierung. Am offenkundigsten aber erscheint diese subjektive Entsagung in der mittleren Erzählung („Der Liebestrank"), einer echten, auf historischem Hintergrund entworfenen Novelle, die fast zu karg und schroff anmutet, so hart aneinander stoßen die Geschehnisse. Und doch entbehrt auch dieses Stück Wildenbruchscher Gestaltungskraft nicht der Stimmung: ein blaufahles Gespensterlicht huscht ab und zu darüber, etwa wie wir es aus dem „Hexenlied" kennen. Innerlicher und ergreifender wirkt das „Waldgesicht", obgleich auch hier die etwas stilisierte Romantik des Unheimlichen eine Rolle spielt, und vollends ganz in Seele getaucht ist „Das Orakel", eine rührende Knabengeschichte, die ich noch höher schätze als desselben Verfassers „Edles Blut", ja, die ich sogar getrost mit Konrad Ferdinand Meyers „Leiden eines Knaben" vergleiche. Zwei Kinderseelen stellt auch die, alte und neue Technik wunderbar versöhnende, Erzählung „Die Alten und die Jungen" in den Mittelpunkt, und wieder ist es die Jugend, die, der Natur und Unschuld so viel näher, im schmerzlichen Kampfe der feindlichen Lebensmächte Sieger bleibt. Wie hier die zarten, gerade erst keimenden Gefühle des Kindergemüts, so schildert der Dichter in der letzten und gehaltvollsten Erzählung, die er nach der Heldin „Die Waidfrau" getauft hat, das Empfindungsleben einer reifen Frau aus dem Volke, der unverhofft noch an der Scheide ihrer Jugend ein Johannistrieb reinster weiblichster Liebe erblüht. Das Thema gehört nicht gerade zu den seltenen, aber schwerlich ist es sonstwo so schlicht, natürlich, lebenswahr und ledig aller Künstelei behandelt worden. Auch diesmal hat der Dichter der „Quitzows", des „Meister Balzer" und der „Haubenlerche" uns wieder gezeigt, daß man sehr wohl zugleich ein Dramatiker der großen vaterländischen Geschichte und ein liebevoller Novellist des bürgerlichen Alltagslebens sein kann, getreu seinem hier ausgesprochenen Worte: „Man braucht nicht in die große Welt und die Weltgeschichte hinauszugehen, um Tragödien zu finden, man kann ihnen auch da begegnen, wo der Wellenschlag des Lebens zu ebben scheint, in den Hinterhäusern einer kleinen Stadt." F. D.

* * *

Theodor Storms dichterisches Erbe ist zwar, wie es bei dem stark ausgeprägten Heimats-

charakter seiner Werke nicht anders zu erwarten war, dem schleswig-holsteinischen Boden treu geblieben, aber die eigenartige Mischung von Zartem und Starkem, Träumerischem und Trotzigem, die seine Kunst so groß macht, hat doch unter dem jüngeren Nachwuchs seiner litterarischen Landsleute keinen gefunden, der allein sie tragen könnte. Der Goldschatz ist zersplittert: doch wer auch nur ein einzig echtes Körnlein davon empfing, braucht sich nicht mehr arm zu dünken. Zu diesen Glücklichen gehört neben Detlev von Liliencron auch Timm Kröger in Kiel, der noch, wie alles Gesunde und Tüchtige in der heimatlichen Litteratur, für seine ersten dichterischen Anfänge von dem verehrten Meister selbst freudige Aufmunterung erfuhr. Und in der That hat auch Kröger von den Schätzen, die seine Heimat birgt, für seine fromme, treue Hingabe an Landschaft und Leute den schönsten und kostbarsten verliehen erhalten, den sie überhaupt zu vergeben hat: die Stormsche Stimmungspoesie. In der **Wohnung des Glückes** (Berlin, Schuster u. Löffler) vor allem, einer träumerischen Heimatsgeschichte, spinnt diese Natur und Menschen in Gefühl verklärende Kunst ihren ganzen Zauber. Wir empfangen hier Landschaftsbilder, die ganz Seele, und Menschenschilderungen, die ganz Duft und Farbe zu sein scheinen. Leider aber offenbart sich dieser Vorzug des Dichters zugleich als Quelle seiner Schwächen. In den brodelnden Nebeln der Stimmung verschwimmt nur gar zu sehr die Handlung, verwischen sich nur gar zu leicht die Charaktere, und so ergreifend manches Kapitel erscheint, schließlich bleibt doch das schmerzliche Bedauern Sieger, daß sich zu diesem poetischen Gemütsreichtum nicht auch die ebenmäßige künstlerische Gestaltungskraft gesellt hat, die wir an dem Dichter des „Aquis submersus“ und des „Schimmelreiters“ so bewundern. Daß freilich auch diese Gabe der novellistischen Komposition für Kröger sehr wohl noch zu erringen ist, zeigt sein zweites mir vorliegendes Buch **Schuld?** (Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer), dem er selbst den Untertitel „Novelle“ gegeben hat. Was wir hier empfangen, ist eine durchgreifende Umarbeitung der schleswigschen Küstengeschichte „Der Schulmeister von Handewitt“, die uns der Verfasser schon vor einer Reihe von Jahren bescherte, und sein Bekenntnis in der neuen Vorrede, er habe gefunden, daß der Idee der Erzählung wohl fleißiger hätte nachgegangen werden und daß der Leser hier und da wohl glattere Abrundung der Übergänge hätte erwarten dürfen, getröstet uns der zuversichtlichen Hoffnung, auch dieser Künstler werde am Ende noch die unverbrüchlichen klassischen Gesetze epischer Kunstübung schätzen und beobachten lernen. Wieviel schärfer und lebensvoller zeigen sich hier schon die Menschen herausgearbeitet als in der „Wohnung des Glückes“: wieviel fester und unmittelbarer packt uns das Geschick dieser rührend süßen Frauengestalt, dieses kindlich weichen und doch in der schmerzvollen Ausübung seiner einmal erkannten Pflicht so charakterstarken Mannes! Der Inhalt der Erzählung erinnert wohl in einzelnen Zügen an Spielhagens „Was die Schwalbe sang“, aber die innige Naturbeseelung und der wohlthätige warme Humor, welche die Dichtung verklären, machen sie doch zu einer völlig selbständigen und originellen Kunstschöpfung. F. D.

* * *

Lieben und Leben. Interieurs von Paul Mahn. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Die neuere Schule in unserer Novellistik nimmt mit Recht den Ruhm für sich in Anspruch, ihre psychologische Sonde tiefer und rücksichtsloser als die Vorgänger in das Fleisch ihrer dichterischen Gestalten gebohrt und dadurch deren Innenleben intimer und wahrer dargestellt zu haben, als es bisher geschehen. Aus dieser ehrlichen Überzeugung ist offenbar auch der Untertitel des vorliegenden Prosabandes von Paul Mahn entstanden: was man früher Skizzen, Stimmungsbilder oder Plaudereien genannt hätte, heißt hier „Interieurs“. Es wäre thöricht, gegen diese Bezeichnung, die heute nun mal modern zu sein scheint, erzürnt vom Leder zu ziehen, zumal wenn sie, wie hier, von einem Verfasser herrührt, der mit einem scharfen Auge für die heimlichen Beziehungen des Lebens und der Menschen begabt ist und einen so feinen Zeichenstift führt, daß er auch die zartesten Seelenbilder noch wiederzugeben weiß. Wenn Mahn in den „Lebensblättern zweier Sentimentalen“ das Sichselbstfinden eines irregegangenen Mädchenherzens schildert, wenn er im „Sonnenschein“ scherzhaft-anmutig über Pleinairmalerei plaudert, wenn er uns in dem nächsten Bildchen eine treffliche Milieustudie aus dem Volksleben giebt oder in einer meisterhaften Satire „Kellner!“ dem gesellschaftlichen Dünkel bittere Wahrheiten sagt — immer spüren wir den sicheren Takt eines geschmackvollen und feinsinnigen Schriftstellers, dem es vielleicht nie gegeben sein wird, große, gewaltige Stoffe mit überlegener Gestaltungskraft zu zwingen, der aber dafür selbst aus den schlichten, unansehnlichen Kieselsteinen, die auf der staubigen Landstraße des Alltagslebens liegen, noch helle Funken echter Poesie zu schlagen weiß. F. D.

* * *

Lyrische Studien. Von Hans Gerhard Gräf. (Weimar, Hans Lüstenöder.) — Der Verfasser scheint schon mit dem Titel dieser anspruchslosen Gedichtsammlung andeuten zu wollen, daß er sein Talent noch in der Entwickelung begriffen fühlt und daß die leichten Verse, die er uns hier bietet, eher Präludien denn die Melodie seines Lebens selbst sind. Noch gar zu deutlich spürt man doch das Suchen und Tasten des Anfängers, der sich lieber an Vorgänger und bewährte Muster der idyllischen Lyrik hält, anstatt eigene Töne zu wagen. So kommt es auch, daß er das Gehege seiner Stoffwahl viel zu weit zieht und keck genug ist, neben einem hübsch und zierlich gestalteten Mückentanzlied Weltalls-

accorde in philosophisch angehauchten Dithyramben anzuschlagen. Wie schon dieser schmale Band ein für allemal beweist, liegt des jungen Dichters Begabung auf der Seite des Idyllischen, Stimmungsvollen, vielleicht auch des Zierlich-Koketten und Anmutigen, keinesfalls aber auf den stolzen Bahnen einer gleich mächtig und siegesgewiß in die Höhe, Tiefe und Breite hinausschweifenden Welt- und Lebenspoesie, wie sie sein scheinbar zum Muster erkorener Führer Goethe wandelte. Bei der rechten Beschränkung und Zügelung mag er in den bescheidenen Grenzen seines Talentes noch manche hübsche und erfreuliche Gabe zu bieten haben. F. D.

* * *

Briefe Josef Viktor Scheffels an Schweizer Freunde. Mit einem Porträt Scheffels in Lichtdruck herausgegeben von Adolf Frey. (Zürich, F. Schultheß.) — Beinahe ein halbes Jahrhundert hat Scheffel mit Schweizern Berührung gehabt und freundschaftlichen Verkehr gepflegt, anfangs nur auf Grund ererbter Beziehungen, die schon seine Eltern mit Land und Leuten der Alpen unterhielten, später, vom Jahre 1860 an, auf Grund eigener Erlebnisse und Erfahrungen. Diese waren nicht immer ungetrübter Art, aber als verklärende, alles Dunkle heiter überstrahlende Sonne seiner Schweizer Erinnerungen blieb dem Dichter doch zeitlebens der Genesungsaufenthalt im Gedächtnis, den er zu Anfang der sechziger Jahre im Seethal, in der Wasserheilanstalt Brestenberg, träumend und dichtend genoß. Ausführlich behandelt diesen wichtigen Abschnitt seines Lebens die ansprechende Einleitung des vorliegenden Buches und ergänzt so mehr als eine Lücke in Prölß' bekannter Scheffel-Biographie. Die Hauptquellen des Herausgebers waren schriftliche und mündliche Mitteilungen solcher, die mit dem Dichter des „Ekkehard" während seines Schweizer Aufenthalts in persönlichem Verkehr standen. Durch die hier abgedruckten Briefe erhalten wir eine zuverlässige Darstellung der Scheffelschen Bewerbung um eine litterarhistorische Professur am Polytechnikum in Zürich, willkommene Aufklärung über die seiner Zeit von hämischem Geschwätz arg entstellte Krankheitsgeschichte der sechziger Jahre, charakteristische Erläuterungen zu den künstlerischen Absichten der „Frau Aventiure", offenherzige politische Bekenntnisse über die Ereignisse von 1864, 1866 und 1870/71, worin sich der Schreiber ganz als der widerborstige Süddeutsche zeigt, und endlich wenigstens vereinzelte Andeutungen über seine unerquicklichen Ehestandserfahrungen. Ein wertvoller und erfreulicher Beitrag zu der Lebensgeschichte eines bei seinen spärlichen Äußerungen keineswegs faltenlosen Dichtercharakters. F. D.

* * *

Harmlose Plaudereien eines alten Müncheners. Von Dr. Otto Freiherrn von Völderndorff. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) — Die Zahl derer, die einst die ruhmvolle Tafelrunde des Königs Max ausmachten, wird von Jahr zu Jahr kleiner; aber fast mehr noch als der rüstige Schnitter Tod sorgt die völlig veränderte Zeitstimmung dafür, uns jene Epoche königlichen Mäcenatentums zu einer Art von längst verklungenem Märchen zu machen. Da heißen wir es nun als einen glücklichen Ausgleich willkommen, daß gerade jetzt den wenigen übriggebliebenen Rittern jene beschaulichen Jahre des Alters kommen, wo der Geist lieber rück- als vorwärts schweift und Erinnerung die vertrauteste Muse wird. Baron von Völderndorff, der uns von seinen „Harmlosen Plaudereien" nun schon die zweite Sammlung bietet, gehört zwar nicht selbst zu den „Berufenen", aber mit vielen von ihnen verband ihn enge Freundschaft, und die meisten seiner Denkwürdigkeiten bewegen sich durchaus in ihren Kreisen. In diesen persönlichen „Erinnerungen", vor allem in denen an Liebig und Oskar von Redwitz, dessen mitgeteilte Briefe die Entstehungsgeschichte der „Amaranth" schildern, erblicken wir denn auch die wertvollste Gabe des überstarken Bandes. Was uns der keineswegs wortkarge Plauderer sonst noch über „Geflügelte Worte", den „Falschen Shakespeare", den „Besten Staat", „Lassalles ehernes Lohngesetz", über „Hinrichtungen", „Natur und Kunst", über „Mathematische Wahrheit", „Kochkunst" und „Potpourri" zu erzählen weiß, bleibt doch recht oft im bloß Kuriosen und Anekdotenhaften stecken und verdient in der That zuweilen nach Inhalt wie Form den vom Verfasser beliebten altmodischen Titel der „Causerie". Es ist mir unbegreiflich, warum Leute, für die ein hübsches Segelboot gerade das rechte Fahrzeug sein würde, durchaus ihren Oceandampfer haben wollen. F. D.

* * *

Meyers Kleines Konversationslexikon (Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut) erscheint seit einiger Zeit lieferungsweise in sechster, gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage. Schon die ersten neun Lieferungen, die uns bis zu diesem Augenblick vorliegen, weisen im Vergleich mit dem entsprechenden Teile der früheren Auflagen eine schönere Ausstattung, vielfache Erweiterungen des Textes und eine nicht unbeträchtliche Vermehrung der Stichwörter auf. Auch sonst zeigt sich überall eine noch größere Genauigkeit in den Erklärungen und eine noch planmäßigere Durchführung der Nachweise angestrebt. Mit diesen mannigfaltigen Textverbesserungen hat auch die Ausführung der Illustrationen Schritt gehalten. Der ersten Lieferung beigegeben sind unter anderem eine übersichtliche Karte von China und Japan und eine statistische Tabelle von China mit Karte der Kiautschaubucht. Gleich vortrefflich mit Kartenbeigaben ausgestattet sind die Arbeiten über Amerika, Asien und Australien, wie die Artikel über Auswanderung, Banken, Biersteuer u. s. w. — ein zuverlässiges Zeugnis,

daß auch der „kleine Meyer“ versteht, was man nun schon seit Jahren seinem älteren Bruder als Hauptverdienst nachrühmen darf: nämlich den Bewegungen und Strömungen der Gegenwart schnell und verständnisvoll zu folgen. Aus der Reihe der Buntdrucktafeln in den vorliegenden Heften sind ihrer prächtigen Ausführung wegen hervorzuheben die Tafeln „Alpenpflanzen“, „Aquarium“, „Internationale Flaggen“, während von den sauberen und deutlichen Holzschnitten vor allem die Tafeln „Zur Anatomie des Menschen“ erwähnt zu werden verdienen. Im ganzen wird das beliebte Not- und Trostbuch nach Vollendung der neuen Auflage nicht weniger als 80000 Artikel und Nachweise, 165 Illustrationstafeln, darunter 26 in Farbendruck, 56 Karten und Pläne und etwa 100 besondere Textbeilagen enthalten. Es ist auf 80 Lieferungen zu je 30 Pfennig oder auf drei Halblederbände zu je 10 Mark berechnet. F. D.

* * *

Als eine warme, stellenweise fast begeisterte Schutz- und Lobrede auf unsere deutsche Muttersprache stellt sich die kleine Schrift von Augustin Trapet dar: **Deutsche Sprache und deutsches Leben.** (Gießen, v. Münchows Verlag.) Der Verfasser führt uns mit feinem innerem Verständnis und nicht ohne dichterische Darstellungskraft den harten Ringkampf vor Augen, den unser heimisches Sprachleben im Laufe der Jahrhunderte mit fremden Kulturen geführt hat, läßt uns in dem lehrreichen Spiegel dieser Wettbestrebungen aber erst recht deutlich und anschaulich die innerliche Kraft und die eigenartigen, unnachahmlichen Schönheiten sehen, die auf dem lauteren Quellgrunde unserer Sprache ruhen. Trapet hat sein Auge besonders für die volkstümlichen Elemente unseres Sprachlebens geschärft und weiß daher z. B. besonders überzeugend Goethes Verdienste um das Werden unserer heutigen Schriftsprache zu würdigen. Auch was er über die nationale Bedeutung unserer Sprache, über ihre Pflege im Auslande oder auf den vorgeschobenen Posten des Deutschtums in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien zu sagen weiß, ist in den Tagen der Sprachenverordnungen wohl beherzigenswert. Seine Absichten und Ziele faßt das Büchlein schließlich in dem Satze zusammen: rechtes, schönes, reines Deutsch! ohne sich aber bei der näheren Begründung dieser Forderung an irgend welche einseitigen Stil- und Sprachbestrebungen der Gegenwart zu ketten.

Weitere Grenzen als diese doch eigentlich nur dem Augenblick dienende Schrift zieht sich das mittlerweile in dritter verbesserter Auflage erschienene Buch: **Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen** von Prof. Dr. Otto Weise. (Leipzig, B. G. Teubner.) Es verdankt seine Entstehung bekanntlich einem Preisausschreiben des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, das die Forderung aufgestellt hatte, unsere heutige deutsche Sprache nach ihrem geschichtlichen Werden und Sein auf wissenschaftlicher Grundlage, aber allgemein verständlich und anregend darzustellen, und es bezweckt demnach vor allem, die noch vielfach verbreitete äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen und an ihre Stelle eine durch die neue historische Forschungsmethode geläuterte Vorstellung zu setzen. Von den verwandten Werken Schleichers, Heinrich Rückerts und Behaghels unterscheidet sich das handliche, hübsch und gefällig ausgestattete Bändchen hauptsächlich dadurch, daß es die Sprache mehr im Zusammenhange mit dem Volkstum zu betrachten sucht und mit größerem Nachdruck die ursprüngliche sinnliche Bedeutung und dann den wechselnden Vorstellungswert der Wörter betont. In der durchweg ansprechenden Darstellung, die nur ab und zu unter Paragraphentum und Anmerkungsfülle zu leiden hat, macht sich vorteilhaft ein Stück Erbteil der geschichtlich-dichterischen Betrachtungsweise Herders bemerkbar, die ja zu unserer Freude auch sonst noch auf ähnlichen Gebieten neuerdings wieder lebendig wird. Jedem, dem daran gelegen, das Werden und Wachsen unserer heutigen Schriftsprache gleichsam nachzuempfinden und nachzuerleben, sei Weises zudem durch ein praktisches Wörterverzeichnis noch besonders nutzbar gemachtes Büchlein empfohlen.

Der leidenschaftliche Kampf, der einst — wohl über ein Jahr lang — um Wustmanns „Sprachdummheiten“ tobte, hat inzwischen längst ruhigere Formen angenommen, aber ganz zum Schweigen gebracht ist er immer noch nicht. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Gegner des streitbaren Mannes jetzt häufiger und eindringlicher zu Wort kommen als seine Anhänger. Namentlich von den Bänken her, wo die zünftigen Philologen sitzen, ertönt ihm heftiger Widerspruch; und wenn man sich früher mehr mit Einzelheiten seiner polternden Grammatik beschäftigte, so rückt man nunmehr vornehmlich den Grundsätzen zu Leibe, nach denen er in seinem Rezeptbuch verfährt. Als kennzeichnend für eine ganze Reihe solcher Gegenäußerungen darf eine in den periodischen „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich“ erschienene kleine Schrift von Dr. E. Tappolet angesehen werden, die den von vornherein unzweideutigen Titel führt: **Wustmann und die deutsche Sprachwissenschaft.** (Zürich, E. Speidel.) Alles, was vom Standpunkt der sogenannten historischen, das heißt der ruhig beobachtenden und registrierenden Grammatik gegen Wustmanns gesetzgeberische Tendenzen gesagt werden kann, ist hier noch einmal knapp, bestimmt und meistens schlagend zusammengefaßt. Gegen die individuelle, aber trotzdem diktatorisch auftretende Geschmacksgrammatik des Leipziger Sprachmeisters wird „das einzig konsequente und deshalb wissenschaftliche Sprachprincip in wissenschaftlichen Sprachfragen“ ausgespielt: der Sprachgebrauch. „Richtig“ und „falsch“ heißt da „gebräuchlich“ und „ungebräuchlich“. Aber schließlich muß doch auch der Verfasser dieses Büchleins zugeben, daß zwischen den beiden Klippen der wissenschaftlichen und der grammatischen Sprach-

auffassung ein großer Spielraum liege, innerhalb dessen sich jeder einzelne je nach Charakter und Geschmack bewegen möge. Am besten scheint ihm derjenige seine Aufgabe in Sprachangelegenheiten zu erfüllen, der mit dem Kunstsinn eines Wustmann die vorurteilslose Beobachtung eines Sprachforschers verbindet. Damit ist, denke ich, auch Wustmann schließlich noch ein gut Teil Ruhmes gewahrt: nicht als Regel und Richtschnur, wohl aber als Mahner und Warner werden uns seine „Sprachdummheiten“ hier und da immer noch wertvoll bleiben dürfen.

Daß seine Art, sprachliche Dinge zu behandeln, übrigens auch jetzt noch Freunde und Nachahmer findet, zeigen die unterhaltsamen **Sprachheiterkeiten** von Richard von Wilpert (Leipzig, Oswald Mutze), mit nicht geringem Geschick durchgeführte Plaudereien über sprachliche Fragen, die unter der lächelnden Maske des Schalks manches Beherzigenswerte vorzutragen wissen. Neues freilich kann ich in den anderthalb Dutzend Kapiteln kaum entdecken; wenn der Witz nicht wäre, der uns manchen alten Bekannten in neuem Licht sehen läßt, möchte uns das meiste als „Olle Kamellen“ erscheinen. In dieser leichten, durch dramatischen Dialog belebten Darstellung dagegen hören wir von der mangelnden Logik in der Rede, von Wortverrenkungen, französischem Deutsch, kindlichen Auslegungen, Doppelsinnigem, Wortverrenkungen und anderem immer noch gern erzählen. Nur könnte dann und wann trotz oder gerade wegen der scherzhaften Einkleidung desto deutlicher und eindringlicher der innerliche Ernst der Dinge zum Ausdruck kommen.

Auf den Bahnen Friedrich Kluges, dem wir das erste wissenschaftliche „Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache“ verdanken, wandelt ein bequem und gefällig ausgestattetes Handbuch von Paul Imm. Fuchs: **Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage.** (Stuttgart, Hobbing u. Büchle.) Es ist aus einem von dem Verfasser in seiner eigenen Lehrthätigkeit lebhaft empfundenen Bedürfnis des deutschen Unterrichts entstanden und wendet sich infolgedessen hauptsächlich an alle Lehrer der deutschen Sprache, die nach einem Führer auf den vielverschlungenen Pfaden der Sprachforschung Begehr tragen, ohne zu eigenen Studien auf diesem Gebiete Zeit und Vorbildung genug zu besitzen. Den Zwecken der Schule entsprechend berücksichtigt der Verfasser nicht nur die wichtigsten Wörter der hochdeutschen Schriftsprache, sondern zieht auch die gebräuchlichsten Fremdwörter herbei und unternimmt namentlich auch gelegentliche Ausflüge in die Mundarten. Und gerade diese Verquickung des geläufigen Sprachschatzes erweist sich, wie zahlreiche Beispiele zeigen, für die Verlebendigung des an sich scheinbar so trockenen Stoffes als besonders fruchtbar. Da das Büchlein zumeist aus zuverlässigen Quellen schöpft (Kluge, Sanders, Heyse), so darf man sich ihm schon anvertrauen; gelegentliche Fragezeichen freilich wird man, wie überall auf etymologischem Gebiete, auch hier noch mit in den Kauf nehmen müssen.

Durchaus feuilletonistisch geartet sind die losen Plaudereien, die Hans Brennert unter dem Titel **Modeworte** vereinigt hat. (Berlin, F. Fontane u. Co.) Und doch stecken Ansätze echter Forschung darin, denn auch diese scheinbar wurzellosen Redeblumen, die der Verfasser hier „zu fröhlicher Urständ an das Licht gefördert hat“, gehören in das Herbarium der volkstümlichen Sprachforschung, das, seit man den „Slang“, die „Parisismen“ und die „Berolinismen“ entdeckt hat, einen Ehrenplatz in dem Studierzimmer des Germanisten einnimmt. Nicht in Gestalt eines sinnenden Wörterbuches, das Geist und Geschichte der Wörter wissenschaftlich verzeichnet, sondern hübsch flott und leicht in eiligen Augenblicksbildern werden die luftigen Tänze solcher sprachlichen Mode-Eintagsfliegen wie „gletscherhaft“, „pyramidal“, „Danke, Komma“, „Du ahnst es nicht“ und anderer auf die Platte gebracht — „beispielmäßig“, wie der Dusterer im „G'wissenswurm“ sagt. Das allerliebst ausgestattete Büchlein sorgt für eine unterhaltsame Stunde und giebt zudem jedem, der fremde Anregungen selbständig weiterzuspinnen versteht, auch allerlei Ernstes und Deutsames zu denken. Nur manchmal sind, was recht verwirrend wirkt, die rechten Grenzen nicht innegehalten: „geflügelte Worte“, wie sie im Büchmann stehen, sollten ebensowenig als „Modeworte“ abgethan werden, wie manche feuchtfröhlichen Sprachschöpfungen der Studentenlaune, die Friedrich Kluge vor Jahren schon in seiner „Studentensprache“ behandelt hat.

Von all den mehr oder weniger subjektiv gefärbten Sprachanwälten kehrt man auch heute noch gern zu dem altbewährten Buche von Karl Gustav Andresen **Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit** zurück, das soeben in der achten, neu durchgesehenen Auflage erschienen ist. (Leipzig, O. R. Reisland.) Auch hier wird an einzelnen Stichproben stilistische und ästhetische Kritik geübt und also gleichfalls mit Beispielen Stein für Stein eine praktische „Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen“ aufzubauen gesucht; aber die Quellen dieser Sammlung sind lauterer, und so gewinnt das Werk von vornherein einen ungleich höheren Standpunkt, als seine Rivalen ihn einnehmen. Wer vornehmlich aus Goethes und Jakob Grimms Schriften schöpft und sich, was die flüchtige Tageslitteratur angeht, fast allein an den vornehmen Stil der „Kölnischen Zeitung“ hält, der wird eine viel ebenere und höhere Straße ziehen, als wer mit seiner kritischen Sonde in den untersten Gründen des Zeitungsstiles herumstochert. Wie schon der Titel sagt, tritt der Verfasser energisch dem alten Adelungschen Grundsatze von der Unverletzlichkeit des Sprachgebrauchs entgegen und sucht zwischen ihm und der regelgebenden Grammatik eine vermittelnde Brücke zu schlagen. Ein gutes Inhaltsverzeichnis, sowie übersichtliche Kolumnentitel erleichtern jetzt wesentlich den Gebrauch des längst erprobten Ratgebers.

F. D.

* * *

Das Leben Michelangelos, beschrieben von seinem Schüler Ascanio Condivi, aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Hermann Pemsel. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) — In diesem gut ausgestatteten und mit neun schönen Lichtdrucken nach Werken des Meisters geschmückten Bande erhält der deutsche Leser eine würdige und stilvolle Übersetzung einer der beiden großen Biographien Michelangelos, die noch in seiner Zeit von Italienern verfaßt wurden. Die eine stammte von Vasari, die andere von Condivi. Vasari hatte ohne gute Quellen gearbeitet und mußte die zweite Auflage der Biographie völlig neu bearbeiten, nachdem indessen Condivis Werk erschienen war, das einen bedeutend authentischeren Wert besaß. Condivi ist origineller und ehrlicher als Vasari, und man neigt jetzt dazu, vieles von seinen Erzählungen als direkte Überlieferung des Meisters zu nehmen, der mit diesem minderwertigen Maler sehr viel verkehrt hat. Condivi ist heute noch eine angenehme und anregende Lektüre. Der Übersetzer hat für den gebildeten Leser eine große Zahl von Anmerkungen hinzugefügt, die ein ganzes Bild des zeitgenössischen Kunsttreibens einschließen.

Franz Liszt. Ein Lebensbild von Eduard Reuß. (Dresden, Carl Reißner.) — Diese mäßig ausgedehnte Biographie erschien in einem Kollektiv-Unternehmen, das unter Leitung von Gustav Dierck „Männer der Zeit" behandelt. Reuß ist selbst Musiker und schriftstellerisch gebildet genug, um eine befriedigende Biographie verfassen zu können. Daß in diesem Rahmen eine wirklich vertiefte Anschauung des Lisztschen Lebens zu finden wäre, konnte man kaum erwarten. In den ersten Teilen liest sich das Buch gut, gegen Schluß nimmt es ein Galopptempo an und hat für die wichtigsten Erlebnisse und Werke Liszts nur immer wenige Zeilen übrig. Ein Grundfehler ist die Unübersichtlichkeit. Reuß schreibt in einem Atem fort. Er teilt sich den Stoff nicht ein und er giebt auch kein Register. Wer das Buch als Nachschlagewerk benutzen will, wird bald die Unmöglichkeit einsehen. Und doch hätte darauf Rücksicht genommen werden müssen. Ein Vorzug ist der vernünftige Standpunkt, der dem galanten Leben des Meisters gegenüber eingenommen wird. Die Briefe, welche nach der großen dreibändigen Biographie Liszts von Lina Ramann erschienen sind, konnten öfter Verwendung finden. Da das Buch der Lina Ramann, das in seinem Material niemals wird überwunden werden können, in seiner Sprache so ganz verunglückt ist, begrüßt man eine Lisztbiographie, die in einem geschmackvollen Deutsch geschrieben ist, gewiß mit Vergnügen.

Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Von Adolf Hasenclever. (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.) — Es liegt hier eine zweite Reihe von religiös-ästhetischen Aufsätzen vor, die der Stadtpfarrer in Freiburg i. B. veröffentlicht. In der großen christlichen Kunstlitteratur giebt es viele Sünden, diese Aufsätze gehören nicht dazu. Über allerlei historische und ästhetische Dinge, über den protestantischen Kirchenbau, über die moderne religiöse Malerei wird in einer sehr vernünftigen Weise geredet. Die Art, wie der Verfasser die Kunst ansieht, ist zwar nicht sonderlich tief, von dem wahren innersten Wesen des Künstlers, der Natur des Schaffens ist ihm noch keine rechte Vorstellung geworden. Aber diese Nüchternheit begeht wenigstens niemals einen Fehler des Fanatismus oder der Tendenzkritik und trifft den Durchschnitt. Besonders die historischen Kapitel und die Entwickelung des protestantischen Kirchenbaus liest man mit Vergnügen und nicht ohne vielfache Belehrung.

Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen. Von W. Weißheimer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein Memoirenwerk, das man als ehrlich nehmen wird, ohne sich über die Unbedeutendheit seines Verfassers zu täuschen. Hätte der Verfasser die Selbsterkenntnis wirklich besessen, die er bisweilen zu zeigen bestrebt ist, so hätte er dem Leser erspart, in ihm einen Menschen kennen zu lernen, der von dem wahren Wesen Wagners herzlich wenig verstanden hat. Es ist sehr ergötzlich zu sehen, wie Herr Weißheimer schließlich nur seine Werke anbietet und gar nicht merkt, daß Wagner ihn innerlich ausgelacht haben muß. Wagner, wie jeder Herrscher, hatte solche Leute in seiner Umgebung, die er teils aus irgend einer Erkenntlichkeit nicht ganz abweisen konnte, teils zu irgend einem Zwecke, sei es auch bloß zur Unterhaltung, brauchte. Solche Leute, wenn sie nur ein gutes Gedächtnis haben, können allerlei aus dem Leben erzählen. Je naiver sie sind, desto weniger interessiert ihre Person, und desto mehr tritt das rein Stoffliche hervor. So ist's in dem Weißheimerschen Buche. Es bleibt sehr viel übrig zur Zeitgeschichte, und viele gute Briefe sind dem Werke einverleibt. Wenn man das alles unter dem richtigen Gesichtspunkte liest, freut man sich sehr über diese neue Gelegenheit, einen Wagner, Liszt, Bülow wieder einmal als lebendige Menschen zu sehen. Unter den Memoirenwerken der letzten Zeit steht dieses Buch in erster Reihe.

Kunstgewerbliche Stilproben. Von K. Berling. (Leipzig, Karl W. Hiersemann.) — Auf Veranlassung des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern hat der Verfasser zur schnellen Kenntnisnahme der verschiedenen Stiläußerungen auf kunstgewerblichem Gebiete eine Zusammenstellung von zweihundertvierzig Bildern besorgt, auf dreißig Tafeln, mit allgemein erklärendem Text, die einem oberflächlichen Studium genügen wird und als erste Unterstützung bei der Stilkritik empfohlen werden kann.

Geschichte der rheinischen Städtekultur. Von Heinrich Boos. Herausgegeben im Auftrage von Cornelius W. Frhr. Heyl zu Herrnsheim. (Berlin, J. A. Stargardt.) — Uns liegt die erste Lieferung dieses ausgezeichneten Werkes vor, das eine große Kultur in gebührender Form dem Leser nahe bringt. Es ist ein gutes Buch,

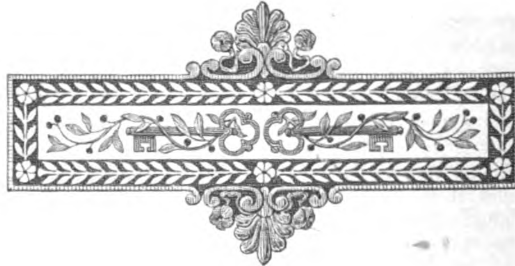
auch nach dem Maßstab, den Bücherliebhaber anzulegen gewohnt sind, von glänzender Ausstattung und mit Illustrationen von Sattler, der gerade für diese Dinge die rechte Begabung mitbringt. Wir werden nach Schluß der auf achtzehn Nummern berechneten Lieferungsausgabe auf das Werk zurückkommen.

Geschichte der Musik. Von H. A. Köstlin. (Berlin, Reuther u. Reichard.) — Die erste Lieferung der Neubearbeitung liegt vor (es ist die fünfte Auflage eines in weiten Kreisen beliebten Werkes). Die antike Musik ist der Inhalt des Heftes, das, von Karl Schmidt bearbeitet, durchaus brauchbar ist, sich aber nicht immer auf der Höhe der Forschung hält. Ein trefflicher Musikhistoriker, Nagel, ist für die weiteren Bände gewonnen.

Bauten des Kaisers Hadrian. Von Karl Schulteß. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter.) — Eine nützliche populäre Zusammenstellung und Erläuterung der wichtigsten Bauten und Ruinen aus der Hadrianschen Zeit, die ja mit den interessanten Bestand der kaiserlich römischen Architektur bilden und dem Gelehrten wie dem Reisenden gleich geläufig sind. O. B.

* * *

Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel. Mit beschreibendem Text von Professor Dr. William Marshall. Mit 238 Holzschnitten nach Zeichnungen von G. Mützel, Fr. Specht, Rob. Kretschmer, W. Kuhnert, L. Beckmann, Ch. Kröner und anderen. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) — Wie in dem vorhergegangenen Bande „Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere“, bietet auch hier die Verlagshandlung eine mustergültige Volksausgabe der weltbekannten Abbildungen aus Brehms Tierleben, die man, soweit es Schwarzdruck betrifft, wohl noch immer als die vollendetsten ihrer Art bezeichnen darf. Sie hat sich damit den Dank aller derer erworben, die diesen Schatz des deutschen Büchertums gern weiteren Kreisen als bisher zugänglich machen möchten; und das dürften wohl alle sein, denen die Hebung des Kunst- und Natursinnes in unserem Volke am Herzen liegt. Die Darstellungen sind durchweg mit innigem Verständnisse dem Leben abgelauscht und von der Meisterhand unserer ersten Tiermaler künstlerisch wiedergegeben. Der von Professor Marshall verfaßte erklärende und beschreibende Text ist kurz und übersichtlich gefaßt; er entspricht seinem Hauptzwecke, beim Nachschlagen als ein zuverlässiger Auskunftserteiler zu dienen. Was die Benutzung des Werkchens betrifft, so möchte ich namentlich auch seine Verwendbarkeit beim Unterricht betonen, besonders da, wo die Verhältnisse große Aufwendungen für umfangreichere Anschauungsmittel nicht gestatten. Gute, ja vielfach unersetzliche Dienste dürfte es in dieser Hinsicht beim Einzelunterrichte durch Erzieher und Erzieherinnen auf dem Lande leisten. Ich möchte aber weitergehen und die Frage aufwerfen, ob es sich nicht empföhle, auf den untersten Stufen des naturgeschichtlichen Schulunterrichtes den Kindern selbst solche Werke geradezu statt der bisher üblichen Lehrbücher in die Hand zu geben; denn den Text vermag hier, wie auch immer mehr anerkannt wird, doch nur das lebendige Wort des Lehrers zu liefern. Anders steht es mit den Bildern; sie sind unersetzlich, sei es auch nur, wenn es sich um eine Wiederholung früherer Pensa oder um einen Ersatz für versäumte Unterrichtsstunden handelt. — Die Ausstattung des Buches ist vornehm-einfach und zweckmäßig. Eine Kleinigkeit, die abgerundeten Ecken des halbsteifen Einbandes, scheint mir in dieser Beziehung noch besonderer rühmender Hervorhebung wert zu sein. Th. Z.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT 202 Main Library 4356

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

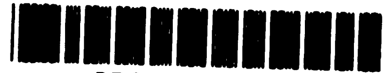
LIBRARY USE ONLY
MAR 08 1989
CIRCULATION DEPT.

RECEIVED BY
MAR 08 1989
CIRCULATION DEPT.

FORM NO. DD6
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

YD 07268

U.C. BERKELEY LIBRARIES



910823

1P30
W4
v.84

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

